Deutsche Dichtung

0902
2947

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Neunter Band.

Oktober 1890 bis März 1891

Berlin.

Verlag von A. Haack.

1891.

Digitized by Google

Druck von A. Haack in Berlin NW.

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des IX. Bandes.

Seite

Adler, Friedrich, in Prag 296
Amyntor, Gerhard von, in Potsdam 282

Beck, Martin, in Berlin 151. 227
Behrend, Ernst, in Charlottenburg 302
Bienenstein, Karl, in Reinsburg 65
Binswanger, Otto, in Jena 303
Börne, Ludwig (Ungedruckter Nachlaß) . . . 51

Dahn, Felix, in Breslau 196
Dessoff, Albert, in Frankfurt a. M. . 141. 302
Du Bois Reymond, Emil in Berlin . . . 74

Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien 150. 161
Eckstein, Ernst, in Dresden 70. 155. 267. 279. 280
Eulenburg, Albert, in Berlin 75
Exner, Siegmund, in Wien 129

Falke, Gustav, in Hamburg 39. 227
Fitger, A., in Bremen 39. 118
Forel, August, in Zürich-Riesbach 125
Frey, Adolf in Aarau 25
Franzos, Karl Emil, in Berlin 1. 29. 33. 49. 57. 71. 81. 97. 109. 146. 152. 171. 184. 197. 203. 209. 254
Friedmann, Fritz, in Berlin 102
Fuchs, Fr., in Bonn 180
Fuchs, Reinhold, in Gera 96. 152. 244
Fulda, Ludwig, in Berlin 17. 89

Godin, A., in Hannover 197. 250
Goethe, (Ungedruckter Nachlaß) . 32. 99. 153. 254
Goethe, Elisabeth, (Frau Rath) (Ungedruckter Nachlaß) 99
Grillparzer, Franz, (Ungedruckter Nachlaß) 186. 187
Grüninger, Hans M., in Konstanz . . 96. 262

Hartung, Otto, in Wien 106
Hang, J. C. F., (Ungedruckter Nachlaß) . . . 99
Helmholtz, H. von, in Berlin 125
Herold, Franz, in Prag 151. 244
Heyse, Paul, in München 10. 40. 66. 90. 120. 142. 175. 198
Hirt, L., in Breslau 207
Hoffmann, Eduard, in Basel 124
Huber, L. F., (Ungedruckter Nachlaß) 101
Huber, M. Th., (Ungedruckter Nachlaß) . . . 101

Jacobi, (Ungedruckter Nachlaß) 101
Jacobi, Lotte, (Ungedruckter Nachlaß) 101
Jean Paul, (Ungedruckter Nachlaß) 29

Seite

Jensen, Wilhelm, in München 9. 39. 133. 163. 189. 213. 228. 237. 276
Johannes, Emil, in Sondershausen 296
Jolly, Friedrich, in Berlin 179
Jordan, Wilhelm, in Frankfurt a. M. . 178. 220

Kahler, A., in Wien 252
Keller, Gottfried, (Ungedruckter Nachlaß) 24. 182. 232
Klein, Anton von, (Ungedruckter Nachlaß) . . 101
Klie, Anna, in Braunschweig . . 96. 227 250. 302
Knussert, Rudolf, in München 96. 150
Krafft-Ebing, R. v., in Wien 251
Kunze, Wilhelm, in Salder 296

Lingg, Hermann, in München 17. 19. 46. 89. 119. 150. 162. 244
Löbner, Heinrich, in Landsberg a. W. . . . 302

Mackowsky, Hans, in Berlin 227
Meinhardt, Adalbert, in Hamburg . . 261. 285
Mendel, E., in Berlin 304
Meurer, H., in München 151. 250. 302
Meyer, Konrad Ferdinand, in Zürich-Kilchberg 23. 162. 172

Nothnagel, Hermann, in Wien 179

Oswald, J. H., in Basel 249
Ottmer, F., in Berlin 202

Pleß, Karl v., in Breslau 197
Preuschen, Hermine von, in Nizza . 96. 178. 301
Preyer, W., in Berlin 78

Recke, Elisabeth von der, (Ungedruckter Nachlaß) 101
Roquette, Otto, in Darmstadt . 17. 65. 124. 295
Rückert, Friedrich, (Ungedruckter Nachlaß) 158. 203

Salmer, Bruno, in Hamburg 96
Specht, Richard, in Wien 301
Stern, Maurice von, in Zürich 249

Telmann, Konrad, in Nizza 275
Tiedge, C. A., (Ungedruckter Nachlaß) . . . 29

Unzelmann-Bethmann, Friedrike, (Ungedruckter Nachlaß) 31. 101. 152. 254

Vischer, Friedrich Theodor, (Ungedruckter Nachlaß) 18. 45. 95. 124. 145. 170. 183. 232. 268 307

Waldmüller-Duboc, Robert, in Dresden . . 150
Werherr, Armin, in Aschach 96
Wilbrandt, Adolf, in Rostock 221. 245. 269. 297
Wille, Fr., in Marienfeld 260

0902 .2947 v.9-10 S.P. 9/02

(RECAP)

Digitized by Google

Inhalt des IX. Bandes.

Seite

Novellen und Erzählungen.

Der Gott des alten Doktors. Novelle von Karl Emil Franzos 1. 33. 57. 81. 109. 146
Deutscher Sommerregen. Novelle von Wilhelm Jensen 133. 163. 189. 213. 237. 276
Eifersucht. Novelle von Adalbert Meinhardt 261. 285

Lyrik.

Rückkehr. Von Wilhelm Jensen 9
So kurze Zeit. Von Otto Roquette 17
Vor Kränzen. Von Hermann Lingg 17
Aufruf. Von Ludwig Fulda 17
Julimittag. Von Wilhelm Jensen 39
Nacht. Von Gustav Falke 39
2. Corinther 8, V. 9. Von A. Fitger . . . 39
Alte Klänge I. II. Von Otto Roquette . . . 65
„Nur eine Rast war's". Von Karl Bienenstein 65
Die Größten. Von Hermann Lingg 89
Tönen von List. Von Reinhold Fuchs . . . 96
„Ach mir hilft kein Mut". Von Anna Klie. 96
Nur einmal. Von Armin Werherr 96
Saremo felici. Von Hermine von Preuschen . 96
Am Rhein. Von Hans M Grüninger . . . 96
Lied. Von Bruno Salmer 96
Die Dichtung. Von Rudolf Knuffert. . . . 96
Nachts. Von Hermann Lingg 119
Frühmorgen in der Puszta. Von Eduard Hoffmann 124
Liebe I. II. Von Otto Roquette 124
Ungelungen. Aus dem Englischen des T. B. Aldrich von Albert Dessoff 141
Herbstmond. Von Hermann Lingg 150
Schneesterne. Von Rudolf Kruffert 150
Vorm Jahr. Von Robert Waldmüller-Duboc 150
Wie lange. Von H. Meurer 151
Gebirgsöde. Von Reinhold Fuchs 151
Wiedersehen? Von Franz Herold 151
Vor dem Winter. Von Martin Beck 151
Urquell. Von Hermine von Preuschen . . . 178
Festspruch. Von Felix Dahn 190
Die Isar brauft! Von A. Godin 197
Robert Koch. Von Karl von Pleß 197
Der alte Martin. Von Karl Emil Franzos . 197
Kirschenfest zu Naumburg. Von F. Ottmer . 202
Der Sänger. Von Hans M. Grüninger . . 202
Am Ziel. Von Anna Klie. 227

Seite

Mein Leben. Von Hans Mackowsky 227
Winternacht. Von Martin Beck 227
Nächtlicher Besuch. Von Gustav Falke . . . 227
Römische Veteranen im Norden. Von Herm. Lingg 244
Westerland. Von Reinhold Fuchs 244
„Du Sonnenlicht". Von Franz Herold . . . 244
Regenidyll. Von Maurice von Stern 249
Zeitgedanken. Von J. G. Oswald. 249
Im Herbst. Von Anna Klie 250
Das Haupt empor. Von A. Godin 250
Gedichte von Ernst Eckstein:
Am Fuß des Pilatus 267
Wiedersehen 267
Der Backfisch 267
Gedichte von Friedrich Theodor Vischer (Ungedruckter Nachlaß)
Nach Dorpat (März 1887) 268
Erbsünde. 268
Geburtstagswunsch für einen Alten . . . 268
Wolkenschatten. Von Konrad Telmann . . . 275
Vollbracht. Von Emil Johannes 296
Leidenschaft. Von Hermine von Preuschen . . 301
Wir beide. Von Richard Specht 301
Weißt Du? Von Anna Klie 302
Sturmnacht. Von H. Meurer 302
Unsühnbar. Aus dem Englischen des T. B. Aldrich von Albert Dessoff 302
Späte Sonne. Von Heinrich Löbner 302

Tenzonen.

Shakespeares Regel. Von Wilhelm Jordan . 178
Glückauf. Von Wilhelm Jordan 220
Moderne Forderungen. Von Otto Roquette . 295

Parabeln, Sprüche und Aphorismen

Das hohe Epigrammenlied auf Herrn Schlocks rothe Nase. Von Friedrich Theodor Vischer (Ungedruckter Nachlaß) 18. 45. 65. 95. 124. 145. 170
Aphorismen von Jean Paul (Ungedruckter Nachlaß) 29
Sprüche von Ludwig Fulda 89
Parabeln von Marie von Ebner-Eschenbach Geschwister 150. Einsam 161. Das rechte Licht 161. Der Verwöhnte 161
Dampfbetrieb. Von Wilhelm Kunze 296

Digitized by Google

Seite

Epische Dichtungen.

Die Steinbockfee. Eine Bergmythe von Hermann Lingg 19. 46
Onkel und Nichte. Eine Romanze von Ernst Eckstein 70
Die Geige. Ein Märchen von A. Fitger . . 118
Das Kaiserliche Schreiben. Von Konrad Ferdinand Meyer 162
Die Marodeure. Ballade von Hermann Lingg . 162
Legende. Von H. Meurer 250
Michelangelo Von Friedrich Adler 296
Kleine Ballade. Von Ernst Behrend 302

Dramatische Dichtungen.

Die schlimmen Brüder. Volksschauspiel in vier Akten und einem Vorspiel von Paul Heyse 10. 40. 66. 90. 120. 142. 175. 198
Lucifer. Schauspiel in vier Aufzügen von Adolf Wilbrandt 221. 245. 269. 297

Essays.

Erinnerungen an Gottfried Keller. Von Konrad Ferdinand Meyer 23
Gottfried Keller. Von Adolf Frey 25
Aus Goethes Briefwechsel mit Friedrike Unzelmann-Bethmann. Mitgeteilt von Karl Emil Franzos. I. 29. II. 97. III. 152. IV. 254
Börne und die Frauen. Von Karl Emil Franzos 49
Die Suggestion und die Dichtung. Eine Anfrage von Karl Emil Franzos 71 und Gutachten von Prof. Dr. Emil Du Bois-Reymond 74, Prof. Dr. Albert Eulenburg 75, Prof. Dr. W. Preyer 78, Prof. Dr. H. v. Helmholtz 125, Prof. Dr. August Forel 125, Prof. Dr. Siegmund Exner 129, Prof. Dr. Hermann Nothnagel 179, Prof. Dr. Friedrich Jolly 179, Prof. Dr. Fr. Fuchs 180, Prof. Dr. L. Hirt 207, Prof. Dr. R. v. Krafft-Ebing 251, Prof. Dr. A. Kahler 252, Prof. Dr. Otto Binswanger 303, Prof. Dr. E. Mendel . 304
Zensur und Schaubühne. Von Rechtsanwalt Dr. Fritz Friedmann 102
Der neue Musen-Almanach. Von Ernst Eckstein 155
Die Geschichte des Erstlingswerks.
Vorbemerkung des Herausgebers . . . 171. 228
Mein Erstling: „Huttens letzte Tage". Von Konrad Ferdinand Meyer 172
Was war mein Erstling? Von Wilhelm Jensen 228
Mein Erstling: „Schach der Königin." Von Ernst Eckstein 279
Briefwechsel zwischen Gottfried Keller u. Friedr. Theodor Vischer . . . I. 181. II. 232. III. 306
Zu Grillparzers hundertstem Geburtstag (15. Jan. 1891). Von Karl Emil Franzos 184
Ungedruckte Sprüche und Briefe von Franz Grillparzer 187
Aus Friedrich Rückerts Frühzeit. Mitgeteilt von Karl Emil Franzos 203
Ein Billet Heinrich von Kleists 253

Seite

Zu Heines Wintermärchen. Mit einer Zuschrift von Fr. Wille 260
Ernst Eckstein. Von Gerhard von Amyntor . 282

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Dramen von Heinrich Kruse („Fastnachtsspiele", „Arabella Stuart") 55
Biographische Quellenwerke. (B. v. Biedermanns „Gespräche Goethes", Eugen Nägeles „Aus Schubart's Leben", Wilhelm Pregers „Tischreden Luthers", Hermann Erkers „Robert Schumanns Leben in Briefen"). Besprochen v. Otto Hartung 106
Neue Lyrik (Adolf Wilbrandts „Neue Gedichte", Ludwig Fuldas „Gedichte") 157
Ein politischer Spruch Rückerts 158
Die Gedichte des „Unbekannten". Besprochen von Karl Emil Franzos 209
Neue Burns-Übertragungen (Gustav Legerlotz' „Robert Burns Gedichte in Auswahl", Edmund Ruete's „Gedichte von Robert Burns") . . . 235
Türkische Volkslieder. (Leopold Grünfelds „Anatolische Volkslieder") 307

Litterarische Notizen.

Bayrische Dialekt-Gedichte 32
„Aus Th. A. Herrmanns poetischem Nachlaß" 32
Richard Rothe: „Stille Stunden" 32
Grätlich: „Was können wir aus Freytags „Ahnen" lernen? 32
Franzos: „Judith Trachtenberg" 56
Josef Mauthner: „Gedichte" 56
Zum Briefwechsel Goethe-Unzelmann . . . 56
Eduard Engel: „Wand an Wand" und andere Novellen 56
L. Rafael: „Gedichte" und Emma Croon-Meyer: „Liederborn" 108
Mörikes Gedichte 108
Sophie Christ: „Orientalische Tagebuchblätter" 108
Zum Briefwechsel Goethe-Unzelmann . . . 131
„Theater und Kirche". Von einem Theologen . 131
Hermann Ludwig: „Deutsche Kaiser und Könige in Straßburg" 131
John Brinckmann: „Kaspar Ohm un ick" . . 131
A. Heintzeler: „Gott schütze dich" 131
Paul Heyse: „Liebeszauber 159
Georg Ebers: „Drei Märchen 159
Ernst Harmening: „Osterburg" 159
K. Th. Gaedertz: „Emanuel Geibel. Denkwürdigkeiten" 159
Muncker's Lessing-Ausgabe 159
Arthur Rey's „Keime und Knospen" 160
Druckfehler-Berichtigung 188
„Beiträgen aus Österreich" 188
E. Elsters Ausgabe von H. Heines Werken . . 211
„Für und wider den Tabak" 212
L. Rosner: „Erinnerungen an Anzengruber" . 212
Ego: „Ahasver" 212
P. Nerrlich: „Herr v. Treitschke und das junge Deutschland" 212
John Lubbock: „Freuden des Lebens" 212

Digitized by Google

Seite

Adolf Beetſchen: „Hoch vom Säntis an“ . . 212
Wilhelm von Polenz: „Die Verſuchung“ . . . 212
Hermund Eiche: „Gedichte“ 212
Geſammelte Schriften von Tolſtoj 260
Fr. Dernburg: „Der Oberſtolze“ 260
Eduard Reuß: „Hiob“ 284
A. v. d. Elbe: „Die Junker von Luzern“ . . 284
A. Evers: „Auch ein Franzoſe“ 284
Ernſt Wichert: „Das Grafenkind“ 284

Autographen.

Gottfried Keller: Abendlied 24
Ludwig Börne: „Ich fühle das Wehen der ſeidnen Nacht“ 51
Aus dem Stammbuch der Friedrike Unzelmann-Bethmann. Eintragungen von Goethes Mutter, Goethe, C. A. Tiedge und J. G. F. Haug 99
Franz Grillparzer: Aus dem Manuſkript des Trauerſpiels „Sappho“ 186

Seite

Heinrich von Kleiſt: Billet an die Rahel . . . 254
Ernſt Eckſtein: Spruch 280

Porträts.

Gottfried Keller. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1886 auf Holz gezeichnet . . 23
Friedrike Unzelmann-Bethmann. Nach dem Gemälde von H. Dähling aus dem Jahre 1804 auf Holz gezeichnet 97
Franz Grillparzer. Jugendporträt. Nach dem Gemälde von Daffinger auf Holz gezeichnet. Faſsimile der Unterſchrift nach einem Schreiben von 1822 184
Franz Grillparzer. Porträt aus den letzten Lebensjahren. Nach dem Gemälde von F. Feliz auf Holz gezeichnet. Faſsimile der Unterſchrift nach einem Albumblatt von 1867 185
Ernſt Eckſtein. Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet 279

Digitized by Google

Der Gott des alten Doktors.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

„So haben wir einander erkämpft!“ schloß Frau Hedwig ihre Erzählung. Eine feine Röte hatte sich allmählig über die edlen, bleichen Züge gebreitet; es war, als leuchte das Antlitz der alten Frau. „Und drei Monate darauf war unsere Hochzeit; es sind gerade heute dreißig Jahre her. Aber das wissen Sie ja! Sie wissen, daß wir Sie eben darum gebeten haben, diesen Abend bei uns zu verbringen. Wir sind ja sonst so allein, unsere Ehe ist kinderlos geblieben. . .“

Ihre Stimme zitterte bei diesen Worten, jedoch gleich darauf klang sie wieder klar und fest. „Aber wir sind dennoch sehr glücklich gewesen. Nicht wahr, Ernst? Und wir haben es beide keinen Augenblick bereut, daß Du damals just vor meines Vaters Hause den bösen Fall vom Pferde gethan hast?!“

Sie legte ihre Hand auf den Arm des Gatten. Dieser erwiderte nichts, aber mit seiner Rechten hielt er die ihre fest und mit der Linken füllte er die Gläser des kleinen Kreises. Er that dies recht ungeschickt und verschüttete viel auf das Damasttuch mit den eingewirkten Schäfern, vielleicht weil er die Linke zum Einschenken gebrauchte, oder weil ihm etwas in's Auge gekommen: der alte Mann blinzelte so sonderbar. Dann erhob er stumm sein Glas und ließ es an das der Andern anklingen.

Auch von den Gästen sprach Niemand. Es waren nur ihrer zwei: ein alter, hagerer Herr mit etwas düsterem Antlitz und klugen, raschen Augen, und neben ihm ein gleichfalls ältlicher, wohlbeleibter katholischer Priester. Und der rief dann plötzlich mit seiner wohlklingenden, salbungsvollen Stimme in die allgemeine Stille hinein:

„Gott hat Sie wunderbar geführt — gelobt sei Gott!“

Der Hausherr nickte ernst. Aber der andere Gast riß den halbgeleerten Kelch von den Lippen und stellte ihn so heftig vor sich hin, daß einige Tropfen über den Rand schlugen und dort eine Schäferin ertränkten und eine halbe Heerde dazu. Freilich nahm er das Glas sogleich wieder auf und leerte es bis zur Nagelprobe, aber dann konnte er doch nicht umhin, dem Priester zu sagen:

„Herr Kanonikus! Ich gratuliere Ihnen zu dem gelungenen Toast auf den lieben Gott!“

„Herr Medizinalrat“, schnarrte dieser gereizt. „Wie können Sie — — aber was soll man sich da wundern oder ärgern? Sie glauben eben nicht an Gott; das weiß ich und jedes Kind in Linz.“

„Dann wissen Sie und jedes Kind in Linz eine Unwahrheit.“ Der alte Doktor ließ die heftigen Worte langsam und gelassen von den Lippen fallen; er war wieder sehr ruhig geworden.

Aber der Kanonikus wurde heftig. „Herr Medizinalrat —“

„Meine Herren . . .“ suchte die Hausfrau erschreckt zu begütigen.

Der Arzt nickte ihr freundlich zu. „Lassen Sie nur, Frau Hedwig,“ sagte er lächelnd. „Der Kanonikus und ich — eine lange Bekanntschaft, fünfundzwanzig Jahre! — und ein langes Streiten, gerade auch fünfundzwanzig Jahre! Es schadet weder an der Gesundheit noch an der Freundschaft. Aber nothwendig ist's freilich zu beidem nicht. Nun, ich habe mindestens den einen Trost: ich bin nie derjenige, der anfängt . . .“

„Nein! das ist zu viel!“ Der Kanonikus schlug heftig die Hände zusammen, faltete sie dann aber und erhob sie gegen den Himmel. „Gott ist mein Zeuge und die Freunde hier: Sie waren's und ohne allen Grund . .“

Digitized by Google

„Ohne allen Grund — ja wohl!“ Der alte Herr lehnte sich behaglich zurück. „Aber Sie waren's, lieber Kanonikus! Starren Sie nicht so erregt zur Zimmerdecke empor, sie thut Ihnen doch nicht den Gefallen, über meinem Kopfe zusammenzustürzen; sie thut's gewiß nicht. Hören Sie lieber demütig, was und wie Sie an mir gefrevelt haben. Sie haben mir durch Ihren Ausruf eine Empfindung getrübt, die so freudig und erhebend war, wie sie uns in diesem jämmerlichen Leben nicht häufig gegönnt ist. Die Erzählung unserer lieben Freundin hatte mich merkwürdig angeregt und ergriffen. Nicht etwa, daß sie das wäre, was man so gemeiniglich interessant nennt — im Gegenteil! Daß ein Zufall oder Unfall zwei junge Leute verschiedenen Standes zusammenbringt, daß die Liebe wie ein Blitz in ihr Herz schlägt, und daß sie dann einander erkämpfen, trotz aller widrigen Verhältnisse, dies ist alles so — verbraucht, daß etwa ein Novellist kaum noch wagen würde, den Stoff zu bearbeiten. Aber wenn man nun derartiges frisch, wahr und natürlich aus Jemandes Munde hört, der es selbst erlebt hat und den man überdies — Ernst! werde mir nicht eifersüchtig! — von ganzem Herzen liebt, dann muß man sich sagen: s'ist wahr! die Weltordnung ist eigentlich eine Weltunordnung und wer auf Erden Alles gerecht und weise findet, muß stumpfe Augen haben; s'ist wahr, unsere Macht der Selbstbestimmung ist winzig klein und auf jedem von uns wuchtet eine Last von Thatsachen und Wirkungen, für die wir nichts können und für die wir doch bitter büßen müssen — aber zuweilen trifft man doch auf ein Menschenleben, welches wert war, gelebt zu werden, zuweilen sieht man doch, daß ein gutes Herz, ein starker Wille, ein kluges Auge etwas vermögen gegen das harte, sonst fast unbeugsame Schicksal! Sehen Sie, das hab' ich gedacht und gefühlt, als wir mit den Gläsern anklangen, und das Herz war mir leicht dabei, wie schon sehr, sehr lange nicht. Denn solches Glück wird uns nicht häufig zu Teil in dieser besten aller Welten. Und darum war ich so erzürnt, als Sie mir plötzlich dreinfuhren mit Ihrem — mit Ihrem Toast!“

Der Kanonikus hatte sich während dieser Rede bemüht, seine Entrüstung niederzuhalten. Er strich über seine Soutane, als könnte er damit auch sein empörtes Gemüt glatt streichen. Aber die letzten Worte machten sein Gesicht wieder bedenklich rot.

„Toast!“ brach er los. „Wenn man von Gottes Allgüte spricht! Aber meinetwegen! — mit Ihnen will ich darüber nicht streiten! Nur eins empört mich: wie können Sie sich dagegen verwahren, daß ich Sie einen Gotteslegner nenne?“

„Weil ich an meinen Gott glaube.“

„An Ihren Gott?! — Sie haben sich also einen ganz besonderen angeschafft?“

„Ja — wie dies jeder Mensch thut!“

„W—a—s?“

„Wie jeder Mensch, wiederhole ich.“ Das Auge des alten Mannes blitzte, und er legte die Hände geballt auf den Tisch. „Wie jeder Mensch! Seit die Sonne Menschen bescheint, glauben sie an ein Höheres und so lange es Menschen geben wird, werden sie an einen Gott glauben; es ist nicht zu sagen, wie unergründlich tief wir sänken, wenn es jemals anders würde, aber der Tag wird nie kommen. Niemals, was auch die Materialisten sagen mögen, die dies stolz verkünden und sich dabei ihr Herrgöttlein aus der Retorte zusammenbrauen. Aber seit jenem Tage, da die Vernunft im Menschenhirn entglomm, bis heute, und von heute bis zur ewigen Nacht, da die Erde kalt und lichtlos wird und alles Fleisch verweht, in aller Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gab's, giebt's und wird's auch nicht zwei Menschen geben, die an einen und denselben Gott glaubten! Denn es ist unmöglich, daß zwei Menschen einander vollkommen gleichen. Und wie der Mensch, so sein Gott!“

„Aber die Millionen Christen, Juden, Türken…“

„Wie der Mensch, so sein Gott! Das gilt immer und überall, selbst wo Millionen die Umrisse eines und desselben Gottes überliefert erhalten. Es malt sich ihn dann schon Jeder je nach Stand und Bildung, je nach Gemüt und Geist, und besonders je nach seinen Schicksalen so verschieden aus, daß schließlich der Gott des Einen dem des Anderen gar nicht mehr ähnlich sieht!“

„Sophisma!“ meinte der Kanonikus. „Wenn aber Ihre Theorie wahr ist, so muß Ihr Gott jedenfalls ein sehr lauter und eifervoller Gott sein!“

„Im Gegenteil!“ erwiderte der Arzt. „Mein Gott schweigt immer, zu Allem. Sein Schweigen aber bedeutet: Es kommt Alles, wie es kommen muß — thue, wie Du sollst und was Du kannst.“

Digitized by Google

„Und wie heißt dieser Gott?“ fragte Frau Hedwig.

„Er ist namenlos.“

„Oh!“ rief der Kanonikus. „Da macht Ihnen wohl auch seine Verehrung geringe Plage?“

„Schwerere, als Sie glauben,“ war die ernste Antwort. „Ich diene meinem Gott, indem ich lebe und meine Pflicht thue.“

Darauf war es eine Weile still. Der Kanonikus rückte unruhig hin und her, aber er sagte nichts. Auch der Herr des Hauses starrte stumm und nachdenklich in das Licht der Lampe. Nur Frau Hedwig meinte endlich leise: „Armer Freund! — das ist ein düsterer Gott!“

Einen Augenblick zuckte es eigen in dem Gesicht des alten Mannes.

„Düster?! — wie man's nimmt!“ erwiderte er dann sehr ruhig, „es kommt dabei sehr auf den Standpunkt an. Uebrigens, ob er nun düster oder trostvoll, mir ist er die Wahrheit. Und darum beug' ich mich ihm.“

„Und würdest Du,“ fragte Ernst langsam, wie aus tiefem Sinnen heraus, „diesen Glauben Deinen Kindern mitteilen, oder ihn, falls Du etwa die Macht hättest, in den Schulen lehren lassen?“

„Ja!“ sekundierte der Kanonikus, „würden Sie das wagen?“

„Wagen?! Es wäre vielleicht Geringeres dabei gewagt, als bei Manchem, was man heute dort lehrt. Vielleicht! — ich will es nicht mit Bestimmtheit behaupten; ich habe nie ernstlich darüber nachgedacht. Denn Deine Frage, Ernst, könnte ich keinesfalls bejahen. Ich thät's nicht. Und zwar deshalb nicht, weil es ganz vergebliche Mühe wäre. Meinen Gott kann nicht die Schule lehren, nur das Leben. Das Kind faßt ihn nicht, über den Mann kommt er. Kurz, mein Gott läßt sich nicht durch Andere dozieren, er doziert sich selbst. Wen er ergreift und vor sich hin schmettert, der sieht ihn und sieht auch sein Walten in dem Leben der Andern. Aber sehen und verstehen ist zweierlei. Viele mißverstehen ihn und werden wüste Lumpe. Andere aber verehren ihn in seinem Geiste; sie üben, was er als Opfer heischt, ihre Pflicht!“

„Dein Gott ist nicht der meine,“ sagte Ernst mit Wärme. „Aber ich verstehe Dich; Du mußt viel gelitten haben, Hubert!“

Ein weicher Zug, fremd und unheimisch in diesem düsteren Antlitz, spielte um die Lippen des Arztes, und die sonst so kalten Augen blickten wehmütig. „Ja!“ erwiderte er leise, „ich habe sehr viel gelitten, vielleicht mehr, als ein Menschenherz so für gewöhnlich ertragen kann . . .“

„Aber Du hast's verwunden, wie ein Mann,“ sagte der Andere und bot ihm über den Tisch hin die Rechte. „Aus Deinem Unglück ist Anderer Glück gekeimt. Und Dein Leben ist doch ein beneidenswertes, Du guter Mensch! Du bist ein Wohlthäter Aller geworden . . .“

Der Arzt schlug in die dargebotene Hand ein und beugte sein Haupt, vielleicht, daß man nicht sehe, wie sein Auge im Glanze einer zurückgehaltenen Thräne schimmerte. „Kanonice!“ rief er dann in komischer Verzweiflung, „ich werde stolz! Kanonice, machen Sie mich schnell wieder bescheiden . . .“

Aber dieser schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht,“ erwiderte er ernst. „Was Gott betrifft, da werde ich Sie bekämpfen, so lang ein Atem in mir ist. Aber im Übrigen?! Wie könnte just ich, Ihr Freund, leugnen, was sonst Alle willig anerkennen?! Sie waren vorhin zu bescheiden, Doktor, Sie haben mehr gethan, als Ihre Pflicht, Ihr ganzes Leben ist ja eine Opferung auf dem Altare —“

„Meines Gottes!“

„Gleichviel! — eine Opferung für die Menschheit! Sie haben mehr gethan, als Sie sollten, Sie haben aller Anderen gedacht, nur Ihrer selbst nicht. Sie sind ja sogar allein geblieben, nur um —“

„Nein! Nein!“ fiel ihm der Arzt heftig in's Wort, „seht Ihr, wie Ihr mich überschätzt! Das war nicht mein Wille, o! im Gegenteil . . .“

„Immerhin!“ rief Frau Hedwig. „Ich habe es oft schon gedacht — es ist doch ewig schade, daß gerade Sie nicht geheiratet haben.“

„Warum gerade ich?“

„Was wären Sie für ein Gatte und Vater gewesen! Und dann um Ihretwillen! Wer liebevoll ist, ist auch liebebedürftig.“

Der alte Mann schlug die Hände vor's Antlitz. Und als er sie nun sinken ließ: noch nie hatte jemand diesen Ausdruck in seinen Zügen gesehen und diesen Ton seiner Stimme vernommen . . . „Freunde!“ rief er, „wühlt mir doch nicht das tiefste Herz auf! Ihr wißt nicht, wie's in mir ist! Zuerst die Erzählung und dann das Gespräch! Habt Erbarmen . . .“

Es war sehr still im Zimmer. Nur die Fenster klirrten leise im Sturme der Spätherbst-

Digitized by Google

nacht, der von Osten durch das offene Donauthal über die Stadt dahinbrauste.

„Es war nicht meine Absicht," fuhr der alte Mann fort. „Ich bin gegen meinen Willen einsam geblieben, durch eine fürchterliche Verkettung der Schicksale. Und eben dadurch bin ich zu meinem Gotte gekommen."

Es trieb ihn auf, er durchmaß mehrere Male hastig das Gemach. Dann blieb er stehen und sagte tief aufathmend:

„Es war entsetzlich! . . . s'ist schon lange her, aber dergleichen vergißt sich nicht und verwischt sich nicht. O! wie oft habe ich eine Nacht nur deshalb am Bette eines armen Tagelöhners durchwacht, weil ich mich vor den schlaflosen Stunden in meiner Stube fürchtete! . . . Und ich hab's nicht verschuldet und die Geliebte nicht! Und wenn's nur anderer Leute Verschulden war, warum mußten sie und ich es büßen — sie mit solchem Tode, ich mit solchem Leben?! Warum? Und da sollte ich an einen andern Gott glauben, als den meinen? . . ."

Er brach ab. Auch die Anderen fanden kein Wort, weder das Ehepaar noch der Priester. Und nach einer Weile begann der alte Mann:

„s'ist schon lange her! — an die vierzig Jahre! . . . Ich war ein junger Mensch, sieben-, achtundzwanzig Jahre alt, und glücklich, sehr glücklich. Schön, klar, festgefügt stand mein Leben da und von Schmerzen hatte ich just nur so viel empfunden, um recht zu wissen, wie glücklich ich war. Meine Mutter hatte mir oft erzählt, daß sie an jenem Sonntagmorgen, da ich geboren worden, deutlich die schöne, blauäugige „gute Frau" auf dem goldenen Wagen dreimal um das Haus hatte fahren sehen — die sicherste Verheißung des Glücks für den Neugeborenen. Und obwohl ich allmählig ein rite promovierter, hochgelahrter, überaus aufgeklärter Doktor der inneren und äußeren Heilkunde geworden war und obwohl ich wohl wußte, daß die „gute Frau" nur die arme selige Frau Hulda ist, die noch immer spukt in den Ammenmärchen und in den Mutterherzen — fast hätt' ich doch leibhaftig an sie und ihren Segen glauben mögen, so gut hatte sich mir bis dahin Alles gefügt! Da waren zuerst meine prächtigen Kindertage! Hoch in den Bergen stand das stattliche Haus meiner Eltern, schier ein kleines Schloß, und rings eine Landschaft — schöner, als sie ein Mensch erträumen könnte, herzbezwingend durch ihre Größe und herzerfreuend durch ihre Lieblichkeit. Da guckten rings umher die ernsten, gewaltigen Bergriesen zu den Fenstern hinein, die allimmer dasselbe tiefgrüne Tannenkleid trugen, und einer von ihnen, der größte, sogar Sommers und Winters dasselbe weiße Schneekäppchen. Und an ihrem Fuße, von ihnen umschattet und gehegt, da lagen die Thäler in hellerem Grün mit den weißen Häuschen dazwischen und da rauschten die Bäche und rauchten die Meiler und pochten die Eisenwerke. Dann just vor dem Hause, am Fuße des sacht abfallenden Hügels, da streckte sich der See blaugoldig — weit — weit — schimmernde endlose Pracht . . . Etwa in der Mitte des Ufers, da war ein Haufe weißer und brauner Punkte in's Grün gestreut — Hallstadt. Ich wußte gar nicht, wie schön das war, ich dummer, glücklicher Bub', der nie etwas minder Schönes gesehn, aber zuweilen kam doch unbewußt ein Schauer dieser Schöne über mich und ich ward still. . . Still ward ich und still stand ich und starrte so hinab und sah zu, wie etwa eine Nußschale im Wasser auftauchte und heranstanzte, eine Nußschale, aus der dünne Ärmchen wunter hervorkrabbelten und in die Flut griffen — und sie kam näher, ganz nahe und ward ein Schifflein mit emsigen Ruderern. Die brachten einen Siechen zu meinem Vater oder kamen, ihn in eine Hütte zu holen, wo ein Kranker lag. Denn mein Vater war ein Landarzt.

Ein Landarzt, ein Bauerndoktor nur, und nur ein Chirurgus, aber doch ein ganzer Mann in seiner Wissenschaft und in seinem Leben. Sein Grabhügel ist längst eingesunken und der Grabstein dazu, drüben im Friedhof zu Hallstadt, aber noch heute geht unter den Bauern wie eine Sage und mit den anderen Sagen vermischt die Kunde von dem alten Herrn Marcellus Sesenberger, dem nur dann ein Kranker gestorben, wenn er's selbst gewollt, der in seiner Jugend auf einer Insel gewesen, dreitausend Meilen fern, und dort das Kräutlein gegen den Tod gefunden und mitgebracht in die heimischen Berge, von seinem großen Zopf und großen Krückstock, von seinem scharfen Aug' und seinem gütigen Herzen. Ja, mein Vater! Ein Bauernsohn war er und in einem der Gehöfte am See geboren, eben dem Sesenbergerhof, der noch heute steht: wir sind ein altes, reiches Bauerngeschlecht, Bauernadel, wenn Ihr's so nennen wollt, wir haben eine Stammburg und drin ein Familieneigentum: eine Luther'sche Bibel und die Kunde von einem Ahn, der um dieser Bibel willen den Heldentod

Digitized by Google

gestorben ist. Am Rade, hier zu Linz, wie der gemeinste Verbrecher. Aber es war doch ein ehrlicher Heldentod, der jenes anderen alten Marcellus Sesenberger. Denn er war mit unter jenen Bauern gewesen, welche —

„Es gilt den Glauben und unser Blut,
So geb' uns Gott ein' Heldenmut,
Es muß sein!"

— schlicht und entschlossen ihre Sensen gerade gedingelt und ihre Streitäxte geschärft und ausgezogen gegen ihre Tyrannen, die katholischen „Pfleger" und den Herberstorffer und den frommen Ferdinandus. Und weil der Marcellus besonders aufgeweckt war und besonders trotzig, darum machten sie ihn zum Führer, nächst dem Fadinger. Und sie zogen gegen Linz und mähten den Feind und sangen: „Ein' feste Burg ist unser Gott," bis — ja! bis die gerechte Sache siegte, die Bayern und Kaiserlichen. Denn gerecht ist auf Erden immer jene Sache, welche mehr Arme hat und bessere Gewehre. Hm ja, Kanonice!

Aus diesem Geschlecht war mein Vater und aus demselben Holz geschnitten, wie jener lutherische Bauernoberst, aus ganz demselben Holz. Auch er war besonders aufgeweckt, darum steckten ihn die Eltern in's Kloster zu den Benediktinern nach Kremsmünster; auch er war nicht sonderlich den Pfaffen freund, darum vertauschte er, als er die Hochschule zu Wien bezogen, die Kutte des Theologen mit dem Studentenwams des Medizíners, und auch nicht sehr demütig war er, das bewies er, als er endlich nach sechs Jahren aus Wien heimkam, die nötigen Moneten für den Doktorhut zu holen. Denn als der Abtrünnige wieder erschien und ihn die Eltern sehr kalt empfingen — die Bibel hüteten sie wie einen Fetisch, aber erzkatholisch waren sie doch, Dank den Jesuiten! — da ward auch er nicht warm, und ging gleich wieder fort in die weite Welt, ohne recht „Behüt Gott" zu sagen. Es war aber noch etwas Anderes, was ihn forttrieb, er hat es nie erzählt, nur einmal ist ihm eine Andeutung davon auf die Lippen getreten, es war ein Leid, ein großes, heißes Liebesleid und um ein adeliges Mädchen drehte sich die Historie. Nun, weit genug hat er sein Leid getragen, denn — „ein Chirurgus bin ich, und was ein Doktor weiß, weiß ich und auf den Titul pfeif' ich," hat er schon damals gesagt, wie später so oft im Leben, und ist nicht nach Wien zurück zur Fakultät und zur schönen, blonden Aglaja, sondern mitten in's Reich hinein, seine Kunst zu üben. So kam er nach Hessen, gerade als der dortige Landesvater mehrere tausend Stück Unterthanen an den Engländer verkauft hatte für die Schlachtbank in Amerika. Da ließ er sich als Feldscheer anwerben und ging über das große Wasser in Geleitschaft der Menschenwaare, welche die junge Lohe der Freiheit löschen sollte. Aber das arme Miethvolk verbrannte sich dabei gehörig die Finger — dieses zusammengelaufene Gesindel, diese Farmer, Kaufleute und Jäger wehrten sich verzweiflungsvoll, der große Washington stand auf und fachte die Lohe immer höher, alltäglich gab's ein Scharmützel und allnächtlich hinterher blutige Arbeit für meinen Vater. Es ging ihm aber allmählig bei solcher Arbeit der Knopf auf und ein Licht über diesen Kampf, ein grelles Licht, und er erinnerte sich seines geräuberten Ahns, der auch nur ein rebellischer Bauer gewesen und — bald hatten die Königlichen einen Feldscheer weniger und die Rebellen einen mehr. Vor, mit und nach ihm hatte sich's auch mit mancher anderen von diesen verschacherten deutschen Seelen so gefügt: sie gingen über und erkauften mit ihrem Blute der jungfräulichen Erde die Freiheit und sich einen Antheil an dieser Erde, darauf sie wohnten, als der Kampf zu Ende. Auch mein Vater hatte es also im Sinne, aber schließlich konnte er doch nicht aufkommen gegen sein eigen Herz: wer in diesen Bergen aufwächst, kann anderswo nicht froh werden, wohin ihn auch sein Fuß trage, und allmächtig zieht's ihn zurück. So kam denn auch mein Vater wieder an den heimischen See, so um die ersten achtziger Jahre, und einen Stelzfuß brachte er mit, aber auch ein groß Stück Geld. Die Eltern fand er todt, auf dem Sesenbergerhof hauste der ältere Bruder; was er einst geliebt, war begraben oder ihm entfremdet. Schwer fügte sich der stolze, jähe Mann, der soeben das Werden einer neuen Weltordnung mit angesehen, in die engen, verstaubten Verhältnisse der Heimat. Fast wär' er wieder umgekehrt, aber drei Dinge hielten ihn. Zum ersten waren ja Wald und Berg und See noch ganz dieselben, wie in seiner Jugendzeit und rührten ihm in ihrer herben, kenschen Pracht mächtig und liebevertraut an das vereinsamte Herz. Ferner strahlte just damals ein herrliches Augenpaar über diesen Landen, überaus kühn und doch überaus liebreich, wundertiefe blaue Augen, welche jeden ganzen Mann zur Treue

Digitized by Google

und Thatkraft entflammten; der große Kaiser Joseph hatte das Ruder ergriffen und trieb das Staatsschiff so ungestüm vorwärts, daß es in allen Fugen krachte; es war, so weit alle Geschichte reicht, das einzige Jahrzehnt, wo es ein voller Stolz und eine ganze Freude gewesen ist, ein Österreicher zu sein . . . Das Dritte aber, was meinen Vater hielt, war ein anderes Augenpaar, und gar nicht so blau waren diese Augen, wie jene des Kaisers, und dennoch haben sie noch weit, weit mehr über den stolzen Marcellus vermocht. Das waren die grauen Augen der Susanna Allbergerin, der ältesten Tochter des kaiserlichen Salzmeisters zu Hallstadt. Es muß kein gewöhnlicher Liebeshandel gewesen sein, der zwischen meinen Eltern: der Mann überaus jäh und stark, dabei ein ganz auffallend schöner Mensch, das Mädchen zart, still, sehr unscheinbar. Nur die Augen waren ganz wundersam, hell und groß standen sie in einem dunklen Antlitz, um das sich schlichte, schwarze Haarflechten legten, und wer sah, welchen Ausdrucks diese Augen fähig waren, dem mußten sie freilich als Schönstes erscheinen — lieblichste Heiterkeit lag darin, mildeste Güte, eine Welt voll Gemüt. Ob mein Vater dies zu guter Stunde erspäht, ob ihn anfangs nur die Sorgfalt gerührt, mit der die Susanna ihrer jüngeren Geschwister wartete — gleichviel, sie fanden sich. Und so heiß erfüllte den stolzen Mann die Sehnsucht nach dem stillen Bräutchen, daß er sich sein eigenes Haus, droben am See, unerhört rasch erbante, — in drei Tagen, fabulieren heute die Bauern, weil ihm die guten Geister dabei geholfen. Mit den drei Tagen wird's wohl nicht seine Richtigkeit haben — aber was die guten Geister betrifft, da spricht die Sage wahr, die waren wirklich über diesem Hause, auch nachdem es festgegründet stand, und weiter all' die schönen langen Jahre hindurch, wo zwei gute Menschen hier hausten, grundverschieden in ihrer Eigenart, aber eng vereint in warmer Liebe, in stolzer Ehrbarkeit, in fröhlicher Thatkraft! . . . Ihr wißt, ich habe das Leben genau kennen gelernt, ich bin unzähligen Menschen notgedrungen nahe getreten, aber ich muß sagen: einer Ehe, wie jener meiner Eltern, bin ich nie wieder begegnet. Verzeihe mir, Ernst, selbst Deine Ehe nicht ausgenommen: Euch fehlte ja das Glück, sich in Kindern verjüngt zu sehen! Aber meine Eltern besaßen auch diesen Segen, allen Segen besaßen sie und daß ihre Ehe so war, so voll sonnigen Glücks, so ohne Fehl und Makel, das hat auch auf mein Leben wuchtig eingewirkt, im Guten und — kaum kann ich mir's selbst verzeihen, aber der Gedanke kommt oft jäh über mich — auch im Bösen! Ja! auch zu meinem Unheil war das leuchtende Vorbild — nichts, gar nichts ist auf dieser dunklen Erde so vollkommen, daß es nicht auch in irgend einer Art Verderben bringen müßte — zu meinem Unheil war's und vielleicht wäre es zwischen mir und der armen Hortense anders gekommen, anders und besser, wenn — —"

„Was red' ich da?!" unterbrach sich der alte Mann jäh und schrill, als wäre er über sein eigenes Wort entsetzt. „Verzeiht mir! . . . Das war ein thörichter, das war ein häßlicher Gedanke! Aber Ihr wißt ja, wie leicht auf dem Boden, den ewiger Schatten verdunkelt, giftige Pilze gedeihen! Wer unglücklich ist, sehr unglücklich sein Leben lang, kann kaum gut und rein bleiben! Wißt Ihr, was ich jetzt gewünscht habe? Schmach wünscht' ich! . . . Verzeiht mir, Freunde! . . ."

Er schwieg, es blieb eine kurze Weile peinlich still. Aber Frau Hedwig fand ein Wort, die Spannung zu lösen. „Ich habe Ihre Mutter gekannt," sagte sie. „Auch ihrer wundersamen Augen erinnere ich mich — es muß ein großer Zauber darin gewesen sein, daß sie mir noch lebendig sind; ich war ja damals ein ganz kleines Mädchen! Und was nun gar den greisen Herrn mit dem silberweißen Zöpfchen und dem Stelzfuß betrifft — der war ja vollends mein herzlieber Freund! . . . Das seltene Paar ist auch im Letzten vereint geblieben — es ist fast in derselben Stunde entschlummert —"

„Ja!" sagte der Arzt. „Und es war ein schönes Sterben. An einem Julisonntag von Achtzehnhundertdreißig war's. Am Vormittag waren in das abgelegene Haus am See die unerhörten Neuigkeiten aus Paris gekommen: „Revolution! Der König verjagt! Gährung in Deutschland!" . . . Der vierundachtzigjährige Greis geriet außer sich, sein Herz wallte hoch auf, als wär's achtzehnjährig, der Traum seiner Jugend wollte sich endlich einmal erfüllen! Denn der friedliche österreichische Landchirurgus war im Herzen immer der alte republikanische Kriegsmensch geblieben; als der große Kaiser gestorben und darauf Augen ganz anderer Qualität über Österreich aufgingen und wieder einmal das Staatsschiff von allzu rascher Bewegung krachte,

Digitized by Google

aber von der Bewegung nach rückwärts, da prickelte es dem alten Herrn immer grimmiger in den Fäusten und es ist schwer zu sagen, was heftiger in ihm war, der patriotische Schmerz oder die Verachtung der verlotterten Krebsstaatsmenschen. Er war kein „Gutgesinnter", mein kerniger, wackerer Vater; jegliche schwachvolle Kleinlichkeit der Metternicherei ging ihm wie ein persönliches Leid an's Herz und er hat auch ehrlich sein Teil Kampf dagegen ausgefochten, so in seiner Art: um ein Buch, eigentlich nur um die Ruinen von einem Buch. Das war die Lutherbibel jenes anderen Marcellus, welche sonst im Sefenbergerhof aufbewahrt wurde. Aber als sie oben plötzlich einmal auf den Einfall gerieten, nach den alten Ketzerbüchern in katholischen Häusern zu fahnden, da nahm der Vater das Buch in unser Haus und zahlte durch vier Jahre geduldig die Strafen, welche ihm die Polizei wegen der verweigerten Auslieferung diktierte. Im fünften Jahre aber wurden beide Parteien ungeduldig, der Unterthan zahlte nicht mehr, die hohe Staatsgewalt zauderte nicht mehr und nahm das Buch mit Gewalt. Flugs hängte ihr mein Vater beim Gerichte einen Prozeß an den Hals; „wollen sehen," sagte er grimmig, „ob die allgerechte erhabene Themis etwas ausrichtet gegen die kaiserlich-königliche Hermandad." Aber auch die Themis war leider kaiserlich-königlich und zweimal ging der Riesenprozeß durch alle Instanzen und erlebte erst zehn Jahre vor des Vaters Tod sein Ende: er verlor den Prozeß und zahlte die Kosten, eine ungeheuere „Mutwillensstrafe" dazu. Achtundzwanzig Jahre später, im Frühling des „tollen Jahrs," da hab' ich das vermoderte Heiligtum aus der Kammer hiesigen Landgerichts, wo sie es bei den Corpora delicti aufbewahrten, hervorgeholt und wieder in den Sefenbergerhof gestiftet — nun begucken dort die großkarrierten Engländer und die Wiener Börsianer die Bibel des Marcellus und sein Urenkel läßt sich ein Trinkgeld dafür geben. Gleichviel! ich selber mocht' das alte Ding nicht behalten; mir that, so oft ich's ansah, das Herz gar zu wehe. Warum? Weil es mich an den Prozeß erinnerte und damit an das Elend meines Lebens. Ja, Freunde, diese seltsame kaiserlich-königliche Amtshistorie, in welcher die Macht und der Rechtssinn gegen einander spielen, in welcher die Macht den Rechtssinn als Mutwillen bestraft und alles „von Rechts wegen" — diese Amtshistorie, an welcher ich kein Teil hatte, welche mich nichts zu kümmern brauchte, hat sechs lange Jahre, nachdem sie zu Ende gegangen, nachdem kein Hahn mehr darnach krähte, nachdem selbst mein Vater nur noch leise fluchte, wenn er daran erinnert wurde, hart und gewaltsam in mein Leben eingegriffen und mich aus der einen Herzensbeziehung gerissen und verursacht, daß ich nun so heißer in eine andere gestürzt! Wie seltsam! — eine tote Amtshistorie, begraben unter zollhohem Staube, als Liebesmotor in einem jungen, fremden Leben! — Was braucht doch Gott, mein Gott, für seltsame Motive in den Novellen, welche er mit unserem Herzblut dichtet! Unprosaische Motive — er braucht ja nicht nach Beifall zu fragen! . . .

Doch — vom letzten Lebenstag meiner Eltern wollte ich ja zunächst erzählen. Das war jener Juliisonntag. Strahlend vor Freude ging der alte Herr im Hause umher und noch beim Entkleiden schwang er den Stelzfuß wie einen Kreisel über dem Haupte. „Paß nur auf, Susanne," rief er, „es geht ein starker, frischer Wind über dies alte Stück Erde und fegt allerorts den Staub weg und trägt die Funken weit; die Pariser Feuerfunken. Wir erleben's noch — so alt wir sind, wir erleben's noch, daß den Metternich der Teufel holt und daß wir in Licht und Freiheit wohnen — wir erleben's noch!" Das war sein letztes Wort und er schlief ein, ein seliges Lächeln auf dem schönen, stolzen Greisenantlitz. Am nächsten Morgen, da die Mutter an das Lager trat, da lag dies Lächeln noch auf seinen Zügen, aber das Herz stand still — die Freude hatte zu hart daran gerührt. Einen Schrei that die alte Frau, einen furchtbaren Schrei, daß die Diener entsetzt in die Stube stürzten, aber von da ab war sie gefaßt und ruhig, merkwürdig ruhig. Sie setzte sich auf das Lager neben den Toten und faßte seine Hand und blickte ihm in's Antlitz. Dann winkte sie unsern Hausmaier herbei, ordnete alles bezüglich der Bestattung und daß man mich berufe. „Er wird uns noch einmal sehen wollen." Und dann erzählte sie ihm ausführlich, in welchen frohen Hoffnungen der Vater gestorben und trug ihm auf, daß er's mir berichte. „Aber Frau", meinte der Diener, „morgen kann der Herr Doktor hier sein und Ihr selbst werdet's ihm sagen." — „Ich?" erwiderte sie und lächelte seltsam und schüttelte den Kopf. „Und dann," fügte sie hinzu, „mußt Du meinem Sohne noch sagen, daß — daß wir ihn um Vergebung bitten

Digitized by Google

lassen, wegen jener Worte vor vier Jahren — es hat uns selbst in's tiefste Herz geschnitten, aber wir haben nicht anders gekonnt!" . . . Dann winkte sie dem Gesinde, zu gehen. Als der Maier nach einigen Stunden wiederkam, fand er die Greisin noch, wie er sie gelassen: sie hielt des Toten Hand und sprach leise mit ihm, sehr leise, nur Weniges konnte er erlauschen. „Vater!" flüsterte sie immer wieder, „ich weiß, Du wirst mich nicht so allein lassen wollen — nicht wahr?" Und dann: „Vater, was siehst Du, daß Du so lächelst?" Da konnte der Diener sein Schluchzen nicht zurückhalten und schlich vor die Thüre. Aber als dann die Leute notgedrungen wieder eintreten mußten, der Aufbahrung wegen, da fanden sie die Greisin nicht mehr aufrecht — ihr Haupt lag auf des Gatten Brust und sie atmete nicht mehr. Und auch sie lächelte im Tode. Da haben wir das Paar in ein Grab gebettet."

Das hatte der alte Mann leise erzählt, mit zitternder Stimme. Aber im Folgenden festigte sich wieder sein Ton: „So ward ein schönes Leben auch durch einen schönen Tod beschlossen. Ein schönes Leben! — meine Eltern durften so gut sein, wie ihnen das Herz gebot, denn dies Herz war befriedigt: sie waren selbst glücklich. Nur glückliche Menschen können ganz gut sein, und das ist das Schlimmste an dem Stachel des Unglücks, daß er zugleich vergiftet ist: er durchbohrt nicht nur das Herz, er verdirbt es auch. Ich glaube nicht an den Gemeinplatz, daß Schmerzen läutern und veredeln — ich hab's nie gesehen, nicht an mir, nicht an Anderen, ich denke, das ist eine Trostlüge auf die herbe Frage der Menschheit: Wenn unser lieber Herrgott allgütig ist, warum quält er uns arme Kreaturen gar so unsäglich? Also muß die arme Kreatur glauben, daß es ihr zum Guten ist, wenn sie zermalmt wird! Und wie viele werden zermalmt! Wahrlich! je länger ich daran denke, desto mehr will mir das Leben meiner Eltern in seiner Licht- und Segensfülle als ein einziges erscheinen! Sogar mein Jammer warf keinen Schatten hinein, nur eine Spanne Zeit sahen sie ihm ja zu und hofften fest, die Zeit werde mich heilen! Ich selbst habe das gehofft, ich Thor, der sein eigen Herz nicht kannte. Damals dacht' ich noch, so aus meiner Wissenschaft heraus: jede Wunde vernarbt, Alles ersetzt sich, es giebt auf Erden keine Ewigkeit, an die man glauben könnte, auch keine Ewigkeit des Schmerzes! Das war ein Irrtum, wie jeder Versuch, Gesetze der unbewußten organischen Welt auf das seltsame, bewußte Tier, Homo sapiens, zu übertragen. Freilich, jede Wunde vernarbt und selbst der blitzgetroffene Baum kann wieder treiben und es giebt Menschenherzen genug, von denen dasselbe gilt. Ja noch mehr, es giebt Herzen, die wie ein Wasserspiegel sind: wenn der Stein des Unglücks hineinfliegt, so giebt das einiges Geräusch und einige Wellenkreise, aber dann ist Alles wieder gut und die Spiegel und die Herzen lachen wieder den lieben Himmel an und glauben wirklich und wahrhaftig, daß auch er sie anlächle . . . . Aber andere Herzen giebt's, so klar, so spröd, so aus einem Guß, wie eine Glastafel: nicht blos da, wo sie die rohe fremde Gewalt getroffen, nicht blos an dieser einen Stelle zersplittern sie, sondern durch die ganze Tafel und durch das ganze Herz klafft der Riß, so lange sie selbst währen. Ich Thor, der ich meine eigene Artung nicht erkannt, ich hatte heimlich gehofft, ich gehörte zu jenen überaus beneidenswerten Wasserspiegel-Naturen! Und doppelt ein Thor und tausendfach ein Thor, weil ich ja Gelegenheit gehabt, mein eigen Herz zu studieren und zu erkennen, entsetzlich viel Gelegenheit — in den Tagen meiner Liebe, in der Art, wie ich der Hortense begegnet und unerschüttert mein und ihr Schicksal besiegelt. Unsäglich liebte ich dieses Mädchen, unsäglich! — und wär' ich der größte Dichter, ich fände kein Wort, die Tiefe meiner wahnsinnigen Leidenschaft, die Höhe meines felsenfesten Vertrauens zu schildern; — unsäglich war auch meine Sehnsucht, sie glücklich zu machen und mich durch sie, und dennoch! — nachdem sie mir Alles erzählt und mich nun in Todesangst ansah, des Urteils gewärtig, da konnt' ich nicht über die Lippen bringen, was ihr Blick erflehte, ich konnte nicht sagen: „Geliebte, was kümmert uns die Vergangenheit! Was kümmert uns Deiner Mutter That! Und nur Deiner Mutter That war's, was könnte man Dein Teil daran nennen?! Ich liebe Dich, und darum wirst Du mein Weib!" Tausende hätten so zu sprechen vermocht, ich konnt' es nicht! Ich ahnte, daß ich mein und ihr Leben zertrümmerte, aber selbst wenn ich's nicht blos geahnt, selbst wenn ich's bestimmt gewußt hätte, ich hätte es nicht über die Lippen zu bringen vermocht! . . . Stumm stürzte ich fort . . . Warum?! Weil ich mußte — weil meine Art, mein Wesen, meine Überzeugung es

Digitized by Google

gebieterisch so von mir forderten! Aber auch mein Wesen war nichts willkürlich gewordenes — es mußte so werden: durch meine Abstammung, durch meine Erziehung! . . . So spinnt sich unzerreißbar die Kette der Notwendigkeiten. Ach, was ist Zufall! Ach, was ist Wille! . . . Nein! nein! Mein Gott, nur mein Gott ist der rechte, der wahre, der einzig mächtige! . . ."

„Aber" — der Doktor atmete tief auf und fuhr dann fast zögernd fort — „so fest in mir die Überzeugung ist, daß ich damals gehandelt, wie ich mußte, ebenso unvertilgbar wacht daneben ein anderes Empfinden in mir, seltsam, zwiespältig, unerklärlich — all' mein Seelenleben hab' ich mir erhellt und zurechtgelegt, mein Herz liegt vor mir, wie ein anatomisches Präparat, nur das Eine bleibt ein dunkler Punkt. Keinen Namen weiß ich für dieses Empfinden, denn Reue ist's nicht, gewiß nicht! — ich weiß nur, daß es auch meiner Mutter in ihrer letzten Stunde durch die Seele gegangen. „Wir thaten, was wir mußten" und „wir bitten ihn um Vergebung", so hat's die Edle sonderbar, widerspruchsvoll hervorgestammelt. Ich fühl's, was sie gemeint, als sie so meiner gedachte, ganz genau dasselbe fühle ich, wenn ich der Geliebten gedenke und — o Kanonice! was gäb' ich drum, wenn Ihr Gott der meine wäre, wenn ich hoffen dürfte, der Toten doch noch einmal irgendwo zu begegnen und ihr zu sagen — — aber was könnt' ich ihr sagen?! . . . Nein! nein! bereuen kann ich's nicht, was ich aus meinem Wesen heraus gethan und das Urteil der Leute hat mich noch minder zu erschüttern vermocht, als eigenes Grübeln. Dieses Urteil spricht allerdings meistens gegen mich! Nicht etwa, daß damals die Geschichte meines Herzens bekannt geworden; kein Mensch hat geahnt, warum die „schöne Französin" so jäh gestorben und selbst Ihr habt nicht gewußt, warum ich unvermählt geblieben. Aber später, weit später, da hab ich's über mich vermocht, da hab' ich Einem oder dem Andern mein Handeln dargelegt, aller persönlichen Beziehungen entkleidet, wie ein ersonnenes psychologisches Problem. Und da — ich gesteh's — gab's nur wenige, die gleich mir sagten: „Auch ich hätt's nicht vermocht!" — die Mehrzahl meinte: „Echte Liebe kommt über solches Hindernis hinweg!" Und einige fügten sogar hinzu: „Wer so handelt, wie der Mann, von dem Sie berichten, darf sich nicht einmal gar so ehrenhaft dünken, nein! nur überaus grausam ist er, grausam gegen sich, wie gegen die Geliebte und überaus kleinlich dazu!" Nach ihrer Eigenart urteilten alle diese Menschen und darum hatten sie Alle recht. Aber eben darum hab' auch ich recht. Ich hoffe, Ihr, meine Freunde, werdet das erkennen, wenn ich Euch berichte, was ich jenen Fremden nicht darzulegen vermocht, minder aus Scheu, mich dabei zu verraten, als aus Widerwillen, für ein fremdes Aug' die letzten Schleier von der eigenen Seele zu heben, wenn ich berichte, wie ich damals war, in welcher Art mein Ich gewachsen und geworden, wie sich mir bis dahin mein Leben gefügt. Denn darauf kommt's an — nur darauf."

(Fortsetzung folgt.)

Rückkehr.

An altvertrautem Garten ging ich hin
Im Frühlingsgold, um mich ein Glückenregnen:
Die Amsel schlug: so leicht war's mir zu Sinn,
Als müsse Wunderholdes mir begegnen.

Und sieh, da kommt's. In lauem Windhauch wiegt
Leis schaukelnd sich das erste Grün der Weide,
Und drunter taucht's herauf, und dich umfliegt
Ein Funkenspiel im märchengrünen Kleide.

Der Spitzenschirm hält dich im Dämmerlicht,
Draus sternenhaft sich nur die Augen heben,
Und aus dem Schatten flimmert dein Gesicht,
Wie Pfirsichblüten aus noch toten Reben.

So jungfraumsittig und so damenhaft —
Den Füßchen nur will's noch nicht recht gelingen,
Es ist, als müßten sie mit Willenskraft
Den Trieb zu heckem Kinderlauf bezwingen.

Zusammen fielen unsre Schatten nun,
Und Scherz und Antwort huschte, Well' um Welle:
Mir kam's, herzklopfend war's das gleiche Thun,
Wie manchmal schon an dieser gleichen Stelle.

Und endlich mußt' es wohl geschieden sein:
Ich sagte leis: Leb' wohl! — Mit einem Fragen
Sahst du mich an und sprachst kopfschüttelnd drein
Und wundertlich: Das müßte ich wohl sagen.

Die Hand, nach der ich faßte, zogst zum Halt
Am Hag zurück du. Doch dann kam die kleine
Vertraute Hand. — Sie ist ein wenig kalt,
Sprachst du und legtest still sie in die meine.

Und durch den perlenfarbenen Handschuh drang
Nun Eisesstarre, die sich schleichend sachte
In's Blut mir wand; dein Antlitz überschlang
Ein fahler Nebeldunst, und ich erwachte.

Wilhelm Jensen.

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten.

Die schlimmen Brüder.

Volksschauspiel in vier Akten und einem Vorspiel von **Paul Heyse.**

Vorspiel.

Personen des Vorspiels.

Martin, ein Bäcker.	Eva.
Hanne, seine Frau.	Ein junger Mann.
Till, ein Schneider.	Ein Mädchen.
Ein Fremder.	Eine Bürgersfrau.
Dr. Natan, Quacksalber.	Ihr Sohn.
Hans.	Der Stadtpfarrer.
Hinz.	Volk. Schenkwirt. Musikanten.
Heinz.	

Ort der Handlung: ein fränkisches Städtchen.
Zeit: Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

Festwiese vor dem Thor einer kleinen Stadt, im Hintergrunde die Stadtmauer mit dem Thor, darüber vorragend Giebel und Kirchtürme. Im Hintergrunde Schaubuden, vorn links eine Schenke, Tische und Bänke davor. Volksgewühl um die Buden, vor der Schenke ältere Bürger mit ihren Frauen beim Wein, darunter der weißhaarige Bäckermeister mit seiner viel jüngeren Frau und der Gewandschneider. Mädchen und junge Burschen strömen aus dem Thor, verlieren sich im Hintergrunde. Andere gehen ab und zu. Heller Nachmittag.

Erste Szene.

Ein Fremder (tritt an den Tisch, wo) Martin der Beck und Till der Schneider (sitzen).

Fremder
(auf ein leeres Bänkchen deutend).
Ist's erlaubt, ihr Herren?

Martin.
Die Bank ist frei.

Till (höflich aufstehend).
Wolle der Herr sich nur bequemen,
An unserm Tisch vorlieb zu nehmen.
He, Wirtschaft! Frischen Wein herbei!
(da ein Kellner gelaufen kommt)
Weißen oder roten?

Fremder.
Mir einerlei.
Man weiß wohl, wie es in dieser Stadt
Gar fürtreffliche Weine hat.
Doch fang' ich gern mit dem roten an.
(Kellner ab.)

Martin.
Der Herr scheint von weit her zu kommen.

Fremder.
Ich komm' aus Schwaben, ein Handelsmann,
Hab' heuer durch Franken den Weg genommen,
Fahre dann fürder den Rhein hinab,
Dieweil in Flandern ich Jahr um Jahr
Mein Tuchgeschäft zu bestellen hab'.

Till.
Ja, flandrisch Tuch, die feinste War'!
Wird auch bei uns gar viel begehrt.
(Kellner bringt Weinkanne und Becher.)
Auf gute Verrichtung!
(stößt mit dem Fremden an.)

Fremder (kostet).
Großen Dank.
Das ist fürwahr ein Labetrank.
Und dieser blütenweiße Weck —

Martin.
Ist meine Ware.

Fremder.
Ihr seid —

Martin.
Der Beck.

Meister Martin bin ich genannt.

Till.
Ich Schneidermeister Till, weitum bekannt.

Fremder
(verneigt sich, setzt sich dann um).
Eine frische Jugend lebt hier zu Land.
Kein Wunder, bei solchem Wein und Brod!
Sine Cerere et vino —

Martin.
Ist das Latein?

Fremder.
Ein Sprichwort; mag verdolmetscht sein:
Ohn' Wein und Brod ist Venus tot.
Man find't nichts Schöners in welschen Ganen,
Und heut zumal beim Kirchweihtanz —
Nur ein halb Stündlein zuzuschauen,
Verjüngt einen alten Knaben ganz.
(hebt den Becher, neigt sich gegen die Weiber.)
Vergönnen mir die werten Frauen,
Ihr Wohl zu trinken und ihrer Töchter.

Digitized by Google

Till.

Haha! Ihr scheint kein Kostverächter!

Martin (mütterisch).

Man soll dem Augenschein nicht trauen.
Ich und mein Weib sind kinderlos,
Doch grämen wir uns darum nicht groß,
Wenn wir so sehen, in welcher Art
Die Jugend heutzutage gebahrt,
Aller Zucht und Gesittung bloß.
Denk' ich ein Dutzend Jahre zurück,
Auf unsrer Leonhardskirchweih ging's
Auch bunt und hoch her allerdings,
Doch hatt' das Ding' einen andern Schick,
Braucht' keine Mutter rot zu werden,
Wie ihre Tochter sich that geberden,
Gelt, Nachbar? (Der Schneider nickt)
War lauter Lust und Lachen,
Allein in Ehren. Ein züchtig Weib
Durfte sich's gönnen, zum Zeitvertreib
Auch wohl ein Tänzlein mitzumachen.
Das ward nun anders, Gott sei's geklagt!

Till (seufzt).

Ja, ja! Könnt's schon an den Kleidern sehn:
Verachten die alt' ehrbare Tracht,
Wollen Alle wie welsche Affen gehn.
's ist Sünd' und Schand!

Fremder.

Mein! sagt doch an,
Wie das Verderben hier eingerissen.

Martin.

Die schlimmen Brüder sind Schuld daran.

Fremder.

Die schlimmen Brüder? Laßt mich doch wissen.

Martin.

Habt Ihr von denen noch nie erfahren?
Man meint', auf hundert Meilen im Land
Sei'n ihre Schwänk' und Ränke bekannt.
Das war so etwa vor zwanzig Jahren
In einer Weihnachtsmitternacht,
Da ist der Pförtner vom Findelhaus
Aus seinem friedlichen Schlaf erwacht.
Ein Wimmern klang von der Schwelle draus.
Als er den Schaden bei Licht besah,
Drei nackte Knäblein fand er da,
Am Leibe braun und wohlgestalt,
Winselten laut im blanken Schnee,
That ihnen sonst kein Finger weh,
Und wurden guter Ding' alsbald,
Als sie der Hüter ins Haus geretet,
In warme Windeln sie eingebettet.
Der Thor! verzeih' mir Gott die Sünd'!
Hätt' sollen die Brut auf offner Gassen
Wie junge Hündlein erfrieren lassen.

Fremder.

Ward denn nicht kund, wer die Eltern sind?

Martin.

Kam nimmer die kleinste Spur zu Tag.
Doch können's, da ein Äpfelein
Nie weit vom Stamme fallen mag,
Nicht just die Besten gewesen sein.
Zwar wuchsen in der Jahre Lauf
Die saubern Drillinge zum Erstaunen
Stattlich wie Herrenkinder auf.
Man hörte, wo sie sich zeigten, raunen,
Sie müßten aus hohem Hause stammen,
An Wuchs und Antlitz adlig schier,
Aus ihren Augen sah man flammen
Unbändigen Stolz und Ehrbegier.
Und kaum noch aus den Kinderschuhn,
Ließ sie das üppige Blut nicht ruhn,
Spielten den Lehrern freche Possen,
Den Bütteln und Wächtern, so ihnen wehrten,
Wenn sie das Unterst' zu oberst kehrten,
Und als ihnen erst der Flaum gesprossen,
Den züchtigsten Mägdlein sonder Scham
Stellten sie nach auf Schritt' und Tritten
Und waren dennoch verwundersam
Beim Weibervolke wohlgelitten.
Ist's nicht so, Hanne? Hast allweg
Nicht auch die Schelmen in Schutz genommen?

Die Frau (errötend).

Ein' milde Zucht thät' besser frommen,
Als Schelten, Hunger und Rutenschläg'.
Das hat sie verwildert und verstockt.

Martin (heftig).

Ja, Milde! Streichle den stät'schen Gaul,
Der schäumend ausschlägt, bäumt und bockt!
Nein, ein eisern Gebiß ins Maul!
Doch weil die zuchtlos wilden Gesellen
Gar keklich freie Künste treiben,
Soll jeglicher Unfug straflos bleiben,
Und drückt ein ehrbar Weib, wie du,
Über ihre Unzucht ein Auge zu?
Ha, Blut und Marter! Mit Stangenschlag
Sollt' man sie jagen aus Stadt und Land.
(schlägt auf den Tisch)

Till.

Ha nu, Gevatter, was man auch sag',
Der Ein' ist ein trefflicher Musikant,
Ein auserlesner Fiedler und Sänger.

Martin (immer hitziger).

Der abgefeimte Rattenfänger!
Verhext die Mägdlein und die Buben.
Sobald des Abends sein' Geig' erschallt,
Zieht sie's mit Teufelssturmgewalt
Aus Gesinde- und Kunkelstuben
Zu Tanz und Lustbarkeit hinaus,

Digitized by Google

Kaum bleibt ein Hinkefuß zu Haus.
Und wie er geigt, der schwarze Hans,
So müssen sie sich drehn im Tanz,
Bis mancher ehrbaren Mutter Kind
Nicht bloß den Schwindel im Haupte spürt,
Sondern sein Kränzlein auch verliert.
Die Eltern aber machtlos sind:
Da hilft kein Wehren, kein Verbot,
Sie müssen tanzen und wär's in den Tod.

Fremder.

Da glaubt man wahrlich an Zauberei.
Doch sagt, die Andern —

Martin.

Die andern Zwei,
Je nun, sind auch gar schlimme Knaben,
Die Unheil stiften mit ihren Gaben.
Der Eine, der rote Hinz geheißen,
Thät sich kaum aus den Kinderschuhn,
Der Mal- und Bildnerkunst befleißen,
Doch Teufelswerk ist all sein Thun.
Bildlein malt er so schamlos frei,
Den Ehrbarn treiben sie's Blut in die Wangen,
Den Buhlern schüren sie das Verlangen.
Ist's nicht so, Gevatter?

Till.

's ist Hexerei!
Und denkt, in Sanct Marien gar
Meißelt' er neben dem Hochaltar
Adam und Eva, lebensgroß,
Wie's ja der Brauch ist, nackt und bloß,
Weil damals im Paradiese leider
Noch fehlte die ehrbar' Zunft der Schneider.
Doch stellt' er unser Urelternpaar
So verwundersam zierlich dar,
Daß bei der Predigt die Männer all
Nur immer nach Eva's Apfstein schauen,
Und, statt zu beten, die guten Frauen
Träumen von Adam's Sündenfall.
Man sollte steuern dem Ärgernis;
Sechs Ellen Tuch, so wär's gethan.

Fremder.

Ihr mäßt wohl gern ihnen Mäntel an?
Und der dritte Bruder?

Martin.

Ein kecker Fant,
Der frecher Verskunst sich befliß,
Verbuhlte Liedlein, lose Geschichten
Reimweis gar künstlich weiß zu dichten.
Der blonde Heinz wird er genannt.
Mit seinen schimpflichen Fastnachtschwänken
Verhöhnt er Ehrbarkeit und Zucht,
Bis Alt und Jung nach der verbotnen Frucht
Schamlos die Hälse sich verrenken.
Ja, Herr, wer hier in Ehren ergraut,
Mit Grimm und Gram dies Treiben schaut.
Hört Ihr? Da kommt, daß Gott erbarm',
Ein neuer Narren- und Schelmenschwarm.
Zu Galle wird mir der edle Wein!
Mit Verlaub, ich zieh' mich ins Haus hinein.
Kommt Ihr nicht mit?

Fremder.

Möcht' hausen bleiben,
Ein wenig schauen, wie toll sie's treiben.
Ein Fremder muß Leut' und Land studieren.

Martin.

Meinthalb! Werdet nicht viel profitieren.
Kommt Ihr, Gevatter? (zur Frau).
He, nimm die Kanne!

Till (halb widerwillig).

Erlaubt mir Euren Arm, Frau Hanne!
(führt sie in die Schenke, der Beck folgt.)

Zweite Scene.

(Aus dem Stadtthor kommt tanzend) Hans, (die Geige im Arm, anderen Musikanten voran, hinter ihnen) ein Schwarm junger Burschen und Dirnen (paarweis).

Hans.

(singt, während die Musikanten ihn begleiten).

Nun singt und springt, nun jauchzt und trinkt,
Es blühen die Rosen im Mai.
Mit greisem Schopf und Wackelkopf
Ist Spiel und Tanz vorbei.
Tralera tralei —
Ja Spiel und Tanz vorbei!

(Die Andern wiederholen den Kehrreim, den auch Hans jetzt mit der Geige begleitet. Sie sind singend über die Bühne gezogen und gehen nach rechts ab. Weit strömt noch. Lebhaftes Gewimmel.)

Dritte Scene.

(Aus dem Hintergrunde links kommt der Quacksalber (in bunter, phantastischer Tracht, eine spitze Mütze auf dem graubaarigen Kopf, ihm folgt, von zwei großen schwarzen Ziegenböcken gezogen, ein niedriger Wagen mit Flaschen, Büchsen und ärztlichem Gerät, darüber an zwei Stangen die Aufschrift Doctor Natan. Die Böcke ziehen den Wagen auf eine freie Stelle rechts, wo sie stehn bleiben. Der Quacksalber tritt zu ihnen, schirrt sie ab und giebt ihnen einen Schlag auf den Rücken, worauf sie in die Coulisse rechts verschwinden. Fern aus dem Hintergrund erschallt, sehr gedämpft, eine übermütige Tanzweise.)

Quacksalber

(hinter den Wagen tretend).

Herbei, herbei,
Ihr lieben Leut'!
Hier ist bereit
Gut' Arzenei.
Wer grau und alt,
Braucht's mannichfalt,
Wer jung und rot,
Hat's auch wohl not.
He, junge Magd,
Was schaust so blaß?
Ich weiß ja, was
Dein Herzchen plagt.

Digitized by Google

Der, den du meinst,
Um den du weinst,
Fragt nicht nach dir.
Probier's mit diesem Fläschlein hier.
Zwei Tropfen nur ihm in den Wein —
Er brennt um dich in Liebespein.

Mädchen.

Ach geht, Herr Doctor, ich thät' mich schämen,
Zu Liebestränken mich zu bequemen,

Quacksalber (leise).

Versuch's nur erst, wie sanft es thut,
Wenn Lieb in Liebchens Armen ruht,
Du dankst mir's noch. Geb' dir's geschenkt.
(Steckt es ihr heimlich zu.)
Und Ihr (zu einer Frau)
— ich weiß wohl, was Euch kränkt:
Der Granbart, dem Ihr angetraut,
Bringt um den Schlaf Euch Nacht für Nacht,
Dieweil er schnarcht gar überlaut.
Da nehmt dies Pulver, rührt es sacht
Zur Nachtkost ihm ins Süpplein warm —
Er läßt Euch schlafen sonder Harm.
(sich zu ihr neigend, leiser)
Nur thut des Guten nicht zu viel!
's ist immer ein gewagtes Spiel.
(da die Frau verstohlen danach greift und einen Beutel zieht.)
Ihr zahlt hernach, wenn Ihr's erprobt
Und Doktor Natan's Kunst belobt.
(giebt ihr ein Büchschen.)
Ihr da, mein schmucker junger Fant,
Was schleicht Ihr um so weh und wund?
Weis't her die Linien Eurer Hand!
Ha wohl, ich seh' es ungefragt:
Die Armut Euch am Herzen nagt.

Jüngling (betroffen).

Woher nur ward Euch das bekannt?
Das Übel, so geschickt Ihr seid,
Mit Tränklein ist's nun nicht zu heilen.

Quacksalber.

Wartet nicht, bis es Ducaten schneit!
Müßt fein Euch umthun unterweilen,
Eine reiche Wittib auszuspähn,
Könnt Euch fürwahr doch lassen sehn.
Zum Überfluß salbt Euch mit dieser Salben;
Verbreitet dann so süßen Duft,
Man öffnet Thür und Thor Euch allenthalben,
Wie Baldrian die Katzen ruft.

Jüngling.

Ihr spottet mein.

Quacksalber.

Ich bin ein Schuft,
Mein' ich's nicht ehrlich. — Nur frisch heran,
Zum Wundermann!
So Alt wie Jung, nehmt guten Rat an
Vom weisen Meister, dem Doktor Natan!
(Volk drängt sich herzu. Er spricht leise mit ihnen weiter.)

Vierte Scene.

Der Schneider (schleicht aus dem Hause, zu dem) Fremden (hin, der die vorigen Scenen mit Aufmerksamkeit verfolgt hat).

Till (vertraulich).

Liebwerter Herr —

Fremder.

Ihr wollt nach Haus?

Till.

Nicht doch! Nun geht's ja recht erst an.
Halt's beim Gevatter drin nicht aus.
Ist gar ein sauerköpfisch' Mann,
Schmäht immer mit seiner lieben Frauen,
Die, wie's ihren jungen Jahren gebührt,
Auch manchmal ein Gelust verspürt,
An Sang und Klang sich zu erbauen;
Hat sie wahrhaftig im Verdacht,
Daß sie dem Fiedler süße Augen macht.
Ja, spät gefreit hat stets gereut.
Haha!

Fremder.

Der Fiedler scheint ein kecker Gesell,
Der manche Nacht wohl gassatim schwärmt
Und sich an fremdem Feuer wärmt.

Till.

Wir thäten's auch an seiner Stell',
Haha. Doch nicht ein Jeder kann's
So ungestraft wie der schwarze Hans.
Kommt! Führ' Euch nach dem Tanzplatz hin;
Mich lockt die Musik, so alt ich bin.
(faßt ihn unter den Arm.)
(Eva kommt aus dem Thor.)

Fremder.

Wer ist das einsame schmucke Kind?
Kein feineres hab' ich lange gesehn.
Wie kommt's, daß sie keinen Gesellen find't?

Till.

Sollt' sich nur Einer unterstehn,
Der thäte Müh' und Witz verschwenden.
Der rote Hinz — die Rede geht,
Die Eva, die in der Kirchen steht,
Ein dünnes Zweiglein um die Lenden —

Fremder.

Ihr meint —

Till.

Man nannt, das Steinbild sei
Des Dirnleins leibhaft Conterfey.
Sie zuckt die Achseln und lacht der Mär',
Läuft ungescheut dem Buhlen ins Haus,
Hat eben keine Mutter mehr,
Sie zu behüten.

Fremder.

Kommt grad' hiehe'
Steckt's Näslein in ihren Blumenstrauß

Digitized by Google

Und läßt die Augen wie Blitze schweifen.
Seht, wie sie wiegt den schlanken Leib!

Till.

Kommt, kommt! Ihr seid ja ganz verzückt.
Das Fieber möcht' Euch auch ergreifen.
Säh' das zu Haus Euer Eheweib —

Fremder.

Habt Recht, daß es sich übel schickt
Für alte Knaben, wie unsereins,
Nach frechem Augenspiel zu gaffen.
Was hab' ich ehrsamer Mann zu schaffen
Mit Eurem Haus und Hinz und Heinz?
Will nur noch eben den Reigen sehn,
Dann eilig meiner Wege gehn.
Denn traun, mir wirbelt's hier im Kopfe,
Als hätte der Teufel mich beim Schopfe.

(ab mit dem Schneider nach rechts.)

Fünfte Scene.

Quackfalber (vorn rechts, vom Volk umstanden, vor der Schenke stehend) Bürger mit ihren Weibern, Eva (kommt in den Vordergrund, blickt suchend umher).

Quackfalber.

He, Jüngferchen mit den stolzen Mienen,
Könnt' Euch gewiß mit Manchem dienen.

Eva.

Daß ich nicht wüßte! Bin nicht krank.
Frag' Eurem Salbenkram nichts nach.

Quackfalber.

Ja freilich, Eure Äuglein blank,
Das Hälslein rund,
Der Lächelmund,
Was wissen die von Weh und Ach!
So wenig wie ein Feuerbrand,
Der Funken ausstät frech und froh,
Bis Alle brennen lichterloh.

Eva.

So heilt die Narren, die sich verbrannt,
Habt Salben und Balsam ja vollauf.
Was kümmert's mich?

Quackfalber (leiser).

Doch kommt die Zeit,
Da hört das Feuer zu zünden auf.
Wenn Ihr fein artig und dankbar seid,
Will Euch ein Mittelchen bescheren,
Noch vierzig Jahre die Glut zu nähren.

Eva.

Was kümmert mich's, wie lang die Frist?
Einmal muß Alles ein Ende nehmen.
Wenn das Feuer verlodert ist,
Dann gute Nacht! Was soll ich mich drum grämen?
Glaub' nicht an Zauber und Hexenkunst.

Quackfalber.

Seid selber ein Herlein, mit Vergunst,
Hab' aber an Euch mein Wohlgefallen.
Kommt, wählt unter meinen Sächlein allen,
Rosenöl, Balsam, feine Essenzen,
Davon Lippen und Augen glänzen.
Keine Prinzessin würd's verschmähn.
Geruhet nur es anzusehn.

(Eva tritt an seinen Wagen.)

Sechste Scene.

Vorige Hinz, Heinz (aus der Stadt).

Hinz

(den sich sträubenden Heinz am Arm führend).

Nein, Bruder Heinz, ich lasse dich nicht!
Was hockst Du in der dumpfen Kammer
Und beichtest deinen Katzenjammer
In einem winselnden Klaggedicht?
Mach einen Vers auf Lieb und Wein
Und laß den dürren Mißmut fahren!

Heinz.

Mir widert das Leben!

Hinz.

Es steht nicht fein
Melancholei zu blonden Haaren.
Was lief dir übers Leberlein?
Hast nicht genug der Ehr' und Freuden,
Bist berühmt schon in jungen Jahren,
Die Weiber kommen in hellen Haufen,
Wenn Du nur winkst, Dir ins Garn gelaufen,
Darfst nicht den König in Frankreich neiden,
Und doch —

Heinz.

Laß mich! Was an mir frißt,
Wird ewig Dir ein Rätsel bleiben,
Der Du ein Knecht der Sinne bist.
Mich aber grimmt's, mich umzutreiben
Im Tretrad der Alltäglichkeit,
Ein erb- und namenloser Wicht,
Und draußen im goldnen Sonnenlicht
Lockt eine Welt so frei und weit.
O da hinein! zu stolzen Abenteuern!
Alle Herrlichkeiten der Erde schauen,
Als Kämpfer Siegesfeste feiern,
Bekränzt von königlichen Frauen —
Das wär' der irdischen Mühe wert!

(läßt sich auf eine Bank sinken.)

Hinz.

Kenn' ich meinen klugen Bruder noch,
Der frischen Quellen den Rücken kehrt,
Um nach erträumter Lust zu jagen?
Von allen Freuden die höchste doch
Ist jenes himmlische Behagen,
Wenn wir, den Becher in einer Hand,

Digitized by Google

Mit der andern ein Mägdlein kosen,
Das nur zum Schein sich thut erbosen,
Fällt ihr vom Nacken das Gewand.
Mocht' auch nur Eine je sich wehren,
Dir solche Wonne zu bescheren?

Heinz.

Das eben ist's! Ich finde kein Genügen
An kampflos leichterrungnen Siegen.
Bruder, glüht denn in Deinem Blut
Nicht auch der Trieb, ein hohes Spiel zu spielen?
Wie dunkel uns auch die Lose fielen,
Ich spür's an meinem Wagemut:
Ich bin von adeligem Stamme.
Mein Vater — daß ihn Gott verdamme,
Da er ins Findelhaus mich stieß! —
Eins dank' ich ihm, was er mich erben ließ:
Allem Höchsten mich gleich zu dünken
Und, eh ich zahm in dumpfer Enge
Mein heißbegehrlich Herz bezwänge,
Lieber ins ew'ge Nichts zu sinken,
Die schmählichen Schranken zu zerbrechen
Und durch ein unerhört Erfrechen
Die Glut zu kühlen, die in mir loht.

Hinz.

Bist ein Poet! Mit Euresgleichen
Hat man allweg seine liebe Not.
Komm! Laß Dir erst einen Becher reichen,
Dann schüttle die Mucken ab im Tanz.
Hörst Du nicht drüben Bruder Hans
Recht teufelmäßig die Fiedel streichen?
Und dort — beim Strahl! (erblickt Eva.)
Das Gochen! Schau!
Was hast Du gekauft? Einen Liebestrank?

Eva.

Hab' ihn nicht nötig, Gott sei Dank!
Einen Narren wie Du verliebt zu machen,
Bedarf's nicht eben Zaubersachen.
Komm! Laß uns tanzen!
(hängt sich an ihn, will ihn fortziehen).

Hinz (leise zu ihr).

Höre, Kind,
Könntest mir einen Gefallen thun.

Eva.

Was ist's?

Hinz.

Da sieh meinen Bruder hocken.
Ein böser Dämon plagt ihn nun,
Gegen alle Lust sich zu verstocken.
Du Schmeichelkatz, geh zu ihm hin,
Faß ihn liebkosend an das Kinn
Und lock ihn artig zum Tanz mit Dir.
Ja, solltest Du ihm den Kopf verdrehn,
Will ich einmal durch die Finger sehn.

Eva.

Ich haff' ihn. Früher gefiel er mir,
Weil er viel schöner ist als Du.
Er ließ mich naserümpfend stehn!
Eh' ich Dem was zu Liebe thu',
Müßt' er kniefällig mir Reue zeigen.
Nun mag er sich selbst zum Tanze geigen,
Der Hochmutsnarr mit dem Bettelstolz!
(zieht Hinz fort nach dem Tanzplatz.)

Siebente Scene.

(Es ist dunkler geworden. Ein Kellner hat eine Kanne mit Wein gebracht und vor Heinz hingestellt, der den Kopf in die Hand gestützt vor sich hin brütet. Das Volk um den Karren des Quacksalbers hat sich verlaufen, vor den Buden im Hintergrunde werden Laternen angezündet.)

Der Quacksalber

(verstaut seinen Kram und rüstet sich langsam Heinz).

Mit Verlaub, mein junger Herr —

Heinz (auffahrend).

Was soll's?

Quacksalber.

Euch ist nicht wohl.

Heinz.

Was schiert das Euch?

Quacksalber.

Geht nur nicht gleich so wild ins Zeug!
Ich bin ein vielerfahrner Mann.
Der manch Gebresten heilen kann.

Heinz.

Habt Ihr auch Balsam für Seelenwunden?

Quacksalber.

Hm! je nach ihrer Qualität.
Hab' Zeugnisse von sehr berühmten Kunden,
Mit roter Tinte säuberlich geschrieben.
Wollt' es dem Junker nur belieben,
Dem Arzt zu beichten, wie's um ihn steht.

Heinz.

Armsel'ger Prahler! Wollt Ihr Euch vermessen,
Mit Pillen- und Lattwergenquark
Den Wurm zu töten, der tief ins Mark
Meines jungen Lebens sich eingefressen?

Quacksalber.

Es könnt' wohl sein.

Heinz.

Das Ungenügen
Zu stillen, das mich folternd brennt,
Dem Falken gleich, der trauert von hohen Flügen
Und wider des Käfigs Stäbe rennt?

Quacksalber.

Es könnt' wohl sein.

Heinz (springt auf).

Beim ew'gen Gott,
Es tobt ein Trutz in meinen Adern,

Digitized by Google

Mit meinem Schöpfer selbst zu hadern.
Hat er mich nur zu Schimpf und Spott
Begabt mit Geist- und Sinnenkräften,
Um in der Armut Joch und Frohn
Hier an die Scholle mich anzuheften,
Daß ich um Bettel-Tagelohn
Zu schnödem Werk mich müsse dingen lassen,
Hochzeits- und Kindtaufcarmina verfassen,
Den Biedermännern zum Entsetzen
Verruchte Spiel' und Schwänke reimen,
Und wüßte nicht bessern Zeitvertreib,
Als dann und wann ein Biederweib
Von Pflicht und Tugend wegzuschwätzen?
Die Stimme, die mir zuruft im Geheimen:
„Du bist berufen zu höhern Dingen!
Stiefvaterhuld an dir bewies
Der Gott, der in den Staub dich stieß!“
Könnt Ihr auch die zum Schweigen bringen?

Quacksalber.

Es könnt' wohl sein! Begebt Euch nur,
Mein junger Freund, getrost in meine Kur.
Die Diagnose — glaubt' mir's fest und steif —
Ergiebt das Facit: Ihr seid reif.

Heinz (wild lachend).

Reif? wie im Felde die Weizenfrucht,
Für die der Schnitter die Sichel wetzt?
(reißt den Dolch vom Gürtel.)
Ich hätte gute Lust, gleich jetzt —

Quacksalber

(packt ihm die Faust, in der er den Dolch gezückt hat.)
Gemach! Eh' man zum Messer greift, mein Sohn,
Wird noch gelindere Kur versucht.

Heinz (ihn anstarrend).

Wer seid Ihr, daß Ihr sprecht aus diesem Ton?

Quacksalber.

Geduld nur! Du erfährst es schon.

Achte Scene.

Vorige. (Aus dem Hintergrunde rechts kommt der Schwarm der Tänzer wieder zurück.) Hans voran, mit seinem Mädchen, hinter ihm) Hinz, der Eva (um den Leib gefaßt hat, dann paarweis die Andern).

Hans (singt und singt).

Und wer noch frisch und wer noch jung —
Es blühen die Rosen im Mai —
Ein Schätzchen ist ihm nicht genung,
Küßt ihrer zwei und drei.
Tralera tralei —
Die Küsse die blühen im Mai!

(Die Tänzer wiederholen den Kehrreim, dann lösen sich die Gruppen, der Quacksalber hat sich zu seinem Karren zurückgeschlichen, Heinz und Hans werfen sich auf die Bank, Heinz steht in sich versunken. Die Mädchen setzen sich zu ihren Liebsten oder lassen sich auf den Schoß ziehen).

Hans.

Wein her! Die Kehle ist mir verdorrt.
Guten Abend, Heinz! Hast nicht mittanzen wollen?

Heinz.

Wie'n Marterbildnis steht er dort,
Gelaunt, mit Gott und Welt zu grollen,
Statt frisch und frei herumzutollen.

Hans.

Wo steckt Deine Liebste, die Hildegund?

Heinz.

Laßt mich! Mir steht nach Euren Freuden
Heut nicht der Sinn. (will fort.)

Hans.

(springt auf, eilt zu ihm.)
Sag uns den Grund!
Wir lassen uns nicht so kurz bescheiden.
Da trink!

Heinz.

Ich mag nicht! (will fort.)

Hans.

Kommt herbei,
Ihr Mädel, schließt um ihn die Kette!
Er darf nicht fliehn. Wir singen um die Wette
Ein Pereat der Melancholei!
(Die Mädchen umringen Heinz, singen wieder den Reigain. Er sträubt sich vergebens.)

Neunte Scene.

Vorige. (Aus dem Hintergrunde links) eine Frau, (hinter ihr) ein junger Bursch.

Frau.

(vorstürzend, auf Heinz zu).
Wo ist er? Ha! Meineid'ger Wicht,
Herzloser Mörder, Ehrendieb,
Meinen Mutterfluch Dir ins Gesicht,
Erzteufel Du! O Gott im Himmel droben!
(rauft ihr Haar.)
(Volk drängt sich um sie; der Bursch, seine Frau, andere Bürger treten aus der Schenke.)

Heinz.

Was wollt Ihr, Frau? Was soll das Toben?

Frau.

Wie, falscher Heuchler, kennst mich nicht,
Die Mutter von Deinem süßen Lieb,
Die Dein gottloser Lügenmund
In Not und Tod und Verdammnis trieb?
Wo ist, Du Schelm, zu dieser Stund'
Mein liebes Kind, meine Hildegund?
Hast Du ihr nicht die Eh' versprochen
Und, da sie's glaubte, der arme Narr,
Dein Wort ihr und das Herz gebrochen?
Was steht ihr Dirnen stumm und starr?
An Euch wird auch die Reihe kommen.
Fällt über ihn! reißt ihm die Augen aus,
Das falsche Herz — Weh mir!
(Sie will umsinken, der junge Bürger hält sie.)

Der Sohn.

O Mutter, kommt nach Haus!
Euer Klagen und Wüten kann nicht frommen.

Digitized by Google

Ich mach' dem Schelmen den Garaus,
So wahr ich Hildegund's Bruder bin.

Heinz.

Was kommt dem tollen Paar in Sinn?
Das Ding hat sich an mich gehängt,
Hab' ihr kein Treuwort je gegeben,
Sie nur nicht eben weggedrängt.

Der Sohn.

Und das bezahlte sie mit dem Leben!
Ja wißt, vor einer kleinen Stund —
Meine süße Schwester Hildegund —
Der Fluß hat sie an's Land gespült
Um Diesen da! (ballt die Fäuste gegen Heinz)

(Mädchen und Bursche weichen entsetzt vom Heinz zurück. Hinz und Hans nähern sich ihm.)

Hans (raunt ihm zu).

Heinz, mach Dich fort!
Der Bursch ist rasend.

Heinz (vortretend).

Höll' und Mord!
Was für ein Spiel wird hier gespielt?
Weil sich ein thöricht verliebtes Ding
Wie'n Affchen geberdet, mir zu gefallen,
Ein Apfel, der reif am Baume hing,
Von selber mir in den Schoß gefallen,
Wagt man des Raubes mich zu zeihn?
Und rannte sie in den Fluß hinein,
Ihr üppiges Geblüt zu kühlen,
Gott mag der Närrin gnädig sein!
Soll ich deswegen Reue fühlen?
Nehmt Eure Schwestern besser in Acht,
Ihr Burschen! Doch weh der Bubenhand,
Die sich mit mir zu schaffen macht!
(wendet sich mit stolzer, drohender Geberde zum Abgehen.)

Der Sohn.

(der die ohnmächtige Mutter den Mädchen überlassen).

Nicht von der Stelle, schnöder Fant!
Heraus die Klinge!

Heinz (zieht den Dolch).

Fort mit Dir!

Der Sohn.

Heran, Gesellen! Laßt ihn bezahlen
Seinen Frevelmut, sein freches Prahlen.
Ho! Mordio! Mordio!

Die Bursche (dringen auf Heinz ein).

Schlagt ihn nieder!

Heinz.

Tolldreister Gauch, nimm das!

Der Sohn (zurücktaumelnd).

Du Schuft!
Ich bin — verwundet! (Lärm und Getümmel.)

Heinz (sich wehrend).

Heran, ihr Brüder!

Hans (ihm zuraunend).

Gieb Fersengeld!

Hinz.

Es sind zu Viel.

Heinz.

Die Krämerbrut! Hört, wie die Hunde heulen!
Dem Löwen ist die Meut' ein Spiel,
Und hilft nicht Gott, so mag der Teufel helfen!

Quacksalber.

Er hilft Euch!

(Ein Donnerschlag. Finstere Nacht. Aus dem Boden zwischen den zurückweichenden Brüdern und den nachdrängenden Burschen schlägt eine hohe Flamme auf. Plötzlich, drei Sekunden lang, Totenstille. Dann, während ein zweiter unterirdischer Donner erschallt, flüchten die Burschen und Mädchen, letztere kreischend, nach dem Hintergrunde und zerstreuen sich rechts und links und durch das Stadtthor.)

(Fortsetzung folgt.)

So kurze Zeit.

Ach, daß die Schönheit, daß die Jugend blüht
So kurze Zeit!
Daß Glückestraum beseligt das Gemüt
So kurze Zeit!
Und doch, wie köstlich noch die letzte Spur
So kurzer Zeit,
Daß holdes Glück wir lebten, wenn auch nur
So kurze Zeit! **Otto Roquette.**

Vor Kränzen.

Sonst letzten Ehren nur geweiht,
Erblüht ihr heut nur frohen Stunden,
Noch hat versengt kein brennend Leid,
Kein Gifthauch vom Verläumder Neid
Euch stolzen Trost für Herzenswunden!

Seid Kränzen gleich, wie sich beim Mahl
Hellenen wanden um die Schläfe,
Im Glauben, daß dann beim Pokal
Den hellen Geist kein Wahn, kein Strahl
Des trunknen Übermutes träfe!

Ihr welkt — was welkte nicht? Doch ihr
Mit Band und Schleifen, ihr habt Schwingen,
Die Liebe sendet euch zu mir,
Und dieses Kuhmes echte Zier
Wird nicht die Zeit sobald bezwingen.

Hermann Lingg.

Aufruf.

Allüberall wird jetzt gelagt:
Mit Reden und Festen wird man geplagt
Auf allen Märkten und Triften;
Drum wird es wirklich hohe Zeit
Für sämmtliche Freunde der Einsamkeit,
Den Einsiedler-Bund zu stiften.

Es werden hiemit Mann, Weib und Kind,
Sofern sie nur gern alleine sind,
Zu schleunigem Beitritt gebeten;
Wir rechnen so im Überschlag
Beim Ersten deutschen Einsiedler-Tag
Auf tausend Anachoreten. **Ludwig Fulda.**

Digitized by Google

Das hohe Epigrammenlied auf Herrn Schlocks rote Nase.

Von **Friedrich Theodor Vischer.**

(Ungedruckter Nachlaß.*)

I.

O seliger Vetter Haug, du großer Nasendichter,
Verleih zu großem Werk mir deines Geistes Lichter!
Willst du es nicht, mir bleibt noch etwas Trost: ich hoffe,
Es ströme Feuerkraft mir zu aus meinem Stoffe.

II.

Du aber, würd'ger Mann, des Prachtorgans Besitzer,
Verkannter Strahlenquell, verhöhnter Nachtdurchblitzer,
Liebt auch die schnöde Welt, das Strahlende zu schwärzen,
Empfange deinen Kranz, es giebt noch schöne Herzen!

III.

Der Menschheit und Natur muß unter tausend Qualen
Den tragischen Tribut jedwedes Große zahlen;
Von Kindesjahren an was hast du nicht erduldet!
Ich aber weiß, was dir die Mit- und Nachwelt schuldet.

IV.

Ein Glück ist's daß du nicht der Niobe entsprossen,
Dich hätte Gott Apoll aus Neid zuerst erschossen.

V.

Welch Unrecht hast du nicht als Schüler schon erlitten!
Der Lehrer kam voll Zorn nach deinem Platz geschritten,
Du fastest ohne Arg und schriebst in deiner Ecke,
Er schwang den Stab und schrie: Wer zündelt im Versteckе?

VI.

Das Schlittenfahren ward dir nie so leicht wie Andern:
Wohin der Schlitten kam, begann der Schnee zu wandern,

VII.

Das Nastuch konntest du schon frühe leicht entbehren,
Wie kann am Feuerschlund sich Flüssigkeit ernähren?

VIII.

Kein Wunder, will kein Bart die Wang und Kinn beglücken.
Am Krater des Vesuvs muß Blatt und Zweig erstücken.

IX.

„Er hat sein Herz verbrannt! Wie ist es doch gekommen?
Wer mag die Schöne sein, die ihn auf's Korn genommen?
Ist sie wohl blond, brünett, groß, klein, von schlanken
Gliedern?"

Halt! eh' du weiter fragst, laß einfach dir erwidern:
Jüngst sah ich ihn sein Haupt in süßem Schlummer wiegen
Und seine Nase kam zu nah an's Herz zu liegen.

X.

Am Aechar hörte man ein Brausen und ein Zischen,
Wie wenn mit Wasserflut sich Feuer soll vermischen.
Was mag die Ursach sein? Schwer war es zu erraten.
Man eilt an's Ufer hin und sieht den Jüngling baden.

XI.

Jüngst mußt' er stundenlang auf einem Felsblock sitzen,
Blockiert von einem Stier in Todesängsten schwitzen —
Wer wird sich aber auch, mit so viel Kot beschlagen,
In eines Bullenviehs furchtbare Nähe wagen?

XII.

Er fing das Malen an, es schien erwünscht zu gehen,
Doch war auf seinem Bild ein Stückchen Kot zu sehen,
Wozu bedurft' es auch noch eines Pinselklexes?
Das Kot ergab sich schon als Wirkung des Kleksexes.

XIII.

Du habest als Student zu tief ins Glas gesehen:
Welch Unrecht ist dir doch mit diesem Klatsch geschehen!
Bedenkt doch die Physik, ihr frechen Lästerzungen!
Es wär' mit einem Knall in Splitter ja zersprungen.

XIV.

So grüne dich nur nicht! mit Kaiser Karl sprich munter,
Es geh die Sonne nie in seinem Reiche unter.

XV.

Keine stille Liebe kann glühen so heiß
Als eine rote Nase, von der jedermann weiß.

XVI.

Schon seh ich nach dem Tod dich beigesellt den Sternen.
Du strahlst, ein zweiter Mars, in grenzenlose Fernen.

XVII.

Er wollt' am Pulverturm bequem vorbeispazieren,
Schnell trat die Wache vor, um ihn zu arretieren.

XVIII.

Dich könnt' ein Korporal nicht stufenweis dressieren,
Man müßte vornherein im Feuer exerzieren.

(Fortsetzung folgt).

*) Der Sohn des Dichters, Herr Professor Dr. Robert Vischer in Aachen, dem wir die Mitteilung dieser Perle echt Vischer'schen Humors danken, teilt uns mit, daß die Epigramme in der Mehrzahl zu Ende der Zwanziger und zu Beginn der Dreißiger Jahre entstanden; mehrere seien später hinzugefügt, viele in der Form umgewandelt worden. Daß das Scherzgedicht mit Absicht in jener umständlich übertreibenden Art gehalten ist, die dem gravitätisch-jovialen Humor des vorigen Jahrhunderts zulagte, wird man leicht erkennen. Der erste Vers ist, wie gleichfalls kaum hinzugefügt zu werden braucht, eine Anspielung auf Haugs bekannte: „Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase, von Hophtalmos," deren erstes Hundert 1804, das zweite 1822 erschien. D. Red.

Digitized by Google

Die Steinbockdose.

Eine Bergmythe von **Hermann Lingg.**

Vor Kurzem, als den Felsenthron
Der Steinbock noch ob Wald und Matte
Auf höchster Alpenregion
Gemeinsam mit dem Adler hatte,
Da's lohnend war, zu jagen noch
Das seltne Wild am Sonnenjoch,
Da saßen einst, vom Schnee gefangen,
Im Schutzhaus von dem Sturm umbraust,
Touristen, die heut scharf gegangen,
Den Bergstock jeder in der Faust
Und seinen Rucksack umgehangen;
Mißmutig sah'n sie ihre Seile
Beiseit gelegt und ihre Beile.
Den Führer riefen sie herbei
Und fragten, ob das Schneegestöber,
Das immer dichter ward und gröber,
Bis morgen wohl vorüber sei;
Der wandte nach dem Erker sich:
„Herr Pfarrer, Ihre Tabaksdose
Verräth sich darauf meisterlich,
Noch besser als die Wetterrose!"
Der Pfarrer, der am Fenster saß
Und eifrig eine Zeitung las,
Schlug mit der Hand an Kock und Hose
Und zog zu Aller Ueberraschen
Ein Prachtstück, eine schwarze Dose
Gemach aus einer seiner Taschen.
Er schloß sie auf und rief: „O weh,
Es giebt auch morgen wieder Schnee.
Der Tabak klebt am Deckel oben,
Die Luft ist noch voll Feuchtigkeit,
Es wird auch morgen wieder toben
Und schneien, wie es heute schneit."
Und sinken ließ er seine Hand,
Und sah hinaus und seufzte schwer:
„So war's auch, als er dort verschwand
Im Schnee, der alle Jäger, er
Mein Freund, des heller Geist ein Ende
In trauriger Verirrung fand.
O meine Dose, du weißt mehr
Als nur, wie sich das Wetter wende –
Ja, hätt'st du damals auch gedroht! –
Klebt nicht ein Fleck da, blutig roth?"
Und während er es schmerzlich dachte,
Ging seine Dose rund umher,
Damit sie jedermann betrachte;
Denn kunstreich war sie, stark und schwer;
Sie war aus einem Steinbockhorn
Gefertigt, überall umfangen
Am Deckel, an der Schließe vorn
Mit Silberbuckeln, Silberspangen.
Daß sie ein Angedenken sei
Erfuhr man, und so prachtvoll reich,
Sie kommt' dem Schatz der Sakristei
An Silberwerk beinahe gleich;
Doch als man nach dem Manne fragte,
Dem einst die Dose war zu eigen,
Gab einen Wink der Greis und sagte:
„Hierüber laßt mich lieber schweigen."
„Erzähl doch!" rief's von allen Seiten,
„Erzählt es uns;" er aber sprach:
„Der Wirt erzählt's; vergangene Zeiten
Gehn mir schon allzu schmerzlich nach.
Ich fühl' mich dazu nicht mehr taugen;
Ach, was ist alles Erdenglück!" –
Der Greis barg mit der Hand die Augen
Und lehnte sich im Stuhl zurück.
Es wurde totenstill, das Gehen
Der Wanduhr hörte man allein,
Und hie und da klang auch das Wehen
Des Schneesturms, wie ein wildes Schrei'n
Um's Dach und fast zur Thür herein.
Der Wirt begann: „Nun denn, zu Vier
An einem Tische saßen wir,
Der Jäger, ich und noch zwei Gäste,
Es war nach einem hohen Feste;
Da sagte einer still zu mir:
„Was nur der Jäger haben mag?
Seit kurzem ist er wie verwandelt,
Er träumt, so scheint's, am hellen Tag,
Hat ihn denn jemand schlimm behandelt?
Ich glaub' es nun und nimmermehr,
Und daß er neulich fehlgeschossen,
Macht ihm doch wohl das Herz nicht schwer? –
Auch sind schon sechzehn Jahr verflossen
Seit ihm sein Weib starb" . . „Nein! sein Gram
Hat einen tiefern Grund," sprach laut
Ein Zweiter, „wißt Ihr's nicht, er kam
In einem ungeklumen Zeichen,
Im Steinbock auf die Welt, und muß
Deshalb, wie Viele seinesgleichen,
Immitten selbst von Ueberfluß
Noch höher streben, stets nach oben
In seinem ganzen Lebenslauf.
Man mag ihn noch so sehr belobeu,
Er strebt nur höher noch hinauf."
Der Jäger, der das Wort gehört,
Erschrak jetzt, hob den Kopf und sah
Den Sprecher an und sagte: „Ja,
Ihr habt schon recht, ich bin verstört,
Drum laßt mich gehen. Aus!" Er leerte
Sein Glas auf einen Zug und ging. –
„Ihr Alle seid auf falscher Fährte,"
Begann der jüng're Mann, „das Ding

Digitized by Google

Hat einen andern tiefen Grund,
Dem Alten ist die Seele wund."
„Wie so? Er ist doch nicht verliebt
Der alte Kauz?" — „Warum nicht gar!
Wenn's Einen, der es nicht ist, giebt,
Ist's Er." — „Nun denn?" — „Ich sag's nicht, fragt
Ihn selbst, doch freilich von der Jagd
Da kommt es her, soviel ist wahr."
Ja von der Jagd, rief hinterm Tische
Jetzt ich hervor, er thut mir leid
Der arme Mann, der sonst voll Frische,
Voll Leben war und grundgescheid;
Jetzt wird er seinem Gram zur Beute.
Allein so sind die Jägersleute!
Bei Allen fast, man weiß es schon,
Spukt's leider mit der Religion,
Und Mancher, der sein Haus verließ
Und hat sich nicht zuvor besegnet,
Der ist im hintern Teufelsrieß
Dem Bösen in Person begegnet.
Da lachten sie: „In unsern Tagen
Glaubt der an einen Teufel noch!"
Und meinen Vetter hört' ich sagen,:
„Die Wirte nimmt er gern beim Kragen,
Soviel ist richtig, sieht er's doch,
Wie mancher paulicht im Keller drunten
Und Hexerei treibt mit den Spunten."
Bei mir, ihr Herrn, giebt's nichts dergleichen,
Rief ich jetzt wild, doch was ich weiß,
Das weiß ich! — „Gut! laß dich erweichen
Und sag' es uns," — mir ward ganz heiß —
Und enger drängten meine Gäste
Die Stühle um mich her im Kreis
Und leerten langsam ihre Reste.
Es sind, so sprach ich, jetzt drei Wochen,
Da saß ich und der Pfarrer hier —
Und noch ein Gast — und haben wir
Auch damals dies und das besprochen —
Sehr nötig hatten es die Zwei,
Drum ließ ich sie allein und rückte
Zum andern Tisch, wo nebenbei
Ein Spielchen losging und mir's glückte,
Daß ich die andern hübsch verfohlt —
Ich wurde dann hinausgeholt,
Und als ich wiederkam — wie jetzt
Ist alles mir noch gegenwärtig —
Da hört' ich, wie Sie ganz entsetzt,
Herr Pfarrer, schon zum Gehen fertig,
Ausriefen: „O Du Jägersmann,
Du bist ja ganz und gar ein Heide —
Und ob ich Dich bei meinem Eide
Im Beichtstuhl absolviren kann,
Beweiß' ich sehr!" — Es reichte dann
Der Jäger seufzend ohne Wort
Die Hand noch Ihnen und ging fort.
Kaum stand er draußen auf der Schwelle,
Da trat gleich Jemand auf ihn zu,
Ein wunderſamer Waidgeselle
Und rief: „He, Jäger, bist es Du?" —
„Mein Wort," sprach der dagegen, „Einer,
Ist euer," und da lachte laut
Der Andre, recht wie ein gemeiner
Halunk, der keinen Menschen traut;
Mir lief es eiskalt durch die Haut —
„Soll ich's auch schriftlich euch noch geben."
Fuhr ihn der Jäger zornig an,
„Ihr könnt den Zins sogleich erheben
Und dann ist alles abgethan.
So laß uns gehn". — Und alsobald
Entfernten sie sich in den Wald,
Worauf sie meinem Blick entschwanden." — —
Hier hielt der Wirt ein wenig inne,
Als ob er sich auf was besinne
Und nachsähl', wann es wohl geschehn.
„Ich hab' dann," sprach er, „wie gesagt,
Den Jäger lang nicht mehr gesehn,
Er hat bei Tag und Nacht gejagt
Und ist auch nicht mehr heimgekommen,
Nachdem ihn Feuer mitgenommen.
Doch als nun gelb die Blätter waren
Geschahs, daß aus der Stadt herauf
Ein großer Jagdzug kam gefahren,
Das Schießen hörte gar nicht auf.
Wir saßen wieder hier beim Wein
Und spät schon war's, auf einmal quollen
Die Klänge eines Waldhorns, rein
Und in gezognen schwermutvollen
Akkorden aus dem Wald herein;
Zugleich erhellten sich die Scheiben
Von einer roten Fackelglut,
Und auch die Tannen und die Eiben;
Uns Allen ward fast bang zu Mut,
Es war, als ob im Trauerschalle
Ein Leichenzug herunterwalle.
Auf Aexten eine Bahre trugen
Auf Zweigen wie auf grünem Schild,
Indem sie sich durch's Dickicht schlugen,
Vier Männer ein erlegtes Wild,
Mit Hörnern selten schön gewunden,
Ein Steinbock war's; man machte Halt
Und rief: „Wir haben ihn gefunden
In einem tiefen Felsenspalt,
Nach vielem Suchen; stundenlang
Durchstreiften wir die Berge. Seht,
Das war ein Kernschuß!" — „He da, Träger,
Macht vorwärts," fuhr jetzt Einer, „geht!"
Mit düstrem Blicke trat der Jäger
Mit stolzem Schritt befehlend vor,
Und hob beleuchtet von der Helle
Ein Waidhorn an den Mund empor.
Es war, als ob die Brust ihm schwelle
Ein rechter Schmerz, so blies er auch
Ins Erz sein Leid, so tief empfunden,
Ein eignes Weh mit jedem Hauch.
Die Träger aber hoben auf
Den toten Steinbock saml dem Schragen,
Und trugen ihn in raschem Lauf
An's Wirtshaus hin zu einem Wagen,
Zum Jagdzug eines Herrn, bespannt
Mit zwei der allerschönsten Rappen —
Er selbst kam bald herbeigerannt
Und jubelte: „Schwingt eure Kappen,

Digitized by Google

Ihr Treiber, leute trinkt euch voll!
Doch Ihr, Herr Jäger, seid Ihr toll,
Gar eine Trauermelodie
Habt Ihr uns für den Schuß geblasen,
Statt eines flotten Halali.
Habt Ihr für Kuerhähn' und Hasen
Auch solche zarte Sympathie?
Hier ist das Trinkgeld. Doch wo bleibt,
Wo steckt Ihr? Hoda, hört ihr Leute,
Sagt meinem Freunde, wenn's ihn reute,
Daß mir den Schuß er ließ, so treibt
Das nächstemal die beste Beute
Vor kein Gewehr. Was ich versprach,
Das halt' ich. Ja, in jedem Falle!
Adieu!" Und rasch sich wieder schwingend
In's Fuhrwerk fuhr er fort. Wir Alle
„Heil dir im Siegeskranz" ihm singend,
Sahn ihm noch lang bewundernd nach,
Dann aber mit dem letzten Winken
Ging jeder an sein Glas zum Trinken.
Der Jäger war indes nach Haus
Beschämt, doch unbemerkt gegangen;
„O," rief er, „schmerzlich seufzend aus,
Was hab' ich dummes angefangen!
Wie steh' ich da, als Aller Spott,
Mit einem Tier ging mir verloren
Ein wahrer Freund! Ein Freund? O Gott,
Hab' ich dem Teufel mich verschworen,
Daß ich so ganz mein Herzensleben
An dieses Tier hab' hingegeben?
Seitdem dies Wild erschossen ist,
Bin ich ganz elend, ich, ein Christ"". —

„So war's, er hat mir's selbst gestanden,"
Nahm jetzt der Pfarrherr rasch das Wort,
Und fuhr dann, um sich blickend, fort:
„Der Arme lag in argen Banden;
Verschmäht man Tröstung und Gebet,
Dann weiß der Satan uns zu quälen,
Bis alles Heil verloren geht. —
Ich will nun Alles selbst erzählen." — —
„Ihr hättet in ein Irrenhaus
Den armen Mann verbringen sollen,"
Rief einer der Touristen aus,
„Ich seh' in diesem finstern Grollen,
In dieser Neigung für ein Tier
Nichts Übles, aber Ihr habt, Ihr
Vielleicht durch Drohung in die Nacht
Des Irrsinns vollends ihn gebracht."—
Darüber lachte laut der Wirt:
„Nein, Herr! Der war schon bei Verstand.
Wenn Jemand im Gebirg verirrt,
In höchster Angst an einer Wand
Der schroffen Felsen hing, die Hand
Des Jägers half ihm aus der Not,
Und war sein Keller vor dem Tod.
Er war ein stets bewährter Führer,
Er kannte Weg und Steg genau —
Und auch aufs Wild ein guter Spürer,
Kein Dachs, kein Fuchs war ihm zu schlau.
Nein, Herr, der war kein schwacher Tropf,
Stark war sein Herz und hell sein Kopf!
Auch wußt' er stets die feinsten Lieder." —
„Was brachte denn," frug Jener wieder,
„Was brachte die Veränderung
In ihm hervor? Ihr saglet eben,
Er war schon damals nicht mehr jung.
Was hat sich nur mit ihm begeben?" —
Die Achsel zuckte da der Wirt
Und sprach: „Es ist in jedem Leben
Ein Tag, an dem man sich verirrt.
Der Jäger, der sonst Alles schoß,
War plötzlich einsteins faul geworden,
Und wie ein Lamm im Mutterschoos.
Er hat, anstatt mit Lust zu morden,
Mit einemmal in Wald und Schlucht
Das angeschossne Wild gesucht,
Sogar verbunden und gepflegt." — —
„Zu loben," fiel der Pfarrer ein,
„Ist Mitleid, wenn es uns bewegt,
Mit uns'rem Nächsten mild zu sein,
Mit Feinden selbst und Kranken, Armen,
Doch sündhaft nenn' ich solch Erbarmen,
Solch übertriebnes mit dem Tier,
Das nicht die Gottheit kennt, wie wir.
Merkt auf, und was ich jetzt Euch sage,
Ist fast wie ein Beleg dafür:
Der Jäger irrte viele Tage,
Ja wochenlang allein umher.
Die Leute glaubten, daß er jage,
Er aber streifte kreuz und quer
Den Forst durch, ohne nur zu ruh'n,
Und wagte keinen Schuß zu thun.
„Es ließ mich," hat er mir bekannt,
„Der Wald nicht wieder los, ich war
Von ihm und in ihn wie gebannt;
Ja in den Berg hinein sogar
Zog mich ein Sehnen wunderbar.
Es hielten mich wie Zaubermächte
Umschlossen seine Waldesnächte.
Zu sein, wie Bäume, stolz und groß,
Schien mir das beste Loos auf Erden,
Ich wünschte mir, so willenlos,
So leblos wie Gestein zu werden." —
Mann! rief ich, solches wünscht sich nur,
Wen eine Schuld drückt, doch bedenkt,
Daß heim von böser Wege Spur
Ihn wieder Gottes Gnade lenkt." —
„O, guter Herr," begann dagegen
Ein anderer Tourist, „erlaubt
Ein Wort der Nachsicht einzulegen,
Ich hab' es auch einst nicht geglaubt,
Daß solch ein Sichhineinempfinden
In Dinge, die uns fühllos nur
Und leblos scheinen, möglich wäre,
Doch jeden Zweifel überwinden
Von da und dorther Wink und Spur
Und deuten uns nach höhrer Sphäre.
Denn wo zög' Grenzen die Natur?
Ich hörte einst ein Flügelrauschen
Von Schwänen über mir, und dies
Ergriff mich so, daß bei dem Lauschen

Digitized by Google

Die Sprache plötzlich mich verließ,
Ja, daß mir während einer Stunde
Auch nicht ein Wort mehr kam vom Munde.
Als ich im Gasthof dann inmitten
Von lärmender Gesellschaft saß,
Wo rings erzählt ward und gestritten,
Geschah's, daß Alles ich vergaß;
Ich sah mich in der Wüste, sah
Das Sandmeer vor mir ausgedehnt,
Kein Laut von Menschen kam mir nah,
Und was sich sonst das Herz ersehnt.
War auch in mir verstummt, versunken,
Ich war von Lust des Schweigens trunken.
Da schien's ein Vorzug mir an Tieren,
Daß sie verschlossen sind, und nicht
Wie Menschen, redend, sich verlieren,
Daß stumm durch sie der Weltgeist spricht.
Doch sagt, mein Herr, was sprach sodann
Auf Euren Vorwurf jener Mann?" —
„Er sprach: „Herr Pfarrer, habt nicht bang.
Was ich gefehlt ist dies: ich schulde
An einen Stadtherrn Geld schon lang,
Und daß er besser sich geduldе,
Versprach ich ihm, halb mit Verdruß,
Bei nächstem Jagen im Revière
Den besten Standort, wo zum Schuß
Ein ganzes Rudel unsrer Tiere
Dem Schützen sicher kommen muß.
O, damit ging schon an das Wanken,
Das falsche Mäkeln in Gedanken,
Ein ganzer Kerl war ich zuvor —
Jetzt schien ich bald mir selbst ein Thor.
Ich, einem Andern etwas gönnen!
Mein Wild ihn treffen lassen, nein!
Das hätt' ich früher niemals können,
Was scheucht und kreucht war Alles mein."
Zerknirscht nicht, knirschend wie mir Dünchte,
Beschloß der Jäger seine Beichte:
„Auch Wilddrer war ich," rief er, „arg
Und ohne Schonung, ich erlegte
Was sich in Busch und Höhle barg.
Im Wasser und in Luft sich regte.
Ich blieb vor keinem Wagnis stehn,
Für mich gab's keinerlei Gefahren,
Die Forste meiner Herrschaft waren
Zu klein für mich, ich überschritt
Mein Jagdgebiet wie's mir behagte,
Wenn's mich zu Haus nicht länger litt.
Man wußt' es wohl, doch niemand wagte
Mich anzuklagen, weil im Wald
Hieß ich der wilde Jäger bald.
Allein an jenem Morgen eben
Lief mir das allerschönste Stück,
Ein großer Steinbock vor den Lauf.
„Du bist gerade recht mein Glück!
Du," rief ich, „Du bleibst mir am Leben,
Dich spar ich für den Zinsherrn auf."
O dies Gelöbnis war Verrat,
Verrat an mir, mir selbst entgegen
Und eine falsche, schlechte That.
Denn lieber hätt' ich ihn erstochen,
Statt daß ich ihm den Vorteil ließ,
Den ich so unbedacht versprochen.
Jedoch was half mir alles dies —
Indem ich's dachte, war ja schon
Der Steinbock weit von mir geflohn!
So wird er wohl auch ihm entfliehn,
Hofft' ich mit stiller Schadenfreude,
Ich wußte, daß er ohnehin
Viel Pulver an die Luft verpeude,
Wie jauchzte froh das Herz in mir
Als ich erreichen sah das Tier
Die Höhen mit gewalt'gen Sprüngen,
Es schien sich wahrlich zu verjüngen.
Und denkst Euch nur: darauf, zu Nacht,
Da träumte mir — wie soll ich's sagen —
Der Alpen höchste Wunderpracht
Schien herrlich vor mir aufzuragen.
Mir war, ich wollte wieder jagen.
Ich eilte meinem Steinbock nach,
Der aber ließ sich nicht erschrecken,
Ergriff die Flucht nur ganz gemach,
Und sah mich gut und freundlich an,
Er führte mich durch grüne Strecken
Und immer mehr den Berg hinan.
Die ganze Dumpfheit aus dem Schwülen
Des Taggetriebes schwand und wich
Auf jenen reinen Höh'n Gefühlen
Voll hoher Kraft, sie schienen mich
Wie zu befeuern auch zu kühlen:
Ich trank aus reiner Aetherluft
Der Alpenblumen süßen Duft,
Ich sog ganz neue Lebenslust
Und eine nie geahnte Wonne
Mit vollen Zügen in die Bruft! —
Und größer stieg empor die Sonne . . .
Der Steinbock schien, von ihr erhellt,
Als wie ein würdevoller Greis,
Als wie ein Fürst der Alpenwelt,
Im Barte lang und silberweiß.
Wie der, der über Flur und Weiden
Als Gott der Erde galt den Heiden . .
O, daß der sel'ge Traum entschwunden!
Doch manche Nacht, nach jedem Tag,
Wenn ich den Steinbock aufgefunden
Und nicht der Lockung unterlag,
Ihn wegzuschießen — fehlte nicht
Im Schlaf das schöne Traumgesicht.
Dies Tier teilt seine schärfern Sinne
Mit mir im Traum, dacht' ich mir dann,
Welch eigner Liebe werd' ich inne! —
Es fühlt, daß ich es lieb gewann,
Und daß ich es nicht töten kann. —
Ihr könnt Euch denken, wie mir war,
Als dann die Zeit kam, einzulösen
Was ich versprochen. Ganz und gar
Schien ich mir schon verkauft dem Bösen,
Dem Mann, in dessen Schuld ich stand.
An den mich mein Versprechen band."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Erinnerungen an Gottfried Keller.

Von **Konrad Ferdinand Meyer.**

Die „Deutsche Dichtung“ ersucht mich um einige Aufzeichnungen über Keller in der natürlichen Voraussetzung, daß wir uns als Landsleute nahe standen. Das war nun nicht der Fall, doch haben wir uns immerhin gekannt und es fand zwischen uns ein freundliches Verhältnis statt. Er zeigte sich mir immer — oder fast immer — liebenswürdig und geistreich unterhaltend, womit ich mich gerne zufrieden gab. Meinerseits begegnete ich ihm stets mit Ehrerbietung und hielt diesen Ton fest, wenn er auch gelegentlich darüber spottete und einmal einen „in Ehrerbietung“ unterzeichneten Brief mit „in Ehrfurcht“ erwidert hat.

Obwohl, oder gerade weil nun unsere Begegnungen selten waren, haben sie sich meinem Gedächtnisse mit der größten Treue eingegraben, und wenn ich, den Wunsch der „Deutschen Dichtung“ erfüllend, etwas thue, das mich reizt, das ich aber unaufgefordert sicherlich unterlassen hätte, werde ich mich nur vor dem Zuviel und vor der Anekdote zu hüten haben; denn nur Wesentliches und Charakteristisches will ich berichten. Hätte ich mehr Zeit und schriebe ich nicht im Lärm eines Kurhauses, würde ich meine Persönlichkeit mehr zurücktreten lassen, als es bei einer momentanen Niederschrift möglich ist.

Ich sage, daß ich für Keller Ehrerbietung empfand, und zwar durchaus keine konventionelle, sondern eine wahre und tiefe und nicht nur vor seiner unvergleichlichen Begabung, sondern nicht weniger vor seinem Herzen und seinem Charakter, dessen ethisches Gewicht mir schon bei unserm ersten Zusammensein auffiel. Es kam da die Rede auf eine Persönlichkeit, von der er sagte: „es ist ein notorischer Lügner“, und er sprach das mit einem solchen Nachdruck, ernst wie ein Gerichtshof, daß man sich unwillkürlich selbst prüfte. Und von einer andern Persönlichkeit sagte er noch bei meinem letzten Besuche: „er hat kein Herz!“ in einem so seltsamen Tone, daß man die Entrüstung durchfühlte. Auch derjenige der Wehmut war ihm durchaus nicht fremd und ich höre ihn noch, wie er eines Tages klagte, auf seine Habseligkeiten weisend: „Das wird in gleichgültige Hände kommen.“

Am meisten aber und gewaltig imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der That der eines Schutzgeistes glich: er sorgte, lehrte, predigte, warnte, schmollte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt.

Gern und eingehend und völlig unbefangen plauderte er von seinen Arbeiten, selbst solange sie noch auf dem Webstuhl waren. „Zwei Jahre lang“, scherzte er, „habe ich von „Salander“ gesprochen und ein Jahr daran geschrieben“. Doch begann er stets, mit einer Herzenshöflichkeit, die ihn in seinen guten Stunden und Jahren nie verließ, zuerst von den Interessen seines Besuches zu sprechen, bis dieser selbst ablenkte und ihn auf die seinigen brachte.

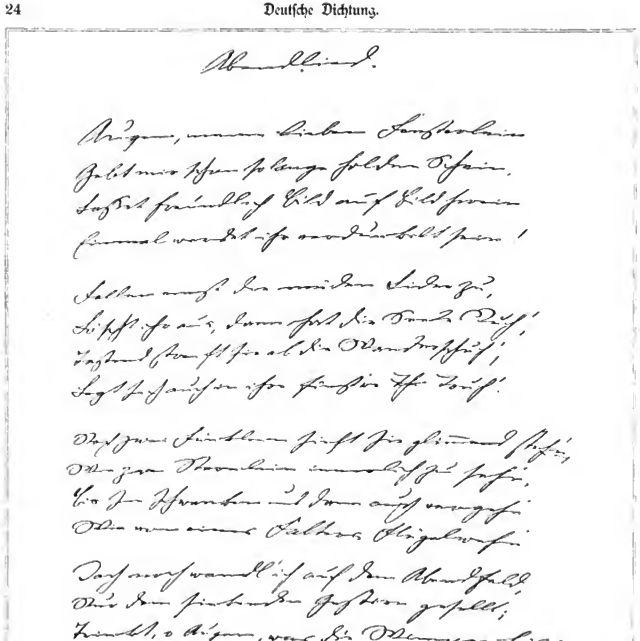
Ästhetischen Betrachtungen war er abhold, nicht mindere landläufigen Stichwörtern wie Realismus, Pessimismus u. s. w. Gerne dagegen befaß und untersuchte er den einzelnen Fall, das besondere Motiv, und sprach stets zur Sache. Gemäß seiner bekannten Definition des Schönen als der „mit Fülle vorgetragenen Wahrheit“ nannte er die Kürze gerne Schroffheit und das Schlanke dünn und mager.

Er sprach auch von der Genesis seiner Sachen. Zu den „gerechten Kammmachern“ z. B. habe der Ausspruch von Peter Bayle in seinem Diktionär den Anstoß gegeben: ein Staat von lauter Gerechten könnte nicht bestehen, und den Stoff zu den „Verlocken“ im Singgedicht habe er in der litterarischen Korrespondenz des Barons Grimm, des Freundes von Diderot, gefunden und versucht, ob sich das Histörchen vertiefen lasse.

Im übrigen suchte er und oft peinlich das Reale, lange „bevor er Zola las“. Wie häufig hörte man ihn sagen, auch bei Behauptungen des gewöhnlichen Lebens: „Das ist! Ich habe es gesehen! Ich habe es selbst erfahren!“ So that er sich etwas darauf zu gut, daß das Menschenbild, das er in der zweiten Braut seines vorlugiesischen Seehelden Don Corréa schildert, eine ethnographische Möglichkeit wäre. „Ich habe Rohlfs (oder einen andern gelehrten Reisenden) darüber beraten“, sagte er wichtig, um dann freilich ein ander Mal diesen seinen Realismus nach seiner Art selbst zu belächeln, indem er lustig sabelte, er sei expreß nach Kappel gereist, um sich durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß die Vision der seligen Helden in seiner Zwingli-Novelle zwischen Rigi und Pilatus bequemen Raum habe.

Gegen geschichtliche Stoffe verhielt er sich merkwürdig spröde und verredete sie einmal ganz und gar. „Der Wirkung einer weiland geschehenen und überlieferten Sache bin ich bei weitem nicht so sicher, als der Wirkung einer von mir selbst angeschauten,“ pflegte er zu

Digitized by Google



sagen und führte dafür ein Beispiel aus derselben Zwingli-Novelle an: Die verrückten Wiedertäufer, die sich, um das Himmelreich zu erben, wie Kinder geberden, mit Puppen spielen u. s. w. „Ist es nicht zum Weinen," sagte er, „wenn Erwachsene die Kinder nachäffen? Das that dann aber gar keine Wirkung, weil das einst Mögliche dem heutigen Leser zu kraß und als unmöglich erschien. In einer historischen Erzählung bin ich wie mit Hunden gehetzt, weil ich nie weiß, ob ich in der Wahrheit stehe."

Unter der Fülle seiner Werke werden die Legenden als Kunstwerke, als psychologisches Meisterstück dagegen die Züricher Novellen den ersten Platz behaupten, schon durch die Einheit und Einfachheit des Grundgedankens und seine eindringliche, vielfach variierte Predigt: sich zu bescheiden und immer sich selbst zu sein. Da ist die unvergleichliche Tochter des Proselytenschreibers, deren Bescheidenheit zur Unbescheidenheit wird und der ironische Schluß in der römischen Waschküche. Da ist vor allem die ins Große getriebene groteske Maske des Narcen auf der Manegg, die mit den genialen, halb weinenden, halb grinzenden Masken Leonardo da Vincis wetteifert. Beiläufig, Keller liebte es nicht verglichen zu werden, natürlich nicht mit Kleinern als er, aber auch nicht mit den Großen. Wie ich ihm einmal sagte, eine Novelle von Cervantes, die ich eben gelesen, habe mich an eine der seinigen erinnert, murrte er: „Weder Shakespeare noch Cervantes", worauf ich scherzend erwiderte: „Also Michelangelo". „Wie so?" fragte er mißtrauisch und ich antwortete: „Nun, weil Sie wider Wissen eines seiner Motive wiederholt haben." „Welches denn?" „Das überfallene, badende Heer, das, aus dem Wasser steigend,

Digitized by Google

sich schleunig bewaffnet und dem Feinde entgegenstürzt. Das ist der plötzliche Übergang aus einem Zustande der Abspannung in den der höchsten Energie. Nicht anders Ihr beim Weine schwelgender, und von einer ausbrechenden Feuersbrunst überraschter, bürgerlicher Mummenschanz, der mitten aus dem Fest zu den Leitern und Eimern stürzt." Das ließ er sich gefallen.

Da ich einmal äußerte: religiöse Fragen hätten mir viel zu thun gegeben, rief er: „Und mir erst!" „Die ewigen Dinge sind uns doch wohl unzugänglich," meinte ich. Er gab es nicht zu, noch verneinte er es. „Ich hätte einen Wunsch," fuhr ich fort, „wenn ich es sagen soll. Nichts ist inniger und verlockender, als Ihre Vergänglichkeitslieder: sie verzichten aus Bescheidenheit auf ein Jenseits. Das ist aber wohl doch eher ein Gefühl, ein Instinkt, als ein erwiesener Satz. Und da liegt es mir nun nicht recht, daß Sie, bei Ihrem ungeheuern Einfluß, statt die Geister nach Ihrer Gewohnheit frei zu lassen, Ihre Sterblichkeitslieder wie zu einem Glaubensbekenntnis zusammenstellen. Es wäre leicht zu helfen. Sie dürften nur diese süßen Stimmen als ebenso viel Stimmungen durch die ganze Sammlung verteilen . . ." Da brach ich ab, denn er machte ein mißmutiges Gesicht.

Aber wie anmutig konnte er lächeln, wenn seine Seele heiter war. Dies eigentümliche Lächeln entstand langsam in den Mundwinkeln und verbreitete sich wie ein wanderndes Licht über das ganze Gesicht. Auch die Schwester besaß es.

Zwei Begegnungen mit ihm bleiben mir unvergeßlich, die erste, da ich ihm — wie lange mag es sein? — vor ungefähr zehn Jahren — einen namhaften deutschen Schriftsteller brachte, und die andere in diesem Frühjahr da er sich schon gelegt hatte.

Ich wollte meinen deutschen Freund nach Verabredung zu Kinkel führen, mit dem ich befreundet war. Da, schon fast vor dessen Schwelle, erklärte er mir, daß wir lieber zu Keller gehen wollten, von dem „jetzt alle Welt rede". Mir war dabei nicht heimlich zu Mute, da mir schien, ich könnte leicht zwischen den Zweien zu viel sein. Aber wir fanden Keller in der hellsten Morgenstimmung, und ich war nicht überflüssig; denn die Beiden betrachteten sich eine Weile schweigend und wer weiß wie lange das gedauert hätte, wenn ich nicht ein Gespräch in Gang brachte. Dann wurde es sehr interessant, und da wir uns nach einer halben Stunde schieden, blieb Keller im Vorzimmer vor einer an der Wand hängenden großen Photographie der raphaelischen Tapete: Ananias und Saphira stehen und hielt nun eine allerliebste kleine Rede über die Vorzüge des Bildes, das, wie er sagte, die dramatische Spitze der Handlung fixiere. Davon ging er auf das Drama über und sprach sehr kluge Dinge, wie ich meine, die ich aber nicht vernahm, da ich plötzlich damit mich zu beschäftigen begann, ob dieser seltene Mann die höchste Form der Kunst, von welcher er jetzt mit einer gewissen Inbrunst sprach, vielleicht selbst einmal in's Auge gefaßt habe. Und nun lese ich in den öffentlichen Blättern, daß dem so war und Bruchstücke von Dramen sich in seinem Nachlaß befinden.

Als in diesem Frühjahr von seiner Gesundheit Schlimmes berichtet wurde, drängte es mich, ihn noch einmal zu sehen. Ich fand ihn auf seinem Lager, völlig hellen Geistes. Er empfing mich sehr freundlich und sprach viel, aber kaum hörbar. Es war ein Spinnen und Weben der Phantasie, von dem sich nicht leicht ein Begriff geben läßt. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ihn an den Besuch jenes deutschen Freundes erinnerte und ihm erzählte, jener hätte mich hernach gefragt, was es eigentlich für eine Bewandtnis habe mit Ananias und Saphira. Er lächelte. „So sind viele von uns", sagte er. „Man hat uns in der Jugend die Bibel verleidet und doch stehen so schöne Sachen darin, gerade in der Apostelgeschichte. Sehen Sie zum Beispiel den jungen Eutychus auf seinem gefährlichen Sitz im Fenster, während der langen nächtlichen Predigt des Paulus: er nickt ein, überwiegt und stürzt hinab auf die Gasse. Paulus aber nimmt ihn in die Arme und sagt: Klaget nicht! Seine Seele ist noch in ihm. Wie hübsch ließe sich das wenden. Denken Sie sich die Szene in England während der Bürgerkriege. Ein Wachtposten, ein junger Royalist, entschlummert in einer hohen Schanze. Die Puritaner kriechen nächtlicher Weile heran, ein bibelfester Alter packt den Jüngling und schleudert ihn in den Abgrund mit den Worten: Fahre wohl, Eutychus!" Auch von einem zweiten Teil des „Salander" phantasierte er und einer Überschwemmung, die ihn schließen sollte. Inzwischen drehte er unaufhörlich die Karte, durch die ich mich gemeldet hatte, bis ich sie ihm sachte aus den Fingern zog. „Ich meinte nur," sagte er, „in den schönen weißen Raum ließe sich ein Vers schreiben." „Welcher denn?" fragte ich. „Nun, zum Beispiel," sagte er:

„Ich dulde,
Ich schulde . ."

womit er wohl den Tod meinte, welchen wir alle der Natur schuldig sind.

Stunden vergingen so und es wurde Zeit zu scheiden. „Wir wollen vom Sommer Heil erhoffen," sagte ich. „Ja," scherzte er, „und ein Landhaus am Zürichberg mieten." Es war ein Jammer. Ich glaubte nicht an seine Genesung und er wohl auch nicht. Die Thränen traten mir in die Augen und rasch nahm ich Abschied.

Rigischeidegg, im August 1890.

Gottfried Keller.

Von **Adolf Frey.**

Gottfried Keller wurde den 19. Juli 1819 in Zürich geboren. Sein Vater, ein daselbst niedergelassener Landbürger und Handwerksmeister von Glattfelden, starb schon 1824. Mit vierzehn Jahren kam der früh Verwaiste in die neugegründete Kantonsschule, wo er bald nachher anläßlich einer aus alten Zeiten üblichen Knabenrevolution als vermeintlicher Rädelsführer weggejagt wurde. Auf seinen Wunsch übergab ihn die

Digitized by Google

Mutter einem Landschaftsmaler, der nicht viel wußte und konnte, und hierauf einem talentvollern, der aber geisteskrank war, sodaß der Schüler meistens ratlos blieb. Mit zwanzig Jahren ging er nach München, um sich als Landschafter auszubilden, mußte aber, ohne zu einem gedeihlichen Abschluß gelangt zu sein, nach sechs Semestern die Heimat wieder aufsuchen. Indessen feierte seine Kunst in Zürich nicht, denn er geriet unversehens zum Dichter, dessen Produkten A. Follen wohlwollende Teilnahme und Förderung angedeihen ließ und sich namentlich nach der Drucklegung der Gedichte nmthat, deren erste Sammlung 1846 erschien. 1848 ging der bald Dreißigjährige nach Heidelberg und dann nach Berlin, um Vorlesungen zu hören und daselnge wenigstens teilweise nachzuholen, worum den kaum den Kinderschuhen Entwachsenen Eifer und Bornierthelt der Lehrer gebracht. In Berlin schrieb er den „grünen Heinrich“, dessen erster Band schon in Zürich entstanden war, und „die Leute von Seldwnla“. Nachdem er zu Hause einige Zeit das Leben eines freien Schriftstellers geführt, hinter dessen poetischem Ertrag der pekuniäre Erfolg sehr merklich zurückblieb, nahm er 1861 die Stelle eines ersten Staatsschreibers des Kantons Zürich an, die er bis 1876 bekleidete — keine Sinekure, sondern ein Amt mit vollgerütteltem Maß von Arbeit und Beschäftigung, die ihn wohl zu allerhand Studien und Beobachtungen der heimatlichen Verhältnisse, aber wenig genug zu dichterischem Schaffen gelangen ließen. Diesem wandte sich der vom Staatsdienst Geöste mit ganzer Kraft zu, eine Reihe alter Pläne ausführend und das aufgesammelte Material verwendend. Still und bescheiden genoß er den Ruhm, der sich spät eingestellt und vor dessen Glanz die ernste Bescheidenheit des großen Mannes eine immer gleich gelassene blieb. Ein langes tückisches Leiden führte den Greis endlich von hinnen, der zwei Jahre vorher die Schwester verloren, mit der er ein Vierteljahrhundert zusammen gehaust. —

Keller ist ein episches Genie ersten Ranges und ohne Widerrede einer der größten Epiker der Weltlitteratur überhaupt. Er besitzt eine ursprüngliche Kraft und Schlichtheit der Darstellung, die uns Alles, was in den Bereich des Epikers gehört, bis zur vollen Greifbarkeit und Fasslichkeit nahe rückt und vor das Auge führt. Mit dem Vermögen, alles Sinnliche abzuspiegeln, verbindet er eine ausgedehnte und sorgfältige Beobachtung der Menschen und der Gegenstände; er erweist sich mit anderen Worten als vollendeten Realisten, der Jegliches in den Kreis seiner Betrachtung zieht und ihm die geheimsten Züge ablauscht. Er verfolgt die Leidenschaften und Schwächen des menschlichen Herzens mit gleicher Andacht wie die stillen Reize eines Thales oder die Beleuchtungseffekte am abendlichen Himmel; er fühlt sich zu Hause im Atelier des Malers, in der Festhütte seines Volkes, im Laborantenzimmer des modernen Gelehrten, im Hause des Reichen und im Stübchen der Armen, hinterm Pflug und in der Kaserne; er weiß sich in den Geist und die Verhältnisse vergangener Zeiten nicht weniger zu finden, als in das Leben seiner Tage; und nirgends braucht er, will er zur Vergegenwärtigung und Verdeutlichung gelangen, zu den kleinen und kleinlichen Mitteln der Schilderung Zuflucht zu nehmen, wie selbst ein Zola und andre große Realisten unserer Zeit thun.

Poesie, sagt Keller einmal irgendwo, ist die Wirklichkeit in größerer Fülle. Gewisse Erscheinungen des Lebens durch Zuführung charakteristischer Züge zu erweitern, abzurunden und soviel besondere Zeichen zusammenzutragen, wie man sie in der Wirklichkeit nie oder doch kaum bei einander findet, das wird ja wohl immer das Bestreben des Künstlers sein; nur sollen diese Züge, und das verlangte auch Keller, unter allen Umständen Wirklichkeit sein. Allein er besitzt nicht nur die Fähigkeit der scharfen und reichen Beobachtung, der im eminentesten Sinne epischen Wiedergabe der einzelnen Züge, sowie die Fähigkeit, die vereinzelten Teile zu einem wirklichen Ganzen zusammenzustellen: er besitzt etwas, was streng genommen, über seine Forderung hinausgeht, nämlich eine reiche und unerschöpfliche quellende Phantasie. Bringt man neben der Menge des Erfundenen auch die hohe Vollendung dieser Erfindungen in Anschlag, so wird man wohl sagen können, daß er einer der schöpferischsten Dichter aller Zeiten ist. Er hat es in seiner Gewalt, das tägliche Leben, die graue Wirklichkeit, nicht nur zu erhöhen und zu bereichern durch die Fülle, sondern auch anzusattaten, zu heben und zu vergolden durch das, was er aus seinem gebärenden Hirn dazu thut. Seine Phantasie zeigt sich immer von gleicher Unerschöpflichkeit und immer neu, und er kann mit Recht sagen — was er übrigens an der betreffenden Stelle nicht etwa als ein Selbstlob meint — daß ihn sein Feldzeugmeister Phantasie und ihre tapferen Geister noch nie verlassen hätten. Vom herzgewinnendsten Reiz seelischer und leiblicher Schönheit bis zur Hohlheit erbärmlicher Tröpfe und bis zur unheimlichen Zerrüttung des Narren durchmißt er das ganze Gebiet menschlicher Gestalten und gebietet über das einfach Schöne und Vollendete nicht minder als über das Barocke und Groteske. Ja, gerade in der Mischung des Realistischen mit den Elementen der verwegensten und unbändigsten Laune liegt sein gewaltiger Vorzug. Eigen ist ihm auch das seltene Vermögen, aus Nichts Parallel- und Kontrastfiguren zu erfinden, wobei er irgend einen Zug seines Helden herausgreift, isoliert und darauf ein ergreifendes Schicksal errichtet. Solche Figuren sind im grünen Heinrich der Zwiehan und das Meretlein.

Kellers künstlerisches Können lagert über dem Grunde eines warmen Herzens, das an Menschenthun und Menschenlos ganzen Anteil nimmt, auf dem Grunde einer ethischen Tüchtigkeit, die, manchmal bis an's Didaktische streifend, überall das Schöne und Eigene mit dem Braven, Redlichen, Guten und Gehaltvollen zu vermählen strebt. Mit der gleichen einfachen Größe, die seine Gestalten schafft, tritt er an die uralten Fragen des menschlichen Herzens heran, an die ewigen Satzungen der Ethik und erhärtet durch sein Beispiel die Wahrheit, daß zum Talent auch Empfindung und Charakter gehört, wenn ein großer Dichter entstehen soll. Aus dieser Quelle tiefer Menschenkenntnis und warmen Anteils an den Menschen fließt auch sein Optimismus, der in letzter Linie nur eine milde, heitere Gerechtigkeit und ein Sichselbstbescheiden ist, das aus der Einsicht in Handel

Digitized by Google

und Wandel der Welt und des Herzens staunt. Denn es handelt sich bei Keller nicht um den Optimismus eines vor den Menschen sich abschließenden Einsiedlers, der über die Welt lächelt, weil er sich der Welt entzieht, sondern um jenen starken Glauben an die unverwüstliche Güte und Tüchtigkeit der menschlichen Natur, der aus Kampf und Erfahrung hervorgeht und nicht verlangt, daß für ihn besonders gekocht und gedeckt werden soll, der auch gar wohl weiß, daß alle bösen Mächte nicht durch Höhnen, Predigen und Schimpfen, sondern nur durch redliche Arbeit überwunden werden.

Auf der mannhaften Heiterkeit und Sicherheit dieses Optimismus fußt Kellers Humor, ein so großer und ursprünglicher Humor, daß er dem Meister Gottfried den Ehrenplatz des ersten deutschen Humoristen verleiht. Er bleibt immer gestaltend und sachgemäß, geht aus der Situation und den Thaten der Helden hervor und wirkt meistens als Kontrast zur Tragik; er ist sogar öfter das Vehikel des Schicksals als der bloße Träger der Heiterkeit. Fast immer aber zeichnet ihn eine versöhnliche und liebenswürdige Art aus, welche die Unzulänglichkeiten dieser Welt lächelnd betrachtet und hinnimmt.

Keller verwendet seine großen Gaben wesentlich zur Darstellung kleiner Verhältnisse und kleiner Leute; ihn lockt die Beleuchtung und Verklärung enger, bescheidener Zustände, wie sie in der Welt, wenn auch unter verschiedenen Erscheinungsformen, häufig genug, so das Alltägliche sind; er ist ein idyllischer Dichter und sucht den Menschen und seinen Wert vornehmlich bei den Geringern dieser Erde. Mag er seine Helden mitunter zarter oder schärfer ironisieren, sein Herz hängt doch ganz an dem Volke, an dem Bauernstand und dem mittlern Bürgerstand, dem Mark des Staates. Wie er mehr stille und gewöhnliche Männer und ihre Erlebnisse aufsucht, so legt er es durchaus nicht darauf ab, sie vor der Welt und ihres Gleichen zu erheben, zu äußerm Ansehen und hohen Ehren zu bringen. Er richtet sein Absehen — und dies Verfahren kehrt in fast allen seinen Schöpfungen wieder — zumeist auf die innere Läuterung und Besserung, auf die innere Befriedigung und Genugthuung, die das mannhafte Bestehen eines Sturmes oder eine mit dauerhaftem Mute erzielte Entsagung nach sich ziehen. Überall klingt bei ihm die Grundanschauung durch, daß man der Natur und dem Schicksal nirgends nachhelfen, sondern gelassen die Entwicklung der Dinge abwarten solle; das verlangt er von seinen Helden, und nur wenn sie auf solche Weise verfahren, bringen sie es zu einem guten und erfreulichen Ende, mag diesem Ende der äußere Glanz auch noch so sehr abgehen. Nicht Zufall oder Gunst oder drängendes Bemühen bauen ihm das Schicksal und machen ihm ein behagliches Dasein begehrenswert, sondern nur dasjenige Leben lohnt der Anstrengung, das die eigene Tüchtigkeit sich zimmert.

Diese Anschauung bedingt eine gewisse Ähnlichkeit seiner Helden, die, mögen sie sich auch durch eine Menge kleiner Eigenheiten und Einzelerlebnisse von einander abheben, oft genug in der etwas schwerfälligen Art sich gleichkommen, womit sie die Geschehnisse dieser Welt an sich herantreten lassen, etwas Verträumtes, Zauderndes und Weltunkluges, was sie gegenüber den Schlauen und Geriebenen in Nachteil setzt. Aber es ziert sie eine redliche Tüchtigkeit und angeborne Gradheit, die zwar den menschlichen Gebrechen und Schwächen nicht allenthalben sieghaften Widerstand leistet, die ihnen aber zur Läuterung und erträglichen Behauptung auf dieser Welt verhilft. Denn der Sieg des Guten steht bei Keller an der Tagesordnung; nur muß der Mensch sein redlich innerlich Teil dazu beitragen. Dabei betont er es je und je, daß diejenigen, die zunächst dazu berufen sind, die guten Anlagen hüten und fördern sollen, die Lehrer und die Eltern sind. Er hat eine starke Vorliebe für die Fragen der Erziehung, um die er sich persönlich vielfach verkürzt fühlte, und behandelt dieses Motiv häufig, das im grünen Heinrich eine bedeutsame Rolle spielt und worauf zwei seiner Novellen geradezu aufgebaut sind; freilich ist er zu sehr Künstler, als daß er irgendwo mit der Theorie hervortreten oder moralisieren möchte.

Wie er in seiner Neigung zum Einfachen und Tüchtigen, sogar zum Nüchternen und fast Derben — ein spezifisch schweizerischer Zug — dem Wackern die Hand reicht und sein Schifflein in den Hafen steuert, so kehrt er sich zornig gegen alles Halbe, Hohle und Aufgeblasene und verfolgt die unwahren und verlogenen Existenzen mit nicht geringerem Eifer und Zorn, als die verrotteten und bedenklichen Zustände der engern und weitern Heimat, immer darauf bedacht, ihre Schäden durch eine innere Umkehr zu wenden und zu tilgen. Eine heiße Liebe beseelte ihn für das Land, aus dem er hervorgegangen, dessen Landschaften er in den zauberhaftesten Beleuchtungen und Stimmungen vor uns heraufführt, dessen Bewohner er mit so herzlicher Freude bei der Arbeit, im Festglanz und unter den Waffen geschildert. Bis zum letzten Hauche hing er mit ungeteilter Lust an der Heimat, der er den schönsten Nationalgesang gesichenkt und die er unsterblich gemacht. —

Die ganze Sippe der herrlichen Talente drängte sich gleich in Kellers erstem epischen Werke, im „grünen Heinrich“, mit elementarer Gewalt hervor. Dieser Roman, ursprünglich von mäßigem Umfange gedacht, behandelt die Geschicke eines jungen Kunstbeflissenen, der Maler werden will, bis er über dieser Thätigkeit entdeckt, daß er keiner ist. Während des Schreibens regte sich im Dichter die Fabulierlust so gewaltig, daß aus dem einen Bande vier wurden und eine Arbeit von sieben Jahren erforderlich war bis zu dem endlichen Abschluß. Der grüne Heinrich ist eine Entwicklungsgeschichte und findet in der deutschen Litteratur einen ebenbürtigen Rivalen nur in Wilhelm Meister; er erlangte auch wie dieser, niemals ein großes Publikum, weil es stets verhältnismäßig nur Wenigen gegeben ist, einer innern, langsamen, gar oft gehemmten Entwicklung Schritt für Schritt zu folgen. Und doch, durch welche Wundergärten der Poesie wird derjenige geführt, der sich's nicht verdrießen, die Kindheit und die Knabenjahre des Helden zu verfolgen und ihn nach der Residenz und wieder nach Hause zu begleiten! An Ursprünglichkeit und Glanz der Erfindung, an Tiefe des Empfindens, an herrlichen Schatzkammern gereifter Wahrheit, vor Allem aber an Fülle findet er seines Gleichen nicht. Nach dem grünen Heinrich setzte Keller die Feder ziemlich behend wieder an und schrieb in einem Zuge die

Digitized by Google

„Leute von Seldwyla“, die 1856 erschienen und wenn sie auch bis zu einer zweiten Auflage fast zwanzig Jahre brauchten, dennoch in einem kleinern, nur langsam sich erweiternden Kreise von Eingeweihten den Namen und hohen Wert des Dichters festhielten. So lange es eine Erzählerkunst giebt, werden „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ und die „drei gerechten Kammmacher“ als Muster gelten, und die eigentümlich niederländernde, aber nirgends ins Kleine geratende Darstellung mit der besondern Mischung von Realismus und wunderlicher Phantastik, diese Erdenwirklichkeit mit den launigen Ausladungen und Arabesken des Barocken, der urwüchsige Humor, verschwistert mit der niederwerfenden Tragik, die ewig gültigen Menschenschicksale im eigenartigsten Lokalgewand — das Alles wird unvergänglich und vorbildlich sein. Nach den „Leuten von Seldwyla“ entstanden die erst 1872 veröffentlichten „sieben Legenden“. Hier, wo ihr die Erfindung im Großen und Ganzen schon als eine gegebene entgegentrat und wo sie die Erdschwere nicht belästigt, gewinnt Kellers Darstellungskunst eine unvergleichliche Vollendung; die gleichmäßige, feine Ausarbeitung, die ethische Tüchtigkeit, die schalkhafte Geberde, das goldne Lachen, des Malers Farben- und Formenlust, die reine Menschlichkeit des Dichters scheinen erst hier recht und strahlend aufzutauchen; auch die Sprache leuchtet hier in harmonischer Vollendung und spiegelt das Behagen, das den Erzähler beseligt.

Anderthalb Jahrzehnte hielt sich nun der Poet, nur die Seldwyler um einige Novellenstücke vermehrend, auf seinem Staatsschreiberstuhle still, bis er, von seinem Amte geschieden, wieder ununterbrochene Muße fand. In den „Züricher Novellen“ (1879) bethätigte er sein altes Können und ungebrochene Erfindung an der Hand der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Studien, die er inzwischen betrieben, auch hier in Ernst und Scherz der Alte und seine Verehrer mit der Sicherheit überraschend, womit er, der bisher nur die Gegenwart gezeichnet, (abgesehen von den Legenden) nunmehr im Gewande vergangener Tage den Vorfahren und ihren Losen nachging und verschollene Zeiten ebenso lebendig darstellte, wie die neuen seines Jahrhunderts; vielleicht sind sogar der „Narr auf Manegg“ und die Liebesgeschichten des „Landvogts von Greifensee“ das Trefflichste, was ihm gelungen, die letztern vielleicht auch deswegen, weil die goldene und entsagende Abfindungsgesellenstimmung, die über ihnen glänzt, das Herz und den Sinn des alternden Meister Gottfried verrät. Im „Sinngedicht“ (1882) behandelt er wesentlich das Problem der Ehe, und dieser Novellenzyklus, wo es sich allen Ernstes ums Heirathen handelt, zeigt sich daher seinem innersten Wesen nach als eine rechte Umkehrung der landvogtlichen Liebeshändel und Liebesunfälle. Die schönen Figuren der Lux, der Regine und der armen Baronin, die er mit dem Rahmen seiner blühenden Fabeln umspannt, gehören mit zum Vollendetsten, was je an Frauengestalten geschaffen wurde, an „frühen Frauenbildern, wie die bittre Erde sie nicht hegt.“

Das Sinngedicht und „Martin Salander“ (1886), Kellers letzte Arbeit, liegen nur vier Jahre auseinander, und doch unterscheidet sich dieser Zeitroman von allen andern Werken des Meisters in solchem Maße, daß er aus einer ganz andern Zeit zu stammen scheint. Er zeigt einen weit stärkern Realismus, eine sehr genaue Detailzeichnung besonderer Verhältnisse; die Leidenschaft pulst fast gar nicht darin; er ist wesentlich satirisch und entrollt in Familienbildern eine Schilderung des heutigen Zürich oder, genauer gesagt, eine Schilderung gewisser politischer und sozialer Zustände des heutigen Zürich, die freilich auch für andre Städte der Schweiz ihre Geltung haben. Er bedeutet zugleich eine Art politischen Vermächtnisses des Dichters, der sich von den gegenwärtigen Verhältnissen betrübt abwendet. Martin Salander ist der endgiltige Verzicht auf die wenigstens vorläufige Verwirklichung der politischen Ideale, die den Jüngling und den Mann gehoben und gestärkt. So streng er übrigens zu Gericht sitzt, von persönlicher Verbitterung, wozu er wohl einigen Grund gehabt hätte, ist nichts zu spüren, und auch der Optimismus, der an ihm von jeher so wohlthuend berührte, geht keineswegs verloren. Er läßt die Hoffnung nicht fahren, er sucht das Heil des Staates bei der jungen Generation, die er im Sohne Martin Salanders verkörperte; zunehmende Krankheit verhinderte ihn, diesen Sohn in einem zweiten Band als Gegenstück zum Vater und als Mittelpunkt hinzustellen.

Als Politiker hörte Keller auf, als Politiker hatte er begonnen. Die freiheitliche Bewegung der vierziger Jahre, die Tubenstöße eines Herwegh und Freiligrath weckten sein schlummerndes Talent. Er begann energisch Partei zu nehmen, wie er es übrigens als gesinnungstüchtiger Mann sein Leben lang gethan, und trat als politischer Sänger vor sein Volk. Die ersten Gedichte, 1846 erschienen, zeigten dies Gepräge deutlich genug; aber sie zeigten auch schon völlig den scharf geschnittenen Charakterkopf des bedeutenden und vielseitigen Talentes und trotz des verhältnismäßig beschränkten Bildungsbodens, auf dem sie gewachsen, den hervorragenden Künstler. Eine gewaltige Phantasie, die namentlich aus dem Naturleben die glänzendsten Bilder und die tiefsten Stimmungen heraufholt und mit den Klängen des Herzens zusammenstimmt, die Neigung zum Derbsleben und Launigen, eine wandellose und ehrliche Gesinnung treten hervor, weniger die Tiefe der Leidenschaft, außer in den patriotischen Liedern, so vor Allem in dem herrlichen: „O mein Heimatland, o mein Vaterland!“, daraus Liebe, Treue und Heimweh so ergreifend klingen. 1851 veröffentlichte Keller ein neues Bändchen Gedichte, das 1854 in zweiter, etwas erweiterter Auflage erschien, und 1883 legte er den gesamten Reichtum seiner gebundenen Habe in einem starken Bande aus. Vorab sticht auch hier die Fülle hervor, eine solche Fülle von neuen, schönen und originell behandelten Motiven, daß es schon fast eines Buches bedürfte, wollte man das einzelne in's Auge fassen. Hingewiesen sei nur auf die bei patriotischen Anlässen entstandenen Schöpfungen, die, in ihrer Gesamtheit, Alles übertreffen, was ein Volk der Gegenwart von einem einzelnen Dichter an Festliedern bescheert erhalten; hingewiesen sei auf die unter dem Titel „Sonnwende und Entsagen“ zusammengestellten Antiunsterblichkeitslieder, die in ihrer tiefen Bescheidenheit und rührenden Resignation den wesentlichsten Fingerzeig

Digitized by Google

bieten für die innerste Natur Kellers, für jene Demut und Gelassenheit, womit er sich vor dem ewigen Gesetze beugte. Die wunderbarsten Wirkungen erzielt er vielleicht da, wo er auf dem Hintergrunde eines landschaftlichen Bildes das Weben und Dämmern der Seele, die sich, bewußt oder unbewußt, von dieser Landschaft abhängig fühlt, zum Ausdruck zu bringen weiß; hierher gehören die Gedichte: „Die Entschwundene" und „Geistergruß."

Die Macht der Gedichte und der Prosawerke beruht übrigens noch auf einer Tugend, die Keller im allerhöchsten Grade verliehen war, auf seiner Sprachkunst. Er ist eminent sprachschöpferisch, überreich an Schönheiten und Bildern, mit dem feinsten Gefühl für die Eigenheiten und bodenständigen Gaben der Sprache bedacht; er schöpft alle Quellen der Mundart und des älteren Schrifttums aus, ohne jemals gesucht oder altertümelnd zu werden; vor allem Gesuchten oder Gezierten, sei es der einzelnen Wendung oder der Konstruktion, behütet ihn ein hohes künstlerisches Empfinden und der gesunde natürliche Sinn, der ihn hierin so sicher und zuverlässig leitete, wie das Herz in sittlichen Dingen.

Er hatte, vierzig Jahre vor seinem Tod, gesungen:

Es ist ein weißes Pergament
Die Zeit, und Jeder schreibt
Mit seinem roten Blut darauf,
Bis ihn der Strom vertreibt.

An Dich, Du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib' meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
Zu Deinem runden Kranz;
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe Deinen Glanz.

Nun ist er auf ewig unter dem grünen Kranz zurückgesunken; aber was er auf das Pergament der Zeit geschrieben, das wird niemals vergehen.

Aphorismen.

Von Jean Paul.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Suche nichts auf der Erde, du findest nur Gräber zum Schlafen oder Berge zum Träumen; auf diesen fassest du die Plätze, die du in jenen beschließest. O du Genius, du machtest diese Erde so schön, warum nahmst du uns nicht die Sehnsucht nach einer bessern?

*

Die Philosophie endet wie eine Flamme mit einer himmlischen Spitze nach oben.

Ein dem Namen beigefehltes Kreuz bedeutet das Sterben: warum nicht das Leben?!

*

Grade, eigne Selbstlauter machen den Hiatus oder Mißklang.

*

Man giebt seine Kinder auf die Schule, daß sie still werden, auf die Hochschule, daß sie laut werden.

Aus Goethes Briefwechsel mit Friedrike Unzelmann-Bethmann.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

I.

„Unter den Grundsätzen, welche man bei dem hiesigen Theater immer vor Augen gehabt, ist einer der vornehmsten: der Schauspieler müsse seine Persönlichkeit verleugnen und dergestalt umbilden lernen, daß es von ihm abhänge, in gewissen Rollen seine Individualität unkenntlich zu machen. In früherer Zeit stand dieser Maxime ein falsch verstandener Konversationston sowie ein unrichtiger Begriff von Natürlichkeit entgegen. Die Erscheinung Ifflands auf unserem Theater löste endlich das Rätsel .... Indessen hatte Madame Unzelmann durch ihre Gegenwart an jene Iffländische Zeit wieder erinnert. Der Geist, in welchem diese treffliche Schauspielerin die einzelnen Rollen bearbeitet und sich für eine jede umzuschaffen weiß, die Besonnenheit ihres Spiels, ihre durchaus schickliche und anständige Gegenwart auf den Brettern, die reizende Weise, wie sie als eine Person von ausgebildeter Lebensart die Mitspielenden durch passende Attentionen zu beleben weiß, ihre klare Rezitation, ihre energische und doch gewichtige Deklamation, kurz das Ganze, was Natur an ihr und was sie für die Kunst gethan, war dem Weimarischen Theater eine wünschenswerte Erscheinung, deren Wirkung noch fortdauert und nicht wenig zu dem Glück der diesjährigen Wintervorstellungen beigetragen hat."

Dieses Urteil Goethe's, welches er zuerst in einem gleichsam amtlichen Bericht*) über ein kurzes Gastspiel der Künstlerin ausgesprochen, zwei nicht minder freund-

*) Der Aufsatz, unterzeichnet: „Die Direktion," erschien im „Journal des Luxus und der Moden." Herausgegeben von F. J. Bertuch und G. M. Kraus. Weimar. (Siebenzehnter Band. Jahrgang 1802. März. S. 136—148.) In der Hempel'schen Ausgabe XXVIII. 673 ff. — Das Gastspiel der Unzelmann umfaßte (21. September bis 1. Oktober 1801) 8 Rollen an 7 Abenden; Iffland hatte zwei Male (Frühling 1796 und 1798) in Weimar gastiert. — Die Stelle aus den „Tag- und Jahres-Heften" (Hempel, XXVII, 72) soll später zitiert werden; in der oben erwähnten Rezension — sie betrifft den Iffland'schen „Almanach für Theater und Theaterfreunde auf das Jahr 1807", war vermutlich für die Jenaische Litteratur-Zeitung bestimmt, blieb jedoch unvollendet und wurde erst in den „Nachgelassenen Werken" (1833, IX, 173 ff.) mitgeteilt — heißt es, mit einer ironischen Wendung gegen Nicolai: „Könnten wir die beiden liebenswürdigen Künstlerinnen Friederike Bethmann und Luise Fleck auf dem Berliner Theater nur in einigen

Digitized by Google

liche Erwähnungen in den „Tag- und Jahres-Heften“ von 1801 und in einer Recension, endlich drei Briefe an sie sind die einzigen Zeugnisse, welche bisher über Goethe's Wertschätzung der trefflichen Schauspielerin und seine freundschaftliche Anteilnahme an ihren persönlichen Angelegenheiten bekannt geworden. Schon sie gestatten den Schluß auf eine Beziehung, einen Briefwechsel, welcher durch die Herzlichkeit des Tons, wie die Bedeutsamkeit des Inhalts die Anteilnahme weiterer Kreise verdient. Es schien mir darum von einiger Wichtigkeit, die Vervollständigung des Materials anzustreben; dies ist auch wenigstens einigermaßen gelungen. Dank der freundlichen Verwendung der Direktion des „Goethe- und Schiller-Archivs“ bei Ihrer königlichen Hoheit, der Großherzogin von Sachsen-Weimar, als Eigentümerin des Archivs, sind mir die dort bewahrten Briefe der Schauspielerin an Goethe zugänglich geworden; auch aus Goethe's Antworten kann ich (aus meiner Autographen-Sammlung) Ungedrucktes mitteilen. Allerdings weisen beide Briefreihen noch große Lücken auf*) und namentlich ist mir von den Briefen Goethe's sogar die Mehrzahl nicht erreichbar gewesen; immerhin gestaltet sich das Bild der Beziehung nun ungleich klarer und lebensvoller, als bisher, und rechtfertigt die Erwartungen, die man daran knüpfen durfte. Ich versuche es, dieselbe in einem Buche, mit dessen Abschluß ich eben beschäftigt bin und das eine Auswahl meiner Essays enthalten wird, eingehend darzustellen, und beschränke mich hier auf die Wiedergabe des Wichtigsten.

Zunächst sei kurz an die treffliche Künstlerin erinnert, welche — um ein noch vergleichsweise kühles Urtheil eines Kunstrichters ihrer Zeit anzuführen — „der Stolz der deutschen Bühne und das Entzücken der Zuschauer“ war. Friedrike Auguste Kouradine Flittner wurde am 24. Januar 1760 zu Gotha als Tochter eines herzoglichen Beamten geboren, nach dessen Tode ihre Mutter den ehemaligen Legationssekretär Gustav Friedrich Wilhelm Großmann (1746—1796) heiratete, welcher, als Theaterdichter nicht unrühmlich bekannt, — sein bestes Stück, das Familiengemälde: „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ gehörte zu den meist aufgeführten jener Zeit und wurde in's Französische, Dänische, Holländische, Russische u. s. w. übersetzt — durch ein improvisirtes Debut an der Eckhofschen Bühne unter die Schauspieler geraten war. Zur Sängerin ausgebildet, versuchte sie sich unter ihres Stiefvaters Direktion zu Bonn 1777 zuerst in der Oper, der sie auch in der Folge nie ganz untreu wurde, ging jedoch dann zum Schauspiel über und wurde als muntere und sentimentale Liebhaberin die Hauptkraft der Großmannschen Gesellschaft. Seit 1785 mit dem Komiker derselben, dem nachmals gleichfalls berühmt gewordenen Unzelmann verheiratet, kam sie mit demselben 1788 nach Berlin, wo sie bald „der Gegenstand allgemeiner Bewunderung“ wurde. In ihrer Ehe unglücklich, ließ sie sich 1803 von Unzelmann scheiden und heiratete den Schauspieler H. E. Bethmann (1774—1857); von Publikum und Kritik fast vergöttert, vom König stets mit Wohlwollen behandelt, blieb sie, allerdings nicht ohne mancherlei heftige Konflikte mit Iffland, dem Berliner Schauspielhause treu; in Berlin ist sie auch, noch in der vollen Blüte ihrer Kraft und ihres Ruhmes, am 26. August 1826 gestorben**). Was sie als Künstlerin wert war, deutet schon das Eingangs angeführte Urteil Goethes an und es wird sich noch in der Folge Gelegenheit ergeben, Mehreres darüber zu sagen.

Wann sich der briefliche Verkehr zwischen Goethe und ihr entsponnen, vermag ich auf Grund der mir vorliegenden Quellen nicht genau festzustellen; das erste Schreiben der Künstlerin nimmt bereits auf frühere Bezug. Es ist aus Berlin, 11. November 1800 datiert; ich gebe es, gleich den anderen, treu in der, aller-

---

Vorstellungen sehen . . . so wollten wir die zwölf Kupfer und diesen ganzen Almanach . . . gern entbehren, besonders wenn wir unseren Genuß mit jungen hoffnungsvollen Schauspielern teilen könnten; denn diese würden an so unschätzbaren lebendigen Darstellungen weit mehr lernen u. s. w.“ — Von Goethe's Briefen an die Schauspielerin findet sich der vom 2. Dezember 1802 in den „Grenzboten“ (Jahrgang 1869, Nr. 20 S. 280), der vom 14. März 1803 in Strehlke's „Goethe's Briefe“ (Berlin, Hempel 1882, I, 60), endlich der vom 12. November 1814 in Wilhelm Dorow's „Krieg, Litteratur und Theater“. (Leipzig, Reclam 1845, S. 283) zuerst mitgeteilt.

*) Im „Goethe- und Schiller-Archiv“, finden sich 19 Briefe der Unzelmann-Bethmann an Goethe; es sind offenbar die einzigen, welche der Dichter aufbewahrt hat, die anderen sind also als verloren zu betrachten. Hingegen ist wohl Aussicht vorhanden, daß noch der eine oder andere Brief Goethe's auftauchen dürfte. Dr. Wilhelm Dorow, der nur einen von ihnen mitteilt, hat andere gekannt, wahrscheinlich auch — er war ein eifriger Autographen-Sammler — besessen, mag sie jedoch zur Zeit, da er sein Buch „Krieg, Litteratur und Theater“ im Sommer 1844 zusammenstellte, bereits vertauscht oder verkauft haben; wenigstens wird nur so erklärlich, warum er, der einen Wust unbedeutender Reimereien und Billets verschollener Männer an die Künstlerin abdruckt, nur den einen Brief von Goethe mitteilt, von den übrigen jedoch unbegreiflicher Weise bemerkt, sie seien „ohne Interesse“. Andere Briefe scheint Karl Unzelmann besessen und in der Not verkauft zu haben; wieder andere sind von Wien aus in Umlauf gebracht worden. Sie alle dürften in Sammler-Mappen geraten, also der Vernichtung entgangen sein. Vielleicht regen diese Zeilen die freundlichen Besitzer zur Mitteilung an mich an.

**) Die Geburts- und Sterbedaten finden sich sehr verschieden angegeben. Dorow (a. a. O. S. 263) läßt sie am 24. Januar 1771 geboren sein. Da er persönlich mit ihr befreundet war, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er darin ihrer eigenen Angabe folgt; richtig kann dieselbe unmöglich sein, da sie dann in ihrem 6. Jahre als Opernsängerin aufgetreten und sich in ihrem 14. verheiratet hätte! Den Geburtsort verzeichnet er nicht; Oettingers „Moniteur“ giebt als solchen Glogau, als Geburtstag den 24. Januar 1766 an; ersteres gewiß unrichtig, letzteres sehr unwahrscheinlich. Meyers Lexikon verzeichnet denselben Geburtstag, jedoch Gotha, das Blum-Herloßsohn'sche Theater-Lexikon gleichfalls Gotha, jedoch das Jahr 1760 (ohne Angabe des Tages); W. Freiherr v. Biedermann (im Personen-Register zu Goethe's Tag- und Jahres-Heften; Hempel XXVII, 649), Brockhaus und Förster (in der „Allgemeinen Deutschen Biographie II. 573) Gotha und den 24. Januar 1760. Als Sterbedatum verzeichnen Dorow den 16. August 1815, Oettinger und Förster den 26. August 1815, Meyer die Nacht vom 15. zum 16. Oktober 1815, Blum-Herloßsohn 1815 ohne Angabe des Tages, endlich Biedermann und Brockhaus (falsch) 1814, gleichfalls ohne näheres Datum. Ich bin oben den Angaben der „Allgemeinen deutschen Biographie“ gefolgt, weil sie die wahrscheinlichsten sind.

Digitized by Google

dings recht eigensinnigen Orthographie des Originals wieder:

Hochwohlgebohrener Herr Geheimrath!

Wenn Sie sich noch erinnern wie gütig Sie mich und meine Briefe stets behandelt, so werden Sie mir wohl gütigst verzeihn, das ich Sie schon wieder mit einem Brief der so gar mit einer recht großen Bitte versehn, beschwehre. Schon oft war ich vertrieslich darüber das ich das hiesige Puplikum welches sich bey meinen Benefis Vorstellungen allemal so gütig gegen mich zeigt, durch nichts belohnen konte als durch einen kleinen Augenblik von Vergnügen welches ihnen fileicht — — mein Spiel gewärte, ohne das deshalb das Stük verdient hätte sich einen ganzen Abend Trüten und stoßen zu lassen. Nun habe ich ein Mittel gefunten ihnen alle diese Beschwehrlichkeiten zu vergelten indem ich mir vorgenommen habe dießen Winter Egmont zu geben. Hierzu muß ich nun an Er Hochwohlgeborn Güthe appelliren, mir doch unter welchen Bedingungen es auch seyn mag gefälligst die Umarbeidung zukommen zu lassen nach welcher es in Weimar gegeben ist. Mann hatt die Vorstellung dießes Meisterwerks schon so lange hier gewünscht, das ich die Gröste Freude bey allen Menschen von Geschmat erregt habe als ich meinen Endschluß bekant machte. Ich bitte daher den Herrn Geheimrath auf das Tringenste mich doch ia bald durch ein par Zeilen zu benachrichtigen ob ich so glücklich syn kann auf gewährung meiner Bitte zu hoffen, Sie werden sich dadurch nicht allein meine sondern auch die Gröste Dankbarkeit des Herrn Iffland und des gantzen Puplikums zu eignen. In Hoffnung das Er Hochwohlgebohrn meine Bitte nicht ungütig aufnehmen werden habe ich die Ehre mich mit der aller Vollkommensten Hochachtung zu nennen

Er Hochwohlgebohrn

ergebenste

Friderike Unzelmann.

Berlin den 11. November 1800.

Die Bearbeitung des „Egmont“, welche die Schauspielerin erbat, war die von Schiller anläßlich des Iffland'schen Gastspiels besorgte, welche am 25. April 1796 mit dem Gast in der Titelrolle zuerst gegeben worden.*) Goethe sagte Erfüllung des Ersuchens zu, der Dankbrief der Künstlerin soll noch gelegentlich mitgeteilt werden. Hingegen sei das Schreiben, welches sie nach der Aufführung des „Egmont“ an Goethe gerichtet und das enthusiastisch genug lautet, schon hier mitgeteilt:

Hochwohlgebohrener Herr Geheimrath!

Demüthig werfe ich mich Ihnen zu Füßen, und versuche ob es mir möglich ist Ihnen so meinen Dank, und tiefste Verehrung auszutrüken, für das Vergnügen welches ich gehabt in dem ich Clärchen spielte, nie wird es mir zwar gelingen so ganz Ihr Clärchen zu seyn das fühle ich mit Beschämung doch hatt es an meinem Eifer und Fleiß nicht gelegen wenigstens das zu thun was mir mit meinen kleinen Kräften möglich war. Das ist leider alles was ich Ihnen vom Egmond sagen kann auser das Reichard vortreffliche Musik dazu gemacht hatt, Se. Durchlaucht der Herzog von Weimar waren einmal selbst bey einer Vorstellung zugegen, und werden Ihnen gewis gesagt haben, das sie schlecht war, denn es ist nichts daran gewendet worden, und war nicht gut vertheilt, nie habe ich mich so über eine Vorstellung geärgert, und besonders über Egmond selbst, ich hätte mich tot geschämt wenn Sie ihn selbst gesehn hätten, was ist der Mensch doch für ein erbärmliches Wesen, der bey einer Rolle wie Egmond nicht ganz ein anderer werden und mit Ihnen fühlen kann. Mit meinem ergebensten Dank überschicke ich das Buch, wie glücklich würde ich mich schätzen wenn ich Ihnen irgend einmal worinnen dienen könte. Wir haben hier die Schreckliche Nachricht, von Ihrer Krankheit gehört, und seit der Zeit habe ich die Berliner Lieb, denn sie haben, alle auf einmal aufgehört Freigeister zu seyn was sie sonst Affektiren, und Eifrich Gott für Ihre Genesung gebeten. Wie wäre es aber auch möglich da gelassen zu bleiben wo so ein kostbares leben auf dem Spiel steht, ich hätte zu Ihnen fliegen mögen, um Sie in Ihrer Krankheit zu pflegen, und würde die Tage gewis für die Glücklichsten meines lebens gerechnet haben die ich den Ihnen als Krankenwärterin zugebracht hätte, ich habe dabey tausendmal an Ihre Frau Mutter gedacht, was muß die arme die Sie so anbedet, bey der Nachricht empfunden haben. Gott sey Dant das Sie die Gefahr und wir die Angst überstanten haben. Ich empfehle mich Ihrem gütigen Andenken, und habe die Ehre mich mit der Vorzüglichsten Hochachtung zu nenen

Ew. Hochwohlgebohren

ergebenste

Friderike Unzelmann.

NS. so eben schreibt mir Herr Iffland er behalte sich vor Er. Hochwohlgeb. das Manuskript selbst zu überschiken.

Das Schreiben ist, wie aus dem Inhalt hervorgeht, Ende April 1801 geschrieben. Die Krankheit Goethe's, fiel in die erste Hälfte des Januar 1801; es war „ein heftiger Katarrh“, den sich der Dichter, wie er in den „Tag- und Jahres-Heften“ von 1801 eingehend erzählt, im Schlosse zu Jena geholt (Hempel, XXVII. 53 fg.). Über den damaligen Stand des Berliner Schauspielhauses und das Verhältnis der Künstlerin zu demselben wird später Einiges zu sagen sein, dann mag auch ihre Kritik der Egmont-Aufführung näher gewürdigt werden. Ebenso sei unsere Mitteilung über das Gastspiel in Weimar für den nächsten Artikel aufbewahrt. Hier nur so viel, daß es an Ruhm und Ehren reich war, wenn auch der pekuniäre Ertrag nicht ganz den Erwartungen der Künstlerin entsprochen haben mag. Demnoch sollte ihr das Gastspiel reiche Früchte tragen: ein Jahr später wandte sie sich an Goethe mit der Bitte,

*) „Schiller, der an dem Vorhandenen immer festhielt, redigierte zu diesem Zwecke den Egmont, der zum Schluß der Iffland'schen Gastrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf deutschen Bühnen vorgestellt wird.“ Goethe, Tag- und Jahres-Hefte, 1796 (Hempel, XXVII. 39). Die Schiller'sche Bearbeitung wurde 1857 von Tiezmann veröffentlicht; ein besonders tiefer Schnitt in die Dichtung ist darin die Beseitigung der Erscheinung Klärchens im 5. Aufzug

Digitized by Google

ihren Sohn Karl zur Ausbildung an die Weimarer Bühne zu nehmen und der Dichter willfahrte dem Wunsche. In den „Tages- und Jahres-Heften“ (Hempel XXVII. 77.) erzählt er darüber:

„. . . Am 29. November machten wir abermals eine hoffnungsvolle Aquisition. Aus Achtung für Madame Unzelmann, aus Neigung zu derselben als einer allerliebsten Künstlerin nahm ich ihren zwölfjährigen Sohn auf gut Glück nach Weimar. Zufällig prüfte ich ihn auf eine ganz eigene Weise. Er mochte sich eingerichtet haben, mir mancherlei vorzutragen, allein ich gab ihm ein zur Hand liegendes orientalisches Märchenbuch, woraus er auf der Stelle ein heiteres Geschichtchen las, mit soviel natürlichem Humor, Charakeristik im Ausdruck und im Personen- und Situationswechsel, daß ich nun weiter keinen Zweifel an ihn hegte.“

„Zwölfjährig“ ist ein Schreib- oder Gedächtnisfehler des Dichters; Karl Unzelmann, am 7. Dezember 1786 zu Berlin geboren, war damals 16 Jahre all. Wie liebenswürdig Goethe um ihn besorgt war, beweist eine Reihe von Briefen. Der erste, wohl unmittelbar nach der oben geschilderten Prüfung geschrieben, lautet:

Ihr Sohn, liebe kleine Freundin, ist glücklich angekommen, seine Person so wie sein Betragen sind gefällig; auch habe ich ihm schon einiges lesen lassen und er hat sich aus den verschiedenen Aufgaben recht gut herausgezogen. Auf dem Theater hoffe ich, soll er bald zu Hause seyn und unser Wunsch in Erfüllung gehen, wenn er sich nur gehörig applicirt.

An den Professor Kästner, der Ihnen selbst schreiben wird, lasse ich monatlich 24 rthlr. auszahlen, davon gehen ab 19 rthlr 8 gr. für Kost, Logis pp und die übrebleibenden 4 rthlr 16 gr. sind zu Musik und andern Stunden bestimmt. Sie geben, wie ich höre, dem Knaben noch ein anschnliches Taschengeld, wovon er, wenn er wirthschaften lernt, manches bestreiten kann; auch sorgen Sie für Kleidung yo möge er Ihnen das alles durch seine Fortschritte lohnen.

Wegen der vierteljährigen 50 rthlr. schicke ich gelegentlich eine Anweisung. Gegen Weihnachten hören Sie mehr von mir. Wie sehr werde ich mich freuen, wenn der Knabe sich dergestalt ausbildet um einigermaßen neben seiner Mutter erscheinen zu können.

Leben Sie recht wohl und meiner eingedenk. Gegen Neu Jahr hören Sie wieder von mir.

W. d. 10. Nov. 1802.

Goethe.

Professor Kästner, bei dem Goethe den Knaben unterbrachte, war Lehrer der Mathemalik am Gymnasium zu Weimar; er hielt ein großes Knaben-Pensional. Wie sich Karl in Weimar einlebte und welche Hoffnungen Goethe an ihn knüpfte, sei ein nächstes Mal dargelegt.

Litterarische Notizen.

— Seit Hobell und Stieler mit ihren Liedern im bayrischen Dialekt große Erfolge errungen, erscheint jährlich ein Dutzend solcher Sammlungen. Gutes, Schlechtes und Mittelmäßiges. Zu dem Guten gehört das dünne, aber an drastischem Volkshumor reiche Büchlein: „I trau mi nit recht.“ Ollerhand Gspaßln vom olten Loisl. (München, Theodor Ackermann, 1889). Der Autor hat sich begnügt, allertei Schnacken und Schnurren, wie sie das Volk erfunt, in schlichte Reime zu bringen. Manches ist nicht allzu fein, Anderes nicht allzu witzig, aber das Ganze so durchaus echt und natürlich, daß es einen erfreulichen Eindruck macht. Als dichterisch wertvoller, nicht blos dem „Gspaß“ gewidmet, sondern auch ernste und gemütvolle Töne anschlagend, darf eine kleine Sammlung: „Mir für nnguat“ bezeichnet werden, welche der bekannte Meteorologe, Dr. Karl Lang in München, in Gemeinschaft mit seiner Schwester, Lotte Lang, im selben Verlage hat erscheinen lassen. Charakterbilder wie „Der Knallpropp“, die Spottreime „Beim Schieaßstetz“, Einzelnes aus dem Cyklus „Bo' der Lichtasch“, die Schilderung der vormärzlichen Landwehr u. s. w. gehören mit zum Hübschesten, was wir seit lange auf dem so überreich gepflegten Gebiete dieser Dialekt-Poesie gelesen.

— Dem Andenken eines tüchtigen, nur allzufrüh dahingeschiedenen Mannes, Dr. Th. A. Herrmann ist ein Büchlein gewidmet, welches Proben aus seinem poetischen Nachlasse und sein Lebensbild von Cornelius Gurlitt enthält. (Dresden, Höusch & Tiesler 1889). Herrmann geboren 1848, gest. 1889 war Gymnasiallehrer in Dresden und machte sich durch sein Wirken für den „Deutschen Schulverein“ und den „Allgemeinen Deutschen Sprachverein“ in weiteren Kreisen einen Namen. Die Gedichte, welche das Büchlein bringt, gehen aus sehr verschiedenen Tonarten, vom Pathetischen bis zum Burlesken; in allen aber offenbart sich neben einem sehr respektablen Formtalent tüchtige Gesinnung und, je nach dem Genre, glühende Begeisterung für Deutschthum und Freiheit oder kerniger Humor. Zunächst für den Freundeskreis des Dahingeschiedenen bestimmt, verdient das nett ausgestattete Büchlein auch darüber hinaus Verbreitung.

— Richard Rothe, der berühmte 1867 verstorbene Heidelberger Theologe, hinterließ in seinen handschriftlichen Nachlaß eine Reihe von Aphorismen, welche unter dem Titel „Stille Stunden“ kürzlich schon in zweiter, vermehrter Auflage (Bremen, Heinsius) erschienen sind. Daß Rothe ein tühner und tiefer Geist war, der in seiner scharfen Betonung des sittlichen vor dem dogmatischen Moment der Religion, in seiner Erkenntnis der historischen Entwicklung des Christenthums und der Konsequenzen, die sich daraus ergeben, mit Recht tiefe Wirkung auf seine Zeitgenossen übte, ist auch in weiteren Kreisen wohl bekannt und diese Aphorismen beweisen neuerdings, daß er — wie immer man über seinen Standpunkt urtheilen mag — ein Mann von glänzendem Geist und tiefem Gemüt war. Ein Abschnitt des vorliegenden Werkes beschäftigt sich auch mit seinen dichterischen Versuchen, die an sich, namentlich aber als Zeugnisse der Entwicklung des seltenen Mannes beachtenswert sind, welcher „den Gegensatz zwischen positivchristlicher Gläubigkeit und freier menschlicher Wissenschaft in sich zu friedlicher Harmonie zu bringen gewußt hat.“

— Ein sächsischer Schulrat, Grüllich, hat einen in einem Lehrerverein gehaltenen Vortrag: „Was können wir aus Freytags „Ahnen“ lernen?“ als Broschüre (Meißen, H. W. Schlimpert 1888) erscheinen lassen. Die Behandlungsweise ist verständig und liebevoll; der stellenweise allzu lehrhafte Ton mag sich aus der Entstehungsweise des Schriftchens erklären, das sonst zu keiner Ausstellung Anlaß giebt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Der Gott des alten Doktors.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung.)

„Vor allem: meiner Eltern Sohn war ich, dieſer Eltern Sohn. Voll und ganz hatte das Weſen der beiden feſt und eigen geprägten Naturen auf mich einzuwirken vermocht: nichts ſtand hindernd oder ablenkend zwiſchen uns, auch nicht ſonſtige Geſchwiſter. Wohl war meinen Eltern, juſt, da ſich ihr Hochzeitstag zum erſten Male jährte, ein Töchterlein geboren worden, aber dieſe meine einzige Schweſter, Hanna, hatte kaum ſechzehnjährig den Archivarius hieſiger Landſchaft geheiratet, Franz Hueber, — Ihr habt ja den ſtillen, überaus vergeßlichen, herzensguten Menſchen gekannt! Nun, die Hanna war ſchon vermählt, als ich am Sonntag vor St. Hubertustag, Siebzehnhundertachtundneunzig zur Welt kam und zum Onkel hat ſie mich ſchon im zarteſten Alter gemacht — der Älteſte der Brüder Hueber, der Advokat, iſt nur um fünf Tage jünger als ich. Um meinen Taufnamen war ein Streit unter meinen Eltern, nicht nur der erſte, ſondern glaub' ich, auch der einzige, den ſie um meinetwillen gehabt. Lothar wollte mich die Mutter nach ihrem Vater, dem Salzmeiſter, nennen, aber da ſchüttelte der Vater grimmig und düſter den Kopf: „Nein! Tauf' ihn, wie Du willſt, meinetwegen ſogar Pancratius oder Chriſoſtomus, jedoch — das Angedenken Deines Vaters in allen Ehren, aber es haben auch andere Leute Lothar geheißen. Und an einen Erzhallunken, an meinen Todfeind will ich nicht erinnert ſein, wenn ich den Namen meines Kindes ausſpreche. Ich würde fürchten, daß ſchon dieſer Name ihm Fluch bringen müſſe!“ Und ſo ward ich nach dem Kalender Hubert getauft. Aber jener andere Name hat mir dennoch Fluch gebracht, auch mein Todfeind hieß Lothar und der Mann, der Schuld daran, daß mir das Leben zerbrach, war der Sohn jenes Menſchen, der einſt meinem Vater in's tiefſte Herz gegriffen. Das ſchien mir vor Jahren nur ein unheimlicher Zufall, aber es war mehr: ein Glied jener Kette eiſerner Notwendigkeiten, welche uns um die Knöchel klirrt und uns nur ſo weit und nur in jener Richtung ausſchreiten läßt, die ihr entſpricht. . . .

Als ein Spätling kam ich in meiner Eltern Haus, als eine heiß erſehnte, nicht mehr erhoffte Gabe des Geſchicks; meines Vaters Haar habe ich in früheſter Kindheit ſchon ſilbern werden geſehen und ſein einziger Sohn bin ich geweſen — wahrlich! es war ſchier ein Wunder, daß ich nicht verzogen wurde. Aber im Gegenteil — ganz rechtſchaffen ſtreng erzogen wurde ich. Freilich blieb mir jegliche Kinderluſt unverkümmert und in der Stube hielten ſie mich nicht. Ohne Geſchwiſter und faſt ohne Geſpielen wuchs ich heran, nur der Berg und der Wald und der See und unſer Hund, der Nero, waren meine Kameraden, und was ich ihnen zu ſagen hatte, das hab' ich gründlich geſagt und was ſie mir zu bieten hatten, hab' ich gründlich ausgekoſtet. Ganz ſicherlich nur durch dieſe Einſamkeit der Kindertage iſt ein Zug in mir emporgekeimt und mit mir großgeworden, der ganz vereinzelt in meiner Seele iſt, und ſonſt wenig zu dem Ganzen paßt, ein Zug der Träumerei, ein Sehnen nach innerlicher Vertiefung, ein Drang, auch bei anderen durch die Schale hindurch den tiefſtgeheimſten Gefühlsnerv zu betaſten. Daß ich trotz aller ſonſtigen Eindrücke ſo zu ſagen ein Gefühlsmenſch geworden und geblieben, ſchiebe ich alſo auf jenes einſame Kindertreiben in der wunderſchönen Landſchaft, aber noch einen anderen Zug erkläre ich mir daraus: die Freude, ſo recht ſelbſtändig dazuſtehen, Mut und eine ſtarke Doſis Trotz dazu.

Digitized by Google

Vielleicht steckte mir das letztere auch im Blute als Erbteil vom Vater her, wie jene Träumerei als Erbteil der Mutter. Ist doch sonst so viel von ihrem Wesen auf mich gekommen! Vom Vater die Thatfreudigkeit — ich bin mein Leben lang keinen Tag aus freien Stücken müßig gegangen — ferner ein ehrlicher Haß gegen alles Dumme und Schlechte, insbesondere gegen alle Brutalitäten und Narrheiten des damaligen Staatswesens, welches sich bald als Henker, bald als Bajazzo, bald als Schlafmütze präsentierte, dann eine ebenso ehrliche Liebe für freie Vernunft und vernünftige Freiheit, schließlich ein ganz unbändiger Stolz auf unseren ehrlichen, fleckenlosen, geachteten Namen. Von der Mutter aber, deren Herzenssaiten ebenso zart als stark waren, erbte ich den empfindlichen Sinn für das Klare und Reine. Geordnete, harmonische Verhältnisse, in denen nicht Lüge noch Sünde war, sind mir immer naturnotwendiges Bedürfnis gewesen und besonders haben mir zweifelhafte Weiber, Dank der Erinnerung an die edle Mutter, nie und nimmer gefährlich werden können.

Aber auch die Schattenseiten dieser Naturen erbte ich. Oder vielleicht schlug nur ihr Licht in meinem Wesen in Dunkel um. Ich hegte einen thörichten, ja sinnlosen Haß gegen Alles, was da zu Adel oder Beamtentum gehörte, ich war so überaus empfindlich gegen das geringste Gerede der Menge, welches die Fleckenlosigkeit meines Namens hätte gefährden können, und so überaus begehrlich nach Aller Lob, daß ich auf dem besten Wege war, Ehren höher zu schätzen, denn Ehre! Ich ahnte es nicht, daß sich mir so der Ehrbegriff immer mehr verflachte und rein äußerlich gestaltete — wie hätte ich das ahnen sollen?! — ich war ja in meinen Augen ein Mustermensch, ein Normalmensch, der sich darum auch für berechtigt hielt, über jegliche Schwäche und Sünde Anderer erbarmungslos den Stab zu brechen. Ein Mustermensch! — an diesem Dünkel ist mein Leben gescheitert. Denn achten muß sich jeder, und daß er sich liebt, dafür sorgen seine Instinkte, aber wenn er sich anbetet, so wird dies sein Fluch, früher oder später. Und doch neigt jeder Mensch so sehr zur Selbstvergötterung — in diesem Sinne giebt's wirklich eine Erbsünde, und wir müssen sie abwaschen durch die Selbsttaufe der Erkenntnis. Bei mir kam die Erkenntnis zu spät: als Alles in Scherben lag, Alles — an jenem schreckensvollen Morgen, als der alte Doktor Füster mich auf der Straße anhielt und schnarrend sagte: „Höchst kurioser Fall, Collega! Hm, nicht? Gewiß . . . Junges Ding gar nicht vollblütig, Gehirnschlag! Sehr curios! Hm, nicht? Gewiß! . . . Wollen sie zusammen secieren. Wird Sie als strebsamen jungen Menschen interessieren. Hm, nicht? Gewiß!' . . .

Den Erzähler überflog ein Schauer; er schloß einen Moment die Augen, dann fuhr er fort:

„So war ich, wie die Glück mich antrat und dann das Unglück — als fertiger Mensch, mit diesen Tugenden und mit diesen Lastern. Aber die Keime hiervon ersphähe ich insgesamt in meiner Kinder- und Knabenzeit. Ob mit Recht? Ich glaub' es fast. „Niemand glaube je die Eindrücke seiner Kindheit verwinden zu können" — so oder ähnlich hat einmal der alte Prachtmensch von Weimar geschrieben. Dies Wahrwort läßt sich sogar dahin zuspitzen, daß man überhaupt nur in jüngsten Jahren Eindrücke empfängt, weil nur da das Material genügend weich ist; später können uns Schicksale wohl erheben oder zertrümmern, aber wenig mehr wandeln. Und bei mir kommt noch hinzu, daß bis zu meinem siebzehnten Jahre nur meiner Eltern Wesen und die Natur mein Inneres bildeten und fügten; mein Lehrer hatte keine Macht über mich; mein Erzieher war er nicht.

Das war ein seltsamer Heiliger, mein Lehrer, ein wunderlicher Christ mit fünf absonderlichen Lebensstationen, ein Benediktinermönch aus dem Admonter Stift, Pater Anastasius mit Namen. Michel Stumpwieser hatte er einst geheißen und im Hause des Pfarrers von Hallstadt wuchs er auf; „Onkel," sagte er zu dem Hochwürdigen und war ihm sehr ähnlich . . . Nun, dafür konnte der Michel nichts; er war ein braver Bursch, obwohl toll und ungeberdig, noch mehr, als sein Spielkamerad, der Sesenberger Marcell, mein Vater. Als der fort mußte, zu den Patres nach Kremsmünster, um da geistlich zu werden, da höhnte ihn der Michel grimmiglich, aber schon nach einem halben Jahre fand auch er sich im Kloster ein und kein Zug mehr erinnerte an den tollen Prachtjungen, der er früher gewesen. Der Pfarrer war in schwere Krankheit gekommen, hatte in seiner letzten Stunde, von Reue und Höllenangst gefoltert, dem Fünfzehnjährigen das Geheimnis seiner Geburt enthüllt und damit furchtbare Verheerung in der jungen Seele angerichtet. Blaß und still und wirr wurde der Michel, nieder-

Digitized by Google

geschmettert von dem Frevel seiner Geburt und von dem Mitleid mit dem sündigen Vater, der nun im allertiefsten Höllenpfuhl schmachtete. So betete er denn Tag und Nacht und rieb durch ewiges Knieen alle zwei Monate die dauerhafteste Lederhose zu Schanden, bis es dem neuen Pfarrer, einem guten Menschen, der den armen Knaben willig samt dem übrigen Inventar als Erbstück des Seligen übernommen, schließlich doch zu viel wurde, zu viel des Betens und der Auslage für neue Lederhosen. So lieferte er denn den frommen Michel ins Kloster und da gaben sich die wackeren Patres alle Mühe, die Frömmigkeit auf einen erträglichen Grad zurückzuführen; auch mein Vater mühte sich in diesem Sinne, aber es half wenig genug. Beängstigend fromm war er und blieb er, und daß er nicht ganz verrückt wurde, ist ein wahres Wunder — weit weg davon war er nicht. Besonders in mondhellen Nächten mied ihn der Schlaf; da richtete er sich zitternd von seinem Lager empor und weckte meinen Vater: „Marcell, hörst Du, wie die Verdammten in der Hölle wimmern? Und mein Vater darunter! Bete mit mir, bete!“ Aber mein Vater konnte beim besten Willen nichts vernehmen, als das taktfeste Schnarchen der anderen Alumnen, und besonders jenes des dicken Novizenmeisters. Und just der religiöse Wahn seines Kameraden hat viel dazu beigetragen, ihm die Augen zu öffnen. Aber als sie nun zusammen auf die Wiener Universität kamen, da ward Michel-Anastasius unvermutet in eine dritte Lebensstation hineingeworfen. Er hat diese Zeit in der Folge verschieden bezeichnet; während der vierten Station sagte er: „Da kam Satanas in zweierlei Gestalt über mich,“ und während der fünften: „Da kam ich auf doppeltem Wege, leider nur vorübergehend, zur Vernunft!“ Es waren aber die beiden Gestalten, in denen der Höllenfürst dem frommen Anastasius beikam, in der That überaus verschieden; als ein gutes, ausführliches Lehrbuch der Naturkunde erschien er ihm, als ein nüchternes Buch, in welchem sehr viel von ewigen erbarmungslosen Gesetzen stand, aber auch nicht eine Silbe von einem allgütigen, allmächtigen Schöpfer, und gleichzeitig in Gestalt der blonden Annerl, der Tochter des Wiener Universitätsportiers. Mutig kämpfte Anastasius mit dem Satanas in beiderlei Gestalten, bis er schließlich doch unterlag und wieder der alte tolle, lebensfreudige Michel wurde. Nun verstanden sich die beiden Schulkameraden wieder trefflich.

Aber indes mein Vater das Geheimnis seiner inneren Wandlung wahrte, erzählte Michel aller Welt, was mit ihm vorgegangen. Die Folge blieb nicht aus und eines schönen Tages ward er geräuschlos aus Wien fort und in die Büßerzelle des Klosters zu Kremsmünster gebracht. Da sollte er, fern von der Naturkunde und der schönen Annerl, auf andere Gedanken kommen. Und er kam wirklich darauf, freilich durch sehr drastische Mittel. Zuerst setzten sie ihn auf sehr kleine Rationen, was bekanntlich den Körper schwach macht und den Geist empfänglich für das Überirdische. Und dann kam das Überirdische angerückt. In einer mondhellen Nacht öffnete sich geräuschlos die Thür der Büßerzelle und entsetzt sah der Alumnus seinen hochwürdigen Vater im Totenkleid auf sich zuschreiten. Es war das wohlbekannte Antlitz und es war die wohlbekannte Stimme, und sie beschwor den Ungetreuen, mindestens um der eigenen Seele willen auf die Wege des Heils zurückzukehren, um nicht dereinst im Jenseits des Vaters fürchterliches Loos zu teilen. Entsetzlich war die Wirkung dieser Erscheinung auf den phantastischen, körperlich zerrütteten Menschen: er verfiel in schwere Krankheit und als er genas, da war er wieder der fromme Anastasius, frömmer sogar, als selbst den Patres angenehm war — ein finsterer Fanatiker und Ascetiker war er nun. Und das blieb er durch die langen Jahre, während mein Vater sich jenseits des Oceans herumschlug und dann im Hause am See fröhlich waltete. Nur daß er von Kremsmünster nach Admont übersiedelte, weil da strengere Zucht war, weil er sich da so ausgiebig peinigen konnte, als ihm eben zur Erlangung des ewigen Heils notwendig erschien. Aber noch war der seltsame Mensch nicht im Hafen. Hoch in den Fünfzigen geriet er in eine fünfte Lebensstation, in der er aber auch lange Zeit bis kurz vor seinem Tode verharrte, um endlich eine sechste Station zu erreichen und zu sterben. Da kam nämlich eines Tages der Pater Kellermeister aus Kremsmünster nach Admont zu Besuch, mit dem dortigen Abte einen Tausch in Klosterweinen zu verabreden, da bekanntlich Abwechslung in den Weinsorten fördernd auf beschauliche Betrachtung einwirkt. Das Geschäft kam zu Stande und die Nacht darauf pokulierten die fröhlichen Patres. Der düstere Anastasius war ausnahmsweise dabei, dem einstigen Klosterbruder zu Ehren. Aber er trank keinen Tropfen. „Warum denn nicht?“

Digitized by Google

lachte der Kellermeister aus Kremsmünster. „Plagt Dich noch immer die Erinnerung an jenen Geist — das war ja ich, der Prior hat mir die Rolle eingebläut . . .“ Todbleich ward der Anastasius und wankte nach seiner Zelle und hielt sich da zwei Tage verborgen; unsäglicher Grimm wütete in ihm: ein grober, dummer Pfaffenschwindel hatte ihn um Vernunft und Leben betrogen! Das war sein vierter Tag von Damascus, nur daß hier aus dem Paulus ein Saulus wurde. Aber er war doch schon zu alt und zu besonnen, um so ohne weiteres aus dem warmen Kloster ins kalte fremde Elend hineinzurennen. Er harrte einer günstigen Gelegenheit und die fügte sich, als er vernahm, der reiche Chirurgus am Hallstädter See suche einen Lehrer für sein Knäblein. Da bot er sich an und der Vater nahm ihn auf, der alten Kameradschaft wegen. Die Klosterleute aber ließen den Michel-Anastasius unendlich gerne ziehen. So kam er in unser Haus und blieb da sehr lange. In meinem siebenten Jahre kam, in meinem siebzehnten Jahre schied er.

Zehn Jahre! Und dennoch ist sein Einfluß auf meine seelische Entwickelung ein sehr geringer gewesen. Kopf und Herz führen meist erst in reiferen Jahren getrennte Rechnung; bei mir traf sich das schon früh. In allen Dingen des Wissens stand mir dieser seltsame Mensch hoch, in allem übrigem — gar nicht, nicht einmal gering, just so, als lebte er nicht. Wie hätte auch innerhalb der festgefügten Verhältnisse meiner Umgebung, neben der Kraftgestalt des Vaters, neben der Lichtgestalt der Mutter, diese Molluskennatur Gewalt über mich gewinnen können! Er erstrebte es auch gar nicht und wo er's notgedrungen versuchen mußte, zog er den Kürzern. Also zum Beispiel in der Religion. Fünf Male hatte er sich sein Leben neu aufgebaut und seinen Herrgott neu erschaffen — sein letzter war so ein blasser, gutmütiger, schwachathmiger Deulus aus der Schleiermacherschen Vernunftretorte. Wie konnt' er, mit solchem Gott bewaffnet, mir gegenüber aufkommen! Mir, der ich an meiner Eltern Gott, an meinen Gott glaubte, den Allgütigen, Allmächtigen, der über jedem Haar meines Hauptes waltete und jeder Nadel im Tannenwald, welcher die Bösen zernichtete, die Guten erhob, natürlich besonders die Mustermenschen und ganz besonders die Familie Sefenberger. Darum wagte er sich nur zögernd an mich heran mit seinem armen, geflickten Gottgespenst und war herzlich froh, als ihm die Eltern die Sorge für diesen Unterricht abnahmen. Aber im Übrigen lehrte er mich treulich, was er wußte. Und er wußte viel. Es war ein Ehrentag für ihn, als ich, siebzehnjährig, meine Prüfung aus den lateinischen Schulen machte.

Am nächsten Morgen trat er vor meinen Vater. „Ade, Marcell, und tausend Dank! Nun brauchst Du mich nicht mehr, der Junge muß hinaus!“ — „Und Du?“ — „Ich gehe, neues Brod zu suchen.“ — „Alter,“ rief mein Vater betroffen, „was sicht Dich an? Zusammen sind wir aufgewachsen, beisammen wollen wir bleiben, nun es zu Ende geht!“ — „Laß mich!“ bat der seltsame Mensch, „ich ertrüge es nicht! Nur wenn ich Andern nützlich bin, verwind' ich das Gefühl, daß mein eigen Leben zerbrochen und verkrümmelt ist. Aber wenn ich das Gnadenbrod äße — nein, Marcell! — dazu ist der See denn doch zu nah an Deinem Haus.“ Da ließ ihn mein Vater ziehen . . .

Zwei Monate darauf, — der Spätherbst lag über dem Gelände und grau war der See und grau war's mir im Gemüte, denn am nächsten Morgen sollt' ich fort, nach Wien, — da trat der gute alte Mensch plötzlich und unverhofft, während wir just beim Abendbrot saßen, wieder in unsere Stube. „Wann soll der Junge abreisen?“ begann er, „ich bin gekommen, ihn nach Wien zu geleiten. Danket mir nicht, es ist kein Opfer dabei, ich muß ohnehin dahin, als Erzieher.“ — „Zu wem?“ fragte die Mutter. — „Zu ein gräfliches Haus.“ — „Darf man den Namen nicht wissen?“ — „Freilich!“ Aber er zögerte doch. „Zum — zum Grafen Dietrichstorff-Linningen.“ — „Zu dem?“ rief mein Vater; es war ein so seltsamer Ton, daß ich ihn unwillkürlich anblickte, und sein Antlitz war so finster, wie ich's kaum je gesehen. „Zu dem! Aber lebt denn dieser Teufel noch? Es ist ja schier unmöglich!“ — „Nein! es ist sein ältester Sohn Lothar, der nun auch schon in den Vierzigen ist . . . hm! also“ — der gute, schwache Mensch war offenbar in nicht geringer Verlegenheit — „also Dein Junge soll die Heilkunde studieren? Es bleibt dabei?“ — Aber mein Vater fragte weiter: „Und wie ist dieser jüngere Lothar? Du darfst es schon sagen, die alten Wunden sind vernarbt! Ist der Apfel diesmal auch nah' dem Stamme gefallen?“ — „Ach ja! leider! Nur daß er in der Erscheinung überaus glatt und fein ist. Aber

Digitized by Google

wüst und herzensroh ist er auch, wie sein Vater, zudem ein brutaler Wüstling. Ach! und auch das ist noch das Schlimmste nicht!" — „Auch das noch nicht?" rief meine Mutter entsetzt. — „Nun," meinte unser guter Ex-Anastasius schüchtern, „Gewisses weiß man ja eigentlich nicht, aber es gehen so schauerliche Gerüchte über ihn. Da ist nämlich im vorigen Jahre seine Gemahlin, die Gräfin Hermine, gestorben, ganz plötzlich, auf einem einsamen Gute im tiefen Alföld, und da munkeln die Leute Unheimliches; es sei wegen einer Französin geschehen, wegen eines überaus verächtlichen Geschöpfs. Aber wenn es auch mit der Französin seine Richtigkeit hat, eines Mordes halte ich den Grafen doch nicht fähig!" — „Warum nicht, Du Guter?" fragte mein Vater und es war eine unsägliche Bitterkeit in seiner Stimme. „Ein Fortschritt muß in jeglicher Gesellschaft sein, warum nicht in der adeligen? Der Vater hat bloß die Herzen gemordet, der Sohn mordet die Körper dazu, und ich bin nur neugierig, wie weit es Deine künftigen Zöglinge bringen werden, Michel! Es sind doch Knaben?" — „Nur Einer, der Erbgraf Amadäus, und dann sein ältestes Schwesterchen. Sie heißt auch Aglaja, Marcell, und ist auch ein holdseliges Geschöpf ... Aber diese beiden Kinder sind bisher gut und rein geblieben und sie werden es auch ferner bleiben. Ich verbürge mich dafür und vertraue dabei" — der alte Mann lächelte in wehmütiger Selbstverspottung, — „nicht so sehr auf meine eigene Kraft, als auf den Schutzgeist, der bisher über ihnen gewaltet, ihre Tante Aglaja." — „Lebt sie noch?" fragte mein Vater und seine Stimme zitterte unmerklich. — „Ja — und in den letzten Jahren ist ihr aus ihrer Freude an des Bruders Kindern wieder ein wenig Licht und Glück in's arme Leben gekommen. Denn ihre Ehe mit dem Baron Ramburg" ... er stockte. — „War die Hölle," ergänzte mein Vater finster. „Ich habe nichts darüber gehört, aber den Baron kannt' ich, und das ist genug! Sie hat keine Kinder?" — „Nein, auch dieser Trost ist ihr nicht gegönnt gewesen, es war die richtige Hölle! Die Ärmste! Nun, wie gesagt, jetzt lebt sie in ihres Bruders Hause und erzieht seine Kinder, so zärtlich und mild, so fest und verständig — ach! Marcell, was ist das für ein Weib!" — „Wem sagst Du dies?" flüsterte mein Vater und seine Augen schimmerten feucht. „Also fühlt sie sich nun wohl? Es wird mir schwer, daran zu glauben nach dem, was Du mir eben über ihren Bruder erzählt! Du weißt, der Lothar war viele Jahre jünger als sie, ich habe den Knaben nie beachtet zur Zeit, wo" — — Er brach ab. „Ja," sagte mein Erzieher, „damals mag er kaum vierjährig gewesen sein und es war dem sanften Kinde nicht abzusehen, welcher Teufel daraus emporreifen würde. Nun, gleichviel, vor seiner Schwester hat er Respekt und giebt ihr völlig freie Hand bei der Erziehung seiner Kinder. Sie war's auch, die mich in's Haus berufen, der Graf erfuhr erst von der Sache, als sie beschlossen war." Mein Vater ging mit starken Schritten in der Stube auf und ab, die Mutter blickte bewegt vor sich hin, ihre Lippen zuckten, aber sie sprach kein Wort, auch Michel schwieg verlegen, und ich — ich lauschte natürlich mit angehaltenem Athem. Denn so jung ich damals war und in so kargen Andeutungen sich das Gespräch bewegte, den Zusammenhang ahnt' ich doch schon; zu den vielen Sagen, die über meinen Vater gingen und auch mir nicht vorborgen geblieben, gehörte ja auch jene, daß er um einer Fürstentochter willen in die Fremde gegangen. Es war also, dacht' ich nun, nur eine Comtesse Dietrichstorff-Linningen .... Eine geraume Weile währte dieses Schweigen in der Stube, bis es die Mutter unterbrach. „Hubert," sagte sie zu mir, „Du mußt morgen früh fort, es wäre Zeit, in Deine Kammer zu gehen!" Da hielt mein Vater den Schritt an. „Nein!" rief er hart und heftig, „der Junge soll noch dableiben — es ist nötig. Michel," wendete er sich an den Freund, „wie lieb ich Dich habe, weißt Du, und welche große Beruhigung mir daraus erwächst, wenn Du unseren Hubert nach Wien bringst und dort zuweilen nach ihm siehst, brauche ich Dir auch nicht erst zu versichern. Aber Dein Wort will ich, Michel, Dein Ehrenwort, daß Du ihn nie in das Haus führst, in dem Du wohnen wirst. Nie und nimmer, Michel — hörst Du? Du wirst ihn besuchen, oder er mag sich an einem dritten Orte einfinden, wo er Dich erwarten kann, aber in dies Haus wirst Du ihn nie ziehen!" Der gute Mann stand verlegen da. „Aber Marcell," begann meine Mutter bittend, „ist dies nicht zu weit gegangen im alten Haß? Was kann es dem Jungen schaden, wenn er seinen alten, treuen Lehrer besucht in einem Hause, das ihn weiter nicht zu kümmern braucht!" — „Nein und dreimal nein!" rief mein Vater und richtete sich zu seiner vollen Höhe auf. „Lieber will ich meinen Sohn in der wüstesten

Digitized by Google

Kneipe wissen, als im Palais der Grafen Dietrichstorff! In diesem Hause weht keine gute Luft für einen, der meines Blutes ist! Und darum — Dein Wort, Michel!“ Er hielt ihm die Rechte hin, aber der fügsame Mann, dem sonst jede Andeutung aus meines Vaters Munde wie ein Evangelium galt, schlug nicht ein. „Verzeih',“ sagte er schüchtern, „aber wird es sie nicht bitter kränken? Sie weiß, daß Hubert kommt, sie freut sich, ihn zu sehen, jede Liebe und Sorge, die sie Deinem Sohne erweisen kann, wird ihr eine Herzensfreude sein, willst Du sie um eine Freude bringen, Marcell, und Deinen Sohn um eine beste, mütterliche Freundin? Ist die Welt so reich an Liebe, daß man sie sich verbitten muß?!“ Mein Vater blickte ihn starr an und begann dann wieder in der Stube auf- und abzugehen, seine Lippen zuckten, er kämpfte offenbar einen schweren Kampf. „Michel,“ begann er dann wieder und seine Stimme zitterte, „Du ahnst nicht, wie tief Du mir eben das Herz aufgerührt hast! Aber — ich kann nicht! Nenn' es, wenn Du willst, einen lächerlichen Aberglauben, nenn' es, wie ich es empfinde, die Warnung des guten Geistes in der eignen Brust, aber ich werde, seit Du zuerst jenen Namen genannt, die Überzeugung nicht los, daß dieses Haus auch meinem Sohne zum Fluche werden könnte, wie es mir verderblich geworden. Warum ich dies fürchte? — ich weiß es nicht; was ich fürchte — ich weiß es ebensowenig, ich kann Dir nur wiedergeben, was mein Herz sagt. Und darum — es thut mir weh, sehr weh, aber Dein Ehrenwort, Michel!“ Dieser schlug in die dargebotene Hand ein, aber sichtlich tief betrübt, und fragte dann fast weinerlich: „Aber was sag' ich nur der Baronin Ramburg?“ — „Die Wahrheit!“ erwiderte mein Vater mit mildem Lächeln. „Aglaja ist gut und wird es verstehen.“ Und zu mir gewendet, fuhr er fort: „Du hast gehört, was ich wünsche. Willst Du es befolgen?“ — „Ja!“ — „Unter jeder Bedingung?“ — „Ja!“ — „Gieb mir die Hand darauf!“ Ich schlug ein. Da zog er mich an sich und küßte mich, was seit Jahren nicht mehr vorgekommen, auf die Stirne. „Und nun — schlaf wohl, Junge — ich seh' Dich noch morgen!“ Und er schob mich zur Thüre hinaus, so rasch, daß ich kaum der Mutter und dem Lehrer noch eine gute Nacht bieten konnte.

Ich weiß nicht, was die Drei an jenem Abend Ferneres verhandelt, aber die seltsamen Gedanken, unter denen ich damals mein Lager aufgesucht, sind mir unvergeßlich geblieben. Freilich, wie oft habe ich jenes Versprechens gedenken müssen! Als Jüngling und später immer wieder, bis zum heutigen Tag, so oft ich eben mein Leben überdachte, und das Unglück meines Lebens. Es hat meinem wackeren Vater nichts genützt, daß er mich gegen jeden Hauch aus jenem Haus schützen gewollt — nichts, gar nichts! Denn es kommt Alles, wie es kommen muß, früher oder später, und der Mensch, der sich gegen Gott, meinen Gott, sträubt, handelt nicht klüger, wie ein Vogel, der gegen seines Käfigs Gitter anfliegt, bis ihm das Blut von den Flügeln rinnt!“ . . .

Auf dem Antlitz des alten Mannes lag ein Zug harter, düsterer Trauer. Er wendete sich ab und machte sich dann an der Lampe zu schaffen. Die Anderen störten ihn nicht, Frau Hedwig blickte auf das Damasttuch, als sähe sie das Muster mit den eingewirkten Schäfern zum ersten Male, Ernst hatte sein Glas gehoben, und hielt es nachdenklich gegen das Licht, der Kanonikus spielte mit dem Deckel seiner Dose. Das währte mehrere Minuten, bis der Doktor sich wieder zurechtsetzte, sein Glas füllte und leerte und dann mit ruhiger Stimme fortfuhr:

„Es ist aus den nächsten Monaten, nächsten Jahren nichts Besonderes zu berichten. Im September 1815 brachte mich mein kurioser Mentor nach Wien und bis zum Frühling 1822 bin ich da geblieben, an die sieben Jahre, die Sommerferien abgerechnet, die ich stets daheim zubrachte. Es war eine lustige Zeit in Wien, der Kongreß hatte viel Geld und viel Frivolität unter die Leute gebracht; wenn jemals ein Maler die merkwürdige Stadt im Stile der Zeit allegorisch hätte abschildern wollen, der hätte sie als ein hübsches, aber ein wenig verbuhltes Weib malen müssen, das sich mit breitlächelndem Munde über ein saftiges „Bachhändel“ hermacht. Im Walzertakt ging das Leben, nach einer trivialen, aber lustigen und berauschenden Melodie, und es war ein schwer Stück Arbeit für einen jungen Menschen, mitten darin den ruhigen festen Gang nach einem bestimmten Ziele einzuhalten. Es wird Euch nach dem, was ich von mir berichtet, nicht verwundern, daß mir dies gleichwohl gelang. Es war nicht etwa mein Verdienst, es ging mir gegen die Natur, müssig umherzuschlendern oder eine leichtfertige Beziehung anzuknüpfen, und weil mir der früh anerzogene Haß das Auge schärfte, der Haß gegen diese an-

Digitized by Google

scheinend gemütliche, in Wahrheit so brutale Metternicherei, darum erkannte ich den Sumpf gedankenloser Genußsucht, der sich unter der schönen Decke auftat, rascher, als sonst ein Mensch in meinen Jahren. Kurz, ich, Hubert Sesenberger, war in Wien als Studiosus der Medizin, dann als Doktorand und endlich als Sekundararzt im Krankenhause ein Mustermensch, ein Normalmensch, brav, fleißig, sittlich, ein Ausbund aller Tugenden, ungeheuer stolz und unerschütterlich überzeugt, daß diese schnöde Welt einen so vortrefflichen Jüngling eigentlich nicht verdiene. Daß Gott erbarm'! — mich faßt es wie Wut, wenn ich an diesen hochmütigen, unausstehlich tugendhaften Burschen zurückdenke, der bei allem Vollgefühl seines Wertes doch ängstlich in die Welt hinaushorcht, ob sie ihn denn wirklich so hoch taxiert, wie er's verdient .... Nun, die Genugtuung hatte ich: Meinen Professoren galt ich als das Muster eines strebsamen Jüngers der Wissenschaft, und den Familien, in denen ich verkehrte, als ein unerhört gelungenes Exemplar jener Menschengattung, aus der man brave Schwiegersöhne zieht. Unter meinen Kollegen freilich waren Viele der Meinung, daß ich eigentlich ein Philister sei, und trotz meiner wohlgeordneten Finanzen ein blutarmer Kerl, der keine Ahnung davon habe, was die Jugend reich und glücklich mache — und just nicht die Schlechtesten waren es, die so dachten. Aber was galt mir ihr Urteil, was waren sie in meinen Augen? Doch nur die dunkle Folie, von der sich dieser Hubert Sesenberger um so leuchtender abhob, dieser trefflichste Jüngling, der nie eine Kneipe oder einen Tanzboden der Vorstadt besuchte, nie einer hübschen Näherin um das runde Kinn strich, nie ein Glas über den Durst trank und nie einen Heller über sein Einkommen ausgab!

(Fortsetzung folgt.)

Julimittag.

Kein Hauch; der dunkle Himmel blau't
Ob tiefem Mittagsschweigen;
Die alte stille Kirche schaut
Hochher aus Pappelzweigen.

Sie blüht im heißen Sonnenschein
Gleich weißer Uferkreide;
Im Schallloch steht mein Töchterlein
In rosenrotem Kleide.

Es bückt ihr rosiges Gesicht
Hervor sich aus dem Schallen:
Ihr Blick ruht auf dem Zitterlicht
Der hohen Felsenmatten.

Nun an die Glocke klopft sie sacht'
Und schricht. Der dunkel-stummen,
Wie von berufener Geisternacht,
Entquillt ein tiefes Summen.

Und grollend rollt's vom Felsenrund
Zurück, als ob der große
Weißmähige Pan im Schlaf vom Mund
Ein tiefes Grollen stoße.

Wilhelm Jensen.

Nacht.

Fastlos an unbuschtem Weiher
Wandelt durch das Gras die Nacht,
Hinter ihr, ein feuchter Schleier,
Heben sich die Nebel sacht.

Weite, weite, stille Strecken
Mag sie wie im Fluge gehn.
Zwischen Feldern, zwischen Hecken
Seh ich ihren Schleier wehn.

Wälder, Gärten, Dorfgelände
Streift ihr leiser steter Gang.
Nur am Friedhof ist's, als stände
Sinnend sie sekundenlang.

Warf sie jene schwarze Rose
In des Todes still Gehege?
Thaufeucht fand die Heimatlose
Ich früh morgens dort im Weg.

Gustav Falke.

2. Corinther 8, V. 9.

Die Amtswohnung des neuen Herrn Pastor
Möbliert ein reicher alter Jungfern-Chor:
Ein, zwei, drei Möbelwagen fahren vor.

Kanteuil und Sopha, Eßtisch und Büffet,
Bratofen, Fliegen-, Eisschrank, Ehebett,
Silber- und Porrellanservice komplet.

Kompots, Konserven haufenweis beschafft,
Der Mettwurst Anmut und des Schinkens Kraft,
In Faß und Flaschen edler Rebensaft.

Besonders fehl' ein Christusangesicht
In goldnem Rahmen überm Schreibtisch nicht,
Deß dornumrankte Inschrift also spricht:

„Gedenk', daß unser Heiland Jesus Christ
Um deinetwillen arm geworden ist,
Und daß du reich durch seine Armut bist."

A. Fitger.

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten.

Die schlimmen Brüder.

Volksschauspiel in vier Akten und einem Vorspiel von **Paul Heyse.**

(Fortsetzung.)

Zehnte Scene.

(Die Bühne bleibt dunkel. Die Flamme schlägt noch einmal auf, versinkt dann. Im Vordergrunde) die drei Brüder, der Quacksalber (an seinen Karren gelehnt.)

Quacksalber.
(indeß die Brüder wie betäubt stehen).
Hab' ich's recht gemacht?
Habt über die Achsel mich angesehn,
Mein junger Freund. Dies Pröbchen meiner Macht
Wird Euch Respekt vor dem Alten lehren.

Hans.
Die Rotte zerblasen und zerstoben!

Hinz.
Lassen's wohl bleiben, zurückzukehren.

Heinz.
Traun, mein Herr Doktor, man muß Euch loben.
Ihr seid ein Meister magischer Künste
Und wir bereit zu jedem Gegendienste.

Hans.
Einstweilen nehmet unsern Dank.

Quacksalber.
Nicht Ursach. Solch ein kleiner Schwank
Ist, sollt' ich meinen, doch das Mind'ste,
Was für sein eigen Fleisch und Blut
Ein liebevoller Vater thut.

Heinz.
Ein Vater?

Quacksalber
(wirft Mütze und bunten Rock ab und steht ganz schwarz gekleidet, als Höllengeist vor ihnen).

Hans.
Alle guten Geister!

Hinz.
Was soll der Mummenschanz, Herr Hexenmeister?

Der Teufel.
Wahr' Deine Zunge, dreister Knabe!
Wenn Ihr auch meine Söhne seid,
An denen ich Wohlgefallen habe,
Treibt doch die Keckheit nicht zu weit,
Damit wir gute Freunde bleiben.

Heinz.
Ha! Dürfen wir unsern Sinnen trau'n?
Ihr wärt —

Der Teufel.
Wollt Ihr mit Augen schau'n
Wie Schächer meinen Namen schreiben?
Blickt dorthin!
(Die Aufschrift über dem Karren flammt plötzlich transparent auf. Das N in Doctor Natan verwandelt sich in ein S.)

Heinz.
Heiliger Gott! Ihr seid —

Der Teufel.
Mit einem Namen bin ich genannt,
Der keinem Erdengeschöpf bekannt.
Doch hütet fein Euch allezeit,
Mit jenem dort mich anzureden,
Der mir verhaßt. Es rufen ihn die Blöden,
Die zittern vor meinem Angesicht.
Ihr aber sollt kein Zittern kennen,
Nur, wenn der Vater mit Euch spricht,
Ihn ehrerbietig Meister nennen.

Hans.
Der Höllenfürst!

Hinz.
Meine Kniee beben.

Heinz.
Ist das ein Märchen, das wir erleben?

Der Teufel.
Ich muß Euch wohl Beweise geben,
Daß meiner Vaterschaft Ihr traut,
Von der Ihr, scheint's, nicht sehr erbaut.
So kommt, ihr Knaben, und horchet auf!
(Er hat sich an seinen Karren gelehnt, die Arme übereinandergeschlagen. Die Brüder nähern sich ihm zögernd.)
Vor langer Jahre Frist geschah's,
Daß ich auf Bergesspitze saß,
Betrachtete mir den Weltenlauf,
Und in mir kochte Gram und Grimm.
Ich sah, um meine Macht auf Erden,
Die einst so stolze, stand es schlimm
Und sollte nur noch schlimmer werden.
Wollten doch selbst die lieben Pfaffen
Hinfort Nichts haben mit mir zu schaffen,
Sagten ab meinem Geist und Werken,
Eiferten, ihre Lämmleinschar
In Bußgelübden zu bestärken,
In meinem teuren Florenz sogar,

Digitized by Google

Allwo ein Mönch sich unterstand,
Einen Scheiterhaufen anzuschüren
Von Allem, was mag die Sinne rühren.
Ward freilich selbst bernach verbrannt,
Doch hat der Qualm vom Ketzerbrande
Ein andres Mönchlein nicht geschreckt,
Das predigend durch die deutschen Lande
Mich zu befehden sich erkeckt,
Schlenderte rasend vor frommem Haß
Mir an den Kopf das Tintenfaß
Und schrie, es fürchte sich doch nicht sehr,
Und wenn die Welt voll Teufel wär'!
Da kehrten von ihren liebsten Lüsten
Die Kinder dieser Welt sich ab,
Kasteiten sich als zahme Christen,
Drob schadenfroh auf seinem Himmelsthron
Der Vater triumphierte mit dem Sohn
Und jenem Mönch den Segen gab.
Ha, knirscht' ich, soll ich dir mich beugen,
Weil dir der schlaue Plan gelang,
Dir einen schwächlichen Sohn zu zeugen,
Deß knechtischer Geist die Welt bezwang?
Vollbrachte das ein Gott, je nun
Der Teufel kann noch Bessres thun.
Ich will mir herrliche Söhne schaffen,
Begabt mit üppiger Sinnenbrunst,
Die durch verlockend mannichfalt'ge Kunst
Dem Himmel seine Beut' entraffen,
Und keiner meiner Söhn' und Erben
Soll jämmerlich am Kreuze sterben!

Heinz.
Ein schaurig höllentiefer Plan!

Hinz.
Mich überläuft's.

Hans.
O still! er redet wieder.

Der Teufel.
Rasch war's beschlossen, flugs gethan.
Ich stieg von meinem Berg hernieder
Und sah ein stolzes Mägdlein nahn.
Kannte sie wohl: ein armes Ding,
Dem Nichts über seine Freiheit ging.
Die Eltern waren ihr längst gestorben
Und sie von Alt und Jung umworben.
Doch lachte sie nur die Freier aus,
Von Herzen rein und herb und kühl
Und hoch gewachsen wie eine Tanne.
Oft sucht' ich sie heim mit Träumen schwül,
Doch nicht verfiel sie meinem Banne.
Nun wie gerufen trat sie vor mich hin.
Die sei's! Die soll mir Söhne geben,
Denn brechen will ich ihr Widerstreben,
So wahr ich der Erzverfucher bin!

Heinz.
Und — es gelang?

Der Teufel.
Seid Ihr nicht da?
Doch wie's nun weiter mit ihr geschah,
Durch welche Künste mir's gelang,
Daß ich die stolzeste der Weiberseelen
Zuletzt zu meinem Willen zwang,
Ein andermal will ich's erzählen.
Es ging nicht glatt. Genug, drei Tag' und Nacht
Hat erst die Schlange züngeln müssen,
Bis sie das Vöglein kirr gemacht.
Dann hab' ich mich hinweggerissen.
Doch als ihr schweres Stündlein kam,
Stand ich in ihren Weh'n ihr redlich bei,
Bis sonder Stöhnen und Geschrei
Drei muntrer Knäblein sie genas.
Die schaute sie an ohne Lieb' und Haß,
Dann flackert' ihr halberloschner Blick
Noch einmal auf, von jedem Trost beraubt,
Ihr blasses, todesbanges Haupt
Sank auf den harten Pfühl zurück —
Sie war verschieden.

Heinz.
Unsre Mutter! Oh! (Pause)

Der Teufel.
Sobald ihr letzter Hauch entfloh,
Nahm, noch vom Mutterleibe warm,
Die junge Brut ich in den Arm,
Trug sie durch Nacht und Wintergraus
Vor dieses Städtleins Findelhaus.
Ihr solltet den Druck der Armut spüren,
Dienstbar zu werden meinem Zweck,
Mit ungestillten Wünschen keck
Den Trieb in Eurem Blute schüren.
Mein Plan ist mir nach Wunsch gelungen,
Ich darf mit Vaterstolz Euch sehn
Als echt' und rechte Teufelsjungen.
Und jetzo gilt's, ans Werk zu gehn.

Heinz.
An's Werk?

Der Teufel.
Ich führ' Euch in die Welt.
Es herrscht unsern im Thüringer Land
Ein Fürst, dem ist ein Weib gesellt,
Ganz allem Weltlichen abgewandt,
Nur heiligem Wort und Werk ergeben.
Und wie sie selber fromm gesinnt,
Müht sich nun jeglich Landeskind
So hohem Vorbild nachzustreben.
Man hört das ganze Land entlang
Nur Psalmensang und Glockenklang,
Kein Fastnachtsspiel, kein Rundtanz mehr,
Von Bildern sind die Kirchen leer.

Digitized by Google

Umsonst bot alle List sich auf,
Vom schmalen Pfade sie wegzuführen;
Der Engel spöttisch Jubilieren
Nahm ich zum Schaden in den Kauf.
Da schwur ich mir's in heller Wut,
Ein Jahrlang woll' ich Psalmen singen,
Brächt' ich's nicht fertig kurz und gut,
Auch diese Frau zu Fall zu bringen —
Und ihr sollt meine Helfer sein!

Die Brüder.

Wir!

Der Teufel.

Junger Wölfe, die zu Drei'n,
Könnt' ihrer ein Lämmlein sich erwehren?
Die Pfaffen auf den Kanzeln lehren,
Daß alle Künste des Teufels sei'n,
Wenn andern Werks sie sich erkühnen,
Als nur der Kirche demutsvoll zu dienen.
Wohlan! bringt euren Vater neu zu Ehren,
Zeigt was ihr könnt, bethört, verführt,
Entflammt die Herzen und die Sinne,
Daß wieder meine Macht verspürt
Dies frömmelnd-zahme Wurmgeschlecht,
Und ich mein Reich zurückgewinne.
Ihr schweigt — ihr starrt — ist's euch nicht recht?
Euer Lohn soll nicht der kargste sein.
In alle Wonnen sollt ihr euch tauchen,
Und nie erfahren des Alters Pein.
Muß ich euch Mut erst in die Seelen hauchen?

Heinz.

Verzeiht — es kam so ungeahnt, so schnelle —
Ein Ungeheures brach herein —
Laßt uns nur zur Besinnung kommen!

Der Teufel.

Hier kann nicht langes Besinnen frommen.
Blickt dorthin! Wie gefällt Euch das?

Elfte Scene.

Vorige. (Aus dem Stadtthor dringt eine Schar bewaffneter junger Bürger, voran) der Sohn der Wittwe, (in ihrer Mitte) der Stadtpfarrer (mit einem hocherhobenen Kreuz). Weiber folgen. Aus der Schenke) der Wirt und die Gäste.

Der junge Bürger.

Da steht sie noch, die Brut der Hölle!
Fangt sie! Werft sie in Ketten!

Weiber.

Weh!
Der Gottseibeinns!

Stadtpfarrer.

Exorciso te!
Apage, apage, Satanas!

Der Teufel

(ist in die Mitte der Bühne getreten, hat die Brüder an sich gezogen).

Ihr feigen Schächer seid nicht wert,
Daß Unsereins mit euch verkehrt.
Doch wie ihr auch euch sperrt und wehrt,
Was ihr verdient, wird euch beschert.
Glaubt eines ehrlichen Mannes Worte:
Auf Wiedersehn an einem heißern Orte!

(Er hat die Söhne umfaßt, stampft dreimal auf den Boden, versinkt mit ihnen. Eine Flamme schlägt auf. Das Volk steht einen Augenblick entsetzt, stürzt dann aufgeregt in den Vordergrund und zeigt sich die Inschrift über dem Karren, der plötzlich zusammenbricht und verschwindet.)

(Der Vorhang fällt.)

Erster Akt.

Personen des Schauspiels.

Der Herzog.
Die Herzogin.
Der Graf.
Dr. Magnus.
Ariel (Hans).
Michael (Heinz).
Gabriel (Heinz).
Eva.
Der Hofprediger.
Hofleute, Dienerschaft, Chorknaben.

Ort: ein mitteldeutsches Herzogthum.
Zeit: die nämliche wie im Vorspiel.

Halle im herzoglichen Schloß, hinten eine offene Galerie mit dem Ausblick in eine heitere Landschaft. Rechts und links Thüren, durch Vorhänge geschlossen. Rechts ein Sessel. Hörnermusik aus der Ferne

Erste Scene.

Von rechts der Herzog, der Graf, Doktor Magnus (in grauem Bart, trägt eine Hornbrille).

Herzog

(tritt rasch herein, bleibt lauschend in der Mitte der Halle stehn).

Was klingt da herüber vom Waldesrand?
Ein muntres Stück!

Graf.

Ein fremder Musikant
Beflißt sich diesen Weg zu wählen,
Meinem gnädigsten Herrn sich zu empfehlen,
Verhofft am Hofe sich Gnad' und Gunst.

Herzog.

Er scheint ein Meister seiner Kunst.
Die Töne hauchen in unser Blut,
Verdumpft von ewigen Pfaffenchören,
Frisches Behagen und Lebensglut.
Auch unsre Herzogin soll sie hören.
Geht zu ihr, Graf, entbietet ihr,
Wir harrten ihres Geleits zur Jagd. (Graf ab nach links.)

(Die Musik hört auf.)

Zweite Scene.

Herzog. Magnus.

Herzog

(zu Magnus, indem er sich setzt).

Nun, werter Doktor, was bringt Ihr mir?
Ihr habt die Herzogin befragt,
Erwogen die Symptomen all'.
Wie urteilt Eure Wissenschaft?

Digitized by Google

Magnus.

Mein Fürst, 's ist ein besondrer Fall.
Wär' ich ein eitler Charlatan,
Einen langen Vortrag höb' ich an
Voll dunkler Sprüch' orakelhaft,
Gespickt mit trefflichem Latein,
Machte mich wichtig mit einer Kur,
Und folgte mir die Fürstin nur,
Sie sollt' in Kurzem genesen sein,
Und auf den blassen Lilienwangen
Bald wieder frische Rosen prangen.
Doch wär' ich des Vertrauns nicht wert,
Womit mein gnädigster Herr mich ehrt,
Sagt' ich nach reiflichem Erwägen
Nicht, wie ich's denke, klar und rund:
Die hohe Frau ist kerngesund.

Herzog.

Gesund?

Magnus.

Ich meine von Leibes wegen.
Doch freilich, in ihrer Seele Grund
Hat ein Gebresten sich eingenistet:
Melancholie.

Herzog.

Wenn Ihr ein Mittel wüßtet —

Magnus.

Das Übel wuchert im kranken Herzen,
Genährt von wühlenden Sehnsuchtschmerzen.
Von da zum Hirne steigt es sacht,
Und wie ein Nebel umspinnt's mit Macht
Aller Gedanken helle Gebilde,
Daß wie auf herbstlichem Gefilde
Kein Lebenstrieb sich mehr zum Lichte drängt,
Bis endlich Eine fahle Nacht
Am hellen Tage die Natur umfängt.

Herzog.

Unheilbar?

Magnus (achselzuckend).

Hm! Noch ist sie nicht so weit,
Noch leidlich klar an Geist und Sinnen.
Doch darf dies tückische Herzeleid
Keinen Zollbreit fürder Raum gewinnen.

Herzog (springt auf).

Ja, Doktor, Ihr habt Recht. Der Tod
Des Knaben, den sie nicht verwindet,
Den zu beweinen als ein Pflichtgebot,
Als einz'ge Wollust sie empfindet,
Der ist an allem Unheil schuld.
Ich hatt' ein langes Jahr Geduld,
Hofft', endlich sollte die Träner enden,
Zu Lieb' und Leben sie zurück sich wenden.
Doch bleibt sie jetzt noch fremd und kalt,
Erloschen alle Liebesgewalt,
Die einst sie jugendlich durchglühte.
Zum Himmel strebt sie mit allen Sinnen,
Als könnte sie dort nur Heil gewinnen,
Und ich in meiner Jahre Blüte,
Verwitwet leb' ich, freudeleer,
Denn zwischen den getrennten Gatten,
Als ob ich selbst sein Mörder wär',
Steht Tag und Nacht des Kindes Schatten.
Beim Kreuz! ich trag's nicht länger mehr!

Magnus.

Je nun — ich denk', Euch kann's nicht fehlen.
Ein hoher Herr wie Ihr — Gelegenheit
Lockt hie und da — Ihr hättet nur zu wählen,
Euch zu entschäd'gen für verlorne Zeit.
Denn Euer Arzt darf's nicht verhehlen:
Zu Eurer Complexion stimmt keine Fastenkost,
Und sieht die Fürstin, daß Ihr Trost
Bei minder strengen Schönen sucht,
Gebt Acht, was Ihr der Liebe nicht verdankt,
Gewährt Euch flugs die Eifersucht.
Allein die Schwermut, dran sie krankt,
Wenn ich Euch gut zum Rateu bin,
Wär' auch auf anderm Weg zu heben.

Herzog.

Ihr meint?

Magnus.

An Eurem Hof das Leben
Schleicht allzu klösterlich dahin.
Was hört denn auch die hohe Frau,
Als Predigten von frommen Leuten,
Die stets verhimmelnd nach oben deuten
Und malen die Welt ihr grau in grau?
Nun ist zwar mit dem Himmel nicht zu spaßen,
Doch auch die Erde will ihr Recht,
Und Eines thun, das Andre drum nicht lassen,
Die Weisheit sollte billigermaßen
Forterben von Geschlechte zu Geschlecht.
Drum, wär' ich Fürst, würd' ich genuln
Kraft meiner Hoheit zu verfügen,
Sechs Tage soll man widmen dem Vergnügen,
Und dann am siebenten davon ruhn.

Herzog.

Doch sie, der Nichts vergnüglich dünckt —

Magnus.

Es wär' auf Feineres nur zu sinnen,
Daran sie möchte Geschmack gewinnen,
Bis endlich dieser Trübsinn weicht.
Drei junge Gesellen traf ich an
Auf meiner jüngsten Wanderfahrt,
Begabt mit künsten mancher Art,
Die sollten Erlaubniß nur empfahn,
Um Eure Hoheit sich verdient zu machen,
Bald würd' hier unter Eurem Schutz
Beschränktem Priesterwahn zum Trutz
In Hof und Land ein Frendenleng erwachen.
Wär'n überglücklich die drei Gesellen,
Meinem gnädigsten Herrn sich vorzustellen.

Digitized by Google

Herzog.
Ha recht! Hat nicht der Eine eben jetzt
Uns mit der Jagdmusik ergötzt?
Führt sie mir her!
(Graf von links, während Magnus sich durch die Galerie entfernt.)

Herzog.
Nun?

Graf.
Die Frau Herzogin
Betet noch in der Grabkapellen.
Verboten sei's, sie dort zu stören,
So ließ ihr Hoffräulein mich hören.
Doch meines gnädigen Herrn Befehl
Wird flugs ihr kundgethan.

Herzog (unmutig).
's ist gut.

Dritte Szene.

Vorige. Magnus (führt die drei Brüder herein).

Herzog.
Dies also ist die junge Künstlerbrut?
Wer ist von euch der Musikant?

Hans (tritt vor).
Herr Herzog —

Herzog.
Wie bist du genannt?

Magnus (rasch einfallend).
Mein gnäd'ger Herr, er nennt sich Ariel.

Herzog.
Wirst du auch ferner tüchtig dich erweisen,
Versichern wir dich unsrer Huld.
Wir lieben frische Töne und Weisen,
Nicht ein Gesäusel, das in Schlummer lullt.
Deß sei gedenk. — Und Dieser hier?

Magnus.
Sein Nam'
Ist Michael.

Heinz (tritt vor).
Gnädigster Herr, mit Zagen
Tret' ich vor Euch. Was ich hier mit mir nahm,
Meine Künstlerschaft Euch zu erproben,
Ihr finder's wohl nicht sonderlich zu loben.
Doch ich verhoff', in künft'gen Tagen —
(Er hat ein kleines weibliches Figürchen, das er in ein Tuch gehüllt im Arm getragen, entpüllt und zeigt es vor.)

Herzog (nimmt es in die Hände).
Bei meinem Eid! ein Meisterstück!
Wie sanft sie hingegossen liegt,
Mit schmachtend halberschlossnem Blick
In weiche Kissen eingeschmiegt,
Voll strotzend süßer Jugendkraft!
Die runde Brust scheint atmend sich zu heben,
Einer andern Brust entgegenzubeben —
Was sagt Ihr, Graf?

Graf.
Entzückend! Meisterhaft!
Die Schultern, Hüften, das schlanke Knie —

Herzog (steht auf).
Das Werk ist mein, wär's um den höchsten Preis.
Nur thu mir kund, ob dies Gebild
Entsprungen einzig glüh'nder Phantasie,
Ob dir ein lebend Weib enthüllt
Den Himmelsreiz der schönsten Glieder.

Heinz.
Mein Fürst, auch was die Augen schauen,
Giebt unvollkommen unsre Hand nur wieder.
Wir bleiben tastende Stümper nur,
Wie dürften wir der Phantasie vertrauen,
Die von der göttlichen Vollnatur
So tief beschämt wird!

Herzog.
Also lebt dies Weib? —
Genug! Ich will nicht in dich dringen,
Willst du den Schatz im Dunkeln wahren.
(giebt ihm das Figürchen zurück.)
Und was hat dort der Dritte mir zu bringen
An edler Kunst und Zeitvertreib?

Magnus.
Herr, es ist Gabriel, der Poet,
In Fastnachtsspielen wohl erfahren,
In zierlichen Schwänken und Geschichten.
Ein Pröbchen gern zu Diensten steht.

Herzog.
Wohlan! Zeig, was du kannst im Dichten,
Doch nicht zu lang. Wir sind zur Jagd bereit,
Und harren nur der Herzogin.
So kürz' indessen uns die Zeit.

Heinz.
Durchlaucht'ger Herr, wollt Ihr geruhn,
Mit einem Schwank vorlieb zu nehmen —

Herzog.
Wir lachen gern. Schon allzu lange nun
Mußten wir uns zum Ernst bequemen.
Fang' an. (setzt sich wieder.)

Heinz.
Die Mähr vom alten Mann,
Der seinem Weib den Meister zeigen wollen,
Doch seinen Meister an ihr gewann.

Graf.
Haha! Der Titel schon zeigt an,
Daß wir ein fein Histörchen hören sollen.

Heinz.
In Mailand lebte vor langer Zeit
Ein Graukopf, der von Lieb' entbrannt
Ein schönes junges Weib gefreit,
Die, schon in ihren Mädchentagen
Um ihren üppigen Mut bekannt,
Fand an dem Ehherrn schlecht Behagen,

Digitized by Google

Und da als holder Herzgespiel
Ein Lautenist ihr baß gefiel,
Beschloß sie in einer Maiennacht,
Die freudlos einsam sie durchwacht —

Vierte Scene.

Vorige. (Von links) die Herzogin und ein Hoffräulein.

Herzog (steht auf).

Die Herzogin!

Herzogin.

Vielteurer Herr verzeiht.
Erst eben ward mir ausgerichtet —

Herzog.

Ihr kommt noch just zu rechter Zeit,
Um einen Schwank mitanzuhören,
Den dieser fahrende Poet gedichtet.

Herzogin.

So kam ich wohl zu früh. Ich will nicht stören.
Ihr wißt, nach Schwänken steht mir nicht der Sinn.

Herzog (stirnrunzelnd).

Es brächt' Euch wahrlich mehr Gewinn,
Lerntet Ihr wieder ein herzlich Lachen,
Statt immer das Gramgesicht zu machen.
Ich wünsche, daß Ihr bleibt. (zu Heinz)
Wohlan,
Beginne neu!

Heinz

(der beim Eintritt der Herzogin in Verwirrung geraten, in ihren Anblick verloren gestanden hat).

Mein Fürst, nur aus Versehen
Begann ich, was ich schwerlich enden kann.
Gewiß, ich würde stecken bleiben —
Auch ist es lang.

Herzog.

So geh, es aufzuschreiben.
Du sollst hinfort in meinem Dienste stehen,
Ihr alle Drei. Euer gnäd'ger Herzog bin ich.
(Die drei Brüder verneigen sich tief.)
Kommt, Herzogin!

Herzogin.

Wohin?

Herzog.

Zur Jagd.
Ward es Euch nicht schon angesagt?

Herzogin.

O mein Gemahl, ich bitt' Euch inniq,
Erlaßt es mir!

Herzog (heftig).

Das Trauerjahr ist um,
Doch Ihr bleibt immer starr und stumm
Und scheucht in Eurem dunklen Kleid
Mir alle Lust und Fröhlichkeit.
Ich hofft', es sollte nun anders werden!

Herzogin.

Ich will in Worten und Geberden
Versuchen meinen Gram zu zwingen,
Auch wieder in lichtem Kleide gehn,
Und weil ich wünsch' Euch froh zu sehn,
Wird auch vielleicht zu lächeln mir gelingen.
Wohl kenn' ich des Gehorsams Pflicht.
Doch nur das Eine begehret nicht,
Daß ich, die der gewalt'ge Tod
Grausam des liebsten Glücks beraubt,
Soll schauen, wie in Sterbensnoth
Ein armes Reh zur Erde senkt sein Haupt.
Ich würde glauben in Schmerz und Grauen
Einen andern brechenden Blick zu schauen!
(bedeckt sich die Augen.)

Herzog.

(will auffahren, Magnus tritt zu ihm, raunt ihm ein Wort ins Ohr).
Sei's drum! Für heut verzichten wir.
Doch nehmt der wackren Künstler hier
Euch freundlich an. Ihr könnt von ihren Gaben
Wohl hin und wieder kurzweil haben.
Ihr liebt Musik. So neigt denn Euer Ohr
Dem Spielmann, den ich mir erkor.
Gehabt Euch wohl!
(Er nickt ihr zu, die sich zu fassen sucht, geht durch die Galerie ab, der Graf und Magnus folgen ihm.)

(Fortsetzung folgt.)

Das hohe Epigrammenlied auf Herrn Schlocks rote Nase.

Von Friedrich Theodor Vischer. (Ungedruckter Nachlaß).

(Fortsetzung.)

XIX.

Grün sieht man wie Smaragd sein Antlitz heut erscheinen:
Was mag wohl die Natur mit diesem Spiele meinen?
Nun, wenn er hoch gestimmt, so leuchtet seine Nase
In ihrem reinen Rot mit stärkerer Emphase.
Die Farbentheorie wird dir den Nachweis bringen:
Zu Rot fehlt Blau und Gelb, die sich in Grün durchdringen,
Das Auge selber muß, was fehlet, sich ergänzen;
Drum neben vollem Rot muß volles Grün erglänzen.

XX.

Wenn man nach altem Brauch loskhöße die Kanonen
Gut würde sich bei dir der Lunteneifer! verlohnen.
Wird Feuer kommandiert, du würdest schnell dich bücken,
Aufs Zündloch momentan die Nasenspitze drücken.
Ihr macht des Pulvers Brand wohl keinerlei Beschwerden,
Denn heißer kann sie ja und röter nicht mehr werden.
Es hätt' dich vielleicht — nun, Kanonier, so rieche!
Es dient für Schnupftabak, für eine gute Prise.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

„Die Steinbockdose“.

Eine Bergmythe von Hermann Lingg.

(Schluß.)

„Merkt,“ unterbrach sich der Erzähler,
„Ich sag's mit seinem eignen Worte.
Er sah nicht seinen wahren Quäler,
Den Wahn, der schon an jedem Orte
Ihm ausschloß von des Friedens Pforte.
Er konnte doch sein Wort nicht brechen?
Und welche List er auch erfand,
Um zu vereiteln sein Versprechen,
Der Zufall schlug ihm aus der Hand
Sein Spiel, wenn noch so gut es stand.
Und endlich kam er zum Entschluß;
Er wolle selbst mit einem Schuß
Den Tod dem edlen Tiere geben:
„So schwer mir's werden mag, ich muß.“
Doch als es dazu kam, ein Beben
Ergriff ihn, als den Arm er eben
Zum Zielen hob — und o der Schmach,
Indessen ihm die Kraft gebrach —
Trof jener glücklich. — Als hernach
Mein Freund anstatt der Siegsfanfaren
Die Trauerklänge damals blies,
Hat keiner als nur ich erfahren
Wie sehr ihn Heil und Trost verließ.
Er flüsterte mir zu: „Wir wähnen,
Daß nur der Mensch es sei, der weine,
Des Tieres Aug' hab' keine Thränen,
Doch dies vergoß im Sterben eine. —
Wer sie erpreßt hat, o der flieht
Dahin, wo niemand mehr ihn sieht.“ —
Er hielt sein Wort und ging nun Wege,
Wie Ihr gehört habt, ohne Pflege
Und ohne Schutz, und wurde schier
Bei diesem Leben selbst zum Tier,
Er soll sogar des Schrei des Raben
Und seinen Ruf verstanden haben.
Ich sah ihn lang nicht mehr, und dann
Als ich ihn wiederfand, entsetzte
Sein Anblick mich, wie war der Mann
Entstellt! Sein Glück, das halb zerfetzte,
Verschossene Kleid, die Jochspelunke,
In der er saß schon früh beim Trunke
Und laut mich anrief: „He, Ihr Diener,
Herr Pfarrer, kommt's Euch!“ und er hob
Sein Glas mit rotem Veltliner;
„Der Herrenschuß verdient doch Lob
Von Eurem Mund, nicht wahr? Doch die,
Die Kugel, die den Steinbock traf,
Die traf auch mich, ich weiß nicht wie —
Ihr's Herr; denn seitdem ist mein Schlaf
Nun wieder traurig, dumpf und öde.
Wie war es feig von mir, wie blöde,
Daß ich den Schuß dem Narren ließ!
Jetzt ist es aus. — Fluch ihm!“ Er stieß
Das Weinglas von sich weg und sank
Hierauf in dumpf unheimlich Brüten.
Dann sprang er plötzlich auf und trank,
Und schrie hinaus in blindem Wüthen:
„O Fluch ihm, der es mir getötet,
Ich könnt' ihn morden, und erst dann,
Wenn dort den Stein sein Blut getötet,
Schien' ich mir wieder selbst ein Mann!“ —
„Vergeb' Dir Gott, Du frevelhafter,
Teufel'ger Mensch,“ rief ich ihm zu,
„Kein See, und mäß er tausend Klafter,
Ist nah der Hölle so, wie Du!“
Da sah ich ihn die Fäuste ballen,
Aus seinen Augen blühte Wuth,
Als hätt' er Lust, mich anzufallen,
Doch unerschrocken blieb mein Mut;
Ich wollt' ihn eben wieder mahnen,
Von seinem Wahn sich zu befrei'n
Und wieder Mensch und Christ zu sein,
Da trat, wohl ohne mich zu ahnen,
Der ihm Verhaßte plötzlich ein.
Es war ein Lächeln, fast ein Grinsen,
Womit er näher trat und sprach:
„Ihr gabt mir richtig meine Zinsen,
Ich talle niemals etwas nach,
Doch dafür will ich Euch beschenken;
Die Dose da aus Steinbockhorn —
Die widm' ich Euch als Angedenken
An Euren Freund — nur keinen Zorn!
Er war Euch teuer, wie es heißt —
Und seit er tot ist, habt Ihr Trauer!
Es war gewiß ein feiner Geist
In diesem Tier, ein feiner, schlauer,
Da Ihr es nie getroffen habt
Und ihm so lange Fristen gabt.“
Mit Spötteln wär's so fortgegangen
Noch lang'; da riß ihm aus der Hand
Der Jäger, der ihn wohl verstand,
Die Dose mit den Silberspangen
Und schlug, indem er schrie: „Das dank'
Dem Teufel!“ — ihm sie an die Schläfe,
Daß der, als ob ein Blitz ihn träfe,
Sogleich wie tot zu Boden sank. —
Es schien, als hab' er ausgehaucht,
Und in der Brust des Andern war
Auch schon der blut'ge Zorn verraucht, —
Verzweifelnd fuhr er sich ins Haar,
Und stürzte fort. Was dann geschehen,
Wer weiß es? Doch er lebe noch,

Digitized by Google

Heißt's im Gebirg, er ward gesehen
Bald wie er über Steine kroch,
Bald wie er schritt in Sturmeswehen.
Man sah ihn braun- und abgemagert
Mit langem Haar, gehüllt in Felle
Am Abgrund schlafend hingelagert,
Auch wäscht er wieder an der Quelle
Verletzten Tieren ihre Wunden,
Wie man ihn früher schon gefunden.
Er holt der Abgestürzten Leichen
Und schaart sie ein, das ist schon lang
Sein selbst gewähltes Amt, zum Zeichen
Erklönt ein dumpfer Grabgesang,
Auch bringt er in die Thäler nieder
Verlorenes von der Heerde wieder. —
Jetzt wißt Ihr Alles," schloß der Greis,
Hob sich zum Gehn, und sagte leis:
„Wer etwas Gutes leisten will
Für Jenes Seelenheil, der bete."
Und wieder ward es todesstill,
Man hörte, wie es draußen wehte,
Und laut sich an den Felsen brach.
Da stand nun von den Freunden einer
Die Arme kreuzend auf und sprach:
„Gefühllos unter uns ist keiner —
Uns Allen geht es schmerzlich nach,
Was dieser Mann erlitt, verbrach —
Doch bangt uns nicht für seine Seele,
Daß ihr die Gnade Gottes fehle;
Es strahlt uns Erdgeschöpfen allen
Das gleiche Licht, wir sind verfallen
Auch Alle gleicher Erdennot
Und Alle gleich dem bleichen Tod. —
Auch in die Tierwelt ist gegeben
Ein Seelenleben; wer es kennt,
Der weiß wohl, daß von ihrem Leben
Uns doch nur eine Stufe trennt;
Daß höh're dieser folgen müssen,
Das folgt aus nicht zu kühnen Schlüssen.
Blickt auf zum ew'gen Firmament!"
Er schwieg und trat zur Fensterschwelle
Und öffnete, der Sturm blies noch;
Doch leuchtend in des Mondes Helle
Erblickte man das Gletscherjoch,
Deß Spitze ragend, klar erglänzte
Gedanken gleich ins Unbegränzte. —

Es hatte, wie's oft geht Propheten,
Die Dose fallch geprophezeit,
Denn als es Morgen ward, da wehten
Die Lüfte voller Lieblichkeit,
Voll Milde wie zur Frühlingszeit.
Die Sonne, Licht und Wärme spendend,
Stieg rein ins wolkenlose Blau,
Die Gletscher blitzten hell und blendend,
Auf allen Matten glänzte Thau.
Die Bergbesteiger aber klommen
Nach eines weitern Tages Rast
Mit Mut empor und hatten fast
Die halbe Höhe schon genommen.
Da lief ein Mann heran in Hast
Und bat sie, rasch mit ihm zu kommen.
Ein Führer war's, von Stirn und Wangen
Kann ihm das Blut und von der Hand.
Er wies nach einer Felsenwand:
„Gis dorthin," sprach er, „ist's gegangen,
Dann ließ er aus, der arme Mann,
Er wankte plötzlich, stürzte dann
Und kam ins Rollen, kommt! denn wißt,
Ich bin allein und Einer kann
Ihn nicht mehr retten, heißt, es ist
Noch möglich, ihn herauf zu bringen:
Er ist am Leben noch vielleicht
Und wenn ein Seil hinunterreicht,
So kann das Rettungswerk gelingen."
Sie sprangen auf: „Ja, laßt uns eilen,
Wir sind ja auch versehn mit Seilen,
Mit gutem Wein und Notverband,
Es hatte jeder tapfer Stand.
Da steht, was gestern wir besprachen,
Ist heut schon eine Wirklichkeit,
Nur zu! führ' uns, wir sind bereit!" –
Und ungesäumt ward aufgebrochen.
In Schweigen schritten sie dahin;
Das Bild des Jägers ward in Allen
Aufs neue wach, und Allen schien,
Man sähe nebenher ihn wallen
Auch war's, als ob man unten singe. —
Auf einmal blieb der Führer stehn,
Wand um den Leib sich eine Schlinge
Und hieß sie nach der Tiefe sehn.
Dann bat er, ihn hinabzulassen —
Sie thatens und dann folgten bang
Mit ihrem Blick sie atemlos
Bemüht, am Seil recht fest zu fassen
Den kühnen Mann; es währte lang
Bis sie durch's Brausen und Getos
Von Wasserstürzen ihn vernahmen.
„Kommt," rief er, „steigt herab zu Zwei'n,
Kommt rasch, ich kann es nicht allein."
Sie riefen: „ja, in Gottesnamen,
Wir thun's." — Und so geschah's, sie kamen
Sogleich zu Hilfe seiner Not;
Es langten Zwei, gefaßt von oben,
Von spitzen Felsen zwar bedroht
Und fallendem Geröll umtoben,
Doch glücklich auf den Grund. Es war
Wohl eine von den stärksten Proben,
Die jemals gegen Berggefahr
Ein mutbeseelter Geist bestanden,
Der sich des Kühnsten unterfangt.
Was aber, als sie angelangt,
Was war es, was sie vor sich fanden?
Sie sahn auf schmaler Felsenplatte,
Wo kaum ein Mann nach kecktem Sprung
Noch Raum, um Fuß zu fassen, hatte,
Den Führer voll Verwunderung;
Denn neben ihm hielt schon ein Andrer
Den abgestürzten Mann umfaßt —
Ein sonderbarer, halb ein Wandrer,
Ein Berggeist halb, dem Menschenlast
Nur Spielzeug schien, von Gliederbau,

Digitized by Google

Wie aus den Felsen selbst gehauen,
Mit Adleraugen, hartig, grau,
Mit grauen dichten Augenbrauen.
Er sah auf den in seinen Armen,
Den Abgestürzten, starr herab
Mit Freude, Schrecken und Erbarmen,
Was ihm solch eignes Ausseh'n gab,
Daß kaum ihn sich zu deuten wußten
Die Retter, bis beim nächsten Blick
Erstaunend sie sich sagen mußten,
Es sei derselbe, deß Geschick
Sie gestern nachts so tief gerührt;
Sie ahnten aber nicht, daß der
An dem er schwere That vollführt,
Ihm hier im Arme lag: „Seht her!"
Begann er jetzt, „es endet selten
So gut. Was wollte dieser Thor?
Für einen Bergbewält'ger gelten,
Deßwegen stieg er frech empor.
In schwach, des Schwindels Truggewalten
Auf dieser Höhe standzuhalten.
So fiel er; kennt ihr ihn, ich kenne
Ihn wohl, den Zinsherrn aus der Stadt,
Dem einst, wie schaudernd ich bekenne,
Mein fester Schlag gegolten hat.
Ich wähnt', ich hätt' ihn dort erschlagen;
O schwere Nacht! Nun seh' ich's tagen,
Denn endlich ward die Reue satt.
Gelöst nicht, Ihr seid mir Zeugen,
Gerettet hab' ich ihn, da seht,
Er lebt. Ich lernte nie mich beugen.
Auch nicht vor Gott, nicht im Gebet,
Vor diesem jedoch beug ich mich heute,
Vor diesem meinen Erzfeind, ich
Der einen Mahnmord schwer bereute,
Beug jetzt vor diesem Thoren mich,
Ich knie hier, ihn aufzuheben,
Nehm' wie ein Wild ihn aufs Genick.
Knüpft uns zwei Sünder an den Strick,
Bringt uns anstatt zum Tod, zum Leben.
So fest umschlungen, wie ich ihn
Jetzt halte, so sollt Ihr uns beide
Hinauf zur alten Erde ziehn.
Zu Menschen mich aus schwerem Leide,
Und ihn zu besser Lebensart.
Und weil wir uns denn so versöhnten
Auf dieser neuen Himmelfahrt,
Stimmt an ein Lied in Jubeltönen! —
Ich der ihm tösen einst gewollt,
Bring' ihn aus Todesnacht zur Sonne,
Und zu des Lebens Lust und Wonne."

Bei diesen Worten aber schlug
Die Augen auf der Halbentseelte,
Begrüßt von Allen froh genug.
Er sah es nicht, daß der ihn trug
Der Waidmann war, der' wenig klug,
Den Steinbock damals schmählich fehlte,
Und dafür ihn beinah erschlug:
Doch ging jetzt fein und Aller Sinnen
Nach einem Ziel und, rasch und bald,
Noch eh' die Sonne sank zum Wald,
Die Höhe wieder zu gewinnen.
Die Arbeit war nicht klein, für Jene,
Die oben standen, nicht geringer
Als für die unten, jede Sehne
War angespannt, es schwollen Finger
Und Arme blutrot auf, Gesicht
Und Nacken glühten schweißbedeckt,
So leicht wars, Krahn zu sein, da nicht.
Es hielten, die in den Lüften schwebten,
Und mit dem Fuß das Seil umrankten,
Den Bergstock haltend vorgestreckt,
Sie wehrten von sich Felsenzacken,
Und ihren schroffen Überhang,
Bis endlich ihren Müh'n gelang,
Am letzten Vorsprung einzuhacken,
Worauf dann jeder, festgekrallt
In niedres Holz, in Zwerggesträuche
Und alter Wurzeln Gnomenbäuche,
Hinan sich hob zum sichern Halt;
Doch sollte das Emporsich'n nur
Nach vielfach wiederholtem Ringen
Und mit der Nachhut spät gelingen.
Doch kaum war, wie am End' der Schnur
Ein Fisch kommt zappelnd aus den Wogen,
Der letzte Mann heraufgezogen,
Da warfen alle sich sogleich
Zu Boden nieder, todmüd, bleich,
Schwerathmend, noch von Schauern trunken
Und wortlos — schon war Dämmerung
Aufs Thal und um die Höh'n gesunken —
Noch flog vorbei mit jähem Sprung
Ein spätes Wild — dann ward es Nacht
Und dunkel rings, mit einemmale
Erglimmen wie vom Feuerstrahle
Die höchsten Gipfel, oder bricht
Nochmals herauf das Abendlicht?
Wie's flammt! Als hätt' ein Geisterheer
Sein Sonnwendfeuer angeschürt,
Und hätte vom Polareismeer
Das Nordlicht mit herabgeführt.
Jetzt wird es goldhell, tiefes Blau
Und jetzt erblaßt's in fahles Grau
Und während auf dem dunklen Grunde
Die letzten Farben matt versprühn,
Geht andachtsvoll von Mund zu Munde
Ein einzig Wort: „Das Alpenglühn!".

Aufsteh'n und seh'n, gleich Riesenschatten
Die Retter jetzt voll Herzensgüte
Auf die, die sie gerettet hatten,
Und schwingen jauchzend ihre Hüte.
Dann sachen mit Gestrüpp und Spahn
Auch sie ein lodernd Feuer an.

Digitized by Google

Börne und die Frauen.

Von Karl Emil Franzos.

Vor mir liegt ein vergilbtes Blättchen, mit kleinen, kritzeligen Zeichen, „unökonomisch“ beschrieben — nur ein Liebesgedicht, zudem kein schönes. Und dennoch gehört es zu jenen Funden, deren sich jeder intime Freund der Litteratur freuen darf. Denn es ist das einzige Gedicht, welches Ludwig Börne geschrieben und giebt den Beweis, daß das bisherige Urteil über ihn in einer der wichtigsten Beziehungen, welche uns an dem Menschen und Schriftsteller bekümmern müssen, kein vollkommen richtiges war.

Börne als Mensch und nun gar Börne als Liebender — das ist ein seltsames Kapitel, das keine reine Freude machen kann, und wer es unbehutsam anfaßt, kann leicht sich und Andern das Bild eines Charakters trüben, der ja ohne Frage in seltenstem Maße achtungswürdig war. Aber ob auch liebenswürdig? Es wird auf die Bedeutung ankommen, die man dem viel mißbrauchten Wort geben will; liebenswert ist dieser gute Mensch mit dem stählernen Mut und dem edlen Gemüt immer gewesen und in keinem Abschnitt seines Lebens — die Kinderzeit abgerechnet — hat es ihm darum an der Liebe Anderer ganz gefehlt, aber im Verkehr unbefangen, behaglich und ergnicklich — nein, das war Börne nicht. Wen auch, der sein Leben kennt, möchte dies wundern?! Einsam und ohne Liebe wächst der kränkliche Knabe in der dämmrigen Judengasse auf — was Alles wird uns sonst von den Müttern bedeutender Menschen überliefert, welcher Schatz von Licht und Liebe und edelstem, selbstlosestem Menschentum thut sich da vor uns auf; in neun von zehn Fällen ist's nicht der Vater, ist's die Mutter, der wir für die Herrlichkeit des Sohnes zu danken haben — und hier?! Man braucht nicht erst daran zu denken, wie dreißig Jahre vorher eine andere Frankfurter Mutter gegen ihren lieben Wolf gewesen, um über diese Kindheit fast ein Grauen zu empfinden. Daß die schöne blasse Julie, die Tochter des reichen Gumpertz, welche fünf Jahre vor dieses Sohnes Geburt das Weib des klugen, gewandten Jakob Baruch geworden, beschränkt und kränklich war, ist ihr ja so wenig als Schuld, wie ihre Schönheit als Verdienst anzurechnen, aber — sie kümmerte sich um ihre Kinder nicht, am wenigsten um den kleinen Juda Löw und lebte nur der Pflege ihrer kränklichen Schönheit und dem Putz; daß sogar ihr Straßenkleid von Atlas und pelzverbrämt gewesen, ist der einzige Charakterzug, der ihren Zeitgenossen an ihr aufgefallen zu sein scheint. Der Sohn aber gedenkt ihrer nicht, er, der sogar von seiner Amme erzählt: „O, hätte ich sechs Fuß, dann wäre ich ein anderer Kerl! Aber meine Sorle! Ach, es ist zum Weinen Sorle war meine Amme, ein kleines schwarzes Wesen mit feurigen Augen, ganz Nerv, ohne Fleisch und Knochen. Woher Fleisch und Knochen?! Das ganze Jahr nichts Kräftiges zu essen, und die ganze Woche mit mir eingesperrt in der Judengasse und am Sonntag nicht weiter als auf die Zeil.“ Auf die Sorle folgt die alte Elle, die Wirtschafterin, die auch die Kinder erzieht; sie haßt den kränklichen Knaben, weil er ebenso häßlich ist, wie seine Brüder hübsch und was je ein Kind an Ungerechtigkeit und Härte erfahren mag, kommt über ihn. Wohin vor der knochigen Faust der Verfolgerin flüchten?! Zur Mutter?! Sie will nicht gestört sein. Zum Vater?! Der angesehene „Handelsjude in Wechselgeschäften“, der auch viele Ehrenstellen in der Gemeinde bekleidet, ist selten genug daheim, und ist er's, so verlangt dieser „Mann des Korrekten“ Ruhe, Gehorsam und respektvolles Fernhalten. In solcher Umgebung wird man nicht liebenswürdig, sondern mißtrauisch und eifersüchtig, verschlossen und wehleidig. Das Kind ist des Mannes Vater: Börne ist geblieben, wie er geworden. Nur ein Gottes lieb diese Umgebung rascher in ihm emporkeimen, als wenn er ein glückliches, behütetes Kind gewesen wäre: seinen Witz. Er gebrauchte ihn als Waffe gegen seine Quälerin und die Brüder; das früheste Wort, das uns von ihm überliefert wird, ist seine Antwort auf Elle's Reisen, er werde zur Hölle fahren: „Nein! drüben werde ich Dir nicht mehr zu begegnen brauchen!“ Wahrlich, so spricht kein fröhlicher Kindermund . . . Dann ein regelloser Unterricht in allen möglichen Fächern und noch einigen dazu und mit vierzehn Jahren hinaus in die Fremde.

Das wird ihm zum Heil, nicht blos dem künftigen Schriftsteller, der im Institut von Hezel, dann Crome zu Gießen zuerst an Gründlichkeit und regelrechtes Studieren gewöhnt wird, sondern auch dem Menschen; er wird gerecht behandelt, nicht strenger, wie er's verdient; er lernt an Wohlwollen glauben. Unbefangen freilich kann er sich kaum mehr geben; er belauert sich und Andere; läge uns sein Tagebuch aus jener Zeit vor, es könnte uns sein Wesen nicht klarer erhellen, als die gelegentliche Notiz in einem Briefe: er habe damals den Entwurf zu einer Schrift: „Über die Kunst zu schmeicheln“ verfaßt. „Ich hatte das Buch niemandem weiter als Hezels Tochter zu lesen gegeben, und ich hatte das Unglück, mir dadurch auf eine lange Zeit ihre Gunst zu entziehen. Sie können sich leicht denken, wie das zuging. Um sie wieder zu versöhnen, machte ich einen Anhang zu meinem Buche, worin ich

Digitized by Google

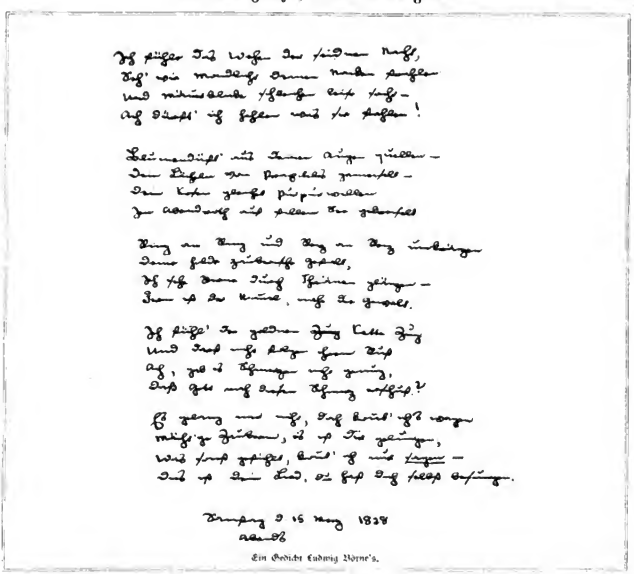
sagte, daß bei manchen Menschen Schmeichelei, auch die allerfeinste, nichts helfe. Dies erwarb mir wieder, was ich verloren hatte." Ja wohl, wir können uns nicht bloß „leicht denken, wie das zuging", sondern auch ebenso leicht, wie es im Gemüte des fünfzehnjährigen Witzlings und Menschenkenners aussah!

Und dennoch war es im Kern ein weiches, gutes, liebevolles und liebebedürftiges Gemüt. Wen würde es nicht rühren, wenn er auf dem ersten Blatte des Tagebuchs, welches der Sechszehnjährige 1802 zu Berlin im Hause des Professor Mareus Herz beginnt, das Gebet liest: „O, nur Menschen, guter Gott, nur gute Menschen, die mich lieben, die ich lieben kann! Es ist eine Leere in meinem Herzen, ein Verlangen in meiner Brust; soll denn nie diese Lücke ausgefüllt, dieses Sehnen nie gestillt werden? Nur eine Seele, nur ein Herz, dem ich ergeben bin, und weiter nichts." Freilich, daß ihn eine solche Seele minder beglücken würde, wenn sie in einem Mannes-körper steckte, werden wir uns dabei nicht verhehlen; er ist in die Jahre getreten, da die Jünglingsseele nach allen himmlischen Idealen schmachtet und nicht zur Ruhe kommen kann, bis sie ein irdisches mit hoher Freiur findet. Und hier war's nahe genug, die Dame des Hauses, Henriette Herz, eine der schönsten, kältesten und zugleich sentimentalsten Frauen, die je gelebt. Und daß sie um 22 Jahre älter, als er, war's für den reifenden Knaben nicht ein Grund mehr, sie zu lieben?! Diese Liebe sollte das weitaus schönste und doch schmerzvollste, das leidenschaftlichste und bewegteste Erlebnis werden, welches je über sein Gemüt gekommen, zugleich jenes, in welchem dies Gemüt selbst am schönsten erscheint und die Geschichte dieser Leidenschaft wäre auch dann herzergreifend und die Nerven anspannend, wenn sie ein Jüngling durchlebt hätte, der später als Mann nichts Rühmliches geleistet. Freilich ist es „nur" eine Jugendliebe, deren Hauch uns da entgegenschlägt, die törichte, hoffnungslose Leidenschaft eines Jünglings für eine überreife Frau, aber welche Himmel und welche Höllen sehen wir die junge Seele durchirren, hoffnungstrunken bis zum Wahnsinn und dann wieder verzweifelt bis zum Selbstmord! Große Dichter haben ähnliche Erlebnisse in Kunstwerken geschildert; ich kenne keine Darstellung, die plastischer, menschlich ergreifender wäre, als sie die dithyrambisch dahinwogenden, dann wieder in Naturlauten stammelnden Briefe und Tagebücher Börnes bieten — und hier tritt die Gewalt des Wahren, des Erlebten hinzu, jene Gewalt, für welche die Kunst des Dichters durch andere Zauber entschädigen, die sie jedoch nie ganz ersetzen kann. Man hat von einer „Wertherliade" gesprochen, von der Sentimentalität der Zeit, die sich darin spiegle. Nicht ganz mit Unrecht. Aber der Kern ist ein ewiger: die typische Geschichte, die sich immer wieder begeben wird, nur daß nicht Jeder, der sie in sein Tagebuch schreibt, ein Börne ist.

Typisch auch im Werden und Wachsen. Jenem Gebet um „eine Seele" folgt sehr bald der naive Wunsch: „Ich wollte mich sehr freuen, wenn ich Madam Herz recht lieb bekommen könnte!" Der arme Junge, wie rasch gelingt ihm dies! „9. November. Welche Augen! Welch' ein holdes Lächeln! Welche Fremdlichkeit umfließt diesen Mund! Ich habe keine Worte! Wer die Sprache erfand, hatte kein Gefühl für Schönheit! Ich will Alles thun, was ihr gefallen muß: Alles, was gut und schön ist!" Daran reiht sich das Geldbnis, den Verlockungen der großen Stadt zu widerstehen: „Werde ich mich nicht sehr bald zum Bösen verleiten lassen? Nein, Madam Herz, nein!" Nur vier Tage später vernehmen wir schon eine andere Tonart. Freilich, wie viel Kindliches ist noch in diesem aufdämmernden Gefühl! „Da ging sie weg! Ihre freundliche Sorgfalt wegen meinem Butterbrod entzückt mich. Ich fühle mich so unwiderstehlich angezogen. Herrliches Brod hat man hier, das muß ich gestehen. Und aus solchen Händen. Wahre Götterspeise." Nach vierzehn Tagen verschärft sich der Ton in beiden Nuancen, nun stehen verliebte Gluth und kindisches Wesen hart nebeneinander. „Wer kann aufmerksam sein, wenn man ihr so nahe ist, so nahe ihren schwarzen Augen! Ich wollte, Madam Herz wäre meine Mutter, oder ich könnte meine Mutter so lieben, wie sie. . . Ich kann mir's nicht leugnen, daß ich froh bin, wenn Herz nicht bei Tische ist. Und ich kann mich acht Tage vorher freuen, wenn ich weiß, daß ich mit Madame Herz ganz allein essen werde." Am 15. Dezember steht der einzige kurze Satz verzeichnet: „Ich fühle es, daß ich glühe, und mein ganzes Wesen hat sich verändert." Und am 30. Dezember schreibt er endlich das offene, bewußte Geständnis nieder: „Ich sagte, Madame Weil (in Frankfurt) hat mich sehr lieb gehabt, und als sie (Henriette) mich fragte, ob sie denn auch diese Ähnlichkeit mit ihr habe — allmächtiger Gott! was ich da fühlte, was da in mir vorging, vermag ich nicht mit Worten zu sagen. Ich habe ihr geantwortet, ich kann mich aber nicht besinnen, was. Ich zitterte leise; eine laue Wehmut ergriff mein klopfendes Herz; ein schmerzhaftes, namenloses Gefühl beherrschte mein Innerstes — — Der Vorhang ist weggezogen und mit Flammenzügen steht's gräßlich vor meinen Augen: Du liebst sie, und diese Liebe wird Dich unaussprechlich elend machen — — — Morgen schenke ich ihr Blumen und schreibe ihr Alles, was ich fühle. Sie wird's ihrem Manne sagen, das will ich. Kein Mensch ist und war mir jemals wert, und das wußte ich wohl, daß, wenn ich liebe, ich rasend liebe. Und diese Liebe wird mich und meine Eltern durch ihren Sohn glücklich machen, oder sie bringt mir grenzenloses Verderben."

Natürlich fehlt ihm zunächst noch der Mut. Denn wohl schickte er ihr zu Neujahr Blumen und einen Brief aber „Alles, was er fühlte," verraten diese Zeilen wahrlich nicht. Er bitte sie, beginnt er, die Blumen „von seinem Herzen" anzunehmen. „Ich fordre nur Eins zum Danke; schenken Sie mir die schönste zurück. Ich wünschte Sie immer vor Augen zu haben: die Rose." Da tritt ein trauriges Ereignis ein, welches Hoffnung und Leidenschaft des Jünglings bis zum Wahnsinn steigert: am 19. Januar 1803 stirbt Dr. Herz. Man höre, wie das auf den Verliebten wirkt: „Er ist todt und alle meine Freuden sind hin. Ich muß Madam Herz verlassen und das schönste Glück. Er lebt nicht mehr und man blickt nicht auf mich . . . Von meiner Liebe soll ich schreiben! Und wie wird sie ihr Unglück tragen können?! Allgütiger, nimm nur von ihr die

Digitized by Google



Ein Gedicht Ludwig Börne's.

Last, lege mir sie auf, daß ich völlig zu Boden gedrückt werde. Mache sie nur froh und glücklich und laß mich sterben." Aber das Blatt hat noch eine Nachschrift vom selben Datum und die jubelt wieder: „Sie will mich behalten! Ich soll nicht weg von ihr! Hört Ihr's, Ihr Menschen?!"

Börne bleibt im Hause der Witwe; die Tagebuchblätter erzählen erschütternd das stete Wachsen seiner Leidenschaft. Endlich — am 28. Februar — wagt er das briefliche Geständniß. „Ich bin in der schrecklichsten Lage," beginnt er, „dorthin zieht mich die Vernunft und hierher reißt mich mein Herz. ‚Schweige', ruft jene, ‚rette dich', spricht dieses. Edle Frau, vergeben Sie meinem Herzen, es ist ein Kind, ein schwaches, krankes Kind. Ihre Schönheit, Ihre Liebenswürdigkeit, Ihre freundschaftliche Theilnahme hat schon längst in meiner Brust eine Leidenschaft angefacht, die mich glücklich oder elend machen wird, je nachdem Sie es wollen... Ich schreibe dieses gelassen. Ich habe gestissentlich die ruhigste, kälteste Stunde gewählt, damit ich weiß, was ich thue." Daß ihn Henriette abgewiesen, ist ja selbstverständlich; ob mündlich oder schriftlich und mit welchen Worten erfahren wir nicht. Am 4. März schreibt er: „Gott schicke mir einen Engel, einen wohlthätigen — den Engel des Todes mit dem Schwerte in der Hand."

Und am 5. März: „Sie ist 36 Jahre alt und ich 17." (Man sieht, er macht die Geliebte um zwei Jahre jünger, sich um zwei Monate älter!) „Bin ich nicht ein Kind? Ein breiter Strom der Zeit fließt zwischen ihr und meiner Liebe, ich stehe traurig am Ufer und weine bittre Thränen. Es gibt Augenblicke, wo ich mich für wahnsinnig halte, und jede Scheere und jedes Messer entferne, aus Furcht, ich möchte mir Leides thun." Henriette sucht ihn einige Tage durch Unfreundlichkeit fern zu halten, dann erfolgt eine Aussprache; sie fordert ihn auf, einen Auszug aus seinem Tagebuch für sie anzufertigen, damit sie genau wisse, wie seine Leidenschaft gekeimt und gewachsen. Man kann sich denken, wie dies auf ihn wirkt. „17. März. Jetzt liest sie's, jetzt hat sie's gelesen... jetzt schwebt Leben und Tod auf ihren erstaunten Lippen. . ." Ihre mündliche Antwort lautet: „Nach Jahren wollen wir von der jetzigen Zeit sprechen," er verzeichnet sie in seinem Tagebuch mit dem Beisatz: „Gute Frau, die Todten sprechen nicht!" Und nun schreibt sie ihm oberdrein am 19. März u. A.: „Ich bin überzeugt, es wäre ein fruchtloses Unternehmen, wenn es ein junger Mensch versuchen wollte, eine heftige Liebe mit Gewalt auszurotten, und es ist eine selbstmörderische That, wenn ihm dieser Versuch gelingt. Dies ist ein Urtheil meiner Vernunft; es mag falsch

Digitized by Google

senn, aber ich beteure, daß mein Herz nicht den mindesten Teil daran hat." Das heißt mit anderen Worten: „Du mußt mich lieben, aber es geht mich nichts an!" — und so ist's eine vollkommen gerechte Anklage, wenn er ihr am selben Tag erwidert: „Sie gossen Öhl zu der Flamme, es verzehrt mir das Herz." Noch eine schlaflose Nacht, dann am 20. März das Billet an den Apotheker Lezius: „Wollen Sie mir durch Überbringerin eine Qualität Arsenik, versiegelt, schicken?" — er brauche es gegen die Ratten und Mäuse in seiner Stube. Die Dienerin bringt den Zettel zu ihrer Herrin, Henriette schickt ihre Schwester zu dem Jüngling, die ihn zu beruhigen sucht. Aber den nächsten Tag benimmt er sich fortgesetzt wie rasend: er will in einer Audienz bei Minister Hayzeld für die Juden sprechen, ein anderes Billet deutet wieder auf Selbstmord, am 31 März sieht er sie noch einmal an: „Sie sagen, Sie können mich nicht froh machen. Das kann Ihnen unmöglich von Herzen. Da ich Sie so unaussprechlich liebe, wie können Sie mir es verargen, daß ich in Ihrem Wohlwollen mein höchstes Glück setze und daß die Erwartung desselben mein einziger, mein höchster Wunsch ist?" Sie schickt ihm den Brief mit den Worten zurück: „Ich wiederhole, was ich erst gesagt, Sie allein können sich froh machen; ich kann nichts dazu thun" — worauf er am 1. April abermals an Lezius schreibt: „Ich gebe Ihnen 10 Louisd'or, wenn Sie mir geben, worum ich Sie letzthin gebeten habe." Der Mann bleibt standhaft und so würde der Verzweifelte wohl auf andere Mittel sinnen, wenn ihn nicht ein Wort Henriettens retten würde; „ich kann Ihre Liebe zu nichts brauchen," sagt sie ihm brüsk und er schreibt darauf: „Diese Worte machten mich um 100 Jahre klüger." Das erste Zeichen wirklichen Genesens aber ist, — es klingt brutal und ist doch nur menschlich — als er am 19. April „abends halb 9" in sein Tagebuch schreibt: „Ich komme nach Hause. So wäre denn auch dieser Schritt gethan, der Schritt, von dem sie mich abhalten sollte. Abgeworfen hätte ich jeglichen Stolz und jegliche Scham und vor mein Auge tritt die schamrote Sünde." Schon am 20. April kann er sich fragen: „Wer weiß, ob ich Madam Herz jetzt nicht blos aus Gewohnheit liebe, oder aus Trägheit, den Eindruck, den sie schon längst auf mich gemacht hat, auszurotten;" als sie einen Ausflug nach Dresden macht, kann er „recht ordentlich und fleißig" sein; er sträubt sich nicht mehr, als ihn sein Vater auf Zuthun von Frau Herz nach Halle schickt; am 19. Juli erinnert er sie von dort aus an ihren Zuruf: „Bis zur Ironie muß es mit der Sache kommen" und fügt bei: „Also freuen Sie sich jetzt, denn mein ganzes Wesen ist Ironie." . . . Und er log nicht. . . .

Wen könnte dieser Ausgang wundern, wer den Jüngling nicht ganz verstehen? Fast unbegreiflich aber ist das Verhalten der Frau und würde, wie dies ja auch nicht ausgeblieben, das härteste Wort verdienen, wenn wir uns nicht ihres Wesens und ihrer Zeit erinnern wollten. Fast als Kind einem weitaus älteren ungeliebten Manne angetraut, — sie selbst nennt den Bund „keine glückliche Ehe, aber doch ein glückliches Verhältnis" — von siegbarer Schönheit und eisigen Sinnen, ihrer Unwiderstehlichkeit und Unüberwindlichkeit gleich stolz bewußt, ist sie so gewohnt, von den bedeutendsten Menschen bis zum Wahnsinn geliebt zu werden, ohne je selbst zu lieben, daß ihr die Raserei des armen Jungen nur eben als Gegenstand psychologischer Betrachtung beachtenswert erscheint; statt ernst, mild und hoheitsvoll abzumahnen, was das einzig Richtige gewesen wäre, will sie Schwarz auf Weiß besitzen, wie's mit ihm gekommen, und kurirt dann die Sentimentalität durch Ironie; es gelingt ja auch, aber um theuren Preis. Wahrlich mit Recht hat man ihr vorgeworfen, daß sie den Poeten tödtete, um der Welt einen Satiriker zu geben, und ihre, gewiß tristige Entschuldigung ist nur, daß sie eben nach ihrer Artung und unter dem Bann der Romantik, der sie ganz und gar verfallen war, handelte. Man pumpt Thränen in die Augen und schneidet dann eine Fratze, sie zu zerdrücken.

Die tiefste Wirkung aber hat diese erste Liebe für Börnes Herz gehabt; sie ist seine einzige geblieben. Die Fähigkeit, ganz zu schmelzen, hatte er eingebüßt; er konnte sich nicht mehr rückhaltlos hingeben; immer mißtrauischer gegen Andere wie gegen sich selbst, tödtete er jede zärtliche Wallung immer wieder durch das Hausmittel, welches der Siebzehnjährige erprobt. Man lese seine Aphorismen über die Frauen; witzige, geistreiche Sprüche, aber entweder Schmeicheleien oder Grobheiten, die nie an das Tiefste rühren. Und zwischen diesen beiden Extremen schwankt auch dann der Polizei-Aktuarius zu Frankfurt im geselligen Verkehr mit den Frauen und Mädchen seiner Vaterstadt und nicht anders treibts dann der dreißigjährige Redakteur. In einem bisher nur in einem Autographen-Katalog gedruckten Brief an Fräulein Auguste Wohl vom 17. September 1818, in Prosa und — sehr ungeschickten — Versen geschrieben, vergleicht er sich selbst mit dem Schächtelchen Konfitüren, welches er ihr zum Geburtstag sendet: „Ehe Sie das Schächtelchen öffnen, betrachten Sie den Deckel:

„Da zeigt sich ein Ritter
Hell silber auf blau,
Sein Aussehen ist bitter,
Sein Ganzes so rauh. —

Doch Dein ist die Schuld
Haft auf ihn zu machen
Du nicht die Geduld
Was fandest du Sachen!

Lieb Gustchen, ich bin
Wie der Ritter vielleicht,
Wenn murrender Sinn
Euch Mädchen verscheucht;

Das heißt in Prosa, liebes Kind, daß ich mich nur verstelle, als ging ich Abends ungern mit Euch nach Hause, damit keiner merken soll, wie viel Freude es mir macht."

Die Schwester dieses Gustchen, Jeannette Wohl, ist die reinste und rührendste Frauengestalt in Börne's Leben; sie ist seine Freundin geworden, wie nur je ein Mensch eine besessen, der Schutzengel seines Lebens, aber nicht seine Gattin. Warum nicht? Als er im Winter 1816—1817 im Hause der Familie Ochs die geschiedene Frau Otten, die wieder ihren Mädchennamen angenommen, kennen lernt, ist er 31, sie 34 Jahre alt, aber ihr Interesse für einander ist bald das innigste;

Digitized by Google

es knüpft sich jener in seiner Art einzige Seelenbund, dem wir nicht bloß die Briefe aus Paris verdanken, sondern auch noch weit mehr — es ist kaum auszudenken, wie freudlos sich Börne's ferneres Leben ohne sie gestaltet hätte. Rasch sind die beiden einsamen Menschen einander unentbehrlich geworden; schon am 15. Januar 1818 scheint eine Art Verlöbnis der Seelen stattgefunden zu haben, wie eine, von Dr. G. Schnapper-Arndt mitgeteilte Reliquie erweist: ein Frankfurter Gesindebüchlein mit folgendem Inhalte (die von Börne in das gedruckte Formular eingeschriebenen Worte erscheinen gesperrt gedruckt):

„Dem Ludwig Börne von Frankfurt gebürtig, in Frankfurt, Standes Dr. der Phil., Religion Christ, Jahre alt 32, mittler Statur, schwarze Haare, schwarze Augen und frisches Gesicht, wird hiermit die Erlaubnis erteilt, dahier in Miedtdienst zu treten."

Auf dem ersten Blatt steht zu lesen:

Trat in den Dienst wann?	Bei wem?	Auf wie lange?	In welcher Eigenschaft?	Trat aus wann?
15. Jan. 1818.	Frau Wohl.	auf ewig.	als Freund.	an seinem Sterbetag.

Das hat sich buchstäblich erfüllt. Aber warum begnügten sich die Beiden, für einander, neben einander, aber nur eben als Freunde zu leben? Warum ertrugen sie lieber den Hohn, ja die Verachtung der Welt, statt vor den Altar zu treten? Man hat Börne's Kränklichkeit, die Verschiedenheit der Konfessionen angeführt; ausschlaggebend kann nur ein innerer Grund gewesen sein; er traute sich wohl nicht die Kraft zu, sich ganz hingeben zu können und — auch sie traute sie ihm nicht zu! Darum sagte sie Nein, als er sich endlich doch zur Werbung entschloß. Daß er dies gethan, wenn auch mit geringer Energie, beweisen die folgenden Briefstellen aus dem Herbst 1821. Börne sucht sie zur Heirat mit einem seiner Freunde zu bereden. „Ich soll heiraten!" erwidert sie. „Kurz und offen! Erinnern Sie sich meiner früheren Erklärung? Sie kann ich nicht heiraten, dazu gehört mehr Mut und auch mehr Selbstvertrauen, als ich habe, den Dr. Br. kann ich auch nicht heiraten, dazu habe ich Sie zu lieb." Darauf Börne: „Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll. Heißt das, Sie können nicht heiraten, weil Sie Ihrem Manne glauben ein Herz bringen zu müssen, was ich schon besitze, oder heißt das, Sie könnten nicht heiraten, weil es mir Schmerz verursachen würde? In beiden Fällen irren Sie! Sie verkennen entweder sich oder mich oder die Pflicht einer Gattin. Die Liebe, die Sie zu mir haben, dürfen Sie mit in Ihre Ehe nehmen und sie Ihrem Manne gestehen, und dürfen Sie das letztere nicht, so fehlt es ihm an Verstand oder Herz, und dann würden Sie ihn doch nicht wählen. Was das andere betrifft, so irren Sie auch. Ich bin besser oder stärker als Sie glauben. Als zuerst die Vorstellung der Möglichkeit in mir aufkam, Sie mit Dr. Br. verbunden zu sehen, flossen Thränen des Entzückens aus meinen Augen. Ich schwöre es Ihnen bei dem allmächtigen Gott, daß, so heiß ich auch den Wunsch hegte, Sie zu besitzen, und so oft ich ihn auch ausgesprochen, habe ich immer mehr dabei an Ihr Glück, als an das meinige gedacht. Meine Liebe zu Ihnen macht mich glücklich! Was hätte mir die Ehe mehr geben können, da sie jene nicht vermehren konnte? Ja, ich war immer besorgt, wenn ich es Ihnen auch nicht gestand, die Ehe möchte unser schönes Verhältnis herabziehen in das Leben der gemeinen Wirklichkeit, aber ich dachte mir, was ich noch denke: Sie würden dabei gewinnen und dieses hätte auch mittelbar mein Glück erhöht." Gewiß an sich, auch wenn es kein berühmter Mann geschrieben hätte, ein höchst merkwürdiges „menschliches Dokument", aber wahrlich kein erfreuliches. Eine Liebe, welche durch die Ehe in's Gemeine hinabgezogen zu werden befürchtet, verdient diesen Namen nicht, und wenn wir auch wohl verstehen, warum der Abgewiesene so gestissentlich betont, daß er die Verbindung einst mehr um der Freundin, als um seinetwillen gewünscht — und gewiß wahrheitsgemäß, — so muß doch eine solche Beteuerung höchst seltsam berühren. Frau Wohl wies Br. ab und fuhr fort, dem Freunde ihr ganzes Leben zu widmen, Tag um Tag, Jahr um Jahr. Sie war ihm Mahnerin und Beraterin, Pflegerin in kranken und Helferin in bedrängten Tagen, die anspornende Muse und die demütige Dienerin. Er dankte es ihr in Worten, wie sie inniger nicht gedacht werden können, und in gewissem Sinne auch durch die That; daß auch er Opfer für sie gebracht, läßt sich nicht nachweisen, aber er handelte, soweit es seine Natur gestattete, nach den Ratschlägen, die sie ihm zu seinem Heile gab. Mit Recht hebt Schnapper-Arndt, ihr Neffe, hervor, daß seine Briefe keine Spur erotischer Färbung tragen. In der That, selbst das schärfste Auge wird sie in diesen innigen, verehrungsvollen, launenhaften, witzigen, melancholischen Briefen nicht herausfinden. Geglüht hatte er ja auch nicht in den ersten Monaten der Beziehung; nun war es vollends die ausgeglichene Temperatur der Freundschaft, dieser Frau gegenüber, deren Leben ihm gehört! Was Wunder, daß man bisher geglaubt hat, er hätte überhaupt nicht mehr glühen können?!

Er hat es aber doch gekonnt; das lehrt das Blättchen, welches nun, die vergilbten Züge und das morsche Papier abgerechnet, auch dem Leser vorliegt, wie mir*) Und wie sehr muß er damals geglüht haben!

*) Der nicht leicht lesbaren Schrift wegen folge hier der Wortlaut gedruckt:

Ich fühle das Wehen der seidenen Nacht,
Seh' wie Mondlicht deinen Nacken strahlen
Und Mannerblicke schleichen leise sacht —
Ach dürft' ich hehlen, was sie stahlen!

Blumendüft' aus deinen Augen quellen —
Dein Lächeln von Praxiteles gemeiselt —
Dein Kosen gleichet Purpurwellen
Im Abendrotb auf stillem See gekreiselt.

Ring an Ring und Reiz an Reiz umkränzen
Deine holde, zaubrische Gestalt;
Ich sehe Sterne durch Thränen glänzen —
Fern ist der Himmel, nahe die Gewalt.

Ich fühl' der goldnen Kette Zug
Und darf nicht folgen ihrem Ruf.
Ach, gab es Schmerzen nicht genug,
Daß Gott noch diesen Schmerz erschuf?

Digitized by Google

Daß der 42jährige Mann plötzlich thut, was er nie vorher und nachher gethan, daß er ein Gedicht schreibt schon das ist ein Beweis dafür; man erwäge, daß nicht einmal die Liebesraserei für Henrietten dem Siebzehnjährigen auch nur einen einzigen Vers entlockt. Und nun erst die sinnliche Grundstimmung des Gedichts, das Stammeln der Leidenschaft — wie unerwartet berührt uns dies bei Börne, dem reifen Manne, dem Freunde der Jeannette. Fast möchte man zunächst gar nicht glauben, daß er der Autor ist, wenn es nicht bloß durch seine Handschrift und andere, äußere Umstände, sondern auch, wenn man schärfer zusieht, durch die Sprache des Gedichts beglaubigt wäre. Ich sagte schon: gewiß kein gutes Gedicht; in der Form, schon der mangelnden Uebung wegen (sonst kennen wir von Börne nur zwei Briefstellen in Reimen) ungelenk, aber auch im Gedankengang nicht ganz klar; eben nur ein Stammeln. Aber doch das Stammeln eines Mannes, der Gedanken hat und sie auszusprechen gewohnt ist, nur daß ihm hier die ungewohnte Form, wohl auch die ungewohnte Empfindung hart behindert. Börne'sch sind die Bilder in den beiden ersten Strophen, namentlich auch die spitzfindige Wendung, er wünsche der Hebler jener Reize zu sein, welche Männerblicke der Geliebten abgestohlen. Je stürmischer dann die Empfindung wird, desto unklarer freilich ihr Ausdruck. Die dritte Strophe soll wohl sagen, die feuchten Augen der Geliebten erinnerten ihn an Sterne, aber der Himmel, sie zu besitzen, sei ferne, und nahe die Gewalt, die ihn von ihr reiße; die vierte: er fühle, welch' edle Kette ihn zu der Geliebten ziehe und dürfe nicht folgen; daran reiht sich die leidenschaftliche Klage, ob es nicht Schmerzen genug gebe, daß Gott auch diesen geschaffen. Die Schlußstrophe bringt einen neuen Gedanken, der mit den anderen nicht verknüpft ist; die Geliebte hat ihn aufgefordert, sie zu besingen, aber daß er es gewagt und dies Lied verfaßt, ist nicht ihm, sondern ihr gelungen. Der Zauber der Geliebten hat ihn zum Dichter gemacht, so daß er nun sagen kann, was er sonst nur gefühlt; es ist also ihr eignes Lied, und sie hat sich gleichsam selbst besungen. Um es zum dritten Male zu sagen: kein gutes Gedicht schon deshalb, weil man sich unwillkürlich veranlaßt fühlt, für sich selbst und für andere einen Kommentar beizufügen. Aber ebenso unzweifelhaft ein interessantes Aktenstück zur Biographie des Dichters.

Das Jahr 1828, in welches dies Gedicht fällt, ist vielleicht das glücklichste in Börnes Leben. Er war nun (der Vater war im Jahre zuvor gestorben) finanziell unabhängig, da die jährlichen 1600 Gulden, die er nun zu verzehren hatte, seine Bedürfnisse vollauf deckten. Er konnte sogar Reisen machen. Die erste, im Februar angetretene, führte ihn nach Berlin. Sein erster Gang war zur Geliebten seiner Jugend. „Die Herz," schreibt er Jeannetten, „ist jetzt 64 Jahre alt, aber die Spuren ihrer Schönheit erkennt man noch. Ich habe sie in ihrem Sommer gesehen — eine Juno!" Sein Humor, sagt sie ihm, erfreue sie weniger, „aber jede sentimentale Zeile von mir mache ihr die größte Freude." Sie zuerst sagt ihm auch, daß er in Berlin gleichfalls ein berühmter Mann sei, daß namentlich sein Aufsatz über die Sonntag auch da Furore gemacht. „Börne—Sonntag" ist dann bekanntlich der Refrain, der ihn all seine Berliner Tage hindurch verfolgt. Als er von Berlin Abschied nimmt, ist er der schönsten Pläne für seine Zukunft voll; auch sein letzter Besuch gilt Henrietten. „Sie reichte mir die Wange zum Kusse. Als ich vor 25 Jahren, in Thränen zerfließend von ihr ging und ich kein einziges Wort vor Rührung sprechen konnte, da war ich 17 Jahre alt, sie in ihrem Sommer; ich liebte sie, und durfte damals nur ihre Hand küssen." Bis Mitte Mai verweilt er in Cassel; seine Briefe sprechen die Sehnsucht nach der treuen Frankfurter Freundin aus und am 13. Mai schreibt er ihr: „Der Teufel soll mich holen, wenn mir meine geliebte Herz, seit ich Berlin verlassen, nur einmal in den Sinn gekommen! Ich habe doch eine prächtige Natur! Nur Sie kann ich nicht vertreiben, Sie sind ein Fettfleckeu an meinem Herzen." Und am 28. Mai schreibt er in Frankfurt jenes Gedicht! Wer war die Frankfurter Schöne, die es ihm so jäh und tief angethan? Das bleibt dunkel; daß das Gedicht nicht an Jeannetten ist, steht nach der ganzen Tonart des Verhältnisses außer Zweifel.

Schon Anfang Juni reiste er wieder fort nach Ems. Seine Briefe an die Wohl erzählen taunig von der Langeweile, die er dort ausgestanden. Im Sommer, im Juli und August, war er in Geisersheim und Rüdesheim; auch der Componist Schmitt, welcher Auguste Wohl geheiratet, und dessen Schwägerin, Frau Jeanette, verweilten dort. Damals hat auch, verflicht Schnapper-Arndt, die Eventualität einer Heirat mit der Freundin näher gelegen, als je. Es wurde nichts daraus, aber soviel ist klar, daß jene Beziehung, von der unser Gedicht Kunde giebt, keine tiefere Spur in seinem Herzen hinterlassen, es sei denn, sie habe ihn gelehrt, daß er lange nicht so kalt und alt sei, wie er geglaubt.

Mit der Heirat wurde es nichts; aber seine Freundin ist Jeannette Wohl geblieben. Als sie 1832 die Werbung eines um 12 Jahre jüngeren Mannes, Salomon Strauß erhörte, schrieb ihm die 49jährige Frau: „Dich liebe ich und bin glücklich, das war ich noch nie." Aber in demselben Briefe schreibt sie ihm auch: „Der Doktor hat Niemanden auf der Welt als mich, ich bin ihm Freundin, Schwester, alles was sich mit diesem Namen Freundliches, Theilnehmendes, Wohlwollendes im Leben geben, bezeichnen läßt. Wollten Sie ihm das mißgönnen — der nichts weiter hat im Leben und sich mit dem Schicksale abgefunden hat . . ., ja sich sogar dabei glücklich fühlt? Ich freute mich so damit, der Gedanke machte mich so glücklich, daß er an Ihnen eine feste Stütze, einen redlichen, offenen, guten Menschen zum Freunde gewinnen solle — ich kann mir's nicht anders denken, der Doktor muß bei uns sein können, wann, wo und so oft und für immer, wenn er es will — ich kann jetzt nicht Sie sagen, das Herz ist mir zu voll — kannst

Es gelang mir nicht, doch konnt' ich's wagen!
Mächt'ge Zauberin, es ist dir gelungen;
Was sonst gefühlt, konnt' ich nur sagen —
Dies ist dein Lied, du hast dich selbst besungen.
Samstag d. 15. May 1828.
Abends.

Digitized by Google

Du Dir es anders denken — dann ist alles anders, wie ich es mir dachte. Ich! Wir! sollten einen Mann, wie den Doktor verlassen können — er wäre ein aufgegebener, verlorener Mann! Lieber alles verlieren, lieber nicht leben, als das auf mein Gewissen laden, auch könnte ich es nicht, wenn ich auch wollte . . ." Es giebt wenige Frauen, die einen solchen Brief hätten schreiben können, und wer ihn gelesen, wird Jeannette nicht vergessen.

Man weiß, daß Strauß einwilligte, daß Börne die letzten Jahre seines Lebens im Hause der Freunde verlebte, daß er in ihren Armen gestorben ist, aber man weiß nicht seinem vollen Umfang nach, wie still und glücklich er sich zuletzt im Verkehr mit dieser edlen Seele gefühlt und wie viel von seinem Ruhme ihr gebührt, auch von seinem Nachruhm, für den sie still, aber unablässig gewirkt. Die Schuld, welche Henriette einst an dem Gemütsleben des Jünglings begangen, eine andere Frau hat sie hundertfach gutgemacht.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Dramen von Heinrich Kruse.

Der Verfasser der beiden uns heute vorliegenden Bände dramatischer Dichtungen gehört zu jenen deutschen Poeten der Gegenwart, gegen welche diese Zeitschrift bereits die Pflicht der kritischen Würdigung ihrer Werke im ausgiebigsten Maße erfüllt hat; neben einzelnen Besprechungen sei namentlich an den sehr eingehenden Essay erinnert, welchen die „Deutsche Dichtung" in ihrem Kruse gewidmeten Hefte (Band II, Seite 270 ff.) veröffentlicht hat. Dies überhebt uns der Aufgabe, sein Schaffen im Allgemeinen zu charakterisieren und den Platz, den er unter den Dramatikern der Gegenwart einnimmt, nochmals zu bestimmen. Wir beschränken uns auf einige Bemerkungen über seine neuen Werke.

Beginnen wir mit jenem Bändchen, daß wir herzhaft loben können, den „Fastnachtspielen", (Leipzig, Hirzel). Hier ist vereinigt, was Kruse an Gutem und Bestem besitzt: kerniger Humor, Kraft der Sprache und lebensvolle Charakteristik, und weil er darüber verfügt und auch die derb-biedere Tonart seines berühmten Nürnberger Vorbilds getreulich nachzubilden weiß, darum hat er Recht gethan, diese Schwänke in dramatischer Form zu schreiben, und wir freuen uns ihrer. Aber damit soll nicht gesagt sein, daß wir der naiven Form an sich eine breitere Stelle zugewiesen haben möchten, als sie heute naturgemäß beanspruchen darf, und wenn der Dichter im Vorwort meint:

„Wenn wir bei Nürnberg's Art geblieben,
Wer weiß, wir hätten's weit getrieben!"

so werden wir dies nicht anders, denn als die höchst subjektive Bemerkung eines Poeten verzeichnen dürfen. Und nun gar, wenn Kruse seinen alten Meister vom Leder und der Feder gegen Schiller und Goethe ausspielt:

„Und Manches, was uns heut' noch freut,
Vermacht' uns Weimars goldne Zeit.
Doch wer ein wenig tiefer blickt
Ist nicht so ganz und gar entzückt
Von Weimars Declamation,
Und Schiller selbst bemerkt es schon:
Der schönen Worte sind zuviel,
Sie kennen weder Maaß noch Ziel.
Die Handlung schaukelt wie ein Kahn
Auf einem weiten Ocean,
Und fliegt nicht rasch, wie sie es muß,
Gleich einem Pfeile hin zum Schluß".

Der Himmel schenke der modernen Bühne bald wieder einen Dramatiker, in dessen Werken die Handlung so „schaukelt", wie in Schillers „Räubern" und der „Jungfrau" — und wenn nur die Worte ebenso schön sind, so werden wir uns auch nicht darüber beklagen, daß es ihrer „zu viel" sind. Dieses Stoßgebet ist leider nicht überflüssig, und so mag es hier auch ausgesprochen sein, aber den Wunsch, daß es dem deutschen Drama nicht ergehe, wie Kruse — sicherlich nicht ganz im Ernste — wünscht, daß es fröhlich die Metamorphose nach rückwärts beginne und sich vom Schillerschen Kunstwerk zum Embryo des Hans Sachs'schen Schwankes zurückentwickele, brauchen wir wohl nicht erst zu äußern... Wir unserseits haben diese Fastnachtsspiele mit Vergnügen gelesen, nicht, weil wir in ihnen die zukünftige Kunstform des deutschen Dramas erblicken, auch mit keinem Nebengedanken an die Bühne — mehr als ein interessantes Experiment wäre die Aufführung nicht, und es ist fraglich, ob sie der betreffenden Bühne, wie dem Dichter zum Heil gereichen würde — sondern weil es launige und auch künstlerisch wertvolle Dichtungen sind. Eine von ihnen — nicht nur die umfangreichste, sondern wohl auch die beste — den Schwank „Standhafte Liebe", — kennen die Leser aus den Spalten dieser Zeitschrift; eine andere, „Der Teufel zu Lübeck", ist eine der frühesten Arbeiten Kruses, bereits 1847 als Büchlein erschienen, aber bereits in ebenso gewandten Versen geschrieben, wie die erwähnte; an einer dritten, der derben Pfaffen- und Schülerkomödie: „Der eifersüchtige Müller" will uns der Stoff etwas gar zu verbraucht erscheinen, aber lustig und flott genug sieht sie sich auch.

Auch die Tragödie „Arabella Stuart" die im selben Verlage erschienen ist, verrät ohne Zweifel dieselbe bedeutende und dabei eigentümliche dichterische Begabung, wie die andern Dramen Kruse's: Die Sprache ist kräftig und von jeglicher Phrase frei, das Kolorit mit echt historischem Sinn behandelt, ebenso fehlt es an einzelnen blendenden oder erschütternden Details, die uns immer wieder daran erinnern, daß wir es mit einem wirklichen Poeten zu thun haben, auch hier nicht. Gleichwohl werden jene Bedenken, welche sich gegen einige der früheren Tragödien Kruse's gekehrt, auch bezüglich dieser Dichtung geltend gemacht werden dürfen: Die Abneigung gegen allen Schwung der Rede führt hier oft zur Nüchternheit, das löbliche Bemühen, scharf zu

Digitized by Google

charakterisieren, läßt den Dichter zuweilen an das Bizarre streifen, und — was die Hauptsache — die verwickelte Haupt- und Staats-Aktion beeinträchtigt die rein menschliche Anteilnahme des Lesers, wie sie jene des Hörers noch ungleich mehr beeinflussen dürfte. Daß auch dies Drama einen von anderen Dichtern viel behandelten Stoff neuerdings zu bewältigen sucht, scheint uns hingegen keinen Tadel zu begründen, und wir begreifen nicht ganz, warum Kruse in seinem Vorwort dies selbstverständliche Recht des Dichters mit solchem Nachdruck verteidigt. Das scheint uns ein äußerlicher Umstand zu sein, der mit dem künstlerischen Wert oder Unwert eines Dramas nichts zu thun hat. Es hat vor Schillers „Maria Stuart“ einige Dichtungen gegeben, welche die Schottenkönigin zur Heldin hatten — mindert dies den Wert der Tragödie? Und was sollte es bei Kruse's Werk verschlagen, daß gleichzeitig Gottschall denselben Stoff behandelt hat?! Allerdings ist es für unsere Verhältnisse ganz unzutreffend, wenn Kruse u. A. äußert: „Die alten Tragiker behandelten sogar mit Vorliebe dieselben Stoffe“. Das war naturgemäß: diese Stoffe waren jedem Hörer von vornherein vertraut, zu an's Herz gewachsen, eben weil sie dem Schatz seiner nationalen Sage entnommen waren; der Dichter war nicht genötigt, weitläufig zu exponieren; wer Ödipus gewesen, und wie es ihm ergangen, wußte auch der geringste Knecht, der dem Schauspiel beiwohnen durfte; die Wahl des Stoffes war also nicht nur eine gleichsam gebotene, sondern begründete auch an sich einen künstlerischen Vorteil. Das ist nun freilich nicht der Fall, wenn Kruse und Gottschall eine „Arabella Stuart“ dichten, aber einer Rechtfertigung bedarf dies gewiß auch nicht.

Litterarische Notizen.

— Karl Emil Franzos' Erzählung „Judith Trachtenberg“, welche den Lesern der „Deutschen Dichtung“ durch den ersten Abdruck bekannt geworden, wird im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau in Buchform erscheinen.

— Vielen unserer Leser dürfte noch der Essay „Zum Jubiläum eines Unbekannten“ in Bd. VII. Heft 10 dieser Zeitschrift und dann die Notiz in Erinnerung sein, in welcher wir (Band VIII. Heft 6) von dem tragischen Ende des in jenem Essay gewürdigten Dichters Josef Mauthner in Wien Nachricht gaben. Es freut uns, nun die Mitteilung folgen lassen zu können, daß die Gedichte des hoch begabten Mannes, der Zeit seines Lebens, trotz aller Anerbietungen, die an ihn herantraten — wahrlich eine rara avis unter den modernen Lyrikern — hartnäckig abgelehnt hat, vor die Öffentlichkeit zu treten, nun gesammelt erscheinen werden. Das Bändchen, welches im Verlag von A. Haack in Berlin zur Ausgabe gelangt, wird auch als Schluß jene Gedichte enthalten, welche Mauthner, bevor er freiwillig aus der Welt gegangen, niedergeschrieben hat. Dieselben sind uns vorgelegen; der poetische Wert ist kein gewöhnlicher; was aber vollends das psychologische Interesse betrifft, welches dieser Cyclus einflößt, so dürfen wir aussprechen, daß es nicht viele Dichtungen giebt, welche sich nach dieser Richtung mit diesen Bekenntnissen eines Scheidenden messen dürfen. Erwägt man, daß die Hand, welche diese kunstvollen Verse niederschrieb, bereits den Hahn des Revolvers gespannt hatte, so wird sich der kälteste Leser eines erschütternden Eindrucks nicht erwehren können. Wir werden noch Erscheinen auf die Sammlung zurückkommen.

— Wir werden die Mitteilungen aus Goethe's Briefwechsel mit Friederike Unzelmann-Bethmann erst in einem der November-Hefte wieder aufnehmen, da wir dann im Besitze wichtiger Ergänzungen zu sein hoffen, welche uns zu dem Briefwechsel in Aussicht gestellt sind. Für heute sei nur ein störender Druckfehler berichtigt, welcher sich in den ersten Artikel eingeschlichen hat. Wie aus der Anmerkung auf Seite 30 Spalte 2 ersichtlich, halten wir mit der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ den 26. August 1815 für den Todestag der Künstlerin. Im Texte steht irrtümlich der 26. August 1826 gedruckt.

— Eduard Engel gehört in unseren Tagen der „Spezialisation“, wie das schöne Wort lautet, zu den merkwürdigen Erscheinungen: er packt so ziemlich Alles an und Alles, wenn auch nicht mit demselben Erfolge, so doch entschieden mit Geist und Energie. In seiner bürgerlichen Stellung einer der Vorsteher des stenographischen Büreaus des Reichstags, und der einzige Mann, der Bismarck's Reden aufnehmen konnte, war er als Schriftsteller nach und neben einander in der politischen Publizistik, als Theater- und Literatur-Kritiker, als Literar-Historiker und Ethnograph thätig und zu gleicher Zeit, wo er eine überaus energische Agitation um Einführung des Zonentarifs auf den deutschen Eisenbahnen eingeleitet hat, versucht er sich als Belletrist und in einer Weise, die man nicht wird übersehen dürfen. „Wand an Wand und andere Novellen“ betitelt sich sein soeben (Dresden, Verlag des Universum) erschienenes Erstlingsbuch. Der Titel trifft nicht zu. „Wand an Wand“ ist keine Novelle und noch weniger verdienen die anderen Nummern diesen Namen, aber ein lesenswertes Buch ist's deshalb doch und Langeweile zum Mindesten wird es niemandem machen. Die umfangreichste Arbeit, nach welcher sich der Band benennt, ist die mit großer Kraft und Anschaulichkeit geschriebene Geschichte eines Geisteskranken, der zum Mörder wird, ohne es recht selbst zu wissen. Der Wirkung des Nachtstückes wird sich kein Leser entziehen können; der künstlerische Wert hätte sich durch sorglichere Ausmalung der Seelenzustände des Unglücklichen leicht steigern lassen. „Das Dichterfest“ ist eine überaus ergötzliche Satire auf eine kürzlich stattgefundene Veranstaltung des litterarischen Berlin, mit keckem Griffel, aber nach der Natur gezeichnet. An den beiden sentimental angehauchten, wenn auch mit Humor und Frische des Lokal-Kolorits vorgetragenen Berliner Kindergeschichten „Humpelfritzchen“ und „Ich und Es“ haben wir geringeres Behagen gehabt, und „Sonnenschein“ ist vollends nur eine Moment-Photographie aus dem Berliner Straßenleben, wie ihrer viele geschrieben werden. Hingegen ist „Der Strohmeier“ eine ganz ausgezeichnete Skize aus dem amerikanischen Leben. Am schwankendsten wird wohl das Urteil des Lesers über das erste Stück der Sammlung „Die Feuerprobe“ sein. Eine junge Frau lernt während des Wiener Ringtheater-Brandes die Erbärmlichkeit ihres Galans, der sie zu umfrieden droht, aber auch die Tüchtigkeit ihres Gatten kennen; die Geschichte ist vortrefflich erzählt, auch die Schilderung des Brandes zwar nicht wahrheitsgetreu, aber kräftig und eindringlich genug. Vielleicht eben deshalb wird man den Eindruck nicht los, daß es doch nicht richtig ist, für eine alltägliche Begebenheit einen so schauerlichen Hintergrund zu wählen. Es ist, als wollte Jemand ein Suppentöpfchen an einem Riesenbrande anfkochen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Der Gott des alten Doktors.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

(Fortsetzung.)

Ja, Freunde, so ein beklagenswerter Bursche bin ich in meiner Jugend gewesen! Freilich, jene Väter und Mütter nebst ihren Töchtern waren mit mir zufrieden, und schier noch mehr mein alter Michel-Anastasius. Er besuchte mich zuweilen oder wir trafen uns im Prater — jenes Ehrenwort, welches wir daheim gegeben, hielten wir treulich ein und ich wenigstens fühlte auch nicht die leiseste Versuchung, es zu brechen. Mir graute vor dem Hause, in dem meinem Vater einst bitterstes Herzeleid widerfahren, und selbst wenn dieser persönliche Grund nicht gewaltet hätte, ich hätte schwerlich, wie ich nun einmal war und dachte, besonderes Vergnügen daran gefunden, in dem Palais eines Aristokraten aus- und einzugehen. Denn wie sehr ich auch in meiner altklugen, pedantischen, hochnotpeinlichen Würde und Lebensführung mit jenen Hofratssöhnen und sonstigen Strebern übereinstimmte, die ihre Studienzeit auch dazu benutzten, Nacken und Charakter, den äußeren und inneren Menschen zu tiefen Bücklingen zu drillen, — in dem Einen unterschied ich mich scharf von ihnen, daß ich nicht bloß dieses Regiment, sondern auch die gesamte Adels- und Hofratssippe grimmiglichst haßte, jeden Keim und Gedanken der Freiheit inniglichst liebte. Natürlich that dieser Musterjüngling Hubert im Bewußtsein seiner Unfehlbarkeit auch darin ein Übriges: ich übertrieb ein an sich berechtigtes und achtungswertes Gefühl in's Sinnlose und Törichte. Zu meiner Entschuldigung mag nur dienen, daß die adelige Sippe, so weit ich sie aus eigener Erfahrung kennen lernte, dieses Vorurteil rechtfertigte; es war ein schlimmer Geist — Hohlheit, Unstätigkeit und Überhebung — unter den jungen Herren des österreichischen Erb-Adels, die damals an der Hochschule studierten. Jene großen schönen Traditionen, welche noch ein, zwei Menschenalter vorher in diesen Geschlechtern lebendig gewesen und in so herrlichen Gestalten, wie die des Wenzel Lichtenstein, des Freundes des großen Friedrich, ihre Verkörperung gefunden, waren völlig begraben. Zu meiner Zeit schienen die jungen Herren an der Hochschule ein einziges Ziel zu verfolgen: schon während der wenigen Jahre, wenn irgend möglich, mit dem Mark in ihren Knochen und dem Geld in ihres Vaters Truhe nach Kräften fertig zu werden. An leuchtenden Vorbildern in diesen sauberen Künsten fehlte es ihnen freilich nicht, die älteren Herren trieben es noch schlimmer, und wohl der schlimmste darunter war jener selbige Graf Lothar von Dietrichstorff-Linningen.

Es ist mir, da ein keusches Weib anwesend ist, nicht möglich zu sagen oder auch nur anzudeuten, wie es dieser Mensch trieb und welchen Ruf er hatte. Daß er seine Gemahlin, die Gräfin Hermine, gemordet, stand Allen fest; man sprach darüber, wie über irgend ein anderes gesellschaftliches Ereignis, offen und kaltblütig; wunderte sich jemand darüber, daß ihn die Justiz des Staates gleichwohl ungeschoren gelassen, so erhielt man zur Antwort blos die erstaunte Gegenfrage: „Ja, glauben Sie, daß dieser Mensch so unvorsichtig war, einen nachweisbaren Mord zu begehen?“ Über die Motive hörte man verschiedene Ansichten. Einige meinten, die Gräfin Hermine sei ihm ein Hemmschuh gewesen zur Erreichung pekuniärer Ziele, die Anderen, er sei in seine gegenwärtige Maitresse, eine französische Abenteurerin, die sich Marquise Vercour nannte, anfangs so vernarrt gewesen, daß er sie habe heiraten wollen, doch sei er nun ernüchtert genug, seinem Hause mindestens diesen Schimpf nicht anzuthun.

Digitized by Google

Thatsache war, daß er sich mit diesem Weibe niemals öffentlich zeigte; sie wohne, erzählte man, den Winter über in tiefster Verborgenheit in Wien, die übrige Zeit des Jahrs auf einem der Dietrichstorff'schen Güter im Waagthal. Das war auffällig, denn Graf Lothar war wahrlich nicht der Mann, sich besondere Reserve anzuerlegen, und so kursierten auch hierüber die merkwürdigsten Vermutungen. Die Dame, erzählten die Einen, sei keine Abenteurerin, sondern eine wirkliche und wahrhaftige Marquise, die der Graf unter dem Versprechen der Ehe verführt, und die, als sie von dem Verbrechen erfahren, welches ihr den Weg zum Traualtar bahnen sollte, wahnsinnig geworden und nun unter schärfster Bewachung gehalten werden müsse. Das sei sentimentales Geschwätz, versicherten die anderen, was den Grafen abhalte, sich öffentlich mit der „Marquise" zu zeigen, sei die — Eitelkeit; die Französin, die ihn anfangs durch Toilettenkünste bezaubert, sei ein verblühtes Weib, eine geschminkte Mumie. Es stand Einem völlig frei, welcher der beiden Versionen man glauben, welche man sich ausmalen wollte, denn mit eigenen Augen hatte niemand jenes Weib gesehen. Ich für mein Teil glaube beides nicht, und zwar auf Grund einer Äußerung, die einmal meinem einstigen Mentor entschlüpft.

Es war bei einem unserer Spaziergänge im Prater, an einem herrlichen Frühlingsmorgen. Wir waren in aller Frühe aufgebrochen, hatten in der kleinen Wirtschaft im Lusthause gefrühstückt und schritten nun durch die schöne, schattige Allee, welche von da der Vorstadt Landstraße zuführt, wieder der Stadt zu. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, nur uns entgegen kam ein einsamer Reiter, welcher den Hut in der Hand hielt, sein Pferd lässig im Schritt dahingehen ließ und mit vollen Zügen die duftige Lenzluft einzog. Ein stolzer, stattlicher Mann, mit männlich schönem Antlitz und freundlichen, blauen Augen. Michel geriet in sichtliche Verlegenheit, hielt den Schritt an und zog tief den Hut. Der Reiter winkte den Gegengruß. „Guten Morgen, lieber Stumpwiesser", sagte er freundlich, „nicht wahr, es ist schön hier?" — „Ja, sehr — schön", murmelte der Alte und warf einen verlegenen Blick auf mich. Der Reiter nickte noch einmal lächelnd und trabte weiter. „Wer war der Mann", fragte ich. „Du kennst ihn nicht?" rief Michel erstaunt. — „Wie sollt' ich? Es ist offenbar ein Aristokrat. Aber ein schöner Mann und sehr liebenswürdig!" — „Hm!" meinte der Alte, „er hat dir also einen günstigen Eindruck gemacht?" — „Gewiß!" — „Nun, es ist der Graf Lothar!" — „Der?" rief ich erstaunt und verblüfft, denn all' die furchtbaren Gerüchte gingen mir durch den Kopf. — „Ja!" sagte Michel mit traurigem Lächeln, „der Schein trügt! Nicht bloß sein Äußeres ist gefällig, er kann auch wirklich herzlich und liebenswürdig sein. Wenn ich ihn so zuweilen mit seinen Kindern spielen sehe, dann möchte ich immer einen Eid darauf ablegen, daß Alles, was man von ihm erzählt, Lüge und Verleumdung ist. Aber —" er stockte und verstummte. — „Aber es ist doch Alles Wahrheit!" ergänzte ich. — „Alles sicherlich nicht," meinte Michel. „Aber Einiges! Und das ist gerade genug, um zu erkennen, daß diesem schönen leutseligen Manne Herz und Gewissen unbekannte Begriffe sind! Alle guten Gaben hat die Natur auf ihn gehäuft und was ist er geworden? — Daß Gott erbarm!" — „Kennen Sie auch jenes Weib?" fragte ich, „die Marquise Vercour?" — „Nein! Was geht sie uns an? Laß uns von Anderem reden, Hubert!" Aber meine Neugierde war geweckt, ich erzählte von den seltsamen und widersprechenden Gerüchten, die über diese Person im Umlauf seien und vermutete mit einigem Rechte, daß der gute Michel nun doch alles sagen werde, was er irgend in Erfahrung gebracht. Aber er hielt sich, ganz gegen seine Gewohnheit, reserviert genug. „Es ist nicht Alles erlogen," sagte er, „ein Fünkchen Wahrheit ist in beiden Gerüchten, aber der Hauptgrund, warum die Marquise in tiefster Verborgenheit lebt, ist damit gar nicht gestreift. Dieser Grund ist — es freut mich dies zur Ehre der Menschennatur sagen zu können — ein schöner und edler! Aber nun genug davon, Hubert. Wie stehen Deine Studien?" Das war Alles, wir kamen weder damals, noch in der Folge wieder darauf zu sprechen, wie er denn überhaupt jenes Versprechen gegen meinen Vater im weitesten Sinne erfüllte: er brachte seine Zöglinge nie zu jenen Spaziergängen mit, die er mit mir unternahm, obwohl er mich dadurch, da ihn seine Pflicht band, zu seinem Schmerze selten genug sah.

Nur zwei Male fügte es der Zufall, daß ich den beiden hübschen, lieben Blondköpfchen begegnete. Als ich wenige Wochen nach meiner Ankunft in jene stille, vornehme Straße der inneren Stadt geriet, wo sich Palast an Palast reiht, die Himmelpfortgasse, begegneten mir die

Digitized by Google

beiden Kinder, als sie eben an der Hand ihres Erziehers aus dem Thorwege des alten düsteren Stammhauses traten. Michel begrüßte mich kurz und verlegen, fragte um die Richtung, in der ich ginge, und entschuldigte sich dann, daß ihn sein Weg just die entgegengesetzte führe. So oft mich auch seither mein Weg an dem mächtigen Palais vorüberführte, ich sah die holden Kleinen nie wieder, erst fünf Jahre später kamen sie mir noch einmal zu Gesichte. Es war dies an einem milden, klaren Herbstnachmittage, in der Kriau. Diese Kaffeewirtschaft am Donauufer war damals der Sammelplatz der guten, bürgerlichen Gesellschaft Wiens, und auch ich pilgerte häufig dahin, im Gefolge einer jener Familien, die in mir für die Gegenwart einen musterhaften Jüngling und für die Zukunft einen guten Schwiegersohn adorierten. So war's auch an jenem Oktober-Nachmittage, und während ich mir von einer behäbigen Dame den Kaffee einschenken und von ihrem halbwüchsigem Töchterlein verschämte Blicke zuwerfen ließ, beugte sich der Bruder derselben, ein Kollege, plötzlich geflissentlich zu mir herüber und fragte: „Kennst du die alte Dame dort?“ Er wies mit den Augen an einen der nächsten Tische, an dem eben eine kleine Gesellschaft: eine Dame, zwei blondgelockte Kinder und eine Dienerin, Platz genommen. „Nein!“ erwiderte ich gleichmütig. — „Aber es muß doch wohl sein!“ flüsterte er, „die Alte schaut dich ja verzückt an!“ — Ich blickte genauer hin und sah nun in der That, wie die Augen der Dame, gütige, tiefe Augen in einem bleichen, milden, trotz der Spuren des Alters wie des Kummers noch immer feinen und schönen Antlitz, mit einem seltsamen Ausdruck, auf mich gerichtet waren: sehen, wehmütig und doch wie weltvergessen blickten mich diese Augen an. Meine Begleiter begannen zu lächeln, ich wurde verlegen und suchte den Blick zu wenden, die Dame bemerkte es, eine sanfte Röte breitete sich über ihre feinen, krankhaft bleichen Züge und sie beugte sich zu den Kindern herab. — „Nun?“ frugen die an meinem Tische, „wer ist die Dame?“ — „Ich habe sie nie vorher gesehen,“ erwiderte ich, was denn auch die Wahrheit war; wenn ich aber verlegen fortfuhr: „ich kann mir auch gar nicht denken, warum dieser Blick mir gegolten,“ so war dies eine Notlüge, weitere Fragen abzuschneiden. Denn ich hatte die beiden Blondköpfe erkannt, und selbst wenn sie nicht zugegen gewesen wären, so hätte mir mein Herz gesagt, daß dies jene edle Frau sei, die einst meinen Vater so sehr geliebt und darum unglücklich geworden für Lebenszeit. Ich hatte oft von meiner Mutter und Anderen gehört, daß ich meines Vaters Ebenbild geworden — den triftigsten und rührendsten Beweis dafür hatte ich eben empfangen. Kaum vermochte ich, meine Bewegung zu verbergen. Hätte ich jener Empfindung folgen dürfen, die mich erfüllte und mein Herz rascher klopfen machte, ich wäre flugs zu der edlen Greisin hingeeilt und hätte diese bleiche, zarte Hand, mit der sie eben über das Lockenköpfchen ihres Nichtchens fuhr, an die Lippen gezogen. Nun — ich blieb im Kreise meiner behäbigen Freunde, und sah zu, wie sich die Baronin schon nach einer kurzen Weile erhob und wieder ihrem Wagen zuschritt. Sie hatte es diesmal vermieden, mich wieder anzublicken. Und es war dies auch, Ihr Freunde, das letzte Mal, daß ich sie sah, obwohl ich nun öfter, als es sonst sein mußte, an jenem Palais der Himmelpfortgasse vorüber ging. Und als ich einst vor einem Kaufladen der Kärntnerstraße einen Wagen halten sah, auf dessen Schlage das Wappen der Dietrichstorff-Linningen gemalt war: zwei Schlüssel, von acht Sternen im Kreise umrahmt — da fühlte ich wieder mein Herz klopfen und harrte geduldig, bis die Herrschaft erschien. Aber es war nicht Frau Aglaja, auch nicht ihr Bruder, sondern eine schwarze, stattliche Dame mit gegehrlichen grauen Augen, offenbar jene „Marquise,“ dacht' ich.

Wie gesagt, ich bekam die edle Frau nie wieder zu Gesichte, aber als ich in jenem Jahre — 1820 war's und ich hatte eben meinen Doktor gemacht — wieder im Hochsommer zu den Ferien heimkam, faßte ich mir ein Herz und erzählte meinem Vater von der Begegnung. Ich wagte kein Wort dagegen, ob sein Befehl nicht allzuhart gewesen, aber es mußte wohl aus meinen Mienen zu lesen gewesen sein, denn er blickte mich lange prüfend an, bis sein Antlitz immer weicher wurde und er endlich mit gerührter Stimme sagte: „Wenn ich diesem Engel durch mein Verbot weh gethan, so büße ich jetzt bitter durch das Bewußtsein, das edelste Herz gekränkt zu haben. Aber freventlich oder aus untilgbarem Haß ist es nicht geschehen — du mindestens, Hubert, mußt es richtig deuten. Mir ging es gegen das Gefühl, dich in einem Hause zu wissen, in welchem der Bürgerliche kaum so gut angesehen wird, wie ein Hund, und wenn ich auch dies verwunden hätte, mir sagte

Digitized by Google

es mein Herz, daß es eine Gefahr für dich wäre, dem Grafen näher zu treten. Das wollt' ich vermeiden, das hab ich vermieden — und es ist gut so!" Mein Vater war nicht blos ein guter, sondern auch ein kluger Mann mit feinfühligstem Instinkte — und doch! wie thöricht, wie grausam thöricht hat er da an mir gehandelt. Denn wenn ich in der That in eine Beziehung zum Grafen Lothar getreten, wenn ich zum Mindesten sein Haus häufig besucht hätte, dann — wäre jenes Unglück nicht über mich gekommen, welches mein Leben zernichtete! Was er zu hindern gewünscht, hat er just herbeigeführt, sein Verbot, statt jene geheimnißvolle Gefahr zu bannen, ward nur ein Glied in jener Kette der Notwendigkeiten, welche mich umstrickten. Aber ich klage ihn darum nicht an, er hat gehandelt, wie dies jeder Mensch muß; aus seiner Natur und den Verhältnissen heraus, — daß er hierdurch mein Verderben erst recht besiegelte, ist nicht seine Schuld. Ihr blickt mich staunend an, Ihr Lieben. Ach! ich rede wahr, nur zu wahr — Ihr sollt es bald erkennen! . . .

„Wenige Wochen nach dieser Unterredung mit meinem Vater," fuhr er wieder ruhigen Tones fort, „im Sommer 1820 erlebten wir alle an zwei aufeinander folgenden Tagen zuerst einen großen Ärger und dann einen tiefen Schmerz. Des Ersteren habe ich bereits gedacht: der Amtmann zu Gmunden ließ meinen Vater zu sich entbieten und las ihm das Reskript vor, welches den Prozeß um die Lutherbibel endgiltig entschied: die Bibel blieb konfisziert und mein Vater wurde gleichzeitig „wegen der bei diesem Anlaß dargethanen ungebührlichen und verstockten Gesinnung, sowie auch wegen mutwilliger Behelligung der hohen Gerichte" zu einer Geldstrafe von Zweitausend Gulden Konventions-Münze verurteilt. Malt Euch selber aus, in welcher Stimmung mein Vater Abends vom Gerichtstag heimkam! Nicht der Geldverlust schmerzte ihn, so bedeutend er selbst bei einem wohlhabenden Manne in die Wagschale fiel, sondern der qualvolle, ohnmächtige Zorn über ein Staatswesen, in dem solches Unrecht möglich geworden. „Justitia regnorum fundamentum" — der alte Mann wurde nicht müde, diesen Wahlspruch des Kaisers Franz in allen möglichen Tonarten zu wiederholen, und wer weiß, ob ihm nicht dieser bittere Groll ein Gallenfieber zugezogen hätte, wäre nicht am nächsten Morgen wieder eine Hiobspost eingetroffen, welche, so traurig sie an sich war, doch seine Gedanken auf Anderes wendete. An diesem Morgen nämlich übergab mir der Postmeister drunten in Hallstadt einen schwarzgesiegelten Brief, der für meinen Vater aus Ungarn gekommen. Es war eine mir unbekannte, kalligrafisch schöne Rundschrift auf der Adresse und das Siegel zeigte die beiden Schlüssel mit den acht Sternen. Mir krampfte sich das Herz zusammen, als ich das Schreiben besah, was konnte es anderes enthalten, als die Kunde vom Tode des guten Michel? So war es auch: ein Herr Lebrun, Privat-Sekretair des Grafen Lothar, sendete uns im Auftrage des Sterbenden dessen letzte Grüße und fügte aus Eigenem hinzu, „daß Herr Stumpwieser vor dem Hinscheiden noch einen reuemütigen Brief an Abt und Convent zu Admont gerichtet, und als seine letzte Bitte den Wunsch ausgesprochen, mit den, einem Mönch von der Regel Sancti Benedicti zukommenden Ceremonien bestattet zu werden, was denn auch, Dank der Munificenz des gnädigsten Herrn Grafen, pünktlich ausgeführt worden." So hatte es denn also der gute, schwache Mann richtig noch zu einer sechsten Station gebracht, aber das trübte uns die Erinnerung nicht, wir hätten eher das Gegenteil verwunderlich gefunden. Tief und aufrichtig beklagten wir diese treue, schmerzlich suchende Seele, welche in Vielem geirrt, nur in dem Einen nie: in der selbstlosen Hingabe für Andere! Als ich, nach Wien zurückgekehrt, zum ersten Male wieder in den Prater kam, da hätte ich wahrhaftig viel darum gegeben, den treuen Menschen wieder an meiner Seite zu sehen, sehr viel — vielleicht sogar meine Dissertation, obwohl ich mir auf diese Arbeit sehr viel einbildete. Sie hieß: „de toxicis vegetabilibus" („von den vegetabilischen Giften") und war ein Wunderwerk der Gelahrtheit. Ach, ich wollte, ich hätte damals mein Licht über ein anderes Thema leuchten lassen! Doch auch davon später und für jetzt nur soviel, daß mit dem Hinscheiden unseres Anastasius natürlich auch jenes lose Band, welches mich in Gedanken mit der edlen blassen Frau im Grafenhause verband, bedeutend gelockert war. Ich dachte ihrer kaum mehr und noch weniger ihres Bruders.

Auch sonst ist aus meinen letzten Wiener Jahren nichts besonderes mitzuteilen. Ich trat als Sekundarius in das Krankenhaus, war über meine Pflicht hinaus thätig, zog die Aufmerksamkeit meiner Oberen auf mich und erhielt, Dank ihrer Fürsprache, bereits im vierundzwanzigsten Lebensjahre die viel beneidete Stelle eines Arztes

Digitized by Google

der oberösterreichischen Landschaft mit dem Amtssitz in hiesiger Stadt.

Im Mai 1822 trat ich das Amt an. Meine Eltern waren selig darüber, daß sie mich nun in ihrer Nähe wußten und auf einem Posten, welcher an sich bedeutend, für meine Jahre doppelt ehrenvoll war, und auch ich konnte mit mir und der Welt so recht von Herzen zufrieden sein.

Man schilt unsere Stadt, in welcher freilich die Dampfnudeln stattlicher aufgehen, als die Geister, noch heut' als langweilig und doppelt und dreifach mag dies in jenen Tagen berechtigt gewesen sein, da ich hierherkam. Aber selbst empfunden habe ich höchstens, daß sich die Anderen langweilten, ich niemals, auch nicht unmittelbar nach meiner Übersiedelung aus dem geräuschvollen Wien. Denn das Bedürfnis nach lauter Lustigkeit, nach bewegtem Leben, hatte ich ja auch dort nicht gehabt; was mich in der Kaiserstadt erfreut, fand sich ohne vieles Suchen auch hier, ja noch viel reichlicher und besser. Über Mangel an Patienten konnt' ich schon in den nächsten Wochen nicht klagen, und sie mehrten sich von Monat zu Monat, da mich mein guter, alter, wunderlicher Kollege Füster immer inniger in's Herz schloß und die Lasten, die auf seinen Schultern lagen, auf mich übertrug. So fand mein ungestümer Drang nach Thätigkeit das Feld offen, ich konnte nach Herzenslust das erlernte Wissen üben, dazu die Spitals- und — auch schlechter will ich mich nicht machen, als ich war, und verschweigen, was mir sicher das Liebste daran gewesen — die Armen-Praxis; eine gelungene Kur an einem solchen armseligen, beladenen Stück Menschheit schien mir die höchste Freude. Auch für Erholung war genügend gesorgt; ein vernünftiges Buch zu lesen, hatte ich immer die Zeit, und mit mehr oder minder vernünftigen Menschen zu plaudern, die Gelegenheit. Weit öffneten sich dem jungen, als tüchtig gerühmten Arzte alle Thüren hiesiger Bürgerschaft und hätte er nur gewollt, so hätte er freiherrlichen Thee trinken und Braten von gräflichen Schüsseln essen können. Wollt' es aber nicht, dieser junge, hochmütige Doktor verkehrte nur gern mit Seinesgleichen und kümmerte sich um die adlige Rumpelkammer, wie das Viertel an der Promenade schon damals hieß, gar nicht, wich auch, so weit es ging, Allem aus, was das „K. K." vor dem Titel hatte. An Häusern, wo er gern gelitten war, und die Mütter eine süße Miene machten, wenn er eintrat, fehlte es ihm ja auch sonst nicht, wohl sogar an solchen nicht, wo's die Töchter ebenso machten. Und da die Stadt soviel kleiner war, so war der Ruf und Ruhm dieses Musternmenschen noch viel größer und somit auch sein Behagen dran. O welche Freude er an sich hatte, wenn er so im Sonnenschein durch die Straßen schritt mit reinlichem Rock und reinlichem Herzen — und an beiden kein Stäubchen. Hielt auch immer das Haupt erhoben und wunderte sich gewaltig, wenn er von Jemand hörte, der aus Schwäche oder Herzensdrang gestrauchelt. O der Narr, der harte, hochmütige Narr!

So verstrichen dem Trefflichen in Arbeit und Vergnügen und in ungetrübter Freude an der eignen Herrlichkeit vier Jahre. Da aber — im Frühling 1826 — ereignete sich etwas mit ihm, was ihn darüber belehrte, daß er gar nicht so stark war, wie er geglaubt. Verliebte sich da nämlich besagter Mustermensch bis über die Ohren und zwar, gegen alle seine Prinzipien, in eine junge Dame, die sowohl von altem Adel, als eines Beamten Tochter war. Gern that er's nicht, aber er mußt' es eben leiden. Denn das Mädchen war sehr schön und von jener Art, die immer am Tiefsten auf ihn gewirkt, der stillen, schlichten Schönheit. Und gut und klug war sie auch.

„Ja," fuhr der alte Herr fort, „diese Baronesse Marie Hernegg war ein Mädchen, welches einen Mann wohl glücklich machen konnte; sie hat's ja auch später bewiesen. Blendendes war nichts an ihr, und als sie mein Blick zuerst traf, glitt er achtlos von ihr hinweg und zu Anderen. Das war an einem Sonntag Nachmittag im Mai; die dickste und reichste meiner Gönnerinnen, Frau Sträubler, eines Kaufherrn Wittib, hatte einen Ausflug nach St. Magdalena drüben am anderen Ufer veranstaltet, viele Männlein und Fräulein, Alles, was gut und theuer war. Wie ich so, durch meine Pflichten verspätet, die erlesene Gesellschaft in lauter, aber höchst ehrbarlicher Lustigkeit unter den Buchen des Pfennigbergs traf, fiel mir auch das schlanke, blonde Mädchen in Weiß, das schweigsam dastand, so weit auf, daß ich dachte, wer wohl die hübsche Fremde sein möge, aber nicht weiter. Nun fügte sich's aber, daß ich ihr — die gute Sträubler liebte solche Scherze — durch's Loos als Ritter zugeteilt war. Das Amt war leicht; sie hatte eine ruhige, sichere Art des Verkehrs, und da sie aus Wien kam, — ihr Vater, der Hofrat von Hernegg, war eben als Präsident des Landesgerichts hierher berufen

Digitized by Google

worden — so fehlte es auch an Gesprächsstoff nicht. Freilich waren uns nur der Stefansturm, der Prater und die Donau gemeinsame Bekannte; in ihre Kreise war ich ja nicht gekommen. Warum nicht, fragte sie, worauf ich ihr in sehr wohlgesetzten Worten und mit jener Würde, die mir damals eigen war, meine Grundsätze entwickelte. Sie hielt, während ich sprach, die großen, sinnenden, graublauen Augen wie starr vor Staunen auf mich gerichtet, dann spielte ein leises Lächeln um ihren Mund, aber sie erwiderte nichts und begann nach den Zinnen und Thürmen zu fragen, die da unten aus dem Maiengrün zu uns emporgrüßten. Ich gab zögernd Bescheid, suchte dann auf das frühere Gespräch zurückzulenken, sie schnitt es ab. Und so verabschiedete ich mich des Abends mit dem erhebenden Bewußtsein, dem schönsten Mädchen der Gesellschaft als taktloser und anmaßender Plebejer erschienen zu sein.

Ob ich sonst viel an sie gedacht hätte, möchte ich bezweifeln; nun natürlich quälte sich der Mustermensch mit dem Gedanken, wie er den Fehler gutmachen könne. An der Gelegenheit fehlte es nicht; die reichen Kaufleute und einige angesehene Anwälte der Stadt zogen den adligen Richter und seine Tochter — der Baron war Witwer — mit heißem Bemühen in ihre Kreise, wohl aber an der Möglichkeit; dieses Mädchen zwang man zu keinem Gespräch, das sie vermeiden wollte. Und sich mit dem Gedanken zu trösten, daß ich nur eben dem Adelsstolz den Bürgerstolz entgegengestellt, hatte ich wahrlich auch keinen Grund. Wie immer der Baron über uns dachte, — ich sollt' es später erfahren — in seinem Gebaben war er, bei aller Würde, freundlich und unbefangen; wie anders, als die Krautjunker, die zuweilen, kurz eh' ein Wechsel fällig wurde, in diese Kreise hineinguckten. Marie aber gab sich freilich ein wenig anders, als unsere guten, dicken, fröhlichen Patriziertöchter, die wie ein erquicklicher Beweis dafür einherschreiten, daß unsere Linzer Küche die Butter nicht spart, — sie lachte weniger und las und dachte mehr. Gegen alle Welt sehr höflich, war sie's auch gegen mich, aber wenn ich auf jenes erste Gespräch zurücklenken wollte, entglitt sie mir in ihrer feinen, klugen Art und dabei spielte immer wieder jenes Lächeln um ihre Lippen. Das erträgt Niemand gern, geschweige denn eine Blüte menschlicher Vollkommenheit, wie damals ich war, und im August, bei einem Ausflug stromaufwärts, nach dem Kloster Wilhering, da ich ihr im Nachen gegenübersaß und sie mich anhören mußte, begann ich meine Entschuldigung. Aber sie erwiderte kurz, dessen bedürfe es nicht; meine Äußerung sei ihr als Beweis dafür sehr erfreulich gewesen, daß Stolz und Vorurteil gegen die anderen nicht blos in ihren Kreisen zu finden. Und da saß ich nun, starrte in die grünen Auen, an denen unser Schifflein vorbeiglitt, und meiner Nachbarin in's feine, edel geschnittene Antlitz und schämte mich, und schämte mich . . .

Und aus dieser angenehmen Empfindung heraus, Ihr Freunde, hab' ich mich in die schöne Baronesse verliebt. Gewiß war's auch die verletzte Eitelkeit; die Einzige, die Hubertum minder verehrungswürdig fand, mußte von seinen Vorzügen gründlich überzeugt werden, und ferner — gab's Eine, die zu erringen in den Augen dieses Kreises ein Triumph war, dann dies vornehme Mädchen. Wie kitzelte mich der Gedanke, wenn nun gar der Prachtmensch nicht mehr allein im Sonnenschein dahinschritte, sondern eine solche Gattin am Arm, — „sie hätte jeden Adligen haben können und hat den Doktor aus dem Bauerngeschlecht genommen; freilich was ist das für ein Mann!“ Aber das allein war's nicht, auch mein Gemüt war dabei; der Gedanke, sie zu besitzen, hitzte mir das Blut nicht zu Fieberglut, und zu wildem Begehren lockte mich das schlanke, holde, keusche Kind nicht, aber es wurde mir warm um's Herz, wenn ich sie sah, — und nie vorher hatte ich den Drang, gut und tüchtig zu sein, so innig empfunden, als nun in ihrer Nähe. Natürlich merkte sie sehr bald, wie es um mich stand, wahrscheinlich weit früher, als ich selber; dergleichen wittert ja das dümmste Frauenzimmer sogleich, die aber war fein. Wie sie's aufnahm? Anfangs machte es ihr gewiß nur in einer Art Spaß, die mir nicht schmeichelhaft sein konnte: da vergaßt sich der Mann, der auf seine Ahnen hinter dem Ochsenpflug so stolz ist, richtig in das erste adlige Mädchen, das er kennen lernt! Dann aber schmeichelte es ihr doch, und desto mehr, da ich ja in jenen Kreisen wirklich geschätzt war; daneben mochte es ihr erfreulich sein, auch einmal mit einem jüngeren Mann nicht blos über den letzten Cotillon, sondern auch über Goethe und Beethoven zu sprechen, und schließlich mißfiel ihr auch vielleicht mein sonstiges Wesen nicht. Kurz, sie liebte mich nicht in jenen ersten Monaten, aber sie sah mich gern und dachte sich wohl auch allmälig in den Gedanken hinein:

Digitized by Google

„Will's der Vater, so sind' ich mich darein!" Ich war geſcheidt genug, mich über die Stärke ihres Empfindens keiner Täuſchung hinzugeben, aber geſchmerzt hätte mich dies nur, wenn ich etwa ſelbſt in heißer Glut für ſie geraſt hätte. So aber dacht' ich: „Mehr erringſt Du Dir noch und aus dieſem Holz ſchnitzt man die beſten Frauen," — und beides gewiß mit Recht. Meine Sorge war nur, wie's der Vater aufnehmen würde, und darum nahm ich all' meine Kraft zuſammen, um über ſein Weſen in's Klare zu kommen. Das aber war nicht leicht. Ein echtes Gewächs ſeiner Zeit, dieſer Freiherr Richard von Hernegg, und doch wieder von ganz merkwürdiger Artung. Er durfte ſich rühmen, daß ſein Geſchlecht zu den wenigen des öſterreichiſchen Uradels gehörte, aber darauf war er eigentlich gar nicht ſtolz; hübſch war's freilich, und in ſeinen Augen ſtand ein Adliger, deſſen Wappenbrief aus dem ſiebzehnten Jahrhundert ſtammte, nicht höher, als der Sohn des Hallſtätter Chirurgen, gemeines Volk waren ſie beide. Aber ein weitaus größerer Ruhm als der alte Stammbaum, ſchien ihm die Thatſache, daß ſeine Ahnen, die einſt zur ſelben Zeit, da die Habsburger arme Schweizer Dynaſten geweſen, breit auf ihren Gütern im Traungau geſeſſen, und dann dem Kaiſer Rudolph die Erwerbung dieſes Gau's erleichtert, nun ſeit zehn Geſchlechtern, ſeit aller Beſitz verthan war, allergetreueſte Diener ihrer Herren geweſen, als Krieger oder Beamte. In welche grauen Zeiten ſich ſein Stammbaum verlor, erwähnte er kaum, aber die „Dienſtjahre", welche die Herneggs zuſammen aufzuweiſen hatten, trug er auf den Monat im Kopfe. Ein fröhlicher, weichherziger Mann, der keine Fliege hätte kränken können, hatte er ſich bei einer politiſchen Unterſuchung, die er als Rat bei einem lombardiſchen Gerichte durchzuführen hatte, ſo unerhört hart und grauſam erwieſen, daß ſolcher Eifer ſelbſt den Herren in Wien beängſtigend wurde, und ſie ihn raſch, die Treppe hinauf, auf dem Umweg über Wien auf den Linzer Poſten warfen, wo er keine Gelegenheit hatte, ſeine gute Geſinnung durch drakoniſche Urteile gegen „Hochverräter" zu bekunden. Das ſchmerzte ihn tief, weniger um ſeinet- als um ſeines kaiſerlichen Herrn willen, und im vertrauten Geſpräch trat ihm wohl zuweilen die ſchmerzliche Klage auf die Lippen, was wohl aus Öſterreich werden ſolle, wenn Metternich die Frevler auf den Spielberg ſchicke, ſtatt ſie köpfen zu laſſen! Gegen den lieben Gott mag er allerdings im Herzen minder devot geweſen ſein, als gegen den Kaiſer Franz, war auch ſogar vielleicht von deſſen Daſein minder überzeugt, aber nach außen kehrte er den frommen, ja bigotten Katholiken heraus, denn das war notwendig für Dynaſtie und Staat, und — für die Carrière! Die war das A und Z ſeiner Gedanken, ſeine Freude und ſeine Qual, ſeine Hoffnung und ſeine Furcht. Vorwärts kommen — Alles thun, was das Aufſteigen beſchleunigen — Alles laſſen, was es ſtören könnte — empor! Es war nicht blos die leitende, ſondern geradezu die fixe Idee des Mannes! Aber, ſagt' ich ſchon, leicht war dies nicht zu erkennen, denn er war in ſeinem Weſen ſonſt heiter und genußfreudig, liebenswürdig gegen die Männer und gegen die Frauen galant, bei aller perſönlichen Würde zu Scherzen geneigt und ein Freund bewegter Geſelligkeit. Eben darum hatte er ſich auch, ganz gegen die Art ſeiner Standesgenoſſen, zu jenem Verkehr mit dem halben Dutzend erleſener Bürgerlichen bequemt; er und ſeine Tochter amüſirten ſich da gut, er konnte Verehrung mit Freundlichkeit vergelten und der Carrière ſchadete es nicht — warum hätte er's nicht thun ſollen?! Und dieſer echt öſterreichiſche Zug ſeines Weſens tröſtete mich denn auch über die anderen, deren ich allmälig inne wurde — ſeiner Carrière ſchadete es ja auch ſchließlich nicht, wenn er mir, der ich weder ein „Hochverräter" war, noch den guten Chriſten ein Ärgerniß gab, ſeine Tochter vermählte. Um die Mitgift brauchte er ſich nicht zu kümmern und was meine Abkunft betraf — wer war in ſeinen Augen einer Hernegg ebenbürtig?!

So ſchien es mir ein gutes Vorzeichen, daß er mich kurz vor Weihnachten in ſein Haus lud und auch Marie ward immer freundlicher gegen mich, ohne freilich ja von ihrer gemeſſenen, ruhigen Art abzugehen. Und ſo wuchs mir mit der Hoffnung auch ſtetig die Neigung, denn — um auch dies zu geſtehen — ohne ſolche Ermunterung hätte mein Gefühl für Marie ſchwerlich dauernde Wurzeln geſchlagen, dazu war ich zu eitel und das Gefühl ſelbſt zu wenig leidenſchaftlich. So aber ſagte ich mir: im Carneval biſt Du wohl ſo weit, um ſie werben zu können, und darfſt es getroſt thun, du wirſt ſie lieb haben alle Tage deines Lebens, und ſie wird dich in ihrer ſtillen Art reich beglücken. Auch Andere ſchienen zu ahnen, wie es ſich mit mir gefügt, — die Freunde blickten mir lächelnd in die Augen und fragten, wie ich nun über Adel und Bürgertum dächte,

Digitized by Google

die Mütter anderer heiratsfähiger Töchter ließen mich nun nicht mehr die freundlich geöffneten Nasenlöcher, sondern lang herabgezogene Nasen sehen, mein Diener brummte, mein Schneider war des unerwartet großen Verdienstes froh. Und was sonst der Vorboten mehr waren, wenn ein Junggesell zur Werbung rüstet.

Darüber war der Sylvestertag von 1826 herangekommen. Herneggs luden einige Freunde zum Abend, ich war mit dort. Als die alte dickbäuchige Rococo-Uhr heiser, wie keifend, ihre zwölf Schläge that — was sich doch solche Kleinigkeiten dem Gedächtnis eingraben, es sind ja vierzig Jahre her! — stieß ich mit Marie an und blickte ihr tief in die Augen; sie schlug die Augen nieder, errötete und ließ dann — vielleicht nur, weil ihre Hand zitterte, oder war's Absicht — ihr Glas noch einmal leise an das meine anklingen. Es war ein kaum vernehmbarer Laut, und doch ist er mir noch viele Jahre später im Ohr geklungen und wie ich's nun berichte, hallt er in mir nach . . . Und ich sehe, wie die zarte Gestalt gesenkten Hauptes vor mir steht. Das Antlitz freilich kann ich nicht mehr genau unterscheiden, die holden Züge rinnen mir mit denen meines Schwesterkindes, der Clara Hueber zusammen, die auch so ein feines, liebes Antlitz hatte — aber wie sie nun den Kopf zur Seite wendet, sehe ich noch das zierliche Ohr, von Röte übergossen, und das sanfte Rund der Wange, und dahinter zittern die goldnen Härchen im Nacken . . ."

Der greise Mann hielt inne und blickte vor sich hin, lange, einige Minuten lang. Und als er fortfuhr, war seine Stimme unsicher:

„Nun, Ihr wißt, es ist anders gekommen, als wir damals geträumt, und es sind Alle tot, die damals fröhlich dem Schlag jener Uhr gelauscht; auch das Haus ist längst niedergerissen. Und Ihr wißt wohl auch, daß die Marie später den Baron Welden geheiratet hat, drüben im Rieder Kreis und vor fünf Jahren gestorben ist. Sie hat das schwere Unglück gehabt, den Gatten und die Kinder zu überleben, aber ihr Leben war doch ein gesegnetes, denn sie hatte das Talent, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Tot und begraben sind alle, und nur ein einsamer, alter Mann gedenkt jener Zeiten und macht sich und andern damit das Herz schwer. Aber, da ich begonnen, mag's vollendet sein . . ."

Er rückte sich stramm zurecht und fuhr fort:

„Es war sechs Tage später, am Dreikönigstag 1827; Tag um Tag hatte der Schnee herabgestäubt, nun war am Morgen unser Feind, der Ostwind, hereingebrochen, wirbelte die Haufen in die Lüfte und warf die Lasten von den Dächern nieder; die wenigen Minuten von meiner Wohnung in's Spital waren mir jungem, rüstigen Kerl ein Höllengang und ich war ordentlich gerührt, als ich trotzdem meinen alten wackeren Primarius Füster im Krankensaal fand. Weiter aber reichte seine Kraft nicht, und so mußte ich seine Vertretung auswärts übernehmen. Vor Allem war ein Fall dringend: in einer Villa vor der Stadt, auf dem Wege zum Freinberg, war eine französische Dame, die erst kürzlich dort eingezogen, Nachts schwer erkrankt; ein Diener hatte ihn schon in der grauen Frühe hinausgebeten. „Böser Weg heute! keinem Hund zuzumuten, nur einem jungen Arzt. Hm nicht? Gewiß!" — und ich machte mich auf. Hinter der Kapuzinerkirche blieb der Schlitten stecken, die Pferde sanken bis an die Brust in den Schnee und wollten nicht vorwärts. Ich sprang ab und drängte mich vorwärts, watend und stolpernd, gleitend und fallend, vom Schneesturm halb erstickt und geblendet, vorwärts durch die Dämmerung dieses schauerlichen Tags. Nach zehn Minuten war ich mit Schweiß bedeckt, und meine Kniee zitterten; wieder zehn Minuten, und ich hielt verzweifelt an; nun hatte ich auch die Straße verloren, noch ein Schritt, und ich trat in's Bodenlose; ich mußte in einen Graben geraten sein und heulend fuhr der Sturm über mich hin und begann den Sinkenden mit Schnee zu bedecken. Und wie ich so tiefer und tiefer gleite, und schon wirbelt mir im Hirn die Todesangst, da hör' ich plötzlich eine Stimme — ein Schrei der Not und dann die Worte: „Miséricorde, sainte vierge!" — deutlich, aber wie aus weiter Ferne, und nun, da der Wind jählings umsetzt, klingt's gellend, als würd's mir ins Ohr geschrieen: „Hülfe! Wer da?!" und ich sehe kaum vier Schritte vor mir ein Weib, versunken wie ich oder kniend, die Hände verzweiflungsvoll erhoben. Der Anblick belebt mir die Kraft, ich stütze die Arme auf und taste nach einem Halt, da ist ein Gestrüpp, ich greife hinein und halte mich daran fest — die Dornen zerreißen mir den Handschuh und bohren sich in die Hand, aber das zähe Gesträuch läßt nicht nach; endlich steh' ich wieder auf den Beinen, ein Anlauf, ein Sprung, und ich bin drüben, fasse die Kauernde an den Händen und reiße sie empor. Ein junges Geschöpf, ich seh's trotz der

Digitized by Google

Dämmerung, obwohl das wirre Haar, das hinter dem Kopftuch hervordringt, weiß bereits erscheint; wie im Wahnsinn glühen mich die großen, blauen Augen an. „Wer sind Sie?“ stammelt sie; „Par où la ville?“ dann wieder deutsch: „Ich muß zum Doktor!“ — „Der bin ich! Sind Sie aus der Villa Neideck?!“ — „Dieu merci! Kommen Sie! kommen Sie!“ Aber es währt geraume Zeit, bis wir uns, das arme zitternde Ding an meinen Arm geschmiegt, bis zum Thor der Villa durchkämpfen, ein Gehölz entlang und dann, da uns der Sturm immer wieder hinzustrecken droht, unter den Bäumen hin. Und dabei erzählt sie mir, französisch und deutsch wirr durch einander, die Mutter sei seit gestern schwer erkrankt und rase im Fieber; da sich der Diener geweigert, nochmals im Unwetter hinauszugehen, und sie auch die Dienerin vergeblich darum angefleht, so habe sie sich endlich selbst auf den Weg gemacht. Und zwischendurch schluchzt sie immer wieder, so wild, so verzweiflungsvoll, daß es mir das Herz bewegt: „Elle mourra . . . Elle mourra!“

(Fortsetzung folgt).

Alte Klänge.

I.

So sprich zu mir, so sieh mich an,
Und alle Sorg' ist abgethan!
So laß mich glauben, daß erneut
Das Wiedersehn auch dich erfreut,
Und wenn der Tag den Gruß verwehrt,
Du ihn, wie ich, so tief entbehrt:
So sprich zu mir, so sieh mich an,
Und alle Sorg' ist abgethan!

II.

Nur dein zu denken, weht und quillt
Wie Poesie mir durch's Gemüte,
Die Sehnsucht weckend ungestillt
Nach deines Lächelns Jugendblüte!
Zu hoffen, was dein Gruß verspricht,
Und deiner Stimme Ton zu hören —
Der Wiederklang wird zum Gedicht
In überseligem Bethören!

Otto Roquette.

„Nur eine Rast war's . . .“

Nur eine Rast war's auf der Wanderfahrt.
Du sahst den Mann mit Gott und Glück zerfallen,
Und Mitleid faßte dich nach Frauenart.

Du wolltest Stern sein meines Herzens Nacht,
Du wolltest Frieden bringen in mein Leben
Durch deiner Liebe wundermächt'ge Macht.

Und Hoffnung regte da in mir sich leis
Und wuchs empor zu starkem Kinderglauben,
Daß eine Rose sprieße aus dem Eis.

Es war ein Wahn. — Du hast es bald erkannt,
Daß ich verloren sei für diese Erde,
Und hast dich heimlich weinend abgewandt. —

Nun zieh' ich wieder weiter, einsam, still,
Und weiß, daß nirgendwo erblüht die Blume,
Die ein verlornes Leben schmücken will.

Karl Bienenstein.

Das hohe Epigrammenlied auf Herrn Schlochs rote Nase.

Von **Friedrich Theodor Vischer.** (Ungedruckter Nachlaß).

(Fortsetzung.)

XXI.

Gebricht dir's je an Brod, leicht wird es dir gelingen,
Bei einem Schmiede dich als Esse zu verdingen,
Doch nimm dich wohl in Acht, wenn's in der Werkstatt dämmert,
Daß man aus Irrtum nicht dir auf der Nase hämmert.

XXII.

Gewehrschloß könnte man entbehren und verwinden,
Könnt man ein Regiment mit solchen Nasen finden.

XXIII.

Er wurde Astronom. Er stieg zur hohen Warte
Wo er gehobnen Haupts nach den Gestirnen starrte.
Inzwischen ging ein Schiff — o schwere Schicksalsstunde! —
Im fernen Ozean mit Mann und Maus zu Grunde.
Man sah in Sturmesnot ein rotes Feuer brennen,
Den Pharo glaubte man von Weitem zu erkennen,
Man steuert nach dem Ziel, und an gezackten Klippen
Zerschellen rettungslos des Baues Eisenrippen.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuſkript. Alle Rechte vorbehalten.

Die ſchlimmen Brüder.

Volksſchauſpiel in vier Akten und einem Vorſpiel von **Paul Heyſe.**

(Fortſetzung.)

Fünfte Scene.

Die Herzogin und die drei Brüder

Herzogin.

(ſteht einen Augenblick in ſich verſunken, thut dann einige Schritte nach links, um abzugehen, bleibt wieder ſtehen.)

Was war es doch,
Was mir mein Herr — faſt hätt' ich es verſäumt;
Die fremden Künſtler — ſie warten noch.

(wendet ſich zu ihnen.)

Ich bin nicht eben aufgeräumt,
Doch ſollt ihr mir willkommen ſein,
Kann eure Kunſt vom Trübſinn mich befrei'n.
Wer iſt der Spielmann hier?

(Hans tritt vor.)

Seid Ihr's?
Ich ſang einſt ſelber zur Laute gern
In frohen Tagen; die ſind nun fern.
Doch mein' ich, heilſam wäre mir's,
Ließt Ihr mich liebliche Weiſen hören.
Mich ſuchen Geſpenſter heim zur Nacht,
Die oft mich um den Schlaf gebracht,
Vielleicht kann ſie Muſik beſchwören.
Ich wüßt' Euch großen Dank. — Und Ihr — (zu Hinz)

Hinz.

Bildhauer bin ich.

Herzogin.

Zeigt auch mir,
Was meinem Herrn Ihr zugedacht.

Hinz (beſtürzt).

O gnädige Fürſtin, ein werthlos Ding —

Herzogin.

Ihr ſeid beſcheiden. Nichts iſt gering,
Was redliche Kunſt hervorgebracht.

Hinz.

Wenn Ihr befehlt —

(Er beginnt in höchſter Verlegenheit das Figürchen aus dem Tuch zu wickeln, läßt es abſichtlich fallen, daß es am Boden zerbricht.)

Verwünſchtes Ungeſchick!

Herzogin.

O weh! Nun liegt's in Trümmern da.
Eu'r Unmuth geht mir wahrlich nah.

Hinz.

O es verdiente kein beſſres Loos.
Dürft' ich nach Eurem Beifall ringen,
Das Schwerſte ſollte mir wohl gelingen.

Herzogin.

Wohl hätt' ich einen Wunſch, ſo groß —
Ich darf wohl nie Erfüllung hoffen.

Hinz.

Nennt ihn. Was meine Kunſt vermag —

Herzogin.

Ich ward von ſchwerem Geſchick betroffen,
Ein theures Kind bewein' ich Nacht und Tag.
Nun denk' ich oft, hätt' ich ein Bild,
Ihm gleichend an Geſtalt und Zügen,
Die tiefe Sehnſucht, nie geſtillt,
Ließ' hin und wieder in Ruh' ſich wiegen,
Und ſanft beſchwichtigt wähnt' ich wohl,
Es ſei zu meinem Troſt erſchienen,
Daß ich im Leide nicht vergehen ſoll.
Seid Ihr zu ſolchem Werk geſchickt?

Hinz.

O gnäd'ge Fürſtin, Euch zu dienen,
All meine Kräfte ſetzt' ich ein,
Hätt' ich das Herrlein einmal nur erblickt!

Herzogin.

Ich hab' ein kleines Täfelein,
Darauf ein Maler mit dürft'gen Strichen
Sein liebes Antlitz konterfeit,
Doch hat's ihm wunderſam geglichen.
Ich weiß' es Euch. Wenn es Euch glückt,
In Eurer Schuld dann bin ich allezeit.

Hinz.

Es wird mir glücken.

Herzogin (zu Heinz).

Warum ſteht
Ihr ſo in Euch verſunken. Herr Poet?
Ich fürchte zwar, ich werd' an Euren Gaben,
Da Ihr auf lachende Hörer zählt,
So bald noch nicht Gefallen haben.
Einſt hat mir nicht der Sinn gefehlt
Für heiterer Vers' und Reime Spiel,
Zumal italiſchem Land entſproſſen.
Jetzt iſt mir Ohr und Herz verſchloſſen

Digitized by Google

Für Alles, was mir einst gefiel,
Und mir im Ohr klingt immerfort
Nur jenes Eine Dichterwort:
Kein größrer Schmerz, als an entschwundnes Glück
Im Elend rückgedenken! – Kennt Ihr Den,
Der das gesagt?

Heinz (verwirrt.)

Der große Florentiner —

Bisher — beschämt muß ich's gestehn —
Zu furchtbar mir, zu riesenhaft erschien er.

Herzogin.

Ihr seid noch jung. Kein Leidgeschick
Hat Eure Blüten abgestreift;
Doch wenn das Leben Euch gereift,
Fühlt Ihr des Wortes trostlos tiefen Sinn.
(versinkt in sich, blickt wieder auf.)
Lebt wohl! Kann ich, so arm ich selber bin,
Euch irgend hülfreich sein, gern will ich's thun.
Laßt's Euch gefallen hier.
(Sie nickt ihnen freundlich zu und geht mit dem Hoffräulein nach links ab.)

Sechste Scene.

Die drei Brüder.

Hans (nach einer Pause).

Was sagt ihr nun?
Bei allen Göttern, ist dies nicht
Ein leerer Spuk, ein Traumgesicht,
So müssen wir's mit Dank erkennen,
Daß wir den Gottfeibeiuns Vater nennen.
Sagt, ging's mit rechten Dingen zu,
Wie wir dem wütenden Volk entrannen?
Und da wir kaum noch uns besannen,
Sind wir aus aller Noth im Nu,
In Herzogsdienst wohl aufgehoben,
Und wie es Jedem daß gefiel,
Dürfen wir unsre Kunst erproben.
Hat da der Teufel nicht die Hand im Spiel,
Laff' ich mir heut noch die Platte scheeren

Hinz.

Was fiel dem alten Herrn nur ein,
Uns andre Namen zu bescheeren?

Hans.

Hans, Hinz und Heinz klingt zu gemein.
Er will uns Hofessitte lehren.
Ich hoff', es wird dem neuen Ariel
Die Gunst der Herzogin nicht fehlen.

Heinz.

Was für ein Weib!

Hans.

Dich, Bruder Gabriel,
Schien ja ihr Anblick gänzlich zu entseelen,
Standst vor ihr wie ein blöder Narr,
Blicktest zu Boden stumm und starr,
Und Hinz, um sich nicht schämig zu verfärben
Wie'n blöder Schüler, warf mit Fleiß
Sein nacktes Jüngferchen in Scherben.

Hinz.

's war eine Dummheit. Weiß nicht, wie's geschah,
Mich überlief ein kindisch Grauen,
Als diese Frau mir still in's Auge sah.
So, dacht' ich, pflegten sie auszuschauen,
Die in der seligen Heidenzeit
Als Göttinnen herniederschwebten,
Nur daß sie nicht so ehrsam sich bestrebten,
Sich einzuwinden in ein dichtes Kleid.
Mein Seelenheil gäb' ich drum hin,
Könnt' ich mit ihrer Kammerzofe tauschen,
Etwa im Bade sie belauschen,
Gesicht, Gefühl und jeden Sinn
An dieser Glieder Götterpracht berauschen.
Die Puppe da —
(Stößt mit dem Fuß die Scherben fort.)
— wie konnt' ich nur
Jemals in ihr was Rares sehen!
Nein, bis mein Wille mir geschehen,
Will ich nicht ruhn!

Hans.

Schwur gegen Schwur:
Auch mich soll keine Müh' verdrießen,
Bis ich's erreicht, sie in den Arm zu schließen.
Zwar haff' ich Weiber dieser Sorte,
Doch just ihr Kaltsinn macht mich wild,
Und trifft man sie am rechten Tag und Orte,
Glüht Leben auf im Marmorbild.
Dem Teufel ist's die höchste Lust,
Eine Heilige zu Fall zu bringen.
Drum frisch an's Werk!

Heinz.

Es wird euch nie gelingen!
Ihr Armsten, regt in enrer Brust
Kein andrer Trieb sich, als gemeine Gier
Nach Freuden, rasch verflogen, wie genossen?
Hat enren stumpfen Sinnen hier
Sich nicht die Ahnung höhern Glücks erschlossen?
Wird diese Frau, die Hohe, Milde,
Vom heiligsten der Schmerzen nicht beschirmt,
Wie von demantenem Cherubsschilde,
Den selbst der Hölle Macht umsonst bestürmt?

Hans.

Hört, hört den trefflichen Sermon!
Zum Pfaffen ward der Teufelssohn.
Doch nur Geduld! Ich wett', in kurzer Frist
Singt unser Vogel wohl aus anderm Ton.
Bis dahin gönnt ihm das Vergnügen,
Zum Übermenschen sich emporzulügen.
(Sie wenden sich zum Abgehen.)

Digitized by Google

Siebente Scene.

Vorige, (hinter der Scene) Eva's Stimme. (Melodie des Liedes im Vorspiel.)

Nun singt und springt, nun jauchzt und trinkt,
Es blühen die Rosen im Mai.

Hinz.

Teufel! Wie kommt die Her' hieher?

Eva's Stimme.

Mit grellem Schopf und Wackelkopf
Ist Spiel und Tanz vorbei.

Hans.

Das Wettermädel!

Eva.

(tritt in der Galerie von links auf, ein herzoglicher Diener folgt ihr.)

Tralera, Tralei —
Und die Eve, die Ev' ist dabei.
Ja, ja, da ist sie, frank und frei!

(zum Diener)

Dank, guter Freund! brauch' Euch nicht mehr.

Diener ab.)

Wie? macht mein Anblick Euch zu Stein?
Haha! Nein, seht Ihr drollig aus!
Ich bin's leibhaftig, in Fleisch und Bein,
Und bring' Euch Grüße von zu Haus.

(Küßt zu Hinz, stellt sich dicht vor ihn hin.)

Du Stock, Du Tölpel! Hast verlernt,
Wie man Feinsliebchen muß begrüßen?
Konntest doch sonst recht tapfer küssen.
Nun?

Hinz.

Bin vor jähem Erstaunen starr.
Wie hast Du Dich nur von Haus entfernt?

Eva.

Auf meinen zwei Füßen, lieber Narr.
Es war nicht auszuhalten daheim,
Seit ihr vom Teufel euch holen lassen.
Die Buben höhnten mich auf der Gassen,
Sangen mir nach einen Ekelreim,
Und da ein Handelsmann die Kunde bracht',
Er hab' euch hier zu Land getroffen,
Huscht' ich euch nach. Hab' ich's nicht recht gemacht?
Du wirst mich loben, will ich hoffen.
Nun führ mich flugs in Dein Quartier.
Erst will ich schlafen, dann will ich essen,
Hernach vertraulich plaudern wir.

(hängt sich an ihn.)

Hinz (ohne sich zu rühren).

Wie konntest Du aller Zucht vergessen,
Mir nachzulaufen — und hier, so offen
Am Herzogshof — ihr Brüder, sagt,
Kann hier wohl ihres Bleibens sein?

Eva.

Den Beiden hab' ich nicht nachgefragt,
Es war mir nur um Dich allein.
Doch Du Abscheulicher drehst Dich um?
Schämst Dich wohl mein? Sag es nur frei!
Es gilt mir gleich — tralera tralei!
Da ist der Hans, der ging um mich herum
Schon lang wie die Katz' um den heißen Brei.

(Küßt zu Hans hin.)

Da bin ich, Hänschen. Wir wollen lachen,
Dem kalten Klotz mit unsrer Liebe künftig
Recht siedend heiß die Hölle machen.

Hans (verlegen).

Kind, laß Dir sagen — sei vernünftig!
Wir stehn in des Herzogs Dienst seit heut,
Müssen als reputierliche Leut'
Abthun das ungebundne Wesen,
Zumal auch die Frau Herzogin —
Sie ist gar streng —

Eva.

Nun immerhin!
Ich seh', ich bin nicht klug gewesen,
Zu bauen auf Männerlieb' und Treu',
Doch bin ich nun hier und will hier bleiben.

(Sie geht, den Kopf zurückgeworfen, auf den Sessel zu und läßt sich hineinfallen.)

Heinz.

Bist Du von Sinnen? So ohne Scheu —
Des Herzogs Sitz — mit Schlägen wird man Dich,
Landfahrerin, von hinnen treiben.

Eva.

Das wart' ich ab. Kümmert euch nicht um mich!
Will hier einstweilen ein Schläfchen machen.
Gute Nacht! (schließt die Augen.)

Hinz.

Du möchtst unsanft erwachen.
Da (greift in die Tasche) nimm dies Geld, all was ich habe,
Such Dir eine Herberg. Bis zur Nacht
Hab' ich das Weitere dann bedacht.
Doch jetzt —

Eva.

(stößt seine Hand zurück, daß die Geldstücke auf den Boden rollen).

Behalt Deine Bettlergabe!
Will keine Gnade, mein Recht nur will ich.
Zum Herzog geh' ich, der soll entscheiden,
Ob mir geschieht, wie recht und billig
Nach dem, was vorging zwischen uns Beiden.
Der Fürst ist, hör' ich, ein gnäd'ger Mann —

Achte Scene.

Vorige, (der Graf erscheint in der Galerie.)

Graf.

Wer ruft des Herzogs Gnaden an?

(Die Brüder stehen bestürzt. Eva steht ruhig auf.)

Eva.

Ich, edler Herr.

Graf.

Ha, das ist kühn!
Ein schönes Kind dort unterm Baldachin?
Wie kam sie her?

Digitized by Google

Hinz.

Aus unsrer Stadt, Herr Graf,
Ein Mädchen, das ich vor Zeiten traf,
Und da sie hübsch und wohlgebaut —

Graf.

Wo hab' ich dies Gesicht nur schon geschaut?
War's nicht — die zierliche Figur,
Die meinem Herrn so wohlgefiel?
Ha, recht! — (nähert sich Eva, faßt ihre Hand)
Sprich, Kleine! Vertrau mir nur,
Was suchst Du hier?

Eva.

O, gnäd'ger Herr, nicht Viel,
Nur eben Recht und Gerechtigkeit.
Man trieb mit mir ein schändlich Spiel.

Graf.

Nun, weine nicht. Du sollst noch heut
Zutritt erlangen bei unserm Herrn.
Was Du auch bittest, er gewährt Dir's gern;
Ich setze mein gräflich Wort zum Pfand.
Er ist gar huldreich. (zu den Brüdern)
Deß zum Zeichen
Hat er an Euch mich abgesandt,
Euch diesen Beutel Golds zu reichen.
(legt ihn auf den Sessel.)
Seine Diener sollen nicht Mangel leiden,
Auch, wie's bei Hofe Brauch, sich kleiden.
So theilt Euch brüderlich darein. (zu Eva)
Du aber folge mir ohne Sorgen.
Ich will Dir selbst zur Gesellschaft sein,
Bis unser Herr vom Jagen kehrt.

Eva (ihm die Hand küssend).

Ihr seid zu gnädig.

Graf (ihr Haar streichelnd).

Du bist es werth.
(führt sie durch die Galerie ab. Sie dreht sich noch einmal um, spreizt mit plötzlichem Hohnlachen die fünf Finger gegen die drei Brüder und läuft fort.)

Hans.

Haha! Nun ist sie wohlgeborgen!
Kommt!
(faßt Heinz unter den Arm, wendet sich im Abgehen nach Hetzy um.)
Gabriel, willst Du nicht mit uns gehn?

Heinz.

Ihr Himmlischen, wie ist mir denn geschehn?
Wie einem Träumer, der beim Morgenroth
Den glüh'nden Flammenball gesehn.
Wohin nun seine Tritte wanken,
Er sieht das Bild vor seinen Augen schwanken,
All' andre Farben grau und todt.
O himmlisch hohe, herrlichste der Frauen,
Mein Heil hinfort ist zu dir aufzuschauen!
(wendet sich zum Abgehen.)

Neunte Scene.

Heinz. Magnus (von links, aus dem Zimmer der Herzogin).

Magnus.

Wohin, mein junger Freund?

Heinz.

Hinaus,
In Wald und Feld mein glühend Herz zu kühlen,
Die heiße Stirn in's nasse Moos zu wühlen,
Und bei des Wildbachs wütendem Gebraus,
Das mir die Neuestimmen übertönt,
Mein Elend minder schwer zu fühlen!

Magnus.

Elend? Ihr scheint mir sehr verwöhnt,
Ich kam, Euch meinen Glückwunsch darzubringen,
Und hör' Euch Klagelieder singen?
Was fehlt dem jungen Herrn? Mich dünkt,
Ein Jüngling hat von Glück zu sagen,
Der es so weit am ersten Tage bringt.
An Euren Schwänken hat der Fürst Behagen,
Und seine Frau —

Heinz.

Der Fürstin Huld
Verscherz' ich ewig durch die frechen Possen!

Magnus.

Mein stürmischer, junger Freund, Geduld!
Euch soll hier reicher Lorbeer sprossen.
Die hohe Frau — erst eben jetzt
Hat sie geruht, sehr gut von Euch zu sprechen;
Ich glaube selbst, daß sie Euch höher schätzt,
Als Eure Brüder.

Heinz (freudig).

Wie? Ihr meint —?

Magnus.

Bisher nur ließ sie, wie mir scheint,
Von Eurem Aeußern sich bestechen
Und traut Euch zu auf Euer schmuck Gesicht
Gar auserles'ne Geistesgaben.
Müßt Euer Pfund nur nicht vergraben,
Reimt ihr ein zierliches Gedicht,
Stimmt Euer Saitenspiel zu holden Weisen,
Vergeßt vor Allem nicht, die Tugend hoch zu preisen,
Und seid gewiß, Euch blüht's, in ihrer Gunst
Die höchste Staffel zu erklimmen.

Heinz.

O könnte meiner schwachen Kunst
Das je gelingen!

Magnus.

Macht mich nicht ergrimmen
Durch alberne Bescheidenheit,
Da einer Kunst Ihr mächtig seid,
Der von den Schwesterkünsten allen
Der stärkste Zauber zugefallen:
Das Wort! Schleicht nicht sein unscheinbarer Klang

Digitized by Google

Am unentrinnbarsten in alle Seelen,
Und ob ihm auch die gröbern Reize fehlen,
Mit denen Bildkunst und Gesang
Die Sinne schmeichlerisch verführen —
Wenn längst ihr kurzer Rausch verflog,
Läßt sich erst recht des Wortes Zauber spüren,
Das arglos so ein Seelchen in sich sog.
Es nistet tief sich ein in dunkler Haft,
Nährt sich vom feinsten Lebenssaft,
Und eh' man's ahnt, entfacht es Flammen
Der himmelhohen Leidenschaft,
Den Menschen zu besel'gen, zu verdammen.

Heinz.

Ich dank' Euch, werther Herr! Fürwahr,
Ihr stärket neu mir Mut und Hoffen.
Doch jetzt — noch seht Ihr mich betroffen
Von Allem, was mir hier so neu und wunderbar.
Entlaßt mich! O, mein Busen ist so voll —

Magnus.

Nun, so entladet ihn, und gnad' Euch Gott Apoll!
(Heinz ab.)

Magnus
(sich die Hände reibend und ihm nachblickend).

Bravo! So kommen wir an's Ziel!
Just daß der Jüngste meiner Knaben
So blöd' sich anstellt und zu viel
Vom Blut der Mutter scheint zu haben,
Hier kommt mir's wundersam zu Passe.
Denn diese Frau ist allzu hochgemut,
Als daß sie von gemeiner Sinnenglut
Sich in mein Garn verlocken lasse.
Erst muß die stolze Seele glühn,
Dann wird's im Zwielicht himmlischer Gefühle
Wohl auch den spröden Sinnen schwüle,
Und bald wird unser Weizen blühn.
Nun Weidmannsheil! Wenn dieses Wild uns prellt
Und diese feinen Stricke reißen,
Will ich der dümmste Teufel heißen,
Der Seelen je ein Netz gestellt!
(Verhang fällt.)

(Fortsetzung folgt).

Onkel und Nichte.

Eine Romanze von Ernst Eckstein.

Durch Granada's Ulmenhaine
Schritt vergnügt im letzten Jahr ich;
Und im Park des Mohrenschlosses
Traf ein wundersames Paar ich.

Sie, ein Mädchen schlank und rosig,
Himmlisch, wonnig und so weiter . . .
Doch im dunklen Koch des Priesters
Schlich bedachtsam ihr Begleiter.

„Onkel!" sprach ihr Silberstimmchen, —
Ach, es klang wie Festgedichte!
Ernst und lichtlos war der Onkel,
Frisch und sonnig war die Nichte . . .

Von dem bunten Schippenhütchen
Schwankten Federn keck hernieder,
Und rubinenfarbner Kaschmir
Hüllte weich die vollen Glieder.

Ihr Gesicht — ein Frühlingsmärchen:
Ihre Augen — Feuerbrände.
Ihre Füßchen — zart und zierlich;
Zart und zierlich auch die Hände.

Wie's geschehn, das weiß Apollo,
Dem ich Alles treu berichte . . .
Kurz, den Onkel lernt' ich kennen,
Kennen lernt' ich auch die Nichte.

Grundgelehrt vom Tridentinum
Sprach ich mit dem frommen Hirten,
Während hundert Schmetterlinge
Rings um laufend Kelche schwirrten.

Daß die Ketzer man verbrenne.
Fand ich heilsam und verständig . . .
Ach, ich selbst, ich schnöder Ketzer,
Glomm und glühte ja lebendig —

Glomm und glühte von Casilda's
Wonnig-süßem Angesichte . . .
Theoretisch trieb's der Onkel,
Praktisch aber trieb's die Nichte.

Von der Sehnsucht wilden Flammen
Trieb sie tückisch mich umlodern —
Bis zuletzt ich Muth verspürte,
Trotzig Rechenschaft zu fodern.

Hält' zum Onkel ich gesprochen:
„Laß die Ketzer nicht verderben!"
Pah, er hätte kühl gelächelt:
„Gottverworfne müssen sterben!"

Doch Casilda fand es schnöde,
Daß ein Mensch den andern richte;
Denn fanatisch war der Onkel,
Und voll Duldung war die Nichte.

Etwas Qual und etwas Hölle
Gönnte zwar dem schlimmen Kauz sie;
Doch die Gluten dann zu löschen
Trieben Mitleid und Verstand sie.

Ihres Lächelns Rosendüfte
Kühlten Stirne mir und Wangen.
Ach, Erinnrung hält noch heute
Wonneschauernd mich umfangen!

Und ein Heimweh packt die Seele,
Das ich mühsam nur beschwichte,
Nach dem ahnungslosen Onkel,
Nach der göttlich schönen Nichte . . .

Digitized by Google

Die Suggeſtion und die Dichtung.

Der Herausgeber dieſer Zeitſchrift hat an eine Reihe hervorragender Vertreter der Phyſiologie, der Nerven-Pathologie und der Pſychiatrie das nachſtehende Schreiben gerichtet:

„Ich bitte Sie, ſich in der „Deutſchen Dichtung“ über eine Frage ausſprechen zu wollen, welche in Ihr Gebiet ſchlägt und zugleich den Dichter, wie ſeine Leſer, alſo alle Gebildeten, lebhaft intereſſieren muß.

In früheren Tagen baute ſich faſt alles dichteriſche Schaffen auf der Annahme auf, daß unſer Wille frei ſei: der Menſch entſcheidet ſich zum Guten oder Böſen und trägt den Lohn oder die Strafe ſeines Handelns davon. Daneben — und in unverſöhnlichem Gegenſatz dazu — ging die Annahme eines Fatums, welches dem Einzelnen von Anbeginn jeden Schritt beſtimme.

Es giebt heute kaum noch einen bedeutenden und denkenden Dichter, der auf einem dieſer Standpunkte ſtünde. Sie haben gelernt die Schranken zu erkennen und zu beachten, welche die freie Entſchließung beengen oder aufheben: die ererbten Eigenſchaften, den Einfluß der Raſſe, des Klima's, der Erziehung, der Gewohnheit, der geſammten Lebenserfahrungen. Aber an einem, wenn auch eingeſchränkten Maß von Fähigkeit der Selbſtbeſtimmung halten auch ſie ſämtlich feſt und glauben an kein blindwaltendes Schickſal, deſſen Spielball wir ſind. Die Einen halten dieſe Fähigkeit für minder, die Anderen für mehr eingeſchränkt; ſie oder ihre Schranken völlig zu leugnen, fällt wohl Niemand bei.

Nun aber nehmen in neueſter Zeit ſowohl die naturaliſtiſche Dichtung als auch die Tagesblätter allerdings Fälle an, wo bei einzelnen und zwar nicht etwa kranken, ſondern geſunden Menſchen dieſe Fähigkeit der Selbſtbeſtimmung *jählings* und *völlig* aufgehoben erſcheint und zwar dadurch, daß ihnen ein anderer Menſch Gedanken, Wünſche, Gemüts-Eigenſchaften und Handlungen einflößt — „ſuggeriert“ —, wie ihm beliebt oder nützlich iſt. Und da die Tagesblätter, wie die Dichtung die öffentliche Meinung mitbeſtimmen, ſo kann ſich auch die letztere dieſer Anſicht auf die Dauer nicht ganz entziehen.

Es iſt dies aber eine neue und überaus folgenſchwere Anſicht. Man hat ſich daran gewöhnt, zu glauben, daß denen, welche gewiſſe Kunſtgriffe verſtehen, die Möglichkeit gegeben iſt, Andere in den Zuſtand der Hypnoſe zu verſetzen, und ihnen während dieſes Zuſtands beſtimmte Gedanken und den Antrieb zu beſtimmten Handlungen zu ſuggerieren. Man iſt dann noch weiter gegangen und hat ziemlich allgemein angenommen, daß ſolche Gedanken und Handlungen auch für eine Zeit eingeflößt werden können, wo der hypnotiſche Zuſtand aufgehört. Aber Vorausſetzung war dabei doch immer die erfolgte Hypnoſe, alſo ein Zuſtand, der dem Betroffenen ſelbſt und ſeiner Umgebung als ein Ausnahmszuſtand auffallen mußte, ferner eine beſondere Veranlagung des Hypnotiſierten; daß dies bei durchaus normalen, willensſtarken Naturen möglich ſein könne, hat man bisher nicht geglaubt. Auch wurden für die Wirkung ſolcher „poſthypnotiſchen Suggeſtionen“ immerhin, was Stärke und Zeit betrifft, gewiſſe Schranken angenommen.

Nun fallen aber in der naturaliſtiſchen Dichtung und bei einzelnen von den Tagesblättern berichteten Fällen all dieſe Vorausſetzungen weg. Es iſt noch das Geringere, daß die Wirkung der poſthypnotiſchen Suggeſtion als eine geradezu ſchrankenloſe hingeſtellt wird, daß z. B. in einem franzöſiſchen Roman ein Mann der von ihm hypnotiſierten Frau mit Erfolg den Gedanken ſuggeriert, vom Erwachen ab ihren bis dahin geliebten Gatten zu haſſen und des Hypnotiſeurs Maitreſſe zu werden. Weit wichtiger ſind die dort kurz referierten oder breit ausgemalten Fälle von *Suggeſtion ohne Hypnoſe*. Mit der uralten Erfahrung, daß unſer Wille durch den einer anderen Perſönlichkeit, die von uns beſonders geliebt, verehrt oder gefürchtet wird, beeinflußt werden kann, haben dieſe Fälle nichts gemein; was ſie charakteriſiert, iſt vielmehr das überaus Plötzliche und Gewaltſame, das ſonſt Räthelhafte der Willensbeugung. Novellen und Romane, in welchen ein Menſch den anderen durch Suggeſtion, ohne daß es dieſer merkt oder merken kann, ja ohne perſönliches Beiſammenſein in ſeinen Bann zwingt, ſind heute in Frankreich und England nicht ſelten, auch in Deutſchland keine unerhörten Ausnahmen mehr. Aber auch in den Zeitungen ſind derlei Fälle zu leſen, mit allem Anſchein beglaubigter Thatſachen.

Ich will drei ſolcher Fälle herausgreifen: ſie repräſentieren gewiſſermaßen eine Scala von Seltſamen zum Allerſeltſamſten.

Der erſte Fall iſt ein ſo vielfach in den Zeitungen diskutierter, daß es eigentlich nutzloſe Zurückhaltung iſt, wenn ich die Namen verſchweige.

Ein junger Maler, der von ſeinen Freunden ziemlich übereinſtimmend als ſehr begabt, aber exzentriſch und grobſinnlich geſchildert wird, kehrt in ſein Heimatland zurück und gewinnt dort einen Millionär und ſeine Gattin zu Mäcenen ſeiner Kunſt. Die Beiden, Sprößlinge der reichſten Kaufherrnfamilien ihres Landes, leben in kinderloſer Ehe; dieſelbe wird von den Einen als glücklich, von den Anderen als unglücklich bezeichnet; dem Mann wird an Tüchtigkeit und Charakter alles Gute nachgeſagt; über die Frau gehen die Urteile inſofern auseinander, als die Einen ſie als hyſteriſch, die Anderen als vollkommen geſund bezeichnen. Wie dem auch ſein mag, gewiß iſt, daß beide nun den jungen Künſtler lieb gewinnen und in jeder ihnen möglichen Weiſe fördern; auch nehmen ſie ihn, da ſie im Herbſt vorigen Jahres

Digitized by Google

eine Villa bei Florenz mieten, dahin mit. Dort verliebt sich der Maler in eine junge Kunstgenossin; da ihn die Gunst seiner Mäcene sorgenlos zu stellen verspricht, so darf er es wagen, sich der Geliebten in Ehren zu nähern. Während er aber so anscheinend aufs reichste beglückt und Andere beglückend dahinlebt, und nicht bloß der Geliebten, sondern auch den Freunden durch seine sonnige Laune die heitersten Tage schafft, verdüstert sich – später in seinem Besitz aufgefundene Aufzeichnungen beweisen es — sein Gehirn immer mehr: er will die Millionen des Ehepaars an sich reißen, um damit eine große Stiftung zu Zwecken der bildenden Kunst zu begründen; also die Idee eines Wahnsinnigen, und auch mit aller Zähigkeit und Energie, wie sie Geisteskranken oft eigen ist, festgehalten und verborgen. Eines Morgens bespricht er mit seinem Gönner seine Heiratspläne, erhält die Zusicherung freigebiger Unterstützung und verlobt sich des Mittags mit dem Mädchen seiner Wahl. Am Nachmittag erhält der Millionär eine Depesche, die ihn zu wichtigen Geschäften heimruft; er reist ab, nachdem er dem Freunde eine größere Summe anvertraut. Einige Stunden später hat der Maler die ehrbare Frau, die bisher ihren Gatten geliebt, bewogen, seine Maitresse zu werden, die Maitresse des jüngeren, eben verlobten Mannes! Willenlos that sie, was er befiehlt, und folgt ihm nach Rom. Der Gatte eilt dahin und läßt den Maler aus drei Gründen verhaften, einmal weil ihn dieser durch die wüstesten Drohungen zum Verzicht auf die Gattin zu zwingen sucht, ferner wegen Unterschlagung anvertrauten Geldes, endlich wegen Entführung einer geisteskranken Frau, denn — erklärt der Ehemann — seine Frau müsse plötzlich wahnsinnig geworden sein, sonst sei ihre Handlungsweise unerklärlich. Der Maler wird verhaftet, dann auf Betreiben seiner Freunde in ein Irrenhaus gesteckt, endlich aus diesem entlassen. Er eilt sofort nach der Heimat, die Frau zu suchen, denn – so sagt er jedem, der es hören will — „sie thut, was ich will; sie wird mir ihr Vermögen verschreiben! Und dann mache ich eine große Stiftung für die Künste daraus!“ Aber er kann die Frau nicht finden und in der Verzweiflung darüber, daß „die Millionen verloren sind“, sucht er sich zu tödten, kommt aber mit dem Leben davon. Er hat uns hier nicht weiter zu bekümmern. Aber die Frau?! Was hat sie damals in die Arme des Malers getrieben? „Suggestion“ antwortet man und beruft sich zum Beweise auf ihr ferneres Benehmen. In eine Heilanstalt für Nervenkranke gebracht, weiß sie sich zunächst auf die letzten Stunden in Florenz und den römischen Aufenthalt nicht zu besinnen; im Übrigen ist ihr Gedächtnis ungetrübt, namentlich erinnert sie sich der schönen Stunden, die sie mit dem Gatten, dem Freunde und dessen Braut in der Villa am Arno zugebracht, sehnt sich nach dieser Zeit zurück und frägt allen Ernstes, ob und warum sie nicht wiederkehre. Man sagt ihr, was geschehen; sie ist darüber tief entsetzt; man macht ihr klar, daß nun von einem ferneren Zusammenleben zwischen ihr und dem Gatten nicht mehr die Rede sein könne; sie beteuert, daß sie ihn noch immer liebe, und willigt nur mit tiefem Schmerz in eine Scheidung. Nachdem dieselbe ausgesprochen und sie um Herrin ihrer Millionen ist, widmet sie dieselben — einer großartigen Stiftung für Zwecke der bildenden Kunst . . .

Sie sehen, der Bericht ist auffällig genug: ein Mann unterjocht im Handumdrehn den Willen einer Frau dergestalt, daß er sie binnen wenigen Stunden trotz der erschwerendsten Nebenumstände aus einer ehrbaren Frau zu seiner Geliebten macht und ihr einen Gedanken über die Verwendung ihres Vermögens suggeriert, den sie nicht mehr los werden kann.

Den zweiten Fall habe ich vor drei Jahren in einem kleinen Lokalblatt angedeutet gefunden und seither von unbedingt verläßlichen Männern, die vielleicht getäuscht werden konnten, aber gewiß nicht selbst täuschen wollen, nähere Nachrichten darüber erhalten, die sich etwa wie folgt zusammenfassen lassen. Ein Buchbindermeister in einem winzigen Städtchen, der einzige im Ort, ein tüchtiger, sehr fleißiger Mann von etwa 50 Jahren, nimmt einen Gesellen in's Haus, der sich mit einem einheimischen Mädchen verheiratet. Nach einiger Zeit macht er dem Meister das Anerbieten, ihm das Geschäft zu verkaufen; dieser lehnt energisch ab. Nun etabliert sich der Geselle selbständig, ohne es irgend vorwärts zu bringen; die Kundschaft bleibt dem alten Meister treu. Da kommt dieser plötzlich, wie er selbst erzählt, auf „verrückte Einfälle“, er richtet zum Beispiel über Hals und Kopf, unter dem steten Gedanken, daß er sonst verloren sein würde, eine Druckerei ein, obwohl er nichts davon versteht und der Ort bereits eine andere, schlecht rentierende Druckerei hat; zwei Monate später schafft er, „wie mit Ketten gezogen“, trotzdem ihm Jedermann abrät, eine große, kostspielige Leihbibliothek an, die ihm gleichfalls größere Verluste bringt, da es dafür kein Publikum im Orte giebt. Aus Furcht vor dem Konkurrenten — betonen Andere und er selbst — kann er's nicht gethan haben, denn der hat weder Druckerei, noch Leihbibliothek, noch vorläufig rechte Kundschaft für sein Gewerbe. Eine solche wächst ihm erst allmählich zu, als der ältere Meister seine Arbeiten zu vernachlässigen beginnt, aber viel hat er auch nun nicht. Die beiden Konkurrenten sehen sich zuweilen, grüßen einander, vermeiden aber jedes Gespräch. Ein solches ergiebt sich erst zufällig bei einer Wählerversammlung; es ist kühl und fast inhaltslos; „nur ist's mir,“ erzählt der Alte darüber wörtlich, „sehr heiß geworden, weil mich der X fortwährend angestarrt hat, als wollt' er mich verschlingen.“ Der Blick sei aber, fügt er bei, nicht etwa feindlich, sondern nur „gar so starr“ gewesen. Auf dem Heimweg von dieser Versammlung nun will er zuerst den Einfall gehabt haben, sein Haus zu verkaufen; warum, habe er sich gar nicht gefragt; der Gedanke habe ihn so sehr beschäftigt, daß er die Nacht kein Auge geschlossen und es am nächsten Morgen seiner Frau habe sagen müssen. Als ihn nun aber diese anfährt, ob er verrückt geworden, erst da fällt ihm plötzlich ein Grund bei: weil Wertpapiere mehr trügen und ein Bäckermeister im Ort durch Börsenspiel einige Tausend Thaler gewonnen. Einen Monat später ist das Haus verkauft, über Hals und Kopf und daher höchst unvorteilhaft; das Geschäft samt Druckerei wird in ein gemietetes Haus verlegt. Geraume Zeit — etwa ein halbes Jahr — später ereignet

Digitized by Google

sich folgender Vorfall. Der jüngere Meister kommt zu einem der Lehrer der Bürgerschule, klagt, daß er trotz alles Fleißes gegen seinen Konkurrenten nicht aufkomme und bittet, die Schulkinder mit ihrem Bedarf an Fibeln und Schreibmaterial zu ihm zu weisen. Dieser lehnt's ab. Darauf der Mann heftig: warum er den wüsten Lumpen unterstütze, ob er nicht wisse, was der alte Sünder thue?! Er spende den Kindern, um sie anzulocken, unzüchtige Bilder als Beigaben! Der Lehrer erklärt sofort, daß er diese Äußerung dem Rektor der Anstalt, aber auch dem Staatsanwalt mitteilen werde, worauf der Buchbinder zusammenknickt und ihn aufkeift, dies nicht zu thun, er könne es nicht beweisen. Der Lehrer aber: dann wolle er's erst recht thun, um ihm das Verleumden abzugewöhnen. Nun wirft sich ihm der Mann zu Füßen und gesteht, daß er aus Brotneid und Haß gelogen; „ich bin ein schlechter Mensch geworden, ich muß nur immer an ihn denken und wünsche ihm so Böses, daß ich selbst zuweilen darüber erschrecke". Da er zu stehen nicht abläßt, giebt ihm der Lehrer das Versprechen, zu schweigen, teilt aber die Unterredung gleichwohl im Vertrauen dem Rektor der Schule mit. Etwa eine Woche später geht der Rektor just an des Alten Laden vorbei, als er den jüngeren Meister heraustreten sieht; das reizt seine Neugier, er tritt ein und findet den Alten sehr blaß und erregt. „Er hat mich immer angestarrt," klagt er weinerlich. „Was er nur wollte! Er kam mit dem Vorschlag, wir sollten die Ware gemeinsam beziehen, sagte dann aber selbst, daß dies Unsinn sei und ging wieder." Während der Rektor ihn zu beruhigen sucht, bringt der Briefträger die Post, darunter einen dicken Brief aus Gotha, der ein Dutzend frivoler Photographien enthält, dabei liegt ein Brief: hier erfolge die gewünschte Ansichtssendung. Der Rektor stutzt, aber ebenso der Meister, er schwört, er habe keine derartige Bestellung gemacht, habe ein so schmutziges Geschäft stets vermieden u. s. w., legt auch die Photographien vor des Rektors Augen in ein Couvert, und schreibt eine grobe Note dazu. Dem Schulmann kommt die Sache natürlich doch wunderlich vor. Am nächsten Tage bemerkt er unter den Jungen seiner Klasse eine Bewegung; er forscht nach und — findet eine jener Photographien, bald ist auch eine zweite zur Stelle, aus einer anderen Klasse eine dritte und vierte; der alte Buchbinder hat sie Tags vorher als Beilagen verschenkt! Nun wird die Anzeige gegen ihn erstattet, der Mann kommt in Untersuchung, das Geschäft ist zu Grunde gerichtet. Bei der Verhandlung entschuldigt er sich damit, ihn habe plötzlich wie mit Zangen der Gedanke gefaßt, das Couvert zu öffnen, die Photographien zu besichtigen und dann, sie an die Kinder zu verteilen. Aber er bleibt dabei, er habe jene Bestellung nicht geschrieben und in der That erklärt der Sachverständige in Schreibsachen, sie sei nicht von seiner Hand. Von wem sie herrühren könne, ist vor Gericht nicht weiter diskutiert worden; meine Gewährsmänner erklären, es sei „höchst wahrscheinlich" die Schrift des jüngeren Meisters. Der Mann wird verurteilt, zieht nach Abbüßung seiner Strafe in eine andere Provinz und arbeitet sich durch Fleiß und Tüchtigkeit wieder empor. In den drei Jahren, die seither vergangen, hat sich auch nicht die leiseste Spur von „verrückten Einfällen" mehr an ihm gezeigt. Daß er selbst darauf schwört, sein Konkurrent habe ihn „verhext", brauche ich wohl nicht erst hinzuzufügen.

Hier also geben unbedingt achtungswerte, für ihren Stand gebildete Männer eine Darstellung, der zufolge wir anzunehmen haben, daß ein Mann dem anderen ohne Worte ganz bestimmte, sehr verwickelte Handlungen suggeriert habe. Charakteristisch aber ist der Bericht auch insofern, als aus demselben erhellt, in wie weitenKreisen die Möglichkeit einer solchen Suggestion angenommen wird.

Den dritten und allerseltsamsten Fall entnehme ich wieder den Tagesblättern:

Ein verlotterter Ingenieur in Berlin schwindelt dem Angestellten einer Bierbrauerei einige Tausend Mark unter dem Vorgeben ab, daß er sie zur Ausführung einer großen, aussichtsvollen Erfindung brauche. Der Dienstherr in dessen Geschädigten kommt dahinter und benachrichtigt in dessen Namen die Gerichte; der Schwindler wird bestraft. Kaum aus dem Kerker entlassen, macht er sich neuerdings an sein Opfer, legt ihm gefälschte Papiere vor, aus denen die angebliche Realität seiner Erfindung hervorgehen soll und entlockt ihm dadurch die letzten Reste seines Vermögens. Wieder entdeckt dies der Dienstherr, wieder wird die Anzeige gemacht, der Schwindler in's Untersuchungs-Gefängnis gesteckt. Anfangs bekennt er, wann und wie er die Papiere gefälscht, wann, wo und mit welchen Worten er sie dem Geschädigten vorgelegt; kurz, seine Darstellung deckt sich aufs Genauste mit jener, welche der Geschädigte selbst zuerst seinem Dienstherrn und dann, bei seiner Vernehmung als Zeuge dem Untersuchungsrichter gegeben hat. Plötzlich aber ändert der Angeschuldigte seine Taktik; er erklärt, er habe die Fälschungen lediglich zu seiner Übung angefertigt; zur Kenntnis des Anderen seien sie gegen seinen Willen dadurch gekommen, daß dieser sie in seiner (des Betrügers) Wohnung entdeckt und an sich genommen. Vergeblich hält ihm der Untersuchungsrichter das Unhaltbare dieser Verteidigung vor; der Mensch bittet vielmehr, den Zeugen doch nochmals zu vernehmen. Und bei dieser Vernehmung erklärt der Geschädigte auf die Frage, ob er nicht seine Darstellung ergänzen könne: nein, er müsse sie vielmehr umstoßen, er habe die Papiere gefunden u. s. w., kurz, genau die Darstellung des Betrügers. Und bei dieser letzteren bleibt er auch trotz aller Mahnungen zur Wahrheit bei der Verhandlung. Das Gericht glaubt ihm nicht und verurteilt den Schwindler; aber der Mann wird auch nicht wegen der Differenz der ersten und zweiten Aussage — unter Eid hat er beide abgelegt — zur Strafe gezogen. Offenbar hat, sagen die Zeitungen, der Staatsanwalt angenommen, daß er unter einem unwiderstehlichen Zwange gehandelt hat. Geschildert wird er als ein tüchtiger, durchaus normal begabter, robuster Mann. Daß zwischen ihm und dem Betrüger seit dessen Verhaftung ein brieflicher oder mündlicher Verkehr stattgefunden, wird als völligansgeschlossen bezeichnet.

Da also dies als völlig ausgeschlossen bezeichnet wird, so hält es der Verfasser dieses Berichts offenbar für glaubhaft, daß ein Mensch dem anderen auch ohne persönliche Berührung, durch die Gefängnismauern hindurch seinen Willen suggerieren kann.

Digitized by Google

Die Zahl dieser Fälle ließe sich unschwer vermehren. Sie alle werden ernst genommen, von vielen ernsthaften Leuten geglaubt. Und da ist nur Zweierlei möglich: entweder sind diese Fälle nicht genau beobachtet, und durch andere Beobachtungen, welche die Unmöglichkeit einer Suggestion in solchen Ausmaß erweisen, widerlegt oder wir stehen vor der größten Umwälzung, der bisher im Lauf der Zeiten das Verhältnis des Menschen zum Nebenmenschen, die gesamte Lebensanschauung jedes Einzelnen und der Gesamtheit, die Rechtspflege, die Moral und damit auch das konzentrierte Spiegelbild alles Lebens, die Dichtung unterworfen war.

Ich brauche dies Alles nicht erst auszuführen, ja nicht einmal anzudeuten. Wenn Jeder von uns sich mit dem Gedanken vertraut machen muß, möglicher Weise, ohne es selbst zu ahnen, zur Maschine eines Andern herabzusinken, welche seine Befehle unbewußt, und seien sie noch so verderblich, ausführen muß, wenn der alte Satz: „homo homini lupus“ nun auch noch diese grauenvolle Bedeutung gewinnt, wie sollen wir dann dem Nächsten begegnen, wie das Leben tragen?! Dieser Hauptsache gegenüber tritt die Frage: und wie sollen wir dann Unthaten strafen, deren Vollbringer nur eben das blinde, unbewußte Werkzeug war? — fast in Hintergrund, wenn nicht ethisch, so doch praktisch. Hat die Jurisprudenz heute, wo die Annahme der unbeschränkten Willensfreiheit wahrlich nicht mehr die allein gültige philosophische Lehre ist, keinerlei Konsequenzen daraus gezogen — „Manche Leut' sagen, daß der Wille nit frei is,“ begann mein alter Grazer Professor des Strafrechts sein Kolleg, „aber das ist a Unsinn, sonst hätten mer ka Strafrecht mehr!“ — so kann sie's auch ferner so halten und höchstens neben dem Werkzeug auch den Suggerenten vor ihr Forum ziehen. Aber die Moral! Dann haben wir ja den zehn Geboten noch eine Nebenfassung beizufügen und es muß heißen: „Du sollst nicht tödten“ und: „Du sollst Niemand juggerieren, daß er tödte!“

Darum ist es von höchster Wichtigkeit für uns Alle, daß sich die Wissenschaft darüber ausspreche, so wahr, klar und offen, als sie eben irgend vermag. Daß aber diese Bitte an Sie von einem Manne ausgeht, der selbst dichterisch thätig ist, und daß Ihre Äußerung für eine Zeitschrift erbeten wird, welche eine Heimstätte des dichterischen Schaffens der Gegenwart zu sein anstrebt, hat nicht etwa blos darin seinen Grund, weil jene Umwälzung natürlich auch die Dichtung träfe. Denn sie wäre nur genau ebenso getroffen, wie das Leben selbst, und ginge auch daran nicht zu Grunde, so wenig sie etwa an der Einschränkung der Theorie der Willensfreiheit durch die Vererbungs-Theorie zu Grunde gegangen. „Poesie ist die Wirklichkeit in größerer Fülle,“ — diesen Satz Keller's kann jeder Dichter unterschreiben und braucht darum noch lange kein Naturalist zu sein.

Aber es hat auch noch einen anderen Grund, warum gerade die Dichtung von der Wissenschaft diese Antwort zunächst erbitten muß. So getrennt wie vor zwanzig Jahren leben die Beiden nicht mehr; nun kümmert sich die Dichtung um die Wissenschaft: wohl ihr, daß sie's thut und wir wollen uns die Freude daran nicht dadurch verkümmern lassen, daß sie's noch lange nicht in der rechten Weise thut. Welche ungeheuerlichen Vergrößerungen und Verzerrungen hat z. B. der durch die Wissenschaft festgestellte Erfahrungssatz von der Vererbung im Spiegel der modernen Dichtung erfahren, und zwar gerade durch Jene, die mit ihrem Respekt vor der Natur, zu dem wir alle verpflichtet sind, Staat machen und sich daher auch mit großem Nachdruck „Naturalisten“ nennen. In einem vielbemerkten naturalistischen Drama z. B. geht das dreijährige Kind einer trunksüchtigen Mutter in der Weise am Alkoholismus zu Grunde, daß „das dumme Kerlchen in der Meinung, sein geliebter Fusel sei darin, nach der Essigflasche langt“; die Flasche fällt herunter, das Kind in die Scherben und es verblutet sich . . . Aber auch da, wo ein Meister des Naturalismus, wie z. B. Ibsen, an sich mögliche Folgen der Vererbung schildert, geschieht dies in einer Weise, daß der Zuschauer unwillkürlich den Fall generalisieren muß. Daß der Sohn eines lasterhaften Mannes, wie Oswald in den „Gespenstern“, als Paralytiker endet, kann vorkommen. — aber gehört dies etwa zu jenen Erscheinungen, welche die Wissenschaft als notwendige Folge der Zeugung durch einen lasterhaften Vater anerkennt?!

Novellen und Dramen gelangen auch heutzutage noch zu größerer Verbreitung, als ernste, wissenschaftliche Werke; kein Wunder also, daß sich das Publikum heute nachgerade von der Thatsache der Vererbung ungeheuerliche, die Gemüter beängstigende, die Köpfe verwirrende Ansichten gebildet hat, — Ansichten, die sich von dem, was die Wissenschaft für erwiesen hält, sehr erheblich unterscheiden. Wie ungleich größer aber ist diese Gefahr bei der Suggestions-Theorie, eben weil sie auf die Phantasie des Dichters, wie seines Lesers ungleich tiefer einzuwirken geeignet ist. Und darum frage ich Sie: Halten Sie Fälle, wie die oben berichteten, oder ähnliche für möglich, d. h., ist es denkbar, daß normale Individuen Suggestionen in solchem Ausmaß, ohne es selbst irgendwie zu merken, ausgesetzt sind, und wenn ja, handelt es sich dabei um ganz besondere Ausnahmsfälle oder um Erscheinungen, denen wir sehr oft begegnen werden, sobald sich nur unser Blick für ihre Beobachtung geschärft haben wird?!“

So die Anfrage. Sie hält sich streng im Rahmen dieser Zeitschrift. Sagt der Naturalismus: „Es ist mein gutes Recht, solche Fälle zu behandeln, weil sie der Wahrheit entsprechen“, so ist es das Recht der Kritik, die Wissenschaft zu fragen: „Entsprechen diese Fälle der Wahrheit?“

Nun die Antworten. Wir verzeichnen sie in der Reihenfolge, in der sie uns zukommen. Der erste Gelehrte, der unserem Ersuchen entsprach, ist der große Physiologe Emil du Bois-Reymond in Berlin. Mit Ausschluß der privaten Bemerkungen und mit Beschränkung auf jene Stellen, deren Abdruck er uns gestattet, lautet sein Gutachten:

Hochgeehrter Herr!

. . . . . Mein Verhältnis zu Hypnotismus und Suggestion ist sehr einfach. Von irgend einer physischen Wirkung des einen Menschen auf den andern kann dabei nicht die Rede sein. Die Wirkung beruht lediglich auf den Vorstellungen des hypnotisierten oder der Suggestion verfallenen Individuums. Eine besondere Kraft und

Digitized by Google

Gabe zu hypnotisieren kann nur darin bestehen, die passenden, willensschwachen und geistesarmen Subjekte zu erkennen und ihnen zu imponieren, gleichviel, ob dies bona fide, oder mit Bewußtsein der angenommenen Rolle eines höheren, mächtigeren Wesens geschehe. Der Zustand des Hypnotisierten oder der durch sogenannte Suggestion mit gewissen Vorstellungen und Strebungen erfüllten, zu gewissen Handlungen gedrängten Personen, ist ein Gegenstand für den Irrenarzt. Der angeblich dabei stattfindende Zwang, wenn es wirklich einen solchen giebt, ist eine Form von Verrücktheit. Die Grenze zu ziehen zwischen diesen Verirrungen und anderen Störungen des Denkvermögens, des Bewußtseins, der Sittlichkeit wird oft sehr schwer sein.

Auch körperliche Veränderungen sollen auf suggestivem Wege zu Stande kommen. Doch giebt es keine Unannehmlichkeiten, denen nicht Frauenzimmer sich aussetzen, um interessant zu erscheinen und der alte Stoll lehrte: „Mulieri ne mortuae quidem credendum est."

Die Einführung von Hypnotismus und Suggestion als Motive in die Dichtung würde ich für sehr bedenklich halten. Doch ist dies ein Gebiet, auf welches ich nur durch Suggestion Ihrerseits mich verleiten lassen könnte ....

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Berlin 20. Oktober 1890. E. du Bois-Reymond.

Das zweite Gutachten, das uns zugekommen, stammt von dem trefflichen Vertreter der Nerven-Pathologie an der Berliner Hochschule, Prof. Dr. Albert Eulenburg:

Hochgeehrter Herr!

Ihre so ehrenvolle Aufforderung, mich vom nervenärztlichen Standpunkte aus über gewisse vielbesprochene Fragen auf hypnotischem Gebiete — namentlich über Art und Umfang der sogenannten posthypnotischen Suggestionen und über die in der belletristischen Litteratur bereits mehrfach verwertete Suggestion verbrecherischer Handlungen (selbst ohne voraufgegangene merkbare Hypnose) — zu äußern, kann ich zu meinem Bedauern nur in fühlbar unvollkommener Weise genügen. Denn die außerordentliche Schwierigkeit des Gegenstandes und seine für wissenschaftliche Erkenntnis im Grunde noch völlig unreife Beschaffenheit, sowie die Unzulänglichkeit und Dürftigkeit des bisher vorliegenden Thatsachen-Materials gestatten nur eine recht schwankende, ungewisse Beantwortung. Dennoch glaube ich dem Versuche einer solchen mich nicht entziehen zu sollen, weil ich der Meinung bin, daß gerade auf diesem Gebiete durch Aufklärung des öffentlichen Urteils mancher Nutzen gestiftet — zum mindesten mancher gerade aus dem mystischen Anschein der Sache sich ergebende Anreiz mißbräuchlicher Benutzung abgewandt werden könnte.

Es ist auch für den zu vorsichtiger Skepsis geneigten ärztlichen Beobachter wohl unzweifelhaft, daß der Hypnotisierende (Suggerierende) unter begünstigenden Verhältnissen einen fast unbegränzten und auch nachhaltigen Einfluß auf das Seelenleben einer der Suggestion unterworfenen Person zu gewinnen vermag. Einen Einfluß, der nicht bloß hinreicht, um durch die erweckten Vorstellungen Krankheitssymptome der verschiedensten Art vorübergehend oder dauernd zum Verschwinden zu bringen, sondern der unter Umständen auch erzieherisch-sittliche Einwirkungen zu erzielen und die früheren Empfindungen, Stimmungen, Neigungen der Versuchsperson zu verändern, ja in ihr absolutes Gegenteil zu verkehren im Stande ist. Ich erinnere nur an eine der bestbezeugten Thatsachen dieses ganzen Gebietes, daß es nämlich in nicht seltenen Fällen gelingt, Trunksüchtige durch hypnotisches Verbot zur absoluten Enthaltung von geistigen Getränken zu erziehen — worüber namentlich von Wetterstrand in Stockholm merkwürdige, auch von anderer Seite bestätigte Erfahrungen vorliegen. — Stehen somit die heilsamen seelischen Einwirkungen der dem Behandlungszwecke angepaßten Suggestion unbedingt fest, so ist von vornherein nicht abzusehen, warum nicht unter Umständen auch Einwirkungen gerade entgegengesetzter, seelischschädigender Art in böswilliger Absicht, mittelst dieses Zwecke gewäßt gewählter und mit hinreichender Kraft suggerierter Vorstellungen, geübt werden könnten. Wenn man auf dem Wege der Suggestion einen Trunksüchtigen enthaltsam machen oder — was allerdings weniger sicher erwiesen ist — einen mit perversen Geschlechtsneigungen Behafteten zu normalem Verhalten zurückführen kann, warum sollte man — den bösen Willen des Hypnotiseurs vorausgesetzt — nicht auch umgekehrt den bisher Enthaltsamen zum Trinker, den Sittenreinen zum ausschweifenden Wüstling u. s. w. umzuwandeln vermögen? Es scheint ja im Wesen der Hypnose zu liegen, daß der Hypnotisierte — bei hinreichender individueller Empfänglichkeit und hinreichender Stärke der geübten Suggestion — zum willenlosen Automaten wird, der dem erhaltenen Befehl (oder genauer den in ihm suggerierten Vorstellungen) unbedingt folgen muß, ganz gleich ob dieser Befehl dahin geht, eine Thorheit, eine lasterhafte Handlung, ein Verbrechen zu begehen, und ob der suggerierte Vorstellungsinhalt zu den bisherigen Neigungen, dem Temperament und Charakter des Beeinflußten den denkbar schroffsten Gegensatz bildet.

Es leuchtet demnach ein, daß von vornherein sehr wohl die Möglichkeit gegeben ist, einer Person in der Hypnose eine verbrecherische Handlung anzudebeliren und sie dadurch zur „posthypnotischen*)" Verübung dieser Handlung zu zwingen. Zwischen dieser abstrakten Möglichkeit freilich und ihrer praktischen kriminalistischen Verwertung in der vielfach befürchteten Ausdehnung ist zum Glücke noch ein ziemlich weites Feld offen. Die unendliche Mehrzahl der vorbedachten Verbrechen (nur um solche könnte es sich doch handeln) ist so komplizierter Natur, erfordert eine so sorgsame Vorbereitung und Ausnutzung aller sich darbietenden Gelegenheiten in Raum und Zeit, daß nicht recht abzusehen ist, wie mittelst der Hypnose, die doch nur mit ganz bestimmten Voraussetzungen rechnen, unmöglich alle eintretenden Veränderungen der Sachlage und alle Zwischenfälle im Voraus berücksichtigen kann, auf diesem Gebiete erfolgreich operiert werden sollte. Falls unsere Gewohnheitsverbrecher je dahin gelangen sollten, Hypnotisierte als ihre Werkzeuge zu benutzen, so würden sie vermutlich

*) Ein schlecht gebildeter, aber leider allgemein üblich gewordener Ausdruck!

Digitized by Google

damit ziemlich schlechte Geschäfte machen und bald wieder zu den altbewährten solideren Kampfweisen gegen die Gesellschaft zurückkehren. — Natürlich ist die Gefahr, daß Hypnotisierte während der Hypnose selbst zum Objekt verbrecherischer Handlungen (besonders sexualer Natur) gemacht werden können, in keiner Weise zu leugnen. Diese Gefahr ist jedoch bei der künstlich erzeugten Hypnose schwerlich größer als beispielsweise bei tiefer Chloroform-Narkose, eher noch geringer, da die Hypnose zwar unter den bezeichneten Umständen den Willen, nicht aber mit gleicher Notwendigkeit das gesamte Bewußtsein der Hypnotisierten vollständig aufhebt. Dies gilt insbesondere für die jetzt mit Vorliebe gepflegte Hypnose durch Suggestion, und ist gerade ein für das Verständnis des Wesens der Hypnose, für ihre Unterscheidung vom natürlichen Schlafzustande, und auch für die von Ihnen speziell angeregten Fragen sehr bedeutsamer Umstand. Das Wesentliche bei dem Suggestionsvorgange liegt eben in der künstlichen Erregung bestimmter Vorstellungen, die mit der zwingenden Gewalt einer Naturmacht, mit einer wahren force majeure sich dem Bewußtsein der Versuchsperson aufdrängen: ein seelischer Vorgang also, der ohne Teilnahme des Bewußtseins sich gar nicht abspielen kann, der bei tief schlafenden oder völlig bewußtlosen Personen zur Unmöglichkeit würde. Die hiermit im Widerspruch stehenden älteren Erklärungsversuche der hypnotischen Erscheinungen, wonach man diese auf eine völlige Ausschaltung der höheren Gehirncentren zurückzuführen und als unterhalb der Schwelle des Bewußtseins sich vollziehende Reflexvorgänge aufzufassen bemüht war, haben sich als unhaltbar erwiesen; sie gehören einer Zeit an, in welcher man, nur einseitig mit dem Studium der physikalisch erzeugten Hypnose beschäftigt, die erst von der Nancyer Schule genauer erforschten Erscheinungen der Suggestionswirkung noch fast gar nicht kannte.

Gegenwärtig stehen wir nun den hypnotischen Erscheinungen gegenüber doch auf einem etwas mehr gefesteten Standpunkt. Wir wissen jetzt, daß es sich bei der Hypnose im Großen und Ganzen nur um eine besondere, und allerdings besonders schwere und folgenreiche Art seelischer Beeinflussung handelt; daß also die Hypnose keineswegs ein so für sich allein stehender, eigenartiger und völlig unbegreiflicher Vorgang ist, wie man es im ersten Entdeckungsstammel — und namentlich gewissen, allzu einseitig verallgemeinerten Erscheinungen der physikalischen Hypnose gegenüber — anzunehmen geneigt war. Wir wissen, daß man keineswegs, wie der schaustellende Magnetiseur von ehedem zur Erhöhung des eigenen Nimbus zu verbreiten liebte, mit einer besonderen Kraft begabt sein muß, um hypnotisieren zu können, sondern daß jeder mit einiger Sachkenntnis und Geschicklichkeit Ausgerüstete dieses Ziel in vielen Fällen zu erreichen im Stande sein wird. Der Hypnotiseur ist also kein Wundermann mehr; und ebenso wenig ist an dem oder der Hypnotisierten etwas Wunderbares, da fast Jeder und Jede eine gewisse Empfänglichkeit für hypnotische Einwirkungen — „Suggestibilität," wie der neueste barbarische Ausdruck lautet — in einem gewissen Grade besitzt, allerdings in unzähligen Abstufungen; nur verhältnismäßig wenige und eher krankhafte Personen scheinen der Fähigkeit, in den hypnotischen Zustand zu geraten, gänzlich zu ermangeln. Endlich ist auch die hypnotische Suggestion selbst als eine Form seelischer Beeinflussung ihrem Wesen nach nicht wunderbarer und unserem Verständnisse entrückter, als alle andere Formen seelischer Beeinflussung auch, wie sie durch Erregung von Vorstellungen im gewöhnlichen wachen Zustande, durch Befehl, Drohung, Einschüchterung, Bitte, Überzeugung, sanfte Überredung u. s. w. fortwährend geübt werden. Diese Beeinflussung gestaltet sich bei der hypnotischen Suggestion nur um so viel energischer und wirksamer, weil alle möglicherweise entgegenstehenden Faktoren des Seelenlebens, alle widerstrebenden eignen Neigungen, Willensregungen u. s. w. im hypnotischen Zustande mehr oder weniger vollständig eliminiert sind. Die suggerierte Vorstellung keilt sich also — um einen roh materialistischen Vergleich zu gebrauchen — gewissermaßen fester als bei irgend einer anderen Form seelischer Beeinflussung in die weiche nachgiebige Masse des Gehirns ein, dessen Bewegungsmechanismen sie dadurch zur Umsetzung in eine bestimmt vorgeschriebene Bewegung, die der Suggestion entsprechende Handlung, hemmungslos anregt. Der hypnotische Zustand ist aber nicht einmal unbedingt erforderlich, um Suggestionen von solcher Tragweite, d. h. mit Alleinherrschaft ganz bestimmter Vorstellungen und Unterdrückung aller entgegenstehenden Willensregungen zu erzeugen. Es giebt Suggestionen ohne eigentliche Hypnose; es giebt auch Suggestion ohne Suggerenten, oder vielmehr der Beeinflußte ist in diesem Falle zugleich Subjekt und Objekt, er suggeriert sich selbst eine bestimmte Vorstellung — ein Vorgang, den man seit längerer Zeit kennt und mit einer schlecht gebildeten Vox hybrida als „Autosuggestion" bezeichnet. — Was speziell die kriminalistische Seite der Suggestion betrifft, so ist es ja nichts Neues, vielmehr etwas recht Altes, daß Verbrechen von Leuten begangen werden, die auch ohne Hypnose gleichsam mit gebundener Marschroute des Willens einherwandeln, weil sie ganz und gar im Bannkreise gewisser machtvoll suggerierter Vorstellungen leben, ich darf nur an die Assassinen des mohammedanischen Mittelalters, an die indischen Thugs und die russischen Nihilisten der Neuzeit erinnern. Zahllose Abstufungen führen vielleicht von diesen äußersten Sphären seelischer Beeinflussung durch aufgedrungene Fremdgedanken herab, ganz alltäglich, zum „Cadavergehorsam" der Jesuiten, zur „unentwegten" Prinzipientreue des Parteifanatikers u. s. w. — Abstufungen, die sich als solche dadurch kennzeichnen, daß immer mehr anderweitige Bestandteile des Bewußtseinsinhalts, immer mehr geistig-sittliche Faktoren des eigenen Seelenlebens neben jenen suggerierten Vorstellungen in Thätigkeit bleiben und auf diese eine fördernde, hemmende, vielfach modifizierende Rückwirkung üben.

In dieser so allmählig errungenen Aufklärung über das Wesen der Suggestion, in ihrer Einreihung unter die zahllosen sonstigen Phänomene seelischer Beeinflussung, in der Abstreifung des geheimnisvollen Schleiers, welcher gerade den hypnotischen Erscheinungen in Laienaugen vielfach noch anhaftet, liegt vorläufig auch das beste und wirksamste Korrektiv für die mit der hypnotischen Suggestion unleugbar ver-

Digitized by Google

bundenen äußeren und inneren Gefahren. Wenn der mysteriöse Reiz schwindet, mit dem dieſe angeblich jedem Verſtändnis, ja auch jeder Analogie entrückten Erſcheinungen bisher auf die Einbildungskraft wirkten, ſo wird einerſeits die individuelle Empfänglichkeit für Beeinfluſſungen dieſer Art abnehmen, andererſeits auch das krankhafte Intereſſe des Publikums für dieſen Gegenſtand, die Anziehungskraft der öffentlichen hypnotiſchen Schauſtellungen und der geheimen „experimental-pſychologiſchen“ Sitzungen u. ſ. w. recht bald erlahmen. Ein Mahnwort freilich iſt auch bei dieſer Gelegenheit an die führenden Geiſter in unſerer Litteratur und Preſſe zu richten. Daß der Hypnotismus unſerer ſenſationslüſternen Novelliſtik einen ergiebigen Stoff liefern würde, war ja vorauszuſehen; ſie hat ſich deſſen auch bemächtigt und ihn mit mehr oder weniger Talent und in mehr oder weniger gruſelerregender Weiſe (am ſchlimmſten wohl Guy de Maupaſſant, le horla) gehörig verarbeitet. Dieſe ſenſationell zugeſpitzten, oft kraß übertreibenden Darſtellungen wirken nicht ſelten recht nachteilig; ich ſelbſt habe es im vorigen Winter erlebt, daß eine Dame, der ich die Suggeſtionsbehandlung angeraten hatte, nach der Lektüre des ihr zufällig in die Hände geratenen Samarow'ſchen Schauerromans „Unter fremdem Willen“ von einer ſolchen Angſt vor dem Hypnotismus befallen wurde, daß ſie in blinder Furcht auf jede Behandlung verzichtete und ſchleunigſt wieder abreiſte. Es iſt aber andererſeits nur natürlich, daß dem echten Dichter, der zugleich ein Seher und ein Herzenskündiger iſt, eine das menſchliche Gemüt ſo tief ergreifende Erſcheinung nicht verborgen blieb und er ſich ihre anſchaulich-poetiſche Verwertung, zumal von der Bühne herab, nicht entgehen laſſen durfte. Die Thatſachen der Bezauberung (Faſeination), des „magiſchen Blicks“, der Feſſelung durch Analogien finden wir unter Anderm bei ſo gänzlich von einander verſchiedenen Dichternaturen, wie Schiller (Jungfrau von Orleans), Kleiſt, Ibſen, Richard Wagner in faſt übereinſtimmender Weiſe verwertet. — Das iſt des Dichters gutes Recht, das ihm Niemand verſagen wird. Proteſt zu erheben iſt aber gegen jenes Gebahren, dem es nicht um ernſte Vertiefung in den pſychologiſchen Vorgang und die dadurch aufgethanen inneren Abgründe, ſondern bloß um ein tändelndes Spiel mit einem gerade auf der Tagesordnung ſtehenden Modethema oder, noch ſchlimmer, um deſſen eilfertig ſpekulative Ausdeutung zu thun iſt. —

Geſtatten Sie mir nun nach dieſen ſchon zu lang geratenen und dennoch ſo wenig erſchöpfenden allgemeinen Ausführungen noch einige Worte über die drei mitgeteilten Geſchichten, die Ihre Aufmerkſamkeit erregt und zu dieſer Erörterung den nächſten Anlaß dargeboten haben. Ich muß leider geſtehen, daß dieſe und ähnliche Geſchichten mir nicht viel beſagen wollen; daß ſie den Stempel innerer Unwahrſcheinlichkeit doch ziemlich deutlich an ſich tragen, wenigſtens ſo weit die Mitwirkung der Hypnoſe für die dort geſchilderten Begebenheiten hypothetiſch in Anſpruch genommen wird. Hypothetiſch: denn direkt erwieſen iſt ſie ja doch in keinem der drei Fälle. Wenn im letzten Falle ſeitens der Zeitungen ſogar dem Staatsanwalte die Anſicht vindiciert wird, daß der (in beiden Inſtanzen Entgegengeſetztes ausſagende) Zeuge „unter einem unwiderſtehlichen Zwange“ gehandelt habe, ſo habe ich bei der praktiſchen Nüchternheit unſeres Juriſtentums und der den Staatsanwälten im Allgemeinen eigenen mißtrauiſchen Lebensauffaſſung von der Richtigkeit dieſer Zeitungsannahme gerade keine allzugünſtige Meinung. Entſcheidend für mich iſt, daß, wenn die Geſchichte ſich dem Berichte gemäß verhielte (daß nämlich zwiſchen dem Geſchädigten und dem Betrüger ſeit deſſen Verhaftung kein briefticher oder mündlicher Verkehr ſtattgefunden haben ſoll) es ſich nur um einen Fall von ſogenannter „Telepathie“ oder „Willensinduktion“, d. h. Willensübertragung ohne irgend welche phyſiſche Vermittelung handeln könnte. Die Möglichkeit einer ſolchen muß ich aber nach den bisher vorliegenden Erfahrungen auf das entſchiedenſte ablehnen; es exiſtiert dafür kein einziger glaubhafter Beweis; die von engliſchen und franzöſiſchen Autoren geſammelten und in dieſem Sinne gedeuteten Beobachtungen haben ſich noch inſgeſammt als abſichtliche oder unabſichtliche, zum Teil recht grobe Täuſchungen erwieſen. Meiſt handelt es ſich dabei um „Autoſuggeſtionen“ in dem früher ſchon erwähnten Sinne; und eine ſolche könnte vielleicht auch — wenn man auf Vermutungen ſich einmal einlaſſen will — bei dem widerrufenden Opfer des Angeſchuldigten eine Rolle geſpielt haben. Für die beiden anderen Fälle iſt ja die Möglichkeit, daß der traurige Held der zweiten und die noch traurigere Heldin der erſten Geſchichte unter hypnotiſchem Einfluſſe gehandelt haben könnten, nicht unbedingt zu verwerfen; zur Wahrſcheinlichkeit erhebt ſie ſich aber auch hier nicht In der zweiten Geſchichte ſoll gar keine verbale Suggeſtion ſtattgefunden, ſondern der jüngere Meiſter den älteren bloß immer angeſtarrt und ihm dadurch Vorſtellungen ſuggeriert haben, die von dem Inhalt des inzwiſchen geführten Geſprächs völlig verſchieden waren. Das würde alſo doch auch wieder auf eine Art von Telepathie, von Willensinduktion, nur aus größerer Nähe wie im letzten Falle hinauslaufen, und iſt daher in dieſer Form ſchwerlich annehmbar. Der Suggerent müßte überdies ungewöhnlich ungeſchickt verfahren ſein, da er ſeinem Opfer nicht auch Stillſchweigen über die ſtattgehabte „Verhexung“ auferlegte, und da er ſich ferner durch das Schreiben der Beſtellung ſelbſt kompromittierte. Auch hier dürfte es ſich wohl eher um einen Vorgang der Autoſuggeſtion bei dem älteren Meiſter gehandelt haben, deſſen Gehirn ſeit dem Auftauchen des jüngeren Konkurrenten ohnehin nicht mehr recht taktfeſt geweſen zu ſein ſcheint. — Am wenigſten iſt noch gegen den erſten Fall einzuwenden. Mißlich iſt dabei nur, daß der Hypnotiſeur ſelbſt ein Geiſteskranker geweſen ſein ſoll. Ein Geiſteskranker, der eine Hyſteriſche hypnotiſiert: das erweckt ja beinahe ſo gruſelige Vorſtellungen, wie der Marſchnerſche Vampyr, oder wie der frauenraubende Gorilla, den ich in der vorjährigen Münchener Kunſtausſtellung zu bewundern Gelegenheit hatte. Übrigens iſt in dem geſchilderten Verlaufe nichts, was mit der Annahme einer ſtatt-

Digitized by Google

gehabten Hypnose als absolut unvereinbar erschiene. An Bedenklichem fehlt es freilich auch hier nicht. Es muß schon als mindestens sehr ungewöhnlich gelten, daß gleich bei der allerersten Hypnose (um diese würde es sich doch nach dem Berichte hier handeln) ein so hoher Grad von Willensaufhebung und von Automatismus erzielt worden sein sollte, wie er sich in dem Verhalten der Dame kundzugeben scheint; und die Schwierigkeit würde noch erheblich wachsen, wenn in der That die Antecedentien und der frühere Charakter der Dame mit den ihr in der Hypnose erteilten Befehlen so vollständig im Widerspruch gestanden hätten. Denn es würde doch eine große Täuschung sein, zu glauben, daß man Jedem Alles in der Hypnose anbefehlen könne und noch dazu in einer ersten Hypnose; es ist vielmehr sehr häufig, daß unter solchen Umständen erteilte Befehle nicht befolgt werden, wenn sie dem Charakter und den bisherigen Gewohnheiten zu jäh widersprechen, z. B. gerade bei Frauen, wenn es sich um Suggestion erotischer Handlungen oder auch eines fingierten Verbrechens (Diebstahl, Mord) u. dgl. handelt. Auch die anbefohlene völlige Erinnerungslosigkeit an das in der Hypnose Geschehene ist keineswegs in allen Fällen erreichbar; im Gegenteil ist ein, wenn auch unklarer, mit der Zeit anwachsender Gedächtnisrückstand gar nicht selten vorhanden. — Was das Verhältnis der Hypnose zur Hysterie angeht, so ist es jedem auf diesem Gebiete thätigen Arzte bekannt, daß durch öftere Hypnosen vorhandene Hysterie gesteigert, die latente gewissermaßen künstlich gezüchtet werden kann; andererseits sind Hysterische keineswegs immer besonders leicht, zuweilen sogar überhaupt nicht hypnotisierbar. Es hängt dies unzweifelhaft damit zusammen, daß bei der Hysterie an sich schon ein krankhafter Zustand jener zentralen Hirnteile anzunehmen ist, die in der Hypnose einer teils reizenden teils lähmenden Beeinflussung unterliegen; daß also Hypnose und Hysterie auf gleichem Terrain sich abspielende, auch symptomatisch einander sehr nahe stehende Funktionsstörungen des Gehirns sind.

Und nun lassen Sie mich endlich schließen mit dem Ausdruck meiner vollen inneren Überzeugung, daß die Welt nicht zu Grunde gehen wird und auch Moral und Kunst sich nicht wesentlich anders gestalten werden, weil es endlich gelungen ist, gewisse psychologische Thatsachen zu ermitteln und bisher dunkle Gebiete des Seelenlebens in einen inneren Zusammenhang zu bringen, für die allerdings Hamlets Ausspruch von den „more things in heaven and earth, than are dreamt of in your philosophy“ ganz ungemein gilt. Begangene „Unthaten“ strafen werden wir hoffentlich nach wie vor; und wenn die Rechtspflege einmal Veranlassung haben sollte, sich mit den Suggerenten verbrecherischer Handlungen und mit deren „unbewußten Werkzeugen“ zu beschäftigen, so wird sie hoffentlich fest zugreifen, und sich nicht durch so schwächliche Motivierungen, wie beispielsweise bei der Aufrechthaltung der sinnlosen Trunkenheit als Strafmilderungsgrund, beirren lassen. Übrigens wäre ein unbedingtes gesetzgeberisches Verbot öffentlicher hypnotischer Schaustellungen, und auch die Gestattung privater hypnotischer Sitzungen zu experimental-psychologischen Zwecken nur auf eine besondere, staatlich zu erteilende Lizenz hin in präventivem Interesse dringend zu wünschen.

In vollkommener Hochachtung
Ihr sehr ergebener
Berlin, 21. Oktober 1890. Albert Eulenburg.

Auch das dritte Gutachten kommt uns von höchst beachtenswerter Seite. Sein Verfasser ist der bekannte Professor der Physiologie Dr. W. Preyer, früher in Jena, welcher derzeit an der Berliner Hochschule doziert:

Hochgeehrter Herr!

Sie wünschen eine gutachtliche Äußerung von mir über drei Berichte, welche darin übereinstimmen, daß ein leichtgläubiges, um nicht zu sagen leicht zu düpierendes, sonst angeblich geistig gesundes Individuum durch ein anderes ohne Vermittelung von Worten, ohne vollständige Hypnotisierung und ohne irgend welche materielle Kommunikation, etwa durch Briefe und Zwischenpersonen zur Ausführung von auffallend unklugen, ja selbst erheblich schädigenden Handlungen bewogen worden sein soll.

Die Berichte stimmen aber auch darin untereinander überein, daß sie sehr lückenhaft, wenn nicht unrichtig sind. Sie sind auch zu kurz, und es fehlen ihnen die Belege, sodaß ich über die Substanz derselben, über ihre Wahrscheinlichkeit und teilweise Unwahrscheinlichkeit mich gutachtlich zu äußern nicht in die richtige Lage versetzt bin. Wenn ich behufs Abfassung eines Obergutachtens, z. B. als Sachverständiger bei einem Geschworenengericht, wo es sich um Tod und Leben des Angeklagten handelt, mein Urteil abzugeben habe, so bestehe ich allemal darauf, eine ganz bestimmte Frage vorgelegt zu erhalten, z. B. die Frage: „Sind diese braunen Flecken Blutflecken oder nicht?“ und beantworte diese Frage dann mit allen Hilfsmitteln meiner Wissenschaft und mit Untersuchung des ganzen Materials und aller Nebenumstände. Ich muß den Thatbestand möglichst vollständig kennen, um über den geistigen Zustand irgend einer Person, welche angeklagt ist, mich zu äußern, denn an ihr selbst, ihrer Physiognomie, ihrem Verhalten bei einigen Begegnungen kann der Zustand nicht sicher erkannt werden. Ein brauchbares Gutachten wäre also nicht herzustellen.

In diesem Falle befinde ich mich den drei Berichten gegenüber, welche ebensowohl durch unrichtige Aneinanderreihung richtiger Thatsachen als auch durch Zusammenfassung unrichtiger Angaben entstanden sein können. Aber ich kann meine Ansicht über die von Ihnen gestellten sonstigen Fragen unabhängig von der Wahrheit oder Unwahrheit der drei Berichte sehr wohl in Kürze aussprechen.

Zunächst kommt in Betracht die Telepathie oder Gedankenübertragung ohne irgend welche materielle Vermittelung nur durch das stumme Wollen oder das Denken des einen an einen andern. Trotz der außerordentlichen, sehr kostspieligen und Zeit raubenden Bemühungen mehrerer Engländer, Thatsachen zum Beweise einer Telepathie zu sammeln, ist doch bis jetzt nicht eine einzige sicher festgestellte Thatsache zu Gunsten einer solchen mir bekannt geworden. Ich habe schon im Januar 1886 den Standpunkt, welchen man in dieser

Digitized by Google

Frage als Mann der Wissenschaft meiner Meinung nach allein einnehmen kann, sehr bestimmt charakterisiert, die angeblichen Beweise entkräftet und mich bereit erklärt, wenn ein einziges schlagendes Experiment unter meiner eigenen Controlle, also in meiner Gegenwart, zu einem positiven Ergebnis führte, meinen Widerspruch fallen zu lassen. Aber bis jetzt bin ich überzeugt, daß sich die Fehlerquellen auch in Zukunft gerade so und noch besser werden aufdecken lassen, wie ich es für die vorhandenen Versuche gethan habe. In den beiden dickleibigen Bänden über Phantasms of the Living von Gurney, Myers und Podmore (London, Juni 1886), auf welche man mich dann verwiesen hat, ist die Kritik der Fehlerquellen ungenügend und die gänzlich unberechtigte Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf einzelne und auf disparate Fälle hat zu unrichtigen Folgerungen geführt. In einer kleinen Schrift über die Erklärung des Gedankenlesens, welche 1885 erschien, habe ich in einer auch für mathematisch ganz Ununterrichtete verständlichen Weise die Experimente von Charles Richet und Genossen in Paris über die vermeintliche unmittelbare Gedankenübertragung zergliedert und gerade nach dieser Richtung als durchaus unzulänglich gekennzeichnet. Es ist hier nicht der Ort, die Fehlerquellen im einzelnen zu besprechen, nur sei bemerkt, daß in den Gegenschriften, namentlich in der von Gurney verfaßten, speziell gegen mich gerichteten, ich die bei physiologischen und physikalischen Beobachtungen und Experimenten unentbehrliche Experimentalkritik vermisse, als wenn es erlaubt wäre, auf psychologischem Gebiete davon abzusehen und die bloße Behauptung, man habe dieses und jenes wahrgenommen, es sei da und dann so und so zugegangen, genügte, um die objektive Wahrheit festzustellen. Man lasse einmal mehrere Telepathisten gleichzeitig dieselben Beobachtungen im Augenblick, da sie gemacht wurden, zu Papier bringen mit vorher gleichgestellten Uhren unter den günstigsten Umständen, so wird man doch nachher Verschiedenheiten in den Berichten finden. Auslassungen, namentlich Überhenens und Überhörtes, und subjektive Zuthaten machen es oft schwierig, selbst dann den wahren Thatbestand bei telepathischen Versuchen zu ermitteln.

Also in betreff der Seelengemeinschaft oder immateriellen Gedankenübertragung, suggestion mentale, wie sie die Franzosen nennen, läßt meine Ansicht hoffentlich keinen Zweifel bestehen. Weder die physische noch die sittliche Weltordnung wird im mindesten beeinflußt durch die allzu oft wiederholten Behauptungen, die Telepathie existiere, so lange diese Behauptungen nicht besser begründet werden. Einstweilen haben sie nur die Bedeutung von Träumen und Hallucinationen.

Ferner regt Ihr freundliches Schreiben, an die drei Berichte anknüpfend, die Frage an, inwiefern eine Suggestion ohne Hypnose und ohne gesprochene Worte, in einem Anderen eine Reihe von Vorstellungen, die zu bestimmten Handlungen und Unterlassungen führen, erwecken kann. Es ist zweifellos und jedermann, der Menschen beobachtet, bekannt, daß in sehr großem Umfange ein Mensch auf einen andern, der ihn sehen, hören, befühlen, riechen kann, einen starken Einfluß auszuüben vermag, ohne selbst das Geringste davon zu wissen. Ich brauche zum Beweise nur zu erinnern an das Verhalten der Kinder ihren Eltern und ersten Erziehern gegenüber, an das Verhältnis des Schülers zum Lehrer, des Soldaten zum Offizier, des Patienten zum Arzte, auch des Klienten zum Advokaten, des Studenten zum Docenten, des Subalternbeamten zum Vorgesetzten, der Dienstboten zum Dienstherrn, der Lehrlinge zum Meister, der Matrosen zum Kapitän. Wer Gelegenheit hat, die Beziehungen der Ehefrauen zu ihren Männern mehr als flüchtig zu beobachten, wird auch erkannt haben, daß bisweilen junge Frauen, welche zu früh in die Ehe treten und zehn bis zwanzig Jahre ältere Männer heiraten, ohne daß diese es darauf anlegen, nach kurzer Zeit ihren Willen verlieren, alles gut heißen, was der Mann thut und von vornherein ihre eigene Vorstellungsweise, weil sie mit der des Ehemannes nicht übereinstimmen könnte, für verkehrt halten. Umgekehrt freilich ist auch nicht zu übersehen, daß einem streitbaren Helden allein durch den Anblick einer Thräne in dem Auge seiner Geliebten, ohne daß diese ihn zurückhalten wollte, die Energie genommen werden kann. Alles dieses ist wortlose Suggestion, welche hier keiner Erläuterung bedarf.

Was eine ausführlichere Begründung verlangt, ist die Möglichkeit, aus dem Verhalten, aus dem Muskelspiel, dem Blick, der Mundbewegung, dem Farbenwechsel, dem Augenglanz eines Menschen zu ermitteln, welche Vorstellung ihn gerade beherrscht, nicht aber ist noch des Beweises bedürftig die Thatsache, daß durch solche oft unscheinbare Äußerlichkeiten in dem suggestibeln Wesen starke Vorstellungen entstehen, die es dann zu sehr weit tragenden Handlungen oder Unterlassungen bewegen können. Zu die Consequenzen einer Ahnung wortlos geäußerter Gedanken können vollständig übereinstimmen mit den unfreiwillig suggerierten, schon vorher vorhandenen Gedanken, ohne daß doch darum irgend ein mystischer oder transcendentaler Rapport den Suggerenten und Suggestibeln mit einander verbände. Beim Zusammenleben lernen die Menschen sich leicht so genau kennen, daß sie, ohne im einzelnen sich darüber Rechenschaft zu geben, gegenseitig ihre Gedanken erraten, die Wünsche am Auge absehen, die Worte von den Lippen ablesen und dergl. m. Es erscheint daher natürlich, daß bei schwachen Gemütern, bei denen die Leichtgläubigkeit schon von Haus aus an Thorheit grenzt auch ohne Anwendung besonderer Hülfsmittel die Vorstellungen des Stärkeren allein herrschend werden. Der Schwächere hat sich im Umgange mit dem Stärkeren an ihn angepaßt, sich diesem in einer Art geistiger Symbiose allmählich untergeordnet und sich dadurch Fernerstehenden unzugänglich gemacht. Wenn plötzlich die stärkeren Vorstellungen des suggestibeln Wesens sich bemächtigen und der Starke den Schwachen wie die Klapperschlange den Kolibri im Bann hält und wie mit einem Schlage seinen Widerstand bricht, so kommt hierbei stets die sehr veränderliche Schreckhaftigkeit in Betracht.

Wie viel mehr aber wird sich diese Beeinflussung des einen Menschen durch den andern fühlbar machen, wenn nun solche Hülfsmittel wie das Hypnotisieren hinzutreten! Und niemand kann wissen, um noch einmal auf die Berichte zurückzukommen, ob, falls sie einen Kern von Wahrheit enthalten, nicht der Buchbinder-

Digitized by Google

geselle den Meister, der Maler die Frau vollständig hypnotisiert hat, da sie ja öfters Zwiegespräche ohne Zeugen hatten und der leidende Teil sehr leicht bestimmbar, unselbständig, also vermutlich auch sehr leicht hypnotisierbar und keinenfalls psychisch normal gewesen sein wird, auch die Hypnose mit den Suggestionen sogleich nach denselben vollständig vergessen konnte. Es giebt keinen Menschen, von dem man behaupten könnte, er sei außer stande, einen andern zu hypnotisieren und keinen, von dem man sagen könnte, er sei schlechterdings nicht hypnotisierbar, wenn er die erforderlichen Bedingungen erfüllt. Vergeblich bemühen sich manche, irgend welche Zeichen der Hypnotisierbarkeit oder der Immunität gegen hypnotische Procedituren anzugeben, es sei denn das Unvermögen, die Aufmerksamkeit anhaltend einem und demselben Gegenstande zuzuwenden wie bei Blödsinnigen, Fieberkranken, manchen Geisteskranken, kleinen Kindern und Narkotisierten. Ein solch negatives Merkmal besteht sich aber nicht auf die Hypnotisierbarkeit selbst, sondern nur die Bedingung, welche notwendig erfüllt sein muß, um eine Hypnose herbeizuführen, um nur zu prüfen, ob jemand hypnotisierbar ist oder nicht. Ebenso giebt es keinen Menschen, welcher nicht in höherem oder niederem Grade suggestibel wäre (das barbarische Wort, welches „suggeribel" heißen müßte, läßt sich nicht mehr beseitigen), und bei jedem steigt im hypnotisierten Zustande die Suggestibilität ins Ungemessene. Wenn also es möglich ist, einen Menschen ohne seine Einwilligung zu hypnotisieren, so kann man ihn auch, ohne daß er es selbst weiß, durch Einprägung bestimmter Vorstellungen zu posthypnotisch oft erst nach langer Zeit ausgeführten Handlungen bringen, die ihn mit dem Strafgesetz in Konflikt bringen. Nur ist es durchaus nicht leicht, ohne seine eigene Einwilligung einen Menschen zu hypnotisieren, so schnell es auch mit derselben gelingt. Denn die Mehrzahl weiß schon genug aus den Zeitungen und Vorstellungen, öffentlichen Vorträgen und populären Schriften vom Hypnotismus, um sich zu besinnen, wenn ein Arzt oder ein Laie hypnotische Prozeduren mit ihm vornehmen will, und sei es nur, daß er ihn starr anblickt oder starren lasse, vom Streichen zu schweigen. Deshalb ist es gewiß auch praktisch wichtig, zu wissen, daß eine ohne irgend welche Hypnotisierung (mit und ohne Einwilligung) in einfachen Worten geäußerte Suggestion bei sehr vielen Menschen eine außerordentliche Kraft besitzt und obwohl ich nicht Jurist bin, möchte ich zum Schlusse doch darauf hinweisen, daß im Strafgesetzbuch für das deutsche Reich, in welchem weder auf Hypnose noch Suggestion als solche Rücksicht genommen wird unter der Bezeichnung „Verleitung" in mehreren Paragraphen die Möglichkeit, durch Suggestion ein Verbrechen oder ein Vergehen oder eine Übertretung zu begünstigen, vorgesehen ist. Die Verleitung zur Deiertion (§ 141), zur Auswanderung durch Vorspiegelung falscher Thatsachen oder wissentlich mit unbegründeten Angaben (§ 144), gehören hierher. Namentlich aber kommt in Betracht die Verleitung zur Begehung eines Meineides, welche mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft wird (§ 159) und die Verleitung zur wissentlichen Abgabe einer falschen Versicherung an Eidesstatt, sowie die Verleitung zur Ableistung eines falschen Eides oder einer falschen Versicherung an Eides statt (§ 160), weil sie bei Zeugenaussagen von großer Wichtigkeit werden kann und sich durch Suggestion bei Hypnotisierten besonders leicht herbeiführen läßt. Auch die schon in französischen Romanen verwendete Verleitung, wie sie im § 179 erwähnt ist, so wie die in § 182 bezeichnete Verführung bieten ein fruchtbares Feld für den, der geschickt zu hypnotisieren und zu suggerieren weiß und unlautere oder verbrecherische Absichten hegt.

Alle diese Arten der Verleitung gehören in den § 48 des Strafgesetzbuches, wo es heißt: „Als Anstifter wird bestraft, wer einen anderen zu der von demselben begangenen strafbaren Handlung durch Geschenke oder Versprechen, durch Drohung, durch Mißbrauch des Ansehens oder der Gewalt, durch absichtliche Herbeiführung oder Beförderung eines Irrtums oder durch andere Mittel vorsätzlich bestimmt hat." Die Suggestion fällt in die Kategorie der „andern Mittel". Aber sie muß auch als Aufforderung zur Begehung einer strafbaren Handlung (§ 111) in Betracht kommen.

Im Gegensatz zu solcher gefährlichen Verwendung der Suggestionen und mißbräuchlichen Benutzung leicht hypnotisierbarer Personen ist es gut hinzuzufügen, daß ich häufig von harmlosen Suggestionen bei Hypnotisierten den allerbesten Erfolg wahrgenommen und es erlebt habe, daß Suggestionen im völlig wachen Zustande bei Kranken, denen man nur mit der größten Bestimmtheit sagt, sie würden gesund werden, denen man Brodpillen und gefärbtes Wasser statt der Arznei, verdünnte Salzlösung statt des Morphium giebt, den besten Erfolg hatten. Der Aberglaube bei Sympathiekuren und in der Homöopathie beruht zum großen Teil auf Suggestion. Ich wiederhole daher den vor zwei Jahren bei Eröffnung meiner Vorlesungen über den Hypnotismus an der Berliner Universität ausgesprochenen Satz: „Unter allen Thatsachen, zu welchen bisher die Untersuchung des Hypnotismus geführt hat, ist keine von so großer Tragweite, wie die der Suggestion, und zwar ist sie deshalb so wichtig, weil sie auch außerhalb des Gebietes der Lehre vom Hypnotismus eine hervorragende Rolle in der menschlichen Gesellschaft gespielt hat und noch spielt. In medizinischen Kreisen wird sie in der Zukunft eine Bedeutung erlangen, von der wir jetzt kaum eine Ahnung haben."

Hochachtungsvoll

Berlin, 22. Oktober 1890. W. Preyer.

Dies die uns vorliegenden Gutachten; andere sind uns in Aussicht gestellt. Die Resumierung wissenschaftlicher Äußerungen von Laienseite scheint uns nicht statthaft, zweierlei aber beweisen die drei Gutachten wohl für Jedermann: daß der Naturalismus und die Tageslitteratur auch Fälle annehmen, welche die Wissenschaft abweist, und daß auch über das, was auf diesem Gebiete als erwiesene Wahrheit gilt, die wissenschaftlichen Überzeugungen weit auseinander gehen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Der Gott des alten Doktors.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

(Fortſetzung.)

Sie wird ſterben! — Das war auch mein erſter Gedanke, als ich in das Krankenzimmer trat. Die etwa vierzigjährige Frau, die da im Himmelbett, von heftigſten Fieberſchauern gerüttelt, beſinnungslos raſte, war offenbar vom Kopftyphus ergriffen, und die Hitze hatte, ſo weit ich's nach dem Pulsſchlag beſtimmen konnte — das Thermometer war ja damals noch nicht erfunden — jene Grenze faſt erreicht, wo ſie das Leben verzehrt. Ich riß die Fenſter auf, ließ Eis aus dem Garten ſchaffen, nur um eben die Pflicht zu thun, an einen Erfolg glaubte ich nicht. Dann verſuchte ich ihr ein beruhigendes Mittel einzuflößen, das ich mit hatte, es wollte nicht glücken; die hageren Züge wild verzerrt, ſchlug ſie um ſich, daß die beiden Dienerinnen ſie mühſam im Bette feſthielten. „Sois bon", winſelte ſie unabläſſig, „Ne m'abadonnes pas! Ne t'ai-je pas sacrifié tout?!" und ſchrie dann wieder gellend: „Assassin! Je te ferai monter l'échafaud!" Endlich nahm ſie den Trank aus der Hand der Tochter — „Oh ma pauvre Hortense, pardonnes moi!" ſchluchzte ſie. Ich blieb, bis das Mittel zu wirken begann und die Kranke die Augen ſchloß; am Abend würde ſie wohl ſterben, dachte ich, aber als mich das arme ſchöne Kind anflehte, ihm die Wahrheit zu ſagen, brachte ich's doch nicht über die Lippen und gab einige Hoffnung. Die Erkrankung ſei, fragte ich, wohl die Folge einer plötzlichen und ſtarken Erſchütterung des Gemüts, worauf ſie erwiderte: ja, geſtern Morgens ſei der unglückliche Brief gekommen. Natürlich forſchte ich nicht weiter, verſprach des Nachmittags wieder zu kommen und empfahl mich. Der Diener ging mit mir, eine Arzenei aus der Apotheke mitzubringen, aber er bequemte ſich erſt dazu, als ich's ihm mit aller Strenge befahl. Auf dem Wege — das wüſte Unwetter hatte ſich ein wenig gelegt — erzählte er mir, wie zur Entſchuldigung, er ſei erſt vierzehn Tage in Dienſten der franzöſiſchen Dame und werde kaum eben ſo lange bleiben. Sie habe ihn vor der Abreiſe aus München aufgenommen, wo ſie den Winter verbracht, und das Ziel ſei Wien geweſen; da habe ſie hier einen Brief erhalten, der ſie zum Bleiben veranlaßt, und darauf ſei die einſame Villa, die jahrelang leer geſtanden, gemietet und kümmerlich meubliert worden. Die Dame heiße Lannes, ſei aus Paris, von Adel und Wittwe, aber ob dies alles richtig, wolle er nicht beſchwören, denn ſie thue gar ſo heimlich. Im Übrigen ſei ſie ein Teufel, aber die Tochter ein Engel, und wenn ſie ſtürbe, ſo ſolle es ihm nur um des armen Kindes willen leid thun.

Das war meine erſte Begegnung mit Hortenſe und wie ſie wahrlich nicht der Einleitung zu einem Liebeshandel gleichſah, ſo wenig die folgenden. Ich kam gegen Abend wieder und ebenſo die nächſten Tage und that meine Pflicht, aber wenn die Kranke das furchtbare Fieber überwand, ſo war dies nicht meiner Kunſt, ſondern ihrer überaus nervöſen und elaſtiſchen Anlage zu danken; ein vollkommen geſundes Weib wäre ſchwerlich in das ſchwere Siechtum verfallen, aber dann auch gewiß nicht heil davongekommen. Acht Tage währte noch das Phantaſieren, immer dasſelbe wüſte Zeug von dem Mörder, den ſie auf's Schaffot bringen werde, wenn er kein Erbarmen mit ihr habe, und die Ausbrüche leidenſchaftlichen Mitleids mit der Tochter; dann fand ich ſie eines Morgens mit kaum noch umflorten Augen auf ihren Kiſſen liegen und ſie konnte mir danken, und einige Tage ſpäter empfing ſie mich im Fauteuil in einen höchſt eleganten Morgenrock

Digitized by Google

gehüllt und lächelte mich ordentlich kokett an. Die schrecklichen Fieberreden waren mir sehr peinlich gewesen, aber nun sie wieder bei Vernunft war, gefiel sie mir noch weniger. Nicht als ob ihr Äußeres widrig gewesen wäre; das Antlitz — ich schätzte sie nun noch einige Jahre jünger, etwa in der zweiten Hälfte der Dreißig — trug deutlich die Spuren einstiger Schönheit, jener echten Schönheit, die nicht blos in Farbe und Ausdruck, sondern im Schnitt des Gesichts liegt und daher nie ganz schwinden kann; ihre Umgangsformen waren tadellos, die Sprache gewandt; gleichwohl war etwas Sprunghaftes und Unsicheres in ihrem Wesen, ein Zug von, — wie soll ich's nur ausdrücken? — Unheimlichkeit und Süßlichkeit zugleich, der mich abstieß. Wohl sagte ich mir zuweilen: ‚Sie ist eben eine Frauzösin und in Adelskreisen daheim, die du nicht kennst' — dieser Mund, dieses Aug' befremdeten mich doch immer wieder. Unablässig zuckte es um die vollen, blassen Lippen, bald waren die Mundwinkel tief hinabgezogen, wie im tiefsten Schmerz, bald wieder umspielte sie ein fatales Lächeln, ganz wie die Augen zuweilen medusenhaft dreinblickten, als hätte diese Frau furchtbaren Schmerz und furchtbare Schuld zu tragen, und dann wieder sinnlich aufflackerten, wie die einer Hetäre. — Wer war die Frau? „Madame Élise de Vannes, née de Mancourt*, so stand's auf ihren Karten und das „E. V." mit der Zackenkrone darüber war auch auf all' ihrem Leinenzeug zu sehen und auf den Livreeknöpfen ihres Dieners — und sie erzählte ohne viel Zurückhaltung von ihrem Elternhaus in der Normandie, der Ehe mit dem napoleonischen Obersten Charles de Vannes, der vor zwölf Jahren bei Waterloo gefallen und sie und die damals fünfjährige Hortense allein und schutzlos auf dieser Erde zurückgelassen, und wie sie nun, von Mutterseite mit einem in Bayern und Österreich reich begüterten Adelsgeschlecht verwandt, sich hierher gewandt, um eine Stütze zu finden. Sie nannte den Namen dieses Geschlechts nicht, aber das konnte ja seine vernünftigen Gründe haben; wenn ich gleichwohl von Alledem nicht viel mehr glaubte, als ihr Diener, so lag es nicht an dem Mangel, sondern gerade an dem Überfluß von Details, mit denen sie ihre Erzählung ausstattete.

Wenn ich mir aber so viel Gedanken über sie machte, so lag dies nicht bloß daran, weil sie unter jenen Menschen, mit denen ein Linzer Arzt jener Tage in Berührung kam, wahrlich auffallen konnte, sondern weil mir die Tochter so wohl gefiel. Dies ist das rechte Wort, ein wärmeres wäre für jene ersten Wochen nicht richtig. Ist dies dieser Mutter Kind? mußt ich mich immer wieder fragen. Wie schlicht und gut und fröhlich sie war — ein heitres Kind, das sich jedes Stückleins Blau an ihrem Himmel freute, und dabei wie tapfer und geduldig, so lang die schwarzen Wolken zogen! Wenn's mir ein Unbehagen, ja zuweilen eine Qual war, dem hastigen, überhitzten Wesen der Mutter Stand halten zu müssen, ein Blick in dies sonnige, schöne Mädchenantlitz machte Alles wieder gut, wie etwa Einer, der lange ein sonderbares, unerquickliches Bild angesehen, erfreut in's Grüne schaut. Wenn ich so den Weg zur Villa Neideck antrat, so freute ich mich schon im Stillen, wie sie mir im Vorraum entgegentreten und die Hand reichen und mit einem hellen Aufleuchten der blauen Augen sagen würde: „Gottlob, auch diese Nacht war gut — wie sollen wir Ihnen danken?!" Kaum ein Wort mehr, aber es war eine so jubelnde, rührende Dankbarkeit in Ausdruck und Blick! Bei meinen Besuchen im Krankenzimmer war sie selten anwesend und ich merkte wohl, daß die Mutter sie jedesmal durch einen Wink entfernte, ehe sie ihre Odysseen vor mir anzustimmen begann; offenbar wollte sie durch keinen befremdeten Blick dieser hellen Augen im Dichten behindert sein. Das war schließlich noch ein achtungswerter Zug an ihr, wie ich ja überhaupt wohl merken konnte, daß sie in ihrer Art eine zärtliche Mutter sei. Ihre erste Frage war doch immer, ob die Nachtwachen der Gesundheit Hortense's nicht schaden würden, und als ich einmal den tapferen Sinn der Kleinen lobte, brach es fast leidenschaftlich aus ihrer Brust: „O, wenn Sie wüßten, was das für ein Gemüt ist! Und wie sie sich in die Verhältnisse zu schicken weiß!" Auch dies Letztere war kein unverdientes Lob. Es war eine kuriose Wirtschaft in dem unwohnlichen, verfallenen Landhaus; wenn die spärlichen, bunt genug zusammen gewürfelten Möbel — alle Trödlerladen der Stadt hatten dazu herhalten müssen — keinen allzu unbehaglichen Eindruck machten und es im Krankenzimmer sogar fast behaglich aussah, so war dies Hortense's Verdienst, und ebenso, wenn die Dienstleute leidlich gehorchten; sogar der Münchener Lakai, der frechste alte Schlingel, den je die Sonne beschienen, tummelte

Digitized by Google

sich, wenn ihm „der Engel“ einen Auftrag gab; freilich that sie's in anderem Ton, wie die Mutter, immer freundlich und bestimmt zugleich. Selbst im Äußern glichen sie sich nicht; die Mutter eine hochgewachsene Frau mit blondem Haar, scharf geschnittenen und einst — sagt' ich schon — gewiß sehr schönen Zügen und dunklen Augen; Hortense kaum mittelgroß, von weicher, blühender und doch zierlicher Gestalt, das rosige, runde, fein geschnittene Antlitz wie aus einem Schäferbild Watteau's geschnitten; braune, eigensinnige Löckchen um die Stirne, die Augen groß und von einem leuchtenden, tiefen Blau, wie ich's kaum je im Leben wieder gesehen. Aber das Schönste war der Ausdruck der Züge — so lieb und gut und kindlich; wer sie ansah, mocht' ihr ihre siebenzehn Jahre kaum glauben, vielleicht lag's auch daran, weil die Oberlippe etwas zu kurz war, daß die Zähnchen dahinter hervorschimmerten, und dann dieser Blick voll Unschuld und Güte. Man brauchte kein Menschenkenner zu sein, um zu wissen: diese Seele hatte noch nichts von Kampf und Wirrniß und Verderbtheit der Welt erfahren, trotz dieser Umgebung, trotz dieser Mutter. Aber daß es doch kein Kind mehr war, was mir da beim Kommen und Gehen die Hand drückte, merkt' ich doch, nicht an ihr, aber daß mir bei der Berührung die Pulse einen Augenblick rascher schlugen. Dies weiche, reiche Blühen der jungen Glieder! Aber das war nur mein Blut, nicht mein Herz, was sich da regte — wie anders auch, war ich nicht so gut, wie verlobt?!

Von meiner stillen, klugen, feinen Herrin hörte ich freilich in diesen Wochen — den ersten des Januar — nicht zu viel; bei einem Besuch traf ich sie nicht daheim, ein andermal, im Theater, konnt' ich sie nur sehen, ein drittes Mal, da ich sie bei der guten Sträubler traf, nur flüchtig sprechen; ich kam erst spät Abends, weil mich die Sorge um einen Todkranken festgehalten hatte, und wenige Minuten darauf brachen Herneggs auf. Die wenigen Worte, welche sie mir sagte, waren freundlich, gut und herzlich, wie Alles, was mir in letzter Zeit von ihr zugekommen, und als sie mir zum Abschied die Hand reichte, errötete sie wieder, wie am Sylvesterabend, aber Herr von Hernegg schien mir weit kühler, als sonst, wie befangen, und hinterdrein fiel's mir auch auf, daß er gleich nach meinem Eintritt das Zeichen zum Aufbruch gegeben, was gar nicht in seiner Art lag: er schlürfte sonst Alles bis auf den letzten Rest, den Wein und die Geselligkeit. Aber meine brave, dicke Gönnerin sorgte dafür, daß ich mir keine Sorgen machte; strahlend vor Wohlwollen und Stolz — denn hatte sich die Beziehung nicht durch ihr Zuthun geknüpft?! — zog sie mich in eine Ecke und theilte mir mit: Hernegg habe sich in den letzten Tagen eifrig nach mir und meinen Eltern erkundigt und natürlich überall das Beste vernommen; er schwanke noch, aber Marie sei bereits entschlossen, meine Werbung anzunehmen. „Sie geben Ende Januar einen Ball“, schloß sie, „sprechen Sie bei dieser Gelegenheit mit ihr. Meinen Glückwunsch darf ich schon heute sagen!“

Zwei Tage darauf erhielt ich die Einladung zu dem Fest und betrachtete sie so fröhlichen Blicks, als wär's meine Verlobungskarte. Während ich eben so in behaglichem Sinnen dasaß, pochte es heftig an meine Thüre; es war der Lakai aus der Villa Reideck. Der Mann sah anders drein, als sonst, erregt und ängstlich. „Bitte, kommen Sie schnell mit,“ stieß er hastig hervor, „das Fräulein ist krank . . .“ — „Hortense? so plötzlich?!“ — „Kommen Sie,“ flehte er, „das arme Kind! Einen Wagen hab' ich mit.“ Ich machte mich eilends auf den Weg, der Mann stieg ohne Weiteres zu mir in die Kutsche. „Nur damit ich Ihnen alles erzählen kann,“ entschuldigte er sich, „Sie müssen's wissen!“ Und nun brach er los, er habe der Madam' nie über den Weg getraut; aber nun wisse er, daß sie ein richtiger Teufel sei, eine Verbrecherin. Gestern morgens sei vornehmer Besuch gekommen, ein feiner Kavalier, nicht jung noch alt; den habe die Madam' sehr freundlich empfangen, und die Beiden seien lange in ihrem Zimmer beisammen gewesen. Aber Zärtlichkeiten seien da nicht getauscht worden, im Gegenteil, harte, zornige Reden; er habe es am Ton gemerkt, obwohl er die französischen Worte nicht verstanden. Anfangs hätten sie Beide geschimpft, dann sie gefleht, und der Fürst gedroht. Nachdem er zornig weggestürzt; habe sie noch eine Weile in ihrem Zimmer geflennt, und dann eine Unterredung mit der Tochter gehabt, bei welcher diese in Ohnmacht gefallen; aus derselben erwacht, liege sie seither in Krämpfen da; die Nacht sei fürchterlich gewesen, aber ihr Zustand auch jetzt noch ein bedenklicher. Der Fürst sei am Abend wieder vorgefahren, da er ihm aber gesagt, das Fräulein liege im Sterben, so habe er dem Kutscher fluchend den Befehl gegeben, zur Stadt zurückzukehren und sich auch seither nicht wieder blicken

Digitized by Google

lassen. Ihr wißt, wie gut ich dem holden Kind geworden, und könnt ermessen, was ich bei der Erzählung empfand. Der Diener aber fuhr fort: was da vorgehe, könne man leicht erraten, aber es solle der Elenden nicht gelingen, ihr Kind zu Grunde zu richten; ehe er dies zulasse, wolle er selbst zu Herrn von Hernegg gehen und den Schutz der Gerichte anrufen. „Nur ruhig Blut," mahnte ich, wie erregt ich auch war, und fragte dann, woher er wisse, daß der Fremde ein Fürst sei. Aus seinem Auftreten, war die Antwort, den Namen kenne er ja nicht; der Wagen gehöre dem Hotel „zum Krebs", dort sei der Fremde als „von Wertheim" aus Wien gemeldet.

Als ich die Villa betrat, kam mir Frau von Vannes totenbleich, mit gelöstem Haar entgegengestürzt. „Retten Sie mein Kind!" rief sie, und umfaßte meine Kniee. Was immer gestern vorgegangen, diese Verzweiflung war keine Komödie, wenigstens nicht ganz. Ich suchte sie zu beruhigen und trat in das Zimmer Hortense's; da aber hatte ich selbst Mühe, meine Fassung zu bewahren. Nicht etwa, als ob der Zustand des Mädchens ein gefährlicher gewesen wäre; ich erkannte bald, daß der Arzt da kaum nötig sei, mindestens durch Rezepte nichts fruchten könne. Aber wie furchtbar hatte der plötzliche Schreck und Schmerz das arme Geschöpf verwüstet; aschfarben war das Antlitz, die Züge jählings hager und wie um zehn Jahre gealtert, und um den weichen halboffenen, nun so bleichen Kindermund lag die Verzweiflung wie festgemeißelt. Und noch tiefer fast ergriff es mich, wie sie bei meinem Anblick aufschrie: „Herr Doktor! erbarmen Sie sich unser!" und meine Hand faßte und sie mit Küssen und Thränen bedeckte. Vergeblich sucht' ich mich loszuringen. „Sie sind ein guter Mensch," schluchzte sie, „helfen Sie meiner Mutter, damit ich nicht sterben muß!" Ich fühlte meine Augen feucht werden, so tief war dieser Jammer. „Sie werden leben und glücklich sein, Fräulein Hortense," sagte ich, „kann ich Ihnen beistehen, so soll's geschehen." Ich sagte es gewiß aus innerstem Herzen heraus, aber ohne viel dabei zu denken — was auch konnt' ich helfen?! Sie aber — und wenn ihr der mächtigste Herr auf Erden seine Kraft zugesichert hätte, der Eindruck hätte kein größerer sein können. „Gottlob!" schluchzte sie auf und hob die Hände zum Himmel, „dann ist alles wieder gut! Denn ich weiß, Sie sind edel!" . . Und wieder umklammerte sie mit ihren beiden Kinderhänden meine Rechte und blickte mich an — ein solcher Blick hatte mich noch nie getroffen. Mein Herz begann zu pochen, ungestüm, in heißen, schweren Schlägen. „Das kann nicht die Verzweiflung allein sein," dachte ich, „dies Mädchen liebt Dich . . . Herr im Himmel, das arme Geschöpf, was soll daraus werden . . ."

Als ich einige Minuten später der Mutter im anstoßenden Zimmer gegenüberfaß — wer von uns mehr Mühe hatte dem Andern seine Gedanken zu verhehlen, ich möcht's nicht entscheiden. — Endlich hatte sie sich so weit gefaßt, um mir die Geschichte des gestrigen Tages erzählen zu können. Ich wüßte ja, begann sie, sie sei arm, und zu ihren deutschen Verwandten gekommen, um für sich und ihre Tochter eine standesgemäße Versorgung zu erbitten. Einer derselben, ein Wittwer in den besten Jahren, sehr reich und angesehen, habe für Hortense eine verzehrende Leidenschaft gefaßt und wollte sie heiraten. Aber das Mädchen habe keine Neigung für ihn, und nachdem es seine Werbung bereits in München abgelehnt, sei sie gestern, da er dieselbe neuerdings vorgebracht, dadurch in jene Erregung geraten, deren Folgen ich eben mit angesehen. Das heißt, sie müsse bekennen: dadurch allein wohl nicht, sondern vielleicht auch, weil sie ihr die Folgen nicht verhehlt, welche eine nochmalige Weigerung haben müsse: dann stünden sie völlig schutzlos und verlassen im fremden Lande . . . Aber nun bedaure sie jedes Wort, welches sie darüber gesagt, und wolle lieber verhungern, als ihr Kind so verzweifelt zu sehen. „Denken Sie, sie hat gedroht, sich lieber zu töten," schloß sie unter einem Strom von Thränen, „nein! da will lieber ich sterben . . ." Diese letzten Worte waren wohl wirklich empfunden; was an der übrigen Erzählung Dichtung, was Wahrheit war, wagt' ich nicht zu entscheiden. Möglich, daß es sich um eine ehrbare Werbung handelte; das klang ja sogar wahrscheinlicher, als die Verruchtheit, deren der Diener seine Herrin angeschuldigt, aber warum dann die fassungslose Verzweiflung des armen Kindes und — ob der Besucher nun ein „Fürst" oder ein Adeliger war, konnte er sich entschließen, ernsthaft um die Tochter einer Mutter zu werben, die doch wohl nur eine Abenteurerin war?! Ich schwieg und ließ sie eine Weile fortschluchzen — was in aller Welt sollt' ich auch sagen? — endlich fragte ich, ob dies der einzige

Digitized by Google

Verwandte sei, auf dessen Hülfe sie rechnen könne? Leider, bejahte sie. Aber, konnt' ich mich nicht enthalten zu sagen, sie habe mir ja immer von einem weit verzweigten Geschlecht gesprochen? Er aber sei das Haupt, erwiderte sie schlagfertig, und die Anderen sämtlich für die Verbindung. „Aber wie Gott will!" fügte sie hinzu, „ich fahre mit zur Stadt und sage dem Grafen, daß er nichts zu hoffen hat." In der That fuhren wir zum Hotel „zum Krebs"; sie ging in's Haus, ich setzte meine Krankenbesuche fort; in welchem Aufruhr der Gedanken und Empfindungen, vermag ich kaum zu sagen.

Es sollte nicht die einzige Erregung dieses Tages bleiben. Ich war gegen Abend wieder in der Villa und wenn mir etwa noch ein Zweifel daran geblieben wäre, ob mein Eindruck vom Vormittag ein richtiger sei, nun wäre er geschwunden. „Wie soll ich Ihnen danken!" empfing mich Madame de Vannes. „Ich habe ihr der Wahrheit gemäß gesagt, daß der verhaßte Bewerber nun abgereist ist, und daß ich mit meinem geliebten Kinde lieber alle Not teilen will, als durch sein Unglück sorgenlos zu werden, aber glauben Sie, daß dies so tief auf sie gewirkt hat, wie Ihr Versprechen? Ihnen dank ich's, nur Ihnen, wenn sie nun wieder ruhig ist!" Und das war die Wahrheit. Als ich eintrat, streckte sie mir unwillkürlich die Arme entgegen, um sie dann tief errötend, wie fassungslos vor Scham, wieder sinken zu lassen. „Daß Sie noch einmal kommen! Ich schäme mich, Sie so viel zu bemühen. Morgen bin ich gewiß wieder ganz wohl und werd' es Ihnen sagen lassen!" Und wie sie erzitterte, als ich ihren Puls prüfte. Darauf beim Abschied: „Wenn Sie vielleicht morgen ohnehin in der Nähe zu thun haben . . . Aber, mein Gott, wir wohnen ja so weit von der Stadt . . ." — „Ich komme", murmelte ich — wie sich ihr Antlitz verklärte! . . . Was sie unbewußt in sich getragen, dieser Sturm hatte es aufgewühlt und sie konnte es nicht mehr hehlen. Das arme Kind!

Aber war's wirklich nur Mitleid, was mich bei dieser Entdeckung so tief erregte? Als ich wieder der Stadt zuschritt, stand mir das Aufleuchten dieser holden Züge, die weiche, knospende Gestalt vor den Augen, wohin ich auch den Blick wandte, und mein Herz begann immer wieder rascher zu pochen. „Das verwünschte Blut!" murmelte ich und machte, der Wallung los zu werden, noch einige Krankenbesuche, obgleich sie nicht unbedingt nötig waren. Aber durch all' das Elend, was ich sah, schauten mich, wie durch einen Schleier, immer wieder die blauen Augen an, und zuweilen erzitterte ich selber, wie ihre Hand, da ich nach ihrem Puls getastet . . . „Nur heute nicht allein bleiben", dachte ich und ging darum zum „Krebs", wo sich allabendlich eine lustige Tafelrunde junger Ärzte und der Praktikanten vom Landesgericht zusammenfand. Als ich an dem Wirt, dem guten dicken, schwatzhaften Eybelhuber, vorbeiging, hielt er mich an. „Herr Doctor!" bat er, „sagen Sie mir um's Himmelswillen, wer denn eigentlich dieser Wernheim war?" — Wie just ich dies wissen sollte, fragte ich. — „Wer anders, als Sie?!" rief er, „Sie sind ja der Arzt der beiden fremden Frauenzimmer, zu deren Besuch er hier war, und als die Ältere heute bei ihm war, ist Ihr Name wohl fünfzigmal genannt worden!" Ob er gelauscht? fragt' ich. Er lächelte schamhaft; das sei sonst wahrlich nicht seine Gewohnheit, aber diesmal —! Da komme gestern im eigenen Schlitten ein Cavalier angereist, schreibe sich „von Wernheim" ein, ganz einfach „von", aber sein Lakai und sein Kutscher sprächen ihn immer „Herr Graf" an. Und gleich, wie er angekommen, verlange er einen geschlossenen Wagen, so daß das Coupé des „Krebs" erst auf Schlittenkufen habe gesetzt werden müssen, fahre nach der Villa Neideck, halte sich nach der Heimkunft in übelster Laune — „sogar auf meinen Tokayer hat er geschimpft, und das hat noch nie ein Mensch gethan" — auf seinem Zimmer, fahre gegen Abend wieder hinaus, habe heute Vormittags eine stürmische Unterredung mit der „Madame" und reise darauf ordentlich wütend wieder ab. Nun, meinte ich, da wisse er mehr von ihm, als ich, namentlich, da er gelauscht. „Aber ich hab' ja nichts verstanden!" klagte er. „Das heißt: ich versteh' ja französisch, so was für's Geschäft gehört — die feinsten Herrschaften kehren ja bei mir ein — aber die Beiden haben so verdammt rasch gesprochen, bald schreiend, bald flüsternd. Nur soviel hab' ich verstanden: auch von Ihnen war die Rede — er spitzte den Mund — ‚Doctör Sösbör' hat sie immer gesagt und mit Ihnen hat sie ihm gedroht." — „Mit mir?" rief ich befremdet. — „Ja wohl!" bestätigte er eifrig, „das habe ich deutlich verstanden, sie hat gesagt sie wird Alles dem Sösbör sagen, worauf er noch einmal so laut geflucht und gewettert hat. Aber abgereist ist er darauf doch!" Ich schüttelte

Digitized by Google

den Neugierigen ab und setzte mich an den Stammtisch; natürlich ging mir auch das eben Vernommene gehörig durch den Kopf und ich war schweigsamer, als sonst. Die Herren deuteten's anders und fragten, wann sie endlich die Verlobungskarte bekämen. Nur Einer von ihnen — sonst der Lustigste, ein Adjunkt am Landesgericht — Birnheimer hieß er und hatte sich mir stets freundschaftlich erwiesen — stimmte nicht mit ein, suchte auch die Anderen von dem Thema abzulenken und erzählte mir dann, als wir allein heimgingen, nach langer Einleitung, er halte es doch für seine Pflicht, mir mitzuteilen, was sich heute im Landesgericht begeben. Irgend Jemand müsse dem Präsidenten wohl von meines Vaters Prozeß um die Lutherbibel erzählt haben, denn er habe sich den Akt heut' Morgen aus der Registratur holen lassen und sei den ganzen Tag darüber gesessen, was sonst gerade nicht seine Art sei. Und als er das Amt verlassen, habe er eine sehr verdrießliche Miene geschnitten . . . Ich nahm's nicht schwer; „ich habe ja den Prozeß nicht geführt," meinte ich. — „Aber Du kennst seine Ansichten!" warnte Birnheimer. Und so wirkte denn Alles zusammen, daß diese Nacht die erste meines Lebens war, die ich fast schlaflos verbrachte.

Vielleicht lag's auch mit daran, daß mir am nächsten Morgen, da ich meine Wege antrat, so ganz anders zu Mut war, als sonst; ich war unruhig und bedrückt, als ob ich ein ganz gewöhnliches Exemplar unserer Gattung und kein Mustermensch wäre. Auch schwankte ich einen Augenblick, ob ich auch nach der Villa Neideck gehen sollte, und als ich's that, weil es mir Sünde schien, eine Kranke hilflos zu lassen, da geschah es, daß ich, gleichfalls zum ersten Mal, mir Ausbund von Wahrhaftigkeit nicht ganz glaubte; „der Arzt könnte heut' ruhig fernbleiben," flüsterte eine Stimme in mir, „aber du willst dich eben an den blauen Augen weiden und an der zitterigen Seligkeit, mit der sie dich empfängt." Je näher ich dem einsamen Haus kam, desto lauter pochte mein Herz und als ich vor ihr stand, — sie empfing mich im Lehnstuhl, ein weiches Gewand umfloß die jungen Glieder, daß man die Umrisse des knospenden Leibes sah —, als sie mir, von dunkler Röte übergossen, leuchtenden Auges, die Hand zum Willkommen entgegenstreckte, — nein! das waren nicht die Empfindungen, die dem Arzt dem Kranken gegenüber geziemten. . . . Ich bezwang mich, fragte nach ihrem Befinden, traf meine Anordnungen und zwischendurch riefen meine Sinne: „Wie schön sie ist, wie schön! Und sie liebt dich und zittert wie Espenlaub, so oft du sie berührst!" Noch hatte ich die Kraft, nach kurzem Verweilen zu gehen, aber als nun die Mutter fragte, ob sie mich morgen erwarten dürften und ich die Augen des Mädchens mit einem Ausdruck auf mein Antlitz gerichtet sah, als stünde dort ihr Schicksal geschrieben, da murmelte ich doch meine Zustimmung, statt, wie ich jeder Anderen geantwortet hätte, zu sagen, ich hoffte nun überflüssig zu sein. Auf dem Heimweg aber machte ich mir wieder die bittersten Vorwürfe darüber, daß ich so schwach gewesen. Was war im Handumdrehen aus Huberto geworden, dem Tugendjüngling, der unter allen Menschen mit sich selbst am meisten zufrieden war? Und was sollte das werden? Die Neigung des schönen Kindes mußte sich ja steigern, je öfter sie mich sah, mich, der eine andere liebte! Und wenn ich auch die Marie Hernegg nie kennen gelernt hätte — diese Mutter, diese Verhältnisse! Wollt' ich an dem armen Ding zum Schurken werden? Dann jedoch kehrten mir Mut und Klarheit zurück. Vier Tage waren's noch bis zu jenem Feste, wo ich mir Mariens Jawort holen sollte — und dann erfuhr's alle Welt, auch Hortense. Die Nachricht würde sie schmerzen — natürlich! ein Mensch, wie ich, und gewiß ihre erste Liebe, und diese bängliche Wirrnis um sie her — aber hinwegkommen würde sie wohl darüber. . . . Freilich, was hatte mir nur Birnheimer von dem Prozeß gestern erzählt? Aber das war ja Unsinn! Wenn's dem Präsidenten beliebte, die sechsjährige Staubschicht von dem Bündel abzublasen — Prost die Prise! Aber was ging das mich und Marie an?

Nun, schon am Abend sollte ich erfahren, daß die lächerliche Historie ernst zu nehmen war. Die gute Sträublerin ließ mich dringend zu sich bitten und empfing mich in sichtlicher Betrübnis. Der Präsident habe ihr heute erklärt: da Marie mir gut und ich auch sonst ein passabler Mensch wäre, so habe er über meine bürgerliche Abkunft hinwegsehen wollen, aber gegen seine heiligsten Grundsätze könne er nicht handeln; der Sohn eines geradezu gefährlich gesinnten Mannes, der Auflehnung gegen polizeiliche Verfügungen gewagt, und deshalb in schwere Strafe gekommen, passe ihm nun und nimmer zum Eidam. Er wolle nicht verhehlen, daß Marie darüber betrübt sei, sogar geweint habe sie, aber sie sei ein gutes Kind und werde gewiß bald eingesehen haben, daß er

Digitized by Google

nicht anders handeln könne. „Sie können wohl denken“, fuhr meine Gönnerin fort, „daß ich alles aufbot, um ihn anderen Sinnes zu machen, und Gottlob nicht ohne Erfolg. Er meinte schließlich — und Sie werden begreiflich finden, daß er sich so ausgedrückt hat —: „Was Frevel verschuldet hat, kann Reue sühnen,“ und wenn Ihr Herr Vater und Sie deutliche Beweise loyaler Gesinnung gäben, so wolle er die Sache nochmals überdenken. Die Gelegenheit dazu, sagt er, ist glücklicherweise nicht lange zu suchen. Am 12. Februar ist der Geburtstag des Kaisers; Hernegg hat vor, die angesehensten Leute von Linz zu einem Festmahl zu vereinen, damit sie ihrer Ergebenheit für den Monarchen und ihrem Abscheu vor den liberalen Ideen Ausdruck geben können; der Festredner, der jedenfalls kein Beamter sein darf, ist noch nicht bestimmt; er ist bereit, dafür zu sorgen, daß die Wahl auf Sie falle. Ferner soll bei dieser Gelegenheit eine Deputation aus allen Landesteilen gewählt werden, welche zum noch deutlicheren Ausdruck dieser Empfindungen in Wien eine Adresse überreichen soll; Ihr Herr Vater könnte ja dem Feste beiwohnen, und dann als Vertreter des Salzkammerguts nach Wien gehen“. . . Wie mir dabei zu Mute wurde, könnt Ihr Euch denken. Mein Vater als Mitglied einer Deputation, welche die liberalen Ideen verdammte und ich als Festredner zu gleichem Zweck! — es war ja so blank unmöglich, als wenn der Präsident etwa zur Bedingung gemacht hätte, daß Vater und Sohn Sesenberger fortab nur in Frauenkleidern erscheinen dürften. Dies sagt' ich ihr, und beschwor sie, mir eine Unterredung mit dem Präsidenten zu verschaffen. Sie versprach's, bat mich aber, wohl zu überlegen, was ich ihm sagen wolle und seinen Wünschen soweit als irgend möglich entgegenzukommen; sie glaube den Präsidenten zu kennen, wo seine Überzeugungen . . . — „Seine Carriere!“ rief ich heftig. — Und wenn dem so sei, fragte sie, ändere dies etwas an der Sache?! In einer Stimmung, wie sie mich nie vorher erfüllt, kehrte ich heim.

Das war eine schlimmere Nacht, als die vorige, aber endlich fand ich doch meine Ruhe wieder. Daß ich meinem Vater nicht mit solchem Ansinnen kommen durfte, stand freilich fest; ich wußte, er würde mir dieses Attentat auf sein Gewissen schwerer verzeihen, als wenn ich etwa die Hand gegen sein weißes Haupt erhoben hätte, und auch ich durfte mich nicht mit mir selber in solchen Widerspruch bringen, um glücklich zu werden, denn dann wurde ich's nicht durch Marien's Besitz. Aber was in aller Welt zwang den Präsidenten, solche Bedingungen zu diktieren? Mein Vater hatte in den sechs Jahren, die seitdem vergangen, die hellige Hermandad nicht weiter beschäftigt; wie er im Stillen dachte, darum brauchte sich Niemand zu kümmern; er saß in seinem Bergwinkel, flickte den Leuten den Leib zusammen und kramte seine Ansichten vor Niemand aus, der ihm dessen nicht würdig schien, also nur vor Leuten, an denen in Herneggs Augen ohnehin Malz und Hopfen verloren war. Und eigentlich sollte ja Marie doch mich heiraten und nicht meinen Vater! Ich war Arzt, lebte meinem Beruf, hatte nie mit der Polizei zu thun bekommen, und meine Sehnsucht, ihr Anlaß dazu zu geben, war sehr gering. Je näher ich's erwog, desto unglaublicher erschien es mir, daß ein Vater um solcher Bedenken willen, ohne Zwang, ja ohne Anlaß seiner Tochter Glück sollte scheitern lassen. Man mußte es ihm nur eben klar und vernünftig auseinandersetzen. In dieser Zuversicht schlief ich ein, aber als ich am hellen Tage erwachte, mußt' ich doch über mich den Kopf schütteln; ich hatte am Abend nur an Marie gedacht, voll schweren Kummers, voll aufrichtiger Sehnsucht; wie kam's, daß mir in meinen Träumen nur die braunlockige, blauäugige Fremde erschienen, immer wieder, wie ich sie am Morgen zuvor gesehen, im anschmiegenden Gewand, daß so viel verriet — so verlegen, so hingebungsvoll und so schön, so berauschend schön!

Der erste Mensch, den ich heut' auf der Straße traf, sollte mich wieder an sie erinnern. Es war just nicht der angenehmste Zeitgenosse; ein verwachsenes Männchen in den Sechzigern, dazu grundhäßlich, aber immer geschniegelt und gebügelt, und als manssteblicher Geck und Schwätzer in den weitesten Kreisen gefürchtet. Du wirst Dich wohl seiner noch erinnern, Ernst, — der alte Baron Sintenis. Ich schickte mich an, ihm auszuweichen, aber da kam er schon, den Finger schelmisch drohend erhoben, auf mich zugetänzelt. „Sie Don Juan!“ kicherte er, „Sie Herzenbrecher! Ich bin doch wahrhaftig auch nicht der Ungeschickteste — aber zur selben Zeit, wo die ganze Stadt von der Verlobung mit einer Anderen spricht, ein kleines appetitliches Ding . . .“ — „Von wem sprechen Sie?“ — „Na, verstellen

Digitized by Google

Sie sich nur nicht, lieber Doktor! Da war ich gestern endlich in der Villa Neideck, die Alte hatte mich so dringlich eingeladen — länger ließ sich's garnicht mehr aufschieben. Ist nämlich eine alte Bekanntschaft von mir, lernte sie vor acht Jahren in Ischl kennen, he he! genau kennen! War damals noch verdammt hübsch, erzählte aber schon ganz dieselben Lügen, wie jetzt, von den vornehmen Verwandten u. s. w. Muß übrigens damals ihr Ziel, einen reichen Souteneur zu finden, erreicht haben; verschwand ja plötzlich spurlos! Nun sitzt sie freilich wieder auf dem Trockenen, aber sie schnappt vergebens, — heute! brr! Funken aus der Asche stöbern, meine Passion wär's nicht. Aber die Tochter" — er schnalzte mit der Zunge — „à la bonheur! Nun, wie gesagt, vor einigen Wochen lädt mich Madame de Vaines ein — hieß übrigens damals in Ischl ähnlich, aber anders, he he! nach einem anderen Gut der Familie, sagt sie — fahre gestern endlich hin, warum nicht? mein Ruf, he he! — nichts mehr zu verlieren! Und da schwärmen mir die Beiden von Ihnen vor. „Gewiß," sag' ich, „netter, junger Mensch, tüchtiger Arzt, auch wohlhabend, macht nächstens glänzende Partie —" Und wie ich das ausspreche, zuckt Madame zusammen, allerdings kaum merkbar, das geriebene Frauenzimmer weiß sich eben zu verstellen, Mademoiselle aber wird bleich, käsebleich, sag' ich Ihnen, und stößt zitternd hervor: „Ist er verlobt?" — „So gut wie verlobt," erwidere ich, erstens weil's die Wahrheit ist und zweitens: soll ich Sie noch bei Ihren Schändlichkeiten unterstützen, Sie junger Lovelace Sie!" — „Sie irren . . ." — „Na, na! Aber darum keine Feindschaft, nicht wahr keine Feindschaft?" Und er hielt mir die Hand hin, bis ich sie mit der meinen berühren mußte. . .

Ich machte meine Krankenbesuche, dann den Rundgang durch die Säle des Spitals, Alles wie gewöhnlich und doch — wie anders war mir zu Mut. Auch meinem Primarius fiel's auf: „Abends roter Wein, Morgens blasse Backen . . . Hin nicht? Gewiß!" — — Und als ich nun wieder auf die Straße trat, sollt' ich zur Villa am Freinberg, sollt' ich nicht? Aber ich hatte es ja gestern versprochen und wenn ich mein Wort nicht hielt, heute, so glaubten die beiden Frauen am Ende, ich sei ausgeblieben, weil ich durch irgend einen Zufall erfahren, welche Enthüllung ihnen Sintenis über mich gemacht. „Es muß sein," sagte ich vor mich hin, indem ich, an dem Kloster vorbei, den schneebedeckten Hügeln zuschritt. Und dabei rief die Stimme in meinem Innern, die ich erst seit gestern vernommen: „Du lügst! Du thust es, weil Dich ihr Anblick freut, weil Du ihn nicht mehr missen magst!"

Nur die Mutter empfing mich; Hortense werde sogleich erscheinen, sagte sie, und begann ein gleichgültiges Gespräch, möglichst unbefangen, aber die Hände zupften nervös an den Quasten des Fauteuils, und aus den dunklen Augen flog zuweilen ein ängstlich forschender Blick zu mir herüber. Bald hatte sie den Baron auf's Tapet gebracht, und nun kam, scheinbar scherzend und doch in atemloser Erregung die Frage, ob ich wirklich verlobt sei. Ich zögerte mit der Antwort, aber nur einen Atemzug lang. Verlobt leider noch nicht, erwiderte ich, wohl aber hoffte ich meine Erwählte trotz der großen Hindernisse erringen zu können. Die Frau erbleichte — „meinen Glückwunsch!" murmelte sie mit zitternden Lippen, dann ging sie, sich nach Hortense umzusehn. Aber sie kehrte allein zurück; die Kleine habe so heftige Migräne, gefährlich sei es nicht, ich möge sie für heut' entschuldigen. Und als ich aufbrach: ihr Gewissen gestatte ihr nicht, mich noch länger Tag für Tag zu bemühen; sie werde mir schreiben, wenn es, was Gott verhüte, nötig sein sollte. Als ich den Flur entlang ging, tönte aus dem Zimmer des Mädchens ein heftiges, leidenschaftliches Schluchzen, es verstummte, als sie meinen Schritt vernahm . . . Hastig schritt ich der Stadt zu; ich hatte gethan, wie ich mußte, aber — weiß Gott — stolz war ich in diesem Augenblick nicht darauf und jenes Schluchzen klang mir nach, wohin immer ich mich wandte.

Drei Tage waren mir so in schwerer Sorge und Selbstqual vergangen; es war gut, daß ich gerade sehr viel zu thun hatte und nicht viel Zeit übrig behielt, an mich zu denken. So war der Abend vor jenem Fest bei Herneggs herangekommen, ohne daß ich wußte, ob mir der Präsident die erbetene Unterredung bewilligen wolle — sollt' ich gleichwohl hingehn? Endlich, am nächsten Morgen, erhielt ich seine Karte, er erwarte mich um die Mittagsstunde in seiner Wohnung.

Bangen Herzens trat ich den Schicksalsgang an. Der Freiherr empfing mich freundlich und liebenswürdig, wie sonst. Aber schon seine ersten Worte belehrten mich, daß ich nicht allzuviel

Digitized by Google

Hoffnung darauf setzen dürfe: er habe einem so trefflichen Manne die Unterredung nicht weigern wollen, obwohl es nicht an ihm, sondern an mir liege, einen Entschluß zu fassen, der seine sei unerschütterlich. Gleichwohl sagte ich ihm, was ich mir selbst gesagt: daß ich über meinen Vater keinerlei, über mich nur soviel Macht hätte, als mir mein Gewissen gestatte, und daß meine Verpflichtung, meine Überzeugungen nie öffentlich zu bekunden, ihm wohl genügen könne. „In meinem aufrichtigsten Bedauern ist dem nicht so", erwiderte er, und blieb dabei, wieviel ich auch erklären, bitten, beschwören mochte. Und je erregter ich wurde, desto ruhiger er; als ich bebend austrief, ob er das Glück seines einzigen Kindes seinen Ansichten opfern wolle, erwiderte er sehr gelassen: natürlich habe er mit Marie gesprochen, sie sei eine gute Tochter und sehe wohl ein, daß er nicht anders könne. „Das möchte ich von ihr selbst hören!" rief ich. Da zuerst wurde sein Gesicht ernst, und er erhob sich. Darauf habe er keine Antwort mehr, erwiderte er.

Ich glaube, ich habe dann noch einige heftige Worte gesprochen, klar weiß ich es nicht, es war eine böse Stunde .... Dann bin ich wohl ziellos, in dumpfem Brüten durch die Straßen gegangen, aber es liegt mir wie ein undurchdringlicher Nebel darüber, und auch der Gedanken, die sich mir damals im Hirn drängten, bin ich mir in der Folge nie bewußt geworden. Nur zweierlei weiß ich; daß mich ein körperliches Gefühl emporriß, der Hunger; ich zog die Uhr, sie wies auf vier, ich hatte noch nicht zu Mittag gegessen. Und ferner: als ich um mich blickte, fand ich mich auf dem Wege zur Villa Neideck ... Ich machte kehrt und schritt der Stadt zu. Da — an der Kapuzinerkirche — begegneten mir die beiden Französinnen. Mein erster Gedanke war, zu fliehen, aber an ein Ausweichen war nicht zu denken; ich war nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt. Hortense sah noch etwas bleich aus und stützte sich auf den Arm der Mutter; als sie mich gewahrte, zuckte sie zusammen, wechselte jählings die Farbe und wankte; es schien, als sollte sie ohnmächtig werden. Zögernd hielt ich an, dann trat ich rasch auf sie zu, meine Hilfe anzubieten. Aber da hatte sie sich schon wieder gefaßt. Es sei nichts, stammelte sie, sie fühle sich noch etwas schwach, aber ich hätte ihr ja selbst die frische Luft empfohlen. Dann fügte sie anfangs stockend, dann mit immer festerer Stimme hinzu: sie habe von der Mutter gehört, daß mir das Glück, welches ich mir erwählt, nahe sei; sie wünsche von ganzem Herzen, daß ich es erringen möge. Mir war die Kehle wie zugeschnürt; sie aber mochte fühlen, daß die Kraft sie zu verlassen drohe, rasch ergriff sie den Arm der Mutter und zog sie hastig fort. Ich aber stand und starrte ihr nach, bis die Schatten der frühen Dämmerung des Wintertags die Gestalten verschlungen. Was ich empfand, wie soll ich's in Worte fassen ... Plötzlich hörte ich mich laut auflachen ... Dann trieben mich Hunger und Kälte zur Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt).

Die Größten.

Die nur nach höchstem Ziele strebend
Sich vom Alltäglichen entfernt,
Die haben, mit der Welt zwar lebend,
Sich ihr zu fügen nie gelernt.
Wonach so heiß die Meisten trachten,
Das achten sie für Nichtigkeit,
Sie leben fremd in ihrer Zeit,
Bis sie, was sie gewollt, vollbrachten,
Bis sie vollbracht, was sie genußt,
Der eignen Größe kaum bewußt.

Wenn dann Jahrzehende verflossen,
So steht die Welt es endlich ein,
Und streng nach Logik und mit Glossen
Wird dann bewiesen scharf und rein,
Daß solche Narren nie gewesen,
Daß alles nur ein Sagenkreis
Was man von ihrem Leben weiß,
Daß kein Homer war, kann man lesen,
Daß nie ein Tell gelebt, und nie
Wie Shakespeare solch ein Weltgenie.

Hermann Lingg.

Sprüche.

Wohl ist es tapfer, voll Wahrheitsglut
Zu reden unter den Stummen und Feigen;
Doch manchmal beweist es noch echteren Mut,
Unter den Lärmenden still zu schweigen.

Wenn Du der Masken viel bereit hast,
Sie fallen ab vor Einer List:
Ich forsche nach, worauf Du Neid hast,
Und will Dir sagen, wer Du bist.

Ludwig Fulda.

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten.

Die schlimmen Brüder.

Volksschauspiel in vier Akten und einem Vorspiel von **Paul Heyse.**

(Fortsetzung.)

Zweiter Akt.

Saal in einem Gartenhaus, zur Bildhauerwerkstatt eingerichtet, in altertümlicher Einfachheit. Eine große Glasthür im Hintergrunde, eine kleinere Thür links. Rechts eine mit einem Tuch verhängte lebensgroße Knabenstatue, weiter nach vorn auf einem Modellierpostament eine weibliche Büste in Thon. Links ein niederes Ruhebett. Rechts im Hintergrunde ein paar alte Sessel. An den Wänden Hirschgeweihe, einige alte Bildnisse der herzoglichen Familie.

Erste Scene.

Michael (an der Büste arbeitend), Ariel (auf der Ruhebank sitzend)

Ariel

(den Kopf in die Hände gestützt, vor sich hin brütend, blickt wild in die Höhe, wirft sein Barett an die Erde).

Verwünscht der Tag, verflucht die Stund',
Da ich dies Land zuerst erblickt!

Michael (der ruhig fort modelliert).

Was hast du, das dich nagt und zwickt?
Mich dünkt, wir hätten guten Grund,
Unser günstig Gestirn zu loben.
Was fehlt dir hier?

Ariel.

Du fragst? Bringt dich's denn nicht
Zum Rasen, dies hochmütige Gesicht,
Kalt, wie der Mond am Himmel droben,
Und fingerst noch an ihm herum,
Und immer bleibt es tot und stumm?

Michael.

Bin leider kein Pygmalion,
Allein kommt Zeit, kommt Rat.

Ariel.

Drei Wochen schon
Dies Höflingsleben fortgesponnen,
Und keinen andern Dank gewonnen,
Als höchstens nur ein gnädig Nicken,
Tritt sie heraus aus ihrem Schloß
Und sieht mich unter dem Dienertroß.

Michael.

Soll sie dich gleich an den Busen drücken,
Du eitler Fant?

Ariel.

O Höllenpein!
Wenn ich zu Nacht vor ihrem Fenster stehe
Und spiele sie in den Schlaf hinein,
Wie sie mir auftrug, und der Ampel Schein
Rotglimmend hinterm Vorhang sehe
Und denk' sie mir auf seidnem Pfühle liegend,
In ihrem lilienweißen Arm
Das blonde Haupt, die sanfte Wange schmiegend,
Und wie sie dann vom Busen warm
Die Decke streift, wie sich die Lippen regen
Einem heißen, lechzenden Mund entgegen —

Michael.

Phantast! 's ist auch eine Liebhaberei,
Sich wärmen an gemalten Flammen.

Ariel (aufspringend).

Meinst du, daß ich der feige Narre sei,
Zu solcher Qual mich ewig zu verdammen?
Ich schwur mir's zu: in der nächsten Nacht
Will ich das Glück beim Schopfe fassen —
Der Teufel wird den Sohn, den er gemacht,
Nicht rabenväterlich im Stiche lassen —
Im Garten, am Spalier hinauf —
Ihre Balkonthür drück' ich auf —
Und dann — und dann —

Michael (phlegmatisch).

Und glaubst du dann,
Daß hohe Damen es je verzeihen,
Sieht man als leichte Beute sie an?
Durch zwei handfeste Lümmel von Lakaien
Wirst höflich du hinausspediert
Und morgen als ein armer Schächer,
Ein Tempelschänder, Majestätsverbrecher
Vom Herrn Gemahl justifiziert.
Nein, theurer Sohn, da fang' ich's klüger an.
Heut kommt der Herzog mit seiner Frauen,
Des Knäbleins Standbild zu beschauen,
Und sieht er, daß ich hier begann,
Der Fürstin Bildnis insgeheim zu kneten,
Will mit der Bitt' ich vor ihn treten,
Daß sie mir ein' und andere Sitzung gönne,
Auf daß ich sorgsam es vollenden könne,
Und dann — und dann —

Ariel (aufgeregt).

Was hast du vor?

Michael.

Was mir schon so oft geglückt, du Thor.
Die Weiber haben zu allen Zeiten

Digitized by Google

Gar unterschiedliche schwache Seiten,
Dran man die Beste bringt zu Falle:
Habsucht und Neugier, Genäschigkeit,
Auf schönere Lärvchen Haß und Neid,
Doch Eitelkeit ist stärker als sie alle.
Wie manchem tugendlichen Weib
Hab' ich Entzücken vorgeheuchelt
Und ihren schlanken Götterleib
Aus seinem Futteral herausgeschmeichelt.
Der Kunstgriff, glaub, verfagt uns nie.
Bei Hals und Schulterchen wird angefangen
Und dann so weiter fortgegangen
Bis zu dem elfenbeinern' Knie.
Und fühlt sich erst die eitle Kreatur
Als Meisterstück der schaffenden Natur,
Das Weitre —

Zweite Scene.

Vorige. Eva (einen Blumenstrauß in der Hand, erscheint in der Gartenthür).

Ariel.

Laß dir das vergehn,
Ich rat' es dir! (ballt die Faust.)

Michael.

Ei nun, wir werden sehn.
Wer wagt, gewinnt. Versuch dein Glück doch auch!
Ich will's auf meine Art probieren.

Ariel.

Wo du nicht schwörst, verdammter Gauch,
Die hohe Frau nichtanzurühren — (faßt ihn am Wamms).

Michal (ringt mit ihm).

Die Hand von mir!

Ariel.

Den mach' ich kalt,
Der mir in Weg tritt!

Michael.

Rasest du?
Laß los!

Eva (dazwischen).

Haha! Hier geht's ja lustig zu.
Laßt euch nicht stören. Unter Brüdern ist
Erfrischend so ein kleiner Zwist,
Zumal um eine schöne Frau;
Die hätte Jeder gern für sich.
Doch warum teilt ihr euch nicht brüderlich
In diesen Schatz? Wer nimmt das so genau?
Geht, ihr seid Narren alle Zwei! (tritt vor die Büste.)
Das also ist ihr Konterfei? (mißt die Achsein.)
Wär' ich ein Mannsbild, jung und frisch,
Um solch ein Nonnenangesicht,
Solch kalten Fisch
Den kleinen Finger rührt' ich nicht! (zu Michael.)
Du hattest sonst doch Augen im Kopf,
Und willst um solch Gespenst, du Tropf,
Deinem alten Liebchen den Laufpaß geben?
's ist toll!

Michael.

Es scheint doch, um Ersatz
Warst nicht verlegen.

Eva

(sich auf dem Absatz herumdrehend).

Freilich nicht, mein Schatz.
Zu albern wär's, dir nachzuweinen.
Lange Treue verkürzt das Leben.

Ariel.

So ist es wahr? Du bist im Reinen
Mit hohen Herrn?

Eva.

Glaub's immerhin,
Brauch dir's nicht auf die Nase zu binden,
Möchte nur gerne was erfinden,
Einen Tort zu thun dieser Herzogin,
Die, komm' ich irgend ihr in die Quer',
So rümpft die Lipp' und Augenbrauen,
(macht es ihr nach.)
Als ob ich ein giftig Unkraut wär'.
Und läßt sie nur einmal sich herab,
Einen Fastnachtsschwank mitanzuschauen,
Drin ich einen Part zu spielen hab'?
Ihre Tugend, wahrlich, kränkt es nicht,
Denn euer Heinz, der Hofpoet,
Seit er in Herzogs Diensten steht,
Ist streng auf Ehrbarkeit erpicht,
Streicht jedes freie Wörtchen aus,
Als wär' eine Kirche das Schauspielhaus;
Und über mich sieht er so hin,
Als wär' ich, weil ich verliebt mitunter,
Eine gottsträfliche Sünderin.
Aber so wahr ich das Evchen bin,
Die Maske reiß ich ihm herunter,
Dem scheinheiligen Widerwart,
Der, wenn er jetzt den Frommen spielt,
Heimlich nur auf das Eine zielt,
Ganz sachte sacht nach Schlangenart
Die Gunst der Herzogin zu erschleichen.
Ich haß' ihn und alle Seinesgleichen!
(setzt sich auf das Ruhebett.)

Ariel.

Sollst lieber Mitleid mit ihm haben.
Der blöde Träumer wird nichts erreichen
Trotz seiner hohen Dichtergaben.
Wo haft du die schönen Blumen her?

Eva

(fängt an einen Kranz zu flechten).

Im Garten wachsen ihrer mehr.

Ariel.

Der Herr Hofgärtner wird dich bedeuten.

Eva.

Der soll's nur wagen! Was mir gefällt,
Das pflück' ich. Mir steht nun just der Sinn
Nach einem Kranz.

Digitized by Google

Dritte Scene.

Vorige. Gabriel (durch die Mitte, sehr aufgeregt).

Die Frau Herzogin!

Sie kommt hieher!

Eva.

Die kommt ja wie bestellt.

(Steht auf, die Blumen in ihrem Kleide zusammenraffend.)

Haus, auf ein Wort!

Michael.

Wie? habt ihr Heimlichkeiten?

Eva

(die leise mit Ariel gesprochen, der sich weigert).

Du thust's! Du mußt! Es giebt 'nen Spaß!

Gabriel

(kommt in den Vordergrund).

Wie kommt die Katze her?

Eva.

Was schiert dich das?

An Katzen findet Mancher Wohlgefallen,
Doch wenn es Euch Vergnügen macht,
So will ich gehn. Nur nehmt Euch fein in Acht;
Denn, schöner Freund, die Katzen haben Krallen.

(Sie läuft durch die Thüre links hinaus.)

Gabriel (zu Michael).

Sie kommt! Der Herzog kommt mir ihr —
So hohe Gunst erweis't sie dir!
Deine Werke will sie betrachten,
Du Glücklicher, und ich, der nichts vollbracht,
Was sie erfreut, muß trostlos Tag und Nacht
Nach einem güt'gen Blicke schmachten.
Da ist sie!

Vierte Scene.

Vorige. Der Herzog (führt die) Herzogin (an der Hand herein, ihnen folgt) der Graf und ein Hoffräulein.

Herzog.

Seid gegrüßt in Huld,
Ihr jungen Meister. Seit ihr erschient
An unserm Hof vor wenig Wochen,
Ist hier ein frisches Leben angebrochen.
Ihr macht euch sehr um uns verdient,
Und gerne stehn wir in eurer Schuld. (zu Ariel)
Auf Markt und Gassen, in Schenk' und Haus
Vernimmt man wieder muntre Klänge
Und statt der heisern Bußgesänge
Der Reigen frohen Sang und Braus. (zu Gabriel)
Dir, Freund Poet, sind wir zu Dank verpflichtet,
Daß du mit Schwänken uns erheiterst hast,
Den Geist, gebeugt durch der Geschäfte Last,
Zum Frohsinn wieder aufgerichtet.
Fahr nur so fort, der Welt zu Nutz und Frommen!

(zu Michael)

Nun aber sind wir hergekommen,
Zu sehn, was unser Bildner schafft. (erblickt die Büste.)
Ha, meine Frau!

Michael.

Aus dem Gedächtniß nur.

Herzog.

Und doch schon kräftige Lebensspur.
Was sagt Ihr, Graf?

Graf.

Entzückend! Meisterhaft!

Michael.

Das Werk schon anders glücken sollte,
Wenn die durchlaucht'ge Frau Herzogin
Die hohe Gunst mir gewähren wollte
Und in Person hier säße vor mich hin,
Ein Stündlein nur.

Herzog.

Das soll geschehn,
Nicht wahr, Elisabeth? Zunächst jedoch
Laß uns das Bild des Kindes sehn.

Michael.

(Entfernt die Tücher. Die Herzogin sucht ihre Bewegung zu bezwingen).

Mein Fürst, 's ist unvollendet noch.
Das Beste thut die letzte Hand.
Wollt Nachsicht üben. (Die Statue wird sichtbar.)

Herzog.

Dies ist Zauberei.
Auf hundert Schritt hätt' ich's erkannt.
Du sahst ihn nie? Das kleine Conterfey
Genügte dir? Sagt, Elisabeth,
Ob er nicht leibhaftig vor uns steht!

Graf.

Getroffen ist er, Zug für Zug!

(Die Herzogin, von ihrem Gefühl überwältigt, wankt. Gabriel, der sie nicht aus den Augen gelassen, hat eilig einen Sessel herbeigeholt, auf den sie niedersinkt.)

Nur, darf ich meinem Auge trauen,
Das rechte Bein scheint mir nicht schlank genug,
Auch sollte das Auge munter schauen.

Michael.

Ich meint', es müsse den Blick erheben,
Wie schon von Himmelsglanz verklärt.

Herzog.

Man sieht ihm an sein letztes Leiden.
Stell' ihn uns lieber dar im frischen Leben,
Wie wir ihn sahn auf seinem kleinen Pferd.
Doch unsere Fürstin mag entscheiden.

Michael.

Das Werk mißfällt der Herzogin;
Sie schweigt!

Herzogin.

(blickt auf, trocknet sich die Augen).

Wollt Ihr noch andern Dank,
Als daß ich, da die Hülle sank,
In tiefster Brust erschüttert worden bin?
Ihr habt mir ein Geschenk gegeben,
Und bot' ich Euch all meine Habe,
Ich wäre zu arm zur Gegengabe!

(betrachtet unverwandt das Knabenbild.)

Digitized by Google

Gabriel (tritt vor.)
Und ich, o Herrin, wenn ein Jeder dir
Das Beste bringt, was er vermag,
Mit leeren Händen stünd' ich hier,
Und hätte nichts, was dir zum Troste wär',
Und was ich fühle, käme nicht zu Tag?
(da die Herzogin eine Bewegung der Abwehr macht)
O hört mich an!

Herzogin.
Von meinem Herzen
Ist nicht so leicht die Schwermut wegzuscherzen.

Gabriel.
Verdammt mich nicht zu rasch und schwer.
Nur weil es unserm Herrn gefiel,
Stellt' ich ihm dar manch leichtes Possenspiel,
In wilder Jugend einst ersonnen.
Doch seit ich Euch zuerst geschaut,
Hat mir ein neuer Lebenstag begonnen.
Eure Stimme, wie der Lerche Laut,
Erweckt' in meines Herzens Tiefen
Gefühle, die in dunkler Ohnmacht schliefen,
Und wie einst Dante, streng und fromm,
Nachdem er schritt durch Höllenschlünde,
Empor den Berg der Läutrung klomm,
So hoff' ich aus dem Pfuhl der Sünde
Hinaufzutauchen in das reine Licht,
Das Euch umfließt.

Herzogin (ihn mit Teilnahme betrachtend.)
Versteht Ihr nun
Der strengen Meisters göttliches Gedicht?

Gabriel.
Es ließ mich jenes Wort nicht ruhn,
Das Euch so wahr erschien in Eurem Leid:
Kein größrer Schmerz, als in betrübter Zeit
Verlornen Glückes zu gedenken.

Herzogin.
Ihr zweifelt dran?
(Magnus erscheint auf der Schwelle des Gemachs.)

Gabriel.
Wollt Ihr Gehör mir schenken?
(Sie nickt leicht vor sich hin, den Kopf in die Hand gestützt. Der Herzog hört einige Augenblicke zerstreut zu, wendet sich dann zu Michael und spricht leise mit ihm. Ariel hat sich an den Grafen gewendet, ihn etwas gefragt. Dieser tritt zum Fürsten, berichtet ihm, der Herzog nickt, spricht dann weiter mit Michael. Ariel eilt durch die Thüre links hinaus.)

Gabriel.
Den höchsten Schmerz kennt einzig nur,
Wer nie ein reines Glück erfuhr,
Der Liebelose, der an den Gaben,
Die ihren Lieblingen Natur verschenkt,
Nie seinen Pflichtteil sollte haben.
Wen keiner Mutter Brust getränkt,
Nie eines Vaterauges Licht
Auf irrem Lebenspfad gelenkt —
Die reine Lust der Jugend kennt er nicht,
Ein Findling, Keinem angehörig,
Wer lehrt ihn Güte, Liebe, Pflicht?
Auch er, der Wildling, wäre wohl gelehrig,
Doch nimmt ihn nie in sanfte Zucht das Glück,
Und seinen Lüsten folgt er toll und thörig.
Dann kommt ein Tag, da steht vor seinem Blick
Was einzig wert, daß es sein Herz begehrte,
Doch vor dem Sünder weicht es scheu zurück.
Wer das erlebt hat, der Bejammernswerte,
Der mag wohl sagen, ewig hoffnungslos,
Daß er den tiefen Kelch des Elends leerte.
Doch wer ein Glück genossen, rein und groß,
Gab er's auch früh der dunklen Macht zurücke,
O überschwenglich köstlich fiel sein Los!
Steht's nicht auch du mit dem verlornen Glücke
Hoch unantastbar über Zeit und Leid?
Und wendest du nach innen nur die Blicke,
Lebt nicht dein Kind in aller Lieblichkeit
In deinem Herzen? Ist sein junges Haupt
Nicht gegen alles Erdenweh gefeit?
Vergänglich Ird'sches nur ward dir geraubt,
Das Ew'ge blieb! Und du —

Herzog (wieder nach vorn kommend.)
Elisabeth!

Herzogin.
(fährt auf, wie aus einem Traum erwachend, wendet sich dann zu Gabriel.)
Man stört uns leider, wie Ihr seht.
Ihr habt mir innig wohlgethan.
Ich möchte wohl dies ernste Trostgedicht
Geschrieben von Eurer Hand empfahn,
Es oft zu lesen. Vergeßt es nicht!
(reicht ihm die Hand, die er ehrfurchtsvoll küßt, steht auf.)
Es ist wohl Zeit; so gehen wir!

Herzog.
Die Künstler wünschen ein Schauspiel hier,
Uns zu ergötzen, vorzustellen.

Herzogin.
Ein andermal!

Herzog.
Ihr kränket sehr
Die guten trefflichen Gesellen.
Da ins Komödienhaus bis jetzt
Ihr eigensinnig keinen Fuß gesetzt,
Bringen das Spiel sie zu Euch her.
So seid Ihr ihnen zu Dank verpflichtet.
Bitt' Euch, nehmt Platz.
(Er führt sie zu den zwei Sesseln, die Michael inzwischen hinter ihnen zurecht gestellt hat, so daß sie nach links hinüberschauen.)

Herzogin (halb widerstrebend).
Wißt Ihr, was es betrifft?

Herzog.
Der Stoff ist aus der heil'gen Schrift.
Hier unser Gabriel hat's gedichtet.
(Er nötigt sie, zu sitzen, setzt sich neben sie.)

Gabriel (bestürzt zu Michael.)
Was geht hier vor?
(Michael zuckt die Achseln, Eva tritt herein.)

Digitized by Google

Gefangen in der Falle!
Sie läßt mich fühlen die Katzenkralle!

Fünfte Scene.

Vorige. Eva (von links, bekränzt, die Schultern stark entblößt, kommt mit Geberden des Schmerzes näher, läßt sich auf das Ruhebett fallen.) Magnus (durch die Mitte, bleibt im Hintergrunde.)

Eva.

O weh mir unglückſel'gem Weib!
Was hilft mich mein ſchön junger Leib,
Meine Äuglein hell, der Wänglein Zier
Der, den ich meine, flieht vor mir!
Deß muß ich Tag und Nacht mich grämen,
Kann mein Verlangen nicht bezähmen,
Und wird kein Ende meiner Pein,
Sink' ich ins frühe Grab hinein.
Doch muß ich leider für meinen alten
Kahlhäuptigen Gatten mich erhalten;
Der überlebte mein Sterben nicht.
Darum gebeut es mir die Pflicht,
Den Liebſten, den ich mir auserſehn,
Um Gegenliebe anzuflehn,
Da König Pharao über Land
Meinen Ehekrüppel weggeſandt.

Herzogin (wird unruhig, will aufſtehn).
Erlaubt —

Herzog (hält ſie zurück).
Nein, bleibt! Es wird mir klar,
Die Schöne dort iſt Dame Potiphar.
Ihr werdet's wahrlich nicht verſchmähn,
Was im Buch Moſe ſteht geſchrieben,
Leibhaftig dargeſtellt zu ſehn,
Zumal die Tugend hier ſo wunderbar
Als Siegerin ſoll von dannen gehn.

Gabriel (erregt.)
Soll' es meinem gnädigen Herrn belieben,
Das loſe Spiel zu unterſagen, —
Eine Jugendſünde längſt bereut.

Herzog.
Nicht doch. Es will uns inſt behagen,
Mehr als die Verſe, die du heut
Mit düſtrem Feuer deklamiert.
Die Spielerin iſt ſchön geziert
Und Junker Joſeph traun ein Held,
Wenn er nicht diesmal aus der Rolle fällt.
Still! Sie fährt fort.
(Die Herzogin wendet ſich ab und blickt vor ſich hin.)

Eva.

Ich rief ihn doch — was zaudert er?
O Gott der Liebe, ſchick ihn her,
Laß mich in ſeinen Armen ruhn,
Will dir mit Opfern Genüge thun,
Ob er auch nur ein jüdiſcher Mann,
Wenn ich meinen Wunſch nur ſtillen kann.
Da kommt er!
(Ariel tritt ſchüchtern ein, in einen roten Mantel gewickelt.)
Biſt du endlich da?
Komm her! — Nur näher! — Nur ganz nah!
Setz dich aufs Ruhebettlein hier.

Ariel.

O Herrin, nicht geziemt' es mir!
Ihr ſeid die Frau und ich der Knecht.

Eva.

Wenn ich's nun will, ſo iſt es recht.
(Ariel ſetzt ſich möglichſt weit von ihr auf den Rand des Ruhebetts.)
Joſeph, ich weiß ſeit langer Friſt,
Daß du von Herzen mir feindlich biſt.
Ich bin ſo tötlich dir verhaßt,
Daß dich ein kaltes Graun erfaßt,
Trifft du von ungefähr mich an.
Was hab' ich dir zu Leid gethan,
Da ich dir allzeit war gewogen?

Ariel.

Herrin, wer hat Euch ſo betrogen?
Was thatet Ihr mir je zu Leid?
Auch hab' ich wahrlich keine Zeit
Zum Haſſen weder noch zum Lieben.
Ihr wißt, ich bin von Haus vertrieben,
Verkauft in niedern Sklavenſtand
In dieſes heiße Egyptenland,
All meinen Freund' und Sippen fern.
Doch iſt für meinen gütgen Herrn
Keine Müh' und Arbeit mir zu viel.

Eva.

Den güt'gen Herrn laß aus dem Spiel;
Hier iſt nur deine güt'ge Frau.
Betracht ſie doch einmal genau.
Iſt ſie denn gar ſo ein garſtig Weib?
Sind Stacheln dieſe goldnen Haar'?
Fühl nur! (ergreift ſeine Hand und führt ſie nach ihrem Haar).
Und dieſes Wangenpaar
Iſt's welk und runzlig oder zart?
Fühl nur! Und iſt nach Schlangenart
Beſchuppt der Hals, die Schultern rund,
Nicht ſüß und ſchwellend dieſer Mund?
Fühl nur! (Sie neigt ſich zu ihm und küßt ihn.)
(Die Herzogin ſteht auf.)

Herzog.
Was iſt Euch?

Herzogin.
Hier im Haus
Iſt dumpfe Luft. Ich will hinaus.

Herzog (erhebt ſich gleichfalls.)
Ihr ſtört das Spiel.

Herzogin.
Laßt Euch nicht ſtören,
Wenn es Euch denn Ergötzen ſchafft,
Verbuhlte Reden anzuhören.

Herzog (leiſe, mit mühſam verhaltenem Zorn.)
Ihr bleibt! Bei meinem Eid, ich duld' es nicht,
Daß eine Laune räſelhaft
Harmloſe Kurzweil unterbricht.

Digitized by Google

Herzogin.
Das Spiel enthüllt die innerſte Natur.
Ein Blick auf dies Geſchöpf belehrt,
Sie hält's im Ernſt auch nicht der Mühe wert,
Der Dirnenkünſte ſich zu ſchämen.

Herzog.
Ha, das geht weit! So unverblümt
Mir ins Geſicht —! Das Wort, das Euch entfuhr,
Erſuch' ich Euch zurückzunehmen.

Herzogin (wendet ſich ab.)
Ich weiß, was meiner Würde ziemt.
Entlaßt mich!

Herzog.
Nein, Ihr dürft nicht fort,
Eh Ihr dem Mädchen, das Ihr ſchwer gekränkt,
Ein freundlich Wort der Huld geſchenkt.
(Eva und Ariel ſind aufgeſprungen.)
Mir ſchuldet Ihr's. Bei meinem Herzogswort!
(Kämpft mit dem Zorn.)
Zu End' iſt meine Langmut. Seht,
Wie ſie von Schamglut übergoſſen ſteht.

Herzogin.
Scham! dieſes Weib!
(Pauſe.)
Eva (tritt demütig vor.)
Mein gnäd'ger Fürſt, verzeiht,
Ich ſeh', daß Ihr nicht in der Laune ſeid,
Ein muntres Spiel mitanzuſchauen,
Und Eurer hochdurchlaucht'gen Frauen
Mißfällt vielleicht mein luftig Kleid.
Ich wählte mir's nicht nach Belieben,
In meinem Part ſteht's vorgeſchrieben,
Da, wie Ihr wißt, Frau Potiphar
Ein arges Weib und keine Heil'ge war.
Für ihre Sünde will ich nun
In Sack und Aſche Buße thun.
Seinen Mantel ſoll mir Joſeph leihn,
Er hätt' ihn mir ja doch gelaſſen.
Ich wickle mich ganz tugendlich hinein
Und wandle züchtig durch die Gaſſen.
Das Kränzlein auch auf meinem Haupt
Zu tragen iſt wohl unerlaubt.
Ich könnte damit den Dichter kränzen,
Der aber wendet ſich grollend fort.
So mag es denn unſchuldig glänzen
Auf jener Knabenſtirne dort.
(Sie iſt raſch zu der Statue getreten und hat ihr den Kranz aufgeſetzt.)

Die Herzogin
(fährt zuſammen, tritt dann zu der Statue, reißt ihr den Kranz vom Haupt, läßt ihn fallen und ſtreckt die Hand gegen Eva aus, die beſtürzt zurückweicht).
Fort von dem Knaben!

Herzog.
Ihr konntet wagen —
Seid Ihr von Sinnen?

Herzogin.
Auch ſein Bild aus Stein
Soll nicht entehrt durch einen Zierat ſein,
Den eine Gauklerin getragen.

Herzog (mildend).
Eliſabeth! —
(Pauſe. Sie blicken ſich feindlich an, die Herzogin mit kaltem Stolz, der Herzog ſucht nach Worten.)

Magnus (tritt raſch zum Herzog).
Gnädigſter Herr, erlaubt —
Die hohe Frau (leiſer) — ich fürcht', in ihrem Haupt
Iſt's nicht geheuer — reizt ſie nicht!
(tritt auf die Herzogin zu)
Meiner Fürſtin ſcheint nicht wohl zu ſein.
Gönnt mir zu üben des Arztes Pflicht,
Euch einen Heiltrank zu bereiten,
In Euer Gemach Euch zu geleiten.
(er ſtreckt die Hand nach der ihren aus.)

Herzogin (ſieht ihn feſt an).
Ich finde meinen Weg allein.
(Sie ſchreitet ruhig durch die Umſtehenden, die beſtürzt zur Seite weichen.)
(Vorhang fällt.)

(Fortſetzung folgt.)

Das hohe Epigrammenlied auf Herrn Schlocks rote Naſe.

Von **Friedrich Theodor Viſcher.** (Ungedruckter Nachlaß).

(Fortſetzung.)

XXIV.
Sieht man dich Abends an, ſo ſchwinden alle Sorgen,
Man hofft mit Zuverſicht auf einen ſchönen Morgen:
Doch glänzt uns Morgens früh dein Angeſicht entgegen,
So fürchten wir mit Grund, am Abend komme Regen.

XXV.
Doch weiß man auch, wenn wild der Abendhimmel flammet,
So iſt der nächſte Tag zu Regenguß verdammet.
Und prangt das Morgenrot in ſanftem Farbenſchein,
So hofft man, daß der Tag mit Regen uns verſchone.
Man merke denn genau den Farbengrad der Naſe:
Nur unter dem Beding wird ſie zum Wetterglaſe.

XXVI.
Wohlauf! Elektriſch Licht mit ſeinen Zauberwellen
Soll bald, ſo ruft ihr aus, die Nacht zum Tag erhellen.
Es wird in unſrer Stadt aus hundert Lampen ſtrahlen!
Ihr Blinden, ſo viel Geld wollt ihr umſonſt bezahlen?
Stellt ihn im Centrum auf, die Koſten könnt ihr ſparen,
Durch alle Straßen wird ein Meer von Urlicht fahren.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Dünen von Tist.

Hast Du noch nie die Einsamkeit geschaut,
Dann wandre still im Mondenlicht, im bleichen,
Nach dieser Kuglandwildnis öden Leichen,
Wenn Spätherbstnebel um die Küsten braut.

Als düstres Bahrtuch deckt das Heidekraut
Die Dünenthäler zu, die kratergleichen,
Und aufgescheuchte Meeresvögel streichen
Die Schlucht hinab mit geisterhaftem Laut.

Fern grollt das Meer in tiefen Wogenchören,
Dir Schuld und Schmerz aus halbvergessnen Tagen,
Der Wildnis Vögeln gleich, emporzustören.

Das ist der rechte Ort, mit heißen Klagen
Die Toten aus den Grüften zu beschwören
Und stumm den letzten Wunsch zu Grab zu tragen.

Reinhold Fuchs.

„Ach mir hilft kein Mut . . ."

Ach mir hilft kein Mut,
Ach mir nützt kein Gut,
Ach mir frommt nicht Ruhm noch Segen!
Was mich freuen könnt,
Ist mir nicht vergönnt,
Deß gedenk ich allerwegen.

Wenn die Sonn' ohn End'
Von dem Himmel brennt,
Welkt das grüne Laub am Zweige,
Wenn ich Eine seh
Thut das Herz mir weh,
Und ich geh vorbei und schweige.

Anna Klie.

Nur einmal.

Nur einmal am höchsten steht die Sonne am Tag,
Nur einmal am schönsten blüht die Rose im Hag,
Nur einmal, du rosige, sonnige Maid,
Erglühst du in höchster Holdseligkeit.

So schön wie du heute, warst du niemals vorher,
So schön wie du heute, bist du morgen nicht mehr.
Rasch welken die Rosen, erlöschet der Schein,
So schön wie du heut', wirst du niemals mehr sein.

Armin Werherr.

Saremo felici.

Da ich heut im Abendglanze,
Wilde Blüten in den Händen,
Auf normannscher Felsenküste,
Saß in duftend hohen Gräsern,
Blumen bunten, tausendfarbig —
Und die Wogen heimlich raunten
Unermüdlich mir zu Füßen,
Wo sich jäh die Felsen senken,
Abgrundlockend, abgrundtief,
Dacht' ich Dein und immer wieder
Dacht ich Dein und meine Sehnsucht
Klagt' ich all den weißen Möwen,
Die mich sonnbeglänzt umschwirrten.
Antwort gab ihr Flügelschlagen,
Gleiche, die die Welle kündet:
„Du und ich, wir werden glücklich,
Wenn durchkämpft die öde Trennung,
Namenlos, unendlich glücklich."
Und wie Trost trug ich's von dannen
In die kleine Fischerhütte,
Sah dort, bis der Abend dunkelt,
Leidgetröstet in die Fluten
Und der Hauch des Meerwinds kühlte
Meinen Mund mit Deinen Küssen.

Hermine von Preuschen.

Am Rhein.

Ein Mädchen kam vom Berge
Wohl an den grünen Rhein,
Am Ufer stand ein Kerge —
„Grüß Gott, jung Schiffsmann mein".

„Willst du mich überfahren?
Ich hab nicht Geld noch Gut —"
Umsonst kann ich nicht fahren,
Du junges Schwarzwaldblut.

Ein Kuß von Deinem Munde
Soll sein mein guter Lohn —
Ein Sprung — sie fuhr zur Stunde
Allein im Schiff davon.

Sie warf zu seinen Füßen
Ein Goldstück, daß es klang.
„Und willst Du Mädchen küssen,
So frage sie nicht lang."

Hans M. Grüninger.

Lied.

Hauch von rosiger Lippe, komm!
Dich zu trinken, begehrt die Seele,
Daß sie, deren Geleucht verglomm,
Sich von Neuem der Glut vermähle.

Hegt sie Flammen und Himmelsglanz,
Die nicht wieder vergeh'n und schwinden,
Wird ein leuchtender Liederkranz,
Dir, o Liebe, den Thron umwinden.

Bruno Salmer.

Die Dichtung.

Und sprecht ihr auch immer von keinem Bedürfnis
Nach Liedern, von andrem Verlangen der Zeit,
Mit harmloser Dichtung in steter Verwürfnis;
Die Dichtung lebt dennoch in Ewigkeit.

So gut, wie der Mond und die Sterne scheinen,
Was ihr auch hier unten erhofft und erstrebt;
So gut, wie noch blühen die Blumen, die kleinen,
Auf eurem Grab, wenn ihr ausgelebt.

Rudolf Knuffert.

Digitized by Google

Aus Goethes Briefwechsel mit Friedrike Unzelmann-Bethmann.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

II.

Nur in den dürftigsten Andeutungen habe ich bisher des Lebens und der Leistungen der Künstlerin gedenken können; einiges darüber, was für die Zwecke dieser Darstellung unentbehrlich ist, sei zunächst nachgetragen.

Wie das Jahr ihrer Geburt im Dunkel liegt, so auch ihre erste Jugend. Nur so viel ist gewiß: der Stiefvater Großmann bildet sie sorglich für seine Bühne aus, sie tritt seit 1777 auf, als Sängerin wie als Schauspielerin, „spielt ihrem Alter angemessene Rollen" und „verspricht einst eine gute Actrice zu werden."*) Bald, wie bereits erwähnt, die Hauptkraft der Truppe, wird sie in Bonn, dann in anderen rheinischen Städten vom Publikum in der Oper wie im Schauspiel, als Tragödin, Sentimentale und Naive in gleicher Weise bejubelt. Neben ihr wirkt, gleich beliebt und von noch größerer Vielseitigkeit, als sie — er ist nicht bloß Sänger und Schauspieler, sondern auch Tänzer! — der 1753 zu Braunschweig geborene Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann, der 1782 in Folge eines Streites mit Doebbelin die Berliner Bühne verlassen; sie wird 1785 seine Gattin. Beide gehen nun nach Mainz, wo sie gleichfalls bald die Stützen des kurfürstlichen Theaters, die Lieblinge des Publikums und des Hofes werden. Aber sie sehnen sich nach einem größeren Wirkungskreis, und ein Streit mit ihrem Direktor, Hofrat Tabor, läßt sie 1787 einen Engagements-Antrag nach Berlin richten, wo inzwischen Professor Engel artistischer Leiter des Königlichen National-Theaters geworden. Es ist — nicht für den Charakter des Künstlerpaares, sondern für die Anschauungen der Zeit über das litterarische Eigentum — höchst bezeichnend, daß Unzelmann in seinem Schreiben vom 16. Dezember 1787 der Direktion anbietet, „vor gute Opern und Stücke, die Sie dort nicht haben und der Kasse einträglich sind, zu sorgen," d. h., sie heimlich aus dem Mainzer Theater-Archiv, welches durch den Intendanten Dalberg wohl versorgt worden, abschreiben zu lassen, und daß die Direktion darauf eingeht! Unter diesen „guten Stücken" ist auch der „Don Carlos des Herrn Schiller"! Am 24. Jan. 1788 wird der Vertrag abgeschlossen, am 20. März schreibt Unzelmann nach Berlin, daß sie am nächsten Tage abreisen und den glücklich kopierten „Don Carlos" mitbringen würden. Da erklärt der Kurmainzer Hof, das Paar nicht ziehen zu lassen; zunächst wird gütlich eingewirkt, dann gedroht, endlich zu wahrhaft unglaublichen Mitteln gegriffen: so übergiebt z. B. der Kurmainzer Kammerherr von Spaur dem Preußischen Gesandten am Mainzer Hofe, dem nachmals so berühmt gewordenen Freiherrn von Stein, ein mit den gefälschten Unterschriften des Künstlerpaares versehenes Promemoria, worin dieses um Auflösung seines Berliner Vertrags bittet! Der Betrug wird entdeckt, Stein tritt energisch auf, endlich dürfen die Beiden fort, und Tabor wie Dalberg können ihrem Groll nur durch Proteste Luft machen. Wie diese Vorgeschichte ihres Engagements beweist, was Friedrike Unzelmann schon damals als Künstlerin wert war, so die ihres ersten Auftretens in Berlin — 3. Mai 1788 — als Trägerin der Titelrolle in d'Alayrac's Oper „Nina." Es war eine schlimme Zeit für das „Königliche National-Theater"; die Leiter

Porträt von H. Dähling aus dem Jahre 1804. Unterschrift und Geburtsdatum aus dem Testament der Künstlerin vom 1. Februar 1815. (Die Originale im Besitze von W. Siebe in Steglitz bei Berlin; Vervielfältigungsrechte vorbehalten.)

*) Aus der Recension eines anonymen Kritikers von 1781, mitgeteilt in: „J. V. Teichmanns litterarischer Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelstedt." (Stuttgart 1863). S. 33.

Digitized by Google

uneinig, die Schauspieler zuchtlos, das Publikum verroht; Abend für Abend wurde gelärmt und gepfiffen, der Skandal war zur Regel geworden. Und nun trat die junge Sängerin auf; das Publikum blieb still, dann brach es in einen Beifall aus, wie man ihn seit Jahren nicht mehr vernommen; drei Tage hintereinander — damals ein unerhörter Ausnahmsfall — mußte die Vorstellung wiederholt werden. „Sie hat" — ruft ein Zeitgenosse, Friedrich Schulz, aus — „die Jugend für das Theater begeistert, ihm das Alter, das ihm den Rücken zugekehrt, wieder zugewandt"*) und ihr Chef, der kurz darauf entlassene Rat v. Beyer schrieb entzückt: „Das ist doch endlich mal ein Weib, das ganz ihren Charakter versteht, richtige schöne Natur in Allem zeigt, wirklich agiert und nicht bloß recitiert! Das ganze Publikum, — welches ich erweisen könnte, — ist gleicher Meinung!" Es stimmt dazu, daß das ganze litterarische Berlin plötzlich nach Reimen auf Rina und Friedrike sucht;**) den schlagendsten Beweis aber, welcher Erfolg dieses Debut gewesen, bildet wohl die Thatsache, daß Ferdinand Unzelmann am Morgen nach demselben an die Direktion mit keineswegs verschämten Geldforderungen herantritt und diese, obwohl in tausend Nöten, doch die Bewilligung nicht zu weigern wagt.

Dies der Beginn ihrer Berliner Thätigkeit, und Wirksamkeit wie Erfolg bewegten sich in aufsteigender Linie. Sie eingehend zu schildern ist hier nicht des Ortes, ich berühre in Folgendem hauptsächlich nur, was sich mit der Aufgabe dieser Zeilen, der Beziehung zu Goethe berührt. Friedrike war es, die dem Dichter noch im selben Jahre zum ersten Male die Genugthuung verschaffte, eine seiner Frauenrollen auf der Berliner Bühne unübertrefflich dargestellt zu wissen. Am 21. Juli 1788 kamen „Die Geschwister" zur ersten Aufführung; Friedrike gab die Marianne mit „so hoher Anmut und Natur", daß Zuschauer wie Kritik in einen Taumel von Enthusiasmus gerieten; allerdings galt er auch der Leistung Fleck's als „Wilhelm" und Unzelmann's als „Fabrice". „Die Geschwister" waren das fünfte Stück Goethes, welches die Berliner zu sehen bekamen. Am 12. April 1774 hatte die Koch'sche Gesellschaft zum ersten Male den „Götz" aufgeführt, am 3. November desselben Jahres den „Clavigo". Es ist bekannt, welche Begeisterung beide Stücke erweckten, obwohl die Darstellung bis auf die Leistungen Brückner's als „Götz" und „Clavigo" und Wilhöfer's als „Lerse" und „Carlos" eine unzulängliche gewesen. Erwägt man, daß „kein dramatisches Werk so mächtig eingewirkt, keines, weder vorher noch nachher, einen solchen Sturm der Begeisterung erzeugt," wie der „Götz", so ist es eine rätselhafte und noch nicht genügend aufgeklärte Erscheinung, warum das Stück 1777 wieder vom Repertoire verschwand und erst 1795 und zwar gleichfalls nur vorübergehend aufgenommen wurde. Ein ständiges Repertoirestück wurde zunächst auch „Clavigo" nicht. Noch weniger konnte den Dichter die Aufnahme von „Erwin und Elmire" freuen, welches älteste unter den erhaltenen Singspielen Goethes unter Döbbelin's Direktion mit der Musik von André am 17. Juli 1775 gegeben wurde (natürlich in seiner ältesten Gestaltung mit dem Prosa-Dialog); es gefiel „nur wegen des schönen Spiels der Mlle. Hubert", wie die zeitgenössische Kritik sagt, und auch das Publikum schien gleicher Ansicht. Am 13. März folgte dann als viertes Stück „Stella", mit dem Beisatz: „Ein Schauspiel für Liebende". Zu dem ungeheuren Aufsehen, welches die wenige Monate vorher erfolgte Buchausgabe bei allen Lesern hervorgerufen, stand der Bühnenerfolg in argem Mißverhältniß; das Stück konnte bis zum Juli nur neunmal wiederholt werden; zuletzt war der Besuch so schwach, daß es Döbbelin vom Repertoire absetzte, auch ein nochmaliger Versuch im Dezember desselben Jahres hatte kein besseres Resultat. Nun aber ereignete sich das Merkwürdige, daß die Polizei dies ohnehin bereits mit Rücksicht auf den Kassenrapport nicht mehr aufgeführte Stück obendrein auch noch verbot. Die Gründe dieser Maßregelung wurden nicht angegeben, wahrscheinlich geschah es nur, um nicht aus der Übung zu kommen. Kurz vorher war der Direktion die Aufführung von Heinrich Leopold Wagner's „Kindesmörderin", welche Karl Gotthelf Lessing für die Berliner Bühne bearbeitet hatte, untersagt worden; nun verfiel „Stella" demselben Schicksal zum größten Ärgernisse Döbbelin's, wie des Publikums.*) In den zwölf Jahren, die seither vergangen, war Goethe nur noch einmal als Übersetzer zu Worte gekommen. Am 18. Januar 1786 ging seine Bearbeitung des Voltaire'schen Tankred über die Berliner Bühne. So wenigstens verzeichnen es Brachvogel und Teichmann übereinstimmend; es muß sich also um eine frühere Bearbeitung gehandelt haben, als jene, von welcher Goethe in den Tag- und Jahresheften sowie in seinem Briefwechsel mit Schiller berichtet.**) So mußte ihm denn der Erfolg, den nun gerade „Die Geschwister" davontrugen, doppelt erfreulich

*) Teichmann, a. a. O. S. 44. Daneben waren Brachvogel, „Geschichte des Königlichen Theaters zu Berlin" (Berlin 1878) II. S. 115 ff. und für Einzelnes auch Dorow, „Krieg, Literatur und Theater", Leipzig 1845 S. 263 die Hauptquellen der obigen Darstellung.

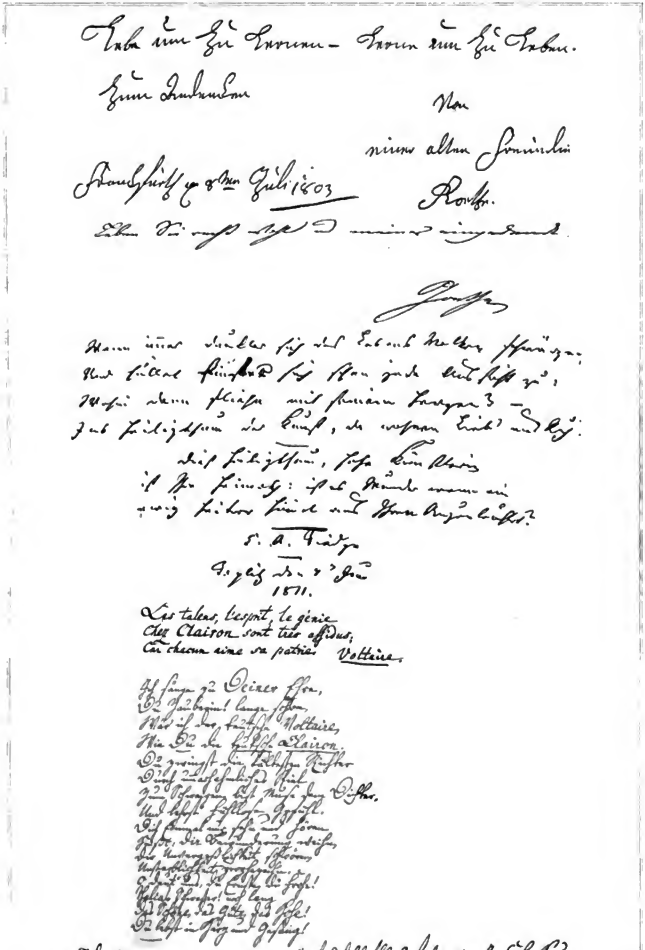
**) Aus der Unzahl von Gedichten, welche diese Rolle der Künstlerin hervorgerufen, sei zur Probe das etwas später entstandene von A. W. v. Schlegel mitgeteilt:

„Von des Grames Träumereien,
Von verlornen Schwärmereien,
Rina, wurdest Du geheilt.
Doch Du hast die zarten Schmerzen
Und den Wahn bethörter Herzen
Allen Hörern mitgeteilt."

*) Brachvogel a. a. O., S. 272 und 274.

**) Brachvogel a. a. O., I. 349. Teichmann a. a. O., S. 351. In den Tag- und Jahresheften von 1800 (Hempel XXVII, S. 53) heißt es hingegen: „Nun sollte zum nächsten, immer fals Geburtstag der Herzogin Luise] gefeierten 30. Januar ganz am Ende des Jahrs „Tankred" übersetzt werden, und so geschah es auch;" dann zu 1801 (Hempel ebenda): „Seit der Aufführung Mahomet's hatte ich eine Übersetzung des „Tankred" von Voltaire begonnen und mich damit beschäftigt; nun aber ging das Jahr (1800) zu Ende und ich mußte das Werk ernstlich angreifen." Die Daten sind jedenfalls nicht genau; wie Goethe an Schiller schreibt, hat er „in Ermangelung des Gefühls eigener Produktion" die Arbeit in der zweiten Hälfte des Juli begonnen und am 25. Dezember 1800 beendet.

Digitized by Google



Aus dem Stammbuch der Friederike Unzelmann-Bethmann. Autographen von Goethes Mutter, Goethe, Tiedge und Haug.

Digitized by Google

sein, war doch das Stück anderwärts, z. B. in Mannheim, völlig gescheitert.

Den beiden großen, ja unvergleichlichen Erfolgen, welche die Künstlerin als „Rina" in der Oper, als „Marianne" im Schauspiel errungen, fügte sie bald neue an: als „Rosine" in Paisiello's „Barbier von Sevilla", als „Constanze" in Mozart's „Belmonte und Constanze" und noch im selben Jahre (22. Nov. 1788) als „Prinzessin Eboli" im „Don Carlos". Ihre Schuld war es wahrlich nicht, wenn das Drama bekanntlich bei jener ersten Aufführung vom Publikum sehr kühl aufgenommen wurde, eher lag der Grund des Mißerfolgs in der Besetzung des „Posa" durch ihren Gatten. Dieser Fehlgriff der Regie aber beleuchtet vielleicht am Nachdrücklichsten, welche Stellung sich Friedrike durch ihre Triumphe auf den verschiedensten Gebieten geschaffen. Wurde Herrn Unzelmann irgend ein Geldanspruch, irgend eine Rolle verweigert, so schrieb er flugs der Direktion, sein Ehrgefühl gestatte ihm nicht, „nur seiner Frau wegen engagiert zu seyn," und er werde daher mit ihr Berlin verlassen. Natürlich gab die Direktion auf diese Drohung hin stets ganz oder doch halb nach. Schon Unzelmann war ja wertvoll, und wie vollends sollte sie sich ohne Friedrike behelfen, ohne die nachgerade leine Oper, leine Tragödie, kein Lustspiel gegeben werden konnte! Wer immer die Theatergeschichten jener Zeit oder die Zeitungen durchblättert, wird stets von Neuem über diese Vielseitigkeit erstaunt sein, und monoton ist nur eben das gespendete Lob. Sie war gleich ausgezeichnet in Shakespeare'schen Rollen (Julia, Ophelia), wie in jenen, die Kotzebue geschrieben, eine „Gurli", wie sie, hat die Deutsche Bühne nie wieder besessen, auch ihre „Eulalia" in Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht" und „Elise" in „Die Verlobung in Calais" werden ebenso als Meisterleistungen gerühmt, wie die „Gräfin" oder die „Donna Anna" in Mozart's „Hochzeit des Figaro" und „Don Juan".

Als sie 1793 ihre Singstimme zu verlieren begann und sich daher von da ab auf das recitierende Schauspiel beschränken mußte, war dies ein harter Schlag für die Direktion. Erklären doch die Zeitgenossen, der Wohlklang ihrer nicht eben starken Stimme sei in der Folge nur eben durch jene der Sonntag erreicht worden, wogegen sie dieser Letzteren an Geschmack und guter Schulung noch überlegen gewesen. Was aber ihre Leistungen als Schauspielerin betrifft, so scheint soviel gewiß, daß ihr keine Künstlerin ihrer Zeit an Natürlichkeit und Fähigkeit des Individualisierens und Gestaltens gleich gekommen. „Jede Rolle aus einem Gusse", rufen die Kritiker entzückt, „und jede höchste Natur und höchste Kunst zugleich."

Es giebt unter den großen Schauspielerinnen aller Zeiten äußerst wenige, die wahrhaft schön gewesen sind; auch Friedrike war weder auf noch außer der Bühne an Gestalt und Antlitz eine blendende Erscheinung. „Sie hat," schildert sie allerdings einer ihrer Freunde, der bereits erwähnte Friedrich Schulz, „lichtbraunes Haar, ein großes, durchdringendes, dunkelblaues Auge und eine so zierliche Gestalt, daß es von ihr abhängt, wie viel jünger sie auf der Bühne erscheinen will, als sie ist, und daß höchst wahrscheinlich irgend Jemand, der gern die Gegenstände beim rechten Namen nennt, ihretwegen den Ausdruck: schönes Kind! erfunden haben würde, wenn ihn die Sprache nicht schon gehabt hätte." Hingegen meint ein Anderer: „Von Statur war sie klein, auch nie eigentlich schön von Gesicht; sie bekam früh eine gelbliche Gesichtsfarbe und einen ziemlichen Kropf. Dabei war ihre Stimme keineswegs groß oder machtvoll; doch wußte sie dieselbe so glücklich zu gebrauchen, um so hinreißend zu erscheinen und zu spielen, daß sie stets die Zuschauer entzückte." Um dem Leser ein anschaulicheres Bild ihres Äußeren vorzuführen, als es Worte bieten können, habe ich diesem Aufsatz die Holzschnitt-Wiedergabe eines Portraits beigefügt, welches nach der Familien-Tradition als das ähnlichste bezeichnet wird, das von ihr existiert. Das kleine Gemälde wurde 1804 von H. Dähling in Berlin gemalt; die Künstlerin ließ einen reich mit Juwelen besetzten Rahmen dazu fertigen und schenkte es ihrem zweiten Gatten H. Bethmann. Der Mann ging auch mit dieser Gabe nach dem Tode Friedrikens ebenso pietätlos um, wie mit ihrer Korrespondenz, die er bis auf das letzte Blatt verhandelte (selbst die allerintimsten, an ihn gerichteten Briefe nicht ausgenommen!); zuerst brach er die Juwelen aus dem Rahmen, und dann ließ er sich von ihrem Sohne, dem Holzschneider Friedrich Unzelmann, das Portrait abfassen. Es ist derzeit im Besitz eines Urenkels Friedrikens, Herrn Walter Siehe in Steglitz bei Berlin, der mir die Vervielfältigung für die „Deutsche Dichtung" freundlich gestattet hat. In seinem Besitze und auf demselben Wege dahin gelangt, wie das Portrait, befindet sich auch das Testament der Künstlerin vom 1. Februar 1815. Da es von Dorow betreffen und daher von der Veröffentlichung ausgeschlossen sind, mitgeteilt worden ist, so habe ich mich nur auf die Wiedergabe der Unterschrift beschränkt. Wie man sieht, giebt die Künstlerin darin als ihren Geburtstag den 24. Februar 1771 an. Da hätten wir denn zu den drei, bereits Seite 30 mitgeteilten Angaben (24 Januar 1768, 1766 und 1771) sowie zwei unter einander differierenden Notizen von Teichmann*) als sechste und scheinbar zuverlässigste die der Künstlerin selbst, in einem Schriftstück abgegeben, in dem eine bewußte Unwahrheit fast undenkbar ist. Und dennoch — Friedrike ist gewiß nicht am 24. Februar 1771 geboren, dies ist aus den bereits S. 30 entwickelten Gründen unmöglich; ihr richtiges Geburtsdatum ist, wie auch Brachvogel angiebt (a. a. O. II. 154), höchst wahrscheinlich der 24. Januar 1768. Aber wer machte sich jünger, wenn er seinen letzten Willen schreibt! Ich darf an einen Umstand erinnern, welcher die Künstlerin bis zu einem gewissen Grade entschuldigt; sie hatte sich allmählig jünger zu machen begonnen, auch Bethmann gegenüber; mit Zähigkeit hielt sie zuletzt daran fest, daß sie 1771 geboren sei — und so

*) A. a. O. S. 62 wird als Geburtsdatum der 24. Januar 1769 genannt, hingegen S. 112 mitgeteilt, sie sei 1815 „im 49. Lebensjahre gestorben"; das würde 1767 als Geburtsjahr ergeben.

Digitized by Google

mochte sie schließlich denn auch in diesem Letzten nicht gewagt haben, die Wahrheit zu gestehen!

Gewiß, Friedrike hatte auch die Fehler ihres Standes und ihre Lebensführung war, Alles in Allem, keine bessere, als die der meisten Künstlerinnen ihrer Zeit. Aber auch eine schlimmere nicht, wie man aus jenen Briefen schließen könnte, welche Brachvogel unbegreiflicher Weise in sein Buch aufgenommen hat; mindestens eben solche, wahrscheinlich noch viele schlimmere Dinge hätte er auch von den anderen Theaterdamen aus der Zeit vor 1800 erzählen können. Im Übrigen hat uns ihr Privatleben hier um so weniger zu bekümmern, als thatsächlich die edelsten und besten Zeitgenossen sich den gesellschaftlichen Verkehr mit ihr zur Ehre und Freude rechneten. Wen Alles ihre wundersschönen Augen entflammt, ist kaum aufzuzählen. Wenn auch nicht Jeder, wie A. W. von Schlegel, so sehr von ihr entzückt war, daß er sie heiraten wollte, so haben doch Unzählige, darunter die bedeutendsten Männer Berlins, für sie geschwärmt. Und nicht Berlins allein! Wohin immer sie auf ihren Gastspielreisen kam, die enthusiastische Aufnahme war überall dieselbe. Das beweisen auch die Stammbücher der Künstlerin, deren eines Herr W. Siehe besitzt und uns gleichfalls zur Verfügung gestellt hat.*) Es wurde ihr bei einem Gastspiel in Mannheim im Mai 1803 von einem dortigen Bewunderer überreicht; die meisten Eintragungen datiren aus derselben Zeit und aus Westdeutschland. Einige gebe ich in autographischer Reproduktion wieder; andere mögen hier folgen. Auf dem ersten Blatt steht die folgende Eintragung des Exjesuiten und Professors der Dichtkunst in Mannheim, Anton von Klein (1748—1810):

Mannheim, den 23. Juni 1803.

Durch eines Spiegels Zauber sah
Den Liebenswürdigsten, getäuscht, Titania:
Durch welchen Zauber sahen wir
Der Grazien Holdeste, o Unzelmann, in Dir?
„Durch meine Täuschung", spricht
Die zauberische Kunst. Sie irrt: sie täuschte nicht.

L. F. Huber, der Jugendfreund Schillers schreibt:

In diesem Buche bewahrt die treffliche Künstlerin und das liebenswürdige Weib die Andenken des Glückes, das sie gegeben, der Wohlthaten, die man von ihr empfangen hat. Sie ist denen, deren Namen sie hier liest, unvergeßlich — Dank ihr, daß auch sie ihrer nicht vergessen will!

Stuttgart, 1. Jun. 1803.

Seine Gattin, gleichfalls als Schriftstellerin wohl bekannt, fügt bei:

Die stille Hausfrau, die nur in ihrer glücklichen Bürklichkeit lebt, sah sich von der großen Künstlerin mit dem innigsten Genuß in das Gebiet der Täuschungen versetzt, stolz auf die Ehre ihres Geschlechts genießt sie aber doppelt, da sie in der großen Künstlerin auch ein so liebenswürdiges Weib kennen lernte. Möge Madame Unzelmann bei dem lauten Beifall, der sie begleitet, den Augenblick finden meines stillen Dankes für ihre Kunst und ihre Gesellschaft zu denken.

Marie Therese Huber,
verwittwete Forster.

Aus Stuttgart, den 29. Juni 1803 sind die beiden folgenden Eintragungen datiert:

So kurz auch die Stunden waren, in denen wir das Glück hatten Sie zu sehen, so werden sie doch stets unvergeßlich bleiben für Ihre Freundin

Lotte Jacobi.

Nur die Hoffnung des Wiedersehens lindert den Schmerz der Trennung.

Jacobi.

Die Eintragung Tiedges findet sich in seiner Handschrift wiedergegeben. An demselben Tage schreibt sich seine Freundin wie folgt ein:

Talent wodurch man bezaubert, ist ein schönes Geschenk der Natur. Die Gabe, ein edles Herz zu fesseln, und zu beglücken, spricht den innern Werth aus.

Elisa von der Recke,
geborene Gräfin von Medem.

Die Eintragungen Unbekannter gehen aus derselben enthusiastischen Tonart. Von der Hand der Künstlerin findet sich auf der letzten Seite das folgende wehmütige Citat (Lessings „Lied aus dem Spanischen"):

Gestern liebt' ich,
Heute leid' ich,
Morgen sterb' ich.
Und doch denk' ich
Heut' und Morgen
Gern an Gestern.

Dies also war die Frau, welche im November 1800 das S. 31 bereits mitgeteilte Schreiben an Goethe richtete, in welchem sie um die Weimarische, von Schiller besorgte Bearbeitung des „Egmont" bat. Welche Gegenstände die früheren, uns nicht erhaltenen Briefe behandelt, vermag ich leider auch nun nicht anzugeben. Wie gleichfalls bereits mitgeteilt, erwiderte Goethe zustimmend, worauf die Künstlerin den nachstehenden Dankbrief an ihn richtete:

Hochwohlgebohrner Herr Geheimrath!

Meinen Aller Verbindlichsten Dank für die Gütige Zusage meiner Bitte, und Ihren Schmeigelhaften Brief er macht mich Glücklich, denn nie Empfing ich einen, der mich in eine so lebhafte Freude versetzte, und Sie müssen mir es schon verzeihn wenn ich ein bisgen damit Prale, es ist gar zu schön beneidet zu werden. Bey der Rolle des Clärchen wird mich das an denken an den Autor begeistern, und mann soll wenigstens von mir sagen, das ich nie eine Rolle mit so viel Anstrengung gespielt habe. Wir werden auch dieser Tage Jeri und Betteli aufführen wozu Herr Reichard recht Passende schöne Musik gemacht hatt, ich werde Betteli seyn, und freue mich unbeschreiblich darauf. Schon seit 2 Jahren habe ich einen Brief von Herrn von Lerse an Sie den ich aber nur in Ihre Eigene Hände geben sollte, Ihr Alter Freund ist darüber gestorben, doch werd ich Wort halten, und den Brief der eine Rekomantazion für

*) Durch Vermittlung des Herrn Dr. Otto Hoffmann in Steglitz bei Berlin, der das Stammbuch selbst litterarisch zu benutzen gedachte, aber zu Gunsten der vorliegenden Arbeit in freundlichster Weise darauf verzichtete. Eine Eintragung Goethes findet sich nicht im Stammbuch. Um seine Schriftzüge nicht fehlen zu lassen, habe ich einige freundliche Worte aus einem seiner Briefe reproduzieren lassen. Durch ein Versehen bei der Herstellung sind dieselben unter die Proben aus dem Stammbuch geraten, was sich leider nicht mehr ändern ließ.

Digitized by Google

mich enthält, so lange behalten, bis Sie mir befehlen das ich kommen soll und ihn bringen, dann wird mir das Andenken an Ihren Freund der mir recht Gewogen war fileicht eine recht Gütige Ausnahme bey Ihnen verschaffen. Ich wünschte Ende Januar mein Benefis zu geben kann ich wohl zu der Zeit im Besitz des Mannskripts seyn?

Mit Innigster Hochachtung und Dankbarkeit für Ihre Güthe empfehle ich mich Ihrer ferneren Gewogenheit und habe die Ehre mich zu nenen

des Hern Geheimerats

ergebenste

Friderike Unzelmann.

Berlin den 31 Dezemb 1800.

Der „ehrliche Lerle", der treue Freund aus der Straßburger Zeit, welcher den Dichter zuletzt noch 1797 besucht, lebte bekanntlich als Inspektor, dann Direktor der Pfeffel'schen Militärschule zu Kolmar. Die Künstlerin mag ihn auf einer Gastspielreise kennen gelernt haben. Sein Todestag ist nicht bekannt; man weiß nur, daß er vor dem Sommer 1800 gestorben; auch aus dem obigen Brief ergiebt sich kein genauerer Anhaltspunkt dafür.

Am 25. Februar 1801 ging „Egmont" auf der Berliner Bühne in Szene; den Dankbrief der Künstlerin habe ich bereits mitgeteilt, mir hingegen vorbehalten, Einiges über den damaligen Stand des Berliner Schauspielhauses und die von der Künstlerin in jenem Schreiben geübte Kritik nachzutragen. Wohl war Iffland damals bereits seit vier Jahren Direktor, hatte aber jene großen Schäden, welche Repertoire, Zusammenspiel und Geschmack des Publikums unter seinen unmittelbaren Vorgängern erlitten, noch nicht ganz zu heilen vermocht. Hierzu kam, daß er, wenn er sich behaupten wollte, eben all' die breiten Bettelsuppen auftischen mußte, welche die dramatischen Garköche der Zeit bereiteten. Freilich bleibt es daneben sein großes Verdienst, von vornherein auch den echten Dichtern seiner Zeit, an erster Stelle Schiller zum Worte verholfen zu haben. Aber eine Dichtung wie „Egmont" bedarf ja auch anderer Voraussetzungen des Erfolgs, als Maria Stuart oder Wallenstein, und so mag wohl im Wesentlichen das Urteil eines zeitgenössischen Kritikers (im Märzheft des „Kronos" von 1801) das Richtige sein. Dort heißt es:

„Egmont" von Goethe, hat auf dem Berliner Nationaltheater keine Sensation gemacht. Man verarge es dem Publikum nicht, obschon zunächst thut der größere Teil der Schuld zufallen mag, insofern man von der Schuld gewisser Theaterleute, die noch immer Schauspieler heißen, und indem sie die Nebenrollen entstellen, das Stück zu Grunde richten, abstrahiert. Aber auch das Publikum ist zu entschuldigen. Wer hat es verwöhnt? wer hat die Montfaucons, die Octavien, die Schwestern von Prag, die Sonntagskinder*) und wie diese Dinge alle heißen, wer hat sie gekocht und aufgetischt? Man pflegt Speisen, die ungenießbar zu werden drohen, zu marinieren, und wie kann der, welcher seine Gäste an solche Kost verwöhnte, verlangen, daß ihnen die reife Frucht aus der Hand der Natur behage."

Was nun das harte Urteil der Künstlerin über die Darstellung betrifft, so war es gewiß kein ganz verdientes. Iffland als „Oranien", Unzelmann als „Banfen" und Friedrike als „Clärchen" standen gewiß auf dem rechten Posten, weniger mag dies bei S. Herdt, der den Alba spielte, der Fall gewesen sein, und F. J. Beschort, der den Egmont gab, verdiente vielleicht nicht ganz die wegwerfenden Worte, welche Friedrike ihm, wie wir wissen, an den Kopf warf, aber daß seine Leistung keine genügende gewesen, wird auch von anderer Seite bezeugt. Das Stück verschwand nach wenigen Wiederholungen wieder. Zum Benefiz der Unzelmann wurde es übrigens nicht gegeben, wie diese zunächst vorgehabt; möglicherweise deshalb, weil sie der Zugkraft doch nicht recht traute. Ihre Wahl fiel für dieses Jahr (13. April 1801) auf ein Stück ganz anderer Art: das Singspiel: „die Nymphe der Donau" von Kauer, welches denn auch das Haus bis zur Decke füllte. Damit soll aber das Verdienst der Künstlerin um den „Egmont" nicht geschmälert werden; die Anregung, daß es die Berliner Bühne damit wagte, gebührt immerhin ihr. Nun wandte sich Iffland auch anderen Stücken Goethe's zu. Zunächst wurde die neue Bearbeitung des Tancred aufgeführt, nachdem sich Goethe eingehend mit Iffland über die Einzelheiten der Aufführung geeinigt.**)

Goethe's weiteren Verkehr mit der Künstlerin, zunächst ihr Gastspiel in Weimar und seine Fürsorge für ihren Sohn Karl werde ich in einem der nächsten Hefte auf Grund des beiderseitigen Briefwechsels darzustellen versuchen.

*) Kotzebue's Schauspiel „Johanna von Montfaucon" war am 21. Mai 1799, sein Trauerspiel „Octavia" am 9. Juni 1800, W. Mieler's Singspiel „Die Schwestern von Prag" am 24. März 1800 aufgeführt worden. Ein Stück „Sonntagskinder" findet sich in Teichmanns Verzeichnis nicht, es mag der zweite Titel eines, gleichfalls einem trivialen Geschmack huldigenden Stücks gewesen sein.

**) Vergl. die Briefe Goethe's an Iffland und seinen „Vorschlag zu lyrischen Episoden für Tancred" bei Teichmann a. a. O. S. 296 ff.

Zensur und Schaubühne.

Von Fritz Friedmann.*)

Die Vorgeschichte für die bekannten, überaus einschneidenden vorbeugenden Maßregeln, welche die Polizei in Preußen gegen Aufführungen auf der Schaubühne vornimmt, geht auf die Karlsbader Beschlüsse vom September 1819 zurück. Damals wurde bekanntlich in ganz Deutschland die Zensur wieder eingeführt und ihr unter-

*) Die Frage der Theater-Zensur ist in den letzten Wochen, anläßlich des inzwischen wieder aufgehobenen Verbots von H. Sudermanns Drama: „Sodoms Ende" durch das Berliner Polizei-Präsidium sehr viel behandelt worden. Über das Selbstverständliche hinaus ist dabei nicht allzuviel Sachliches vorgebracht worden.

Digitized by Google

lagen alle Bücher und Druckschriften unter zwanzig Bogen. Durch sie wurden auch alle Theaterstücke getroffen, welche ohne Genehmigung des Zensors nicht gedruckt werden durften.

Nur ein halbes Jahr später wurde zu diesen Vorschriften, die sich also nur auf den Druck bezogen, seitens des Preußischen Ministers des Innern und der Polizei die Bestimmung hinzugefügt, daß ungeachtet der von der Zensurbehörde zum Drucken eines Theaterstückes erteilten Erlaubnis die öffentliche Aufführung desselben aus polizeilichen Rücksichten untersagt oder suspendiert werden könne. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg erachtete diese Frage lediglich für eine Sache der Polizei und nicht der Zensur. Noch erging ein Zirkularreskript des Ministers vom 16. März 1820, wonach künftig auf öffentlichen Theatern „nirgend ein gedrucktes oder ungedrucktes Trauer-, Schau-, Lust- oder Singspiel ohne vorläufige Erlaubnis des Präsidiums der Königlichen Regierung oder derjenigen Personen, welche dieselbe mit diesem Geschäft beauftragen wird, aufgeführt werden dürfe", und hierzu fügte ein weiteres Reskript vom 8. Mai desselben Jahres hinzu: „Es komme nicht sowohl auf eine in das Einzelne gehende Kritik, als vielmehr darauf an, zu verhüten, daß Theaterstücke aufgeführt würden, welche Religion, Moral, die guten Sitten und die Würde des Staates beleidigen."

Der § 27 der Preußischen Verfassung vom 31. Januar 1850 sagt in seinem zweiten Absatz: „Die Zensur darf nicht eingeführt werden, jede andere Beschränkung der Preßfreiheit nur im Wege der Gesetzgebung."

Angesichts dieses Wortlautes ergiebt sich für den Ausleger des Gesetzes, wenn hier schlankweg von der Zensur gesprochen wird, daß damit der Inbegriff alles dessen bezeichnet werden soll, was die Polizei als vorbeugende Maßregel gegenüber der Darlegung und Ausbreitung der Gedanken bis dahin in irgend einer Form übte. Die Zensur war eine Vorbeugekämpfung, eine Abdämmung der Gedanken, entstanden in der Zeit der Demagogenriecherei, hervorgerufen durch Gespensterfurcht. Man verlegte durch sie und in ihr den von der Mehrheit aller Gebildeten aufgestellten Grundsatz, daß Gedanken nicht allein zollfrei seien, sondern daß man auch Niemandem von vornherein den Mund verschließen, ihn nicht hindern könne, irgend etwas zu sagen, zu schreiben und zu verbreiten, und daß es lediglich Sache der polizeilichen und richterlichen Strafgewalt bleiben müsse, nach geschehener Darlegung und Verbreitung zu prüfen, ob das so in die Welt Hineingesetzte nach Form oder Inhalt strafbar sei, um als dann die Strafe eintreten zu lassen. Eine gegnerische Ansicht legte jene Bestimmung dahin aus, daß das Wort „Zensur" in dem Verfassungs-Artikel nur Beschränkung der Preßfreiheit bezeichne, weil in dem Nachsatz nur von dieser die Rede sei. Das ist offenbar gewaltsam. Wenn gesagt wird: „An Feiertagen der christlichen Religion müssen die Läden geschlossen sein, jede andere Verpflichtung des evangelischen Staatsbürgers kann nur im Wege der Gesetzgebung eingeführt werden", so kann um des Nachsatzes willen kein logisch denkender das Wort „christlich" im Vordersatz mit „evangelisch" identifizieren.

Trotz dieser (mir unzweifelhaft richtig erscheinenden) Annahme, daß durch jenen Artikel auch die Zensur gegenüber theatralischen Aufführungen beseitigt sein sollte, erging kurze Zeit nach Verlautbarung der Verfassung in Preußen eine Verordnung vom 10. Juli 1851, welche sich auf die polizeilichen Machtbefugnisse (begründet durch das organische Gesetz vom 11. Mai 1850) stützte und in ihren entscheidenden Bestimmungen verlangte, daß die Erlaubnis zur Veranstaltung einer öffentlichen Theatervorstellung vom Unternehmer schriftlich beim Polizeipräsidium nachgesucht werden müsse. Es solle das zur Aufführung bestimmte Stück beigefügt und dann von der Behörde geprüft werden, ob nach den hierüber vorhandenen Bestimmungen einerseits Sitte, Ordnung oder aber gewerbepolizeiliche Bedenken der beabsichtigten Vorstellung entgegenstehen, wonach die Erlaubnis erteilt, versagt oder von der Gewährung gewisser Bedingungen abhängig gemacht werden solle. § 1 dieser Verordnung verlangte, daß kein Darsteller in Worten oder Handlungen von dem Inhalt des polizeilich gezeichneten Exemplars abweichen dürfe, eventuell für jede Abänderung die neue Zeichnung des Polizeipräsidenten einzuholen sei. Zuwiderhandlungen wurden mit nicht unbedeutenden Strafen belegt. Darüber kann kein Zweifel sein, daß diese sogenannte Zeichnung nichts anderes ist, als eine Zensur und zwar Zensur durch Männer, welche in keiner Weise durch ihre ästhetische Vorbildung, ja auch nur durch Kontinuität der Ansichten die geeigneten Persönlichkeiten darstellen.

Welche Ungeheuerlichkeiten die Maßregel im Gefolge hat, mag als tausendfach besprochen hier unerörtert bleiben. Jahrzehnte lang war diese Verordnung in Kraft, ohne daß im konkreten Falle die Frage nach ihrer Rechtsgültigkeit aufgeworfen wurde. Die Gründe hierzu lagen nicht in der Zustimmung der Juristen und Laien zu der behaupteten Rechtsgültigkeit, sondern, was gar nicht zu leugnen ist, auf rein menschlichem Gebiet. Die Machtbefugnisse der Polizei in anderen als Zensur-Fragen den Bühnen gegenüber sind so eminente und müssen so ausgedehnt sein, daß ein Theaterunternehmer als guter Diplomat sich einfach mit dem Machthaber stellen muß, er mag wollen oder nicht und, so lange es irgendwie angeht, ihn durch Bekämpfung der Rechtsgültigkeit seiner Verordnungen nicht reizen wird.

Im Jahre 1883 gab eine ganz unbedeutende Strafverfügung des Berliner Polizeipräsidiums dem Verfasser Anlaß, für den ihm befreundeten Komiker Wallhof, damals am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater, eine

Es schien uns daher richtig, jenen juristischen Fachmann um seine Äußerung zu ersuchen, dessen Kompetenz, in dieser Sache mitzusprechen, von Niemand bestritten werden kann: Herr Dr. Fritz Friedmann ist nicht blos einer der bekanntesten Rechtsanwälte Berlins, der zudem durch seine vielgelesene Broschüre „Verbrechen und Krankheit im Roman und auf der Bühne" erwiesen, mit wie lebendiger Anteilnahme er die Entwicklung unserer Litteratur verfolgt, sondern war auch Vertreter des Klägers in dem einzigen Prozesse, der bisher in Preußen um die Rechtsgültigkeit der Theater-Zensur ausgefochten worden ist. D. Red.

Digitized by Google

höchstrichterliche Entscheidung über die Frage der Rechtsgültigkeit der in Rede stehenden Polizeiverordnung herbeizuführen. Weil dieser Komiker eine von der Polizei noch nicht zensierte Strophe, welche den damaligen Kriegsminister Frankreichs, Thibaudin, persiflierte, dem Kouplet des Obersten Ollendorf im „Bettelstudenten“ einverleibt hatte, wurde er, mit seinem Direktor Fritzsche zusammen, auf Grund des § 11 der gedachten Polizeiverordnung angeklagt und trotz der Bekämpfung der Rechtsgültigkeit in allen drei Instanzen verurteilt. Zweifellos sind die Gründe, welche in den verschiedenen Instanzen gegenüber den Darlegungen der Verteidigung von den Richtern erdacht sind, mindestens behattierbar. Weder aus dem § 6[d] des Gesetzes vom 11. März 1850, welches bestimmt, daß die Polizei für Ordnung und Gesetzlichkeit bei dem öffentlichen Zusammensein einer größeren Anzahl von Personen zu sorgen habe, ist die Rechtsgültigkeit herzuleiten, wofern die Auffassung richtig ist, daß jene von Hinkeldey herrührende Verordnung mit der Verfassung im Widerspruch steht, noch ist die Notwendigkeit einer Konzession für den Gewerbebetrieb des Schauspielunternehmers, wie dies das Königliche Kammergericht annimmt, ein Grund zu seiner beständigen Überwachung, welche die Polizei in der Verordnung von 1851 präzisiert habe.

Wir Juristen sind aber gewohnt, selbst bei noch so energischen Bedenken und Zweifeln uns der Thatsache zu fügen, daß der für die betreffende Frage entscheidende höchste Gerichtshof das ist hier, da es sich um eine Preußische Verordnung handelt, das Kammergericht) gesprochen hat. Es wäre meines Erachtens ein ziemlich hoffnungsloses Unterfangen, zu versuchen, ob die allmälige Veränderung des Gerichtskörpers, dieser oder jener Persönlichkeit, zufällig einmal in dem Strafsenat des Kammergerichts eine andere Meinung zur Geltung kommen ließe. Hier fehlt uns sogar die Möglichkeit, welche die Verfassung des Reichsgerichts in Leipzig bietet, nämlich bei Verschiedenheit der Ansichten verschiedener Strafsenate einen Plenarbeschluß herbeizuführen.

Bleiben wir also auf dem Fundament: die Hinkeldey'sche Zensurverordnung ist rechtsgültig. Sie wird fortgesetzt angewandt und zwar, wie nicht zu bestreiten ist, im Großen und Ganzen wenig in dem überschwiedigen Sinn ihres Verfassers, sondern verhältnißmäßig milde und mit jenem unbestimmten, tastenden Gefühl Jemandes, der sich bei schlechter Beleuchtung in einem ihm ganz unbekannten Hause bewegt. Aber es giebt Menschen, die in derselben Lage im fremden Hause vorsichtig gehen und solche, die plump dahin schreiten und das, was ihren wuchtigen Schritten nicht ausweicht, darnieder reißen. Die entscheidende Frage für alle Jene, welche es mit der Würde, dem Ansehen der Litteratur und der künstlerischen Gewissensfreiheit wohl meinen, wird also die sein:

> Ist mit allen Mitteln danach zu streben, eine völlige Befreiung von jeder Theaterzensur durch unzweideutige gesetzliche Bestimmungen zu erlangen?

oder: Wird es genügen und auch geboten erscheinen, dieselben bestehen zu lassen, ausgestattet mit Kautelen, welche deren Mißbrauch unbedingt verhüten?

Wenn ich mich, ohne mich vor dem Wort Zensur zu entsetzen, für den letzteren Weg entscheide, so geschieht dies zunächst von dem Standpunkt aus, welchen man stets der lex ferenda gegenüber einzunehmen genötigt ist. Es ist der Standpunkt der Realpolitik. Was ist, wie nun einmal die Verhältnisse liegen, überhaupt zu erreichen? Zweitens aber kann ich mich der Meinung Derer nicht anschließen, welche eine Prävention dem von der Bühne herab gesprochenen und durch die Machtmittel derselben unterstützten Worte gegenüber ebenso wenig notwendig erachten, als dem gedruckten. Diese Meinung ist nicht die richtige! Wenn auch die Presse die „sechste Großmacht“ ist, die Wirkung der Schaubühne auf ihrem beschränkteren, aber um so gewaltigeren Gebiet ist eine unendlich größere, machtvollere. Warum ist es der höchste Ehrgeiz des Dichters, von ihr herab zum Volke zu sprechen? Warum spricht man von den „Brettern, welche die Welt bedeuten“? Im Guten und Edlen, im Erhabenen und Heroischen, im Obscönen und Trivialen, im Ungesunden und Verderblen, überall und immer wird die Bühne, besonders der Hauptstädte, ihre ungeheure Macht über die Sinne und den Verstand des Publikums erweisen. Der geniale Schauspieler, welcher die erhabenen Worte des Dichters der Masse zuruft, wird sie mehr entflammen können, als der bedeutendste Redner, ja als der größte Prediger. Das ist eine Thatsache, über welche Splitterrichter ihr Bedauern äußern können, mit welcher aber jede Partei zu rechnen hat. Daraus folgt für mich, daß, um hier „dem Mißbrauch der Gewalt“ entgegenzutreten, Präventivmaßregeln nicht strikte von der Hand zu weisen sind. Womit gesündigt worden ist, scheint mir nur die versteckte Form zu sein, indem man, ohne das Kind beim rechten Namen nennen zu wollen, einem untergeordneten Staatsorgan, der Polizei, Machtbefugnisse eingeräumt hat, welche dazu neigen, den Mißbrauch der realen Gewalt eintreten zu lassen gegen den etwaigen Mißbrauch ethischer Gewalt. Daneben bildet sich auch das tragikomische Moment aus, daß bei der jetzt geübten und durch die Verordnung bestimmten Kontrolle selbst unter der Zuhülfenahme der Vorschrift, daß dem Polizeibeamten der Zutritt zur Generalprobe gestattet werden muß, der zensurierende Beamte mehr oder weniger Prophet sein muß, und zum Propheten fühlen sich, weiß Gott, Viele berufen, aber Wenige sind auserwählt. Muß er doch voraussehen, wie dieses oder jenes Wort wohl auf die Masse wirkt, gesprochen mit diesen oder jenen Gesten, im Munde eines häßlichen oder schönen, eines ganz, dreiviertel oder halb bekleideten, eines plumpen oder eines faszinierenden Weibes! Wollte die Polizeiverordnung die Sache treffen, das Ziel erreichen, welches beabsichtigt war, man müßte Geste für Geste vorher bestimmen, die Gewandung nach Millimetern bemessen, jedes Kostüm, jedes Theaterrequisit vorher dem Polizeibeamten zur Genehmigung unterbreiten und wehe dem Schauspieler, der bei dieser oder jener durchgeschlüpften frivolen Stelle ein vorher nicht zensuriertes Augenzwinkern anbrächte.

Doch genug der Andeutungen, was ich meine, dürfte klar sein.

Ich fasse meine Ansicht dahin zusammen: Die gegen-

Digitized by Google

wärtigen polizeilichen Bestimmungen erreichen ihren Zweck nicht; sie werden tastend und ungeschickt gehandhabt; sie bieten der Willkür überall Gelegenheit und sind in ihrer Rechtsgültigkeit zweifelhaft. Andererseits sind Präventivmaßregeln gegen die mißbräuchliche Verwendung der Schaubühne zu unsittlichen oder anderweit die Volkswohlfart untergrabenden Zwecken nicht von der Hand zu weisen. Sie müssen aber gesetzlich festgestellt werden.

Ich bin ein Gegner der Anschauung, als ob von der Handhabung eines solchen Gesetzes einerseits die Polizei völlig auszuschließen, andererseits Sondergerichte zu bestellen seien, in denen man durch Beiordnung von Schriftstellern, Buchhändlern oder anderen mit der Litteratur ex officio beschäftigten Persönlichkeiten eine Spezialart des Laienrichtertums schaffen müsse. Ist der Schutz der höchsten Güter des Menschen, seine Freiheit und bürgerliche Ehre den ordentlichen Gerichten anvertraut, so erscheint mir kein Grund vorliegend, den Schutz des geistigen Rechtes des Dichters, die Schöpfungen seiner Phantasie von der Bühne herab zum Volke sprechen zu lassen, und die ökonomische Sicherheit des Theaterleiters andern Behörden anzuvertrauen*). Die einzigen Gesichtspunkte, welche Aufführungen im Voraus verbieten lassen, nämlich die Gefährdung der guten Sitten und der Volkswohlfahrt können ruhig der Prüfung geistig hochstehender Richter anvertraut werden, zumal naturgemäß eine gewisse Kontinuität der richterlichen Anschauungen durch die Veröffentlichung derartiger Urteilssprüche in den Sammlungen der betreffenden Entscheidungen sich schaffen ließe.

Ich denke mir also in den Grundzügen ein dahingehendes Gesetz etwa folgendermaßen, wobei die polizeilichen Maßnahmen, welche die Sicherung des Publikums und des Eigentums betreffen, völlig unberührt bleiben.

Verboten kann die theatralische Aufführung eines solchen Bühnenwerkes werden, von dessen öffentlicher Darstellung eine Gefährdung der guten Sitten oder der Volkswohlfahrt zu besorgen ist. Über die Frage des Verbotes entscheiden die ordentlichen Gerichte im Instanzenweg der Strafkammern und des Revisionsgerichts (so lange gegen die Entscheidungen der Strafkammern eine Berufung nicht stattfindet, im Falle der gesetzlichen Einführung der Berufung im Weiteren durch das Berufungsgericht.) Die Vorprüfung der aufzuführenden Stücke erfolgt durch die Polizeibehörde und hat jederzeit die Entscheidung derselben binnen drei Tagen zu geschehen. Erklärt die Polizei, daß sie keinerlei Veranlassung habe, die Entscheidung über die Frage, ob das Bühnenwerk im Ganzen oder in einzelnen Teilen, durch die Aufführung den guten Sitten oder der Volkswohlfahrt Gefahr bringe, seitens des Gerichts herbeizuführen, so bewendet es bei diesem Entscheid. Liegen Bedenken vor, so ist sie verpflichtet, dem Theaterleiter und soweit bekannt und möglich, dem Autor unter mündlicher Darlegung der betreffenden Punkte anheimzugeben, Änderungen vorzunehmen oder schon jetzt auf Entscheidung durch das Gericht zu provozieren. Erfolgt durch derartige Besprechungen entweder eine Einigung im gewünschten Sinne oder läßt die Polizeiverwaltung nach dem geschehenen Darlegungen ihre Beanstandungen fallen, so erübrigt sich ein weiteres Verfahren. — Bleibt es bei der Beanstandung seitens der Polizei, so hat dieselbe unter schriftlicher Begründung ihres Votums binnen weiteren zwei Tagen das Material der örtlichen Staatsanwaltschaft zu überreichen, welche verpflichtet ist, wiederum binnen einer nur wenige Tage umfassenden Frist die Entscheidung des Gerichts, welches in diesem Fall wohl identisch mit der Strafkammer sein würde, aber irgend eine andere, der Sachlage entsprechende Bezeichnung führen könnte, herbeizuführen. — Die Staatsanwaltschaft vertritt hierbei lediglich ihren eigenen Standpunkt, sie ist keineswegs an die polizeiliche Auffassung gebunden und wie überall, völlig in der Lage, selbst bei dem Gericht die Aufhebung der polizeilichen Maßregel zu beantragen. — Das Verfahren ist ein rein objektives, das heißt die Persönlichkeiten des Theaterleiters und des Autors sind von dem anzusetzenden Termin zu benachrichtigen, aber lediglich zur Wahrnehmung ihrer Rechte selbst oder durch einen Vertreter aufzufordern, so daß sie in keiner Weise dadurch den Charakter in irgend einer Form angeschuldigter Personen tragen.

Die Verhandlung des Gerichts erfolgt auf Antrag unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Die Entscheidungsgründe sind stets öffentlich zu publizieren. Die erste Entscheidung hat für den Fall der Verweigerung der Aufführung Suspensivkraft, während die öffentliche Aufführung im Falle der aufgehobenen Beanstandung trotz Ergreifung der Berufung durch die Staatsanwaltschaft nicht gehindert werden darf. —

Das sind die Grundzüge, nach welchen, wie ich glaube, ein derartiges Gesetz auch in seiner prozessualen Behandlung dem vorhandenen polizeilichen und richterlichen Verfahren eingegliedert werden kann und welches auch durch die Kürze der Fristen allen Ansprüchen genügen würde.

Die jetzigen prozessualischen Möglichkeiten, dem polizeilichen Verbot, welches noch dazu unglaublicher Weise ohne die Notwendigkeit, Entscheidungsgründe zu publizieren, ergeht, durch Beschwerde bei dem Regierungspräsidenten oder langwierige Klageerhebung bei dem Verwaltungsgerichtskörper entgegenzuarbeiten, verletzen die Kardinalforderungen schneller und offener Justiz.

*) Wir glauben nicht bloß unserer eigenen Überzeugung, sondern der unserer meisten Kollegen Ausdruck zu geben, indem wir uns dieser Ansicht anschließen. Was die Litteratur verlangen darf, ist lediglich Schaffung eines Rechtszustandes, aber kein Ausnahmsrecht. Mit genau derselben Logik müßte man auch verlangen, daß in jenen Ländern, wo Preßvergehen vor die Jury gehören, die Geschworenenbank nur aus Journalisten gebildet werden soll! D. Red.

Digitized by Google

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Biographische Quellenwerke.

Die „Papierschnitzel-Jagd“, wie irgend ein leichter Schwätzer einmal das Bestreben ernsthafter Forscher genannt hat, durch Mitteilung wichtiger Quellen Leben und Schaffen bedeutender Dichter und Denker klarzustellen und dadurch der Litteratur-Geschichte erhöhten Wert zu geben, geht zum Glück ungestört fort, was immer Scribenten darüber sagen mögen, welche die mangelnde Sachkenntnis nur durch den fröhlichen Wagemut ihrer Feder ersetzen. Und so haben wir wieder einmal die Freude, eine Reihe von Quellenwerken zur neueren deutschen Litteratur anzeigen zu können. Eine bunte Gesellschaft allerdings, aber kein Glied darunter, daß man leichthin entbehren könnte oder gar wegweisen müßte.

Während drei Litterarhistoriker, wie um die Wette, jeder eine Biographie Schiller's schreiben, fehlt der Versuch, ein Lebensbild Goethe's zu bieten, das die Unzahl neuer Beiträge zur Erkenntnis seiner Persönlichkeit, welche seit mehr als zwanzig Jahren in immer reicherer Fülle zuströmen, berücksichtigen und verarbeiten würde. Das ist natürlich: jedes Jahr bringt Neues, mehr oder minder Wichtiges allerdings, aber Wichtiges doch. Vorläufig werden die Garben gebunden, aus welchen dann das Korn gedroschen werden soll. Ein Werk dieser Art, als Vorarbeit und Nachschlagebuch höchst dankenswert, aber auch für das gebildete Publikum überhaupt eine hübsche Lektüre, ist die Sammlung „Goethe's Gespräche“, welche Woldemar Freiherr von Biedermann seit 1889 herauszugeben begonnen (Leipzig, Verlag von F. W. von Biedermann). Daß der Dresdener Goethe-Forscher durch Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis zur Lösung dieser Aufgabe berufen ist, wie Wenige, dürfte bekannt sein; noch minder bedarf es für Jedermann, der Eckermanns Buch oder Aufzeichnungen anderer Zeitgenossen des klassischen Weimar kennt, des Nachweises, daß Goethe auch im mündlichen Verkehr bedeutend und interessant genug war, um eine Sammlung seiner Aussprüche zu verdienen. Fraglich ist nur, wie weit ihr die Grenzen gesteckt sein sollen. Gegen Biedermann's Grundsätze der Auswahl wird wohl nichts einzuwenden sein: neben dem bereits in Goethe's Werken, Briefen oder dergl. Enthaltenen, dann dem ungenügend Beglaubigten (z. B. den phantasievollen Erzählungen der Bettina), scheidet er Alles aus, was von dem authentischen Material „weder für die Kenntnis von Goethe's Persönlichkeit, noch für seine Beziehung zu anderen Personen, noch zur Erklärung seiner Dichtungen, oder sonstigen Werke wichtig ist, noch auch einen selbständigen Wert beanspruchen kann.“ Aber was nun wichtig oder unwichtig ist, dafür muß Biedermann allerdings „den Mut seiner Meinung“ haben, die Einen werden manches vermissen, die Anderen manches wegwünschen, bei den Meisten wird beides zutreffen. Uns selbst ergeht es nicht anders. Da erschien z. B. 1864 ein Büchlein, in welchem der Dornburger Hofgärtner K. A. Ch. Sckell Goethe's Aufenthalt in Dornburg (7. Juli—11. September 1828, die erste Trauerzeit um Karl August) recht hübsch und anschaulich geschildert hat. Biedermann scheidet diese Mitteilungen aus, weil sie „durch die ganz subalterne Auffassung des Berichtenden allen Anspruch auf Beachtlichkeit verlieren“; uns will des Hofgärtners Auffassung viel minder „subaltern“ erscheinen, als die manches vornehmen Besuchers Goethe's und wir hätten sie aufgenommen. Hingegen scheint uns der Bericht eines noch lebenden Zeitgenossen über den Besuch einer Berliner Bäckersfrau bei Goethe, der zudem nur eine allbekannte Anekdote umschreibt, seinen Platz im Buche zu Unrecht einzunehmen. Solcher Meinungsverschiedenheiten wird es gewiß genau ebenso viele geben, als das Buch Leser findet, aber hoffentlich werden auch alle Anderen in der Hauptsache mit uns übereinstimmen: im Ganzen hat Biedermann seine Aufgabe durchaus zufriedenstellend gelöst. Von den vier bisher erschienenen Bänden führt uns der erste, mit einem Bericht der Schwestern Marie und Doris Stock über Gespräche ihres Vaters, des Kupferstechers, mit dem Leipziger Studiosus Goethe aus dem Jahre 1765 beginnend, bis 1804; der zweite erschöpft lediglich die sechs Jahre bis 1810, der dritte die acht Jahre bis 1818, im vierten, stärkeren Bande haben nur die Gespräche bis 1823 Platz gefunden; das ist ja natürlich, je mehr des Dichters Ruhm anwächst, desto größer wird auch das Bestreben der Zeitgenossen, Zutritt zu ihm zu gewinnen und der Eifer, jedes irgend beachtenswerte Wort aus seinem Munde aufzuzeichnen. Daß die Wiedergabe der einzelnen Stücke tadellos getreu, die chronologische Anordnung so präzis als irgend möglich durchgeführt, die Quellen-Nachweisungen musterhaft genau sind, dies Alles versteht sich bei Biedermann von selbst. Es ist nur eine Materialien-Sammlung, aber just so gemacht, wie man's in allen Hauptsachen wünschen muß und durch den Inhalt wahrlich reizvoll genug; nicht gelegnet soll übrigens sein, daß die Anziehungskraft für größere Kreise sich durch strengere Beschränkung auf das wirklich Wichtige, durch orientierende Einleitungen und Anmerkungen leicht hätte steigern lassen; nur wäre es dann freilich ein anderes Buch geworden, ganz überflüssig für die engere Goethe-Gemeinde, deren Zwecken es nun in erster Linie dient. Was immer aber man noch etwa hinzugefügt gewünscht hätte, gegen einen Vorwurf, den wir jüngst — freilich an wenig beachtenswerter Stelle — gelesen, möchten wir den verdienstvollen Herausgeber in Schutz nehmen: daß er nicht jede einzelne Äußerung auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft. Das ginge denn doch über Menschenkraft. Hat Goethe wirklich — um einige wenige Stichproben anzuführen — sich von seinen Enkeln und deren Gespielen die längsten Zwiebelrespen vom Wochenmarkt holen und dieselben an einer Schnur über seinem Schreibtisch befestigen lassen? Hat er wirklich einem Mädchen geraten, zu einem Freier, auf den es sich gar nicht mehr zu besinnen wußte und der briefsich um seine Hand anhielt, zu reisen und Hochzeit mit ihm zu machen? Hat Goethe, der besonnene, maßvolle Geheimrat von 1794 wirklich einmal in großem Kreise Lavater für den „studiertesten Heuchler und Bösewicht“ erklärt und erzählt, er habe bei einem Besuch in Frankfurt im Hause seiner Mutter viele Scheiben und Spiegel zerbrechen müssen, weil Lavater darin seinen Namen eingekritzelt? Der Himmel bewahre uns vor einer Goethe-Forschung, die etwa auch noch solche Fragen mit ernster, „wissenschaftlicher“ Gründlichkeit erörtert!

Eine fleißige aber allzubreit geratene Monographie ist Eugen Nägele's: „Aus Schubart's Leben und Wirken.“ (Stuttgart, W. Kohlhammer's Verlag.) Der Verfasser, Professor am Pädagogium zu Geislingen, hat sich zum Ziele gesetzt, die Geislinger Zeit des unglücklichen schwäbischen Dichters (1763—68) unter Beibringung alles irgend aufzutreibenden Materials erschöpfend darzustellen. Das ist ihm auch wohl gelungen und eine Frage mag es nur bleiben, ob dazu 28 Druckbogen nötig waren. Indes mögen wir mit dem fleißigen Verfasser darüber nicht schwer rechten, erstlich deshalb nicht, weil ihm natürlich vollkommen beizupflichten ist, daß uns der „wilde Mensch“, der liederlichgeniale Organist und Dichter zu Ludwigsburg, der Zeitungsschreiber zu Augsburg und Ulm, der Gefangene vom Hohenasperg, endlich der Amnestierte von Stuttgart erst dann ganz verständlich wird, wenn wir seine Jugendzeit genauer kennen lernen, als bisher, und ferner, weil die neuen Materialien zum großen Teil, wenn nicht biographisch, so doch kulturgeschichtlich recht interessant sind. Der Candidat Christian Friedrich Daniel Schubart war kaum vierundzwanzig Jahre alt, als er, nach mühe-

Digitized by Google

reicher Bewerbung. Ende Oktober 1763, das Amtchen eines Schulmeisters zu Geislingen an der Steig erhielt, aber es lag schon vielerlei hinter ihm: Kampf, Not und Wirrnis, verschuldetes und unverschuldetes Elend; schon der Schüler zu Nürnberg und Nördlingen hatte ebenso durch seine Begabung, wie durch seinen Lebenswandel die öffentliche Aufmerksamkeit erweckt, noch mehr gilt dies von dem Erlanger Theologen; dann folgte ein mehrjähriges „Bakanz- und Bummelleben" im väterlichen Hause zu Aalen, bis er „mit einer Seele voll wissenschaftlicher Trümmer und einem beinah' ganz verwüsteten Herzen", wie er selbst sagt, endlich das dürftige Amtchen in Geislingen erlangte. Es ist für seinen Ehrgeiz bezeichnend, daß ihm dort nicht so sehr eine Verbesserung seiner kümmerlichen Existenz, als die Erlangung des Titels eines Präzeptors und Musik-Direktors am Herzen lag; dann „scheinen sich seine Entdeckungen zunächst auf die schönere Hälfte der Einwohnerschaft erstreckt zu haben"; bereits am 10. Januar 1764 war er übrigens verheiratet mit „einem Weib geraden und einfältigen Herzens." Der Rausch war rasch verflogen, die Not ernüchterte ihn, dazu traten Ekel an dem Amt, Sehnsucht in die Ferne, Zerwürfnisse mit der Familie der Frau. Nägele läßt uns dies Alles Zug um Zug, Jahr um Jahr verfolgen; wesentliche neue Quellen über Schubart selbst standen ihm nicht zu Gebote; hingegen weiß er zur Charakteristik des Orts und der Zeit bezeichnendes beizubringen; demselben Zwecke dienen auch einige Illustrationen aus dem Geislingen des vorigen Jahrhunderts. Ebenso genial als liederlich, ebenso unglücklich als schuldig schleppt der Präzeptor sein Leben weiter, bis er endlich zum Musikdirektor in Ludwigsburg berufen wird; nach seiner, wie der Freunde Ansicht beginnt nun für ihn ein neues Leben. Natürlich ein trauriger Irrtum! Wer sich für Schubart oder für die psychologischer Entwicklung eines „verdorbenen Genies" überhaupt interessiert, mag das Buch nicht ungelesen lassen.

Die beiden Bücher, die uns außerdem vorliegen, fallen, streng genommen, aus dem Rahmen dieser Zeitschrift. Über das XVIII. Jahrhundert greift die „Deutsche Dichtung" selten zurück; in Kürze aber mag hier immerhin der „Tischreden Luthers aus den Jahren 1531 und 1532 nach den Aufzeichnungen von Johann Schlaginhaufen" (Leipzig, Dörffling & Franke 1888) gedacht sein. Bekanntlich sind uns Luthers Tischreden zum großen Teil nur aus dritter Hand zugänglich; Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts haben sie „als Repertorien für die Predigt und für die Polemik" aus den Aufzeichnungen der Tischgenossen zusammengestellt und bearbeitet; erst in neuester Zeit sind diese Aufzeichnungen, so die Tagebücher von Antonius Lauterbach und Konrad Cordatus wieder aufgefunden und herausgegeben worden; diesen Quellen-Publikationen schließt sich die vorliegende an, welche Wilhelm Preger nach einer Handschrift der Münchener Staatsbibliothek besorgt hat. Johann Schlaginhaufen, der sich nach der Sitte der Zeit Turbicida oder Ochsjekles nannte, war Luther's Schüler, Haus- und Tischgenosse; er dürfte um 1550 als Pfarrer zu Köthen gestorben sein. Der Wert von Schlaginhaufens Aufzeichnungen liegt darin, daß er einerseits bisher Unbenutztes, andererseits aber das Bekannte in offenbar authentischer Form giebt. Preger's sehr eingehende Vergleichung mit den Relationen Anderer ergeben, wie Schlaginhaufen „bei klarer Auffassung und einem offenen Sinn für das Individuelle und Charakteristische uns Luther's Wort und Weise in möglichster Unmittelbarkeit wiedergiebt." Vieles wird (Schlaginhaufen schreibt, wie fast alle Schriftsteller seiner Zeit, lateinisch und deutsch bunt durcheinander) erst dadurch recht lebendig, daß wir nun die ursprüngliche, deutsche Fassung erfahren. Den Gesamt-Eindruck der Aufzeichnungen aber könnten wir nicht besser zusammenfassen, als dies Preger in den Worten thut: „Luther zeigt sich auch hier als einen Seelenarzt ohnegleichen, voll liebender Treue und Hingabe, voll Scharfblick und Weisheit und von einer Kraft und Freudigkeit des gläubigen Gemüts, welches der stärkenden und befreienden Wirkung kaum ermangeln konnte."

Wie uns Niemand um dieses Hinweises scheiten wird, so sind wir des Danks all derer gewiß, welche, unserer Empfehlung folgend, nach dem schönen Buche: „Robert Schumann's Leben, aus seinen Briefen geschildert", von Hermann Erler (Berlin, Ries & Erler) greifen. Freilich war Schumann nicht in erster Linie Schriftsteller, aber welches feinste Verständnis für die Tichtkunst erweisen seine Kompositionen, wie wacker wußte er selbst die Feder zu führen, und was für Briefe wußte er zu schreiben! Noch fehlt es an einer umfassenden, quellenmäßigen, eingehenden Lebensbeschreibung Schumann's (das Buch von Wasielewski verfolgt andere, enger umschriebene Ziele); es war daher ein guter Gedanke Erler's, „den Meister selbst seine Geschichte in Briefen erzählen zu lassen". Die 1885 von Klara Schumann herausgegebenen „Jugendbriefe" erscheinen hier nicht reproduziert, hingegen ist das Wichtige aus den früheren Publikationen von Wasielewski, Jansen, Dörffel und Pohl wiederholt; weggeblieben sind etwa 200 dem Herausgeber vorliegende Geschäftsbriefe, die kein wesentliches Interesse bieten. Die Reihe eröffnet sich mit einem Brief des achtzehnjährigen Leipziger Studenten an seinen Studienfreund Rosen: „. . . Ich fliege manchmal, sei es nun im Jean Paul oder am Klavier, das wollen die hiesigen Zeitschlümmer nicht gulden. Flug-Menschen oder Luftschiffer verhalten sich überhaupt zu den Sitzfleisch-Menschen wie Bienen. Wenn sie fliegen, so thun sie keinem Menschen Etwas zu Leide, sobald man sie jedoch an den Blumen antasten will, so stechen sie!" Auch in den folgenden Briefen aus jener Zeit ist nur von Jean Paul und der Musik die Rede; von der Juristerei wird nur gegen den gestrengen Vormund Rudel gesprochen. Noch ist er „kein Contrapunktist, sondern reiner, einfältiger Jögling der leitenden Natur", bald beschäftigt er sich auch theoretisch mit der Musik, bis er endlich 1830 seinen Vormund schreibt: „Ich bin der Kunst geboren und will ihr auch treu bleiben. Mein Entschluß ist fest." Bald sehen wir ihn als Wieck's Schüler in Leipzig; die ersten Kompositionen und Recensionen fliegen in die Welt hinaus, die „Neue Zeitschrift für Musik" wird begründet. Es folgt die Zeit der „Davidsbündlerschaft", der „Sommerroman" mit Ernestine von Fricken, die Lösung dieses Bundes und seine Beziehung zu Klara Wieck. Was sind dies für Briefe! — wahrlich, derlei bekommt man selten genug zu lesen. Und so verfolgen wir Schritt für Schritt das Leben des Dichters, seine Kämpfe um Klara und seine Kunst, bis die „Zickzacklinie" zu einer immer steiler aufsteigenden wird. Auf einige dieser Briefe wäre ohne Überschwänglichkeit das Wort anzuwenden, welches Schumann selbst in einem Aufsatz „Aus dem Norden" für seine Zeitschrift geschrieben: „Es giebt Dinge in Natur und Kunst, die uns in jeder Wiederkehr mit neuem Zauber fesseln, Anschönheiten, die den wahren Lebensnerv in sich tragen" — andere wird man nur eben mit Interesse lesen; einige, namentlich solche geschäftlichen Inhalts, waren überhaupt der Aufnahme nicht wert. Die Briefe aus den vierziger und fünfziger Jahren, namentlich die im zweiten Band mitgeteilten von 1846 ab sind im Ton wesentlich ruhiger, auch der poetische Gehalt ist nicht ganz derselbe mehr, hingegen enthält hier fast jeder Brief ein wirklich wertvolles Detail zur Kenntnis des Lebens und der Werke Schumann's. Überraschend war es uns — und vielleicht wird es den meisten Lesern so ergehen — zu sehen, ein wie klarer und praktischer Geschäftsmann der träumerische, im persönlichen Verkehr überaus schweigsame und ungelenke, zuletzt im Mystizismus verfunkene Komponist war. Im Februar 1853 begegnet uns die Klage über „schweres Unwohlsein", die folgenden Briefe sind kurz; nur zuweilen begegnen wir noch charakteristischen Wendungen seiner edlen, schönen Prosa; so wenn er an Friedrich Hebbel schreibt: „Wir haben von Vielen eine hohe Gunst voraus: zwei treffliche Künstlerinnen zur Seite zu haben, die unseren Bestrebungen nicht allein hold sein mögen, vor allen

Digitized by Google

anderen, sondern sie auch zurückzuschaffen verstehen." Vom Juli bis Oktober 1853 ist eine Lücke; das grausame Leiden, dem der geniale Mann erliegen sollte, die Gehirnerweichung, hatte sich zum ersten Mal deutlich angemeldet. Es geht scheinbar vorbei, aber vom 12. Februar 1854 lesen wir einen Brief an den Komponisten Julius Stern in Berlin, voll seltsamer und auffälliger Stellen; am 27. Februar brach bekanntlich der Wahnsinn aus, der Kranke suchte sich im Rhein zu ertränken. Gerettet und in die Heilanstalt Endenich gebracht, schien er abermals zu genesen; die Briefe aus jener Zeit sind kurz, aber völlig klar; er kehrte zu den Seinen zurück; bald trat völlige Apathie ein, ein Jammerleben, von dem ihn am 29. Juli 1856 der Tod erlöste. Bis auf jenen Brief an Stern und einen an Hiller aus dem Jahre 1853, in welchen er verzückt vom Tischrücken spricht, verraten die Schriftstücke aus jenen traurigen Jahren die allmähliche Verdunkelung eigentlich nur durch das überaus häufige Verschreiben; zuweilen fließt der Gegensinn des Gemeinten in die Feder, z. B. statt „glauben" „zweifeln". Mit einer Auswahl kleiner, in die Gesamt-Ausgabe nicht aufgenommener Aufsätze schließt das schöne Buch, das in der That in seiner Art ein würdiges Denkmal Schumann's ist. Kommt es zu einer neuen, der dritten Auflage, dann wird der Herausgeber gut thun, die bisherige Anordnung seiner Erläuterungen zu ändern: er stellt sie in kleinerer Schrift mitten zwischen die Textworte des Briefs. Das ist störend. Auch die Neuerung, das Unterstrichene nicht durch gesperrten Druck, sondern durch eine darunter gesetzte Linie anzudeuten, ist nicht löblich. Das ist aber auch das Einzige, was wir zu tadeln wüßten!

Otto Hartung.

Litterarische Notizen.

— Die beiden Gedichtsammlungen, die wir hier vereint anzeigen wollen, stammen beide aus Frauenhand, sind sehr ähnlich ausgestattet, und haben es beide bereits zu einer zweiten Auflage gebracht. Doch ist damit das Gemeinsame noch lange nicht erschöpft: sie repräsentieren auch die beiden Gestalten, in welchen die lyrische Dichterin unserer Tage auszutreten pflegt, in scharfer, geradezu typischer Ausprägung; die Empfindung und die Reflexion harmonisch zu mischen, wie dies der Mann anstrebt, ist nicht ihre Sache; die Eine geht ganz in der Empfindung, die andere ganz in der Reflexion auf. Die naiv-sentimentale Lyrik pflegt L. Rafael in ihren „Gedichten" (Leipzig, Breitkopf & Härtel), weitentlich rhetorisch hingegen ist, obwohl der Titel das Gegenteil vermuten läßt, die Sammlung „Liederborn" von Emma Croon-Mayer (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung). Meisterinnen der Form sind beide nicht, doch schreiben sie mühelos ihren glatten, korrekten Vers. Dichterisch begabter ist unzweifelhaft L. Rafael, wogegen ihre Schwester im Apoll mehr gedacht und gelernt hat. Während die Letztere sich vom Standpunkte einer milden und gefesteten Weltanschauung in religiös-philosophische Betrachtungen vertieft, die nicht eben Neues bieten, aber durch den Standpunkt achtungswert sind, und zum Kampf für die Wahrheit mahnt, singt die andere nur von Leid und Freud' ihres Herzens. Ihr ist die Liebe der unerschöpfliche Quell ihrer Lyrik, die demütige Hingabe des Weibes an den Geliebten, ihr Jubel über seine Gegenliebe, „der verratenen Liebe Todesschrei," dies tönt und aus mehr als der Hälfte ihrer hübschen, herzlich empfundenen Lieder entgegen. Wohl ist der Ausdruck nicht immer von verbrauchten Wendungen frei — der Geliebte ist ihr z. B. der „Frühling ihres Lebens," das „Mondlicht ihrer Nacht" und sein Aug' „ein klarer See" — gleichwohl ist soviel schlichte Innigkeit des Empfindens und das Talent, sie auszudrücken in diesen Reimen, daß das Einerlei des Stoffes fast nirgendwo ermüdet. Im Gegensatze dazu sind bei Frau Croon-Mayer die Liebesgedichte spärlich zu finden, und die wenigen tangen nicht allzuviel, aber dafür hat sie Gedanken, wenn auch ihr Ausdruck nicht immer glückt, wogegen die „Sprüche" in der Rafael'schen Sammlung nur eben Gemeinplätze sind. Daß Frau Croon-Mayer auch die Partei-Politik in ihr Bereich zieht, möchten wir keineswegs als einen Vorzug ihrer Sammlung gelten lassen. Am Besten gefallen uns jene ihrer Gedichte, wo die Empfindung so stark und natürlich genug ist, daß sie auch die rhetorische Sprache glücklich zu individualisieren weiß; so die Lieder an ihre Kinder; während wir in den Gedichten von L. Rafael neben einigen hübschen Liebesgedichten jene Naturbilder, in welchen die Dichterin die Schilderung des Leblosen durch die Beziehung auf ihr Empfinden glücklich zu beleben weiß, relativ am Höchsten stellen möchten. Vielleicht legt es den typischen Gegensatz dieser beiden Naturen am schärfsten klar, wenn wir auf die Gedichte verweisen, welche jede ihrer Mutter widmet:

„O Mütterchen, nun ruht Du hier,
Die einst behütet meinen Schlummer"

beginnt L. Rafael schlicht und herzlich „am Grabe der Mutter", während die andere Dichterin meint, ihrer Mutter Treue habe sich ihr erst recht geoffenbart, als sie selber Mutter geworden. Diese einzige Probe möge auch erklären, warum wir die Gedichte von L. Rafael höher stellen; aber auch die ernste tüchtige Erscheinung der anderen Dichterin gehört zu jenen, die man sich wohl gefallen lassen kann.

— Jenem Leserkreise, dessen sich diese Zeitschrift erfreut, Mörike als Lyriker rühmen, hieße Wasser in's Meer tragen. Wenn wir hier vergeichnen, daß der G. J. Göschen'sche Verlag in Stuttgart eben eine neue, die neunte Auflage seiner Gedichte hat erscheinen lassen, so geschieht es nur, um eine Frage daran zu knüpfen. Das deutsche Volk hat von 1838 bis heute, in einem halben Jahrhundert acht Auflagen dieser Gedichte gebraucht, das sind, auf's Höchste gerechnet, 8000 Exemplare — ist das nicht eigentlich eine rechte Schande und sollte es nicht jedes Gebildeten Pflicht sein, sie zu mindern? Aber einzelne Stellen der Einleitung (ihr Verfasser hat sich nicht genannt) können beim nächsten Neudruck anders gefaßt werden; so wird z. B. für Fr. Th. Vischer mit glücklichem Instinkt das charakteristischeste epitheton ornans gefunden: er wird „ein litterarisch hochangesehener Freund Mörike's" genannt . . .

— Ein ebenso anspruchsloses, wie sympathisches Buch sind die „Orientalischen Tagebuchblätter", welche Sophie Christ „nach der Natur und Wirklichkeit skizziert" im Verlage von Franz Kirchheim in Mainz 1888 hat erscheinen lassen. Eine fromme, tüchtige, liebenswürdige Frau beschreibt schlicht und klar, was sie gesehen; es war nicht mehr und nicht Interessanteres, als vor und nach ihr tausende von Besuchern des heiligen Landes zu sehen bekommen, gleichwohl liest man den Bericht mit Vergnügen, eben weil überall jene Eigenschaften der Verfasserin durchblicken, deren wir eben gedacht. Ob nicht einzelne der eingeflochtenen historischen Reminiszenzen hätten wegbleiben können — sie bieten Allbekanntes —, ob das Urteil der Verfasserin überall ein unbefreitbar-richtiges ist, kommt für die Gesamtwirkung des Buches nicht in Betracht; es wird —, daß sind wir überzeugt — in seiner milden, ruhigen, klugen und dabei so völlig unaufdringlichen Tonart Jedermann eine erfreuliche Bekanntschaft sein, und der Takt, mit dem diese Frau von ausgesprochenster konfessioneller Gläubigkeit über Andersgläubige urteilt, beschämt manchen moderneren Schilderer Palästina's, der mehr gesehen hat, als sie, und ihr an Kraft der Schilderung überlegen ist. Die Kapitel „Nach Galiläa" und „Begegnung mit Abbel Kader" haben uns besonders angesprochen, aber hübsch ist das ganze Buch.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Der Gott des alten Doktors.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

(Fortſetzung.)

Ich ging zum Krebs; haſtig ſchlang ich die Speiſen herab und trank, gegen meine Gewohnheit, eine Flaſche Wein, das erſtarrte Blut aufzutauen. Herr Eybelhuber, der ſich's nicht nehmen ließ, dem einſamen Gaſt Geſellſchaft zu leiſten, ſah mir mit vertraulichem Lächeln zu. „Ja, an einem ſolchen Tage giebt's keine Ordnung! Man fühlt keinen Hunger zur richtigen Zeit und dann trinkt man ein Gläschen extra! Na," — er ſah nach der Wanduhr — „in vier Stunden iſt ja alle Aufregung vorbei." — „Wie meinen Sie das?" — „Um neun beginnt ja wohl das Verlobungsfeſt bei dem Herrn Baron von Hernegg." — „Ich weiß nichts davon!" — Er lächelte. „Immer diskret, lieber Herr Doktor. Aber die ganze Stadt weiß es ja. Na, morgen wird man ja wohl gratulieren dürfen . . ." Und er ſchob ſich zur Thüre hinaus.

„Die ganze Stadt weiß es!" — es mag Euch häßlich und grenzenlos kleinlich vorkommen, aber ich muß es geſtehen: von all den Stacheln, die ſich mir heut' in Herz und Hirn gedrückt, drang dieſer vielleicht am tiefſten . . . Wie würden ſie den Muſtermenſchen höhnen und verſpotten! „Der gute Seſenberger, ſeines Vaters Sohn, der richtige Demokrat und Jakobiner — aber ein Fräulein mit ſiebenzackiger Krone hätte er doch für ſein Leben gern geheiratet. Nur waren ſie und ihr Vater leider anderer Anſicht . . ." Ich hörte es ſchon, von tauſend Zungen geziſchelt, und ſo ſprachen nur die Gutmütigen — die Boshaften fanden wohl noch eine ganz andere Deutung . . . Freilich, die Sträubler wußte, daß der Baron ſein Einverſtändnis nur an eine Bedingung geknüpft, deren Ablehnung für mich in aller anſtändigen Leute Augen nur ehrenvoll ſein konnte — aber wie viele würden es glauben? Und wer wußte, ob ſie den Mut fand, es zu ſagen, ſie, deren höchſter Stolz der Verkehr mit dieſem Hauſe war. Ich ſelbſt — ſollt' ich darüber ſprechen? Und was würden meine Eltern bei dem Gerede fühlen?! Wohl das Gelindeſte war noch, daß ſie dem Sohn den dummen Einfall verziehen um des Schmerzes willen, der deshalb über ihn gekommen, daß ſie ihn bemitleideten, weil er ſich in ein adliges Gänschen vergafft. Mitleid! — jeder Nerv in mir ſpannte ſich ſchmerzhaft bei dem Gedanken, daß ich dieſe Empfindung verdienen ſollte . . . Aber Marie war ja kein Gänschen! Nein, klug war ſie, weiß der Himmel, nur zu klug. Man iſt ein armes Fräulein, freilich von altem Adel, aber für Standesgenoſſen hat das keinen Reiz. Und da kommt nun ein wohlhabender Plebejer mit guten Ausſichten, und man macht ihm Hoffnungen und iſt liebenswürdig und weiß ſogar zu gelegener Zeit ſanft zu erröten . . . Aber da der Papa nein ſagt, ſo iſt man natürlich eine gute Tochter . . . Eine grenzenloſe Erbitterung ſtieg in mir auf, das Blut ſchoß mir zu Kopf; haſtig riß ich Hut und Rock vom Nagel und ſtürzte in's Freie.

Dort, wo mir die eiſige Luft die Schläfen kühlte, wurde ich wieder ruhiger . . . Woher weißt du, dacht' ich, daß Marie ſich leicht ihres Vaters Wünſchen gefügt, ja, daß ſie's überhaupt gethan? Vielleicht liebt ſie dich wirklich und wird mutig ausharren, wenn du ihr ſagſt, daß du nimmer von ihr laſſen willſt, und wird dir kämpfen helfen, bis der Sieg errungen. Aber wie Klarheit darüber gewinnen? Ihr ſchreiben? Wie den Brief in ihre Hände ſpielen? Und dann — qualvoll harren, bis die Antwort käme, vielleicht vergeblich harren! Nein, Aug' in Auge mußte ich mich mit ihr verſtändigen; dann ſagte mir ihr erſter Blick,

Digitized by Google

wie es um sie stand. Aber wie dies ermöglichen? Ich konnte ja heut' Abend hingeh'n, ich war ja geladen! Aber den wahnsinnigen Gedanken verwarf ich so rasch, wie er mir gekommen. Da konnte nur die Sträubler helfen! Und einige Minuten später stand ich atemlos in ihrem Vorzimmer.

Die Dienerin blickte mich befremdet an — ich mochte verstört genug aussehen — und gab nur zögernd den Bescheid, ihre Herrin sei daheim, die Baronesse bei ihr. Ohne zu klopfen, trat ich ein. Die erste Stube war nicht erleuchtet, in der zweiten sah ich die alte Frau in der Sophaecke sitzen, Marie stand am Tische, das Haupt gesenkt; scharf hob sich das edle, feine Profil vom dunklen Hintergrunde ab. „Es freut mich herzlich," hörte ich die Frau sagen, „daß Sie es mit solcher Fassung ertragen. Natürlich findet das Fest heute noch statt?!" — Das Mädchen nickte. — „Nun, da ist es doppelt gut, daß Sie keine Thränen vergießen." — „Vielleicht fließen sie nach innen." Sie sagte es sehr leise, kaum vernehmlich. Mich aber überkam es dabei wie ein Rausch des Entzückens. „Marie!" rief ich und stürzte vor und faßte ihre Hand. „Wollen Sie! — und dann kann Alles wieder gut werden!" Frau Sträubler schrie vor Schrecken auf, auch Marie wich zitternd zurück. „Verzeihen Sie," stammelte ich, „aber mir war das Herz so voll, als ich herkam, und nun hör' ich von Ihren Lippen, daß es auch Ihnen wehe thut . . . Glauben Sie an mich, vertrauen Sie mir!" Sie hatte sich gefaßt, sie war noch immer bleich, aber ihre Stimme zitterte kaum mehr, als sie erwiderte: „Ich will glauben, daß Sie ehrlich überzeugt waren, nicht anders handeln zu können, das ist das Einzige, was ich Ihnen gewähren kann." — „Aber Ihr Vater könnte anders!" rief ich. „Soll die Politik dem Heiligsten auf Erden vorangeh'n?" — „So könnt' ich auch Sie fragen! Es wäre nutzlos. Sie haben sich entschieden, auch wir!" — „Wir?!" — „Ja, mein Vater und ich. Er hat mich in keiner Weise gezwungen!" Jeder Blutstropfen war aus ihrem Antlitz geschwunden, selbst die Lippen waren bleich, aber kein Muskel zuckte in diesem Antlitz. Und wie ich sie ansah, da fühlt' ich auch mein Herz erstarren. Stumm verbengte ich mich und ging.

Wie ich die Nacht verbracht, am liebsten schweig' ich drüber. Aber damals hab' ich zuerst den leisen Hauch jenes Gott verspürt, an den ich glaube, und darum muß ich davon reden. Ihr wißt, mein Gefühl für das Mädchen war nie ein wahnsinnig heißes gewesen, aber sehr teuer war sie mir allmälig doch geworden. In jener Nacht begriff ich nicht, wie dies hatte kommen können, warum ich ihr Gemüt, Zartsinn, ja sogar ein Gefühl für mich zugenmtet. Sie hatte nur eben aus kluger Berechnung eine Komödie gespielt und dieselbe aufgegeben, als ihr der Vater gesagt, daß seine Berechnung eine noch klügere sei. Vermutlich hatte er einen viel glänzenderen Freier in Aussicht, in welchem obendrein selbst seine lakaienhafte Ängstlichkeit kein Hindernis für seine Karriere erblicken konnte. Ich liebte sie nicht mehr, ich haßte, ja ich verachtete sie: dies Alles hatte jenes einzige „wir" bewirkt; das weiche Wort, das ich beim Eintreten erlauscht, war vergessen. Erst später habe ich mich seiner erinnert und erkannt, daß ich ihr Unrecht gethan, und heute weiß ich nun vollends, daß auch sie gethan, wie wir Alle: was sie mußte, nach ihrer Art und Erziehung mußte. Damals aber kühlte dieser jähe Haß meine Wunde und weit weher that mir — ich will's nicht umschreiben — die verletzte Eitelkeit. Das war mir begegnet, dem Mann, der bisher mit vollem Recht sich sagen durfte: „Wähle das beste, schönste, reichste Mädchen deines Kreises; ist ihr Herz frei, so wird sie die Deine!" Wie hatte man mich verwöhnt, und nicht etwa bescheiden, sondern geradezu blind hätte ich sein müssen, um mir nicht sagen zu dürfen: „Wenn du kein Lovelace bist, wie's die galante Ruine, der Sintenis nennt, so liegt's nur an deinem Willen!" Ich dachte des schönen Mädchens draußen in der Villa — gewiß wollt' ich mich ihr fern halten, es mußte ja sein, wenn ich ein ehrlicher Mann bleiben wollte, aber wie dankbar war ich ihr nun für ihre rührende Liebe! Nur für einen Schmerz gab es keinen Trost: Warum hatte dies Gott zugelassen, mein alter, starker, gewaltiger Gott, der Jedem that, wie er verdient?! Warum war dies Alles über mich gekommen? Weil mein Vater vor nun zwanzig Jahren jene Lutherbibel an sich genommen, sie fünf Jahre versteckt gehalten, zehn Jahre um sie processiert und vor sechs Jahren seine „Mutwillens"-Strafe bezahlt? Das war ja für ihn selbst eine abgethane Geschichte, und nun litt es mein Gott, daß sie mir das Leben bestimmte?! Freilich, das Mädchen, welches freiwillig für den Knechtssinn des Vaters und gegen die Neigung

Digitized by Google

zu mir entschieden, hätte mich nicht beglückt, aber warum hatte Er's gelitten, daß all' die Demütigung unverschuldet über mich kam? That er nicht jedem nach Verdienst, war's nicht unser eigenes Handeln, das er lohnte und strafte? Ich dachte nach. Wie Schuppen fiel's mir von den Augen — unverschuldetes Leiden und Gedeihen, wohin ich blickte! Warum war gestern im Spital mein liebster Kranker, ein guter, begabter vierzehnjähriger Knabe, nach entsetzlichen Qualen am Knochenfraß gestorben? Weil seine Mutter rachitisch gewesen. Warum hatten sie vorige Woche den dummen Karl Sträubler zum Stadtkämmerer gewählt? Weil die einflußreichste Frau der Stadt seine Tante war. Warum hatte sich mein alter Füster die besten Jahre seines Lebens als Armenarzt abplacken müssen? Weil er einst an seinem ersten wohlhabenden Patienten, der unrettbar verloren war, eben auch keine Wunder hatte vollbringen können. Und ihr Schicksal war nicht die Ausnahme, nein, die Regel. Konnte dies mein Gott wollen und nach welchen Gesetzen ordnete er uns das Leben? Ich hatte alle Kraft aufgeboten, um vor Aller Augen im Sonnenschein dahingehen zu können, und nun war ich um jener Bibel willen verdammt, in den Schatten zu treten! Noch verstand ich den Gott nicht, dem ich seither mein Haupt beugen gelernt; diese bangen Zweifel waren nur eben das erste leise Rühren seiner Eisenfaust, das ich empfand. Aber wie ich nun einmal war, mußte es mich schmerzlicher treffen, als alles Andere. . .

Und dieser Schmerz und die Qual verletzter Eitelkeit wuchsen mir in den nächsten Tagen fast von Stunde zu Stunde, daß ich's kaum zu ertragen wußte. Freilich, der brave Füster sagte mir am nächsten Morgen nur: „War dummer Einfall, statt dickes Bürgermädel engbrüstige Baronesse zu umfreien! Hm, nicht? Gewiß! Aber nun Kopf auf!" Und mein treuer Birnheimer widmete mir jede freie Stunde, aber die Anderen! Ich war bis dahin ebenso geachtet als beliebt gewesen, und mein Vater hatte als fleckenloser Ehrenmann gegolten, aber da die Boshaften nun ausposaunten, der Präsident habe in humaner Gesinnung alle Vorurteile bei Seite setzen wollen, bis er einen Flecken an uns entdeckt, über den er aus Ehrenhaftigkeit nicht hinweggekommt, da gaben's Alle weiter und fragte man, was das für ein Flecken gewesen, so genügte die Antwort: „Na, eine böse Geschichte!" Ich war im Handumdrehen aus einem gesuchten ein gemiedener Mann geworden, selbst in der Praxis machte sich's fühlbar, geschweige denn gar im gesellschaftlichen Verkehr; nur die Mütter der ältesten, hoffnungslosesten Jahrgänge luden mich noch ein. Was Wunder, daß ich da täglich und mit immer heißerer Sehnsucht des schönen Mädchens draußen gedachte, das mir sein Herz geschenkt, weil es mußte, selbstlos und ohne viel zu fragen! Ich ging nicht hin, es wäre ein schmählicher Dank für ihre Liebe gewesen, und einen besseren durfte ich dieser Mutter Kind, so hold und gut es war, niemals zu spenden hoffen, aber ich dachte oft: „Auch dies ist nicht gerecht — was kann sie für ihre Mutter?!" und hätte die Stunde gesegnet, wo mir eine Freundlichkeit für sie möglich gewesen wäre, ohne ihr irgendwie Hoffnungen zu erwecken. Und aus dieser Stimmung heraus war's mir sogar nicht allzu peinlich, als mir der alte Sintenis wieder einmal in seiner Art von ihr zu sprechen begann: „Etwas blaß, Doktor", hüstelte er. „Macht's die unglückliche Liebe zu der mageren Blonden oder — hehe! — die glückliche zu der üppigen Braunen? Will von Ihrem Verstande hoffen, das Letztere!" Ich betenerte, daß ich nicht wieder draußen gewesen; er verleumde ein reines Geschöpf. „Welche sittliche Entrüstung!" lachte er. „Na, das Mädel scheint ja wirklich noch ganz unverdorben. Aber wie es für Sie glüht! Als ich vorgestern wieder draußen war — natürlich aus purer Gutmütigkeit, denn Sie werden doch nicht glauben, daß die Alte — hehe! wahrhaftig nicht! — Da also erzähle ich von Ihrem kleinen Malheur bei der Baronesse — vielleicht ein bischen malitiös, na, Sie kennen mich, schlimm gemeint war's nicht. Der hübsche Frat aber wird dunkelrot, wie toll vor Glück, dann aber fährt er mir in die Augen, wie eine wilde Katze: „Der Doktor ist der edelste Mensch auf Erden" und: „Für eine Fürstentochter wäre er nicht zu schlecht", und: „Diese Geschichte ist nicht für ihn eine Schmach, sondern für die Baronesse" — und was solcher exaltierter Redensarten mehr waren, und läuft dann hinaus, in einem Atemzug lachend und weinend . . . Die brennt, Doktor — lichterloh, sag' ich Ihnen. Sie brauchen meinen Rat nicht, aber sie brennt . . . Und da," schloß der alte Affe boshaft, „da bekommen Sie keinen Korb!"

War's etwa die Absicht des Jammermenschen, das schöne Geschöpf durch mich zu Grunde zu

Digitized by Google

richten, da es ihm selber unerreichbar war, so war dieser Beisatz freilich unklug. Nun klang er mir doch als Letztes in den Ohren nach, wie eine Warnung, und übertönte die Stimme des Bluts, die bei seiner Schilderung in mir wach geworden. Ich kannte ja ihre heißblütige Art — leibhaftig stand die kleine Scene vor mir — und weil ich geschmäht wurde, hatte sie geweint, und weil ich frei war, gejubelt! Aber war's nur das Blut, und nicht das Herz? Vielleicht auch Mitleid, sucht' ich mich selbst zu belügen. Aber was sich in mir regte, und mich nun kleinmütig und froh, stolz und bang machte — und Alles im selben Atemzuge, was lang in mir gewühlt und nun anwuchs, daß es fast stärker wurde, als mein Wille, nein! nicht das Mitleid allein war's, und auch nicht etwa nur die Sinnlichkeit oder der Kitzel der befriedigten Eitelkeit, so stark sie mitwirken mochten. Ja, ich hatte heiße Müh', dagegen aufzukommen, wie mit Ketten zog's mich nach dem einsamen Haus. Wenn ich Sieger blieb, so dankt' ich's nur jenem Wort des Schwätzers. Ein Schurke werden oder die Achtung der Menschen einbüßen, nur zwischen diesen beiden Arten moralischen Selbstmords hatte ich zu wählen, wenn ich hinging — und welche war die schlimmere?!

So überwand ich's denn noch, ein, zwei Tage lang. Am dritten aber fiel ein Zufall in die Wagschale und entschied; so wenigstens meint' ich damals, heute weiß ich, daß auch dies kam, wie es kommen mußte. Da schob sich mir am frühen Morgen ein junges, dummes Bäuerlein in die Stube, das aus seinen Glotzangen stumpf und traurig genug dreinsah und unter vielem Stottern bat, doch ja nach seiner Mutter zu sehen, sie habe es gar so arg auf der Brust und huste besonders des Nachts fortwährend. Nun sei sie freilich schon eine alte Frau und gegen diesen Husten, meine sie selber, wachse kein Kraut mehr, auch sei er, der Steinbauer am Fuß des Freinbergs, ein armer Mann, der kein Geld für Arzt und Apotheker übrig habe — aber da sage nun das gute Fräulein aus der Villa immer wieder: der Doktor Sesenberger werde gewiß von Keuschlersleuten keinen Kreuzer annehmen, und was die Apotheke koste, wolle sie bezahlen. Und weil sie das immer wiederhole — denn sie komme ja täglich mit dem Glockenschlag zwei, gleich nach ihrem Mittagessen und bringe der Kranken einen Thee mit oder sonst was Heilsames und bleibe oft eine Stunde lang — nun denn, da habe er sich ein Herz gefaßt und wolle mich hingebeten haben. Ich versprach zu kommen, die Stunde nannt' ich nicht; daß es nicht zwischen zwei und drei sein dürfe, stand mir fest. Und ich hielt mein Wort, so sauer es mir ankam, als die Stadtuhr — ich war just auf der Straße — die beiden langen, dumpfen Schläge that. Ich ging in's Spital, obwohl ich da schon am Vormittag Alles erledigt und schaffte mir Arbeit, aber wie ich so von Bett zu Bett schritt, sah ich die süße Gestalt im Dämmer der Bauernstube, und durch das leise Stöhnen der Kranken um mich her klang mir die liebe Stimme zu, hell und heiter, wie eines Vogels Gezwitscher. Endlich, nach vier, trat ich den Weg an; es war ein schöner kalter Tag, schon sank die Sonne; langsam ging ich die Straße zur Villa und dann rechts ab den Fußpfad zur Steinkensche, und immer stürmischer pochte mein Herz; „sie kann nun nicht mehr da sein," flüsterten meine Lippen, „o träfst du sie doch noch!" schrie mein Herz. Endlich war die Keusche erreicht, ich trat in den dunklen Flur, der Bauer öffnete von innen die Stubenthür; ein Öllämpchen qualmte in dem niedrigen Raum, da lag die Kranke und von dem Schemelchen neben ihr schnellte das Mädchen empor und stieß einen leisen Schrei aus. Aber auch mir fiel's schwer, ihr ruhig den guten Abend zu bieten, und als sich unsere Hände zum Gruß berührten, da haben wir wohl beide gezittert. Nur einen Blick warf ich in das schöne, so lang entbehrte Antlitz, aber als ich es von dunkler Röte überflammt sah und mich die blauen Augen mit thränenfeuchter, fassungsloser Hingebung anschauten — es war gut für mich, daß die arme Alte ganz fürchterlich zu husten begann, und ich mich ihr zuwenden mußte. Da war wenig zu lindern, ein Bronchialkatarrh, der schließlich zu einer Lungenerweiterung geführt, und obendrein schwatzte sie unaufhörlich, wenn sie nicht hustete. Das „Engelchen", das „gute Engelchen" — das war jedes dritte Wort, und wie es sie freue, daß es heut' erst zufällig nach dem Spaziergang gekommen, ohne zu ahnen, daß ich meinen Besuch zugesagt, so daß es nun von mir selber hören könne, wie da teure Arzneien nichts zu nützen vermöchten. Das Mädchen war während dieser Reden in einen dunklen Winkel geflüchtet, da stand es glühend und schweigend, nur seinen Atem hört' ich schwer gehen. Ich verschrieb ein Opiat und wandte

Digitized by Google

mich zum Gehen; als ich vor Hortense trat, hatte ich vor, sie nur zu fragen, wie es ihrer Mama gehe, und als ich ihre Hand mit den klopfenden Pulsen in der meinen fühlte, da schwieg ich und dann — dann war's mir, als ob's ein Anderer gesprochen hätte, als ich mich stockend sagen hörte: „Es ist spät, der Weg einsam, darf ich Sie nicht heimbegleiten?“ Sie erbebte, dann folgte sie mir schweigend, wie willenlos. So schritten wir langsam neben einander her, sie auf dem schmalen Pfad, ich im knirschenden Schnee daneben, es war still um uns und fast dunkel, nur über der weißen Erde zitterte noch ein rosiger Widerschein der versunkenen Sonne. Und vielleicht wär' mir auch damals keine Silbe von dem, was in mir stürmte, auf die Lippen getreten — denn wie zugeschnürt war mir die Kehle vor süßem Bangen und Begehren — wenn sie sich nicht plötzlich umgewandt und mich gefragt hätte, wie es um die Kranke stünde. Ich gab Bescheid, und da ich nun im Reden war, dankte ich ihr für die guten Worte, mit denen sie mich neulich vertheidigt. „Der alte Schwätzer!“ murmelte sie, und wieder flammte ihr Antlitz bis an's Stirnhaar. — „Sie wußten mich in Schmerzen“, sagte ich, „und waren mit mir betrübt. Aber das ist vorbei . . .“ — „Wirklich?“ — „Wenn Sie wollen!“ stammelte ich und öffnete die Arme. Da sank sie an meine Brust, und als mein Mund den ihren suchte, kamen mir die weichen, halb geöffneten Kinderlippen entgegen, ohne Sträuben und Zieren, als könnte sie nicht anders. So standen wir lange auf dem nächtlichen eisigen Feld in stummer Umarmung; als sie sich mir sachte zu entwinden strebte, ließ ich sie nicht; ich that's erst, als ich ihre Thränen auf meiner Wange fühlte. Nur ihre Hand ließ sie mir, und so gingen wir wieder neben einander her, langsam und schweigend, bis die Umrisse der Villa vor uns auftauchten. „Nun geh'n Sie“, bat sie, „meine Mutter sieht wohl aus dem Fenster besorgt nach mir aus.“ — „Wollen Sie es ihr nicht sagen?“ fragte ich. — „Nein, nein!“ rief sie leidenschaftlich. „Thun Sie es auch nicht!“ Wieder überströmten die Thränen jählings ihr Antlitz. „Das ist ja schön, wie ein Traum . . . ich will nicht erwachen!“ — „Hortense!“ — „Morgen“, schluchzte sie, „morgen sollen Sie Alles wissen . . . Ich bin um zwei Uhr bei der Kranken.“ . . . — „Um dieselbe Zeit wie heute,“ bat ich. — Sie schüttelte den Kopf und hob abwehrend die Hände, dann aber ließ sie sie wie willenlos sinken. „Wie heute!“ flüsterte sie und war im Dunkel verschwunden . . .“

Der alte Mann verstummte und starrte brütend vor sich hin, lange, mehrere Minuten lang. Dann griff er nach seiner Uhr, zog sie hervor und blickte auf das Zifferblatt; mechanisch steckte er sie dann wieder ein, er hatte offenbar nicht bemerkt, was die Zeiger sagten. Und ebenso mechanisch griff er nun nach dem Glase und wollte es an die Lippen führen; es war leer. Rasch griff der Hausherr nach der Weinflasche, es zu füllen; der Doktor aber: „Laß es,“ murmelte er, „laß es . . . Oh!“ rief er dann, daß es wie ein Wehlaut klang, „Wein — und es ist licht und warm um mich . . . ich lebe noch, und sie ist tot, so lange schon, um meinetwillen, um meinetwillen! . . . Ernst, und ihr, lieben Freunde, ich hätte es doch nicht beginnen sollen, es geht mir über die Kraft . . . Von dem kleinen Leid, das mich jenes adligen Mädchens wegen getroffen, habe ich erzählen können, und das Entsetzliche, das dann über mich kam, werde ich aussprechen, weil es meine Strafe war, aber wie sollt' ich die Kraft finden, von den Tagen zu sprechen, die so schön waren, so schön . . .

Nicht die ersten meine ich, die jenem seligen Finden in Nacht und Kälte folgten; die waren's nicht! Einige Minuten Seligkeit, dann ein kurzer Rausch und der Rest Folterqual des Gewissens — so war's an jenem Tage, da ich zuerst ihre Lippen berührt, und die folgenden, so lang' wir uns heimlich sahen. Als ich damals der Stadt zuschritt, da sagt' ich mir: „Nun ist das Köstlichste dein, was diese Erde zu bieten hat, ein Herz, das dich um deinetwillen liebt,“ und mir war's, als wären mir plötzlich Flügel gewachsen, die mich hoch emportrugen über den öden Verdruß dieser letzten Wochen. Dann aber, als ich in meiner Stube auf und nieder schritt und das Geschehene überdachte, einmal, zehnmal, hundertmal — da schmolzen mir die Flügel und ich sank tiefer und fühlte mich elender, wie zuvor. Was nun? Zuerst zweifelte ich mindestens an ihr nicht und klagte nur mich an. „Da bekämen Sie keinen Korb!“ — Wahrhaftig, nein, sollt ich's versuchen und um dieser Mutter Kind werben?! Was würden die Leute dazu sagen, die Guten, die mir schon jetzt ohne den geringsten Grund die Ehre abschnitten?! Dann

Digitized by Google

war hier meines Bleibens nicht mehr; hier verkehrte noch höchstens der Baron Sintenis mit mir, weil er mit meiner Frau Schwiegermama schon von Jschl her bekannt war — „genau bekannt, he he!“ Aber wenn ich mich darüber hinwegsetzte, was würden meine Eltern sagen?! In meinem Zimmer hing schon damals jenes Bild meiner Mutter, das Jhr ja kennt — der's gemalt hat, war kein großer Meister, aber die Augen hat er doch getroffen, die klaren, milden, herrlichen Augen. Es war in den Jahren meines Hierseins selten ein Tag vergangen, ohne daß ich vor dieses Bild hingetreten und mir das Meine daraus gelesen hatte: in den Zeiten des Sonnenscheins hatten mich meiner Mutter Augen mit stillem Stolze angeblickt, in jenen der Trübsal mild tröstend: als ich nun vor sie hintrat, war's mir, als schauten sie mich mit stummer Klage an. Aber noch ein anderer, ungleich bitt'rerer Gedanke stieg in mir auf, als ich in meiner Mutter Antlitz blickte. Auch sie war ein echtes Weib, das nur nach ihrem Herzen gefragt und dem die Liebe Alles gewesen — aber hatte etwa sie den Mann, dem sie die Lippen geboten, beschworen, nicht mit ihrer Mutter darüber zu sprechen?! Jch kämpfte den Zweifel nieder — nein, nein, sie war rein und gut und unschuldig — wenn ich daran dachte, wie sie in meine Arme gesunken, wie ihre Thränen mein Antlitz betaut, schämt' ich mich, daß mir so Ungerechtes, so Häßliches hatte beifallen können, und hätte mir einen körperlichen Schmerz anthun mögen, um mich dafür zu züchtigen. Aber wenn sie selbst meiner wert war, dann war offenbar ihrer Mutter Wesen noch wüster, als ich gedacht, und die Luft, in der das arme Kind atmen mußte, noch stickiger, sonst hätte sie kein Erwachen aus dem Traum befürchtet, wenn ich diese Luft einsog . . . Wo gab's da einen Ausweg? Jch mußte sie lassen — es mußte sein, wie schwer es mir auch fallen mochte — denn wenn ich sie in meine Arme riß und noch unglücklicher machte, als sie nun war, wie sollt' ich vor meiner Mutter Augen bestehen? Es mußte sein, mit diesem Gedanken sucht' ich an jenem Abend mein Lager auf, mit diesem erhob ich mich, aber je näher dann die Stunde des Wiedersehens rückte, desto schwankender wurde ich. Hundert Sophismen zog ich herbei, mich gegen mein Gewissen zu verteidigen, und wenn die nicht ausreichten: was ist da Schlimmes dran, dachte ich, wenn du thust, wie jeder Andere thäte, dem ein gleiches, schönes heißes Glück in den Schoß gefallen; welcher andere deiner Freunde ginge nicht, wenn ihm solche Lippen winkten? Schlug's aber erst vier Uhr, dann schwiegen alle Gedanken und ich ging zu des Steinbauern Hütte, weil es so sein mußte, und wäre gegangen, wenn ich gewußt hatte, daß es mein Tod sein würde. So an jenem ersten Tage und all die folgenden, eine Woche hindurch. Mir ward kein reicheres Glück zu Teil als früher, zuweilen durfte ich nur ihre Hand berühren und sie entfloh mir, wenn ich sie umfangen wollte, oder begann so fassungslos, so bitter zu weinen, daß ich mitleidsvoll zurückwich; aber mir genügte es, sie zu sehen, ihren Blick in mich zu saugen, aus dem eine Liebe ohne Grenzen sprach, daß ich vor Glück und Scham erbebte. Scham über die häßlichen Gedanken, mit denen ich ihr lohnte. Von der Mutter sprachen wir all die Tage nicht mehr — und wovon wir sonst redeten, ich weiß es kaum zu sagen. Vielleicht von der Kranken, vielleicht vom Wetter, was lag an den Worten?! Von einem Tage weiß ich sogar ganz genau, daß wir keine Silbe gesprochen — und doch ging ich in gleicher Verzückung heim. Aber auch die Selbstqual, die darauf folgte, blieb dieselbe — oder nein! sie wuchs von Tag zu Tag, daß ich mich der Qual dieser Nächte noch heute erinnern kann . . .

So war, sagt' ich schon, eine Woche verstrichen, und wie deutlich ich's auch empfand, daß ein rettender Entschluß notthat, für mich wie das arme Kind, ich hätte schwerlich die Kraft gefunden, ihn zu fassen, wenn mir nicht von außen her der Anstoß dazu gekommen wäre. Da erschien eines Morgens jener alte Lakai aus der Villa Neideck bei mir — ich weiß seinen Namen noch, Jean Schmirgelmayer hieß er, und war aus Schwabing bei München und auch sein verknifenes Gesicht könnt' ich Euch noch hinzeichnen, wenn ich ein Maler wäre — und fragte mich mit der ruhigen Frechheit, die ihm eigen war, was meine allabendlichen Spaziergänge mit dem Fräulein bedeuten sollten. Jch fuhr erzürnt auf und wies ihm die Thüre. Er lächelte überlegen und wiederholte seine Frage. Darauf ich, nun wieder gefaßt und um ihn zu entlarven: wieviel Gulden österreichischer Konventions-Münze er als genügende Antwort betrachten wolle. Der Mann besann sich keinen Augenblick. „Herr Doktor,“ erwiderte er, „ich bin — mit Respekt zu melden

Digitized by Google

— ein ganz erbärmlicher Kerl. Ich saufe, bin liederlich, und pflege, da mein Lohn dazu nicht ausreicht, meine Herrschaft zu betrügen und zu bestehlen, wie ich irgend kann. Würde es sich um was Anderes handeln, ich würde Ihnen eine möglichst hohe Summe erpressen und schweigen. Aber dieses Fräulein da — lachen Sie mich nur aus, ich thu's selber — kurz, da bin ich nicht käuflich. Die ist ein Engel, und so lang' ich im Haus bin, buld' ich nicht, daß ihr was geschieht. Also: noch ein solcher Spaziergang, und ich sag's nicht bloß der Alten, sondern trag's in der ganzen Stadt herum!" Verblüfft blickte ich ihn an, er wandte sich zur Thüre. „Noch Eins!" sagte er. „Wenn Sie von einem erfahrenen Mann einen Rat haben wollen: Spedieren Sie den Teufel nach Frankreich und heiraten Sie den Engel. Verdienen thun Sie sie freilich nicht, aber da sie es selbst nicht besser haben will, so will ich meinen Segen dazu geben." Sprach's und ging.

Nachdem ich die erste Bestürzung überwunden und nur die Scham zurückgeblieben, sagt' ich mir: da müsse nun gehandelt werden und sofort. Ich stand am Scheidewege; entweder ließ ich von dem Mädchen, oder warb um sie. Qualvoller mag selten ein Mensch mit sich gerungen haben; zu einem endgültigen Entschluß kam ich nicht, konnt' ich, nach meiner Natur und wie die Dinge lagen, nicht kommen. Das Mädchen zu meiden erschien mir bitter wie der Tod, aber ich mußte mir Klarheit darüber schaffen, um wen ich warb, denn Schande war bitterer als der Tod. Ich ging zum Steinbauer und ersuchte ihn, das Fräulein sofort heimlich in sein Haus zu entbieten. So dumm der Mensch sonst war, er mußte doch endlich Lunte gerochen haben, fragte denn auch nicht viel, sondern kniff seine Glotzaugen ordentlich listig zusammen, und kehrte dann nach einer halben Stunde mit Hortense zurück. Sie hatte eine Unglücksbotschaft befürchtet und war zitternd herbeigeeilt, aber als ich sie nun beruhigte und ihr sagte, weshalb ich gekommen, erschrak sie schier noch mehr. „Der Traum ist aus," stieß sie mit bleichen Lippen hervor. Ich fühlte, wie mir das Herz still zu stehen drohte. „Ist dies Alles, was Du mir als Antwort weißt?" fragte ich. „Der Traum ist aus, aber die Wirklichkeit soll nicht minder schön sein, sofern Du mir gestattest, um Dich zu werben. Du kennst mich, mein Leben, meiner Eltern Leben, Du wirst es mir nur gestatten, wenn Du darfst. Darfst Du, Hortense?" — Ihr Antlitz war fahl geworden, die Augen schlossen sich. Und so stieß sie endlich kaum hörbar hervor: „Du mußt mit meiner Mutter sprechen. —" Darauf ich: „Du verstehst mich nicht! Zunächst muß meine Frage an Dich gehen!" — Sie richtete sich auf; noch immer war kein Blutstropfen in ihrem Antlitz, aber ihre Augen senkten sich festen Blicks in die meinen: „Was mich selbst betrifft, mein Leben, mein Thun — so wahr mir Gott gnädig sei, ich darf Dein Weib werden! Aber binden sollst Du Dich nicht eher, als bis Du mit meiner Mutter gesprochen hast!" Sie wankte, ich wollte sie stützen; sie entzog sich meinem Arm. „Thu's noch heute, Hubert, ich könnte nun die Pein keinen Tag ertragen. Mir bist Du Alles, von Dir kommt mir nun Leben oder Tod; ich will mein Schicksal wissen. Komm' Nachmittags; ich werde inzwischen dafür sorgen, daß sie Dir die Wahrheit sagt, die volle, ganze Wahrheit." Sie neigte das Haupt und ging.

Mit welchen Empfindungen ich dies vernahm, und zwei Stunden später die Glocke der Villa zog, darüber laßt mich schweigen. Die Frau empfing mich anders, als ich erwartet, würdiger, als ich's ihr zugetraut. Es war ihr anzusehen, wie heftig sie eben geweint haben mußte, aber nun ersparte sie mir jedes erregte Wort, sogar jede Phrase. „Sie wollen," sagte sie, „um Hortense werben, sofern mein Vorleben kein Hindernis ist. Ich will nicht fragen, ob diese Bedingung gerecht und großherzig ist. Die Tochter einer verderbten Mutter kann eines Ehrenmannes würdig sein — und wer das sorglich behütete Kind des edelsten Weibes heimführt, ist deshalb noch lange nicht vor Schande sicher. Sie sind ein junger Mann, aber Sie werden einst einsehen, was mir längst klar ist: wir können für unsere Kinder weniger, als man glaubt — was aber könnten vollends unsere Kinder für uns?! Indeß, Hortense liebt Sie, auch ich würde es für ein großes Glück für sie halten, wenn sie Ihre Gattin würde, so füge ich mich denn, und will Ihnen, da Sie es wünschen, Rechenschaft über mein Leben geben. Ich habe meinem Kinde geschworen, Ihnen Alles zu gestehen, als ob ich vor Gott stände, aber ich könnte auch sonst in solcher Stunde nicht lügen. Nur zweierlei lassen Sie mich noch aussprechen, ehe ich meine Beichte beginne. Ich werde Ihnen Alles sagen, bis auf einen Namen, jenen des Mannes, welcher der Verderber meines Lebens ist und um ein Haar

Digitized by Google

auch mein Kind zu Grunde gerichtet hätte. Denn dieser Name ist nicht mein Geheimnis allein. Zweitens aber: ich halte es für selbstverständlich, angesichts Ihrer Anschauungen und jener der Menschen, auf welche Sie angewiesen sind, daß ich mich von meinem Kinde trenne, sobald ich es versorgt weiß, und in meine Heimat zurückkehre. Es ist das schwerste Opfer, das ich bringen kann" — ihre Stimme brach sich, zwei heiße Thränen rollten ihr über die Wangen, sie wischte sie hastig weg — „gleichviel, ich bringe es! Und nun hören Sie!"

Sie nahm einige Papiere aus einer Cassette und breitete sie vor mir aus. „Ich bin 1789 zu Evron in der Maine geboren; mein Vater hieß Henri de Mancourt und lebte auf dem letzten Gut, das dem alten, aber verarmten Geschlecht geblieben; hier mein Taufschein, hier unser Stammbaum. Der Konvent konfiscierte unser Gütchen; mein Vater wurde Forst-Inspektor eines ehemaligen Getreidehändlers, Vannes in Rouen, der durch Lieferungen für die Armee reich geworden und zu großen Gütern gekommen war; Napoleon erhob ihn 1805 in den Adelstand. Drei Jahre später heiratete ich den jüngsten Sohn dieses Herrn Vannes, Charles, damals Kapitän in der Armee. Um Ihnen nichts zu verschweigen, füge ich bei, daß mich Charles unter Zusicherung der Ehe verführt, dann, da sein Vater dagegen war, gezaudert hatte, und erst von meinem Vater mit vorgehaltener Pistole gezwungen worden war seine Pflicht gegen mich zu thun. Im März 1808 wurde ich seine Gattin, hier mein Trauschein. Der Knabe, der uns einige Monate später geboren wurde, starb; Hortense, im August 1809 geboren, war unser zweites Kind; hier ihr Taufschein. Meine Ehe war eine glückliche; hier die Beweise: zärtliche Briefe meines Gatten aus all' den Jahren bis zu seinem Tode, aus Spanien, aus Österreich, aus Rußland. Es lebt Niemand, der mich eines Fehltritts beschuldigen könnte, so lange mein Gatte lebte. Ich muß mich nur des Einen anklagen, daß ich weit über unsere Einkünfte hinaus lebte, aber da ging mir Charles mit schlimmem Beispiel voran; er baute auf das Vermögen und die Langmut seines Vaters und hat sich dabei verrechnet; mein Schwiegervater setzte ihn auf das Pflichtteil, und, als der alte Herr starb, erwies es sich, daß wir bereits nahezu Alles erhalten hatten, was wir erhoffen durften. Mein Mann nahm dies nach seiner Gewohnheit leicht — nachdem er am 18. Juni 1815 bei Waterloo gefallen war, blieb ich mit dem Kinde fast mittellos zurück. Hier die offizielle Verlustliste, hier die Ablehnung des bourbonischen Kriegsministers, mir eine Gnadenpension zu gewähren. Auch die Brüder Charles' gewährten mir nur karge Hülfe — ich war der Verzweiflung nahe. Da entdeckte ich unter den Papieren meines Mannes eine Korrespondenz, die mir einen Hoffnungsschimmer gab. Ich habe Ihnen wiederholt erzählt, daß ich mit einem in Bayern und Österreich seßhaften Geschlecht verwandt sei, dessen Hülfe anzurufen ich hierher gekommen bin. Das war unwahr, eine Lüge aus Prahlerei, aus falscher Scham. Die Wahrheit ist, daß mein Mann zur Zeit der Okkupation von 1809 dem Freiherrn Georg von Ravensreuth, einem in Wien ansäßigen bayrischen Kavalier, die wichtigsten Dienste erwiesen, ja das Leben gerettet, und von ihm in innigen Ausdrücken die Zusicherung ewiger Dankbarkeit empfangen. Hier sind die Briefe des Barons an Charles und an mich. Sie ersehen daraus auch den Erfolg meiner Bemühungen um seine Hülfe. Auf meine erste Bitte lud mich der alte Herr nach Wien, unterstützte mich auch freigebig, kurz, benahm sich wacker und nobel, auf die Dauer fühlte sich sein Eifer ab. Ich will nicht leugnen, daß ich mein vollgemessenes Teil Schuld daran hatte. Ich sagte mir: „Du bist jung, schön, arm, willst Du weder lasterhaft werden, noch eine Bettlerin bleiben, so mußt Du Dir einen reichen Gatten gewinnen". Darum setzte ich, statt mir das Geschenk des Barons für Jahre einzuteilen, Alles auf eine Karte, ging des Sommers nach Ischl, dem Sammelpunkt der österreichischen Aristokratie, und spielte die kokette, reiche Wittwe . . ." Ich mochte unwillkürlich eine Bewegung gemacht haben, vielleicht auch zuckte es nur in meinem Antlitz, genug, es fiel ihr auf. „Davon hat Ihnen Sintenis schon gesprochen?" fragte sie und blickte mich scharf an. Und als ich zögerte: „Ich glaube ein Recht darauf zu haben, es zu erfahren." Darauf ich: er behaupte, daß sie dort unter anderem Namen verweilt. „Eine Lüge", erwiderte sie kalt, „hier sind Briefcouverts an mich aus jener Zeit." Auf der Adresse stand: „Madame Élise de Vannes, Ischl, Haute-Antriche, Esplanade." „Eine Lüge", wiederholte sie, „vielleicht auch nur eine Verwechselung mit einer späteren Zeit, wo ich allerdings einen anderen Namen be-

Digitized by Google

nützt. Was sagte er noch? Etwa, daß ich einen schlimmen Lebenswandel geführt? Verleumdung! Oder etwa gar, daß er . . . ." Sie errötete, ihr Blick bohrte sich in den meinen; ich schwieg. „Der Elende!" rief sie. „Hier ein Brief, den er mir vor kaum zwei Wochen geschrieben!" Ich überflog ihn: es war eine unverschämte Werbung und die Bitte, nun nicht mehr so spröde gegen ihn zu sein, wie einst in Ischl. . . „Ich danke Ihnen!" sagte ich, „das wäre abgethan!" — „Nun weiter," fuhr sie fort, „das Schlimmste, was ich zu gestehen habe. In Ischl erreichte ich mein Ziel nicht; es war kein ernster Bewerber unter meinen vielen Hofmachern; auch wurde keiner von ihnen meinem Herzen oder meinen Sinnen gefährlich; ich kann es beeiden. Einige Monate später, während eines Herbstaufenthalts in Pöslau bei Wien, sollte sich mein Schicksal entscheiden; ich lernte den Mann kennen, welcher der Fluch meines Lebens werden sollte. Ich wußte, daß er vermählt sei, und es ging ihm der denkbar schlechteste Ruf voraus, aber als er sich mir nahte, mich umwarb und mich begehrte, da konnt' ich mich ihm nicht weigern. Es erging mir mit ihm, wie unzähligen Anderen vor mir, neben mir, nach mir: dieser Mann hat fast nie vergeblich geschmachtet — könnte ich seinen Namen nennen, wüßten Sie von ihm, Sie würden's mir glauben. Und dann würden Sie mich nicht härter richten, als ich's verdiene. Auch bin ich's mir schuldig, Ihnen zu sagen, daß er mir mit Eiden, wie sie bindender nie über eines Menschen Lippen gekommen, zuschwor, mich zu seinem Weibe zu machen, sobald er frei sei. Aber wenn Sie nicht darüber hinweg können, die Tochter eines Weibes zu heirathen, welches die Maitresse eines verheiratheten Mannes war — ich kann's nicht leugnen, ich will's nicht beschönigen: die bin ich gewesen, fast zehn Jahre lang. Und in all den Jahren war fast kein Tag, wo ich mich nicht hochbeglückt und zugleich elender gefühlt hätte, als die Unglücklichste meines Geschlechts. Denn ich liebte ihn, kein Wort kann sagen, wie sehr, und er litt meine Liebe und erwiderte sie sogar in seiner Art. Aber ich wußte auch, daß er mir so wenig die Treue halte, wie seinem unglücklichen Weibe, und wußte, daß es ein Elender, ein Schurke sei, an den ich gekettet war — und wenn ich in das Antlitz meines Kindes blickte und mir sagte, welches Schicksal ich ihm bereitete, so wollte ich vergehen vor Scham und Verzweiflung. Aber dann machte mich grade der Gedanke an Hortense noch fügsamer, noch geduldiger, als ich es sonst gewesen wäre. Wie ich ihretwillen einen andern Namen angenommen, um nicht den ihres Vaters zu beflecken, ihretwillen mich vor der Welt verbarg, so weit ich's irgend konnte, so sagte ich mir auch, wenn mich die Verzweiflung übermannen wollte, und ich mit dem Gedanken des Selbstmords spielte, der mich befreien sollte: „Du darfst es nicht thun, was wird dann aus deinem Kinde!" Und ferner: wenn überhaupt ein Wesen auf Erden, so hatte ich Einfluß auf ihn — „stirbt sein Weib," dachte ich, „und kann er sich zu einem neuen Bunde entschließen, so erwählt er Dich — und dann kannst Du Deinem Kinde ein besseres und reineres Loos bereiten, als es Dir zugefallen!" Aber die Frau lebte ja noch und so wünschte ich ihr den Tod. Ja — auch dies lastet auf meiner Seele, und Sie müssen es erfahren. . . Und als sie gestorben war, jubelte ich auf. . ."

Sie hatte dieses Letzte anders gesprochen, als bisher, stoßweise, zitternd, in äußerster Erregung. Dann aber festete sich ihre Stimme, als sie fortfuhr: „Mein häßlicher Jubel war vorschnell gewesen, ich wußte es schon nach einigen Wochen. Da sagte er mir kurz, kalt, brutal, daß ich niemals darauf hoffen dürfe. Auf Versorgung allerdings, er lasse sich nicht lumpen, hier die Verschreibung einer Rente, die genügend sei, mein und meines Kindes Loos zu sichern. Und als ich ihm sagte, daß ich dann von ihm gehen wolle, wußte er sich vor Heiterkeit kaum zu fassen, in der That war es ja eine ganz lächerliche Drohung. Und so blieb ich, und war trotz alledem selig, in seiner Nähe bleiben zu dürfen, wie ein mißhandelter Hund doch immer wieder an den Herrn heranschleicht, bis mich eine Macht aus seiner Nähe trieb, die noch stärker war, als meine Liebe zu ihm: die Sorge um mein Kind. Hortense wuchs heran; noch glaubte sie, daß der Mann mein Vetter sei, der mir aus Familiensinn eine Freistatt auf seinen Gütern gewähre und brüderlich für mich sorge — aber wie lange würde sie mir es noch glauben?! Noch schwankte ich, da sah ich eines Tages sein Auge mit einem Ausdruck auf das erblühte Kind gerichtet, der mich tief entsetzte. . ."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Geige.

Ein Märchen von A. Fitger.

Ein altes Märlein giebt's zu leſen:
Es iſt mal eine Geige geweſen
Von edelſter Stradivari-Art,
So ſtark wie zart;
Auch hatt' ein guter Stern ſie bewahrt,
Marktſchreieriſch in Virtuoſenhänden,
Mit ſchnöden Kunſtſtücken ſich zu ſchänden.
Im Gegenteil: die Fürſtin der Geigen
War ſtets nur Fürſten der Kunſt zu eigen:
Bei ihr die dämoniſche Lebenskraft,
Bei ihnen geſtaltende Meiſterſchaft.
Noch mehr: die Meiſterſchaft an und für ſich,
Die geläufigen Finger, der kräftige Strich,
Die ganze hohe Schule der Kunſt,
Und all der blaue techniſche Dunſt,
Gewannen nach längſt nicht ihre Gunſt;
Es war, als ob ihre klingende Seele
Wie ein liebendes Herz den Geliebten wähle —
Nicht wähle — nein — als riſſ' es ſie
Mit unausſprechlicher Sympathie
Gleichviel ob himmel- — ob höllenwärts
An das eine, das liebe, vergötterte Herz.
Da fühlte ſie ihr geheimſtes Leben
Vom leiſeſten Fingerdruck erbeben,
Da jubelte ſie und ſchluchzte und klagte,
Da triumphierte ſie und verzagte,
Nun wildeſter Lebensbrandungsſchaum,
Nun lächelnder, lallender Kindertraum,
Nun Sterbeſeufzer, nun Siegesgeſang.
Doch Fülle der Schönheit in jedem Klang.

Die edlen Geigen werden alt,
Wie die Schwerter des Roland und Rainald,
Die, ob auch Helden nach Helden ſterben,
Sich durch die Jahrhunderte weiter erben.
So ſehn auch die Geigen mit ſtillem Leid,
Wie die Meiſter verroſten mit der Zeit
Und ihnen ſtatt Feuer und Flammenlocken
Nur Floskeln und Aſchenregen entlocken
Und im Philiſterium untergehn.
Das hatt' auch die Stradivari geſehn,
Und ſie kündigte, beiden Parteien zum Gewinnſt,
Ihrem alten Herrn und Meiſter den Dienſt:
„Übereinkunft in Güt' und Freundſchaft und Frieden;
Von Tiſch und Bett hinfort geſchieden."

Nun hing ſie vergnügt in des Trödlers Laden
Zwiſchen altem Gerümpel voll Wurmfraß und Schaden,
Entronnen der ſtürmiſchen Lebensflut!
Die tiefe Stille that ihr gut;
Sie fühlte wie ſanft ſich's auf Lorbeern ruht.

Da ſtöbert' einmal in dem ſtaubigen Tand
Zufällig herum ein blühender Fant.
Wie Veilchen ſein Aug', ſeine Locke wie Gold,
Die holdeſten Grazien waren ihm hold.
Und als er mit flüchtigem Finger ſie rührt',
Wie hat ſie's im innerſten Leben geſpürt,
Und unter den prüfenden Griffen erklang
Ein ahnungsſeliger Lerchengeſang,
Und als er mit Macht anſetzte den Bogen,
Da quoll und ſtrömt' in melodiſchen Wogen
Ein tauſendſtimmiger Frühling hervor,
Verſchwenderiſch, unfaßbar dem irdiſchen Ohr.

Dem jungen Burſchen gefiel die Muſik;
Das klang ganz anders als das Gequiek
Seiner früheren Fidel. Nie fiel ihm bei
Bis dato, daß er ein Meiſter ſei,
Ein großer Meiſter, und ohne Beſinnen
Kauft er für ein Butterbrod und ein Ei
Die Perle der Ladenhüterinnen.

Und nun, o Götter, o ſelige Mächte!
Was kamen für Tage, was kamen für Nächte!
Der alten Geige wie einem Ding
Von Backfiſch der Himmel voll Geigen hing.
Das ganze irdiſche Jammerthal
War Roſen und Lieb' und Nachtigal.
Der Meiſter freilich (das merkte ſie
Gar bald) war juſt kein Muſikgenie;
Sein Strich war hart, ſein Finger ſchwer
Und ſchmerzlich oft ging der Ton beiher;
Doch immer hoffte ſie: „meine Seele,
Was ihm an Adel der Kunſt auch fehle,
Sie wird es erſetzen mit Liebeskraft,
Bis er ausreift zur Meiſterſchaft;
Sein Genius wird erwachen und dann
Erkennt er was er an mir gewann."
Doch alle Lieb' und Anbetung
Hofft' immer vergebens auf Beſſerung.
Des Meiſters Genius ſchlief und ſchlief,
Sogar ſein Geſchmack blieb peinlich naiv,
Und die Stradivari, die früher nur
Beethoven gekannt und Mozart und Hand'n,
Die mußte jetzt Bettelſtudenten-Tortur
Und Donna Thereſa und Fledermans leiden

Digitized by Google

Und Potpurris aus dem Trombadour.
Die Rosen- und Nachtigallentage
Gerieten so nach und nach in Frage;
Und dennoch bitter als eigener Schmerz
War der Einblick ach in des Meisters Herz:
Wie arm, wie fade, wie trivial!
Ihr Götter! Und dennoch mein Ideal!
Nie aber grollte sie, fidelt' mit Schund
Und Strund er gleich ihre Nerven zu Grund,
Und martert' er sie, bis ihr ganzes Gebäu
Ein einziges gellendes Todesgeschrei,
Sie grollte nimmer. Genug! Genug!
Verhüllt sei ihr Loos mit dem dunkelsten Tuch,
Verhüllt und verschwiegen; es giebt eine Pein,
Die würde geschildert, gar fratzenhaft sein.
Und dennoch zum Schlimmen das Schlimmere kam,
Der Meister ein Pianino nahm.
Sechs riesige Kerle mußten es schleppen
Schweißtriefend über die ächzenden Treppen;
Im Zimmer wurde der Ehrenplatz
Dem klappernden Polisanderkasten,
Und der Meister wich nicht mehr von den Tasten;
O hüte dich, zartbesaiteter Schatz,
Vor Eifersuchtsteufel und Furienhatz.
Der Freund, er spielte zum hundertsten Mal
Säkkinger Trompeter Spühlwasserfall.
Verhülle stoisch dein Haupt und schweige,
Unglückliche Stradivari-Geige.
Wie lange das Folterleben gewährt?
Nicht hab' ich die näheren Daten gehört;
Es waren nicht Wochen, nicht Monden, es waren
Lang hingezogne Gelpinnste von Jahren;
Denn nicht nur die Liebe war übergroß,
Auch ihre Treue war grenzenlos.
Jedoch ein jegliches Ding hat ein End.
Einst fand der Meister sein Instrument
Von unerklärlichen innren Gewalten
Von oben bis unten durchgespalten.
Ja, ja mein Freund, nun ist es geschehn,
Nun magst du die Splitter in Fingern drehn:
„So hat es gesessen, so war es gefügt,
So hat sich der Hals an die Wölbung geschmiegt."
Sorgfältig sammelst du Stücke zu Stücken
Vielleicht läßt sich's leimen, vielleicht läßt sich's flicken.
Mit Flicken und Leimen wird Nichts geschafft,
Durch's innerste Wesen die Wunde klafft.
Die arme Geige! Sieh, fast wie ein Herz,
Das langsam gebrochen in schweigendem Schmerz.
Du hast sie, derweilen du dich zufrieden
Berauscht in des Trompeters Plattitüden,
Wohl gar in der Regennacht auf dem nassen
Gesimse des Fensters liegen lassen,
Oder hart an den glühenden Ofen gehängt;
Genug, das feine Gefüg' ist gesprengt,
Und die arme Geig' ist manetot.
Was weinst du dir denn die Äuglein rot
Und hängst die Lippe, mein armer Freund?
Du hast es wahrlich nicht böse gemeint,
Im mindesten nicht; du kannst dich nicht zwingen
Über deinen eigenen Schatten zu springen;
Du glaubtest, Geigennerven sei'n dick
Wie deine oder wie Ankerstrick;
Wer ahnte denn solch verschwiegenen Gram;
Doch Schade, wie Schade, daß es so kam.

Nachts.

Von Hermann Lingg.

Laß nicht im Schlaf sich stören
Wer etwa Nachts vermeint
Ein Zwiegespräch zu hören,
Das ihm ganz nahe scheint:
Er hört das Rad der Zeit,
Zur Erde ruft's im Kleid'n:
„Sag' Mutter, ist's noch weit?"
Noch weit, frägt die, wohin?

„Wohin? Nun, bis an's Ende." —
Da frag nur weiter fort —
Der Wind, der ist behende,
Der war vielleicht schon dort.
Die Welle frag, die eilt
Ans gleiche Ziel schon lang,
Obwohl sie nirgends weilt,
Ermüdet nicht ihr Gang.

Die Wolken frag, die gehen,
Und trügen gern wie Du
So vieles, was sie sehen,
Schon längst dem Ende zu.
Sie seh'n in jedem Kleid
Und unter jedem Dach
So vieles Weh und Leid
Und hören soviel Ach!

Wer solches Zwiegespräche
Vernimmt in seinem Haus,
Dem dünkt es, als ob bräche,
Der Grund des alten Bau's.
Er schlaf' nur fort, denn trau'n
Als Wolken, Well' und Wind
Kein Elend mehr erschau'n,
Das geht nicht so geschwind.

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten.

Die schlimmen Brüder.

Volksschauspiel in vier Akten und einem Vorspiel von **Paul Heyse.**

(Fortsetzung.)

Dritter Akt.

Zimmer der Herzogin. Im Hintergrund und rechts Thüren, links eine breite Glasthür, die einen Balkon verschließt. Draußen ein Nußbaum. Nacht. Auf einem Tischchen ein Armleuchter mit drei brennenden Kerzen, dabei ein Sessel.

Erste Scene.

Herzogin (steht mitten im Zimmer) Magnus (neben ihr).

Magnus.

So thu' ich denn dem Herzog kund,
Der Sorge mög' er sich entschlagen,
Ihr fühltet Euch durchaus gesund.
Doch, hohe Fürstin, laßt mich's offen sagen:
Mich will bedünken, Ihr nehmt's zu schwer,
Daß Eu'r Gemahl, wie junge Fürsten mehr,
Zuweilen ritterlich und müßig
Ein Stündlein mag mit art'gen Kindern täudeln.
Stört man ihn nicht in solchen kleinen Händeln,
Bald wird er ihrer überdrüssig.
Ein Tropfen nur von solchem leichten Blut
Thät' auch wohl Eurer Hoheit gut.
Die Frau, die stets der Strenge sich befleißt,
Wird dem Gemahl gleichgültig allermeist.
Besitz kühlt ab, doch droht Verlust,
Sprühn aus der Asche neue Flammen.
Wer dürft' ein edles Weib verdammen,
Das, ihres guten Rechts bewußt,
Wenn Andre dem Gemahl gefielen,
Auch mit dem Feuer wagt zu spielen,
Versteht sich, immer mit Bedacht
Nur bis zu einem gewissen Punkt,
Ein Feuerwerklein, das blitzt und funkt,
Nicht Schaden bringt, nur Kurzweil macht.
An Eurem Hof manch schmucker Juvenil
Böte sich gern zu keusch galantem Spiel,
Und Eu'r Gebieter —

Herzogin.

Schweigt! Wagt Ihr zu mir
Ein solches Wort? Wißt Ihr, was Ihr mir schuldet?
Zu lang schon hab' ich Euch geduldet.
Hinfort nie ungernfen zeigt Euch hier!
Rat nehm' ich an für meine Thaten
Von Gott allein und meinem Gewissen.

Magnus.

Möchten sie stets Euch wohl beraten,
So könnt Ihr andre Weisheit missen.
Nur Eines laßt mich frei bekennen:
Ich weiß kein ungewisser Ding,
Als was die Pfarrer das Gewissen nennen.
Sie sagen, daß es Macht empfing,
Den Katechismus einzuschärfen,
Den Willen streng zur That zu lenken,
Doch wird's nicht selbst regiert von Blut und Nerven?
Ja, während man ihm unterhänig lauscht,
Steht's manchmal nicht im Bann von feurigen Getränken,
Die Bös und Gut sophistisch umgetauscht?
Ich selber zwar erforschte nur
Geheimnisse der leiblichen Natur,
Nicht das verzwickte Faserwerk der Seele,
Und lebt in ihr gottähnlich eine Kraft,
Mir blieb sie immer rätselhaft —
Womit ich denn zu Gnaden mich empfehle.

(Er verneigt sich mit lauerndem Lächeln und geht durch die Thür im Hintergrunde ab.)

Zweite Scene.

Herzogin.

(allein. Sie steht unbeweglich, blickt vor sich hin).

Der Tiefverhaßte! Wie in seiner Nähe
Mir jeder freie gute Trieb erstarrt,
Daß mir das Heiligste verdunkelt ward
Und ich mein eigen Herz nicht mehr verstehe!
Ich will nicht ruhn, bis er vom Hof entfernt.
Doch mein Gemahl — ach, weiß ich nicht zu gut,
Daß er die Lehre vom leichten Blut
In dieser Schule nur gelernt?
Und jetzt — (richtet sich auf, geht umher.)
Ich will's nicht denken mehr! 's ist wahr,
Den Großen scheint's ein läßliches Vergehn.
Und prüf' ich mich, muß ich mir nicht gestehn,
Daß mehr mein Stolz beleidigt war,
Als meine Liebe? War's doch wundersam,
Daß alle Liebeskraft, die in mir glühte,
In seinen Sarg mein Knabe mit sich nahm
Und ich mit fröstelndem Gemüte
Auch meinem Gatten mich entzog.
Kann ich ihm gram sein, daß er Fremden

Digitized by Google

Bei Andern sucht, um die ich ihn betrog?
(Ihre Kammerfrau tritt von rechts ein.)
Geh nur zu Bett. Ich will mich selbst entkleiden.
Gute Nacht! (Kammerfrau ab.)
(Sie geht an den Balkon, öffnet das Fenster.)
Wie dort die Wolken jagen,
Vom hastigen Nachtwind fortgetragen!
Der Sturm in mir hat ausgetobt.
Eine süße Stille webt in meinem Innern,
Ein dämmernd wonnereich Erinnern
An das verlorne Glück. Fürwahr,
Des jungen Dichters Trost hab' ich erprobt:
Mein eigen bleibt, was mein einst war!
(Sie steht in sich versunken.)
Er hat ein gutes, trauriges Gesicht.
Unglücklich ist er, unedel nicht,
Und hat in jungen Jahren
Nie einer Mutter Lieb' und Zucht erfahren.
Ich wollte, daß er mein Bruder wär'!
Er müßte mir all sein Leiden beichten
Und trüge nicht nach anderm Trost Begehr,
Als den ihm Schwesterhände reichten.
Das sind so Träume! Ich muß sie verschlafen.
Wie wenig können sich Menschen sein,
Die auf geschiedener Bahn sich trafen! — —
Es weht vom Garten so schwül herein.
Mein Kopf ist wirr, meine Brust beengt.
Ob wohl auch er jetzt an mich denkt?
Er ist so anders, als seine Brüder,
Und doch, ich wollt', ich säh' ihn niemals wieder.
Es ist vielleicht nicht gut; ich lade
Mein Unglück noch auf sein Gemüt.
Es wär' um seine schöne Jugend Schade.
Mein Frühling ist ja abgeblüht,
Wie lange schon! — Ich sah es heut genau
Im Spiegel: meine Stirn hat Falten;
Bald bin ich eine alte Frau. —
Das wär' das Leben? Viel, was es versprach,
Hat es bisher mir nicht gehalten!
's ist besser wohl, ich denke dem nicht nach.
(Im Garten unten beginnt eine leidenschaftliche Geigenmelodie.)
Da läßt mein Ariel sich hören.
Musik soll diesen Trübsinn mir beschwören,
Sonst blieb' ich heut wohl lange wach.
Er singt!

Ariel (singt unter dem Balkon).
Die Nachtigall
Mit sanftem Schall
Was flötet sie im Maien?
„Zikith, zikith!
Wo Liebe blüht,
Ist süß die Nacht zu Zweien."

Herzogin.
Was singt er?

Ariels Stimme.
O dürft' ich dein
Gespiele sein,
Du wonnigste der Frauen!
In deinem Arm —

Herzogin
(schlägt heftig die Balkenthüre zu und tritt zurück; das Lied klingt zu Ende, ohne daß die Worte verständlich werden).
Hört' ich recht?
Er wagt's —? Ich weiß, er ist von wilden Sitten,
Doch daß er sich so weit vergessen möcht', —
Nun, morgen will ich mir's verbitten
Für allezeit — (geht langsam nach rechts.)

Dritte Scene.

Herzogin. Ariel (stößt die Balkenthüre auf, springt herein).

Herzogin.
Mein Gott!

Ariel.
Nein, hört mich an,
Seid mild und menschlich, wie's der Heil'gen Art!

Herzogin.
Hinweg von mir zuchtloser Mann!

Ariel.
Nicht eh' ich ganz mich offenbart!
Ihr müßt mich hören!

Herzogin (weist nach der Mittelthür).
Diener! Wachen!

Ariel (ihr den Weg vertretend).
Still!
Ich bitt' Euch nicht die Stimme zu erheben.
Ich lockt' hinaus das ganze Hofgesinde
Ins Dorf zum Rundtanz um die Linde.
Das Rufen wär' Euch wenig nütz;
Und Eu'r Gemahl luftwandelt eben
Im Park mit einem schönen Kinde.
Wir sind allein.

Herzogin. (ihn fest anblickend.)
Was wollt Ihr?

Ariel.
Was ich will?
Seltsame Frage! Fragt der Baum den Blitz,
Der auf ihn niederfährt, was er begehre?
Daß er in Flammen ihn verzehre,
Das will er.

Herzogin.
Ihr seid trunken oder toll.
Verlaßt mich!

Ariel.
Trunken, ja, doch nicht von Wein,
Und eher mag es Wahnsinn sein,
Was aus dem Herzen mir zum Hirne schwoll.
Doch Ihr — Ihr habt es angeschürt!
Habt Ihr den irren Geist nicht längst gespürt,
Wenn draußen meine Geige tönte,
In schluchzend wilder Melodie
Ein ungestillt Verlangen stöhnte?
Der Frauen Ohr ist doch so fein gestimmt,

Digitized by Google

Daß es den schwächsten Seufzerhauch vernimmt,
Und Ihr, gesteht's, Ihr hättet nie
Mein liebeswerbend Flehn vernommen?
Ihr ließt kaltsinnig schadenfroh
Mich Nacht für Nacht vor Euer Fenster kommen,
Um, wenn der Schlaf mein Auge floh,
Die Wimpern lächelnd zuzuschließen
Und Eurer Macht im Traum noch zu genießen?
Doch dünkt' Euch auch der niedre Knecht,
Wenn Ihr Euch dehnt auf weichem Pfühl,
Für Euer Mitleid selbst zu schlecht
Heut wird er seine Ketten brechen,
An Eurem Stolze sein verschmäht Gefühl
In glühendem Erguß rächen.
(tritt ihr einen Schritt näher, sie blickt ihm starr ins Gesicht, ohne sich zu regen.)
Ja, hohe Fürstin, ergebt Euch drein:
Die Stund' ist mein,
Ich will sie nützen. Ein einzig Mal
Will ich als Euren Herrn mich fühlen.
Will diese rasende Sehnsuchtsqual
An Eurem sträubenden Munde kühlen,
Den süßen Leib in die Arme pressen,
Und was mich Euer unwert macht,
Im Taumelglück ein einzig Mal vergessen.

Herzogin (ruhig).

Und wenn Ihr diese Freveltat vollbracht,
Was dann?

Ariel.

Dann mögt Ihr mich ewig hassen,
Von Hunden mich zerfleischen lassen,
Den Räuber, der in den Tempel brach,
Sich am geweihten Kelche zu berauschen.
Doch litt' ich tausendfache Pein und Schmach,
Mit keinem Gotte würd' ich tauschen.

Herzogin.

Euch hassen? Haßt man auch den Fieberkranken,
Der wielend mit der eignen Hand
In irrem Wahn anzündet sein Gewand?
Die Hunde, die Euch zerfleischen werden,
Sind Eure eignen Reuegedanken;
Sie werden Euch auf der Ferse sein,
Euch wütend hetzen von Ort zu Ort,
Und nirgend findet Ihr hinfort
Vor ihnen Ruhe, bis im Schooß der Erden.
(da er sich abwendet)
Blickt nicht zu Boden, seht mich an!
Es ist nicht wahr, Ihr kennt Euch schlecht:
Ihr seid nicht, wie Ihr sagt, ein Knecht.
Aus Euren Liedern an mein Ohr
Hat sich ein freier Geist erschwungen,
Der aus des Lebens Niederungen
Zu stolzen Gipfeln strebt empor.
Und könntet Ihr so hoffnungslos,
So traurig tief Euch selbst entadeln?
Ihr würdet selbst den Schwächling tadeln,
Der einer flüchtigen Begier zum Raub
Sein besseres Ich dahinwirft in den Staub.

Ariel (finster zu Boden blickend).

Umsonst! Ihr windet Euch nicht los
Aus meinem Bann. Denn Ihr habt Recht:
Ich bin nicht mehr ein blöder Knecht.
Vor Euch steht Euer Herr und Meister.
In meinen Adern rinnt Teufelsblut,
In meiner Brust loht Höllenglut,
Und höhnen würden mich des Abgrunds Geister,
Wenn ich nicht büßte mein Gelüst
Und ginge fort und hätt' Euch nicht geküßt.
Ich will, ich muß.

Herzogin (tonlos).

So thut's! Das aber wißt:
Der Mund, den Euer Kuß entehrt,
Wird sich hinfort für ewig schließen,
Nicht irdische Speise mehr genießen,
Bis diese Seele die befleckte Hülle
Abstreift, vor der ihr tödlich schaudert,
Und zu dem Thron des Ew'gen kehrt.
Dies ist mein unbezwinglich fester Wille,
Das schwör' ich Euch. Ihr starrt? Ihr zaudert?
Bin ich nicht wehrlos in Eurer Gewalt,
Schon halb entseelt, die Lippen todeskalt?
Den letzten Hauch noch müssen sie sammeln,
Mich zu entlasten einer Schuld:
Lange verfäumten Dank zu stammeln,
Daß ihr mit süßen Liederweisen
Meine Schmerzen oft in Schlaf gelullt.
Ich sann, Euch etwas Liebes zu erweisen,
Wie einem Freunde, der mir wohlgethan.
Nun ist's zu spät, Ihr wollt mein Freund nicht sein,
Mein Feind und Euer Feind. Wohlan!
Thut was Ihr müßt, und mög' Euch Gott verzeihn:
Ihr wißt nicht, was Ihr thut. (Große Pause)
(Sie steht ruhig vor ihm, die Arme hängen regungslos herab, ihr Auge ist fest auf ihn gerichtet. Er macht eine Bewegung, sich ihr zu nähern, sein Blick geht sich scheu zu ihr empor, sinkt sofort wieder zu Boden. Ein Zittern überläuft ihn, er schlägt die Hände vors Gesicht, steht einen Augenblick in heftigem Kampf, dann stürzt er vor ihr nieder, ergreift den Saum ihres Kleides, drückt ihn an die Lippen, springt auf und schwankt durch die Mitte hinaus.)

Vierte Scene.

Herzogin (allein, senkt das Haupt auf die Brust, steht in sich gekehrt; dann, nach einer Weile halblaut).

— — — — und vergieb uns unsre Schuld, — wie
wir vergeben — unsern Schuldigern —
(schüttelt sich, wie von einem Schauder ergriffen.)
Barmherz'ger Gott,
Der du mir beistandst in der furchtbar'n Not,
Rette auch die verirrte Seele,
Die nun hinaustaumelt, wo kein Stern erblinkt,
Daß, ehe sie in Selbstvernichtung sinkt,
Ein neuer Lebensmut sie stähle. — —
Ist's möglich? Hab' ich das erlebt?

Digitized by Google

Noch bin ich ganz und gar von Graun durchbebt.
Dies Kleid, von seinem Hauch befleckt,
Ich muß es eilig von mir streifen —
Noch fühl' ich spukhaft Arme nach mir greifen,
Von jedes Lüftchens Hauch erschreckt.
O wäre die lange bange Nacht,
Die schlummerlose, erst herumgebracht!
(geht mit wankenden Schritten durch die Thüre rechts hinaus.)

Fünfte Scene.

(Gleich darauf durch die Mitte) Magnus, (hinter ihm) Gabriel.

Gabriel. (aufgeregt umherblickend).
Sie ist nicht hier.

Magnus.
Geduldet Euch doch!
Das Lämpchen, seht Ihr, flackert noch.
Nicht lang, so tritt sie wieder ein.

Gabriel.
Und wird sie meine Kühnheit auch verzeihn,
So spät zur Nacht hier einzudringen?

Magnus.
Ich bin ihr Arzt. Mit Pillen und Mixtur
Vermag ich nicht, ihr Schlaf zu bringen;
Mit sympathetischen Mitteln nur
Wird ärgerm Übel vorgebeugt.
Die Fürstin ist, wie heut sich klar gezeigt,
Mit dem Gemahl, der ihr beschieden,
Weil er aus etwas derberm Stoff,
Nicht allerwegen wohlzufrieden.
Sie fühlt sich sehr vereinsamt hier am Hof.
Da wäre nun ein Freund willkommen,
Hingebend zart um sie bemüht,
Vor dem sie, wenn der Mond erklommen,
Ausschütten mag ihr schwärmerisch Gemüt,
Tiefsinnig edle Reden tauschen,
Dem Brautgesang der Nachtigallen lauschen,
Bis die ätherischen Zwillingsseelen
So recht handgreiflich warm sich finden und vermählen.
Ein solcher Freund — wär't eben Ihr.

Gabriel.
Ich — und der Abgrund zwischen ihr und mir,
Die Sünden meiner zügellosen Jugend,
Die heut mit Abscheu sie entdeckt!

Magnus.
Die haben keine Heilige noch erschreckt.
Ihr überflüssiger Gnadenschatz an Tugend
Wird just dem ärgsten Sünder frommen.
Da er die schöne Hoffnung weckt,
Daß sie dem Himmel eine Seele rette,
Wenn sie ihn ins Gebet genommen.

Gabriel.
Mir bangt, wie an geweihter Stätte.
Die Kehle ist mir zugeschnürt —
Ich werde stammelnd nur zu sprechen wagen.

Magnus.
So recht! Durch solch ein schüchternes Betragen
Wird auch das strengste Herz entwaffnet und gerührt.
Denn hat stets die Weiber mehr verführt,
Als Übermut, was auch die Stutzer sagen.
Da ist Eu'r Bruder Ariel
Vorhin im Dunkeln uns vorbeigerannt.
Ich fürchte, daß der thörichte Gesell
Beim Übermut nicht seine Rechnung fand.

Gabriel.
Ariel? Ich hab' ihn nicht erkannt.
Was sucht' er hier? Was trieb ihn fort so schnell?

Magnus.
Wohl was den Marder treibt vom Taubenschlag,
Bei dem der Hofhund auf der Lauer lag.
Den Packan Tugend müßt Ihr kirren
Mit einem Bissen, der ihm schmeckt.
Ihr habt Eu'r Manuskript doch eingesteckt?

Gabriel.
Meine Gedanken sich verwirren.
Wie? Ariel hätte sich erfrecht —?

Magnus.
Ich weiß es nicht. Doch wär' es — dann erst recht
Dürft Ihr auf Sieg zu hoffen wagen.
Glaubt mir, am schwächsten ist die Beste,
Die einen Sturm so eben abgeschlagen.
Sie wiegt sich nun in Sicherheit,
Und ist ein neuer Feind bereit,
Verteidigt sie sich nicht aufs Beste.
Vielleicht gelangt Ihr heute schon
Auf Euer Wünsche Gipfelthron,
Um den ein alter Mann Euch neiden muß.
Glückauf!

Gabriel.
Was sprecht Ihr? Wär' es wahr? Ihr meint —
Was achselzuckt Ihr so bedeutungsreich?
Wie? Erst so spät erkenn' ich Euch?
Ihr seid —

Magnus (sich leicht verneigend)
Nur der Leibmedicus
Der Herzogin. — Gute Nacht, mein junger Freund!
(geht durch die Mitte ab.)

Gabriel (allein).
Er ist's! Hat mir's nicht längst geahnt?
Aus seinen Worten, seinen Blicken
Ein drohend Etwas mich gemahnt,
Es wohn' ein Geist in ihm voll dunkler Tücken?
Doch daß er's selbst — und jetzt — und hier —
Er zeigte mir einen Himmel offen,
Geheimster Wünsche Vollgewähr,
Allein zur Furcht verwandelt sich das Hoffen,
Und ärmer bin ich als vorher.
(versinkt in sich, fährt plötzlich auf.)
Sie kommt! O Gott, wie nur begegn' ich ihr!

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Das hohe Epigrammenlied auf Herrn Schlocks rote Nase.

Von **Friedrich Theodor Vischer.** (Ungedruckter Nachlaß).

(Fortsetzung).

XXVII.

Man sah den Horizont ein sprühend Nordlicht röten,
Der Aberglaube sprach von nahen Kriegesnöten;
Die Wissenschaft verstand den Grund zu eruieren:
Was war's? Um Mitternacht ging unser Freund spazieren.

XXVIII.

Das Pfaffentum, es wird dich nie in Frieden lassen,
Aufklärung müssen stets des Lichtes Feinde hassen.

XXIX.

Hast einen frommen Mann du einst etwa beleidigt?
Hat er mit Christentum sich wohl so sankt verteidigt
Und jedem weitern Streit dadurch den Weg verrannelt,
Daß glühende Kohlen er dir auf das Haupt gesammelt?

XXX.

„Voll hängt der Himmelsraum von brennend schweren Fragen",
So schreibt fast jedes Blatt in diesen schwülen Tagen,
Kein Wunder, daß die Welt in solchen Ängsten schwitze
Seit im politischen Klub dies Meteorbild sitzet.

XXXI.

Den Göttern im Olymp entwandte einst das Feuer
Prometheus, der Titan, und zahlt' es — o, wie teuer!
Ach, hättest du gelebt, die Thal ihm zu ersparen,
Dann müßt' er nicht am Fels des Geiers Wut erfahren.

XXXII.

An einem breiten Sumpf war er des Nachts verirret.
Von dichtem Nebeldunst umfangen und verwirret:
Er lief, er stand, er sprang, er rannte auf und nieder.
Ging vorwärts und zurück, im Zickzack hin und wieder.
Am andern Morgen schrieb ein Forscher von Bedeutung
An die Redaktion der physikal'schen Zeitung:
Irrlichter giebts, gelöst ist diese dunkle Frage:
Artikel und Beweis wird folgen nächster Tage.

XXXIII.

Was hat denn jener Herr so Schreckliches verbrochen,
Der dich des Abends jüngst um Feuer angesprochen?
Er war ja nur gelüstet vom roten Feuerscheine,
Als wär's Zigarrenglut, — erloschen war die seine.
Wie konnte nur zum Zorn die Bitte dich erregen,
Der Sinnentag war doch so äußerst nah gelegen!

XXXIV.

Was fällt dem Dampfer ein, was treibt ihn für ein Zeichen,
So überflüssig weit zur Seite auszuweichen?
Das Schiff, das nächtlich ihm entgegen kam gefahren,
Es wußte doch bereits den Abstand gut zu wahren.
Auf diesem Schiff war er, er stand auf dem Verdecke,
Und so erkennst du leicht die Ursach von dem Schrecke:
Man glaubt, in nächster Nähe das rote Licht zu sehen
Drum jenseits solche Hast, seitwärts das Schiff zu drehen.

(Fortsetzung folgt).

Frühmorgen in der Puszta.

Im Osten glimmt der junge Tag.
Kings ist es still noch in der Weite;
Wohin das Auge gleiten mag:
Ein endlos ausgedehnt Gebreite.

Und drüber Wolken, trüb und dicht,
Gegeißelt von des Südwinds Ruten;
Am Horizonte bricht das Licht
Durch das Gewölk in matten Gluten.

Kein Menschenleben fern und nah.
Von keinem grünen Hain durchschnitten,
Verlassen liegt die Fläche da,
Als wär der Tod hindurchgeritten.

Fühlt' ich ein heilig liebend Herz
Mir glühend nicht im Busen schlagen,
Mir wär's, als säh' ich niederwärts
Durchs Schalleneich die Seele jagen.

Eduard Hoffmann.

Liebe.

I.

Es geht kein Tag, es geht keine Stund',
Daß ich's nicht fühlt' im Herzensgrund,
Und stört mir Kopf und Sinnen:
Ist Freude bald, und ist Verdruß —
Und was mir aus dem Herzen muß.
Wie gern behielt' ich's innen!

II.

Und wenn du sie als Feind erkennst,
Die Liebe, die dich ganz bethört,
Mit Haß, Verachtung, sie verbannst,
Sie läßt nicht los, was ihr gehört.
Sie ist zu wohl der Zauberlieder,
Trotz deines Ingrimms, sich bewußt,
Und kehrt, ein Dämon, immer wieder,
Und weckt den Streit in deiner Brust.

Otto Roquette.

Digitized by Google

Die Suggestion und die Dichtung.

II.

Die Gutachten von Du Bois-Reymond, Eulenburg und Preyer, die wir vor nun Monatsfrist veröffentlicht, haben nicht blos in unserem Leserkreise das lebhafteste Interesse erweckt, sondern sind auch im Auszug durch fast die gesamte deutsche und einen großen Teil der ausländischen Presse gegangen. Es freut uns, dieser ungewöhnlichen Aufmerksamkeit so weiter Kreise durch die Veröffentlichung einiger weiteren, uns zugekommenen Äußerungen ausgezeichneter Männer der Wissenschaft entsprechen zu können.

Auch diesmal erfolgt der Abdruck in der Reihenfolge des Einlaufs, und auch diesmal fügt es der Zufall, daß an der Spitze ein Name von europäischem Klange steht. Hermann von Helmholtz in Berlin schreibt uns:

Geehrter Herr!

Wissenschaftliche Studien über die Frage, die Sie stellen, habe ich nie gemacht; was ich davon weiß, ist mir nur durch den Zufall zugetragen worden. Aber ich kenne aus langer Erfahrung die Wunderlucht des 19. Jahrhunderts und die Hartnäckigkeit, mit der solcher Glauben auch die handgreiflichsten Nachweise grober Täuschungen überwindet; denn meine Jugend reicht noch in die Zeit zurück, wo der thierische Magnetismus blühte. Seitdem sind viele verschiedene Phasen derselben Geistesrichtung einander gefolgt. Jede einzelne hat nur eine beschränkte Lebensdauer; häufen sich die Enttäuschungen zu sehr, so ändert man eben die Methode.

Wenn Sie mich fragen, warum ich mich nicht eingehender damit befaßt habe, so kann ich Ihnen nur antworten, daß meine Zeit immer sehr in Anspruch genommen gewesen ist mit Beschäftigungen, die ich für nützlicher gehalten habe, als wunderfüchtige Leute zu kurieren, die nicht kuriert sein wollten. Und andererseits mußte ich mir sagen, daß, wenn mir der Nachweis einer Täuschung gelang, ich nicht hoffen durfte, viel Eindruck auf die Gläubigen zu machen. Wenn er mir aber nicht gelang, so hätte ich ihnen ein vortreffliches Argument gegen mich in die Hände gespielt. Und da ich durchaus nicht im Stande bin, die Mehrzahl der Kunststücke, die mir ein gewandter Taschenspieler vorführt, zu entziffern, so kann ich auch nicht unternehmen alle magnetischen oder spiritistischen oder hypnotischen Wunder, die man mir etwa zeigen sollte, zu erklären; um so weniger, als meistenteils die gesellschaftliche Stellung oder das Geschlecht der Mitwirkenden eine wirklich überzeugende Untersuchung verbieten; schließlich auch oft genug der geschickte Vorwand gebraucht wird, daß die Anwesenheit eines hartnäckig Ungläubigen den Zauber störe.

Mich hat bei diesen Dingen eigentlich immer nur das psychologische Phänomen der Gläubigkeit interessiert, und die Rolle des Täuschenden habe ich deshalb zuweilen beim Tischrücken oder Gedankenlesen mit Erfolg übernommen, natürlich mit dem späteren Eingeständnis, daß ich der Sünder gewesen war.

Wenn Sie nach diesen Erklärungen nun noch meine private Meinung interessiert, so kann ich mich nur ganz und voll meinem Freunde und Collegen Herrn E. du Bois-Reymond anschließen.

Daß übrigens in den hypnotischen Erscheinungen ein Kern von Wahrheit steckt, will ich nicht leugnen. Nur was davon wahr ist, würde kaum sehr wunderbar erscheinen.

Über die Anwendung solcher mystischer Einwirkungen in der Poesie kann ich nur als Zuschauer und Leser reden. Da finde ich, daß ich nur für zurechnungsfähige Seelen Verständnis und Mitfühlen habe. Zaubermittel sind mir nicht aufstößig, wenn sie nur eine abgekürzte Darstellung eines natürlichen Seelenvorgangs geben sollen, der in Wirklichkeit mehr Zeit und Zwischenstadien fordern würde. Wo das nicht zutrifft, erlischt meine Teilnahme an dem Vorgange sogleich, wofür die theoretische Erklärung ja auch nahe liegt.

Berlin, 8. November 1890.

Ihr ergebener
H. v. Helmholtz.

Dem Gutachten des großen Physiologen sei jenes eines ausgezeichneten Psychiaters angereiht, welcher durch seine umfassenden Studien auf dem Gebiete des Hypnotismus in letzter Zeit weithin bekannt geworden. Es ist dies der Direktor der Irrenanstalt Burghölzli in Zürich-Rieshach, Herr Professor Dr. August Forel:

Hochgeehrter Herr!

Die Beantwortung Ihrer Anfrage ist eine sehr schwierige. Man könnte ein Buch darüber schreiben, wozu mir die Zeit fehlt und wofür Ihre Leser sich bedanken würden. Indem läßt sich ein Teil der bezüglichen Fragen noch gar nicht bestimmt beantworten. Ich will dennoch versuchen mich kurz zu fassen; verweise aber ausdrücklich den Leser, der sich ein Urteil bilden will, auf die Fachschriften, speziell auf die Werke Berutheims und Molls, sowie auf meine eigene kleinere Broschüre. Ihre Anfrage soll zunächst allgemein, dann speziell beantwortet werden.

Trotz aller Theorien, die sich in unseren Köpfen bilden, trotz allen Fortschritts unserer immer nur relativen Erkenntnis der Wettererscheinungen, dreht sich die Erde um kein Haar schneller oder langsamer, ändert sich in ihrem räthselhaften Wesen weder die Außenwelt, noch das Menschenhirn. Ob unser Wille frei oder nicht frei sei, eins ist sicher: er ist immer der gleiche menschliche Wille wie derjenige unserer Ahnen, mit den nur geringen Modifikationen, die der sogenannte

Digitized by Google

Kulturfortschritt bewirkt hat. Ist er nicht frei, wie ich z. B. glaube, so war der Wille früherer Menschen auch nicht frei, und brauchen wir deshalb ebensowenig wie jene am Leben zu verzweifeln. Daraus folgt auch nicht, daß das Schicksal blind sei und wir Spielbälle desselben darstellen. Die menschliche Vernunft und die wunderbare zweckmäßige dynamische und stoffliche Zusammenfügung des Weltalls sind unbestreitbare Thatsachen, deren Wesen von der metaphysischen theoretischen Auffassung, ob ihr Geschehen fatalistisch prädestiniert, nur teilweise vorausbestimmt oder gar völlig frei ist, keineswegs beeinflußt wird.

Wir brauchen uns deshalb vor einer neuen Erkenntnis, vor einer neuen Wahrheit, nie zu fürchten. Neu ist sie nur für unser menschliches Bewußtsein. Wenn sie wirklich wahr ist, waren ihre Bedingungen stets vorhanden und kann sie an und für sich nicht schlecht sein. Ich meine hier natürlich nicht wirklich neue Modificationen in der Evolution der organischen Natur, wie z. B. das Auftreten einer neuen Bakterien-Art in Europa. Es wird uns daher stets möglich werden durch gründliches Studium die nützlichen Seiten einer neuen Erkenntnis zu unserem Vorteil auszunutzen, ihre Nachteile zu bekämpfen und Letztere schließlich zu besiegen. So steht es auch zweifellos mit den Erscheinungen des Hypnotismus, die nach meiner nun vollständig feststehenden und mit Liebe bearbeitet und besonders mit Bernheim ganz übereinstimmenden Ansicht, soweit die Thatsachen über alle Zweifel sicher dastehen, mit dem neu umschriebenen Begriff der Suggestion absolut identisch sind. Die von vielen unklaren Köpfen, von den Spiritisten, aber auch von einigen redlichen und ernsten Forschern studierten und teilweise bestätigten Erscheinungen der sogenannten Telepathie, des Hellsehens, der Suggestion mentale (d. h. eines ohne äußere Zeichen und Sinnesvermittelung, einfach durch concentriertes Denken eines Menschen auf einen anderen Menschen sogar auf große Entfernungen übertragenen Einflusses, der bis zum Gedanken- und Willenszwang gehen kann) schweben meiner Ansicht nach noch im Bereich des völlig Unbewiesenen, Unerklärten und Unklaren. Die Spiritisten erklären alles Mögliche, sogar Geistesstörung und Suggestion durch Wirkung von „Geistern". Jede Hallucination ist ihnen ein Beweis davon. Ein großer Teil wenigstens der angeblichen telepathischen Erscheinungen erklärt sich einfach durch unbewußte Suggestion, denn wie Bernheim so richtig stets betont hat: die Suggestion infiniert sich überall, schleicht sich unvermerkt in alle Winkel unseres Handelns und Denkens, und wir müssen uns stets mit der größten Vorsicht umgeben und auf der Hut sein, um uns nicht von ihr täuschen zu lassen. Immerhin dürfen wir jetzt noch nicht alle Angaben über telepathische Erscheinungen als Täuschung oder Schwindel a priori von der Hand weisen. Neu sind übrigens dieselben am allerwenigsten. Die ganze Weltgeschichte wimmelt davon: Erfüllte Ahnungen, böses Anthun durch Gedanken, Sympathie, Hexengeschichten trifft man an allen Orten und zu allen Zeiten. Mit dem hingeworfenen Wort „Aberglaube" ist es zwar bequem über alle Schwierigkeiten hinwegzuspringen, aber damit ist nichts erforscht. Es müssen somit nach unserer Ansicht auch diese angeblichen Erscheinungen von der Wissenschaft, wenn auch mit bedeutender Skepsis und Umsicht studiert werden, auf alle Gefahr hin dafür ausgelacht zu werden. Ich bin von der unerschütterlichen Überzeugung, daß auch hier, wie beim Hypnotismus, die Rätsel sich ganz natürlich lösen und die Täuschungen und Mißverständnisse, vielleicht aber auch manchen interessante Thatsachen zu Tage treten werden.

Nun komme ich zu den Romanschriftstellern und dem Naturalismus. Ein Freund der Naturforschung, bin ich ein Laie in der Kunst. Doch kam es mir stets vor, daß ein Kunstwerk ohne innere Wahrheit nicht recht wirken kann. Um aber wahr zu sein, muß man den Gegenstand, den man malt, besingt oder beschreibt von irgend einer Seite wenigstens gründlich kennen. Und um ihn wirklich zu kennen, muß man ihn erlebt haben oder wenigstens viel Verwandtes erlebt und gefühlt haben. Jede Geschichte, die man auf Grund von Theorien und Forschungen Anderer erdichtet, die man nur am Schreibpult ausspinnt, alle a prioristische Deutungen von Ereignissen, die man, einer Theorie zu Lieb, in seiner Phantasie verarbeitet, werden nothwendig falsch, einseitig, tendenziös. Die sogenannten „Naturalisten" (wenigstens in dem Wenigen, was ich von ihnen las; ich will durchaus nicht sagen alle) kamen mir nichts weniger als wie wahre „Naturalisten", sondern mehr als Tendenztheoretiker vor. Der „Oswald" in den Gespenster von Ibsen soll z. B. einen paralytischen Irren vorstellen. Aber er ist so falsch geschildert, daß jeder Wärter einer Irrenanstalt und jede Frau eines Irrenhausbeamten, von den Irrenärzten selbst nicht zu sprechen, sofort sagt: „Was, das soll ein Paralytiker sein! Einen solchen Geisteskranken habe ich überhaupt nie gesehen." Wer dagegen den alten Volksdichter Bitzius (Jeremias Gotthelf) liest, und die Bauern der deutschen Schweiz kennt, sieht auf Schritt und Tritt so tief wahre und ergreifende Schilderungen der Wirklichkeit, eine so richtige und gründliche Menschenkenntnis, daß er davon gepackt wird. Ist es nicht tiefes Ergründen des Menschen und aller Winkel seines Gemüthes, seiner Leidenschaften, seiner Schliche, im Bösen wie im Guten, wodurch uns Shakespeare so ergreift? Also muß der Dichter, wie mir scheint, tief beobachten, überhaupt wahr beobachten und fühlen, und mit gefühlvoller Phantasie das Beobachtete beleuchten können, um Dichter zu sein. Dagegen scheint er mir auf Abwege zu gerathen, wenn er seine Phantasie auf unverdaute und mißverstandene wissenschaftliche Theorien wirft, die er nur oberflächlich fassen kann. Er künstelt dann eine einseitige unwahre Welt zusammen, verliert den Kompaß des gesunden Menschenverstandes und dadurch denjenigen der wahren Sittlichkeit, der wahren Ethik, ohne welche jede menschliche Gesellschaft sich bald zersetzt und jedes Kunstwerk im gleichen zersetzenden Sinne wirkt. Wie kann daraus eine rechte Ästhetik entstehen? Ich glaube, daß nur derjenige, der ein vollendeter vielseitiger Forscher ist, die Ergebnisse der Naturforschung zu einer wahren und großen Dichtung erheben könnte. Freilich sollte er zugleich eine große Dichternatur besitzen.

Jetzt gehe ich zur Beantwortung Ihrer Spezialfrage

Digitized by Google

über. Suggestion heißt Eingebung und setzt einen Eingeber voraus. Auto-Suggestion*) heißt Selbsteingebung; hier fehlt der Eingeber. Welche ist die, diesen beiden Begriffen gemeinsame Thatsache? Eine Vorstellung gewinnt eine gewisse Intensität und einen plastischen Charakter; es entspricht stets einer solchen Vorstellung eine intensive Gehirnthätigkeit. Die Association dieser Vorstellung mit Gefühlen, Bewegungsimpulsen, Hemmungen und allerlei unklaren unbewußten Vorgängen unserer Seele entspricht einer Verkettung jener Gehirnthätigkeit mit reizverstärkenden und reizhemmenden Apparaten des Gehirnes, welche andererseits ebenfalls andere Associationen in Gang setzen und in alle Körperteile überhaupt, durch das Nervensystem, Wirkungswellen senden können. Man hat durch den Ausdruck „psychische Reflexe“ etwas ganz Ähnliches bezeichnet. Lange nachdem Liébeault (1866) sein vorzügliches Werk über den normalen und den suggestiven Schlaf geschrieben hatte, schrieb Hack Tuke, ohne Liébault's Werk zu kennen, ein Buch über die „Einwirkungen der Seele auf den Körper“, worin ebenfalls eine bedeutende Zahl Beispiele von suggestiven und autosuggestiven Wirkungen beschrieben werden, die auf dem gleichen Mechanismus beruhen und das gleiche sind.

In der That ist jede Seelenthätigkeit ein „Dynamismus“ des Gehirnes. Keine spiritualistische Dialektik, keine Definition des Bewußtseins wird diese Thatsache aus der Welt schaffen. Daher wirkt auch jede Seelenthätigkeit dynamisch (als Motorlarkraft) und trophisch auf das Nervensystem und auf den übrigen Körper ebenso zurück, als sie von Sinneseindrücken und Körperthätigkeiten beeinflußt wird.

Was thut nun der Eingeber? Er beeinflußt die Vorstellungen des Anderen in zielbewußter, systematischer Weise, bewirkt zunächst durch die eingegebenen Vorstellungen gewisse Resultate, die besonders leicht zu erreichen sind, und überzeugt damit den Beeinflußten von seiner Macht über ihn. Je rascher und sicherer er operiert, desto besser gelingt es ihm, die Associationen (geordnete verkettete Thätigkeitskomplexe) oder Dynamismen des Gehirnes des Beeinflußten zu dissoclieren, das heißt in ihrem Zusammenhang zu lockern und seine Eingebungen d. h. solche Associationen, die er bewirken will, an ihre Stelle zu setzen. Dazu ist die sogenannte „Hypnose“, das heißt der suggerierte Schlaf besonders günstig, weil im normalen Schlaf die dem Denkprozeß entsprechenden Dynamismen des Gehirnes bereits sehr gelockert, unzusammenhängend und abgeschwächt sind (Traumleben). Ist aber im suggerierten Schlaf eine große Anzahl Suggestionen gelungen, dann braucht es keinen Schlaf mehr, und bei sehr suggestiblen Menschen braucht es von vorne herein keinen Schlaf, um erstaunliche suggestive Wirkungen zu erzielen. Mit der individuellen Willenskraft hat die Suggestibilität ebensowenig als mit der Hysterie oder mit Krankheit überhaupt etwas zu thun, viel eher dagegen mit der plastischen Phantasie. Es giebt sehr willensstarke Menschen, die zugleich sehr suggestibel sind, und sehr willensschwache Menschen, die es nicht sind, weil sie sich angenblickliche Gegenvorstellungen gebildet haben. Suggestibel ist vor allem derjenige, der fest überzeugt ist, daß er suggestibel ist, und der sich alles leicht plastisch vorstellt, weniger dagegen der Grübler.

Die suggestive Wirkung ohne Schlaf, im halbwachen bis ganz wachen Zustand, ist eine sehr gewöhnliche und leicht zu bewirkende Erscheinung. Es hängt fast nur vom Belieben und von der Gewohnheit des Eingebers ab, ob er eine förmliche Hypnose, d. h. einen suggerierten Schlaf oder suggestive Einwirkungen ohne Schlaf hervorruft. Für eine regelrechte Krankenbehandlung ist freilich aus allerlei Gründen die beste Regel, den Schlaf zunächst zu suggerieren.

Eine scharfe Abgrenzung der Begriffe der Suggestion und der Autosuggestion von denjenigen der psychischen Reflexe und der Beeinflussung von Menschen durch andere Menschen, das heißt von Gehirnen durch andere Gehirne im allgemeinen, giebt es nicht. Hier, wie überall in der Psychologie, zerfließen die Begriffe in einander. Doch giebt es relative Unterschiede, vor allem derjenige, der überall zwischen gelegentlichen Erscheinungen und instinktiven Handlungen einerseits, und zielbewußtem Experimentieren andererseits vorhanden ist. Zielbewußte Experimente waren schon die Produktionen der Magnetiseurs der alten Zeit und sind erst recht jetzt die Suggestionen der ärztlichen Hypnotherapenten der Neuzeit. Letzteren kommt außerdem ihr Verständnis des menschlichen Organismus, der Gehirnphysiologie und oft der Psychologie, vor allem das Verständnis dessen, was sie bei der Suggestion thun, zu gut. Durch systematisches Vorgehen erreicht man viel mehr, als durch gelegentliche psychische Beeinflussung: man dringt viel tiefer in die Gehirnmaschinerie hinein. —

Es ist somit nicht richtig, daß die Fälle von hypnotischer Beeinflussung unserer Seele nichts mit der uralten Erfahrung gemein haben, daß unser Wille durch Personen, die von uns besonders geliebt, verehrt oder gefürchtet werden, beeinflußt werden kann. Diese beiden Thatsachenreihen stehen im Gegenteil in großem Konner mit einander. Mit Recht hat der Philosoph Delboeuf, der zugleich eine Autorität in der Hypnotismusfrage ist, besonders betont, daß, um Jemanden hypnotisieren zu können, man vor allem sein Vertrauen, seine Zuneigung gewinnen muß (wie es Liébeault schon zeigte), und daß in der Hypnose selbst unangenehme und unerwünschte Suggestionen viel schwerer gelingen, als angenehme und erwünschte. Ja, Delboeuf hat sich zum Paradox hinreißen lassen, daß man nur dasjenige mit Erfolg suggerieren könne, was der Hypnotisierte wolle. Zwar schränkt Delboeuf diese Behauptung selbst vielfach ein, und in jener Schroffheit ist sie unbedingt unrichtig. Aber sie enthält eine tiefe Wahrheit, die auch Bernheim durchaus anerkennt. Es ist zum Beispiel so gut wie unmöglich, einem Untersuchungsgefangenen, der seine Missethaten leugnet oder

*) „Autosuggestion“ und „posthypnotisch“ sind insofern Barbarismen, als diese Worte halb aus dem Griechischen und halb aus dem Lateinischen gebildet sind. Abgesehen aber vom Ulus und von der allgemeinen Verständlichkeit dieser Ausdrücke wären richtiger gebildete Worte wie Autohypnobolie, Ipsisuggestion, epihypnotisch nicht gerade sehr wohlklingend.

Digitized by Google

durch Lügen verdreht, die Wahrheit im hypnotischen Schlaf zu entlocken. Er lügt in der Hypnose. Ich habe dies wiederholt erfahren, während es sehr leicht ist, in der Hypnose einen Zahn auszuziehen, ohne daß der Hypnotisierte irgend etwas fühlt. Durch Angst oder Einschüchterung kann man aber auch zuweilen Jemanden hypnotisierbar, resp. suggestiebel machen. Doch ist dies eine verwerfliche, schlechte Methode, die schaden kann. Es ist, wie man sieht, nicht leicht, Verbrechen zu suggerieren, weil der Hypnotisierte, sobald er merkt, daß man sein Vertrauen mißbraucht, dieses Vertrauen und dadurch seine Suggestibilität meist verliert. Wie oft habe ich Leute ihre Suggestibilität schon dadurch verlieren sehen, daß sie sich darüber ärgerten, als Demonstrationsobjekte zu Experimenten in Gegenwart fremder Personen zu dienen. Der Hypnotisierte ist eben kein einfacher Automat, oder er ist es nur zum Teil; sein eigenes Denken kann sich viel mehr wehren, als man meint. Nichts desto weniger muß ich, im Gegensatz zu Delbeuf und Gilles de la Tourette, darauf bestehen, daß Verbrechen suggeriert werden können. Allerdings sind besonders günstige Objekte dazu notwendig. Mit Recht betont Delbeuf, daß alle suggerierte Verbrechen, die als Experimente im Kabinett des Experimentators verübt wurden, nicht ganz beweiskräftig sind, weil der Hypnotisierte stets ihre Ungefährlichkeit gefühlt oder wenigstens vermutet haben kann. Es ist aber vor allem zweifellos sehr leicht, was selbst Delbeuf zugiebt, hypnotisierte Personen während der Hypnose zu mißbrauchen. Mit Professor von Lilienthal glaube ich jedoch, daß unsere bestehenden Gesetze im Großen und Ganzen genügen, die durch Suggestion möglichen Verbrechen zu erreichen und zu ahnden. Es ist allerdings dazu notwendig, daß Ärzte wie Juristen das Wesen und die Thatsachen der Suggestion studieren. Vor allem bin ich der Ansicht, daß die neuere klare Erkenntnis der Suggestion, wenn sie einerseits eine gefährliche Kenntnis in die Hand vieler schlechter Menschen legt, dieses reichlich dadurch kompensiert, daß sie andererseits erstens die Verteidigungswaffe gegen den Mißbrauch ebenfalls in die Hand Aller setzt, zweitens, daß sie uns ein wertvolles Heilmittel und Einwirkungsmittel für Gutes überhaupt giebt. Sie wirft außerdem reichliche Lichtstrahlen in die menschliche Psychologie. Die Vorteile sind zweifellos viel größer, als die Nachteile. Man hat zwar noch viel von Schädigungen der Gesundheit durch die Hypnose gesprochen. Bei sachgemäßer Anwendung der suggestiven Behandlung durch Ärzte, die sie begriffen haben, kommt solches gar nicht vor, und selbst die paar Fälle, die durch ungeschickte Operateurs oder durch falsche Methoden verschuldet wurden, sind ungeheuer übertrieben worden. Thatsächlich glaube ich endlich, daß in der abergläubischen guten alten Zeit viel mehr Verbrechen durch (allerdings nicht als solche erkannte) Suggestion verübt worden sind, als jetzt.

Die sensationellen Berichte der Neuzeit über suggerierte Verbrechen oder Verbrechen durch sogenannte telepathische Einwirkung sind bisher alle oder fast alle in Nebel geblieben oder in's Nichts zerfallen, weil sie das Produkt der aufgeregten Phantasie hypnotismophober Menschen (entschuldigen Sie den Ausdruck) waren. Lassen wir doch diese Fälle sich zunächst öffentlich vor Gericht abwickeln und aufklären, bevor wir ungereimte, phantastische Romane darüber schreiben. Wir dürfen dabei die eingebildeten Hypnosen nicht vergessen. Es ist in der Psychiatrie bekannt, daß gewisse, an Verfolgungswahn leidende Menschen, für ihren Wahn, ihre Halluzinationen und ihre krankhaften Gefühle mysteriöse Erklärungen suchen, die sie als wirkliche Erlebnisse ihrer Umgebung zum besten geben. Neue, noch wenig verstandene Entdeckungen der Wissenschaft werden gerne dazu verwendet. Früher behaupteten solche Kranke, daß sie heimlich elektrisiert wurden; als das Telephon aufkam, wurden sie telephonisch von Stimmen verfolgt. In neuester Zeit klagen nun bereits manche derselben darüber, daß sie heimlich hypnotisiert werden. — Erpressungsversuche durch lügenhafte Vorgabe, man sei hypnotisiert worden, liegen jedenfalls auch näher, als wirkliche Verbrechen.

Es dürfte aus dem Gesagten nun klar genug hervorgehen, daß wir keinen Grund haben, uns Angstgespenster vor der Erkenntnis der Suggestion zu machen. Bis auf den klar auf wissenschaftlichem Wege gelieferten Beweis des Gegenteils, glaube ich für meinen Teil nicht an die Telepathie, resp. an die sogenannte Suggestion mentale, so daß ich mit Ihnen die Nichtigkeit der in den drei Beispielen Ihrer Anfrage enthaltenen Angaben bezweifle. Die Experimente von Ch. Richet, Myers u. A. m., welche die Telepathie beweisen sollen, können mich bis jetzt durchaus noch nicht überzeugen. Es kann dagegen allerdings, das will ich nicht leugnen, in einem oder dem anderen der drei Fälle, oder vielleicht in allen dreien, Suggestion mitgewirkt haben. Um jedoch darüber ins Klare zu kommen, in wie weit es der Fall gewesen ist, wäre eine gerichtliche Untersuchung mit Expertise notwendig, welche die Phantasie von der Wirklichkeit zunächst zu scheiden hätte. Wie sehr ein einziges gefälschtes Faktum das ganze Suggestionsstück umstoßen kann, ersieht man aus einem Beispiel. Der erste Fall wird von einigen auch so dargestellt, daß der Maceen und seine Frau in glücklicher Ehe lebten. Wie es in Wirklichkeit war, weiß ich nicht. Nehmen wir aber einen Augenblick an, es sei dieses nicht der Fall gewesen, die Frau sei nervös und excentrisch, zugleich dabei von ihrem Mann oder von seiner Familie unterdrückt, daher unglücklich gewesen, während doch das Vermögen von ihr hergerührt habe (es giebt ja so viele Ehen, die heimlich unglücklich sind) wie ganz anders klingt dann der ganze Roman und wie natürlich reiht er sich unzähligen ähnlichen wahren Romanen an, die so lange vorkamen, als es Menschen und Liebe gab.

Der zweite Fall ist derjenige, der am meisten für eine suggestive Einwirkung spricht. Es können ja Absichten und Gedanken auch ohne Worte mitgeteilt werden. Jedenfalls aber dürfte eine objektive fachmännische Untersuchung des Falles ein ganz anderes Bild als dasjenige geben, das in der von Ihnen wiedergegebenen Darstellung steht, und ich glaube, daß die Mysterien bald gelüftet wären. Vor drei Jahren, als der Hypnotismus, wie die meisten neuen Ereignisse, alle Gebildeten beschäftigte, schrieb mir ein sehr tüchtiger

Digitized by Google

und zuverlässiger Arzt eine höchst interessante Geschichte, die er bei einem Straffall erlebt hatte, als er früher Spitalassistent war. Er brachte dieselbe mit Suggestion in Verbindung und als ich seine umständliche Darstellung las, war ich ebenfalls dessen überzeugt. Ein junger Kommis, brav und treu, wurde von einem älteren schlechten Angestellten vielfach mißhandelt, und schließlich machte der Letztere an ihm einen Mordversuch durch Aufhängen, um dann glauben zu lassen, daß der arme Junge der Dieb von Geldsummen sei, die er gestohlen hatte. Durch Zufall wurde der Junge rechtzeitig entdeckt und gerettet, blieb aber längere Zeit bewußtlos. Der Mörder log vor, sein Opfer habe einen Selbstmordversuch gemacht und halt selbst bei der Rettung mit. Der Junge behauptete anfangs, als er erwachte, daß er in der That sich selbst habe töten wollen. — An dieses anklingend täuschte sich der Arzt in seiner Erinnerung derart, daß es so herauskam, als ob der Junge schon längere Zeit vorher als blindes Werkzeug habe den suggestiven Befehlen des älteren gehorchen müssen, sich nach der That für einen Selbstmörder gehalten habe und erst später sich des Mordversuches an ihm erinnert habe, als ihm der wahre Sachverhalt vorgehalten wurde, nachdem der Mörder sich selbst im betrunkenen Zustand verraten hatte. Eine Menge zum Teil unrichtige Details wurden angegeben und schienen sehr für Suggestion zu sprechen. Der Junge erschien im Licht dieser Darstellung als reiner Automat in den Händen des diabolischen Tyrannen.

Der Fall interessierte mich so, daß ich ihm genau nachging. Der Mörder saß seit mehr als 8 Jahren immer noch im Zuchthaus. Ich studierte die Gerichts-Akten durch, und fand nichts darin, was für Suggestion sprach. — Ich ließ den Mörder einvernehmen, der allerdings nur heuchlerische Phrasen vorbrachte. Endlich ließ ich das unterdessen zum braven Mann herangewachsene ehemalige Opfer zu mir kommen, und dasselbe zum Essen ein, ließ es alles genau erzählen und hypnotisierte es. Dabei zeigte sich, daß im ganzen Fall keine Spur von Suggestion vorlag. Als der Junge zugab, er sei Selbstmörder, war er noch nicht wieder zum klaren Bewußtsein zurückgekehrt und befahl blos suggestive Fragen des durch die Lüge des Mörders voreingenommenen Untersuchungsrichters. Nachher frug man ihn nicht mehr, bis der Mörder sich selbst verraten hatte, und so fort. Er stellte alles, was auf suggestive Einwirkungen des Mörders auf ihn vor dem Morde zu deuten schien, in Abrede oder erklärte es auf andere sehr einfache und einleuchtende Weise. Den jungen Mann konnte ich zwar hypnotisieren, doch war er nur mäßig suggestibel und zeigte in der Hypnose nicht den leisesten Anhaltspunkt, der auf frühere suggestive Einwirkungen des Mörders gedeutet hätte. Wären solche damals dagewesen, so wären sie wohl leicht durch Association hervorgerufen worden. Zudem war der Mann von sehr offenem Wesen, was meine Ausforschung bedeutend erleichterte. Man sieht aus diesem Beispiel, wie ein tüchtiger, objektiver, wissenschaftlich gebildeter Mann, durch eine eigene Vorstellung selbst suggeriert, sich in seinen Erinnerungen täuschen und dieselben unbewußt im Sinn seiner nunmehrigen Idee färben konnte. Wie viel mehr Autosuggestion darf man wohl bei Ihren Gewährsleuten erwarten?

Ich schließe meine schon viel zu lang gewordene Antwort mit der Bitte: Zuerst wahre Thatsachen gut beobachten und erst dann Romane darüber schreiben. Sapienti sat.

Hochachtungsvoll

Burghölzli, 9. November 1890. August Forel.

Der Verfasser des dritten Gutachtens ist der bekannte Vertreter der Physiologie an der Wiener Hochschule, Professor Dr. Siegmund Exner:

Sehr geehrter Herr!

Mit dem neu erfundenen Worte „Suggerieren“ pflegt man in jüngster Zeit zwei, wohl nur quantitativ nicht qualitativ verschiedene Arten der Beeinflussung eines Individuums durch ein anderes zu verstehen. Die erste ist seit langem und allgemein bekannt; nur der neue gelehrte Name kann den Einen oder Andern glauben machen, man habe es mit einer neuen Erscheinung zu thun. Jede unserer Handlungen geschieht auf Grund einer gewissen Abwägung der Motive, die dafür und dagegen sprechen. Beabsichtigt Jemand, um das Allergewöhnlichste als Beispiel zu wählen, einen Spaziergang, so schätzt er zuvor das Gewicht der Argumente ab: ich muß für meine Gesundheit sorgen; ich will doch erzählen können, welches Wetter heute war ꝛc. gegen die wider den Spaziergang sprechenden Argumente: ich verliere Zeit für meine Arbeit; das Wetter könnte umschlagen ꝛc. Die Motive, welche schwerer zu wiegen scheinen, bestimmen die Handlungsweise. Nun ist aber das Gewicht eines solchen Argumentes, sowie die Anzahl derselben in der That bei den meisten Menschen sehr beeinflußbar. Kommt zu dem Unschlüssigen ein Freund, der ihm die Gefahren eines möglichen Unwetters schildert, so gewinnt vielleicht das ursprünglich unbedeutendste Argument ein an der Wagschale des Entschlusses ausschlaggebendes Gewicht; denn dieses hängt sehr wesentlich von der Lebhaftigkeit der einschlägigen Vorstellungen ab. —

In dieser Verstärkung der Handlungsmotive durch die Lebhaftigkeit der Vorstellungen und die Vermehrung aller auf eine Wagschale drückenden Gewichte, beruht das psychologische Moment, durch welches Kanzelredner, Advokaten und Parlamentarier wirken. Es ist so alt wie die Geschichte. Denken wir uns aber, der Freund schildere in geschickter Weise den ungeheuren Wert der Arbeit, die in der Zeit des beabsichtigten Spaziergangs geleistet werden könnte, die Fälle, in denen Leute durch Sonnenstich, durch Blitz, durch Erfrieren, durch einen herabfallenden Dachziegel getötet worden sind, die Glossen, welche Verwandte über die durch das Spazierengehen vergeudete Zeit machen könnten u. s. w., und denken wir uns das betreffende Individuum von unselbständigem, sehr impressionablen Geist, so ist es wohl möglich, daß das Gewicht der Argumente gegen den Spaziergang in ihm zu einer Größe anwächst, die den sonst normalen Menschen bestimmt, sich auf Tage oder Wochen in seine Wohnung einzusperren und das Leben eines Sonderlings zu führen. Nach heutigem Sprachgebrauche würde man sagen, er sei das Opfer einer

Digitized by Google

Suggestion geworden. Mag man es immerhin so nennen, wenn man sich darüber klar ist, daß er dasselbe nur entsprechend seiner Individualität in erhöhtem Grad erfahren hat, was jeder erfährt, der, von einer Rede hingerissen, sein Votum abgiebt.

Hierher gehört das erste Beispiel, das in Ihrer Anfrage mitgeteilt ist: früher hat man gesagt, eine Frau sei in einer schwachen Stunde überredet worden, die Treue zu brechen, jetzt heißt es Suggestion. Früher sagte man: sie verbrachte Tage oder Wochen in einem weltentrückten Liebesrausch; jetzt fragt man nach den geheimnisvollen Ursachen, aus welchen die Dame sich für die Ereignisse jener Tage unbesinnlich zeigt. Der alte Ausdruck Liebesrausch sagt es deutlich genug; an den eingbegrenzten Kreis lebhafter Vorstellungen, die uns im Rausche beherrschen, knüpfen sich wenig Associationen, und deshalb erinnern wir uns, in das Alltagsleben zurückgekehrt, schwer daran.

Hier sind wir an der Brücke angelangt, welche zur zweiten Art der Beeinflussung eines Individuums durch ein anderes, die heute Suggestion genannt wird, führt.

Wir sprechen nicht nur von einem Liebesrausch, sondern auch von einem Liebestraum. Der Rausch und der Traum haben das gemeinschaftlich, daß eine Gruppe mit einander verknüpfter Vorstellungen sehr lebhaft sein kann, während andere Vorstellungsgebiete dem Bewußtsein vollkommen entrückt sind. Träumen wir, mit einer längst verstorbenen Person zu sprechen, so wachen wir bezüglich der Erinnerungsbilder, die wir von ihrem Gesichtsausdruck, ihren Bewegungen, ihrer Stimme u. s. w. haben, wir schlafen aber betreffs der Erinnerungsbilder an ihren Tod, ihr Begräbnis und allen sich daran knüpfenden Erlebnissen. Es giebt eben einen „partiellen Schlaf". Der „Mondsüchtige" wacht in Bezug auf die Vorstellungen von der Treppe, die er emporsteigt, und den Weg, den er zu gehen hat, um auf das Dach zu gelangen; er schläft in Bezug seiner Ideenkreise von den Gefahren, denen er sich aussetzt von der Absonderlichkeit seiner Lage, von Anstand und Sitte.

Auch die Hypnose ist ein schlafähnlicher Zustand. Vorstellungskreise können, — ähnlich wie beim normalen Schlafe — durch äußere Einwirkung angeregt und wach erhalten werden, während das Individuum in Bezug auf die ungehemmte Mehrzahl seiner Erinnerungsbilder schläft. Soll die äußere Einwirkung von einem Menschen ausgehen und mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit die Richtung einschlagen, die er wünscht, so braucht er dazu eine gewisse Geschicklichkeit, wie zur Erreichung jedes andern Zweckes auch; von einer anderen geheimnisvollen Macht, die er besitzen müßte, kann unter ernsten Menschen nicht die Rede sein. Je enger das wachende Vorstellungsgebiet ist, desto leichter wird das Gewicht der Motive für eine bestimmte Handlungsweise ausschlaggebend gestaltet werden können: „es wird in der Hypnose suggeriert." Aber wie man von einem normalen Traum erwacht, und noch nach geraumer Zeit die heitere oder traurige Stimmung desselben in sich fühlt, auch noch in der einen oder andern Richtung angeregt sein kann, so wird der aus der Hypnose Erwachende noch gewisse dumpfe Erinnerungen in sich finden, und so kommt es, daß er, entsprechend einer ihm in der Hypnose gewordenen Suggestion, einen Drang in sich fühlen kann nach diesem oder jenem, oder einen Wunsch eine bestimmte (ihm suggerierte) Handlung auszuführen. Man spricht dann von einer „posthypnotischen Suggestion" und hat es allerdings mit einer ganz interessanten Erscheinung zu thun, die aber doch nur graduell verschieden ist von der Erscheinung, daß ein Mensch, der gegen Morgen von den erquickenden Frühlingslüften auf einer blumenübersäten Trift geträumt hat, nach dem Frühstück seinen Hut nimmt und sich sagt: ich will doch wieder einmal einen Morgenspaziergang machen.

Mit der Frage nach der Freiheit des Willens hat weder die eine noch die andere Erscheinung etwas zu thun, oder doch gewiß nicht mehr als die Erscheinung, daß verschiedene Menschen in verschiedenem Grade solchem „dunklen Drange" zu folgen pflegen, Manche ihre Handlungsweise allerdings fast nur nach derartigen unklaren, momentanen Stimmungen einrichten. Aber auch das ist längst bekannt. Übrigens liegt es, wie man weiß, im Belieben des Individuums sich hypnotisieren und dadurch suggestionsfähig machen zu lassen, denn man kann (abgesehen von gewissen pathologischen Fällen) Niemanden gegen seinen Willen hypnotisieren. Wer sich aber freiwillig beraubt, darf die Folgen davon nicht mit der ihm geraubten Freiheit des Willens beschönigen. — Demnach scheint mir die zweite und dritte Geschichte, welche Sie, aus Zeitungsnachrichten schöpfend, zur Illustration der Suggestionsfrage mitteilten, sofern es sich um diese letztere handelt, von den Erzählern gänzlich falsch gedeutet. Seltsame Ereignisse haben sich jederzeit zugetragen, und es ist charakteristisch für unsere Zeit, daß, sowie vor einigen Jahrhunderten in diesen Fällen nach der Hexe geschrieen wurde, heute als modernes Schlagwort für das Gruselig-Rätselhafte die Suggestion herangezogen wird.

Dies meine Meinung über die angeregte Frage, welche das Laienpublikum mehr bewegt, als ihrer Tragweite entspricht. Was die poetische Verwertung derselben betrifft, so fällt für mich die Frage, ob Hypnose und Suggestion wertvolle psychologische Grundlagen für ein Dichterwerk sind, mit der Frage zusammen, ob ein Wein- oder Morphiumrausch, oder der moderne Cocainrausch mit ihren Folgen würdige Probleme für poetische Schöpfungen abgeben. Die Antwort hierauf überlasse ich Anderen.

Hochachtungsvoll

Siegmund Exner.

Wien, den 11. November 1889.

Man sieht: auch diese Gutachten differieren sowohl unter einander als auch mit den zuerst abgedruckten. Und doch: wer könnte leugnen, daß nun doch etwas mehr Licht in die Sache gekommen, als es der gebildete Laie bisher hatte. Und so viel ist schon heute gewiß: wie verschieden auch die Gelehrten, die wir bisher gehört, über Hypnotismus und Suggestion denken mögen — von jener Art, wie der moderne Naturalismus diese Erscheinungen gebraucht, wollen sie alleſamt nichts wissen und weisen dieselbe schärfstens zurück. Einige andere Gutachten die uns noch in Aussicht gestellt sind, werden wir in einem der nächsten Hefte folgen lassen.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Zu der im Heft IV. gegebenen Fortsetzung der Mitteilungen aus Goethe's Briefwechsel mit Friedrike Unzelmann-Bethmann sei die Klarstellung eines Punktes hier nachgetragen. Da sowohl der in allen Thatsachen sonst unbedingt verläßliche Teichmann als auch Brachvogel die am 18. Januar 1786 auf der Berliner Bühne aufgeführte Bearbeitung des Voltaire'schen Tancred als von Goethe herrührend bezeichnen, und andererseits Goethe selbst wiederholt die zweite Hälfte des Jahres 1800 als die Entstehungszeit seiner Bearbeitung angiebt, so wandte ich mich, um den Widerspruch aufzuklären, an eine in derlei Fragen sehr kompetente Persönlichkeit, und erhielt die Antwort: Obwohl von einer früheren Bearbeitung des Voltaire'schen Dramas durch Goethe nichts bekannt sei, so seien doch andererseits die von Teichmann dem Repertoir-Verzeichnisse entnommenen Angaben unbedingt glaubwürdig, so daß es immerhin denkbar sei, es habe auch damit seine Richtigkeit. So hielt ich es für angezeigt, beide Angaben nebeneinander zu stellen und auf den Widerspruch aufmerksam zu machen. Derselbe hat sich seither in sehr einfacher Weise aufgeklärt. Herr Dr. Otto Devrient, der derzeitige Direktor des königlichen Schauspielhauses, hat auf mein Ersuchen die Güte gehabt, die Quellen Teichmanns, die alten Repertoirbücher, einzusehen, und teilt mir als Ergebnis mit, daß die an dem gedachten Tage gegebene Bearbeitung nicht von Goethe, sondern von Barth herrührt, und offenbar nur einmal gegeben worden sei. Teichmanns Versehen ist ganz unerklärlich, da dieser Autorname in den Verzeichnissen übereinstimmend angegeben ist. Ferner sei noch beigefügt, daß Lerse seit 1795 in Wien gelebt, (gestorben ist er 1800) so daß ihn die Künstlerin, da sie nicht in Wien gastiert, nicht dort kennen gelernt haben kann. Endlich macht mich ein liebenswürdiger Freund dieser Zeitschrift darauf aufmerksam, daß die französische Theatergeschichte einige Fälle aufweise, wo sich Schauspielerinnen auch in ihrem Testament gleich Friederike Unzelmann um eine stattliche Reihe von Jahren jünger gemacht. K. E. F.

— Nur ein schmächtiges Heftchen, aber von reichem, erfreulichem und beachtenswertem Inhalt ist die Schrift: „Theater und Kirche. Darstellung ihres geschichtlichen Verhältnisses mit einem Ausblick in die Zukunft. Von einem Theologen". (Bremen, M. Heinsius Nachf. 1890). „Religion und Kunst", beginnt der Autor, „stehen im Verhältnis von Ursache und Wirkung", was wir Nicht-Theologen freilich nur insofern zugeben werden, als auch wir dessen eingedenk sind, wie sich diese beiden stärksten unter den idealen Trieben der Menschenbrust in jenen Epochen, welche wir als Lichtzeiten der Menschheit bezeichnen dürfen, einander auf's Innigste durchdrangen und stärkten. Und ähnlich wie bei diesem Satz, wird unser Urteil bei vielem Anderen lauten müssen, welches das Schriftchen enthält. Aber in allen Hauptsachen erweist sich der Autor als ein so durchaus humaner, dabei trefflich unterrichteter und von den edelsten Absichten erfüllter Mann, daß wir jede Einwendung im Kleinen als eine Mäkelei empfinden würden und daher unterlassen. Den Inhalt bildet zunächst eine kurze Übersicht der Entstehung des Theaters aus dem religiösen Spiel, von den ältesten Zeiten bis in's 17. Jahrhundert hinein, wo sich Kirche und Theater im Wesentlichen noch wohl verstanden. Ein Bruch begann sich erst mit dem 30jährigen Kriege vorzubereiten, der ja die Nation überhaupt geistig und materiell fast jählings verarmen ließ, die Komödie häufen sich dann durch das Erstarren des religiösen Lebens einerseits, die Zuchtlosigkeit des Theaters andererseits immer mehr; und während noch gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts im ersten Hamburger Theaterstreit Pastoren nicht bloß als Angreifer, sondern auch als Verteidiger auftraten, wuchs in der Folge namentlich von pietistischer Seite der Widerstand gegen das Theater immer mehr an, bis im zweiten Hamburger Theaterstreit von 1768 ab Lessing seinen Kampf gegen die Goeze und Konsorten, und mit ihnen gegen eine breite und tiefe Strömung im Publikum auszukämpfen hatte. Die Dinge wandten sich zum besseren, als einerseits durch den Rationalismus der Fanatismus abgestumpft, andererseits in tausenden von Gemütern ein idealer Drang wachgerufen wurde, welcher seine Befriedung in der Schaubühne suchte, da sie ihm die Kirche nicht zu gewähren vermochte. Dies Alles schildert unser Autor in kurzer, anellenmäßiger, lebendiger Darstellung; auch die Schilderung der Beziehung der Kirche zum Theater in neuester Zeit ist sehr übersichtlich und erfreut durch die Vorurteilslosigkeit des Standpunkts. Der Verfasser weiß genau, wie viel eine würdige Schaubühne wert ist, und wie wenig sie, sofern sie ihre Aufgabe würdig erfüllt, den Zorn oder die Eifersucht der Kirche verdient. Andererseits allerdings ist auch ihm der Blick dafür geöffnet, welche Schäden das moderne Theater der Gegenwart aufweist, und was er zur Behebung derselben vorbringt, mag allerdings allzu idealistisch, ja geradezu phantastisch klingen, aber ein richtiger Kern ist doch darin. Von jenen Rezepten, welche in neuester Zeit von Hans Herrig und Anderen der deutschen Schaubühne verschrieben worden, der Gründung eigener Volksbühnen ohne Berufsschauspieler, ohne Dekoration, und was die künstlerische Form betrifft, einer Zurückschraubung auf die derbe Holzschnitt-Manier des Mittelalters will auch unser Autor so wenig wissen, wie etwa wir; im Gegenteil betont er sehr richtig, daß darunter die Kunst selbst leiden würde. Seine Forderungen sind anderer Art: daß sich der Staat um das Theater nicht mehr nur eben als um ein Gewerbe kümmere, zu dem er die Konzession erteilt, daß er es vielmehr in die Reihe der Kunst- und Bildungsanstalten einstelle, welche der Verwaltung für Ministerien für Unterricht und Kultus unterworfen sind. Das wäre nun freilich nicht blos umzuführbar, und die Verstaatlichung des Theaters, die Regelung des gesammten Bühnenwesens durch die Hoftheater, die Auswahl der Stücke durch staatliche Organe u. s. w. würde nicht blos einen ungeheuerlichen, gänzlich undenkbaren Mechanismus bedingen, sondern auch große Gefahren für jene Freiheit bedeuten, deren die Kunst bedarf. Reduziert man jedoch den Vorschlag darauf, daß der Staat mehr als bisher darauf bedacht sei, dem Schauspiel als Bildungsstätte zu Hilfe zu kommen, und also die Hoftheater zu Kunstanstalten ersten Ranges zu erheben, staatliche Theaterschulen zu schaffen, und an die Stelle der Polizei im Sinne jener Ausführungen, welche im letzten Hefte dieser Zeitschrift von einem juristischen Fachmann gegeben wurden, das Gesetz zu stellen, endlich aber dem Unwesen der Tingel-Tangel, wenn nicht ein Ende zu machen, so doch scharf auf die Finger zu sehen, so sind dies Alles wohl mögliche Dinge. Nochmals, Gott schütze das deutsche Theater vor der Verstaatlichung und was einer Ausführung seiner bezüglich zu Anregungen für Folgen hätte, würden den Autor selbst am wenigsten erfreuen, aber eben darum, weil er nicht blos Theologe, sondern auch ein wahrheits- und kunstliebender, dabei unbefangener Mann ist, ist seine Broschüre trotzdem lesenswert.

— Die „Deutsche Dichtung" betrachtet es mit Recht als keine Überschreitung ihres Programms, wenn sie wertvolle kulturhistorische Werke dem Bereich ihrer Betrachtung einfügt; und darum sei auch an dieser Stelle eines Buches gedacht, dem es auch sonst nicht an der verdienten Empfehlung gefehlt hat, ohne daß es gleichwohl bisher jene Beachtung gefunden hätte, die es um seiner trefflichen Absicht, seines wertvollen Inhalts, und seiner ebenso gediegenen als geschmack-

Digitized by Google

vollen Ausstattung willen verdient. Der erste Besuch Kaiser Wilhelms II. in Straßburg und die Erbauung eines Kaiserpalastes in der altehrwürdigen Hauptstadt der vor zwanzig Jahren wiedergewonnenen Westmark des Reichs, war nur der äußere Anstoß zur Abfassung dieses Werkes; eine Gelegenheitsschrift von rasch vergänglicher Bedeutung ist das Buch: „Deutsche Kaiser und Könige in Straßburg. Blätter aus der Geschichte der Westmark des Reichs von Hermann Ludwig“ keineswegs zu nennen. An die Besuche deutscher Kaiser und Könige in Straßburg anknüpfend — von den Karolingern bis auf Maximilian II. nahmen fast alle deutschen Kaiser in ihren Mauern vorübergehenden Aufenthalt, dann bis auf Wilhelm I. nur noch Joseph II. — schildert der für die Lösung seiner Aufgabe trefflich ausgerüstete Verfasser das geistige wie das materielle Leben der altehrwürdigen Münsterstadt in quellengetreuer und dabei lebens- und geschmackvoller Weise. So führt uns denn der erste Abschnitt die königliche Stadt der Karolingerzeit, der zweite die Bischofsstadt, der dritte die freie Reichsstadt, der vierte die Schicksale Straßburgs unter der französischen Herrschaft, der letzte die Entwicklung seit 1870 vor. Einzelheiten herauszugreifen ist hier nicht des Ortes, wohl aber muß dem Buche im Ganzen und Großen das Lob gezollt werden, daß es, ohne irgendwie im schlimmen Sinne des Worts populär zu werden und unter Festhaltung seines ernsten, wissenschaftlichen Charakters, gleichwohl durchweg fesselnd ist und in seiner ruhigen und dabei charakteristisch gefärbten Darstellungsweise vielfach als Muster dafür gelten darf, wie derlei Aufgaben auch für jeden Gebildeten anziehend zu lösen sind. Nicht ohne herzliche Freude wird man namentlich das letzte Kapitel lesen. Es steht ja auch im Elsaß lange noch nicht Alles so, wie es sein sollte, aber die Grundlagen einer gedeihlichen Entwicklung sind immerhin gelegt, und der deutsche Geist hält fest, was das deutsche Schwert erobert. Allerdings kam die Rettung in zwölfter Stunde. Die Zahl jener Männer, welche noch deutsches Wesen festhielten, war seit der Mitte dieses Jahrhunderts stark zusammengeschmolzen, und der schlichte Ausruf eines dieser Braven, es sei schwer, sich dem reißenden Strom entgegenzustellen, aber es müsse eben sein, macht uns deßhalb keinen minder tiefen Eindruck, weil sich die Zeiten inzwischen so herrlich zum Guten gewandelt. Ein besonderes Wort der Anerkennung verdient auch die Ausstattung; denn wie mächtig auch das deutsche Buchgewerbe im letzten Jahrzehnt vorgeschritten, so erscheinen doch in Deutschland nicht allzu viele Bücher in einer Ausstattung, wie sie hier ein Straßburger Verlag (C. F. Schmidts Universitäts-Buchhandlung Friedrich Bull) geliefert. Der mächtige Quartband auf feinstem und stärkstem Papier in mustergültigem Antiqua-Druck und mit farbiger Einrahmung gehört tatsächlich mit zu dem Gediegensten, was uns seit lange unter die Hände getommen, und den gleichen Eindruck machen die Illustrationen im Buntdruck, Holzschnitt und Ätzung. Es sind dies teils Portraits der Kaiser, teils die Wiedergabe von Münzen und denkwürdigen Gebäuden der Münsterstadt.

— „John Brinckmanns „Kaiper Ohm un ick“ ist ein Roman von einer Vollendung, daß man prophezeien darf, man wird ihn lesen, so lange man plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Freunde und Verehrer wird wachsen mit den Jahren“. So hat kein Geringerer als Klaus Groth dem Buche nachgesagt, daß uns nun in vierter Auflage (Rostock, Wilh. Werthers Verlag 1890) vorliegt, aber trotz dieser Empfehlung Groth's und der vierten Auflage — wie viele unserer Leser kennen das Buch? Brinckmann (1817—1870) ist nun zwanzig Jahre todt, er lebte als Lehrer in seiner niederdeutschen Heimat, in Nord-Amerika und Brasilien und wirkte seit 1849 wieder daheim, an der Realschule zu Gröstrow, wo er auch gestorben ist. Die Zahl seiner plattdeutschen Werke ist zahlreich, nächst dem vorliegenden Roman scheint das Märchen vom „Bos und Swinegel“ das bekannteste; wie wenig er zu Lebzeiten beachtet wurde, beweist wohl am besten die Notiz des Verlegers, daß sich „die Reihenfolge seiner selbständig erschienenen plattdeutschen Werke nicht feststellen läßt“. So ist denn diese vierte Auflage wieder einmal ein tröstlicher Beweis, daß sich das Gute zuweilen doch Bahn bricht. Und dies ist ein gutes Buch, zunächst für die Landsleute des Dichters, aber auch der Oberdeutsche wird die harte Mühe, die ihm das Hineinleben in diesen mit starrem Eigensinn bis auf's Z-Tüpfelchen festgehaltenen Dialekt bereitet — wer Fritz Reuter glatt liest, wird deshalb Brinckmann noch lange nicht ganz verstehen — schließlich nicht unbelohnt finden. Ein großer Künstler war der Gröstrower Schulmeister nicht und mit Reuter darf man ihn nicht vergleichen wollen, aber eine ganz ungewöhnliche Schärfe der Beobachtung und schlichte Kraft der Schilderung, eine starke Dosis derben, urgesunden, echt-niederdeutschen Humors und fast ebenso viel Gemüt waren ihm eigen und darum haben seine Geschichten von „Keppen (Kapitän) Pött“ vulgo „Kaiper Ohm“ das Zeug in sich, ihn noch lange zu überleben. Die kuriose Gestalt läßt sich kaum besser charakterisieren, als es Brinckmann selbst in einer „Glosse“ gethan hat: „Bei ihm finden sich vereinigt: Mut und Gottesfurcht, Thätigkeit und Sparsamkeit, Rechtssinn und Freimütigkeit, aber auch an die Grenze des Rohen streifende Derbheit und alberne Vornehmthuerei, aus Geld-, Familien- und Kastenstolz gemischt, eine tüchtige Portion grotesken Eigendünkels und scurriten Besserwissens neben einer kleinen Quote kleinlicher Angst, die ihre tiefen Schlagschatten über jede liebenswürdige und schön menschliche Seite werfen und nicht selten in eine Rodomontade ausarten, welche man nur dann übertrieben nennen darf, wenn man sie eben als in Wirklichkeit vorgekommen nicht gelten lassen will, wozu man aber kein Recht hat“. Diese letztere Bemerkung kennzeichnet zugleich den Verfasser selbst vortrefflich: was er gesehen und gehört, hat er aufgezeichnet, ergo darf man's nicht bezweifeln; den ungeheuren Unterschied zwischen der realen und der künstlerischen Wahrheit vermag dieser naive Schilderer gar nicht zu ahnen. Thut nichts! — wen diese Schnurren nicht lachen machen, wird's überhaupt schwer können und wer aus ihnen nicht ein gut Stück Kenntnis niederdeutschen Volkscharakters holt, muß harthörig und stumpfsinnig sein. Eine Vermehrung der erläuternden Noten wäre freilich für eine neue Auflage dringend zu empfehlen; zu den löblichsten Stellen gehören übrigens die im „Meßlingsch“, also allgemein verständlich geschriebenen; in der Virtuosität, mit welcher er dies Sprechgemenge handhabt, erinnert Brinckmann thatsächlich an seinen großen Landsmann; gegen die „Frenden“, also Alles, was nicht Platt spricht, ist er freilich noch viel exklusiver, als dieser.

— An Anthologien ist in Deutschland bekanntlich kein fühlbarer Mangel, auch an solchen religiösen Inhalts nicht. Wenn wir gleichwohl der neuesten solchen Blütenlese: „Gott schütze Dich“, von A. Heinzeler ausgewählt, ein freundliches Geleitswort spenden wollen, so geschieht es, weil der Verfasser, ein in den Ruhestand getretener evangelischer Geistlicher, seine Sache ebenso gut und geschmackvoll gemacht hat, wie es die Ausstattung ist, die der Verlag von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart dem Buche hat zu teil werden lassen. Mit Recht hat sich Heinzeler nicht allein auf den engeren Kreis geistlicher Liederdichter beschränkt, sondern auch Dichter, wie Schenkendorf, Rückert, Geibel, Lingg, Pfau, Hartmann, daneben auch weniger bekannte Poeten zu Worte kommen lassen. Nur daß kein Dichterverzeichnis beigegeben ist, haben wir als einen Mangel des sonst empfehlenswerten Buches empfunden.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Deutscher Sommerregen.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

Zwischen dem 48. und 49. Breitengrad und vom 24. bis zum 32. Längengrad saßen sämtliche Dorfschulmeister, Dorfküster und Privatdorfgelehrte und ließen mit fliegender Hast ihre Federn über das Papier hinknirschen. Die Dinte der letzteren sollte sich am nächsten Tage zu Druckerschwärze in den Spalten weitest-, wenig- und winzigverbreiteter groß-, mittel- und kleinstädtischer Zeitungen umsetzen. Daraus ergaben sich auch ebensoviele Abstufungen in dem Honorareintrag der schriftstellerischen Leistungen, aber die Gesamteinnahme der gleichzeitigen Federthätigkeit zwischen den genannten Breiten- und Längengraden ließ sich erfreulicher Weise auf ungefähr 1000 Hektoliter Bier verschiedener ortsüblicher Qualität veranschlagen, so daß eine allgemeine Befriedigung des abendlichen Durstes nach dem Maße der höher berechtigten oder bescheidenerer litterarischer Ansprüche in sicherer Aussicht stand.

Sterne, Fragezeichen, Ausrufungszeichen, Doppelpunkte, Additions-, Multiplikations-, Subtraktions- und Divisions-Zeichen, sowie ungezählte lateinische und griechische Buchstaben hüllten am Beginn der Korrespondenzen dem Leser die Urheber derselben in tiefe, vertrauensvoll dem Redaktionsgeheimnis anheimgegebene Anonymität. Und wechselreich gleich den ernst anblickenden Chiffern derselben und der ihnen nachfolgenden Ortsnamen lautete auch die Anfangszeile der inhaltsschwer Millionen fieberhaft gespannter Augen dargebotenen Nachrichten:

„* Tümpelskirchen, 27. Juli. Nachdem — wie wir nicht verschweigen dürfen — unser“

„ẋ Übelwollingen, 27. Juli. Nachdem — wie wir zur Steuer der Wahrheit beifügen müssen — unser“

„gg. Regenheim, 27. Juli. Nachdem — denn wir wollen uns keiner, anderswo allerdings nicht selten beliebter Schönfärberei schuldig machen — unser“

„π. Platschhofen, 27. Juli. Nachdem — wie ein sich streng an die Wirklichkeit haltender und darum glaubwürdiger (was nicht überall zutrifft) Berichterstatter voranschicken muß — unser“

Dann aber setzten sämtliche, von allen Angehörigen des deutschen Reiches und einigen Nachbarleuten mit gleicher Ungeduld erharrten Mitteilungen sich in erfreulichster Übereinstimmung, nur geringfügige stilistische, grammatikalische und orthographische Abweichungen aufweisend, fort:

„unser ebenso freundlich als großartig belegener, von Jahr zu Jahr mehr der feinen und vornehmen Gesellschaft zum Sammelplatz dienender Luftkurort im bisherigen Verlauf dieses Sommers leider nicht von sonnigen Tagen vorwiegend begünstigt worden, sondern einem durchschnittlichen Witterungszustand unterworfen gewesen ist, wie sich eines solchen um die gegenwärtige Jahreszeit mehrere der ältesten Bewohner unseres Ortes aus ihrer Lebensvergangenheit nicht erinnern können, erfreuen wir uns seit heute Morgen, soweit das Auge reicht, in hiesiger Gegend bei entsprechenden Wärmeverhältnissen des ungetrübtesten Himmels, welcher für den Wetterkundigen bei den bestehenden Anzeichen das vollste Vertrauen auf lange Andauer des nunmehr eingetretenen angenehmsten Temperaturcharakters gewährleistet, und erübrigt es Schreiber dieses nur noch, das verehrliche reisende Publikum darauf aufmerksam zu machen, daß sowohl von Seiten unserer Gemeindeverwaltung als auch des löblichen Verschönerungs-Vereins Alles gethan wird, selbst den verwöhntesten und zu Ansprüchen berechtigsten Sommergästen den Aufenthalt hier in begründete Empfehlung zu bringen, wie denn für die angebrochene Saison vor kurzem noch die Sitzplätze in unserm

Digitized by Google

herrlichen Waldbestand durch zwei neue, bequeme, ebenso schattige als wundervollste Aussicht darbietende Bänke vermehrt worden sind und in gleichen auch mehrere wohlrenommierte Gasthäuser benebst billigen Privatlogis ausreichend für die Unterkunft der geehrten Fremden bedacht sind, so daß wir uns wohl der zweifellosen Zuversicht hingeben dürfen, es werde unsere unvergleichliche Gottesnatur und Gebirgsluft, die auf jeden, der sie einmal besucht, unauslöschlichen Eindruck ausübt, heuer in noch weiteren Kreisen eine gesteigerte Anziehungskraft bewähren."

* * *

So war's, und die siebente Großmacht Europas hatte nicht umsonst zu den Stahlwaffen gegriffen — nur ausnahmsweise fand sich noch ein geschärfter Gänsekiel darunter — und Näpfe des besonderen, aus Gallapfelextrakt und Ofenruß gemischten Saftes vergossen. Die unwiderstehliche Gewalt der Presse feierte einen ihrer weltgeschichtlichen Triumphe. Es hatte den März hindurch geschneit und gehagelt, im April täglich gegossen, den Mai vom ersten bis zum letzten geschüttet, im Juni dreißig Tage lang gewolkenbruchet und bisher den Juli unterlaßlos durchgetrieft. Aber kaum hatten die Setzer allerorten, wenn auch unter Falschgreifung oder auf den Kopf Stellung eines Viertels sämtlicher Lettern, ihr Werk rühmlich vollbracht, waren Druckerjungen, schwarze Fingerhieroglyphen auf die löschpapierenen Korrekturfahnen quetschend, hundert halsbrecherische Hintertreppen mit schutzengelbehüteten heilen Gliedmaßen hinunter und herauf gestürzt, hatten die Korrektoren, ihre Meinungen über die weltpolitischen Constellationen nach den neuesten Telegrammen mit den metteurs en pages austauschend, die vorhandenen Druckfehler um einige Dutzende vermehrt, war in klappernder Hast tausendfältig oder hundertfach abgezogen, gesetzt, couvertiert, adressiert und in alle Richtungen der Windrose expediert worden — als die „Wirkung in die Ferne" sich bereits bis an die äußersten Grenzen des deutschen Reichsgebiets einzustellen begann. Jede einzelne Zeitungsnummer glich einem auf's Dach geworfenen, eine Lawine herabrollenden Schneeball. Im Bogenschwung von der Hochstraße in Köln über den Rolandsplatz in Bremen, den Jungfernstieg in Hamburg und die sogenannten Linden in Berlin bis zum Ring in Breslau gab es unter dem „besseren", auch „die Gesellschaft" benannten Teil der Menschheit nur einen einzigen Frage- und Antwort-Gegenstand:

„Mein Gott, Sie sind noch nicht auf's Land?"

„Es war ja unmöglich bis jetzt und ich treffe Sie ja auch noch hier."

„Allerdings, aber im Begriff, abzureisen."

„Glauben Sie denn an eine Besserung?"

„Lieber Freund, ich pflege in wissenschaftlichen Dingen nicht zu glauben, sondern meine Überzeugungen, nach denen ich handle, auf Kenntnisse und Informationen zu stützen."

„Und Sie haben —?"

„Überallher die sichersten Bestätigungen meiner freilich schon im voraus fest gehegten Erwartung, daß in diesen Tagen die bisherige äquatoriale Luftströmung über Mitteleuropa ihre Herrschaft einbüßen und an eine polare, wie Sie wissen, durch die Erddrehung nach Osten abgelenkte abtreten würde. Wer sich ein wenig auf meteorologische Druckverteilung versteht, konnte darüber nicht in Zweifel sein. In Folge dessen liegt nach meinen Nachrichten über dem großen Süden Deutschlands bereits wolkenloser Himmel, und unter Berücksichtigung aller Bedingungen dürfen wir uns eines Hochsommers von seltener Schönheit beinahe gewiß halten."

„Sie meinen, daß er selten schön sein wird? Aber Scherz bei Seite, es muß allerdings doch einmal aufhören, zu regnen. Dazu braucht man nicht einmal meteorologische Kenntnisse, das sagt Einem ja der gesunde Menschenverstand, auf den ich am meisten gebe, denn wo sollte das Wasser noch herkommen? Gedenken Sie wieder in den Schwarzwald zu gehn?"

„Nein, da ist's mir zu niedrig und wird's auch zu heiß werden. Ich habe den Zug in die Höhe, daß man täglich 6—7000' hinaufkommen kann, und will dies Jahr einmal nach der Gufaun. Unvergleichliche Lage, Bad im See am Hause, Beköstigung ausgezeichnet, Forellen angeln; leider ist nur zu befürchten, daß die Bäche sehr wasserarm sein werden."

„Kennen Sie es schon?"

„Nein, ich war noch nicht dort, aber ich besitze die authentischsten Mitteilungen über die Verhältnisse. Kleine, auserlesene Gesellschaft; ich verabscheue die großen Sammelsurien von allem creti und pleti aus der ganzen Welt. Und Sie?"

„Mir ist Triefenstein empfohlen worden, auch noch ohne internationale Hôtelkosten, idyllisch und

Digitized by Google

preiswürdig; bei einer starken Familie kommt es darauf auch etwas an, denn die Reise ist für uns schon ziemlich kostspielig. Also angenehme Badewochen!"

„Besten Dank! Haben Sie einen englischen Korkhut mit Schutzleinwand für den Nacken gegen die Sonnenglut? Sonst schaffen Sie sich ihn ja an, er ist unentbehrlich, Sie riskieren ohne ihn einen Hitzschlag. Auf Wiedersehn im Herbst, wenn die Witterung ungünstig wird!" — —

Unus e multis, ex omnibus. Dienstboten schleppten Koffer, Reisekörbe, Hutschachteln aus Bodenkammern und Abseiten. Schränke, Kommoden, Schubfächer jeder Art standen weit gähnend aufgerissen; gesteifte Herren- und gestickte Damen-Hemden, Unterhosen und Unterröcke, Spitzentücher, Crême- und Tüllkleider, Florshawls, rosenfarbene, vergißmeinnichtblaue, ufersandgelbliche und perlschiefergraue Handschuhe, ockerbraune Stiefeletten, Blumen- und Federhüte, rote, grüne, karrierte, Spitzen-Sonnenschirme bedeckten Tische, Stühle, Boden, Fenstersimse, verengten die Zimmerwege. — „Soll jede auch ein dickeres Kleid für kühlere Tage einpacken, lieber Mann?" — „Um Gotteswillen, nur nichts Überflüssiges! Ihr würdet bei der angekündigten Hitze ja ersticken, und der Gepäcktarif auf der Eisenbahn in Süddeutschland ist wahrhaftig hoch genug. Aber mit Strümpfen seht Euch vor; in den klaren Nächten taut es stark, und die Waldwege halten sich leicht feucht. Wo sind meine englischen Leinenröcke? Wenn sie vergessen werden, muß ich umkehren, sie zu holen; Du weißt, ich ertrage sonst solche Temperaturgrade nicht." — „Sorge nicht, sie sind schon unten im ersten Koffer, da wo Gertruds colombinfarbiges Kleid oben aufliegt. Sag' einmal — glaubst Du, daß sich in Triesenstein nette jüngere Herren, ich meine, die schon in einer Lebensstellung sind, aufhalten werden? Ich wäre eigentlich lieber nach Ischl oder Reichenhall gegangen. Wenn man doch einmal auf die großen Reisekosten für vier Töchter nicht sieht, dünkt mich, wär' es vernünftiger gewesen." — „Das ist Alles Lotteriespiel; im Gegenteil ein stiller Ort, vornehme und wertvolle Naturen lieben einen solchen weit mehr. Aber wer denkt überhaupt an so etwas! Mein Gott, da schlägt es schon zehn und der Schnellzug geht präcis um zwölf." — „Ich bitte Dich, mich nur nicht zu hetzen, dann werden wir schon fertig, und wir kommen bei Deinem Eisenbahnfieber doch jedesmal um eine halbe Stunde zu früh." — „Besser, liebes Kind, eine halbe Stunde zu früh, als eine Sekunde zu spät, wie's Dir schon passiert ist, wenn ich nicht zum Mahner da war. Man weiß nicht, wie lange das Gepäckaufgeben dauert; der Andrang wird fürchterlich." —

Das wurde er — der Mann hatte, wie immer in Reiseangelegenheiten recht — an hundert Bahnhöfen hent. Equipagen, Droschken, Vierſitzer mit sechs und Zweisitzer mit vier Personen rasselten, von Koffergebirgen überturmt und wie von wahnsinnig gewordenen Pferden rechts und links an die Gossenränder geschlenkert, durch die Straßen. An den Schaltern und Gepäckabfertigungs-Barren hundertarmiges Gequetsch und Gepuff, hundertkehlige gleichberechtigte Entrüstung über Rücksichtslosigkeit, Unverschämtheit, Roheit, Flegelei. Unbefriedigte Packträger und zufriedene Taschendiebe, Kindergeschrei, Klirren von Silber und Nickel auf den Steinboden, fruchtlose Reklamationen wegen unrichtig ausgehändigter Billets. Ohrzergellende Pfiffe, Lokomotivengeröter, Glockenignale, Telegraphengelänt, Stentorrufe: „Einsteigen — Schnellzug nach Frankfurt—Basel—Stuttgart—Leipzig—München—Wien!" Nun im Wirbelsturm, Kopf an Kopf und Bein um Bein, wie aus der aufgerissenen Thür eines in Brand geratenen Narrenhauses: vorwärts in dicht verfilztem Knäuel den offenen Wagenthüren zu. Abgetretene Kleidersäume, unter den Füßen kollernde Hüte, Hühneraugen-Schmerzensschreie. Gottlob erreicht, Besitz ergriffen, die Netze bis an die Decke mit dem Handgepäck vollgestaut. „Sind alle drin?" — „Nein, Amalie fehlt noch. Amalie! Amalie!" Drei Glockenschläge und ein Pfiffschrillen. „Amalie!" — „Um Gotteswillen, wo ist sie?" Sie hat sich im Gedränge verlaufen, aber da ist sie noch und kommt noch mit. Allerdings — der Wagen bewegt sich schon — kopfüber hinein, daß die weiße Strümpfe armlang rückwärts in der Luft zappeln. Doch Eltern- und Geschwisterhände fassen sie rettend von vorn, der Schaffner hilft kräftig von hinten nach, die Wagenthür knallt, es ruckt, klirrt, saucht, qualmt, und von zwei keuchenden Lokomotiven siegreich davongerissen, rollen die Schnell-, Eil-, Kurier-, Blitz- und Jagdzüge von Cöln, Bremen, Hamburg, Berlin, Leipzig, Dresden, Breslau durch den grauen Wolkentag schnaubend, röternd und prustend dem sonnenblauen Süden entgegen.

* * *

In einem Coupé des Schnellzugs 352 „Berlin—Leipzig—Hof—Regensburg—München" saß

Digitized by Google

die Familie des Geheimen Oberjustizrats Hannwinkel. Zunächst dieser selbst und seine Gattin Malwine, beide in ihrem Verhältnis zu einander als mathematische Figuren angeschaut, wie eine Tangente neben einer Kreisperipherie. Dann ihre vier Töchter: Agathe, väterlicher Art nachgeschlagen, in der Schulterbreite etwas auf Kosten des Längenmaßes beeinträchtigt, entweder dicht vor oder ein wenig über die Wallgrenze hinaus. Ohne, mehr mütterlicher Abkunft, mit einem Fallgatter von Simpelfranzen fast bis auf die Nasenwurzel; darunter behagliche und gewissermaßen auf eine praktische Lebensführung eingerichtete Gesichtszüge. Im Gegensatz dazu Cleopha elegischen Ausdrucks, zweifellos schwärmerischen Anwandlungen zugänglich, mit wasserhellen Augen, feinen, nur etwas dünnen Lippen und ungewöhnlich verlängerter, schmaler Nase. Ihr gegenüber Elma, die jüngste, und nicht allein im Superlativ, sondern auch in positivem Sinn noch sehr jung. Sie bot in ihrem Äußern gleichsam eine sämtlichen Andern, Vater, Mutter und Schwestern entnommene Sammlung von Verwandtschaftszügen, war aber sehr behutsam in der Auswahl derselben gewesen, so daß sie sich überall lediglich auf die vorteilhaften beschränkt hatte. Sinn für das Haushälterische ging ihr entschieden noch ab, denn sie beschäftigte sich schon in der ersten Fahrtstunde so tief gründlich mit dem Obstinhalt ihres Handkörbchens, daß auch nicht eine einzige Kirsche als eiserner Bestand für den Notfall drin übrig blieb. Es machte den Eindruck, sie werde von den älteren Schwestern noch nicht recht als mitgültig angesehen, doch nicht minder den, daß sie sich nicht das Geringste daraus mache. Wenn sie lachte — und das that sie bei allen möglichen Anlässen, die eigentlich gar keinen Grund dazu boten, z. B. sobald sie nur einmal mit dem Blick in das Gesicht einer ihrer Schwestern traf — so blitzten ihre weißen Zähne mit den hellen grauen Augensternen übermütig-vergnüglich um die Wette. Sichtlich sagte es ihr außerordentlich zu, aus der täglichen Gewohnheit des häuslichen Familienzimmers in die unbekannte Welt hinauszufahren; wohin immer, Spaß gab's jedenfalls überall. Zumal da sie als sicheren Helfershelfer den letzten Wageninsassen, ihren Bruder Reinhold neben sich hatte. Er hätte eigentlich allein zu Haus bleiben sollen, da er „wegen mangelhafter Latinität" nicht in die Obersekunda versetzt worden war. Indes die gerechte Strafe ließ sich leichter von der ersten väterlichen Entrüstung zudiktieren, als bei genauerer Erwägung nachher in Ausführung bringen. Denn wo sollte man ihn lassen, daß er unter Aufsicht stände und keine dumme Streiche machen könnte? So war er, weniger aus Gnaden als aus Notwendigkeit doch mitgekommen, empfand dies tief und vermied es beflissentlich, den Augen seiner auf der andern Wagenseite sitzenden Eltern, hauptsächlich seines Vaters zu begegnen. Nur ab und zu prustete er einmal plötzlich mit tief übergebücktem Kopf auf seine Knie herunter, als ob er sich damit vor einem Erstickungsanfall bewahren müsse. Dann fragte ihn seine jüngste Schwester teilnehmend: „Hast Du von den Kirschen, die ich gegessen, etwas in den unrechten Hals bekommen?" und kniff ihn — wahrscheinlich verwechselnd, daß man Leuten in solcher Lage auf den Rücken klopfen müsse — nachhaltig in den Arm oder in's Bein. Auch die fälschliche Mitteilanwendung führte jedoch den bezweckten Erfolg mit sich, denn er beruhigte sich jedesmal von seinem Krampfanfall und belohnte, aus dem Fenster deutend, seine Beihelferin durch die Belehrung: „Siehst Du den Baum da? Auf lateinisch heißt er arbor. Es ist eine Buche — fagus — und da eine Eiche — quercus. Nun kommen wir an einem Dorf — vicus — vorbei, das einen besonders hohen Turm — turris altissimus — hat." Diese lehrreichen Bemerkungen machte Reinhold Hannwinkel mit so laut gehobener Stimme, daß sie trotz dem Juggerassel im ganzen Wagen vernehmlich wurden und die Begründung des Urteils seiner Lehrer hinsichtlich des von ihm angesammelten lateinischen Sprachschatzes vielleicht etwas in Zweifel ziehn lassen konnten. Seine Ähnlichkeit mit Elma war sehr groß; wenn beide durch Hexerei auf einmal die Kleidung getauscht hätten, würde man vermutlich bei oberflächlichem Anschauen nichts davon bemerkt haben. Das besagte im Übrigen, er sei eigentlich ein bildhübscher Junge, allerdings auch in spitzbübischer vollendeter Sorte.

So war das Coupé mit sieben Personen völlig angefüllt, denn, wie das Oberhaupt der Familie gleich nach dem Einsteigen bemerkt hatte, der noch übrige leere Platz dürfe, strenger Vorschrift des Herrn Reichseisenbahnministers gemäß, auf die Bequemlichkeit des reisenden Publikums volle Rücksicht zu nehmen, nicht besetzt werden. Der Zug wiegte sich, gleichmäßig klappernd, über den märkischen Sand; Elma rief einmal lachend: „Mich

Digitized by Google

dünkt, er sagt immer etwas, aber Verschiedenes. Zu Agathe: „Zeit wär' es schon — Zeit wär' es schon;" zu Oline: „Beefsteak und Bier — Beefsteak und Bier," und zu Cleopha: „Dichte doch los — dichte doch los!"

Die beiden letzteren ignorirten geringschätzig die schwesterliche Auslegung des Zuggeklappers, nur Agathe erwiderte, geärgerten Ton's: „Ich höre nur, daß er das Richtige: „Albernes Ding!" sagt."

Darüber gerieten die beiden „Rabatzen" Elma und Reinbold in einem Lachanfall, daß sie mit den Köpfen zusammenstießen.

* * *

In Berlin war bei der Abfahrt der Himmel wolkengrau gewesen, in Leipzig überdeckte er sich mit einer einfarbig dicken Dunstschicht, während der Fahrt durch die Schornsteinwälder des sächsischen Industrie-Paradieses konnte man vor Kohlenrauch nichts von ihm sehen, doch bei der Ankunft in Hof trugen die Wagenfenster sowohl auf der rechten, wie auf der linken Seite unzweifelhafte blinkernde Anzeichen, daß es „sprenkle". Bis zur Station Rehwitz bildete dies sich zum „Spritzen" aus, und als der Zug auf den nächsten Bahnhof einlief, machte Reinbold Hannwinkel die formlose Bemerkung, er glaube, sie seien in Regensburg. Das veranlaßte seine Schwester Cleopha zu der unvorsichtigen Äußerung: „Warum glaubst Du's? Siehst Du die Walhalla, wo die Büsten aller großen Dichter in Marmor stehen?" und dadurch gab sie ihrem Bruder Gelegenheit zu der in petto gehaltenen Antwort: „Nein, aber daß alle Leute mit Schirmen herumlaufen; so hab' ich's mir immer in Regensburg gedacht." Dem schloß Elma in treuherzigem Ton an: „Cleophas Büste müßte sich auch in weißem Marmor schön ausnehmen, besonders im Mondlicht," und biß sich danach aus Versehen so gewaltsam auf die Unterlippe, daß sie „Au" hinterdrein stieß. Ihr Vater hatte in der letzten Viertelstunde ein bischen mit dem Kopf vornübergenickt und äußerte, diesen rückhaft aufrichtend und die Augenlider auseinander spreizend: „Regensburg ist eine historisch äußerst denkwürdige Stadt wegen des immerwährenden — "

„Regens", wisperte Reinbold Elma in's Ohr, was ihm einen Kniff von ihr in seiner Rippengegend eintrug.

„Reichstags," vollendete der geschichtliche Erläuterer und stand im Begriff, seine Familie über diesen interessanten Gegenstand noch näher zu unterrichten, als die Thür neben ihm mit dem Ruf aufgerissen wurde: „Wiesau, eine Minute! Wagenwechsel nach Eger und Tirschenreuth! Einsteigen! Höchste Zeit!"

In der That wimmelte es draußen unter triefenden Schirmen von einem dichten Gedränge ortsveränderungssüchtiger Leute. Gott mochte wissen, von wo sie hierher kamen und wohin sie wollten, aber sie waren da. Sie stürzten wie ein hinter schwarzen Kampfschilden anstürmendes Heer gegen die lange Wagenreihe heran; ein blauberockter Schaffner kommandierte mit wuchtiger Bierstimme: „Schnell machen, wer mit will! Hier ist noch ein Platz frei!"

„Nein, hier ist bereits Alles besetzt", entgegnete das Familienhaupt, die offne Thür wieder anziehend.

„Drei — sechs — sieben", musterte der Kondukteur. „Steigen 's da 'nein!"

„Ich protestiere dagegen. Es ist Anordnung des Herrn —"

„Acht Plätze sind drin; rücken 's zsammen, daß der Herr 'nein kommt!"

„Ich bin der Geheime Oberjustizrat Hannwinkel aus Berlin und werde mich bei dem Herrn Reichseisenbahnminister beschweren, der die ausdrückliche Vorschrift —"

„Geht mich nöt an, sind hier nöt im Reich, sondern in Bayern. Beschweren 's sich in München, wenn 's hinkommen. Is g'scheidter, Sie trinken ein Maß Hofbräu dafür. Fertig!"

Der Schaffner schob während deß einen achten Fahrgast energisch durch die Thür, schlug diese knallend zu, und mit einem Ruck ging der Zug auch schon weiter. Der noch haltlose neue Ankömmling ward dadurch willenlos zu unliebsamem Niedergesetztwerden auf den Schoß Agathes gebracht; erschreckt um Verzeihung bittend, flog er wieder in die Höh' und carambolierte dabei mit der neugierig vorgestreckten Nase Oline's. „Pardon, meine Damen, es ist wahrhaft entsetzlich, zu welchen Verstößen das Mißgeschick mich zwingt," stieß er aus und gelangte durch einen wörtlichen Glücksfall auf den wirklich noch leeren Platz neben Cleopha.

„Es scheint, daß man hier mit einem bayrischen Reservatrecht Bekanntschaft macht", bemerkte Herr Hannwinkel halb bureaukratisch strengen, halb sarkastischen Ton's, doch nicht als Antwort auf die Entschuldigung des Fremden, sondern zu einer Aufklärung für seine Angehörigen. „Aber ich

Digitized by Google

werde auf der nächsten Station sofort Schritte thun, daß eine derartige Insolenz —"

Seine Frau legte ihm indeß sanft beschwichtigend die wohlgebildete, nur etwas reichlich ausgepolsterte Hand auf den Arm. „Ich glaube, es ging nicht anders, lieber Mann, die Zahl der Passagiere war zu groß." Ihr Gesicht wendete sich, von einem artigen Lächeln belebt, dem Störenfried der bisherigen Familienidylle zu, und sie fügte wohlwollend nach: „Es ist ja auch kein Unglück; wenn man sich nur in gebildeter Reisegesellschaft befindet, reicht der Wagen auch für unsere jetzige Anzahl aus."

Damit hatte die Sprecherin dem so jählings Hereingeschneiten oder vielmehr Geregneten ein ehrendes Prädikat beigelegt, das ihre prüfenden Augen ihm sofort zuerkannt. Er sah in der That gebildet, sogar sehr gebildet aus und war in Bezug auf seine körperliche Naturmitgift nicht allein nicht zu kurz gekommen, sondern ein schöner, sogar ein ausgesucht schöner junger Mann. In seinen Zügen herrschte eine anatomisch und künstlerisch vollendete Maßeinteilung; Stirn, Nase und Untergesicht nahmen nicht um ein Millimeter mehr oder weniger, als die ihnen nach jener zufallende Ausdehnung in Anspruch, trugen die genau richtige Schönheitsmischung von weiß und rot, konnten nur dieses Paar glanzblauer Augen besitzen und wurden von einem sorglichst gehaltenen, halblangen und mittelblonden Vollbart sowohl eingefaßt als getragen. Daß es Derartiges an ästhetischer Untadelhaftigkeit gab, stellte die kaukasische Rasse im Allgemeinen und im Specielleren den germanischen Volksstamm allen sonstigen Ariern gegenüber in ein glänzendes Licht. Dem entsprach auch seine ebenso untadlige Kleidung, welche, bis auf die blendend helle Leibwäsche, sich nur aus grauen Farbentönen zusammensetzte. Aber diese zeigten sich gleich musikalischen Tönen der harmonischsten Abstimmung unterzogen; das Wieselgrau des eleganten Reiseanzugs erhellte sich auf der Halsbinde zu einem Perlhuhngrau, in den Handschuhen zum Kuckucksgrau und vertiefte sich auf den Knöpfgamaschen über den kleinen Schuhen wieder zum Rechentafelgrau. Der Unbekannte bildete allerdings kein Unikum, denn zum Glück — d. h. wenn man vom Glück begünstigt ward — traf man da und dort wohl noch einen anderen, ihm zum Verwechseln ähnlichen Angehörigen des deutschen Volkes an. Doch fraglos war er ein leibliches Paradigma und hätte bei einer Prämierung männlicher Vollkommenheit und Geschmacksausbildung mit der ersten Medaille ausgezeichnet werden müssen.

Nun saß er und legte sogleich Zeugnis dafür ab, daß Frau Malwine Hannwinkel sich in der ehrenden Vermutung bezüglich seines Bildungsstandes nicht getäuscht habe. Nicht länger als eine Minute verharrte er als ein Unbekannter, sondern zog ein kleines Elfenbeinetui aus der äußeren Brusttasche und sprach, verbindlich sich vorneigenden Oberkörpers:

„Ich habe das Vergnügen gehabt, Herr Geheimrat, durch Ihre Äußerung vorhin zu erfahren, mit wem ich die Ehre genieße, diesen Wagen zu teilen. Genehmigen Sie, daß auch ich mir erlaube, mich Ihnen bekannt zu machen."

Seine Hand bot mit achtungsvoller Bewegung eine goldumränderte Visitenkarte dar, auf welcher der Empfänger las: „Dr. Raphael Windmacher" und kurz mit dem Kopf nickend, etwas unverständlich: „Sehr angenehm", vor sich hinmurmelte. Augenscheinlich war sein Inneres von dem Wechselgespräch mit dem Schaffner noch nicht vollbeschwichtigt und ließ ihn ziemlich achtlos über den Höflichkeitsbewels des neuen Wageninsassen hinweggehen. Frau Malwine jedoch — die Etymologen erläutern ihren Namen aus dem Keltischen als den der Frau „mit sanften Augen" — empfand diese kurze Erwiderung von Seiten ihres Eheherrn als peinlich, fühlte sich deshalb zu einer Abmilderung derselben verpflichtet und bog zu dem Behuf den Kopf so weit vor, daß es ihr möglich fiel, laut den Namen des Fremden von der Karte abzulesen. Und nachdem sie dies gethan, äußerte auch sie, aber deutlich vernehmbar und in Übereinstimmung des Tones der Worte mit ihrem Inhalt: „Sehr angenehm!"

Durch diesen höflichen Vorgang ward auf der andern Seite des Wagens ein völlig unmotiviertes Gekicher hervorgerufen, und darnach wisperte ein Mund: „Du, der macht den Wind." Es war nicht wohl festzustellen, ob die hypothetische Äußerung vom Munde Reinbold oder Elma Hannwinkels ausgegangen sei; der von jener Beredete neigte sich jedoch offenbar der letzteren Annahme zu und versetzte, mit einem unendlich liebenswürdigen Lächeln den Kopf wendend: „Das könnte wohl so sein, liebes Kind, oder liebes Fräulein muß man wohl bereits sagen."

Das ging über die Fassungskraft Elmas in zweifacher Bedeutung. Sie verstand nicht, was

Digitized by Google

so sein könne, und andererseits fiel's ihr unmöglich, das Ausplatzen eines Lachens zu verhalten, so daß ihre Schwester Cleopha als eine indirekte Antwort auf den Zweifel des neben ihr Sitzenden mit einiger Schärfe bemerkte: „Was habt Ihr beiden Kinder denn nur immer zu lachen?"

Es klirrte jetzt an der Westseite gegen die Scheiben und lief in glimmernden Schlangenlinien an ihnen herunter; von den Schönheiten der Oberpfalz ließ sich weder rechts noch links etwas gewahren. Dem früher Eingeschalteten entgegen giebt es eben Etymologen, welche den Namen Malwine nicht aus dem Keltischen, sondern aus dem Altdeutschen herleiten und ihm die Bedeutung „einer Freundin des Gespräches" beilegen. Dieser sprachwissenschaftlichen Erklärung mochte sich auch Frau Malwine Hannwinkel zuneigen und schien dieselbe augenblicklich durch einen von ihr ausgehenden Beleg stützen zu wollen. Ihre Entgegnung auf die Kundgabe der hübschen Visitenkarte machte ihr den Eindruck, der Schicklichkeitserforderung einem in aller Form vorgestellten und dadurch rezipierten Reisebegleiter gegenüber noch nicht voll genügt zu haben, und so ließ sie im Abstand von etwa einer halben Minute ihrer ersten Äußerung die zweite nachfolgen:

„Eine recht unerfreuliche und wenig Gutes verheißende Witterung, während doch die letzten Voraussagungen so äußerst günstig lauteten. Was glauben Sie, Herr Doktor, daß wir zu erwarten haben werden?"

In die Züge des Angesprochenen geriet etwas Besonderes, das seine Bedeutung nicht gleich kundgab, doch in einem Widerspruch zu der leichten Art stand, mit der seine Antwort erfolgte: „Die Berichte der Wetterwarte lauten allerdings sehr günstig, gnädige Frau."

„O weh, dann wird's bös!" flog's von Elmas Mund. „Wenn die gutes Wetter prophezeit, da regnet's unfehlbar."

Der besondere Ausdruck der Miene des Doktor Windmacher erklärte sich jetzt. Er ging durch einen, die Lippen leicht ironisch umspielenden Zug zu einer sanftlächelnden Überlegenheit über, die unverkennbar etwas sicher Autoritatives als Fundament besaß. So versetzte er: „Ich vermute, daß Ihre Auffassung durch den momentanen Anschein hervorgerufen wird."

Elma stutzte ein wenig vor den glanzreich und bedeutungsvoll auf ihr ruhenden Augen des Sprechers. Dann brachte sie, über ihre eigne Frage leise mit den Mundwinkeln zuckend, hervor: „Ja, regnet es denn vielleicht nicht?"

„Ich kann Ihnen diese Ansicht nicht verübeln," erwiderte der Doktor Raphael Windmacher mit einer Artigkeit, welche an leutselige Herablassung einer fürstlichen Persönlichkeit erinnerte, „denn es findet in der That gegenwärtig um uns her ein Niederschlag statt, welcher der Anschauung des Laien als Regen erscheint und deshalb auch so von ihm benannt wird. In Wirklichkeit ist dieser Niederschlag jedoch kein solcher, sondern entspringt nur einer durch vorhandene physikalische Bedingungen mit Notwendigkeit lokal verdichteter Luftschicht, welche dadurch in einen flüssigen Aggregatzustand versetzt wird und dem Gravitationsgesetz gemäß sich in Form von Wassertropfen der Erdoberfläche annähern muß."

Die mangelhafte Latinität mochte nicht den einzigen Grund für das unfreiwillige Verharren Reinhold Hannwinkels auf der Unterseefundauerbank gebildet haben. Wenigstens förderte er augenblicklich eine ebenso bedauerliche Verabsäumung auf dem physikalischen Unterrichtsgebiet zu Tage, indem er Elma — glücklicherweise für die übrigen unvernehmbar — in's Ohr tuschelte: „Du, der ist ein Aggregatnarr." Seine drei älteren Schwestern dagegen äußerten gleichzeitig und gleichmäßig: „Oh, wie interessant!" während ihre Mutter hinzufügte: „Sie beschäftigen sich wohl häufiger mit der Wetterbeobachtung, Herr Doktor?"

„Ein wenig, gnädige Frau." Ein feines Lächeln des Antwortenden begleitete die bescheidene Fassung seiner Replik. „Ich bin Physiker und erster Assistent eines meteorologischen Observatoriums."

Durch den Wagenraum ging ein vielstimmiges: „Ah!" dem der Geheime Oberjustizrat Hannwinkel diesmal mit lauter Entschiedenheit nachfügte: „Ah, sehr angenehm! Ein außerordentlich schätzbarer neuer Zweig der Naturwissenschaft, der zu einer wichtigen Bereicherung unserer Kenntnisse berufen ist."

Frau Malwine setzte hinzu: „Da müssen Ihnen unsere Bemerkungen und meine letzte Frage allerdings einen sehr komischen Eindruck erregt haben, und die Art ihrer Beantwortung zeugt von ächter Liebenswürdigkeit eines Fachgelehrten der Unwissenheit gegenüber."

„O ich bitte, nicht im Geringsten gnädige Frau. Es ist ja selbstverständlich, daß jemand in seiner Wissenschaft —"

Digitized by Google

Die seiner Bescheidenheit gezollte Bewunderung versetzte ihn sichtlich in eine anmutige Verlegenheit, aus der er sich durch ein Abbrechen seiner Entgegnung und Hineintauchen der Hand in die innere Brusttasche seines Rockes zu befreien suchte. Ein Blatt von wechselnd weißer und blauer Farbe hervorziehend, knüpfte er daran:

„Wenn es Sie interessiert und ich mir erlauben darf, Ihnen den Beleg für meine vorherige kurze Erläuterung darzubieten — dies ist die Karte der heutigen Luftdruckverteilung über dem gesamten, der wissenschaftlichen Beobachtung unterliegenden europäischen Gebiet —"

Interessevoll bückten sich die Köpfe Frau Malwines, Agathes, Olines und Cleophas über dem vielfach bezifferten und beschnörkelten Blatt gegeneinander, auf das durch eine Lücke zwischen den Familienschläfen auch Herr Hannwinkel einen achtungsvoll anerkennenden Blick hinunterwarf, und der sachkundige Erklärer fuhr fort:

„Aus diesen Zahlen erkennen Sie die gegenwärtig stattfindenden Druckverhältnisse, und hier die gekrümmten, mit einer Pfeilspitze deutenden Linien geben Ihnen die Richtungen an, nach welchen in Folge dessen — unter Berücksichtigung der durch die Erdumdrehung bewirkten Ablenkung — sich die Luftströmungen bewegen müssen. Ich sage, müssen, denn ihre Nötigung dazu beruht auf unumstößlichen Gesetzen. So gewahren Sie hier ein bereits über den englischen Kanal vorgerücktes, breit ausgedehntes Maximum von 770 Millimeterhöhe, mit welchem ein anderes, fast gleich hohes über den Alpen korrespondiert. Auch der ganze Osten zeigt ziemlich annähernd die nämliche Wetterlage. Dagegen zieht sich von einer nach Lappland ausgewichnem Depression — 754 Millimeter — noch eine schmale Teilfurche niedrigen Druckes in südlicher Richtung über die mittlere Ostsee, Pommern, Brandenburg und Sachsen bis etwas über die Mitte der bayrischen Oberpfalz herunter. In Folge dessen wehen hier mit Notwendigkeit westlich zurückdrehende Winde, die mit gleicher Unumgänglichkeit nicht ohne den von uns draußen wahrgenommenen lokalen Niederschlag zu bleiben vermögen. Bevor wir Regensburg erreichen, kommen wir jedoch bereits in das Einflußgebiet des über den Alpen gelagerten Maximums; ich bitte, die Richtung dieser Pfeilspitzen in Obacht zu nehmen. In Folge dessen wird an der Donau die Bewölkung sich lichten und München uns schon unter teilweise blauem Himmel empfangen. Inzwischen schreitet über Nacht auch der Hochdruck vom Kanal weiter nach Westen vor und erzeugt ein vollständig wolkenloses Gebiet, das sich von den Pyrenäen bis über die ungarische Tiefebene hinaus erstreckt."

„O wie erfreulich! Die Meteorologie hat mich immer so außerordentlich, ich muß sagen, vor allen übrigen Wissenschaften angezogen."

Fräulein Agathe begleitete diese Äußerung mit einem schicklich zurückhaltenden Dankesblick in das Gesicht des verstummten günstigen Wetterprognostikers, während ihre Schwester Oline hinterdrein fügte:

„Da wird man doch auch Erdbeeren, Himbeeren und Heidelbeeren auf den Bergen pflücken können, ohne daß man in die Nässe zu kommen fürchten muß. Sind Sie auch ein Freund des Suchens solcher Beeren, Herr Doktor?" Elma schaltete halblaut ein: „Heidelbeeren sind unvorsichtig, denn sie machen blaue Zähne und schwarze Finger." Ihr Vater dagegen bemerkte, sichtlich über seinen Schaffner-Ärger hinweggebracht: „Ja, sehr angenehm. Gute Witterung bildet eine Hauptbedingung für den ländlichen Aufenthalt. Sehr verbunden für Ihre gütige Mitteilung, Herr Doktor!"

Auch der Gesichtsausdruck Frau Malwines zeigte sie für die Belehrung dankbar. Sie schien diese indes erst noch ein kurzes Weilchen überdenken zu müssen, so daß ihre Stimme sich den vorauf erklungenen als die letzte anschloß: „Wie beruhigend, zu wissen, daß die so lang entbehrte Sonne uns noch heute in München erwartet. Also werden wir wohl das Vergnügen haben, uns bis dorthin Ihrer Gesellschaft zu erfreuen."

„Gnädige Frau sind sehr liebenswürdig, sich so auszudrücken. Ja, ich fahre heut' ebenfalls bis München."

Der „Freundin des Gespräches" kam jetzt, was sie eigentlich zu sagen beabsichtigt hatte. „Es muß ein ausnehmend zu eigener Befriedigung dienendes Bewußtsein verleihen, überall durch seine Kenntnis in einer so wichtigen Frage, wie die Witterung sie für die Sommerreisenden bildet, über das Kommende voraus unterrichten, den schon Verzagenden Trost und sicheren Mut einflößen zu können. So gestaltet sich eine Reise für Sie selbst gewissermaßen zu einem Triumphzug durch beglückte und dankbare Teilhaber Ihres Aufenthaltsortes."

Digitized by Google

„Oh, zu wohlwollend beurteilt, gnädige Frau; nur ein geringes Verdienst, das mein Beruf eben zum Nutzen für die Menschheit mit sich bringt," versetzte Dr. Raphael Windmacher, bescheiden ablehnend. — „Haben Sie sich demselben schon länger gewidmet?" fragte Frau Malwine mit Teilnahme. — „Bereits seit dem Beginn meiner Studien, ich kann wohl sagen, daß ich mich dazu berufen fühlte, und im Herbst wird mir voraussichtlich die selbständige Oberleitung unseres Observatoriums überantwortet werden." — „Ah," erwiderte die Hörerin, „da darf man Ihrer Jugend Glück wünschen; gewiß eine vielumworbene und bedeutsame Stellung. Und Sie gedenken gegenwärtig —?" — „Es war erforderlich, daß ich mich von der — ich darf wohl sagen, sehr starken — wissenschaftlichen Anspannung meines geistigen Vermögens etwas ausruhte, gnädige Frau, und ich hege die Absicht, zur Erholung nach Platschhofen zu gehn."

„Nach Platschhofen? Das ist ja auch unser Reiseziel!" riefen vier weibliche Stimmen zugleich. Sie gaben einer begreiflichen Überraschung Ausdruck, und der Geheime Oberjustizrat Hannwinkel verlieh derselben durch ein nachfolgendes: „Ah, sehr angenehm!" den Charakter einer erfreulich berührenden. Wenn auch nicht mit direkten Worten sprach sich doch erkennbar Ähnliches in der Beifügung Frau Malwines aus: „Das ist ja ein eigentümliches Zusammentreffen zwischen uns. Kennen Sie Platschhofen bereits?"

„Nicht durch Autopsie, gnädige Frau; nur insoweit, als ich durch meine geographischen Kenntnisse selbstverständlich über die Lage, die Umgebung, die klimatischen und hygieinischen Verhältnisse des Ortes genau unterrichtet bin. Doch selbst dort gewesen bin ich noch nicht."

„Wir ebenfalls noch nicht; wie eigentümlich!" äußerte Fräulein Agathe, während ihre Mutter als Commentar anschloß: „Der Aufenthalt ist uns von Freunden anempfohlen worden, die allerdings selbst, wie ich glaube, auch nicht dort waren, doch aus zuverlässigster Quelle, von einem Eingeborenen über alle Vorzüge Platschhofens Kenntnis besitzen, und wir haben deshalb schriftlich im Gasthof zum Gießbübel für den August eine kleine Zimmerflucht gemietet. Wir lieben alle den stillen Frieden einer ländlichen Natur, und mit Töchtern vermeidet man begreiflicherweise die großen Luftkurorte, wo sich meistens eine recht fragwürdige Gesellschaft zusammenfindet. Aber eine erfreulichere Bestätigung der von uns getroffenen glücklichen Wahl hätten wir nicht wohl erfahren können, als durch Ihre Entscheidung, gleichfalls Platschhofen vor so vielen anderen Sommerfrischen den Vorzug zu geben."

Cleopha Hannwinkel hatte sich bisher an der Unterhaltung nicht beteiligt, sondern mit halbgesenkter Stirn sinnend vor sich hingeblickt. Nun öffnete sie zum erstenmal fragend die Lippen: „Werden wir auch Mondlicht haben, Herr Doktor?"

„Sonne, Mond und Sterne stehen zu Ihrer unumschränkten Verfügung, mein gnädiges Fräulein," erwiderte der Angeredete mit einem Lächeln bezaubernder Freigebigkeit.

„Dann lasse ich meinen beiden Schwestern Sonne und Sterne und behalte nur den Mond für mich," versetzte Cleopha selbstsuchtlos. „Er ist mir von Kindheit auf wie ein Freund erschienen."

„Wir beide kriegen nichts ab," wisperte der Untersekundaner Elma in's Ohr, die indes keine Bekümmernis darüber verriet, sondern ihm ebenso zurückbeförderte: „Ich bin auch garnicht mondsüchtig."

(Fortsetzung folgt).

Ungesungen.

Süß wie der weißen Rose Duft
In linder, lauer Sommerluft,
So zaubrisch wie das Eiselicht,
Das sich im Eisesspiegel bricht,
So wild wie der Sturm, bei dessen Weh'n
Die roten Blätter sich wirbelnd dreh'n,
Ist der Sang, den ich nimmer gesungen.

Im Schlummer wohl hundert Mal schlug an mein Ohr
Der mystischen Verse melodischer Chor,
Doch öffn' ich die Augen dem neuen Licht —
Entfloh'n ist der Geist, fort ist das Gedicht;
Und auch nicht ein Hauch bleibt von der leise
Dazwischen rauschenden seltsamen Weise.
Des Pulses Schlagen bezeugt es mir klar,
Daß es ein Wildes und Süßes war,
Und mein pochendes Herz ist seltsam verstört
Durch Worte, vergessen, kaum daß sie gehört.

Ich ringe — ach, Ringen eines Thoren —
Zurückzurufen, was ich verloren.
Vielleicht daß ich einst es finden mag
An einem wunderreichen Tag,
In einem Frühling voll Pracht und Klingen,
Da heb' ich dann wohl an zu singen
Den Sang, den ich nimmer gesungen.

Aus dem Englischen des **T. B. Aldrich** übersetzt von **Albert Dessoff.**

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten.

Die schlimmen Brüder.

Volksschauspiel in vier Akten und einem Vorspiel von **Paul Heyse**.

(Fortsetzung.)

Sechste Szene.

Gabriel (im Hintergrunde) Herzogin (tritt wieder ein, in weißem Nachtgewande, eine Bibel in den Händen).

Herzogin.

In meinen Gliedern welche Schwere,
Welch schaurig Bangen in meiner Brust;
Als ob der Tod mir nahe wäre!
Bin mir doch keiner Schuld bewußt.
Ich will zum Worte Gottes flüchten,
Aus diesem Zagen mich aufzurichten.
(legt die Bibel auf das Tischchen, blickt um.)
Heiland der Welt!

Gabriel (schüchtern vortretend).

Erschrecket nicht,
Herrin! Ein Wort nur, und ich gehe.

Herzogin.

Ihr seid's? Wie drängt Ihr Euch in meine Nähe
Zu dieser Stunde?

Gabriel.

Das Gedicht,
Das ich, wie Ihr befohlen, niederschrieb,
Vielleicht, so dacht' ich, wär's Euch lieb,
Da es Euch Trost zu bringen schien,
Wenn Ihr's noch heut auf Eurem Tische fändet:
Hab' ich gefehlt, so laßt auf meinen Knie'n —
(Er beugt ein Knie und senkt das Haupt.)
(Pause.)

Herzogin.

Gebt mir das Blatt. Eu'r Kommen sei verziehn.
Steht auf. Und nun — gute Nacht!

Gabriel (aufstehend).

O wendet
Noch Einen gütigen Blick mir zu,
Erhabne Herrin! Müßt' ich glauben,
Ihr zürntet — aller Rast und Ruh'
Würde Verzweiflung mich berauben.
O wüßtet Ihr, wie in mir jeder Trieb,
Seit ich zuerst bin vor Euch hingetreten,
In tiefster Scheu Euch zugeeignet blieb,
Und wie die Gläub'gen zur Madonna beten,
Ihr Wohl und Weh der Reinsten aller Frauen
In seliger Hoffnung anvertrauen,
So, was mich je gefreut, gehärmt,
Sehnt' ich mich vor Euch auszuschütten,
Mein Heil von Euch, o Heilige, zu erbitten.

Herzogin.

Ich weiß, Ihr seid ein Dichter. So genau
Darf man's nicht nehmen, wenn Ihr schwärmt.
Ich bin nur eine schlichte Frau,
So hohen Überschwangs nicht wert,
Und wolltet Ihr mir Alles künden,
Was dunkel Euch im Innern gährt,
Ich wüßte Manches wohl nicht zu ergründen.
Doch wenn Ihr wünscht, wir sprechen mehr davon
Zu besrer Zeit. Spät ist es schon,
Und Ihr müßt gehn. Nur, da Ihr traurig seid,
Nehmt dieses Wort noch zum Geleit:
Ich zürn' Euch nicht.

Gabriel.

O Engelsmund!

Herzogin.

Vielmehr, mir selbst zu zürnen hätt' ich Grund.
Schwer hab' ich Unrecht Euch gethan.
Ich sah Euch erst, vom Schein betrogen,
Für einen jener Ungeberd'gen an,
Die sich gewissenlos verwogen
In wilde Lebenswirbel stürzen,
Den Überdruß der Sättigung
Mit neuen üppigen Freveln würzen.
Doch wenn Ihr's redlich meint — Ihr seid noch jung!
Ich will der Hoffnung mich erkühnen,
Was Ihr verschuldet, sei Euch wahrhaft leid,
Und daß Ihr guten Willens seid,
Durch edle Thaten es zu sühnen.

Gabriel.

Ist's wahr? Ist's möglich? Hofft Ihr das von mir?
O macht' ich dies Vertraun zu Schanden,
Ich wär' unwürd'ger als ein Thier,
Das zwischen Hunger und Begier
Hinträumt in dumpfer Sinne Banden.
Ja, leben will ich, zum Licht empor
Vom Erdenschlamme den Blick erheben,
Und jedes Lied soll Zeugnis geben,
Wen ich zum Schutzgeist mir erkor.

Digitized by Google

Ihr aber — schließt den Büßer ein
In Eu'r Gebet, und von den Sternen
Wird niedertauen die Kraft dem Fernen,
Ob auch unselig, Euer wert zu sein.

Herzogin.
Ihr wollt hinweg von hier?

Gabriel.
Ich muß.

Herzogin.
Ihr habt einen unstät irren Sinn.
Wo Ihr auch weilt, erfaßt Euch Überdruß.
Doch meint' ich stets, des Dichters Geist
Soll nicht hinstürmen wie ein wilder Fluß,
Vielmehr zum klaren See sich breiten,
Der Erdgestad' und Himmelsweiten
In reinen Bildern gespiegelt weis't.
Was treibt Euch fort?

Gabriel.
Ihr fragt? O fraget nicht!

Herzogin.
Ihr dürft mir's wahrlich nicht verhehlen.
Ich muß Euch kennen, soll mein Gebet
Dem Schutz des Himmels Euch empfehlen.

Gabriel (zu Boden blickend).
Muß ich nicht meiden Euer Angesicht,
Wenn ich des Lebens Wucht ertragen soll?
Wie Ihr in Hoheit vor mir steht,
Auf mich herniederlächelt mitleidvoll —
Ihr ahnt nicht, wie in diesem Herzen
Wahnsinnige Wünsche sich entzünden,
Die, wagt' ich's jemals, sie zu künden,
Mir Eure Huld auf immerdar verscherzen.

Herzogin (nach einer Pause).
Auch Ihr! Das ist sehr traurig, lieber Freund!
Ich hatt' es gut mit Euch gemeint,
Mit Euch und mir. Es hätte mich beglückt,
Mein eignes Leben, das nicht kummerfrei,
An Eurem Feuergeist emporzurichten,
Und was in Wirklichkeit mir weit entrückt,
Mir nah heranzuträumen in Gedichten.
Damit ist's freilich nun vorbei,
Und besser drum, wir scheiden auf der Stelle.

Gabriel.
Nein, laßt mich bleiben! Weiset mich nicht fort!
Ich widerrufe das unsel'ge Wort.
Verschütten will ich die heiße Quelle,
Die meinen Frieden unterwühlt,
Und hab' ich Andres je für Euch gefühlt,
Als Ehrfurcht vor der Unnahbaren,
Hinfort will ich im Träumen selbst und Denken
Nie wieder Eure Hoheit kränken,
Nur laßt mich nicht von hinnen fahren
In mein Verderben!

Herzogin.
Eu'r Verderben? Sprecht!
Glaubt, meine Brust ist leidgestählt.
Ich muß erfahren was Euch quält,
Soll ich Euch Trost und Hülfe spenden.

Gabriel.
Ihr werdet schaudernd Euch von mir wenden,
Erfahrt Ihr, was ich selbst vergessen möcht'.
Mich wundert, daß es nicht schon lange
Mich toll gemacht! — Wie eine Riesenschlange,
Die einen friedlich Schlummernden umschnürt,
Daß er erwachend an seiner Wange
Ihre geifernde Zunge spürt:
Den Angstschrei selbst in seiner Kehle
Würgt ihm der Feindin Umringelung,
Und ob er stark und tapfer ist und jung,
Ewig verloren ist seine Seele!

Herzogin.
Um Gott, Euer Mund ist totenfahl —
Euer Auge glüht —

Gabriel (tritt dicht vor sie hin).
Wollt Ihr's denn hören,
Was mir für ewig den Frieden stahl,
So daß mir der Verdammnis Qual
Nur Eure Nähe mag beschwören?
Neigt Euer Ohr! — (flüstert)
Ihr wißt, daß ich die Mutter nie gekannt
Und meines Vaters Spur verlor.
Voll ward mein Elend erst, da ich ihn fand!

Herzogin.
Verleugnet er sein eigen Fleisch und Blut?

Gabriel (dumpf zu Boden starrend).
Er meint's mit ihm nur allzu gut
Und ist ein Fürst von großen Reichen.
Vor Grauen werdet Ihr erbleichen,
Wenn ich ihn nenne.

Herzogin.
Redet! Löst den Zweifel,
Ob Ihr bei Sinnen seid —

Gabriel.
Es ist — (tonlos) — der Teufel!

Herzogin
(fährt zusammen, blickt ihn dann traurig an).
Mein armer Freund, welch kranker Wahn! Ich seh',
Ihr braucht des Arztes.

Gabriel (hastig).
Alle Wissenschaft
Der Weisesten hat keine Panacee,
Die diesen Stachel aus dem Blut mir schafft.
Ein kranker Wahn? Ist's auch nur Trug
Der Einbildung, daß er im Flug
Uns durch die Lüfte hergetragen?
War es nicht eines Teufels Plan,

Digitized by Google

Das Götterbild in Stücke zu zerschlagen,
Das wir in Dir mit Augen sahn?
Und sieht nicht auch mein Geist
Mit scharfer Klarheit
Das Ziel der ew'gen Wahrheit,
Das Deine Engelshand mir weis't,
Und durch die Adern ungedämpft
Fühl' ich das sündige Fieber schwül,
Das kein himmelentstammt Gefühl,
Kein Spruch des heiligen Buchs bekämpft?
Sieh den Verlornen,
Zum Jammer Gebornen
Nicht an, Du Milde, Du Ewiggeliebte!
Er ist nicht wert, daß ein Engelsherz,
Mit seiner Qual Erbarmen übte;
Es reißt ihn taumelnd abgrundwärts,
Und an der klaffenden Seelenwunde,
In der das Eisen glühend zischt,
Ein Brandmal prägend, das nie erlischt,
Ein Höllenopfer geht er zu Grunde!
(Er stürzt zu Boden, liegt unbeweglich.)

Herzogin
(tritt neben ihm hin, ringt die Hände).

Er stirbt! Laß ihn nicht sterben, Gott der Gnaden!
Erlös' ihn aus der finstern Mächte Bann! —
Steh auf, Du unglückse'ger Mann,
Und wärst Du tausendfach mit Schuld beladen,
Du darfst auf Deinen Heiland bauen.
Blick auf!

Gabriel
(sich halb aufrichtend).

O süße Stimme, töne fort!
Ihr sanften Augen, weckt den Frühling dort,
Wo Sturm getobt und winterliches Grauen.
Nur Einmal lege die weiche Hand
Auf diese Stirn, geliebter Segenbote,
Und was mich grauenhaft übermannt,
Versinkt.

Herzogin (sich zu ihm neigend).

Wie fühlt Ihr Euch?

Gabriel.

So wie der Tote,
Den neuer Lebenshauch durchbebt.
(Sie steht auf. Er ergreift ihre Hand.)
Nein, wenn mein lichter Engel mir entschwebt,
Verfall' ich neu den Höllengewalten.
So Euch zu Füßen, Eure Hände halten —
Sie küssen — (er thut es)
(Sie steht in tiefer Bewegung neben ihm.)

Herzogin.

Laßt! es darf nicht sein!

Gabriel.

Du könntest
Mir streng entziehn, was Du so mild mir gönntest?
Dir hab' ich ewig mich geweiht,
Du bist mein Himmel, meine Seligkeit,
Mein irdisch Heil, und du nur kannst mich retten!
(Er will sie an sich ziehen. Bei den letzten Worten ist der Herzog in der offenen Thür erschienen.)

Siebente Scene.

Vorige. Der Herzog. (Gleich darauf) Eva, dann Magnus. Diener (mit Fackeln).

Herzog.

Da kämen wir ja noch zur rechten Zeit!
(zu den Dienern.)
Ergreift den Buben! Werft ihn in Ketten!
Und diese Frau —

Gabriel (fremgt auf).

Ich bull' es nicht,
Daß hämische Blicke ihre Hoheit kränken!
Mich mögt Ihr in den tiefsten Turm versenken,
Doch sie —

Herzog.

Was deklamiert der Wicht?
Die Frau, die so vergessen ihrer Pflicht,
Mag sehn der Schuld sich zu entladen
Vor unserm geistlichen Gericht,
Vor das wir morgen früh sie laden.

Herzogin (beherrscht).

Mein teurer Herr, ich weiß von keiner Schuld,
Die mich die Augen ließe niederschlagen.
Vergönnet mir in Lieb und Huld
Ein kurz Gespräch mit Euch allein,
Statt mich vor Zeugen anzuklagen,
Was wenig will zu unsrer Würde passen.

Eva (tritt vor).

Die gnädigste Frau Herzogin
Hat Recht. Ich bitte mich zu entlassen,
Da ich hier nicht an meinem Platze bin.
Mein gnäd'ger Herr mag mir's bezeugen,
Ich sagte gleich: kam mir's so vor,
Als säh' ich dort zum Balkon empor
Verstohlen einen Schatten steigen,
Es müss' ein Traum gewesen sein.
Zu einer Dirne, wie kurz und gut
Die hohe Frau zu nennen mich geruht,
Klimmt wohl bei Nacht ein Mann durchs Fenster ein,
Doch nicht zu hocherlauchten Damen,
Die ihrer Würd' im ganzen Leben
Auch das Geringste nicht vergeben.
Darum vergeßt meinen wundersamen
Mondsücht'gen Traum, und gehn wir Alle schlafen!

Herzog (zur Herzogin).

Könnt Ihr dies Zeugnis Lügen strafen?

Gabriel.

Ich will's und kann's, vor jedem Richter! Offen
Durch diese Thüre trat ich ein.
Bezeugt mir's, Fürstin! — Ihr verstummt betroffen,

Digitized by Google

Daß man gewagt, Euch einer Schuld zu zeihn
Auf falsches Zeugniß, falschen Schein?
Gewinnt es über Euch, sprecht nur ein Wort —

Herzogin (wendet sich schweigend ab).

Herzog.

Still! Führt den unberufnen Anwalt fort,
Und die Beklagte bleibt in Haft.
(Zwei bewaffnete Diener nähern sich Gabriel, um ihn zu ergreifen. Er schüttelt sie ab, tritt mit flammendem Blick vor den Herzog.)

Gabriel.

Ist's möglich? Hat Euch so bethört
Die zügellose Leidenschaft,
Daß Ihr der Wahrheit Zeugnis überhört
Im Schweigen dieser reinsten Frauen,
Um einer Gauklerin zu trauen?
In das Gemach, das Eure Gattin weihte,
Dringt Ihr in Eurer Buhlerin Geleite?

Herzog (wütend).

Wer bist Du Rasender, so ungescheut
Dich wider Deinen Fürsten zu empören?

Gabriel.

Wer seid Ihr selber, Herzog, daß erst heut
Ein Rasender Euch Eure Pflicht muß lehren!

Herzog (seinen Degen ziehend).

Dein Herr und Richter, toller Knabe,
Und dieser Stahl beweise Dir's,
Daß Macht ich über Tod und Leben habe.

Gabriel.

(reißt einem der Diener das Schwert aus der Scheide).

Mord sinnt Ihr? Nun so büßet mir's,
Was Ihr an dieser hohen Frau verbrochen.
Wehr Dich des Lebens, Herzog!
(Er dringt auf ihn ein.)

Herzogin.

Gabriel!
Halt ein! (Sie stürzt dazwischen, breitet die Arme aus, um ihren Gemahl zu decken, Gabriel's Schwert trifft ihre Brust.)
Allmächt'ger Gott! (Sie bricht zusammen.)

Herzog.

Erstochen!
Sie stirbt! Zu Hülfe! Schnell! o schnell!
Doktor — o rettet sie!
(Während Alle entsetzt zurückgewichen sind, ist Magnus vorgetreten, hat sich zu der Hingesunkenen hinabgebeugt.)

Magnus.

Herr, vergebens
Ist jede Kunst des Arztes hier.
Der Stahl drang in den Sitz des Lebens.

Gabriel.

Dämon, das ist Dein Werk! Ich fluche Dir!
(wirft das Schwert weg, stürzt neben der Toten zur Erde.)
(Vorhang fällt.)

(Der letzte Akt folgt).

Das hohe Epigrammenlied auf Herrn Schlocks rote Nase.

Von Friedrich Theodor Vischer. (Ungedruckter Nachlaß).

(Fortsetzung.)

XXXV.

Geh nur der Nase nach, so wird man oft belehrt:
Dir hat der Spruch sich oft in tiefster Nacht bewährt.
Im Nebel nur hält's schwer, weil sie, je mehr erhellet,
Sich blendend umsonehr vor die Objekte stellet.

XXXVI.

Nach einem langen Marsch, erschöpft, mit mattem Schritte
Gelangt er abends spät zu einer Alpenhütte.
Man labte ihn mit Milch, er bat um eine Stätte
Zum Schlaf, das weiche Heu bot ein erträglich Bette.
War's Zärtlichkeit, was da die Sennerin verführte,
Daß sie ihm mit der Hand an seine Nase rührte?
Er war doch längst nicht mehr in seiner Jugend Phase,
Auch kneipt man, wenn man hofft, sich doch nicht in die Nase.
Erschrocken ließ sie sich zu keinem Ja bewegen,
Zur Kuh mußt' er sein Haupt im wilden Walde legen.

XXXVII.

Es war im Bündnerland; dort giebt es jetzt noch Bären;
Doch darob ließ er sich von keiner Angst bekümmeren.
Er schlief trotz allem sanft auf seiner moosgen Streue,
Er wußte, daß der Bär den Schein des Feuers scheue.

XXXVIII.

Mit den Romantikern warst du gewiß im Bunde.
Du schweigst geheimnisvoll, du weigerst jede Kunde.
Ich glaub' es dennoch fest, sonst bleibt es leidig dunkel,
Warum man soviel sprach vom mystischen Karfunkel.

XXXIX.

Den Goethe lieb' ich nicht, hör' ich dich staunend sagen,
Ist's wohl der Neptunist, der dir nicht will behagen?

XL.

Als Vulkanist erkürst du jetzo nur Beschwerden,
Werd' lieber Theolog, statt Geolog zu werden,
Bald wird dir dieses Lach, so hoff' ich, lieb und teuer:
Da ist der Rede viel von unterird'schem Feuer.

XLI.

Vom Mineralgebiet lokal zu abstrahieren,
Bestehl ein weitrer Grund, ich kann es konstatieren:
Ich habe neuerdings geheimnisvoll vernommen,
Ein Aktienverein sei schon zu Stand gekommen,
Bergleute sammeln sich von nah und fern in Schwaben;
Man will — du weißt schon, wo? — nach Kupferstollen graben.

XLII.

„Wo ist nun der Gehalt in solchen Reimereien?" —
— Des Geldgeilts muß ich dich, gestrenger Krager, zeihen.
Weißt du des Kupfers Wert nur dann zu ästimieren,
Wenn du gemünzt es siehst von Hand zu Hand kurieren?

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Der Gott des alten Doktors.

Novelle von **Karl Emil Franzos.**

(Schluß.)

Sie verſtummte und ſetzte dann mühſam, mit erſtickter Stimme hinzu: „Was ich in dieſem Augenblicke empfunden habe — Gott der Herr wird auch dieſes Schmerzes gedenken, wenn er meine Sünden erwägt. . . Ich riß mich los und überſiedelte mit Hortenſe nach München. . ."

„Was dann kam," fuhr ſie ruhiger fort, „haben Sie zum größten Teil mitangeſehen, nur fehlte Ihnen der Schlüſſel dazu. Ich will ihn Ihnen geben, ſo wahr, ſo ſchrankenlos ehrlich, wie ich alles Andere geſtanden. Als ich am 1. Dezember vorigen Jahres bei dem Münchener Banquier die fällige Rate meiner Rente beheben wollte, erklärte er mir, ſie ſei geſperrt. Faſt ſinnlos vor Schmerz, Angſt und Zorn ſchrieb ich an den Verderber meines Lebens; er antwortete nicht. Da ſchrieb ich ihm: er wiſſe, wie Vieles mir aus ſeinem Leben bekannt ſei; wenn er mich zum Äußerſten treibe, ſo würde ich ungeſäumt nach Wien reiſen und Alles aufdecken. Wieder keine Antwort, aber als ich mich nun aufmachte und hier anlangte, erreichte mich ſeine Eſtaffette: ich möge in Linz bleiben, eine Wohnung mieten, weitere Nachricht von ihm erwarten; ein größerer Geldbetrag lag bei. Die Nachricht ließ nicht lange auf ſich warten, am 4. Januar ſchrieb er mir in dürren Worten, meine Drohungen ſchreckten ihn nicht, aber zu einem vernünftigen Übereinkommen ſei er bereit, er liebe meine Tochter, freilich gebe er nun grundſätzlich kein Eheverſprechen mehr — — aber wozu Ihr Ohr mit dieſen Schändlichkeiten beleidigen! Und wie der Brief auf mich wirkte, wiſſen Sie ja! . . . Sie haben mir das Leben gerettet — es hat damals manche Stunde gegeben, wo ich Ihnen ſchlechten Dank dafür wußte. In meinem Neceſſaire iſt ein grüner Flacon mit einigen Tropfen waſſerheller Flüſſigkeit — ein Pflanzengift, das in der Leiche kaum nachweisbar iſt — wenn Sie wüßten, wie oft ich damals ſchon das Stöpſelchen gelockert hatte! Aber es durfte ja nicht ſein, um meines Kindes willen! . . . Und nun wiſſen Sie auch, wer der Mann war, der uns damals beſucht und zu welchem Zweck er gekommen . . . Damals zuerſt erfuhr Hortenſe — und auch dies ohne mein Zuthun — von ſeinen Abſichten; wie es ſie traf, wiſſen Sie gleichfalls. Es war Alles Lüge, was ich Ihnen damals darüber ſagte, um die Erregung des armen Kindes doch irgend glaubhaft zu begründen, ohne Sie den wirklichen Zuſammenhang ahnen zu laſſen. Alles war Lüge, nicht blos, daß er in ehrbarer Abſicht gekommen, ſondern auch, daß ich ihr zugeredet — ſo wahr Gott mir ſündigen Frau eine ruhige Sterbeſtunde gönne, dies habe ich nicht gethan! Im Gegenteil, wenn es deſſen noch bedurfte, ſo hab' ich ihren Abſcheu vor ihm erhöht, ihn aber durch Alles wegzuſcheuchen verſucht, was ich an wirkſamen Drohungen vorzubringen wußte. Die volle Kraft freilich erwuchs mir erſt, als Sie damals an Hortenſe's Lager traten und ich zum erſten Mal erkannte, daß das Kind Sie liebe. Dies gab mir den Mut, nochmals mit ihm zu ſprechen und ihm zu ſagen, daß wir nun einen Freund hätten, der uns vor ihm ſchützen würde. Er hat ſeither nichts wieder von ſich hören laſſen . . . . Gelebt — um auch dies zu ſagen — haben wir ſeither von dem Erlös jener wenigen Schmuckſachen, die ich noch von meinem Vater, meinem Gatten erhalten; ſeine Geſchenke ließ ich unberührt . . . So, nun wiſſen Sie Alles. Hortenſe iſt eine Bettlerin, die Tochter eines leichtfertigen Weibes, aber das Kind der würdigſten Matrone kann nicht reiner an Leib und Seele ſein, als ſie, und ſie liebt Sie

Digitized by Google

grenzenlos. . . . . Und nun sagen Sie mir, ob Sie mir glauben!" So schloß sie, ich aber erwiderte, ohne zu überlegen, aus tiefstem Herzen heraus: „Ich glaube Ihnen!" Und diese Empfindung hat mich nicht getrogen; ich habe ja auch später Gelegenheit gehabt, ihr die Rechnung ihres Lebens nachzuzählen. Alles, was sie mir gesagt, war wahr, das Gute wie das Schlimme, nur hatte sie mir nicht Alles gesagt. Aber wie furchtbar sich dies auch an uns Dreien gerächt: auch dieses unselige Weib konnte nicht anders; es wäre über Menschenkraft gegangen, mir auch dies zu gestehen . . . Als ich aber jene Antwort gab, — glücklicher können drei Worte nie einen Menschen gemacht haben! Freilich, als ich fast angstvoll beifügte: „Und nun lassen Sie mich über mich selbst in's Klare kommen!" — da wich wieder alles Blut aus ihrem Antlitz, aber allzulang währte ihre Qual nicht. Mir wirbelte das Hirn — wie konnt' ich da überlegen — die Unglückliche vor mir, die Geliebte in bebendem Harren in ihrem Stübchen! — aber was hatt' ich auch noch zu überlegen! Sie war rein und schön und hold, und liebte mich — wie konnte mir ein Wohlmeinender verargen, daß ich nicht um der Mutter willen, die nach der Hochzeit auf Nimmerwiederkehren verschwand, ein solches Glück von mir gestoßen? Nein, nein! Das sahen meine Eltern, meine Freunde gewiß ebenso ein, wie ich — und die „Welt" — war sie es wert, ihr ein Höchstes zu opfern? Mochte Sintenis witzeln und die Sträublerin mich nicht mehr einladen! Mit jeder Sekunde, die verstrich, dünkte ich mir ein größerer Thor, daß ich um solcher Nichtigkeiten willen mir und der Geliebten das Leben verbittert. „Wo ist Hortense?" stieß ich endlich hervor . . . Und als sie mir nun an die Brust sank . . . an die Seligkeit dieses Augenblicks reicht kein Wort . . .

Und auch von den Tagen, die nun folgten, will ich schweigen, nur fünf waren's, aber eine köstlichere Zeit kann kein Mensch verlebt haben. Sie waren's, deren Erinnerung mich vorher verstummen gemacht. . . Aber, wenn ich denke, wie sie geendet. . . Kurz! nur soviel, als Ihr wissen müßt. Ich hatte an meine Eltern geschrieben und harrte ihrer Antwort entgegen, ruhig und vertrauensvoll, von Tag zu Tag ruhiger, weil mir nun ein „Nein" wie wahnwitzige Härte erschienen wäre. Daß sie Hortense nicht kannten, daran dacht' ich nicht — ich eben kannte ja nun dieses herrliche Gemüt! Und ich liebte sie, den Leib und die Seele, daß mir der Tag als endlose Pein erschien, weil ich ihr ferne sein mußte, und vertraute ihr, daß mir jene Empfindung zurückkehrte, die mich hochmütigen Narren einst so beglückt: nun hatt' ich wieder einen Menschen, auf den Verlaß war, früher mich selber, und nun sie. O die Gute, die Schöne . . ."

Der Greis verstummte wieder. Und als er weiter sprach, klang's wie aus einem Traum: „Wie sie sich so damals durch die Locken fuhr . . . Und wie sie lachte . . . Aber auch wenn sie ernst war, sah man immer die Zähnchen hinter der Oberlippe hervorschimmern . . . Und wie sie mir damals allein die Mazurka vortanzte . . ." Und dann bebte es wieder wie ein Hauch von den welken Lippen: „Hortense!"

„Hubert!" mahnte der Hausherr leise, und legte die Hand auf die des Freundes.

Der Doktor fuhr zusammen. „Du hast Recht, Ernst . . . Die Toten kommen nicht wieder . . . Wo bin ich nur geblieben? . . . Also: an meine Eltern hatte ich geschrieben und fünf Tage währte es, bis ich ihre Antwort empfing. An einem Montag war's, des Nachmittag's . . . der Briefträger traf mich auf der Straße . . . ich weiß es noch genau . . ." Und dann wieder ausbrechend: „Alles weiß ich noch — o, wenn ich tot wäre und nicht mehr daran denken müßte!"

Dann aber richtete er sich auf. „Kurz," sagte er, „ich will's kurz machen, sonst wird's stärker als ich . . . Also jener Brief! Der Vater schrieb: „Du bist Dein eigner Herr, Hubert, aber da Du mich gefragt', muß ich antworten. Laß von dem Mädchen, so teuer es Dir ist; lieber ein Jahr in Schmerzen, als ein Leben im Schatten. Menschen wie wir — und Du bist mir nachgeraten, Junge, mehr als Du glaubst, — können Alles ertragen und überdauern, nur keinen Flecken an der Ehre. Und Einer, der bei der Frage, wer seines Weibes Mutter sei, erröten muß, hat einen Flecken. Daß sie freund und arm ist, was läge daran? — Aber über dies Eine komme ich nicht hinweg. Du bleibst mein theurer Sohn, und hab' ich Dich bisher in Freuden geliebt, so will ich's nun in Schmerzen thun, aber meinen Segen kann ich Dir dazu nicht geben!" Und die Mutter: „Ich habe viel weinen müssen, aber Du lebst Dein Leben für Dich und nicht für uns; handle, wie es Dir recht scheint!" Ich las die Briefe zweimal, dreimal, zehnmal — dann ging

Digitized by Google

ich auf meine Stube, statt zu der Geliebten, die meiner harrte, und schritt da Stunde um Stunde auf und nieder . . . Ich konnte nicht mehr zurück, und daran rührten auch meine Gedanken nicht, so wirr und wüst sie umherschweiften, aber wenn Ihr erwägt, was mir meine Eltern waren — es war der bitterste Schmerz, den ich bisher erlitten.

Ich trat an's Fenster und preßte die heiße Stirn an die kühle Scheibe. Draußen lag die Straße im Mondlicht verödet, hell schimmerte der Schnee, Alles tot und licht und stumm. Mir kam — ich wußte selbst kaum wie — eine Erinnerung aus meiner Knabenzeit. Da war ich einmal an einem solchen Winterabend in meiner Eltern Stube am Fenster gestanden und hatte hinausgeblickt; am Tische saß der Vater und schrieb seine Krankengeschichten in den großen, dicken Lederband, und die Mutter strickte; mir aber wuchs dennoch ein Grauen vor dieser Oede. Erstarrt lag der See, und kahl und regungslos standen die Bäume, und der Bach war verstummt. „Mutter!" rief ich plötzlich aus, und flüchtete in ihre Arme, „die Welt ist ja gestorben vor Kälte!" „Dummer Bub!" brauste mein Vater auf, dann aber, als mir die Mutter die Wange streichelte, und mich an ihr Herz zog, lächelte auch er. „Merk's, Hubert, das ist nun der wärmste Platz, den Du je im Leben haben wirst!" . . . Wie hatte sie nur geschrieben, die greise milde Frau: „Ich habe viel weinen müssen . . ."

Der Ton der Glocke, die von der Straße in mein Schlafzimmer führte, ließ mich aus meinem Brüten emporfahren. Ich riß das Fenster auf und blickte hinab, wer mich zu holen komme. „Sind Sie's Herr Doktor? Gottlob, wir dachten schon, Sie wären krank!" — Es war der Lakai aus der Villa Neideck. „Was giebt's?" fragte ich. — „Was es giebt?!" rief der freche Mensch empor. „Heiße Thränen und gerungene Hände und große Angst — das giebt's! Haben Sie nicht versprochen, heut' um sechs bei Ihrem Fräulein Braut zu sein. Und jetzt geht's auf elf!" — Ich erschrak; wie hatte ich ihrer so ganz vergessen können! „Ich lasse mich entschuldigen!" rief ich hinab. „Ich war verhindert, ich komme morgen Vormittags!" Er aber: „Nein, ich hab's geschworen: wenn er lebt, so bring' ich ihn." Und als ich zögerte, fügte er ernst hinzu: „Herr Doktor, wenn Sie das arme Kind gesehen hätten, Sie würden keinen Augenblick mehr versäumen!" Da machte ich mich auf den Weg. Sie darf's nicht erfahren, dachte ich, aber was antworte ich nur, wenn sie frägt, ob die Antwort aus Hallstatt gekommen? Von dieser Sorge erfüllt, achtete ich nicht darauf, was der Mensch — er hielt vertraulich gleichen Schritt mit mir — sagte. — „Warum antworten Sie nicht?" Das waren die ersten Worte, die mir wieder deutlich in's Bewußtsein drangen. Ich fuhr auf und rief ihn barsch an, sich geziemend zu benehmen. Er wich denn auch sofort zurück. „Gut," sagte er, „nun hab' ich Frechling, was ich verdiene, aber jetzt sagen Sie mir, Herr Doktor — um Gotteswillen — es ist doch nichts dazwischen gekommen?" Ich blickte ihn an, er war sichtlich erregt. Darum weigerte ich ihm die Antwort nicht; ich verneinte kurz. — „Gottlob", sagte er aufatmend, „denn glauben Sie mir, sie würde es nicht überleben!" Auch dies bin ich zu berichten schuldig; ich war nicht ungewarnt . . ."

Er atmete tief und schwer auf, daß es wie ein Aechzen klang.

„Die Nacht war sehr kalt, der Boden glatt von Eis; es währte lange, bis wir den Hügel erklommen. Endlich lag die Villa vor uns, einige Fenster waren erleuchtet, eines geöffnet; eine Gestalt beugte sich daraus weit vor, den Pfad zu übersehen; es war Hortense. „Die Ärmste!" schrie der Diener auf. „Da steht sie noch immer, sie wird sich auf den Tod erkältet haben" — und stürzte vor und rief; „da bring' ich ihn!" Auch ich eilte vorwärts und schwenkte grüßend den Hut. Sie aber schrie halblaut auf; dann sah ich sie plötzlich nicht mehr. Als ich in's Zimmer trat, lag sie auf dem Boden neben dem offenen Fenster, Eisflocken im Haar, die Wangen glühend, die Augen im Fieber glänzend. Die Todesangst hatte sie aufrecht erhalten; nachdem sie mich gewahrt, war sie zusammengebrochen. Ich eilte herbei, schloß das Fenster, umfaßte die Zitternde und trug sie in den Fauteuil am Kamin. „Was war's?" stieß sie schrill hervor und setzte dann flüsternd hinzu: „Still, die Mutter darf's nicht hören, sie ist eingenickt, ich muß Dich allein sprechen! . . . Was war's?" — „Nichts," stammelte ich. „Ich wurde zu einem Kranken geholt . . ." — „Du lügst!" unterbrach sie mich. „Um Christi Erbarmung willen, die Wahrheit! Der Brief aus Hallstatt — Deine Eltern sind dagegen? O, ich wußt' es ja! Du konntest darüber hinweg — aber sie! Sie kennen mich ja

Digitized by Google

nicht! Und da ist ja zudem ein alter Haß . . ." — „Du fieberst! Welcher Haß?!" — „Zwischen Deinem Vater und ihm!" — „Wem?" — „Dem Grafen! Er hat ja so höhnisch aufgelacht, als ihm meine Mutter mit Deinem Beistand drohte und gesagt: ‚Mein Vater ist mit dem Alten fertig geworden, ich werd's mit dem Jungen auch!' Weißt Du nichts davon?" — Mir wirbelte das Hirn. „Von wem sprichst Du?" stieß ich hervor, ich wußt' es ja nun schon. „Vom Grafen Lothar . . . Warum bist Du so entsetzt? Hat Dir meine Mutter seinen Namen nicht genannt?" — „Nein!" — „Und mir schwor sie, sie hätte Dir Alles gesagt! Alles! Aber dann hat sie Dir wohl auch verschwiegen —" Sie hielt inne, dann schnellte sie in Todesangst empor und faßte meine Hände. „Hat sie Dir Alles gesagt? Rede, rede doch, ich werde ja wahnsinnig. Alles, Hubert — auch von dem Flacon?" — „Dem Flacon?" — „Ja, dem grünen Flacon?!" — „Sie sprach mir davon," murmelte ich; „sie wollte sich mit dem Gift töten, als sie in Verzweiflung war." — „Und sonst nichts? . . Nichts?! . . . Und mir schwor sie zu, sie hätte es Dir gestanden und Du hättest gesagt: ‚Ich will nicht rechten, was Ihre That daran war, aber Hortense hat ja keinen Teil an dem Verbrechen. Und ich liebe sie und finde in meiner Liebe die Kraft, auch darüber hinauszukommen!' Hast Du nicht so gesprochen?" — Ich verneinte. — „Und hast nichts davon gewußt?" — Ich schwieg. — „Und sie litt, daß Du Dich mit mir verlobtest! Aber nun mußt Du es erfahren! O, ich Unglückselige, daß ich es nun selbst sagen muß . . . Herr Gott im Himmel, was habe ich verbrochen, daß du mich so hart strafst! . . . Aber es muß sein . . ." Und heiser, fast unverständlich stieß sie hervor: „Die Gräfin Dietrichstorff war eine unglückliche, kränkliche Frau. Die Beiden sprachen oft davon — meine Mutter und der Graf — wie es sein würde, wenn sie stürbe . . . Und sie liebte ihn wahnsinnig und er hatte ihr die Ehe versprochen, wenn er frei sein werde. . . Eines Abends saßen sie beisammen und da sagte der verworfene Mensch, seine Geduld sei zu Ende, und er wolle nachhelfen. . . Ja, Hubert, er zuerst hat es ausgesprochen, sie mag es ja gedacht haben, aber gesagt hat er's. . . Ich belüge Dich nicht, dies ist die Wahrheit, so hat sie es auch in ihren Fieberphantasien erzählt, so hat sie es ihm dann in meinem Beisein in's Gesicht geworfen und er konnte nichts dagegen sagen — das Wort sprach er aus. Und die That vollbrachte er. Aber sie war seine Helferin. Und als er sagte: „Ich thu's, wenn ich vor Entdeckung sicher bin, wenn ich ein Gift erlange, das sich nicht nachweisen läßt," da schwieg sie und am nächsten Tage, nach einer furchtbaren Nacht, wo sie vergeblich gegen den gräßlichen Gedanken gerungen, schickte sie ihm den Flacon. . . Sie schrieb kein Wort hinzu, aber er wußte ja, daß sie ein solches Gift besaß, sie hatte ihm oft genug gedroht, sich damit zu töten — und er that's. . . Den Rest gab er ihr wieder, dann bestand er darauf, daß sie das Gift vernichten müsse — er fürchtete die Entdeckung — aber sie bewahrte es auf. ‚Das ist vielleicht für mich,' sagte sie — sieh, in dem Schreibtisch dort liegt der Flacon. . . Und nun weißt Du Alles. . ."

Heiser und kaum verständlich, wie einst die Unglückliche, hatte auch der Greis diese Worte berichtet. Und nach einer Weile setzte er, nach Atem ringend, hinzu:

„Nun wißt auch Ihr Alles. . . Als sie mich anflehte, ihr zu sagen, ob ich auch darüber hinweg könnte, da blickten mich meiner Mutter Augen an und ich konnte nicht Ja sagen und stürzte fort. . . Wie ich die Nacht verbracht, weiß ich nicht; im Morgengrauen fand ich mich vor einer Schänke drüben in Urfahr und trat ein, die erstarrten Glieder zu wärmen und sank auf der Ofenbank in bleiernen Schlaf. Als ich aufwachte und in's Spital ging, war's gegen zehn Uhr Vormittags. Und da begegnete mir der Fürster und fragte mich, ob die Sektion mich interessieren würde. . . Die Leiche war schon erkaltet, als die Dienerin sie am Morgen fand. Sie muß gleich, nachdem ich gegangen, den Flacon aus dem Schreibtisch hervorgezogen haben. . ."

Und wieder nach einer Weile:

„Nun wißt Ihr, warum ich an meinen Gott glaube. Erwäget mein und der Geliebten Geschick und warum ich nicht gewußt, daß die Bannes unter dem Namen einer Marquise Becour in Wien gelebt und warum ich die Marie verloren; erwäget Alles und Ihr werdet mich verstehen. . . Wohl dem, der an einen anderen Gott glauben kann, ich glaube an den meinen. . ."

Digitized by Google

Geschwister.

Eine Parabel von **Marie von Ebner-Eschenbach.**

Die Olympier gaben einmal einen Ball in den ewig grünenden und blühenden elysäischen Gefilden. Sie luden alle guten Eigenschaften und Tugenden ein, und — aus alter Anhänglichkeit — auch alle Untugenden und Laster.

Zur ersten Quadrille führte der Ehrgeiz die Eitelkeit und das Verdienst die Bescheidenheit. Der Zufall, der als himmlischer Tanzordner wirkte, stellte die beiden Paare einander gegenüber.

„Schöne Gesellschaft, in die wir geraten sind," grollte der Ehrgeiz. „Ein Knecht, der sich zu mir verhält wie der Ackergaul zum Flügelrosse."

„Und," fiel die Eitelkeit ihm ins Wort, „eine scheue, mir natürlich ganz fremde Magd. Verneige Dich doch wenigstens vor mir!" sprach sie zur Bescheidenheit.

„Entschuldige," erwiderte diese, „Dir neige ich mich nicht."

Da war die Eitelkeit tief beleidigt und rief: „Du Heuchlerin spielst die Schüchterne und bist ebenso frech wie der Stolz, der mir auch den Gruß verweigert. Ihn kann man noch halb und halb entschuldigen, denn er ist aus königlichem Blute. Wer aber bist Du?"

Die Bescheidenheit lächelte sanft und freundlich und sagte:

„Ich bin seine Zwillingsschwester."

Herbstmond.

Untergeht der Mond, umflossen
Von Gewölk' der Nacht und bleich,
Wie von Leiden eingeschlossen
Untergeht ein großes Reich;

Eine Stille tiefer Trauer
Strömt herab von seinem Licht,
Die ein Wehen nur, ein Schauer
In den Wipfeln unterbricht.

Hermann Lingg.

Schneesterne.

„Warum, ihr Sterne der beschneiten Au,
Erglänzt ihr hell, wie keiner Lenznacht Thau?"
So frug ich und die Einen riefen:
„Eh noch zur Wolke ward des Meeres Kühl,
Hat Lunas Silberblick auf uns geruht,
Auf dunklen Tiefen."

Ein Andrer sprach: „Wir sind der Funkenrest
Der Blitze, die durchzuckt das Wolkennest:
Vom grellen Strahl die letzten Flitter."
„Uns traf der Kinderblicke Freudenglanz
Beim ersten Schnee und seinem Flockentanz,"
So sprach ein Dritter.

Rudolf Kaufsert.

Vorm Jahr.*)

Wald, wie bist du so dicht, so dicht!
Nirgend giebt's keine Lichtung nicht!
Kann meinen lieben Schatz nicht erschauen,
Hätte dich längst schon niedergehauen,
Fehlte dazu mir nicht immer die Axt.

Berg, wie bist du so steinig, so fest!
Nirgend ein Loch, wo sich durchzucken läßt!
Kann meinen lieben Schatz nicht gewahren,
Hätte dich längst aus dem Wege gefahren,
Fehlte dazu mir nicht immer der Karr'n.

Strom, wie bist du so reißend, so schnell!
Nirgendwo eine trockne Stell'!
Kann zu meinem Schatz nicht gelangen,
Hätte dich ausgeschöpft schon seit Langem,
Fehlte dazu mir nicht immer der Krug.

Gelt! So hieß es im vorigen Jahr,
Als noch die Trudel mein Schätzchen war;
Nun ich die Susel zum Schatz hab' genommen,
Wird halt gekraxelt zu ihr und geschwommen,
s' geht ohne Axt, ohne Karren und Krug.

Robert Waldmüller-Duboc.

*) Nach ungarischem Motiv.

Digitized by Google

Wie lange!

Wie lang ist's her, daß drunt' am Bache,
Am plaudernden, bei Nacht ich stand,
Daß dort ich hielt getreue Wache
Und aufwärts blickte unverwandt
Zum Schlößchen hoch am wald'gen Hange —
Wie lang ists her, wie lange!

Die Sterne glänzten da noch heller
Aus klarer Höh herniedet all,
Die Wellen wanderten noch schneller
Hinab zu jenem Wasserfall,
Ihr Rauschen glich dem Riesensange —
Wie lang ist's her, wie lange!

Vom Wiesenduft, dem starken, süßen,
War so beklommen mir die Brust,
Ein Wehen wie von Elfengrüßen,
Wie von geheimer, schwüler Lust
Ging durch die Welt so selig bange —
Wie lang' ist's her, wie lange!

Doch sah ich nichts vom Sternenglühen
Und hörte nicht der Wellen Lied
Und merkte nichts von all dem Blühen,
War nur ein kleines Licht erglüht
Im Schlößchen hoch am wald'gen Hange —
Wie lang' ist's her, wie lange!

H. Meurer.

Gebirgsöde.

Jäh und schaurig starrt herauf die Schlucht:
Ferne Gletscher blinken, frisch beschneit;
Wie ein Felsblock stürzt mit harter Wucht
Auf das Herz mir die Verlassenheit.

Finstre Wolken treibt der wilde Föhn;
Gurgelnd aus dem Schlund des Wasserfalls
Steigt es wie ein schmerzliches Gestöhn,
Wie ein Grabgesang des Wellenalls. . .

Was ich selbst erlitt und selbst verlor,
Was mir schien ein namenloses Weh,
Schwimmt auf dieser klagen Kiesenchor,
Wie ein Halm auf wrackbesäter See.

„Tand und Spreu sind Menschenglück und Leid,
Sind die Schlachten, die ihr drunten schlagt,
Würmer, die ihr prangt im Königskleide,
Die voll Qual ihr Sklavenbürden tragt!

Ob ein Kaiser in dem Bach ertrank;
Ob vom Himmel schoß ein Meteor;
Ob ein Volk im Zeitenstrom versank: —
Weiter rollt die Welle wie zuvor!" —

Also singt der Öde wilder Geist
Aus der Flut, dem Fels, dem Gletscherfirn,
Und als schwarzbeschwingter Geier kreist
Stumme Trauer um des Wanderers Stirn.

Reinhold Fuchs.

Wiedersehen?

Weißt du, Mutter, fortgegangen
Wär ich einmal weit,
Ach es that mich so verlangen,
In der Sommerzeit;

Hügel auf und Hügel nieder,
Wald um Wald entlang,
Und erst müde kehrt ich wieder,
Als die Sonne sank.

Und da standst du, mein begehrend,
An der Gartenwand,
Von dem Aug' die Strahlen wehrend
Mit der flachen Hand.

Und da standest du in Zähren;
Fragte dich: warum?
Meinte früh doch heimzukehren!
Doch du bliebest stumm. —

Jetzt versteh' ich dein Verlangen
Und dein Herzeleid,
Wo du selbst mir fortgegangen
Über'n Hügel weit;

Wo es still wird auf den Wegen
Und der Schimmer flieht:
Mutter, kommst du mir entgegen,
Wenn die Sonne schied?

Franz Herold.

Vor dem Winter.

Öd ist es nun am Waldessaum,
Es singt kein Vogel mehr.
Das Land ruht wie in schwerem Traum
Im Nebel ringsumher.

Auf feuchte Blätter tritt der Fuß.
Die Welt ist totenstill.
Sie lauscht des Sommers Sterbegruß,
Der sie noch trösten will.

Martin Beck.

Digitized by Google

Aus Goethes Briefwechsel mit Friederike Unzelmann-Bethmann.

Mitgeteilt von Karl Emil Franzos.

III.

Noch ehe sich die persönliche Beziehung zwischen Goethe und der Berliner Künstlerin geknüpft, war es sein lebhafter Wunsch gewesen, sie als Gast auf der Weimarischen Bühne zu sehen. Bereits am 27. März 1799 findet sich in seinem Tagebuche*) die Eintragung, er habe an den Hofkammerrat Kirms „wegen Madame Unzelmann und der endlichen Aufführung des Wallenstein“ geschrieben; zwei Tage später (29. März) schreibt er demselben Beamten wieder „wegen der Unzelmann“. Es war vergeblich; die erste Aufführung des Werkes mußte am 20. April ohne die berühmte Gastin stattfinden. Die nächste Eintragung, welche die Künstlerin betrifft, findet sich am 22. November 1800; Goethe verzeichnet einen Brief an sie, ohne den Inhalt anzugeben; wir wissen, daß es die Antwort auf ihre, S. 31 mitgeteilte Bitte um die Schiller'sche Einrichtung des Egmont vom 11. November 1800 war und zustimmend lautete; diesen Brief Goethe's vermag ich leider nicht mitzuteilen; der Dankbrief der Künstlerin ist S. 101 abgedruckt. Am 15. Dezember 1800 findet sich dann im Tagebuche die Notiz: „An Mde. Unzelmann, Berlin, Egmont übersendet“; den überschwänglichen Dankbrief der Schauspielerin nach der Aufführung des Dramas (S. 31) scheint Goethe nicht beantwortet zu haben.

Im nächsten Jahre (1801) kam das längst geplante Gastspiel endlich zu Stande; die Vorverhandlung scheint nicht durch Goethe selbst, sondern vermutlich durch Kirms geführt worden zu sein; wenigstens haben sich in Weimar weder darauf bezügliche Briefe der Künstlerin an Goethe vorgefunden, noch erwähnt sein Tagebuch Briefe an sie; erst am 8. September 1801 verzeichnet er: „Nachr. von Ankunft der Unzelmann“; und am 19. September folgt dann die Notiz: „Ankunft der Mad. Unzelmann.“

Die Künstlerin trat in folgenden Stücken und Rollen auf: 21. September: „Maria Stuart“ (Titelrolle); 23. Kotzebues Lustspiel „Armuth und Edelsinn“ (Josephine); 26. Emilia Galotti (Orsina); 27. Kotzebues Lustspiel „Die Indianer in England“ (Gurli); 29. Kotzebues Trauerspiel „Octavia“ (Titelrolle); 30. „Der Taubstumme,“ Drama von Bouilly, übersetzt von Kotzebue (Julie von Solar) und „Die beiden Savoyarden“ (Josef), endlich 1. Oktober „Minna von Barnhelm“ (Titelrolle). Man sieht, eine staunenswerte Vielseitigkeit. Wie das Gastspiel verlief, zeigt die lakonische Notiz: „Vortrefflich“ in dem von Pasqué mitgeteilten handschriftlichen Verzeichnis der Gäste unter Goethe's Direction*) und Goethe's Urteil in den „Tag- und Jahres-Heften (Hempel, XXVII. 72):

„Nicht geringen Einfluß auf unsre diesjährigen Leistungen erwies Madame Unzelmann, welche zu Ende Septembers in Hauptrollen bei uns auftreten sollte. Gar manches Unbequeme, ja Schädliche hat die Erscheinung von Gästen auf dem Theater, wir lehnen sie sonst möglich ab, wenn sie uns nicht Gelegenheit geben, sie als neue Anregung und Steigerung unserer bleibenden Gesellschaft zu benutzen; dies konnte nur durch vorzügliche Künstler geschehen. Madame Unzelmann gab acht wichtige Vorstellungen hinter einander, bei welchen das ganze Personal in bedeutenden Rollen auftrat und schon an und für sich, zugleich aber im Verhältnis zu dem neuen Gaste das Möglichste zu leisten hatte. Dies war von unschätzbarer Anregung. Nichts ist trauriger, als der Schlendrian, mit dem sich der Einzelne, ja eine Gesamtheit hingehen läßt; aber auf dem Theater ist es das Allerschlimmste, weil hier augenblickliche Wirkung verlangt wird und nicht etwa ein durch die Zeit selbst sich einleitender Erfolg abzuwarten ist. Ein Schauspieler, der sich vernachlässigt, ist mir die widerwärtigste Kreatur von der Welt, meist ist er inkorrigibel; deshalb sind neues Publikum und neue Rivale unentbehrliche Reizmittel; jenes läßt ihm seine Fehler nicht hingehen, dieser fordert ihn zu schuldiger Anstrengung auf. Und so möge denn nun auch das auf den deutschen Theater unaufhaltsame Gastrollenspielen sich zum allgemeinen Besten wirksam erweisen.“

Welche Wichtigkeit Goethe dem Auftreten der Künstlerin beimaß, erhellt auch aus dem Tagebuch. Er verzeichnet jede Rolle; daneben finden sich noch die folgenden Eintragungen: 21. September: „Früh bey Mad. Unzelmann;“ 22. September: „Abends großer Thee wegen Mad. Unzelmann;“ 25. September: „Gegen Abend nach Tiefurt mit Mad. Unzelmann;“ endlich 1. Oktober: „Mad. Unzelmann Abschied.“ Man sieht wie Goethe bemüht war, der Künstlerin den Aufenthalt auch gesellschaftlich so angenehm wie ihm möglich zu machen.

Aus derselben Zeit rühren zwei Billets der Unzelmann an Goethe. Das erste, nach einer von fremder Hand beigeschriebenen Notiz am 25. September 1801 geschrieben, lautet:

Der Herr Geheime Rath werden mir gütigst Verzeihn, wenn ich mir die Freiheit nehme Sie auf Morgen um eine Kurtze unterednng zu bitten. Dieselben werden gütigst die Stunte bestimmen wo ich Ihnen aufwarten, oder das Glück haben kann Sie

*) Goethe's Tagebücher 2. u. 3. Band. Weimar. Bouilly 1888 u. 1889.

*) Goethe's Theaterleitung in Weimar. In Episoden und Urkunden dargestellt von Ernst Pasqué. (Leipzig 1863) II. 324—25.

Digitized by Google

bey mir zu empfangen. Mit der Grösten Hochachtung nene ich mich

Ew. Excelenz

ergebenste

Fr. Unzelmann.

Goethe entsprach dem Wunsche, indem er sich bei der Künstlerin einfand und mit ihr die Spazierfahrt nach Tiefurt machte. Aus dem zweiten, vom 1. oder 2. Oktober datierten Billet geht, wie bereits S. 31 angedeutet, hervor, daß das erhaltene „Douceur" wohl nicht ganz den Hoffnungen der Künstlerin entsprochen. Es lautet:

Nicht der geringste Eigennutz, war im Spiel als ich mich endschlossen habe Weimar zu sehn, nur Sie, und Schiller haben mich hierher gezogen und Ihrer beider Bekantschaft und Güthe wird mir ewig unvergeslich bleiben. Empfangen Sie daher meinen Verbindlichsten Dank für das mir gütig überschikte und auch für die Bekantschaft des Liebenswürdigen Überbringers. Leben Sie gesund und froh, und so Glüklich als es von Ganzer Seele wünscht Ihre mit Wahrer Hochachtung, und Ehrerbiedung

ergebene

Friderike Unzelmann.

Wer der Überbringer war, weiß ich nicht anzugeben — Gesagt ist aber auch ferner bereits, daß das Gastspiel für die Künstlerin dennoch in der Folge von großem Nutzen werden sollte: die Verbindung mit Goethe wurde ihr zunächst schon dadurch wertvoll, daß er sich ihres Sohnes Karl annahm und ihn als jungen Anfänger am Weimarischen Theater unterbrachte. Im August 1802 mag sie ihm diesen Wunsch zuerst ausgesprochen haben; am 19. August 1802 schreibt Goethe in Jena in sein Tagebuch, er habe an den Hofkammerrat „Varia nebst Br. der Unzelmann" gesendet, sowie an die Künstlerin selbst geschrieben. Am 27. September und 14. Oktober 1802 finden sich abermals Antworten an die Künstlerin verzeichnet. Aus dieser Korrespondenz ist leider nichts erhalten; Goethe scheint diese Briefe der Unzelmann nicht aufbewahrt zu haben; wenigstens fanden sie sich im Weimarischen Archiv trotz sorglichen Suchens nicht vor. Der Inhalt läßt sich mit Sicherheit vermuten: Goethe antwortete auf die Bitte zustimmend, und stellte dann mit der Schauspielerin die näheren Bedingungen fest, unter welchen ihr Sohn in Weimar Aufnahme finden sollte. Welchen Eindruck ihm der sechzehnjährige Knabe gemacht, erhellt aus der bereits S. 32 wiedergegebenen Stelle aus den „Tag- und Jahreshefften" von 1802, und welche Sorgfalt er ihm zuwandte, aus seinem obenda abgedruckten Schreiben vom 10. November 1802. Am 11. November scheint Goethe auch noch an den Vater des Knaben geschrieben zu haben: wenigstens verzeichnet das Tagebuch unter dem 11. November: „Brief an Hrn und Mad. Unzelmann." Der Brief an den Künstler liegt mir leider nicht vor. Das Gleiche gilt von dem Antwortschreiben der Unzelmann. Hingegen ist der nächste Brief Goethe's an sie erhalten.*) Er lautet:

*) Vergl. S. 30, 1. Anm.

Ihr Söhnlein, meine liebe kleine Freundin, ist, wie Sie aus beyliegendem Zettel sehen werden, nunmehr aufgetreten und hat sich dabey als einen wakren Sohn gezeigt. Er besitzt von Natur gar manches, was durch keine Mühe erworben wird, bildet er das aus, und sucht zu überwinden was ihm etwa entgegensteht; so können Sie Freude an ihm erleben.

Nachdem ich sein Talent hie und da versucht hatte, kam ich auf den einfachen Gedanken ihm den Görge in den beyden Billets zugeben, der soll er unn auch im Stammbaum und im Bürgergeneral machen, wobey manches zu lernen ist. Das erstemal übereilte er die Rolle zu sehr; weil aber jedermann das Stück gleichsam auswendig weiß und er sich sehr dreist, gewandt und artig benahm, auch einige naive Hauptstellen glücklich herausbhob; so gewann er sich Gunst und Beyfall, die sich, hoffe ich, nicht vermindern sollen.

Er hat Lust zu dem Bruder des Mädchens von Marienburg beyzutreten, eine Rolle, die ihm unser Becker abtritt, mit dem er überhaupt in gutem Verhältniß steht, dessen Dauer ich wünsche. Ich werde, ehe er auftritt, jedesmal seine Rolle, es sey auf dem Theater oder im Zimmer hören, um zu sehen, wo es hinaus geht. An fortdauernden Erinnerungen, besonders anfangs, wegen des technischen, soll es nicht fehlen. Übrigens kann man bey seinem Talent dem Glück und der Routine viel überlassen.

Bey einer Theaterdirection ist, wie Sie wissen, wenig Freude und Trost zu erleben, indessen hoffe und wünsche ich, daß er mir die Zufriedenheit, die ich mir, in der Folge, von ihm verspreche, nicht verkümmern werde.

Gegen Weihnachten will ich mit seinem Hausvater, dem Professor Käsner, ein ausführliches Gespräch halten, der bis dahin schon mehr Gelegenheit hat ihn kennen zu lernen.

Teilen Sie meinen Brief Ihrem werten Gatten nebst vielen Empfehlungen, mit. Jedermann will den Vater in diesem Sprößling sehen, möge er doch bey uns recht wohl gedeihen!

Ich drücke Ihnen die Hand und küsse Ihre freundlichen Augen.

W. d. 2. Dez. 1802.

Goethe.

Das Beste an diesem Brief bedarf keiner Erläuterung: Goethes Güte und herzliches Wohlwollen, die Galanterie der Schlußworte; daß die „freundlichen Augen" sehr schön gewesen, wissen wir ja schon aus anderen Quellen. Auch der Stoßseufzer über Leid und Freuden des Theater-Leiters ist lesenswert. — Im Einzelnen bemerke ich: Karl Unzelmanns Debut als Görg („Görge") in Anton Wall's (Christ. Leber. Heyne's) einaktigem nach dem Französischen des Chevalier de Florian bearbeitetem Lustspiel „Die beiden Billets" fand am 29. November 1802 statt; „der Stammbaum", in welchem er den Jüngling dieselbe Rolle will spielen lassen, ist die, gleichfalls von Wall besorgte Bearbeitung von Florian's „Le bon ménage", welche dieselben Figuren (Arlequin, Argentine, Scapin, in deutscher Umtaufung: „Görge", „Röse", „Schnaps") enthielt; daß

Digitized by Google

Goethe die drei Typen unter den gleichen Namen in seinem, im April 1793 geschriebenen „Bürgergeneral" beibehielt, ist ja bekannt. Becker (Heinrich von Blumenthal) war 1791—1809, dann 1818 bis zu seinem Tode 1822 Mitglied der Weimarer Bühne; sein Name lebt auch deshalb fort, weil er 1773 der Gatte von Goethes „Euphrosine", Christiane Neumann wurde. Über Kästner ist bereits S. 32 das Nötige gesagt. Die Grüße an ihren ersten Gatten, den Vater Karls, mag die Künstlerin, obwohl seit 1793 von ihm getrennt, gleichwohl ausgerichtet haben; es war ein höchst eigentümliches Verhältnis, der Verkehr brach nie ganz ab.

Wenige Wochen, nachdem Goethe diesen liebevollen Brief an die Künstlerin geschrieben, feierte sie in der Titelrolle eines seiner Dramen einen neuen großen Triumph; am 27. Dezember 1812 wurde „Iphigenie auf Tauris" zum ersten Male in Berlin gegeben. Die Aufführung hatte eine nicht uninteressante Vorgeschichte. Obwohl bereits im Januar 1800 mit Reichardts Chören Iffland eingereicht, blieb das Stück doch fast drei Jahre liegen, weil, wie Iffland am 19. Januar 1800 schrieb, „keine Mittel für dieses Stück vorhanden waren." Endlich ermöglichte Friedrike Unzelmann die Aufführung, indem sie das Stück zu ihrer Benefiz-Vorstellung wählte „Sie gab die Titelrolle in der größten Vollkommenheit; leider war sie aber die einzige der Darsteller, die den Geist des Dichters erfaßt hatte; denn von den übrigen Spielenden wurde sie fast gar nicht unterstützt; vorzugsweise litt die Rolle des Orest, so daß nur bei der ersten Vorstellung der Zufluß des Publikums außerordentlich war."*) Um nun dem Dichter einen Beweis ihrer Verehrung und Dankbarkeit zu geben, ließ sich Friedrike auf einer Tasse im Costüm der Rolle für ihn malen und übersandte ihm das Geschenk mit folgendem Schreiben:

Indem ich die Rolle der Iphigenia studierte, und nach der Aufführung, habe ich soviel Vergnügen empfunden, daß ich Immer darauf stutirt habe, wie ich Ihnen wohl meine Dankbarkeit dafür an den Tag legen könte die durch die Güthe, welche Sie für meinen Sohn haben schon so sehr in Anspruch genomen ist. Ich bitte daher das Sie mein Vortreflicher Freund, dies kleine Andenken, nicht verschmähn und sich dabey einer Person erinnern, die Voller Bewunderung und Erbrerbiedung sich nennt

Ew. Exelenz

ergebenste

Unzelmann.

Berlin den 4. Merz 1803.

N. S. Glauben Sie ja nicht das ich die Arme so gehalten als ich die Stelle sagte, wie die Figur auf der Tasse. Doch war ich so Angezogen nach der Zeignung von Hirt, belehren Sie mich ob es recht oder unrecht war.

Goethe erwiderte:**)

Sie haben mich, liebe kleine Freundin, durch Ihr köstliches Geschenk auf's Angenehmste überrascht, indem Sie mir zugleich einen Beweis Ihrer Neigung und eine musterhafte Arbeit überschicken. Man sieht nicht leicht an Form, Farbe, Vergoldung, Behandlung etwas so Vollendetes.

Daß Sie bei Vorstellung der Iphigenia eine satte Farbe an der Kleidung mit gebraucht, erfreut mich sehr. Das schreckliche, leere, melancholische Weiß verfolgt uns vom Augenblick des Negligées bis zur höchsten Repraesentation. Man sieht die Farben, weil es so schwer ist, sich ihrer mit Geschmack und Anmuth zu bedienen.

Mit Ihrem Söhnlein werden Sie Geduld haben, wenn manchmal die Nachricht einer kleinen Unvorsichtigkeit zu Ihnen gelangt. Solche Kinder in fremde Verhältnisse versetzt, kommen mir vor wie Vögel, die man in einem Zimmer fliegen läßt; sie fahren gegen alle Scheiben und es ist schon Glück genug, wenn sie sich nicht die Köpfe einstoßen, ehe sie begreifen lernen, daß nicht alles Durchsichtige durchdringlich ist.

Ich kenne das Pädagogische überhaupt und besonders die Theater-Paedagogik gut genug, um zu wissen, daß eigentlich hauptsächlich Alles darauf ankommt, daß der Mensch einsehen lerne, was ihm fehlt, wodurch er es alsdann gewissermaßen schon erlangt, weil zu der Einsicht des Rechten und Nützlichen sich das Wollen sehr geschwind gesellt.

Wir haben in diesem Augenblicke bey unserm Theater ein halb Dutzend Individuen, die alle etwas zu werden versprechen. Stünde ich in einem größeren Verhältniß, so müßte ich ihrer fünfzig haben; denn was an Einem geschieht, es sei wenig oder viel, geschieht am Andern, und eigentlich ist, wie oben gesagt, die Hauptsache, daß nach und nach die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich selbst erregt werde, eine Operation, die in der Masse viel leichter ist als im Einzelnen.

Solche Reflexionen, die, wie ich merke, beinahe ein pedantisch-robomontisches Ansehen gewinnen wollen, verzeihen Sie mir gewiß, wenn Sie bedenken, daß ich dadurch nur der Mutter Geduld und Nachsicht empfehlen will, die ich selbst gern in hohem Grade ausüben mag. Wenn Ihr Karl erst einmal unsern ganzen Theaterkurs durchlaufen hat, mit in Lauchstädt und Rudolstadt gewesen ist, einsehen lernt, daß man, um dauernden Beifall zu gewinnen, etwas über sich selbst vermögen muß, so wird vielleicht geschwind entstehen, was wir wünschen. Bis jetzt habe ich recht gute Hoffnung und sehe wie billig über Alles weg, was auf die Mittelzeiten der Bildung hindeutet. Die Hauptfrage ist, ob wir zu den Epochen unserer Zwecke gelangen können. Sie sollen darüber zur rechten Zeit meine aufrichtigen Gesinnungen vernehmen.

Leben Sie recht wohl und fahren fort, meiner mit Neigung zu gedenken.

Weimar, den 14. März 1803.

Goethe.

Der höchst interessante Brief bedarf keiner Erläuterung. Nach der Tasse hat Herr Hofrat Roland, der treffliche Direktor des Goethe-National-Museums,

*) Teichmann, a. a. O. S. 79.

**) Vergl. S. 30, 1 Anm.

Digitized by Google

auf meine Bitte Umschau gehalten; leider findet sie sich dort nicht mehr vor. Nach einer mir gewordenen Mitteilung aus Wien soll sie — als Geschenk Ottiliens von Goethe — im Besitze einer dortigen Patrizier-Familie sein.

Die Künstlerin erwiderte:

Ich danke Ihnen mein Verehrungswürdiger Freund für alles was Sie mir in Ihrem Liebkosen Brief gesagt haben, vor allen aber für den Trost wegen meinem Sohn, ich will gern Gedult haben, wenn Sie sie nur nicht verlieren wollen. Sie haben mir immer noch keine Anweisung, wegen der Bezahlung des Ersten Virtel Jahr geschikt. Den 7. Aprill reise ich nach Frankfurth am Main und München wo ich Spielen werde, und Ihre Vortreffliche Mutter sehn werde. Ich will Ihnen von Dort aus schreiben was sie Macht. Leben Sie recht wohl und behalten Sie mich ein wenig lieb, so wie ich mich von gantzen Hertzen mit wahrer Verehrung und Liebe stets nenen werde

Ihre ergebene

Unzelmann.

Berlin den 21. Merz 1803.

Diese Zusage löste die Schauspielerin wenigstens nach beendigter Reise durch folgendes Schreiben ein:

Es ist mir eine Angenehme Pflicht Er. Exelenz zu benachrichtigen das ich den 18. Juli wieder in Berlin angekommen bin, und das Unschätzbare Vergnügen gehabt habe Ihre vortreffliche Mutter zu sehn, die ich an Geist und Körper, noch ganz unverendert gefunden habe, wie ich sie vor 15 Jahren verlassen habe. Ich wäre auch ganz vergnügt von meine Reise wenn ich dadurch nicht das Unglück gehabt die Eugenia, nicht zu spielen, und sie nu so schändlich vorgestellt sehn muß, ich bin vor Schreck bald des Todes gewesen als ich erfahre das ich die Rolle nicht spielen würde, auch hätte ich sicher gleich meinen Abschied genommen, wenn ich nicht das glück meiner Kinter bedacht hätte, ich habe großen Vertruß deßhalb mit Iffland gehabt, der es sich zum Gesetz gemacht, alle gute Stüke ohne mich zu besetzen.

Ich bin nun wegen meines Sohnes so tief in Ihrer Schuld das ich Sie recht hertzlich bitten muß mir doch ja bald zu schreiben an wen ich denn Endlich hier das Geld bezahlen soll oder ob ich es Ihnen oder den Herrn Professor Kästner zuschicken soll. Ich habe von meinen Sohn erfahren das er durch Ihre Güthe 6 ℳ Gage wöchentlich erhalten hatt, nun möchte ich aber auch von Ihnen erfahren, ob er sich Ihrer Güthe auch würdig macht, und ob ich hoffen kann das Sie sich ferner seiner annehmen werden, wenn ich hierüber von Ihnen erfreuliche Nachricht erhalten, so will ich mich überaus Glücklich schätzen, und in Nahmen meines Sohnes der noch zu Jung ist um sein Glük zu fühlen, Ihnen Ewig dankbar sein. Mit Innigster ergebung und Hochachtung nenne ich mich

Er. Erelenz

ergebenste

Unzelmann.

Diese kleine Einlage bitt ich gütigst an Professor Kästner zu schicken.

Berlin den 28. Juli 1803.

Diese Gastspielreise ist dieselbe, auf welcher die Künstlerin die jüngst mitgeteilten Stammbuchsprüche eingeheimst, darunter den der Frau Rath vom 8. Juli 1803 (S. 99). Die „alte Freundin" der Künstlerin durfte sich Goethe's Mutter nennen, da das Schauspielerpaar während der S. 97 erzählten Wirren vor Antritt seines Berliner Engagements viel in ihrem Hause verkehrt. Die Vorwürfe der Unzelmann gegen Iffland waren ungerecht, weit weniger aber ihr wegwerfendes Urteil über die Darstellung der „Natürlichen Tochter", welche am 12. Juli 1803 zur ersten Aufführung gekommen. Ob eine bessere das Stück gerettet hätte? „Was soll ich Ihnen davon sagen?" schrieb Zelter (15. Juli 1803) an Goethe. „Alle hier thun, was sie können und jeder das Seinige, wie er nun ist. Daß wir hier zu Lande dahin kommen, etwas Natürliches natürlich zu finden und zu gebrauchen, dazu ist vor der Hand keine Aussicht. . . ."

Goethe erwiderte am 4. August 1803; der Brief ist unauffindbar geblieben, hingegen werde ich aus der Korrespondenz der späteren Jahre nächstens wieder einiges bisher Ungedruckte beibringen können.

Der neue Musen-Almanach.

In zartestem Lichtblau mit Goldschnitt und reizvollen Arabesken, auch äußerlich an die Ausstattung vergangener Zeitläufte anklingend, tritt ein Jahrbuch,*) das der ausdrücklichen Absicht des Herausgebers zufolge „eine litterarische Gabe im Stil der Musen-Almanache des vorigen Jahrhunderts" darstellen soll, vor das Publikum, — ein wenig archaisierend, aber doch von jener künstlerischen Feinfühligkeit getragen, die dem Geiste der Gegenwart nichts Heterogenes zumutet und vor allem auch bei der Lektüre selbst nicht ältertümelnde „Aechtheiten" — wie etwa Druck, Vignetten, Papier — mitwirken läßt, die von dem ruhigen Genuß des Kunstwerks ablenken. Otto Braun hat in dieser glücklichen Neubelebung einer ehemals bewährten Form so ziemlich Alles zu Gaste geladen, was in der zeitgenössischen Litteratur Klang und Namen hat mit der einzigen Ausnahme vielleicht jener extremsten Richtung, die das Leben nur in ungegliederten Massen photographiert, und das Subjektive, das doch den Künstler macht, für eine Verirrung hält.

Eröffnet wird dieser Musen-Almanach durch eine kleine Geschichte von Georg Ebers, „Der Probierstein" betitelt, die, ohne hervorragend zu sein, durch die Sinnigkeit des Problems und die Anmut des Vortrags fesselt. Darnach erfreut uns ein Prosa-Stücklein des unverwüstlichen Neurischen Dichters P. K. Rosegger sehr kurz, aber die Klause verratend, und eine stimmungsvolle Skizze „Wasserropfen" von Richard Weitbrecht. Hiermit schließt der Prosa-Teil ab.

*) Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1891. Herausgegeben von Otto Braun. Mit sechs Kunstbeilagen.

Digitized by Google

Was nun folgt, gliedert sich in vier Abteilungen. Zunächst kommt die epische mit zehn verschiedenen poetischen Erzählungen und Balladen, unter denen wir „Ein Teufel auf Urlaub“ von Otto Roquette, „Konradin's Knappe“ von C. F. Meyer, und „Kaiser Max“ von Albert Möser hervorheben; dann folgt die Rubrik: Gedichte verschiedenen Inhalts; an dritter Stelle die reine Lyrik, und schließlich: „Fabeln, Sprüche und Epigramme.“

Die Berichterstattung hat gerade bei solchen Werken, die sich, wie das vorliegende, musivisch zusammensetzen, einen bedenklichen Stand; sie zerspliittert sich entweder und überhäuft so den Leser mit Einzelheiten, oder sie bleibt allgemein und neigt dann zur Phrase. Wir möchten beide Extreme vermeiden und heben daher auf die Gefahr hin, ungerecht zu erscheinen, nur wenige Dichtungen, die uns besonders gefesselt haben, mit einem kurzen Versuch der Charakteristik hervor.

Ein interessantes philosophisches Gedicht bietet uns Felix Dahn in seinen volltönigen Jamben „Friede und Kampf.“ Den Poeten überkömmt ein moralischer und ästhetischer Abscheu vor der ewigen Fehde, die ihn auf allen Gebieten des Lebens und Denkens „im wüsten Lärm“ der modernen Großstadt umringt. „Da streitet Alles unsichön, wild, verworren“; die große Politik wirft von draußen her ihre Schatten herein: „im Osten hebt die Geissel der Kosak; im Westen harrt, das Messer in dem Gürtel, der Turko.“ Der koufessionelle Kampf tobt ebenso widerwärtig und aussichtslos wie der soziale; der wissenschaftliche ebenso unerquicklich und hohl wie der künstlerische. Kurz, er faßt den Entschluß, diesem schauerlichen Gewirre den Rücken zu kehren: „hinweg aus all' dem Streit, hinaus, empor zu meinen alten Freunden: zu den Bergen!“ Er folgt diesem Mahnruf seiner abgematteten Seele und überläßt sich für Augenblicke der rosigen Illusion, die Schiller in die Worte gekleidet hat: „Denn die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“ Aber die Illusion hält nicht vor. Aus dem reinen Äther, der noch eben so fremdblich geglänzt hat, stürzt „mit lautem Gierschrei“ der wilde Weih hernieder. Er schlägt seine Fänge in den Hänsling, der auf dem Wipfel der Lärche ahnungslos jubiliert hat, — und „schrill klagt der Weh-ruf des Sterbenden.“ Nun wird sein Auge geöffnet für den entsetzlichen Kampf auf Leben und Tod, der auch hier in höchster Bergesinsamkeit die Losung des Tages ist. Aber auch bei den Pflanzen, „den sanften, stummen, die's nicht nach Blut begehrt und heißer Minne“, waltet der Kampf ums Dasein in seiner vollen Brutalität! Da kracht sie donnernd zu Thal, die starke Eiche, die die Flechte und der Epheu das Lebensmark „im Vorwand der Umarmung“ verrätt'risch ausgesogen, — und diese Umarmung erscheint dem Dichter als ein Judaskuß, ebenso frevlerisch wie der auf dem Ölberg. Das Farnenkraut tödtet die Anemone, der Schierling die Minze, die Berberitze den Halm des Getreides. Der Goethe'sche Satz: „Denn er ist ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein“, ist einseitig, ungenügend, anthropozentrisch. Dahn sagt mit dem gleichen Rechte: „Die Pflanzen leben, darum kämpfen sie.“ So wohnt denn der Friede nur im todten Gestein, im Fels der Berge? Ganz augenscheinlich! Der Fels, — der „greift nicht an und hat nicht abzuwehren.“ Der Poet philosophiert über den ruhevollen und feierlich ernsten Eindruck, der aus diesen majestätischen Formen zum Gemüt spricht, und erklärt sich diesen Eindruck aus der Arglosigkeit und der erhabenen Unbewegtheit dieser Massen. Da stürzt, wie der tückische Marmor des Sysiphos, jählings „der rote Porphyrblock herab vom Joch“, zerschmettert die Tanne, die Lärche, die Föhre, die Alpenrose, den Falter, die Schwalbe „erbarmungslos zerstörend — — wie zerrüttet“! Denn auch ihm, dem scheinbar „Unverwundlichen“, hat der Judaskuß des Himmels, der Tau und der Regen, den er lechzend auffog, allmälig die Kraft zermürbt, und ihm so die zermalmende That gelohnt, die er begangen, als er dereinst in Glut und Lohe, ein Feuerriese, aus dem schwelenden Grund der Erde emporstieg. Also Kampf überall, nicht nur unter den Kreaturen, nein, auch in der toten Materie über und unter der Erde; ja — ein zerstiebendes Meteor haucht dem Poeten diese Wahrheit ein — auch in den Räumen des Universums. Dieser Splitter eines zertrümmerten Sterns redet von Kampf und Tod. Duprel, der zuerst die Darwinistische These von dem Kampf um's Dasein auf die kosmischen Verhältnisse übertrug und von einem Kampf um's Dasein am Himmel geredet hat, ist ihm recht mit seiner Behauptung: Millionen von Sonnen und Sternen sind erloschen, zersprengt, vom größern Stern erbarmungslos in die feurige Umarmung gerissen — „wie dort der Weib den armen Hänsling schlug“. Der Dichter schließt:

„Der Kampf, der Kampf, ist das Gesetz der Welt!
Das Höchste bleibt das Heldentum der Kraft!
Entsalten will sich alles, was da kann:
Was möglich ist, das ringt nach Wirklichkeit;

— — — — — — — — — — — —

Ob feig, ob tapfer, kämpfen mußt du doch!
So kämpfe — sonder Klage — bis du stirbst!
Und dann: stirb stumm und stolz auf deinem Schild!“

Großen Schwung atmet das Gedicht „In Bagamoyo“ von Isolde Kurz, die hier sehr markige Töne zur Verherrlichung Stanley's und Emin Paschа's findet. Anmutig und lebendig schildert uns Adolf Stern in seinem Gedicht „Hadrian in Tivoli“ — das er wohl besser „Hadrian in Tibur“ betitelt hätte — den packenden Gegensatz zwischen philosophischer Reflexion und ganz im Diesseits verlorener Naivetät.

Aus der Zahl der rein lyrischen Dichtungen sei besonders das tief empfundene und melodische „Wanderers Herbstlied“ von Wilhelm Hertz, das mit den Worten anhebt:

„Der hohe Bergwald steht entlaubt
Und war doch erst so frisch und grün, —
Und wähntest du, begleich Haupt,
Du solltest ewig blühn? —“

rühmend hervorgehoben. Es atmet in diesem Poem etwas von der unnachahmlich süßen Melodik, die durch das allbekannte „Uns der Jugendzeit, aus der Jugendzeit“ unsres Friedrich Rückert weht.

Den vollkommensten Gegensatz zu dieser wehmutreichen Stimmung bilden die verzweiflungs-mächtigen Strophen „An die Hoffnung“ von Arthur Fitger. Wie einst Freiligrath, so hat auch Fitger hier die etwas altfränkisch anmutende Form des Alexandriners mit seinen geliirzten Intermezzo-Versen mit neuem, eigenartigem Gehalte erfüllt, — schwungvoll, herb und ergreifend. Für alle Welt — das etwa ist der Gedankengang — hast du, gleißnerische Göttin, die du zum Kranze dir den Regenbogen wobst, Trost und Labsal. Du knüpfst den Scheiternden an den zerbrochnen Mast; du stärkst den Todwunden auf nächt'gem Schlachtgefild; dem lebensmüden Greis spielt noch dein Zauberspeen um's Haupt; überall, wo ein Fuß sich verirrt, sendest du deine Sterne; wo ein Herze brach, spendest du Heilung; aus der Brandstätte selber steigst du, ein Phönix, empor, nur ich — Aber man höre hier die Schlußstrophe wörtlich —:

„Nur ich Verstockteste, ich starre klaren Blicks
Die Beherrinnen an am Webstuhl des Geschicks:
Ich weiß, der Hai wird mich verschlingen.
Ich weiß, mein Lebensblut versickert in den Sand,
Ich weiß, jenseits der Styx wird in ein gastlich Land
Mich nie der schwarze Nachen bringen,
Und zähnetlappernd heult mir die Verzweiflung zu:
„Wenn dir die Hoffnung starb, o Mensch, was lebst
denn du?“

Sehr viel Hübsches enthält auch die letzte Abteilung „Fabeln, Sprüche und Epigramme“. Friedrich Bodenstedt, und Ludwig Fulda tragen vornehmlich die Kosten dieser Rubrik. Insbesondre verrät der Letztgenannte ein ausgesprochnes Talent für das

Digitized by Google

Sinngedicht. Einige seiner Beiträge atmen Goethe'schen Geist, während sich andre mehr auf dem Gebiete des Vorspiels bewegen.

Als Bilderschmuck sind dem Buche sechs Kunstbeilagen von bedeutenden Meistern, sämtlich in geradezu unübertroffener Ausführung, beigeheftet.

Aller Voraussicht nach wird der Erfolg dieses Cotta'schen Musen-Almanachs derart ausfallen, daß die Herausgabe sich wiederholen wird. Vielleicht dürfte sich dann eine etwas stärkere Berücksichtigung der Prosa-Dichtung empfehlen, wenn nicht — was auch einen Standpunkt bedeutete — dieselbe gänzlich in Wegfall geraten sollte.

Ernst Echstein.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Lyrik.

Noch haben wir gute Lyriker, nur finden sie keine Leser mehr. Da sind Adolf Wilbrandt's „Neue Gedichte" (Stuttgart, Cotta 1889) — wer kennt sie schon? Und doch ist die Sammlung sehr wertvoll, nächst dem „Meister von Palmyra" entschieden die schönste Frucht, die Wilbrandt's Rostocker Stillleben für uns hat reifen lassen. Den Pulsschlag wilder Leidenschaft wird man auch aus ihr nicht herauslauschen können, so wenig, oder naturgemäß noch weniger, als aus der ersten Sammlung, und auch nach dem naiven Lied oder gar dem in künstlerische Form gebändigten Naturlaut wird man auch hier nicht suchen dürfen, aber der Gehalt an Reflexions-Poesie ist ein ebenso reicher, als edler. Wilbrandt ist wohl der überzeugteste Optimist unter unseren Dichtern, nicht weil er den Schmerz und die Schatten des Lebens nicht sieht, sondern weil sie ihm so notwendig erscheinen, wie das Licht und die Luft, weil ihm das Geräusch der Welt, aus Jammer und Jauchzen gemischt, wie eine Harmonie in's Ohr klingt, weil ihm das Leben an sich als ein „hohes, heiliges Glück" erscheint, der Schlaf als das „holde Sterben, das Leben giebt," und auch der Tod nach vollbrachtem Werk das Versinken in's All, nicht schreckhaft. Gleich das erste Gedicht: „Neue Lebensfahrt" (den Lesern dieser Zeitschrift ein guter Bekannter, wie denn überhaupt ein großer Teil der Gedichte zuerst in diesen Spalten gedruckt ist) tönt diese Stimmung wieder; vor dem vereinsamten Dichter, dem „des Lebens Lust gefriert," wenn er seiner Todten gedenkt, erscheint als „Sonnenkind," als „schönste der Gestalten" das „holde Leben" und winkt ihn vorwärts. Eine ganze Reihe von Gedichten hallt leiser oder stärker, pathetisch oder schlicht, als allgemein gültiger Satz oder als persönliche Erfahrung diese Lebenslust, diesen Lebenswillen wieder, der nur eine Schranke hat:

„Das ist der Schmerz, so dacht ich, aller Schmerzen:
Daß Du zu schwach bist, holde Lebenslust,
Dich andern Seelen rettend mitzuteilen,
Daß Du allein mit Dir verglühen mußt."

Fragen wir nach den Wurzeln dieses Optimismus, so sind es die pantheistische Weltanschauung, dann die Gelassenheit, Widerwärtiges zu ertragen, die Milde, welche lieber verzeiht als grollt, vor allem die rastlose Thatfreudigkeit. Dem Dichter währt die Lust am Leben, so lange die Fähigkeit zur Arbeit währt, und unter diesem Gesichtspunkte ist ihm das Leben eine ewige Jugend. An seinem Geburtstage 1880, damals 13 Jahre alt, preist er die Jugend der ersten zwanzig Jahre, die „neidende Jugend," welcher „die Welt ein Traum am hellen Tage" ist, jene der zweiten „zwanzig, die „Mannesjugend-Wonnekraft," jene der dritten, „an Täuschung arm und Können reich, die klare, die wahre", und wenn diese verronnen, will er sich der vierten freuen: „Wer wahrhaft jung war, altert nie!" Nur zuweilen nach der Jugend zurückblickend, steuert er den Nahn seines Mutes in's Land seiner Zukunft hinein („Am Traunsee"); die Gespenster der Verzweiflung fallen auch ihn an, aber er weiß sie zu besiegen, weil ihn „das Leben ruft" („Nächtlicher Kampf"). Solche Zuversicht im Herzen vermag er nicht laut zu jauchzen, im Gegenteil, der gellende Schrei der Lust macht ihn melancholisch („Frühling im Prater"), aber auch nicht zu verzweifeln. Es ist ein ernstes, mild lächelndes Antlitz, daß uns aus diesen Gedichten grüßt.

Nächst diesen ernst-heiteren Gedichten will uns die poetische Erzählung, welche den Schluß bildet, „Der Thurm von Nervi" am besten gefallen. Eine düstere, einfache, aber mit seltener Kunst und Kraft vorgetragene Geschichte; kein Wort zuviel und keins zu wenig; der Inhalt durch den kühlen, glatten Vortrag noch mehr gehoben. Hier, namentlich aber in „Des Geigers Mondnacht" tritt auch der Vers-Künstler Wilbrandt in sein vollstes Licht; das letztere Gedicht ist von bestrickender Melodie der Sprache. Daß es an einzelnen Stellungen oder geradezu Verfehlten in Inhalt oder Form nicht fehlt — so das kuriose „In der Singschule", oder das trivial aus Schauspieltitels zusammengesetzte „Welt-Komödie" u. a. — sei nicht verschwiegen; ebenso haben wir an den „Jugendliedern" nicht allzu viel Freude gehabt, hingegen gehören einige Genrebilder zu den Reizendsten, was die moderne Poesie geschaffen, so die Kinderidylle „Kleine Leute", oder das schalkhafte Gedicht „Die Schule des Lebens", wo ein Mädchenpensionat in ernster Andacht zusieht, wie der Bursch das Mädchen küßt. Besonders sympathisch war uns auch die Art, wie sich der Patriotismus des Dichters ausspricht, nicht in tönenden Deklamationen und Lobeserhebungen unserer Herrlichkeit seit 1870, sondern in ernstem Mahnen zu innerer Tüchtigkeit, Reinheit und Gesundheit. Das eigentümlichste unter diesen Gedichten, „Helgoland" ist zugleich das beste, obwohl die düstere Prophezeihung nicht in Erfüllung gegangen. Des Nachts im Ufergras auf Helgoland sitzend, dem Brausen und Wühlen des Meeres um die Insel her lauschend, ahnt der Dichter die Zeit, wo der Deutsche rufen werde: „Dies fehlt dem Reich!" und der stolze Brite erwidern: „Kommt, holt es Euch."

„Groß ist der Mensch und Ehre sein Gebot!
Und Hunderttausend ruft der Ehre Not;
Und Zehentausend stürzen in den Sand,
Und sterbend senken sie: „Für Helgoland!"
Groß ist der Mensch, und herrlich war die Schlacht! —
Mit wildem Nordsturm kam die nächste Nacht;
Es braust und spült und wühlet rings umher;
Nachts gegen drei sank Helgoland ins Meer."

Die Prophezeihung hat sich nicht erfüllt, aber das Gedicht ist vortrefflich. Ebenso gehört „Walther von der Vogelweide" zu den Perlen der Sammlung; es ist der Prolog zu einer Theater-Vorstellung zu Gunsten des Bozener Walther-Denkmals. Von den anderen Gelegenheitsgedichten vermöchten wir dies nicht zu sagen, und der Abschnitt „Aus dem Burgtheater" hätte ohne Schaden für den dichterischen Wert der Sammlung wegbleiben dürfen. Ebenso ist in den Sprüchen nicht alles bedeutend, wogegen der Cyclus „Tod und Trost" einige sehr schöne Gedichte enthält.

Daß Ludwig Fulda zu den erfreulichsten Erscheinungen unseres jungen Nachwuchses gehört, ist bereits wiederholt an dieser Stelle hervorgehoben worden, und die Leser dieser Zeitschrift haben sehr reichliche Gelegenheit gehabt, ihn als Lyriker schätzen zu lernen. Wir würden deshalb, um nicht bereits Gesagtes wieder-

Digitized by Google

holen und nicht etwa unsere Zeitschrift selbst loben zu müssen, von seinen „Gedichten“ (Berlin, F. Fontane 1890) nur ganz kurz Notiz nehmen, wenn nicht das Büchlein inzwischen einen wahren Hagel von Angriffen über sich hätte ergehen lassen müssen. Die Naturalisten haben Fulda getadelt, weil er keiner sei — und darüber läßt sich ja weiter nichts sagen; er ist wirklich keiner, selbst ein Realist ist er als Lyriker nicht, und wenn wir irgend einen Wunsch für ihn aussprechen hätten, so wäre es der, daß auch der Inhalt seiner Verse mehr von der frischen Farbe des wirklichen Lebens annehme, wie ihm dies ja auch in seinem neuesten Schauspiel so reich geglückt. Die Gegner des Naturalismus aber haben den jungen Dichter scharf mitgenommen, weil er zwar durchaus kein Naturalist ist, sich aber so anstellte, als wenn er's wäre. Das aber wirklich zu thun, wäre der junge Dichter doch wohl zu reblichen Sinns, und auch ein höchst hervorstechender Zug seiner litterarischen Physiognomie, seine in so jungen Jahren geradezu erstaunliche Lebensklugheit, würde ihn davon abhalten, denn angenommen, daß dies momentan Nutzen brächte, wäre ein solcher Ruf auf die Dauer für einen, dessen Natur so gebieterisch auf entgegengesetzte Bahnen drängt, ein zweifelhaftes Vergnügen. Ganz schuldlos ist Fulda an dem Mißverständnis nun freilich nicht, aber es ist lediglich durch die unglückliche Wahl des Eingangsgedichts verschuldet. „Sturm und Drang“ ist es überschrieben und beginnt:

„Es dämmert und dampft schon viel zu lang
An Deutschlands Musenaltären;
Dem alten wackern Sturm und Drang
Erwies man die letzten Ehren.
Es hüllt sich glattfrisierter der Witz
In Dunst, in neblig dicken,
So daß fürwahr ein reblicher Blitz
Elendig muß ersticken.“

Dann läßt der Dichter scharfe Ausfälle auf „die Köche für den Hausbedarf“, die „so äußerst tugendhaft und erfreuend sittlich“ sind, folgen, greift hinwegen die „Kerle voll Urwaldstruppigkeit, doch auch voll Urwaldsfrische“, wünscht die „Ursprünglichkeit“ herbei, „die alternde Welt zu verjüngen“ und schließt:

„Nach singenden Kämpfern ist mir bang,
Mich lüstet nach kämpfenden Sängern:
Heil sei dem wackern Sturm und Drang,
Heil allen Stürmen und Drängern“.

Das klingt ja nun allerdings wie ein allermodernstes Programm, eins von heute, und ist's gar nicht. Das Gedicht stand schon als Einleitung zu der Sammlung „Satura“ da, welche 1884 erschien, und damals hatten die Herrn, welche die Stürmer und Dränger von heute sein wollen, teils ihr naturalistisches Herz noch gar nicht entdeckt, sondern waren, was sie zu ihrem Heil wie dem unserer Litteratur hätten bleiben sollen: ehrliche Realisten, die sich noch die Zügel künstlerischen Gestaltens anzulegen wußten, teils gingen sie auf die Schule, d. h. sie vor ihnen, die überhaupt auf die Schule gegangen sind. Die voranahnend zu besingen wäre also Fulda nicht möglich gewesen; sein Gedicht war offenbar nichts weiter als ein Protest gegen jene Familienblatt-Versifizuppen, die schon damals florierten und heute erst recht, nicht etwa trotz der Naturalisten, sondern gerade durch ihre Schuld — da sie dem Gebildeten nicht die gesunde kräftige Kost bieten, die er verlangt, sondern eine überpfefferte, die zudem durch überflüssige unfandere Zugaben unappetitlich gemacht wird, so löffelt er schließlich lieber noch seufzend die Bettelsuppe aus ... In dem empfohlenen Gegenmittel vergriff sich der junge Poet freilich; was uns nottut, sind nicht „Kerle voll Urwaldstruppigkeit“, sondern Künstler, welche bei aller Echtheit in der Schilderung des Lebens, bei aller Hingabe an ernsthafte und tiefe Probleme, doch immer Künstler bleiben. Nun, das kann einem Dichter von gaunen 21 Jahren, wie damals der Verfasser der „Satura“ war, passieren, aber er hätte wohl daran gethan, sich bei dem Neudrucke von dem Gedicht zu trennen oder doch mindestens die Sammlung nicht damit zu eröffnen. Aber mehr als ein zufälliger Mißgriff ist's nicht. Und so steht die Sehnsucht nach den „Kerlen voll Urwaldsstruppigkeit“ vor den Gedichten jenes unserer jungen Poeten, welcher entschieden der Bestfrisierte ist.

Im Ernst gesprochen, Fulda erweist hier neuerdings, daß er ein Formtalent allerersten Ranges ist, und das ist nicht wenig, es ist sogar viel und in einer Zeit, wie die unsere, wo wieder Verrohung der Formen droht, sogar sehr viel. Nur bringt ein solches Talent den Dichter leicht in Gefahr, schöne Versehen ohne rechten Inhalts zu machen, und man hat auch gegen Fulda diesen Vorwurf erhoben. Er ist ungerecht. Nicht etwa, als ob wir in dem enggedruckten Bande von 15 Bogen keine unbedeutenden Sachen gefunden hätten, deren Wegfassung zu empfehlen gewesen wäre, aber man zeige uns eine Sammlung, wo dies nicht der Fall ist! Uns genügt's, wenn das Gute weitaus überwiegt und das Ganze eine ausgesprochene Physiognomie zeigt, und das ist hier der Fall. Fulda ist als Lyriker nicht bloß in der Form, sondern auch im Inhalt ein Jünger jener Meister, denen er in diesem Bande ebenso geistvolle als schöne Epistelu gewidmet, Paul Heyse und Otto Roquette, aber ein selbständiger Jünger, der viel von seinen Vorbildern gelernt hat, bis auf jenes Eine, was Jeder aus Eigenem bestreiten muß, das besonders geprägte Talent nämlich. Am besten haben uns die schalkhaftesten Satyren des ersten Abschnitts gefallen (bis auf „Dichterschicksal“ und „Die berauschte Loreley“; das erstere verbraucht, das letztere trivial), liebenswürdige Scherze, die zum Teil von großem Ernst der Gesinnung und scharfem Blick für die Schäden der Zeit zeigen, die „Sprüche“, die „Epistelu“ und die schöne Dichtung „Prometheus Pyrphoros“, in welche sich das prächtige Gewand der Verse um kraftvolle Gedanken schmiegt. Nicht ganz so gut, aber noch immer hübsch genug scheinen uns die „Bedutenu“ (Natur- und Genrebilder), wogegen uns die — sehr wenigen — Liebeslieder etwas blässlich erscheinen; das eine schöne „An meine Mutter“ wiegt sie zehnfach auf. Alles in Allem, auch diese Gedichte sind eine Bekanntschaft, die sich lohnt. Noch haben wir gute Lyriker . . .

Ein politischer Spruch Rückerts.

Ein in Rückerts Geburtsstadt Schweinfurt lebender Freund dieser Zeitschrift, Herr Oskar Steinel, übersendet uns einen bisher ungedruckten Spruch Rückerts, welcher als politisches Glaubensbekenntnis des Dichters Beachtung, aber vielleicht auch in den Parteikämpfen der Gegenwart Gehör verdient. Man weiß, daß Freiligrath in seinem Gedicht „Aus Spanien“ die auf Herwegh gemünzten, freilich von ihm selbst später widerrufenen Verse gedichtet hatte:

„Der Dichter steht auf einer höheren Warte
Als auf der Zinne der Partei.“

Ebenso kennt man Herweghs Verteidigung, die ja auch seinen Gegner bekehrte:

„Partei! Partei! wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch' ein Wort verschmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen, wie ein Mann: Für oder wider!
Und die Parole: Stlave oder frei!
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei.“

Rückert aber schrieb in jenen bewegten Tagen in sein Tagebuch:

„Der Dichter steht auf keiner höhern Warte
Als auf der Zinne der Partei.
Er schwört zu der Partei, zu der Standarte
Die „Deutschland“ hat zum Feldgeschrei.“

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Eine wertvolle Gabe, welche die „Deutsche Dichtung“ ihren Lesern bieten durfte, Paul Heyse's ebenso formschönes als tiefsinniges Märchen „Liebeszauber“ liegt uns nun als Prachtwerk vor; ein unseres Wissens in München wohnhafter Künstler, Frank Kirchbach, hat es illustriert. Die Dichtung selbst ist sicherlich jedem unserer Leser noch in bleibender Erinnerung; ihren Inhalt zu erzählen oder ihre Vorzüge zu rühmen, wäre gleich überflüssig, und so dürfen wir uns auf die Bemerkung beschränken, daß auch der Illustrator seine Aufgabe fast durchweg trefflich gelöst. Der Bilderschmuck ist ein überaus reicher, doch macht er trotzdem nicht den Eindruck des Monotonen oder Überhäuften, weil ja die Dichtung an Momenten, die sich illustrativ verwerten ließen, überreich ist, und weil ferner in den Reproduktionsmitteln große Abwechslung geboten wurde. Einzelne von den Zeichnungen scheinen uns freilich ein wenig zu geistreich, andere wieder fassen die Dichtung zu buchstäblich auf; so namentlich das Schlußbild. Im Ganzen und Großen aber gehört das Werk gleichwohl in seiner mustergültigen Ausstattung zu dem Schönsten, was uns der deutsche Büchermarkt in letzter Zeit an Prachtwerken vorgelegt, und macht den Verlegern (München, Franz Hanfstaengl's Kunstverlag. A. G.) alle Ehre. Der in orientalischem Geschmack gehaltene Einband ist ein künstwerk für sich.

— Mit einem anspruchslosen und liebenswürdigen Büchlein hat sich Georg Ebers auf dem Büchermarkte eingestellt; seinen „Drei Märchen für Jung und Alt“ kann man mit gutem Gewissen das freundlichste Geleitwort mit auf den Weg geben. Die Ausführung ist freilich ein wenig breit geraten und auf die Form hätte immerhin mehr künstlerische Sorgfalt gewendet sein mögen, aber die Erfindung ist so hübsch, der Vortrag so schlicht und zwanglos, die Empfindung so warm und echt, daß auch Jene, die mit des Dichters Romanen nicht ganz einverstanden sein konnten, an dieser Gabe Freude haben werden, geschweige denn gar die große Zahl der verehrungsvollen Leser seiner Werke. Am Besten hat uns das Weihnachtsmärchen: „Die Rüse“ gefallen, welches den sinnigen Gedanken, daß auch das Gute fortzeugend Gutes gebärt und daß man auch die Wirkungen der edlen That nie messen kann, sehr hübsch ausspinnt. Was Alles an Segen ist aus der Handvoll Nüsse emporgekeimt, welche eine sonst harte Frau am Weihnachtsabend einem armen Krüppelchen zugeworfen — es wird einem ordentlich warm um's Herz, wenn man's liest. Aber auch die beiden anderen Geschichten — „Das Elixir“, in der Tonart an des Verfassers „Die Gred“ erinnernd, aber in der Ausführung knapper und darum wirksamer, eine Alchymisten-Geschichte aus dem alten Leipzig mit gleichfalls echt poetischem Grundgedanken und „Die graue Locke“, eine etwas verschnörkelte Sage aus dem Mittelalter — sind sehr hübsch. Alles in Allem: ein erfreuliches Buch. Die Ausstattung, welche der Verlag (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) dem Buche gegeben, ist geschmackvoll; nur an den drei Lichtdruckbildern haben wir keine übermäßige Freude gehabt.

Ein deutsch-freisinniges Mitglied des Reichstags, der Rechtsanwalt Ernst Harmening in Jena, hatte, wie unseren Lesern aus den Tagesblättern bekannt sein dürfte, im Sommer dieses Jahr eine längere Freiheitsstrafe auf der Osterburg zu verbüßen, weil ihn die Richter der Beleidigung des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha schuldig erkannt. Harmening, der wiederholt auch dichterische Werke veröffentlicht, hat während seiner Haft eine Reihe von Gedichten verfaßt, die er nun unter dem Titel: „Osterburg. Tagebuchblätter“ (Jena, Fr. Maute's Verlag 1891) hat erscheinen lassen. Den politischen Standpunkt eines Dichters pflegt diese Zeitschrift niemals zu berücksichtigen; hier handelt es sich einzig um den künstlerischen Wert. Das Buch enthält Manches, was ganz unbedeutend, anderes, was mittelmäßig ist, aber die Mehrzahl der Gedichte wird Jedermann, der unbefangen prüft, nicht etwa bloß den Parteigenossen des Dichters sympathisch und hörenswert erscheinen. An besten haben uns die Naturbilder gefallen, die mit scharfem Aug' gesehen und mit einem weichen Gemüte empfunden sind; nächst ihnen lesen sich die schalkhaften Liebes- und Freundschaftslieder gut. Daß es in den politischen Gedichten nicht ganz ohne Wendungen abgeht, die an den Leitartikel erinnern, braucht vielleicht nicht erst gesagt zu werden, aber auch unter ihnen ist manches zu finden, was nicht bloß für den Parteistandpunkt des Verfassers zeugt, sondern auch für seine poetische Begabung. Warum die doch gewiß nicht erst auf der Osterburg entstandenen und recht mittelmäßigen Gesänge auf Bulgarien in das Buch Aufnahme gefunden, verstehen wir freilich nicht. Aber Alles in Allem ein Buch, das man sich gefallen lassen kann.

— Ohne gerade allzuviel Neues und Wichtiges zu bieten, sind doch die „Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten“ von Karl Theodor Gaedertz (Berlin, Wilhelm Friedrich Nachf.) ein recht lesenswertes Buch: fast für jede Lebensstation Geibel's hat der sehr fleißige, freilich nicht immer gleich geschmackvolle Verfasser etwas aufgefunden, was biographisch interessant ist: ein Dokument, Aufzeichnungen von Zeitgenossen, Briefe, Gedichte und dergl. So wird uns das Bild der Eltern Geibels recht lebendig vorgeführt (freilich hätten wir nicht gar so viele mittelmäßige Gedichte von Geibel sen. dabei mit vorgesetzt erhalten sollen), so wird uns vom Schüler des Lübecker Gymnasiums manches bezeichnende berichtet (nur wäre dies ohne Wiederabdruck vieler bekannter Gedichte auch gegangen), und einen solchen Beitag in Klammern könnten wir bei jedem Kapitel machen. Kein Zweitel also, weniger wäre mehr gewesen, aber wenn auch das Neue und Wichtigere nun mühsam herausgesucht werden muß, zu finden ist es. Wir heben nur hervor: die hübschen Mitteilungen des Vaters des Autors über sein Studentenleben mit Geibel, sein mit Brandis zusammen verfaßtes Scherzgedicht aus des Dichters athenischer Zeit, die Erinnerungen des Grafen Kurt von Haugwitz über die Jahre von 1850 ab (mit einigen hübschen Gedichten), endlich viele Einzelheiten über das Lübecker Stilleben bis zum Tode. Mit Recht behauptet Gaedertz von sich: „Innige Liebe und warme Begeisterung führten meine Feder“, aber „den teuren Barden“ hätte er Geibel deshalb doch nicht nennen sollen!

— Eine schöne Bibliothek-Ausgabe von Lessings Werken — klarer, großer Druck, vorzügliches Papier, gediegener Halbfranzband — liegt uns aus dem Verlage von G. J. Göschen in Stuttgart vor. Die 12 Bände umfassen, was Lessing geschrieben, so weit es den Anspruch darauf erheben darf, den allgemein Gebildeten zu interessieren; weggelassen sind nur eine Reihe von Recensionen, sowie von Briefen. Das Erstere ist unbedingt zu billigen, bezüglich des Letzteren hätten wir die Auswahl gern etwas reicher bemessen gesehen, obwohl dieselbe gleichfalls mit Takt und Pietät vorgenommen wurde. Für das Letztere bürgt auch die Hand, aus welcher die Ausgabe kommt; Herausgeber ist der bekannte Münchener Litterarhistoriker Franz Muncker. Aus seiner Feder stammt auch die kurze, gut geschriebene Biographie, die dem ersten Bande als Einleitung vorgesetzt ist, als Einleitungen zu den einzelnen Werken sind jene von Karl Goedecke aus den früheren Ausgaben derselben Firma mit herübergenommen worden, womit man sich gleichfalls gern einverstanden erklären kann. Die Ausgabe kündigt sich als Original-Ausgabe an, da die alte Handlung dereinst Lessings Verleger war, aber eine weitaus praktischere und beredtere Empfehlung wird

Digitized by Google

es für den Käufer sein, daß die Ausgabe thatsächlich an Gediegenheit der Ausstattung, sowie an Vollständigkeit Alles leistet, was man billiger Weise von ihr beanspruchen darf. Auch an einem künstlerischen Schmuck fehlt es nicht; dem ersten Bande ist eine Heliogravüre vorgeheftet, welche das bekannte Porträt von May künstlerisch wiedergiebt.

— Ein Dichter nach unserem Herzen: originell, kräftig gemütvoll ist Arthur Rey; seine „Keime und Knospen" (Dresden, E. Pierson 1888) sind zwar nur ein schmächtiges Bändchen, aber wie viel Offenbarungen echtester Poesie enthalten sie! Ängstliche Versschmiede pflegen, ehe sie eine Sammlung herausgeben, Alles sorgsam durchzusieben; er aber —

„Und Fehler auch, die ich erst jetzt erkannte,
Ließ ich so steh'n, nichts ändert' ich daran;
So wie ich einst gelebt und was ich nannte,
Sei unverfälscht und treu im alten Wahn."

Aber viel Wahn ist doch nicht in dem Büchlein zu finden, im Gegenteil eine Reihe neuer, aber unbestreitbarer Wahrheiten, eben weil das Genie schon früh das Richtige trifft. Z. B.:

„Die Zeit ist kurz, drum nutze deine Tage;
Vollbringe, was dein Sehnen einst erfüllt,
Denn bald erstirbt dein Licht, ein ewig Dunkel
Hüllt deinen Geist in endlos Nichts!"

Das reimt sich nicht, aber ist's etwa nicht wahr? Oder das tiefsinnige Gedicht: „Kunst":

„Doch wo nur rohe Kräfte sinnlos walten
Ersprießt nie ihre strahlend goldne Frucht;
Im Frieden nur ruft sie zum vollsten Glanze,
Zur Menschheit Wohl und seligem Genuß."

Mein Wunder, daß das schöne Gedicht bereits einen schamlosen Plagiator gefunden hat: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, Da kann sich kein Gebild gestalten"; wir erinnern uns ganz deutlich, diese Wendung erst neulich in den Gedichten eines anderen jungen Poeten gelesen zu haben. Gleich originell und reizvoll ist die Formen-Behandlung Rey's; in seinen Hexametern pflegt der eine Vers 7, der andere 5 Füße zu haben, so daß dann auf jeden doch im Durchschnitt die richtigen 6 kommen, z. B.

Ewiges | Feuer | nährst du, o | Göttin im | heiligen | Tempel des | Herzens
Zeigtest du | offen dein | Antlitz, ein ' seliger | Schauer. . . .

Diese Abwechslung wirkt sehr anmutig. Auch in freien Rhythmen dichtet Rey; hier nimmt auch seine Philosophie den höchsten Flug. Z. B. „Welt":

Das Dasein der Menschen
Mit Geist und Verstand,
Atome nur
Zum ireuden Streben
Und Wechselberuf.

O wie wahr! Aber hier wäre vielleicht für minder scharfsinnige Leser die Anwendung jenes Mittels ersprießlich gewesen, welches in die Lyrik eingeführt zu haben gleichfalls unsres Dichters Verdienst ist: eine Anmerkung nämlich. So z. B. lautet der Schluß von „Maienluft":

„Drum trinket und liebet
Und tanzet und singt,
Denn bald naht der Graufe*)
Der Alles bezwingt."

Dazu die Anmerkung:*) „Tod." Andere Dichter thun das nicht, und dann mag man sich den Kopf zerbrechen, wer der „Graufe" ist. Zuweilen hat uns freilich — wir gestehen es zu unsrer Schmach — selbst die Anmerkung nicht geholfen, z. B. bei folgender Strophe von „Licht:"

„Große Göttin, strahlberitten,
Die mit furchtbar leisen Schritten
Plötzlich über Zonen waltet,
Ueber weite Weltgestirne,
Eh sich dann der Geist*) entfaltet
In dem schwachen Menschenhirne."

*) Gedanke.

Das ist aber nur Schuld unseres schwachen Menschenhirns, wobei allerdings andererseits zu erwägen ist, daß die Schritte der strahlberittenen Göttin eben furchtbar leise sind. Darum können wir auch die folgende Strophe nur bewundern, nicht verstehen:

„Zurück in die Atome, schöne Formen,
Zergeh' in nichts, du Wagenetenglanz;
Heraus, Vernunft, aus deinen lichten Athern,
Du zweifelhafte Göttin dieser Welt!

An andern Stellen wieder vermögen wir der sprachschöpferischen Gewalt Rey's nicht ganz zu folgen. Z. B.:

Circen, es gibt nur zu viele, drum Jüngling, ich rate
dir Eins!
Fliehe bei Zeiten, nicht nah dich dem Kreise des Zaubers,
Denn einem Jeden verliehn nicht die Gottheit das stählende
Moly;
Wagst du es dennoch, als grunzendes Borstentier harret
Dein Loos."

Was mag „Moly" heißen?! Sollte es ein Fremdwort sein?! Denn Rey ist sehr kosmopolitisch; wohin er überall möchte, ist gar nicht zu sagen, eben der echte, schwärmende Dichter! Z. B. singt er mal:

„Nach der Donau möcht' ich ziehen, nach der Donau
grünem Strand . . .

Möchte grüßen holde Frauen in der echten Landestracht . . .!
(recht so, mit nachgeahmten Kostümen ist's ja wirklich nichts!), dann aber heißt's wieder: „Nach der Theiß!" An die monotonen Ufer, — Eingefaßt mit grünem Ried,
Nach dem dumpfen Wellenschlage — Wir'd das Herz mit
Sehnsucht ziehn
Wo der Bauer in den Nächten — In das Schilf hinaus
sich schleicht . . .

Wer könnte auch diese Wallung nicht verstehen; zusehen können, wie der Bauer an der Theiß Nachts in's Schilf schleicht, das muß göttlich sein! . . Und mindestens gleich begreiflich ist der folgende Schwindelhauch:

„Weiß den Mantel möcht' ich tragen
Und den Turban auf dem Haupt,
Den mein Lieb mir umgeschlagen,
Und mir Allah wohl erlaubt.

Das dürfte Allah thun . . . Einige Seiten weiter will er noch tiefer in den Orient hinein: „nach dem heißen Wüstenfand," und dann gar:

„Dort, wo dunkle, rauschende Cypressen
Um die morschen Gräber stehn,
Wo auf Grabgesteinen längst vergessen,
Büchern stachliche Cacteen . . ."

Der Wunsch wird freilich nüchternen Seelen schwer begreiflich sein, aber Arthur Rey's Verhältnis zur Flora ist überhaupt höchst eigenartig, er kennt Blüten, die „schneeweiß duften" und sich dabei selbst als „Frühlingskinder" vorstellen:

Sagt, wo sind die vielen Blüten, — die im vollen Schmucke
standen,
Die so „schneeweiß duftend" glüten. — Und sich
Frühlingskinder nannten?"

Doch nun genug der Proben. Die Fülle von Schönheit, die in diesen Gedichten lebt, können sie ohnehin kaum ahnen lassen. Mit dieser Versicherung legen wir dies Bändchen in unsern Papierkorb.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Neue Parabeln.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Einsam.

Der Heilige Petrus führte dem lieben Herrgott einige Seelen vor. Er hatte sie an der Himmelspforte gütig empfangen, in zwei Gruppen geteilt, und nun schwebten sie hoffnungsfreudig zu Füßen des Herrn.

Nur eine hielt sich abseits und zitterte.

„Sei diesen gnädig, Unendlicher," bat der Heilige. „Auf Erden waren, wie sie es dort nennen, die Einen Fromme, die Anderen Glaubenslose; es sind aber lauter Gerechte."

„Wer spricht für sie, außer Dir?" fragte der Herr.

„Für jede ihre ganze Partei."

Das Antlitz des Ewigen verfinsterte sich, als er dieses Wort vernahm. Wieder ließ er seine Stimme erschallen:

„Und wer spricht für jene zitternde Seele dort?"

„Niemand. Der Mensch, den sie belebte, galt bei den Frommen für einen Freigeist, und bei den Freigeistern für einen Frommen."

„Das ist die gerechteste von Allen," sagte der Herr, und nahm die einsame Seele mit sich in den Himmel.

Das rechte Licht!

Es war einmal ein Zwerg, der so gut verstand sich zu strecken und aufzublasen, daß seine Mitmenschen ihn für groß und gewichtig hielten, und viele wirklich Große neben ihm übersahen.

Da geschah's, daß die Göttin der Gerechtigkeit, bei einem ihrer seltenen Besuche auf der Erde, den Zwerg auf sein richtiges Maaß zurückzudrängen beschloß. Sie sandte ihm die verschiedensten Mißgeschicke zu, mit dem Auftrage, ihn zu beugen. Aber die Eitelkeit half ihm alles geduldig ertragen, und er wuchs dadurch nur noch mehr in den Augen seiner Nächsten.

Nun rief die Göttin das Glück herbei, und sprach zu ihm:

„Nimm diesen Zwerg und trage ihn auf eine Anhöhe."

Das Glück gehorchte, und der Zwerg brüstete sich:

„Jetzt habe ich die mir gebührende Stellung."

Die Menschen aber, die zu ihrem großen Manne empor blicken wollten, guckten und guckten, und sahen ihn kaum mehr. Sie gerieten in Verwunderung und Bestürzung und sprachen:

„Wenn er sich aus der geringen Entfernung so winzig ausnimmt, muß er ja ein Zwerg sein!"

Der Verwöhnte.

Die Göttin des Glückes verließ einen ihrer Lieblinge. Weil sie ihm aber noch im Scheiden einen Rest von Huld bewahrte, sprach sie zu ihm: „Einen Schein von mir sollst Du behalten. Er sichert Dir bis an Dein Ende Einfluß, Macht, die Gunst und das Vertrauen der Menschen."

Dabei nahm sie einen Strahl aus ihrem Sonnendiadem und warf ihn dem einst Geliebten zu.

Er wich aus.

„Was thust Du?" fragte die Göttin; „ein Schein von Glück gilt auch für Glück."

„Dem nicht, der Dich ganz besessen," sprach er, und wandte sich ab. „Elend sein und glücklich scheinen ist die größte Qual."

Digitized by Google

Das kaiserliche Schreiben.

Von Konrad Ferdinand Meyer.

Petrus, schreib'! — zu seinem Kanzler sprach's der leidberaubte Staufen —
Satteln sollen meine Boten, hundert Rosse sollen laufen!
Meinen Eig'nen, meinen Städtern, meinen Pfaffen und Baronen!
Dem Geringsten wie dem Höchsten! Allen, die das Reich bewohnen!

Klage! Klage! Totenklage! Meinen Sohn hab' ich verloren . . .
Heinrich mit den finstern Locken . . . den Constanze mir geboren . . .
Der das Reich verriet . . . dem eig'nen Vater brach das Lehnsversprechen
Den ich beugen, beugen mußte . . . dessen Trotz ich mußte brechen . . .

Lange brütet' er im Kerker — endlich hat er mich gerufen —
Als ich kam, flog er vorüber, flog empor die Wendeltreppen —
Wieder war's, als ob verzweifelnd er vom höchsten Söller riefe —
Da! Der Knabe springt vor meinen Augen in die Todestiefe!*)

Grünelaublich! Kommt, Getreue! Kommt, daß wir zusammen klagen!
Helft mir meine schlimmen Träume, meine Nachtgedanken tragen —
Könnt' ich ihn erwecken, nimmer würd' ich aus dem Arm ihn lassen!
Saget, ist es nicht entsetzlich, daß mein Kind mich mußte hassen?! . . .

Petrus, zeig' mir, was du schreibest . . . Willst du mir den Mund verhalten?
Über meine Schmerzen wirfst du würdevolle Purpurfalten?
Meines Knaben Schrei erstickst du? Meine Thränen sind verboten?
Kanzler Petrus, schreibe Wahrheit über mich und meinen Toten!

Reden will ich zu den Vätern! Sagt mir, würdet nicht ihr einen
Knaben, der euch Not und dunkeln Kummer brachte, doch bewinen?
Den ihr in der Wiege hütetet — ob er auch ein Ärger wäre —
Wenn er ginge zu den Schatten, weigertet ihr ihm die Zähre?

Prüfet eure Herzen, Väter! Was wir von den Kindern dulden,
Ist es nicht gerechte Sühne? nicht das eigene Verschulden? . . .
Petrus, du erschrickst? So ende! Ende mit dem kurzgefaßten
Reichsbefehl: Wir ordnen Trauer an für diesen Frühverblaßten.

*) König Heinrich, der rebellische Sohn des genialen Kaiser Friedrichs II. starb im Kerker. Man sprach von Selbstmord.

Die Marodeure.

Ballade von Hermann Lingg.

Vier junge Landsknecht' lanzen
In ihrem Standquartier:
„Spielleut' allhier!
Wir haben feste Schanzen;
Spielt auf für unser vier!"

Die Schlacht hat angefangen,
Die Mädchen dreh'n geschwind
Sich wie der Wind.
„Man wird uns drum nicht hangen,
Wir bleiben, wo wir sind."

Die Knöchel, Krüg' und Karten
Sind aller Landsknecht' Not,
Drei Köslein rot
Blühn drunten in dem Garten,
Dahinter steht der Tod.

Der Teufel macht die Runde,
Es donnert schon ums Haus,
Der Tanz ist aus.
„Ihr Marodeurs, ihre Hunde:
Heraus mit euch, heraus!"

Ein Fähnlein senkt man nieder,
Die Trommel ruft zu geh'n.
„Bald ist's geschehn,
Lebt wohl, lebt wohl, ihr Brüder,
Auf himmlisch Wiedersehn!"

Dein Schürzlein, Maid, hat Franzen,
Die voller Thränen sind,
Was weinst du, Kind? —
Vier junge Landsknecht' lanzen
Um einen Baum im Wind."

Digitized by Google

Deutscher Sommerregen.

Novelle von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung).

Unerlaubter Weise lichtete der Himmel sich über der geschichtlich interessanten Stadt Regensburg weniger, als daß er die Farbe eines umgestülpten, angerußten Kochtopfes gewann, wozu der erste Assistent des meteorologischen Observatoriums die Anmerkung machte: „Es zeigt sich meiner früheren Darstellung gemäß in einer förmlich paradigmatischen Weise, wie weit die Einwirkung einer auch nur geringfügigen Teilfurche sich zu erstrecken vermag.“ Gelbbraun, einer mit tausend unsichtbaren Quirlöffeln umgerührten Lehmsuppe ähnlich, schnob die Donau — in Wien mit dem epitheton ornans „die schöne blaue“ belegt — unter der langen Eisenbahnbrücke fort, und um eine gute Stunde später glich die Isar ihr, wie nur eine liebevolle Tochter dem Beispiel einer bewunderten Mutter nachzuarten im Stande ist. Bescheidentlich verbarg das niederbayerische Land seine angeborenen Reize an Sümpfen, Moräſten, Mooren, Mösern und steinigten Äckern unter einem zusammenhängenden Tümpelspiegel, und das Wolkendach verbesserte seine Nußfärbung zu der eines schwarzen Glanzlederüberzugs ohne Glanz, als ob es eine einheitlich abbildliche Darstellung der Lichtverhältnisse in den Köpfen darunter zu liefern beabsichtige. Ob der Martinskirchthurm zu Landshut bis noch vor einem Menschenalter eines der höchsten deutschen Bauwerke gewesen sei oder nur mit einem ansehnlichen Zaunpfahl wetteifere, beließ die Vorüberfahrenden in völligster Gleichgültigkeit, denn sie nahmen keine Zollänge von ihm gewahr. Auch von Freisings hochbischöflicher Vergangenheit ward nichts als ein Stück des Stationsgebäudes sichtbar, und über das weiter hinterdrein Folgende legte sich ein wohltätiger Zwielichtsschleier. Da ein Güterzug irgendwo bei Schnabelweid oder Geiselhäring einen Bieraufenthalt gemacht hatte, war in dem kunstvollen Eisenbahnmechanismus des gesamten eingleisigen Bayernreiches die tagesübliche Störung und Stockung eingetreten, die den Berliner Schnellzug statt um halb neun Uhr Abends erst mit einer Stunde Verspätung in den Münchener Centralbahnhof einlaufen ließ. So lag bei seiner Ankunft schon vollstes Dunkel über der Welt, nur ein da und dort sichtbarer, fahlbrandiger Wolke ähnlich in der Luft hängender Schein deutete rechts und links die Lage, Ausdehnung, Gasbeleuchtung und neuen elektrischen Lichterrungenschaften der großen Stadt an, naſſe Schienenstränge glitzerten auf, verschwanden und kamen wieder, und dann und wann warf eine günstig aufgestellte Laterne ihren Schein über riesenhafte, weltberühmte Bräukeller kundgebende Buchstaben an Mauern und Hauswänden. Im allgemeinen aber sah man — wenn das Gleichnis sich auch nicht ganz deckte — wie zuweilen den Wald vor Bäumen, die Nacht vor Regen nicht. Die letztere Bezeichnung enthält ziemlich viel Euphemistisches, wenn man damit im Durchschnitt die Vorstellung eines wäſſerigen Herunterfalls in den Abstufungen zwischen Zwirnfäden und kräftigster Verschnürungskordel verband. Nach solcher bildlichen Veranschaulichung bestand das gegenwärtig vom Himmel zur Erde Raſſelnde, Praſſelnde, Schießende und Gießende zum Mindesten aus Ankertauen. Unter der sicheren Bedachung der langen, von tausend Gestalten mit oder ohne Rücksack durchwimmelten Bahnhofshalle erkundigte sich die Familie Hannwinkel, bei der ihr Reisegefährte verblieben, nach der Entfernung des nächsten, von ihnen in Aussicht genommenen Gasthofs. „Grad' vor“, antwortete der Kofferträger, „nur 'über die Straß', zehn Schritt' 'nüber. Gehn 'S mir nur nach!“

Digitized by Google

Sie spannten ihre Schirme auf, und wie eine Pelotonsalve knallte es rundum auf die Seidendächer herunter. Zehn Schritte waren's nicht grade, eine Null mochte bei der Berechnung zu kurz gegriffen sein; mehr als hundert indes betrug's jedenfalls bis zu den gastlich einladenden roten Thürlaternen des Hôtels nicht hinüber. Leider dehnten sich aber dazwischen Landseen aus, durch rasende Wildbäche verbunden, und das Festland bestand aus dem Münchener Straßen-Reservatrecht eines bis an die Schienbeine zusammenschlagenden grauen Breies. Von oben kam der Strom und von unten die Flut; die Familienbande lösten sich, jeder und jede suchten hüben und drüben auf eigene Hand oder vielmehr auf eigenen Füßen eine Furt durch die Vereinigung anstrebenden Luft- und Meereswogen. Dann ruderten die nächtlichen Schiffer und Schifferinnen ohne Planken unter sich mit Armen und Beinen in den Hafen zwischen den roten Laternen hinein, standen gerettet in triefenden Kleidern und quatschenden Schuhen, das Sprichwort von dem nicht trocken gebliebenen Faden, wenn auch unsichtbar, doch auf's Vollendetste illustrierend. „Es reg'nt heut' a wenig", sagte der Kofferträger; „unorgen wenn die Herrschaften nach Oberammergau fahren, haben 'S besseres Wetter; do regnet's nie." Aber die Zahl war noch nicht voll, es fehlten zwei Köpfe, Cleopha und der Doktor Windmacher. Frau Malwine rief; gottlob, da kamen sie gelaufen oder geschwommen. Der Meteorologe hatte zwei andre Laternensterne für die richtigen gehalten, war ihnen zugesteuert und Cleopha ihm vertrauensvoll nachgefolgt. „Du hast Deinen Kurs wohl nach dem Mond genommen?" fragte Elma. Wenn etwas nasser als durchnaß sein konnte, befand Cleopha Hannwinkel sich in dieser Verfassung, allein niemand gab ihr viel darin nach. So war an ein Verweilen im Restaurationssaal nicht mehr zu denken, die Damen hinterließen, wie aus der Tiefe heraufgetauchte Nixen, breitrinnende Spuren auf dem Flurboden des Hôtels. Doktor Raphael Windmacher äußerte, auch unter solchen Umständen mit galanter Höflichkeit seinen mausgrauen Filzhut abziehend und dadurch einen Wasserguß gleich dem Strahl einer Feuerspritze in die Portierloge hineinschleudernd: „Eine eklatante Bestätigung meiner Voraussage, daß durch die ringsumher andrängenden Hochdruckgebiete eine mit Notwendigkeit bedingte Verdichtung des Niederschlags innerhalb der Teilfurchen-Ausdehnung eintreten müsse. Ich hoffe, die Ehre haben zu dürfen, Herr Geheimrat, gnädige Frau, gnädige Fräulein, morgen die Fahrt nach Platschhofen wiederum in Ihrer Gesellschaft fortzusetzen" — „Ach ja, unter wolkenlosem Himmel, Herr Doktor," versetzte Agathe, etwas vor Nässe mit den Zähnen klappernd, doch überzeugungsinnigen Tons. — „Unfehlbar, mit Notwendigkeit, mein gnädiges Fräulein; die Verschiebung der Depression wird noch vor Sonnenaufgang stattfinden." Cleopha machte eine dankbare Abschiedsverneigung, die sie mit den Worten begleitete: „Ich liebe die Sonne so sehr —". Einfallend bemerkte Elma: „Za, sie ist meiner Schwester von jeher, so zu sagen, wie eine Freundin erschienen." Als Letzter fügte der Geheime Justizrat Hannwinkel nach: „Also auf Wiedersehn, Herr Doktor; sehr angenehm," und die Familie begab sich, von kerzenbalancierenden Kellnern geführt, die Treppe hinan, deren Stufen die weiblichen Mitglieder durch ihre Rocksäume einer gründlichen Abwaschung unterzogen. Oben faßte Frau Malwine ihr in den letzten Stunden stillschweigend ausgebildetes Urteil zu der Äußerung zusammen: „Ein wahrhaft liebenswürdiger junger Herr, wie man selten das Glück hat, solchen zu begegnen." — „Und entschieden eine wissenschaftliche Capacität," pflichtete Agathe bei. Oline fragte: „Ist die Meteorologie eigentlich ein Brodstudium?" Dann hörte man Reinbold noch rufen: „Wasser und Brod, das Wasser giebts umsonst! O weh, ich glaube, meine Nase ist naß geworden!" — „Jedenfalls ist sie bei vorlauten Schuljungen noch mehr weiß als naß," erwiderte Fräulein Oline unzweideutig. Darauf schlossen sich die Thüren, und zweifellos rauschten alsbald in den beiden Zimmern der weiblichen Familienmitglieder die allzufreigebig vom himmlischen Naß bedachten Kleidungsstücke zu Boden. Das Ergebnis davon ward indes unberufenen Augen durch Verhängung der Fenster entzogen, von denen für den Gehörssinn ein namhafter Fluß von einem breiten Wehr herabzustürzen schien und es der Phantasie überließ, draußen den Schaffhausener Rheinfall zu vermuten oder nach Anleitung des römischen Dichters „dulces somnos imbre juvante" zu verfolgen. Das Letztere that Reinbold Hannwinkel, trotz seinem eifrigen Bemühen, sich in der Latinität zu vervollkommnen, nicht, sondern schlief wie ein junger, in den trocknen Bau zurückgelangter Hamster, und seine jüngste Schwester Elma suchte mit ihm darin zu

Digitized by Google

wetteifern, nachdem sie zuvor den Zimmerwänden ein Weilchen lang einen höchst anmutigen Anblick geboten hatte, der außerdem die ihr beigelegte Bezeichnung „Rind“ durchaus nicht mehr als treffend auf sie angewandt bedünken ließ. Die letzte abendliche Äußerung aber kam wohl vom Munde des Geheimen Oberjustizrats, der, sich aus seinem Priegnitz'schen Kleiderumschlag herauswickelnd und auf ein seiner Körperlänge einigermaßen genügendes Bett ausstreckend, diese Thätigkeit mit dem befriedigt klingenden Monolog: „Sehr angenehm!“ begleitete.

* * *

Als die Familie sich am Morgen im Frühstückszimmer versammelte, war dieses sorglich und sehr erquicklich von Ofenwärme erfüllt. Ein Ausblick durch die Fenster fiel nicht möglich, da der Temperatur-Unterschied zwischen drinnen und draußen die Scheiben mit einem dichten spinnwebgrauen Überzug beschlagen hielt; doch erwarben sich einige mit schwertriefenden Schirmen eilig in's Hôtel hereinflüchtende Eisenbahnankömmlinge das Verdienst, nicht darüber in Zweifel zu lassen, daß es außerhalb der Mauern stürme und regne. Auch Doktor Windmacher stellte sich mit der artigen Nachfrage ein, wie die Damen und der Herr Geheimrat die Nacht zugebracht hätten. Hinterdrein fügte er: „Wir befinden uns augenblicklich unter dem durch die besonderen orographischen Verhältnisse der Lage Münchens hervorgerufenen und vorauserwarteten Niederschlag; allein“ — seine Hand hielt bereits die neueste Zeitungsnummer — „der letzte Bericht der Wetterwarte kündet binnen Kürzestem Aufhellung mit steigender Erwärmung als unzweifelhaft an.“ — „Wie herrlich!“ riefen die drei älteren Schwestern aus einem Munde. Die Mutter setzte hinzu: „Also raten Sie, nach unserm gestrigen Vorhaben mit dem nächsten Zuge zu fahren, Herr Doktor?“ — „Ganz unbedingt, gnädige Frau! Wir bewegen uns in jeder Minute dem Maximalgebiet entgegen.“ — „Allerdings sehr angenehm,“ äußerte der Geheime Oberjustizrat Hannwinkel, und die Gesellschaft beeilte sich, die Zurüstungen zum Aufbruch zu treffen. Die Wegbreite zum Bahnhof hinüber lag jetzt, wenn auch nicht in hellem Tageslicht, so doch gewissermaßen übersehbar und durfte einiges Erstaunen verursachen, daß es möglich gewesen, im Dunkel wirklich bis an den Gasthof hinüber zu gelangen. Cleopha konnte auch nicht umhin, darauf bezüglich zu sagen: „Ich glaube, ohne Ihre Führung, Herr Doktor, wäre ich nicht lebend in's Hôtel gekommen.“ Etwas wie eine grüne Salinenreuse stand rundumher und ließ den Blick nach keiner Richtung über hundert Schritte hinausreichen, doch das gegenwärtige Regenkaliber verhielt sich zu dem des gestrigen Abends nur wie Vogeldunst zu Rehposten. Dieser Unterschied gab Agathe Anlaß, in die Bemerkung ihrer Schwester rasch einzufallen: „Welcher Umschwung des Wetters hat sich Ihrer Vorbestimmung gemäß bereits vollzogen, Herr Doktor! Mich däucht, ich sehe das Blau schon hindurch schimmern.“ Auch Frau Malwine entflog vom Munde: „Ja, wie viel verdanken wir Ihnen, Herr Doktor!“ Offenbar faßte sie in diese kurze Anerkennung alle Verdienste, die er sich seit gestern um die Familie erworben, zusammen, die meteorologischen Belehrungen im Eisenbahnwagen, die Lebensrettung Cleophas und die Hoffnungen, welche er Agathe so eben erweckte, daß ihre Augen dadurch zum Durchdringen einer etwa tausend Fuß dicken Wolkenschicht befähigt wurden. Wenigstens schien Elma sich ungefähr einer solchen Dimensionsschätzung derselben hinzugeben, denn sie kommentierte gegen Reinbold die Wahrnehmung ihrer Schwester: „Agathe ist gewiß von stattlicher Länge, aber auf zehn Kirchturmhöhen hätt' ich sie doch nicht taxiert.“ Die Antwort des Untersekundaners zeigte ihn wieder rascher und richtiger Auffassung fähig; er entgegnete lachend: „Ja, sie hat ganz recht, darüber ist Alles blitzblau.“ Und als angehender Berliner fügte er mit einer Kopfdrehung in die Gegend seiner ältesten Schwester hinzu: „O wie blau!“ So kamen sie zur Bahnhofshalle hinüber.

Hier glich das Schaltergebäude einigermaßen einem Staar-Nistkasten, um dessen Zugang sich ein ausgeschwärmtes Bienenvolk festgesetzt hat, und tausendfältiges Gesumme desselben erfüllte den großen Raum. Nur besaßen die Veranstalter des Schwarmknäuels im Durchschnitt eine Körperlänge von anderthalb Metern und waren an Stelle der Flügel mit tropfenden Leinen-, Loden-, Serche-, Seiden-, Sammt-, Kautschuk- und Macintosh-Mänteln versehen. Außerdem unterschieden sie sich von Bienengepflogenheit noch durch die außerordentlich starke Anzahl von Weibeln, die zum mindesten neun Zehntel des Ganzen ausmachten und sich hauptsächlich aus amerikanischen Millionärstöchtern mit ihren Müttern, englischen City-Ladies und russischen

Digitized by Google

Fürstinnen zusammensetzten. An den ekstatisch funkelnden Augensternen Aller, der mannhaft, besonders von zarter Weiblichkeit durchgeführten Behauptung des Vortritts, den vorwärts ringenden und rudernden Armen und Beinen ohne kleinliche Berücksichtigung in der Nähe angestauter Rippen und Zehen, sowie in dem nicht durch fade Höflichkeitsformeln übertünchten wechselseitigen Austausch der Meinungen erkannte man die Köpf in Kopf gepreßte Versammlung einer hochbegeisterten Elite der Bewohner der alten und neuen Welt und konnte der Täuschung anheimfallen, sich vor der Theaterkasse des Bayreuther Bühnen-Weih-Festspieles zu befinden. Doch handelte es sich nicht um eine Pilgerfahrt zum heiligen Graal, sondern es war ein frommer Kreuzzug zum heiligen Grabe selbst: „Zehn Billets Oberau 1. Klasse! — Sieben Billets Oberau 2. Klasse!“ Aus den Schaltern tönte in offiziellem bayrischen Eisenbahndeutsch die Antwort: „Zehn Billeten — sieben Billeten“; Golddollars, Pfunde Sterling, Napoleond'ors und Kronen klimperten, herausgezahltes Silber und Nickel klapperte, und beseligten, wenn auch zumeist erheblich schmerzhaften Fußes suchte sich der Inhaber einer Beförderungs-Anweisung bis an die Grenze des gelobten Landes der Erdrückung durch den Glaubenseifer seiner Mitchristen und -Christinnen zu entwinden. Staunend blickte Frau Malwine auf das selbst einem Berliner Auge imponierende Bild tausendfältigen Dranges und Drängens; sie verstand das Zauberwort nicht, „das all dies Herrliche vollendete,“ und erfuhr erst auf ihr Befragen durch ihren jungen, jedes Kenntnisgebiet mit gleicher Sicherheit beherrschenden Reisebegleiter, daß „Oberau“ das Stations-Zoppe des bayerischen Palästina-Thales Oberammergau sei. Diese Aufhellung entriß ihr die etwas wehmütig klingenden Worte: „Wir hätten doch wohl vorher bedenken sollen, lieber Hannwinkel, ob wir nicht auch das Passionsspiel besuchen wollten.“ — „Es soll so wahrhaft erbauend sein,“ pflichtete Agathe bei, während Oline meinte: „Von der Beköstigung habe ich dagegen nicht viel Gutes gehört.“ — „Ja, eine Passionsblume der Dichtung!“ sagte Cleopha sinnenden Tones. Dokter Windmacher fiel ein: „Ich glaube, bei der idealen Sinnesart des Herrn Geheimrats als unzweifelhaft ansehen zu dürfen, daß die Damen die Rückreise nicht antreten werden, ohne vorher einer der weltberühmten, ebenso gemütlich erhebenden als höchsten künstlerischen Genuß darbietenden Aufführungen beigewohnt zu haben.“ — „Allerdings, das wäre wohl — später — auf der Rückreise — sehr angenehm,“ bejahte der Geheime Oberjustizrat. Elma dagegen legte ihr noch nicht gereiftes Verständnis der bildenden Einwirkung Oberammergaus durch die Äußerung an den Tag: „Meine Passion wär's grad' nicht, mich in dem Haufen da mit herumzuquetschen.“

Das war bei dem Reiseziel der Familie für heut' auch nicht erforderlich, sondern sie versah sich an einem verödet abseits belegenen Schalter mit den nötigen „Billeten“ und begab sich auf einen gleichfalls fast menschenleeren Perron des Bahnhofes hinaus. Drüben wälzten sich die Wallfahrer zum Jerusalem unter der Zugspitze einer endlosen Seeschlange gleich dem mit zwei Lokomotiven — aus verschollenen bajuwarisch-hellenischen Tagen Andromeda und Medea getauft — bespannten Riesenzuge nach dem Starnberger See zu; bescheiden rollte hüben eine kleine — von „Pygmalion“ davongeführte — Wagenreihe mit der Familie Hannwinkel in südöstlicher Richtung fort. Naß glimmernde Schienenstränge, Braukellernamen an Mauern und Hauswänden, unabreichbare Güterzüge mit Löwen-, Augustiner-, Spaten-, Bürger-, Pschorr-, Münchener Kindl-Bräu-Bierwaggons für die dursteuden fünf Erdteile zur Rechten und Linken, Alles wie gestern Abend, nur heut' in einem halb aus Nebel, halb aus Steinkohlenrauch zusammen komponierten Vormittagslicht. Wie Pilze im Regenwetter aus grundlos aufgeweichtem Boden in die Höh' geschossene Neubauten, hoch, niedrig, eckig und schecdig, hier und dort, einzeln und in Gruppen — Fensterreihen mit breiten weißen Schrägstreifen-Ankündigungen und Aufforderungen: „Zu vermieten“ — ein flüchtig in verschwommenen Umrissen auftauchender, hochemporgereckter, schwarzer Kolossalarm, welcher der um ihn wogenden Wolke einen Kranz aufzusetzen schien. Dann die weite, freie „Gottesnatur“ der bayerischen, speziell Münchener Hochfläche, uferlos wie der Ocean, nur von der stetig mitwandernden Tarnkappe des Himmels bedeckt, grau in grau, und darunter auf den vorbeifliegenden Feldern Stein an Stein. „Hier würden wir die Berge bereits gewahren,“ sagte der Doktor Raphael Windmacher, „wenn sich in Folge der Druckverteilung der Einfluß des Minimalgebiets nicht noch bis hieher ausdehnte.“ — „Sind wir ihnen schon so nah? wie köstlich!“ tönte die Antwort von mehreren weiblichen Lippen

Digitized by Google

und Cleopha putzte mit ihrem Taschentuchzipfel die dick beschlagene Fensterscheibe hell und sandte einen sehnsuchtsvollen Blick hinaus. Doch reichte dieser nur bis zu dem jenseitigen Rande des anmutig den Bahnkörper begleitenden Grabengewässers hinan.

Von Viertelstunde zu Viertelstunde stieß Pygmalion einen wehklagenden Ton in die Luft, der Zug hielt, in seinen Gelenken knackend und seufzend, vor einem kleinen Sumpfplateau an, auf dem Menschen unter großen Regendächern aus- und einstiegen, in Regensburger Würste hineinbissen und graue Maßkrüge mit unglaublicher Hurtigkeit ausleerten. Diese gleichmäßige „Dauer im Wechsel" setzte sich durch einige Stunden auf ungefähr einem Dutzend Stationen fort; allmählich schien Pygmalion müde zu werden, er lief und zog langsamer, atmete, schwer schnaufend, hörbar immer mühseliger und streckte zuletzt einmal gleichsam, wie ein an seinem täglichen Ziel angekommener Karrenhund, pudelnaß alle Viere von sich. Seinem eisernen Ruhlager gegenüber schimmerte durch einen leise rieselnden Vorhang ein länglicher, fahlgelber Kasten, auf dem mit halb abgewaschenen Buchstaben: „Nach Platschhofen" stand. Die Reisenden waren an ihrer Endstation eingetroffen, und der „Privat-Postomnibus" wartete am Bahnhof zur Weiterbeförderung etwaiger Ankömmlinge. Er enthielt zwar eigentlich nur vier Sitzplätze, aber Not lehrt außer Beten auch sich zusammenpferchen; das Oberhaupt der Familie ging mit gutem Beispiel voran, durch Rückgratskrümmung und Kopfbückung seine Leibeslänge dem Wagendach anzupassen, Frau Malwine bestrebte sich, nach Kräften, ihren Taillenumfang zu verringern, und schließlich gelang es ihren vier Töchtern, sich in die noch übrig gebliebene Leere zu teilen. Ermutigend wiederholte der Kutscher zuvor bei jedem vergeblichen Versuch: „Steigen 'S nur 'rein, da haben schon acht drin gesessen!" Koffer polterten oben hinauf, türmten sich breitbäuchig übereinander, und waghalsig, doch seelenvergnügt, keinen Ehrenplatz drunten in der „Häringstonne" miteinzunehmen — die Bezeichnung war etwas respektwidrig, indes nicht ganz unzutreffend — saß Reinhold Hannwinkel unter seinem Schirm auf der höchsten Gebirgskuppe. Doktor Windmacher dagegen fand trotz seiner eleganten Schmalheit einige Schwierigkeit, neben einer anders gearteten, durch den Kutscher repräsentierten lebendigen Biertonne ein Viertel des Bockſitzes für sich zu erobern; dann zogen auf ein kunstgerechtes „Hü—e!" die beiden Gaule an, und der gelbe Marterkasten setzte sich knarrend, knackend und torkelnd in Bewegung.

Man befand sich offenbar im hügeligen Alpenvorland. Viertelstunden lang kroch der Wagen wie eine fatte rostfarbige Wegschnecke lange Anhöhen hinan und rutschte danach mit kreischendem Hemmschuh und aufschreienden Insassen jäh in eine nur halb übersehbare Tiefe hinunter. Von den Seiten sprudelten und spritzten lästige, scheinbar aus der Luft herabspringende Sturzbäche in die Fenster herein; die Straße bestand aus einer in großem Maßstab hergestellten Mosaik von Sumpflöchern und Wackersteinen, in denen die Räder plötzlich nach links bis zur Nabe versanken oder nach rechts als Gegenstück einen gleichwertigen Luftsprung ausführten. Doch belehrte nur das Gefühl über diese Abwechslung; die Nähe des Gebirgs oder der schon vollzogene Eintritt in dasselbe kündigte sich dadurch an, daß eine schimmelgraue Wolke bis auf den Boden herunterlag, zum Unterschied jedoch auch manchmal in langen Fetzen von geisterhaft aus der Leere hervorstechenden, tropfenden Tannenzweigen niederhing. Der Geheime Oberjustizrat Hannwinkel hatte, nachdem er die Lippen einigemal auffällig weit auseinander geöffnet, seinen Kopf in die klappernde Wagenecke gedrückt und gab sich bewußtlosem Nachdenken hin; das Gleiche that, von der Natur mit weicherem Polster bequemer dafür ausgestattet, Frau Malwine. Auch die beiden ältesten Schwestern folgten, verstohlen hinter vorgehaltener Hand gähnend, dem mütterlichen Beispiel, nur Cleopha nahm mit träumerisch nach dem Kutscherſitz durch's Schubfenster hinausgerichtetem Blick eine möglichst anmutige Stellung ein, ward indes nicht unerheblich davon durch die Bewegungslust Etwas behindert, die alle fünf Minuten einmal, Gott mochte wissen über was, vergnügt auflachte. So dienten die Räderdrehungen, als knackende Perpendikel-Schwingungen, das Vergehen der Zeit abzuzählen, und mochten sich ungefähr drei bis vier Stunden damit beschäftigen. Dann ließ ein Ruf Reinholds „vom Gebirge her": „Hurrah, da sind wir! Ist's hier aber schön!" die Köpfe im Innern auf- und gegeneinander fahren; der Omnibus knarrte und knisterte noch ein paarmal und hielt still.

Augenscheinlich war man in Platschhofen. Es ließ sich freilich nichts weiter erkennen, als

Digitized by Google

ein einziges, umfängliches, bauernhofartiges Gebäude, aber über der Thür desselben sah von einem himmelblauen, nur ziemlich wasserledigen Längsschild die Inschrift „Gasthof zum Gießhübel“ herab, und die Vollberechtigung zu dieser Namensführung ergab der erste Blick auf die Umgebung. Zwei Gießbäche umklammerten das Haus von beiden Seiten, vereinigten sich in spitzem Winkel geschwisterlich vor dem Eingang und setzten ihre gemeinsame Wirksamkeit in der Herstellung eines artigen Landsees unter den Wagenrädern und Pferdehufen fort. Die Wasserfläche wurde zumeist nur fein vom Regenfall gerieselt; stärkere, wellenschlagende Bewegung und schäumig aufquirlende Blasen zeigten sich allein an den Stellen, wo eine Anzahl von Ferkeln unter der Beaufsichtigung der mütterlichen Sau ein Schlammbad nahmen. Doch schienen noch einige andere erwachsene Schweine mit einem Verwandtschaftsinteresse an dem Vorgang beteiligt und galoppierten unablässig in verschiedenen Diagonalen oder Tangenten mit hochaufgeringelten Schwänzen platschend an der eigentlichen Badeanstalt vorüber. Sonst bot die Erreichung der Hausthür keine weiteren Schwierigkeiten, als daß die Kühe den nächsten Raum davor offenbar als den geeignetsten zur Ablagerung landwirtschaftlich wertvoller Produkte ersahen; nur der Extraktabfluß des wirklichen, etwas seitwärts mannshoch emporgestapelten Düngerhaufens verursachte durch seine Neigung, sich in muldenartigen Vertiefungen mit einer braungräulichen Flüssigkeit friedlich auszubreiten, einen Wechsel in der Gleichmäßigkeit der Erdoberfläche um den Gasthof zum Gießhübel.

Etwas ratlos blickten die Insassinnen des Wagens stumm auf diese reichhaltige Bodenbeschaffenheit unter und vor ihnen nieder, doch nicht lange, denn der Kutscher riß die Omnibusthür auf, sagte: „Do feilt nix, kommt's nur außi; dös macht ma scho mit dene Jumfern,“ streckte dazu seine beiden ausgiebigen Handschaufeln vor, packte das ihm zuvorderst in die Finger geratende weibliche Mitglied der Hannwinkelschen Familie ungefähr mit dem Kunstgriff, den ein Metzger bei einem ungeberdigen Kalb in Anwendung bringt, und trug die sprachlos Überraschte durch die verschiedenen flüssigen und festeren Bestandteile des Zugangs zum Gießhübel in das offenstehende Atrium desselben hinüber. Vermittelst der gleichen Beförderungsweise folgten die Übrigen wohlbehalten nach; nur legten die munter herumtummelnden Vierfüßler etwas zu intime Neugier in Bezug auf weiße, unvermeidlich ziemlich lang unter den aufgestrupften Rocksäumen hervorgeratende Strümpfe an den Tag. In Sätzen herbeikommend, schnoberten sie diese ihnen unbekannten Erscheinungen grunzend an, pufften einmal mit der Schnauze dagegen, hinterließen mehr oder minder einige Spuren solcher Begrüßung und stoben wieder zu heiterer Sprungthätigkeit davon. Der oberbayrische Christophorus gab zu diesem kleinen Wegabenteuer jedesmal die beruhigende Zusicherung: „Sie beiß'n nöt, sie spaß'n blos;“ so gelangte nach der Jugend auch Frau Malwine unter dem anerkennenden Begleitwort: „Dös is scho a ordentlich's G'wicht,“ an's Ziel. Zuletzt bediente sich ebenfalls der Geheime Oberjustizrat der lebendig hin und her wandernden Fähre, bestieg rittlings die breiten Schultern derselben und sagte: „Sehr angenehm.“

Unter der Thür stand behäbig die Wirthin zum Gießhübel, aus der man trotz der zweifellosen Stattlichkeit Frau Malwines ohne Beschwer die letztere doppelt herzustellen vermocht hätte, und wiederholte bei jeder neuen Ankunft: „Ja, was is denn dös? Kommet Se doch heut? Na, dös is recht, und gut abgeregnet hot's in dene letzte Woche.“

„Also das ist unsere Sommerfrische?“ äußerte Elma in einer Art laut fragenden Selbstgesprächs.

„Ja, frisch is hier allweil,“ bestätigte die Wirtin, „do feilt nix.“ Neben ihr sprach die Stimme Cleophas: „Selbst so liegt für mich etwas wundersam Anheimelndes und Beschwichtigendes in der Einfachheit der Natur.“

Da tauchte auch Doktor Raphael Windmacher auf. Wie er auf eignen Füßen bis hierher gekommen, hatte in der allgemeinen Selbstbeschäftigung mit der eignen Persönlichkeit niemand beobachtet. Aber er stand nicht nur da, sondern war bereits, von angeborenem Instinkttriebe geführt, tiefer in den Hausflur bis an den Hängeplatz eines Barometers vorgedrungen, kehrte von dort zurück und sagte:

„Der Stand der Quecksilbersäule beträgt 769 Millimeter; das entspricht unter Berücksichtigung der hiesigen Höhenlage über dem Meeresniveau dem höchst erreichbaren Maximaldruck. Eine leichte Unregelmäßigkeit in der Druckverteilung ruft augenblicklich über uns noch eine gewisse Trübung der untersten Luftschicht hervor.

Digitized by Google

Doch mit dem Eintritt der abendlichen Abkühlung wird ein vollständiges Auffangen aller Feuchtigkeit in der Atmosphäre stattfinden, so daß wir bei Sonnenuntergang den klarsten Anblick der uns umgebenden Berggipfel genießen werden."

„Ach, wie herrlich, Herr Doktor!" riefen Agathe, Oline und Cleopha Hannwinkel, und die letzte fügte hinzu: „Grade den Sonnenuntergang liebe ich so."

Nur Elma meinte, sich schüttelnd:

„Brrr! Wenn's bei dem Aufsaugen noch kälter wird, da gehe ich auf die Jagd und schieße mir einen Pelz. Es giebt hier doch Eisbären auf den Gletschern, nicht wahr, Frau Wirtin?"

„Sprich doch nicht so kindisch, Elma, oder verschone wenigstens unsere und des Herrn Doktors Gegenwart damit!" verwies Agathe ihre Schwester mit unwilliger Miene.

Die Wirtin antwortete:

„Na, Bärn nöt, aber Eis und Jansböck giebt's auf den Bergen," während der Geheime Oberjustizrat beipflichtete:

„Ja, noch kälter, das wäre nicht sehr angenehm."

* * *

Elma Hannwinkels Tagebuch.

Platschhofen, 2. August 1890.

Ich versprach bei unsrer Trennung, liebstes Gretchen, Grittchen, Grethel in der Heck, Dir von unser'm diesjährigen Sommeraufenthalt durch tägliches Schwatzen mit Dir eingehende Nachricht zukommen zu lassen. Mündlich, wie sonst, kann ich's ja zur Zeit nicht; so schreibe ich jeden Tag ein Stückchen, als ob Du mir zuhörtest; je nachdem, vollausgiebig wie eine Anstandsermahnung unseres Direktors in der höheren Töchterschule (sind wir ihm denn wirklich erst seit einem halben Jahr aus der roten Corrigirdinte weggeschwommen?) oder im Lapitharstil, wie Lina Semmelbeck sagte, weil sie meinte, die Lapithen hätten sich schriftlich so ungehobelt ausgedrückt; dann schicke ich Dir alle Woche meine Tagebuchblätter zu. Mir kommt's auch zu statten, wenigstens schreiben zu können, denn meine lieben Schwestern haben mir „den Mund verboten", weil es sich für ein „Kind" (Grittchen, wir! Du und ich!) nicht schickt, in Anwesenheit von Erwachsenen (und das sind sie sehr!) mitzureden. Den eigentlichen Grund, weshalb ich meiner Zunge Sommerferien gönnen soll, teile ich Dir später einmal mit, oder Du errätst ihn vielleicht aus meinen Berichten von selbst.

Vorderhand bin ich meiner „Kindlichkeit" sehr dankbar, denn ich habe durch sie eine eigne Schlafstube für mich allein (beinah dreimal so groß wie mein Bett) bekommen, da Agathe, Oline und Cleopha die beständige Gegenwart meiner Ohren ebensowenig sympathisch berührt, als die meines Mundwerks.

Cleopha hätte freilich wohl an und für sich gern mit mir getauscht, aber wenn ihre Seele sich beim Dichten ausdehnt, würde meine Kammer ihr zu eng. Sehr komisch war's, als Mama bei der Ankunft zuerst die von uns schriftlich gemietete Zimmerflucht sah. Zwei windschiefe Stuben (Reinbold hat einen Nachtunterschlupf auf dem Boden) mit ladenlosen Fenstern, bei deren Öffnung die Nase im drunter liegenden Kuhstall zu sein glaubt, und mit Betten, auf die man vermittelst einer Trittleiter hinaufsteigen muß.

Ein Sopha aus dem ersten Anfang der Polstermöbel-Periode (ich glaube, sie kam nach der „Steinzeit"), davor ein auf drei Beinen hinkender Tisch (das vierte steht in der Luft), über dem, vermutlich zur Schonung der saubern Tannenholzplatte, ein rechentafelschieferblau und krebsrot gewürfeltes Tuch mit springenden Hirschen in den Vierecken liegt; man nennt das hier eine Kaffeedecke.

Voilà tout — nein, daß ich nicht lüge — ein paar Zwillingsbrüder von unsern Küchenstühlen stehen noch an der gelbgetünchten Wand.

Aber dafür sind wir auch in Platschhofen, „im stillen Frieden einer ländlichen Natur" und nicht in einem „der von aller Welt überschwemmten großen Luftkurorte mit fragwürdiger, voraussichtlich gehaltloser und unter Umständen lästig fallender Gesellschaft". Unter solcher leiden wir hier (mit einer Ausnahme, d. h. ich bin die Ausnahme) allerdings nicht; es soll noch ein Sommergast sich im Hause aufhalten, wenn ich recht gehört habe, ein Maler, aber zu Gesicht bekommen hat ihn noch niemand von uns. Das bringt mich auf die Ausnahme zurück, die schon bald hinter Hof an mit uns hierher gefahren ist und unsere Sommerfrische in Platschhofen teilen will. Sie, d. h. er, heißt Doktor Raphael Windmacher und macht täglich das Wetter, denn er ist als Meteorologe zur Welt gekommen und kann nicht anders.

Digitized by Google

Fürchte für mich, Grittchen! Wenn Du Dir alle leibliche Schönheit und geistige Vollkommenheit eines etwa dreißigjährigen Mannes zusammendenkst, hast Du noch lange kein Bild von ihm. Er ist so liebenswürdig und lehrreich, daß man nie weiß, ob seine Belehrungen liebenswürdiger oder seine Liebenswürdigkeiten lehrreicher sind.

Nur bin ich ihm leider ein Greuel und „in Folge dessen" (wie er sich mit Vorliebe ausdrückt) für gewöhnlich so etwas wie Luft für ihn. Gottlob sind meine lieben Schwestern wertvoller von der Natur veranlagt und im Stande, ihm durch ihr sympathisches Wesen und seines Verständnis seiner wissenschaftlichen Erläuterungen vollen Ersatz für meine Mängel zu bieten. Alle Drei bemühen sich nach dieser Richtung in rührendem Wetteifer und verdienen sich mittelst ihres passenden Betragens Mamas vollste Billigung; ich gehe durch eigne Schuld (wie immer) leer aus.

Papa findet den Doktor Windmacher sehr angenehm.

(Fortsetzung folgt).

Das hohe Epigrammenlied auf Herrn Schlocks rote Nase.

Von **Friedrich Theodor Vischer.** (Ungedruckter Nachlaß).

(Schluß).

XLIII.

Nun aber ist's genug mit diesen kleinen Witzen,
Ein größerer Gehalt soll in's Gewändel blitzen!
An Weltenschicksal sei das einzelne gemüpfelt,
Sonst werde nur dies Spiel als hündisch überhüpfelt!

XLIV.

Die stolze Roma ward erobert durch die Goten,
Doch unsre Welt bedroh'n mit Untergang die Knoten,
Das wilde Sturmesheer der sozialen Koten. —
Nun sprich, du Phänomen, was kündet uns dein Flammen?
Bricht bald der Aufruhr los und unser Bau zusammen?
Wittst du als Fackel uns, als rote Fahne mahnen?
Giebt dies Petroleum Bedrohliches zu ahnen?
Ja, droht vielleicht uns gar der Schrecken aller Schrecken?
Wird Götterdämmerung bald in Brand das Weltall stecken?

XLV.

Halt! Wo gerat ich hin! Wie toll sind meine Flüge!
Vergeß ich denn so ganz die wohlbekannten Züge?
Wenn einen Augenblick die Flammen schwächer blitzen,
Ein mildes Augenpaar erscheinet durch die Kitzen;
Durch diese Lippen wird kein wildes Sturmlied brechen,
Sie scheinen stets bereit, Erbauliches zu sprechen;
Kann hinter dieser Stirn des Aufruhrs Teufel wohnen?
Der Friede selber scheint auf ihrem Rund zu thronen.

XLVI.

Schau dies doch näher an und fühl' ein sanft Bewegen:
Ein Geist der Menschlichkeit kommt rührend dir entgegen.
Der ist, nachdem er tief den ganzen Mann durchdrungen,
In dieser Nase dann als Tulpenknopf gesprungen,
Der Strom der Wärme hat nach diesem Punkt gemündet
Und sozusagen hier sich in sich selbst entzündet.

XLVII.

Wenn er vom Himmel spricht und seinen Herrlichkeiten,
Seht über dies Gesicht ein sanftes Rot sich breiten,
So daß die Nase gleich der Rosenwolke glänzet,
Die von des Abends Licht verklärte Höhen kränzet,
Doch wenn er Sünde straft mit heil'gem Zornesmute,
Dann freilich flammt sie auf wie eine blut'ge Kute.

XLVIII.

Schon sieht die Welt in ihm den künftigen Prälaten,
Gewiß erlebt man auch, daß richtig sie geraten.
Rot trägt der Kardinal, da wird jedoch des Koten
An Hut und Rock und Strumpf ein Allzuviel geboten.
Der große Luther hat den Glauben konzentriert,
Die bunte Märchenwelt auf wenig reduziert:
So ist's denn recht und gut, daß jenes Scharlachs Grelle
Der werdende Prälat beschränkt auf Eine Stelle.

II.

Nein, nein! Die Welt wird nicht sobald in Trümmer gehen!
Wir haben Männer noch, die vor die Lücke stehen,
Fest hält der Boden noch mit ihren edlen Saaten:
Sei ruhig Vaterland! wir haben noch Prälaten,
Die mit vertiefter Glut homöopatisch wehren,
Daß uns die Feuer nicht von außenher verzehren!

I.

Doch irgend einmal schlägt dem ganzen Erdenrunde,
Das weiß ein jeder Christ, die grause letzte Stunde.
Zu Asche wird alsdann das Seculum verbrennen
Und aller Erdstoff ist verbrennlich ja zu nennen.
Doch nein! Es giebt ein Ding, das weiß ich unverbrennlich.
Dies Ding und feuerfest ist logisch unzertrennlich.
Sie mein' ich. Mag die Welt in Gluten untergehen,
Sie wird, ich zweifle nicht, in Ewigkeit bestehen.
Verschwunden ist der Raum, versiegt das Meer der Zeiten,
Sie leuchtet einsam groß in die Unendlichkeiten.

Digitized by Google

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Vorbemerkung.

Nicht ohne reifliche Überlegung habe ich an die Dichter, welche dieser Festschrift ihre Mitarbeit widmen, — und es ist mir eine große und stolze Freude, beifügen zu dürfen, daß es nahezu Alle sind, welche heute in Deutschland diesen Namen verdienen — die Einladung gerichtet, für die „Deutsche Dichtung“ die innere und äußere Geschichte ihres Erstlingswerks aufzuzeichnen.

Zunächst stand ein äußeres Bedenken dagegen: man vermehrt eine sehr zahlreiche Gesellschaft, wenn man heutzutage den Dichtern und Schriftstellern in Deutschland eine bestimmte Frage zu öffentlicher Beantwortung vorlegt: diese Vielbeschäftigten und Vielgeanälten werden nun ohnehin um alles Erdenkliche gefragt . . . Ich meine damit gar nicht jenen hülfreichen Mann, der in jüngster Zeit Selbstbiographieen und 10 Mark Druckkosten dazu erbeten hat oder die Frage eines gewitzten Weihnachts-Katalog-Verlegers nach den „hundert besten Büchern“. Aber da hat z. B. vor einiger Zeit ein ernsthafter Schriftsteller die deutschen Dichter kurz und bündig gefragt: „Wie wurden Sie Dichter?“ Ja, wer das selber wüßte! Wenn es irgend einen Beruf giebt, zu dem man sich nicht bestimmt, sondern bestimmt wird, so ist es dieser, und wenn über irgend einem Erlebnis der Jugendzeit ein undurchdringlicher Schleier liegt, den auch das schärfste Auge im späteren Alter nie ganz zu durchdringen vermag, so ist es die Entstehung des dichterischen Dranges. Wilhelm Jordan hat den Mann, der diese Frage gestellt, in seinem letzten Buche geradezu mit Skorpionen gezüchtigt; ich glaube nicht, daß dies gerecht ist, mir scheint, die Absicht war gut, nur daß die Frage freilich nicht zu beantworten ist. Andere Fragen wieder sind gewiß zu beantworten, und man thut ja wohl auch, wenn man ein gefälliger Mann ist, dem Redakteur gern die Frende; nur dürfte doch wohl nicht allzu viel Nützliches dabei herauskommen. Wir wissen z. B. heute nun ganz genau, wie viele deutsche Dichter schnupfen, wie viele rauchen, wer der Cigarette vor der Cigarre, oder der Pfeife vor der Cigarette den Vorzug giebt, und wer schließlich weder raucht noch schnupft. Aber ist damit Erhebliches zur Förderung unseres Schrifttums geleistet? Da gefällt mir schon der Plan, in den mich ein Berliner Verleger jüngst eingeweiht hat, viel besser. Er will die deutschen Dichter und Schriftsteller fragen, was ihre Lieblingsspeise und was ihr Lieblingsgetränk ist; ich habe ihm geraten, auch noch die Rubrik beizufügen: „Wie oft im Monat können Sie sich diese guten Sachen leisten?“ Geht er auf diese Bereicherung ein, und beantworten namentlich die deutschen Lyriker diese Fragen wahrheitsgetreu, so können wir gewiß zu sehr ernsthaften und nützlichen Ergebnissen gelangen.

Ich gestehe, der Gedanke, daß meine Fragebriefe nach dem Erstlingswerk vielleicht gleichzeitig mit diesem Speise- und Trank-Bogen an unsere Dichter gelangen, war mir nicht durchaus erquicklich; aber längeres Zögern hätte da nichts gefruchtet. Das Fragen wird mindestens noch einige Jahre fortgehen. Heute z. B. wird um eine gereimte oder Prosa-Antwort über einen der wichtigsten Grundsätze ersucht, welche den deutschen Schriftsteller bei seinem Schaffen leiten müssen: ob er nämlich das Bier lieber aus dem Glas oder dem Steinkrug trinke — kein schlechter Witz, buchstäbliche Wahrheit! Welche erfreulichen Aussichten eröffnen sich da für die nächste Zukunft! Wolle oder Leinen, Cooks- oder Kohlenheizung, gestreifte oder karrierte Bänklerder, Schlußrock oder Jaquet, Cylinder oder Filzhut, Schuhe oder Stiefel?! — um dies alles werden die deutschen Dichter demnächst gefragt werden, und das deutsche Volk wird es erfahren. Und so hatte ich denn nur die Wahl, entweder, aus Furcht, in diese Reihe gestellt zu werden, meine Briefe unabgesendet zu lassen, oder durch die Stellung einer berechtigten Frage mindestens einige Abwechslung in die Sache zu bringen.

Ich habe mich zu dem letzteren entschlossen, allerdings erst, nachdem mich mündliche und brieftiche Aussprache mit meinen nächsten Freunden völlig darüber beruhigt, daß die Frage nicht bloß mir als eine berechtigte erscheine. Wie Jemand Dichter geworden, kann er uns nicht genau sagen, weil er's selbst nicht genau weiß, wohl aber vermag er sich und Anderen Aufschluß darüber zu geben, wie ihm der Gedanke zu seinem ersten größeren Werk aufgegangen, aus welchen Stimmungen, welchen Eindrücken und Erfahrungen. Und ferner wird ihm klar sein, was er damit sagen gewollt und vielleicht auch, wie viel von dem Gewollten er dann wirklich gesagt und wie viel nicht. Er wird wissen, wie ihm zu Mute gewesen, als er seine Kraft zu diesem ersten größeren Wurf angespannt, warum er sich gerade sein bestimmtes Ziel gesteckt, was er nach der Vollendung empfunden; wie das Werk auf Andere und auf ihn selbst gewirkt, auf sein ferneres Schaffen. Dies Alles kann er sagen und ich war der Meinung: es ist wichtig, daß er es sage.

Wichtig zunächst für ihn selbst. Nicht etwa in dem gemeinen Sinn, die Augen der Leserwelt wieder einmal auf sich und das einzelne Werk, von dem erzählt wird, hinzulenken. Poeten, die dies nötig hätten oder zu solcher Ausnutzung dieser Aufsätze geneigt wären, wird man in der folgenden Reihe vergeblich suchen. Nein, wichtig in einem anderen, ernsten, ja heiligen Sinne. Jeder bedeutende Mensch ist verpflichtet, sein Stück Lebensarbeit vor falscher Deutung zu schützen und die richtige Deutung zu ermöglichen. Natürlich geschieht dies zunächst durch die Arbeit selbst — aber genügt sie zu solchem Zweck? Man denke an unsere Größten und Ebesten! Wie viel der klareren Erkenntnis seines Entwicklungsganges wie seiner Werke verdanken wir Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ und was gäben wir darum, wenn uns Lessing und Schiller ähnliche Selbstbekenntnisse hinterlassen hätten?! Ich will nun zu viel gesagt, wenn ich meine: nicht bloß ein Werk mehr hätten wir dann von ihnen, sondern mehr von den Werken, die wir haben . . . In diesem Sinne ist Friedrich Hebbels Wort von der heiligen Verpflichtung jedes bedeutenden Dichters gegen sich und die Welt, seine Selbstbiographie zu schreiben, ein Wahrwort. Wahrscheinlich wollen es auch die Meisten; von jenen Dichtern, die ich näher kennen lernen durfte, hat mir fast Jeder von einem solchen Plane gesprochen. Aber wie Viele sind inzwischen auf immer verstummt, ohne uns dieses Buch ihres Lebens und Schaffens geschenkt zu haben? . . . „Mich faßt eine wahre Todesangst bei dem Gedanken, daß es für dies Buch zu spät sein könnte,“ heißt es in einem der letzten Briefe Berthold Auerbachs an mich — und es war zu spät . . . Man kommt nicht dazu, wie oft man es auch erwogen und in Gedanken Alles aufgebaut oder doch die Bausteine behauen und geschichtet. Aber es ist jammerschade, daß so Viele nicht dazu kommen, um ihres- und unsretwillen.

Wer aber dazu gekommen, hat keinem anderen inneren oder äußeren Erlebnis mehr Raum und Kraft gewidmet, als seinem Erstlingswerk. Das ist aus so vielen Gründen zu erklären, daß man darüber allein einen Aufsatz schreiben könnte. Zunächst ist's ja eben

Digitized by Google

der Anfang, die erste Höhe, die man erstiegen, die erste Schlacht, die man geschlagen — um wie vieles Spätere sich die Schatten des Vergessens breiten mögen, um dieses Erlebnis nicht. Es war ja vielleicht nur eben die erste Schlacht und nicht der erste Sieg, noch weniger der schönste, den man davongetragen — und doch, welchem Dichter wird nicht die Zeit, da er seinen Erstling schrieb, den Augenblick, da er den druckfeuchten Band empfing, als ein Unvergeßliches, in seiner Art Einziges und Höchstes im Gemüte fortleben? Und dann — man setzt ja auch später seine volle Kraft ein, teistet Besseres und Reiferes, aber was schafft man unter ähnlichen Stürmen der Seele, mit dem gleichen heißen Drang, sein Innerstes auszuströmen? Vielleicht gelingt es nicht und man stammelt nur für weniger Leute Ohren, wo man herrlich zu allem Volk zu reden gemeint, aber wie bezeichnend für des Dichters Wesen, geradezu der Schlüssel zu seinem Schaffen, bleibt das erste Buch, ob es nun ein Reben oder ein Stammeln ist. Später giebt man das Erfahrene und Erlebte und Erlernte mit dazu, im ersten Buch giebt das Talent zumeist sich selbst. Ist es aber dennoch in Anderer Bann, so ist auch diese Abhängigkeit bezeichnend und über seine Entwicklung belehrend. Darum verweilt der denkende Leser, wie der verständige Kritiker lange bei diesem Buche: es weiß ihm eben besonders viel von dem Dichter zu sagen. Der Dichter aber thut's, weil er besonders viel darüber zu sagen hat, weil er, bewußt oder instinktiv, fühlt, daß Mitzverständnisse über dies Buch besonders peinlich und gefährlich wären. Und dann: nicht blos von dem, weß das Herz voll ist, auch von dem, was Andere gerne hören, geht der Mund über: der Dichter weiß, daß dem Leser der Werdende besonders interessant ist, daß man gern von jungem Kampf und Sieg liest. Kurz — die Geschichte des Erstlingswerk ist eines der längsten Kapitel jeder Selbstbiographie und oft genug das interessanteste.

Freilich, solche Bücher anzuregen und dann zu veröffentlichen, ist nicht Aufgabe eines Einzelnen oder einer Zeitschrift. Es wäre schön, ja herrlich, wenn wir den Lebenslauf jedes Dichters, der dies verdient, so genau verfolgen könnten, wie den eines Flusses, — aber da dies in unzähligen Fällen ein frommer Wunsch bleiben wird, so faßt uns versuchen, ob nicht dem Fels zum mindesten so viel klaren Trants zu entlocken ist, um eine Schale zu füllen, für die sich gewiß viel durstige Lippen finden werden. Oder kurz und nüchtern: da ich die deutschen Poeten nicht bewegen kann, ihre Lebensgeschichte zu schreiben, so erbat ich mir von ihnen jenes eine Kapitel, die Geschichte des Erstlingswerks. Zunächst wie gesagt, weil jeder Dichter die Pflicht und das Recht hat, es zu schreiben, ferner der deutschen Leserwelt zur Freude und endlich zu Nutz und Frommen der deutschen Litterar-Historiker in der zweiten Hälfte des XX. und der ersten des XXI. Jahrhunderts. Denn dann werden ja die gelehrten Herren gewiß bereits dazu gekommen sein, sich mit den Dichtern, die wir Ungelehrten jetzt lesen und verehren, zu befassen. Freilich, all die Hypotheken darüber, unter welchen Einflüssen und in welchen Stimmungen das Erstlingswerk entstanden, werden ihnen abgeschnitten sein.

Wer aber etwa trotz alledem den Einfall schilt, der mich zu diesen Briefen bewog und ihn als unberechtigt verwirft, wird doch sicherlich die Früchte, die er gebracht, gelten lassen. Die ich rief, sind gekommen; die Einen haben bereits gern ihr Bestes gethan, die Anderen ihre Beiträge in nahe Aussicht gestellt. Und man wird mir die Freude darüber ebenso nachsühlen können, wie die Genugthuung, mit einem Aufsatz, wie dem folgenden, die Reihe eröffnen zu können.

Berlin, im Dezember 1890.

Der Herausgeber.

Mein Erstling: „Huttens letzte Tage".

Von Konrad Ferdinand Meyer.

„Huttens letzte Tage," meine erste größere Dichtung, erschien zum ersten Male im Jahre 1871. Sie ist aus drei Elementen geboren: aus einer jahrzehntelang genährten, individuellen Lebensstimmung; dem Eindrucke der heimatlichen, mir seelenverwandten Landschaft und der Gewalt großer Zeitereignisse. Alle drei gewannen ganz von selber Gestalt in meinem Helden.

Ich hatte früher zwei Bändchen Gedichte ausgehen lassen, Reisebilder und Balladen, ohne hervortretende individuelle Züge, wenn nicht den einer aus innern Jugendkämpfen hervorgewachsenen, Einsamkeit liebenden Resignation, und den andern eines in langen und soliden geschichtlichen Studien erstarkten Gerechtigkeitssinnes, welcher schon im väterlichen Blute lag. Diese Gedichte bezeichnen und schließen eine Lebensepoche ästhetischer Beschaulichkeit, mannigfaltigher, vielsprachiger Lektüre, verschiedener Interessen, ohne die Glut einer erwärmenden Parteinahme des Herzens, und vieler nachhaltiger Reiseeindrücke, deren stärkster, neben der unwiderstehlichen Anziehung meiner heimischen Schneeberge, die alte Kunstgröße und der süße Himmel Italiens war. So hatte ich mich, ohne öffentliche Thätigkeit, in eine Phantasiewelt eingesponnen, und es konnte nicht ausbleiben, daß bei meiner übrigens kräftigen Natur, dieses Traumleben ein Ende nehmen mußte, und ich zu einer scharfen Wendung bereit war, etwa wie sie der Rhein zu Basel nimmt.

Ich bin zu jener Zeit ein wanderlustiger Mensch und ein froher Ruderer und Schwimmer gewesen. So blieb mir kein Fleck unseres Seespiegels und seiner schönen Ufer unbekannt, am wenigsten das unweit meines damaligen Wohnsitzes gelegene Eiland der Ufenau, welches den doppelten Reiz lieblicher Stille und einer großen Erinnerung besitzt. Oft bin ich bei den zwei Kirchlein gestanden, die auf dem nördlichen Wiesengrate über einem das Ufer einfassenden Kranze von Eichen und der grünen, die Insel bildenden Mulde den Höhepunkt der Ufenau bezeichnen.

Digitized by Google

Zwischen den beiden Kirchen steht das verstümmelte Steinkreuz, welches dem Fremden als das Grabzeichen Huttens gewiesen wird. Nicht das wahre. Auf meine geäußerten Zweifel an der Achtheit der Grabstätte erwiderte mir einst der mich begleitende Knecht des Pächters mit ruhiger Sicherheit, der Stein stehe da, um den fragenden Besuchern einen „Anhaltspunkt“ zu geben. Ein Bube aber, der dabei war, zeigte mit dem Finger in die Tiefe auf eine sumpfige Stelle und lachte: „Ich weiß, wo er steckt! Dort unten.“

Die Ufenau ist, wie zu Huttens Zeit, Klostergut und wird von Konventualen besucht, die in dem gegenüber liegenden Uferlandhaus Seiner Gnaden von Einsiedeln ihre Ferien genießen. Auch der Abt selbst betritt zuweilen das Inselchen und ich erinnere mich mit Schrecken, eines Abends, gerade da man seinen Besuch auf morgen zur Besichtigung einer Baute erwartete, von der Ufenau heimgekehrt, beim Ablegen meines Rockes eine ungewöhnliche Schwere der Tasche gespürt und einen altertümlichen, ungeheuern Schlüssel daraus hervorgezogen zu haben. Es war der mir von den Inselleuten anvertraute, zu dem aussichtreichen üblichen Pavillon der Südseite, welchen ich zurückzugeben vergessen hatte. So wurde ich auf der Insel heimisch und geschah es, daß Hutten, dessen Leben ich genau kannte, nicht als der ideale Freiheitskämpfer, der Hutten, welcher durch die damalige deutsche Lyrik ging, sondern als ein Stiller und Sterbender in den sanften Abendschatten seiner Insel meinem Gefühle nahe trat und meine Liebe gewann.

Unter meinen poetischen Entwürfen lag eine Skizze, wo der kranke Ritter ins verglimmende Abendrot schaut, während ein Holbeinischer Tod von der Rebe am Bogenfenster eine Goldtraube schneidet. Sie bedeutete: „Reif sein ist Alles.“

Das ist der Kern, aus dem mein Hutten entsprungen ist. Ich nahm das Gedicht in meine Sammlungen nicht auf mit dem dunkeln Gefühle, den vollen Hutten gebe es nicht.

So blieb es liegen jahrelang.

Inzwischen vergrößerten sich die Zeitereignisse. Zwei Aufgaben des Jahrhunderts, die Einigung Italiens und Deutschlands, schritten ihrer Erfüllung entgegen. Beide verfolgte ich mit persönlichem Interesse.

Im Jahre 1849 hatte sich der Baron Bettino Ricasoli längere Zeit in der Schweiz aufgehalten. In Zürich befreundete er sich mit unserer Familie, und ich lernte einen Mann kennen, dessen starke Seele der eine Gedanke der Freiheit und Einigung Italiens erfüllte. Dafür war er zu jedem Opfer bereit.

Damals erschien er mir als ein starrer Idealist, dessen eisernem persönlichem Willen sich die politische Wirklichkeit niemals fügen werde.

Anders war es, als ich ihn 1858, ein Jahr vor dem Ausbruch des italiänischen Krieges, in seinem heimatlichen Toskana wiedersah. An einem Maiabend auf einem seiner Landgüter im Baldarno riß er mich hin durch die freudige Sicherheit, womit er mir seine Ziele, die jetzt greifbar vor ihm standen, bezeichnete. Damals und später, als er mit diktatorischer Gewißheit sein Toskana dem Könige von Italien zuführte, wurde mir beschämend klar, was ein Charakter im Leben einer Nation zu bedeuten hat.

Das glückliche Fortschreiten der italiänischen Einigung ließ die baldige Gründung auch einer deutschen Einheit ahnen, wenn auch in jener Zeit gerade in Zürich Großdeutsche und Kleindeutsche schärfer als je auseinander traten. Der Sieg von Sadowa entschied diese Frage durch das Schwert. Für mich war es seit lange keine mehr gewesen. Schon der Sechszehnjährige hatte darüber eine Weisung erhalten, von der mich nur wundert, wie tief und unwiderleglich sie mir eingeprägt blieb. Ich verkehrte damals mit Gustav Pfizer, dessen redebegabte Frau mit meiner Mutter befreundet war, und der mich wohl leiden mochte. Der schweigsame Stoiker, den Heine so gewissenlos mißhandelt hat, wurde nicht müde, mir zu wiederholen, daß geschichtliche Bildungen und Entwickelungen, wie eben der Beruf Preußens zur deutschen Vormacht, zwar durch ungeeignete Persönlichkeiten — er meinte den geistreichen Friedrich Wilhelm IV. — verspätet, aber nur solange aufgehalten werden können, bis die günstige Stunde ihren Mann findet.

Dieser wundersame Glaube an das Preußen zustehende Amt blieb für mich die langen Jahre hindurch ein nicht zu bezweifelnder Satz, den ich übrigens für mich behielt, bis ich, bei herannahender Entscheidung, in François Wille, meinem lieben Freunde und Nachbar in Meilen, einen feurigeren Glaubensgenossen fand.

Dr. Wille, der, die Welt und die bedeutenden seiner Zeitgenossen wohl kennend, eine sichere Schätzung der politischen Werte der Gegenwart besaß, hat mir erzählt, wie Heinrich Heine, das noch ungedruckte Wintermärchen in Hamburg ihm

Digitized by Google

mitteilend, einen ärgerlichen Vers vortrug, worin er die preußischen Junker „davonlaufen“ ließ. Da habe er ihm gesagt: „Lieber Heine, schimpfen Sie auf die preußischen Junker so viel sie wollen! Aber das muß fort! „Davonlaufen“ war ihre Sache nie.“ So waren wir einig bei Wille unter den Bäumen von Mariafeld, wie es kommen müsse, aber Alle doch sehr getröstet und gehoben, als es so kam. Alle — bis auf einen einzigen Gast, Gottfried Kinkel, der als ein abgeirrter Achtundvierziger eifersüchtig grollte.

Gerade zwischen 1866 und 1870 sah ich Wille sehr häufig und sein temperamentvolles Wesen ermutigte meine dichterischen Kräfte. Sicherlich erzählte ich ihm oft von Hutten, dessen Waghalsigkeit er liebte, nicht davon zu reden, daß er, als gewesener Journalist, eine Zärtlichkeit für den Ritter hatte, von dem er behauptete, er sei der Älteste der Journalistenzunft.

Hutten fing an in mir zu leben. Er war in den Vordergrund meiner Seele getreten.

Aufs tiefste ergriff mich jetzt der ungeheure Kontrast zwischen der in den Weltlauf eingreifenden Thatenfülle seiner Kampfjahre und der traumartigen Stille seiner letzten Zufluchtstätte. Mich rührte sein einsames Erlöschen, während ohne ihn die Reformation weiterkämpfte. Wieder erfüllten sich große Geschicke in Deutschland und der ohne Grab und Denkmal unter diesem Rasen Ruhende hätte seine Lust daran gehabt, denn auch er hatte von der Einheit und Macht des Reiches geträumt.

Ritter Hutten, den ich hier auf seinem Eiland bisher entsagend sterben sah, erhob sich vor meinem Blicke, um es ungeduldig zu umschreiten, hinaushorchend nach dem Kanonendonner an der Grenze, den man in der Winterstille auf den Höhenzügen seines See's vernehmen konnte.

Ich getraute mir, Huttens verwegenes Leben in den Rahmen seiner letzten Tage zusammenzuziehen, diese füllend mit klaren Erinnerungen und Ereignissen, geisterhaft und symbolisch, wie sie sich um einen Sterbenden begeben, mit einer ganzen Scala von Stimmungen: Hoffnung und Schwermut, Liebe und Ironie, heiliger Zorn und Todesgewißheit, — kein Zug dieser tapfern Gestalt sollte fehlen, jeder Gegensatz dieser leidenschaftlichen Seele hervortreten.

So belebte sich mir die Ufenau. Ignatius Loyola wird, nach Jerusalem pilgernd, und unterwegs den nahen Heilsort Einsiedeln aufsuchend, nach der kleinen Insel verschlagen und von Hutten beherbergt. Der abenteuerliche Paracelsus kommt von seinem Wohnsitz am nahen Etzel herüber, um dem Kranken als Arzt den Puls zu befühlen. Der in Zürich hausende Herzog Ulrich, Hans Huttens Mörder, erscheint und wird dem Sterbenden zum letzten Ärgernis. Mit diesen Gestalten des sechszehnten Jahrhunderts schreiten auf der Insel die Geister der Gegenwart.

In jenem Winter von 1870 auf 1871 entstanden die kurzen Stimmungsbilder meiner Dichtung Schlag auf Schlag. Jeder Tag brachte ein neues, und jede Woche las ich sie in Mariafeld vor. Daneben stob mancher andere Funke aus dem Ambos. „Der deutsche Schmid“ wurde gedruckt und gesungen. Ich sehe, er ist nun zum Volksliede geworden und hat meinen Namen verloren, wie es auch recht ist. Es war eine glückliche Zeit. —

Ich war damals dermaßen in deutschen Eifer geraten, daß ich, ganz gegen die angeborne Abgeschlossenheit meines Wesens, mich eines Tages an Gottfried Kinkel wagte, und ihn dringend beschwor, durch ein schönes patriotisches Gedicht mit Deutschland Frieden zu schließen und in das erstandene Reich heimzukehren. Dieser Angriff des Schweizers verblüffte den liebenswürdigen Dichter dergestalt, daß einen Augenblick der unmögliche Gedanke in ihm aufstieg, ich strebe nach seiner Professur in Zürich und wünsche ihn weg. Ich erschrak und lachte innerlich und ließ ab.

Häffel in Leipzig druckte mir den Hutten mit Freuden. Das Büchlein erlebte bald neue Auflagen. Bei kühlerm Blute und fortgesetzten geschichtlichen Studien setzte ich später noch manchen realistischen Zug in das Bild des Ritters, um ihm Porträtähnlichkeit zu geben.

Während mein Hutten zum ersten Mal unter der Presse war, im Sommer 1871, eilte ich auf meine Berge und erwog dort, während Wochen, die mir lange schienen, zwischen Bangen und Hoffen sein Loos. Nachricht fand ich erst bei meiner Heimkehr: es war ein sympathisches, öffentliches Urteil von Johannes Scherr, ein erster freudiger Zuruf, dem aus der Heimat und aus Deutschland wachsender Beifall und dann volle Zustimmung folgte. Dies ist die Entstehungsgeschichte von „Huttens letzte Tage.“

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuſkript. Alle Rechte vorbehalten.

Die ſchlimmen Brüder.

Volksſchauſpiel in vier Akten und einem Vorſpiel von **Paul Heyſe.**

(Fortſetzung.)

Vierter Akt.

Grabkapelle. An den Wänden Sarkophage der herzoglichen Familie, rechts ein kleiner Marmoraltar, darüber das Standbild des Knaben. An der dunklen linken Wand eine Eſtrade für die Sänger, hinten zu beiden Seiten Thüren. In der Mitte auf einigen Stufen der Katafalk, auf welchem die Herzogin aufgebahrt liegt. Fackeln. Durch ein hohes Fenſter in der linken Wand dringt Mondſchein herein.

Erſte Scene.

(Zur Linken des Katafalks) der **Prediger,** (hinter ihm) ein Kirchendiener. (Zur Rechten knieend) der **Herzog,** der **Graf,** der **Hofmarſchall** und das **Geſinde,** unter ihnen **Michael.** (Auf der Eſtrade gegenüber **Ariel** (mit einem Knabenchor.)

(Beim Aufgehen des Vorhangs hört man von draußen links, wo ſich die Kirche befindet, ein kurzes Nachſpiel auf der Orgel. Nachdem es zu Ende iſt, ſpricht)

Der Prediger.

So ſegn' ich Dich ein, Verklärte Du,
Zu Deiner frühen Grabesruh'.
Es wolle der Herr im andern Leben
Dir eine fröhliche Urſtänd' geben,
Euch Trauernden aber insgemein
Seinen himmliſchen Beiſtand leihn.
In des Vaters, Sohnes und Geiſtes Namen
Der Friede Gottes ſei mit Euch! — Amen.

(Er ſteigt von den Stufen herab, verneigt ſich gegen den Herzog, ſchreitet, von dem Kirchendiener gefolgt, durch die Thür zur linken hinaus. Gleich darauf beginnt der Knabenchor, den Ariel auf der Geige leiſe begleitet, während Mädchen in weißen Gewändern den Katafalk umſchreiten und mit Blumen beſtreuen.)

Die Knaben.

Es iſt ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom großen Gott.
Der ſah auf der Aue
Die edle Frauе,
Die Lilie ſüß,
Die wollt' er pflanzen ins Paradies.

Dem grimmen Tod gab Gott die Macht,
Die Lilie mäht' er über Nacht.
Noch blühn auf der Aue
Schön rot' und blaue
Blümlein umher —
Die hohe Lilie ſchaut Niemand mehr!

(Pauſe. Ariel und die Knaben gehn langſam nach links ab, die Mädchen folgen ihnen.)

Der Herzog.

(erhebt ſich, tritt an den Katafalk)

Wahrſagend tönte dieſer Kinderchor:
Nie mehr! Nie wird der Gram geſtillt,
Das Sehnen nach dem reinſten Frauenbild.
Nicht alle Paradieſesblüten
Können die Lilie, die im ſchönſten Flor
Gebrochen hinſank, mir vergüten.

(ſich zu Michael wendend)

Der Künſtler aber ſoll in Marmorſtein
Nachbilden die entſchwundne Huldgeſtalt,
Die wie ein Engel, aller Sünde rein,
So früh zum ewigen Licht entwallt,
Daß, wenn zu ihrer Gruft wir kehren,
Ihr Bild wir netzen mit tauſend Zähren.

(ergreift die Hand der Toten.)

Mit tauſend Zähren fleh' ich: O vergieb,
Was ich Dir je zu Leid gethan, mein Lieb!
Sei droben mit verſöhntem Sinn
All unſrer Fehle Fürbitterin,
Entlaſtend uns der Schuld durch Dein Gebet
Vor Gott dem Herrn! — Ruh ſanft, Eliſabeth!

(Er küßt ihre Hand, wendet ſich dann, die Augen bedeckend, ab und wankt die Stufen hinab durch die Thür rechts hinaus. Die Andern haben ſich ebenfalls erhoben, nähern ſich dem Katafalk, drücken die Lippen auf das Bahrtuch und die Füße der Todten und entfernen ſich weinend nach rechts).

Zweite Scene.

Michael

(iſt allein zurückgeblieben, kommt langſam in den Vordergrund).

Hört' ich denn recht? Ward mir ſo hohe Gunſt?
Ich ſoll dies einzige Wunderbild
Nachſchaffen mit meiner armen Kunſt?
O hätte ſich's nur einmal mir enthüllt,
Den heimlich brennenden Wunſch geſtillt,
Mit trunken unerſättlichen Augen
Die höchſte Schönheit einzuſaugen!
Jetzt ſteht vor mir die herrliche Geſtalt
Zerfließend, wie im Sonnenduft
Ein Morgenwölkchen vorüberwallt,
Und bald, wie bald verſinkt ſie in die Gruft!

(blickt ſich um)

Wie? Bin ich nicht mit ihr allein?
Der Mond, die Fackeln geben Schein.
Wer hindert mich, wenn ich mit raſcher Hand
Den günſt'gen Augenblick ergreife,
Das leicht umſchließende Gewand
Von den fühlloſen Gliedern ſtreife,

Digitized by Google

Daß ich dem Tode danken könnt'
Ein Glück, das mir das Leben nie gegönnt?
(Redet sinnend, wendet sich dann hastig um, thut ein paar Schritte gegen den Katafalk hin, bleibt wieder stehn.)
Seltsam! Schauer wehen mich an!
Es reißt mich zu ihr hin mit Machten,
Und unbezwinglich wieder
Lähmt eine Schwäche meine Glieder,
Daß ich den Fuß nicht heben kann.
Dies feige Zittern kämpf' ich nieder.
Müßt' ich doch selber mich verachten,
Scheuchte mich fort ein kindisch Granen.
Ich thu's, ich wag's, ich will sie schauen!
(Er eilt die Stufen hinauf, tritt der Toten gegenüber.)
Wie herrlich dies Gebild! Wie rein
Sich Form an Form in strengem Adel schließt!
Wie aus dem Blätterschaft die Blume sprießt,
Hebt aus den Schultern sich das Haupt empor,
Des Halses bleiches Elfenbein,
Des Busens frosterstarrte Welle
Verhüllt mißgünstig mir ein Flor.
Fort, neidisches Gespinnst!
(Er streckt die Hand aus. In demselben Augenblick fällt der fortrückende Strahl des Mondes auf das Gesicht der Toten. Von links aus der Kirche ertönt die Melodie des Grabgesangs, leise auf der Geige gespielt.)

Michael (zurücktaumelnd).

Ha, Spuk der Hölle!
Schlägst Du die Augen auf, starrst mich an?
Was hab' ich Dir gethan,
Daß sich Dein Blick, von Gram umflort,
Mit überirdischer Macht
Vernichtend in meine Seele bohrt?
Zurück, zurück in die ew'ge Nacht!
Vergieb mein frevelndes Beginnen,
Die sträfliche Begier!
O wende nur den Blick von mir
Und laß begnadigt mich von hinnen!
(Er taumelt, immer die Tote anstarrend, die Stufen hinab, bricht unten zusammen, das Gesicht in die Hände gedrückt.)

Dritte Scene.

(Von links tritt Ariel (herein, der eben die Geige absetzt, eilt auf Michael zu, bemüht sich ihn aufzuheben).

Ariel.

Bruder — Du hier? Zu ihren Füßen?
Was ist geschehn?

Michael (sich schüchtern aufrichtend).

Sie läßt — wie schwer! —
Mich mein rasend Verlangen büßen.
Sieh sie nur an. Nicht wahr? Sie blickt noch her.
O fort, nur fort!

Ariel.

Du siehst Gesichte.
Sie schlummert tief und friedevoll,
Umglänzt von Mondes Silberlichte;
Was schreckte Dich?

Michael (flüsternd).

Mich lüstete zu schauen,
Was keinem Blick mehr sich enthüllen soll.
Und da — o namenloses Grauen! —
Die todten Augen thaten sich auf,
Voll geisterhaften Lichts,
Wie wohl dereinst des Engels Augen flammen,
Kommt er, die Sünder zu verdammen,
Am Tage des großen Weltgerichts.

Ariel.

Es war ein Traum, verlaß Dich drauf.

Michael.

Traum oder Wahrheit — von diesem Ort
Trag' ein verwandelt Herz ich fort.
Nichts soll mir rauben die Zuversicht,
Daß es auf Erden ein Heiliges giebt,
Vor dessen stillem Angesicht
Der bösen Geister Spuk zerstiebt.
Ihm beug' ich hier mich auf den Knie'n.
(Kniet am Katafalk nieder, drückt seine Lippen gegen das Badtuch.)

Ariel.

Und ich will alle Lande durchziehn,
Und meine Geige süß und bang
Soll tönen lassen die Melodien,
Mit denen ich sie in Schlummer sang.
Und wo es hergeht toll und wild,
Zum Tanz bei ausgelassnen Festen
Der Baß erdröhnt, die Clarinette schrillt,
Geb' ich mein Totenlied zum Besten
Und ruf' in den jauchzenden Schwarm hinein:
Könnt ihr noch lachen und lustig sein?
Blühn auf der Aue
Schön rot und blaue
Blümlein umher —
Die hohe Lilie schaut Niemand mehr!
(Er kniet neben dem Bruder, drückt die Stirn gegen den Katafalk).

Vierte Scene.

Vorige. (Durch die Thüre rechts ist schon seit einiger Zeit) Magnus (eingetreten).

Magnus.

So recht! Nur wacker fortgeschwärmt
Mit überschwänglich hohen Phrasen!
Je prasselnder das Feuer lärmt,
Je hurtiger wird's der Wind zerblasen.
Laßt nur die edlen Zähren fließen,
Umarmt ein täuschend Wolkenbild!
Wird Euer Schmachten nicht gestillt,
Euch wandelt bald ein Lüstchen an,
Gebilde, die man greifen kann,
Lebendig in den Arm zu schließen.
Ihr müßtet nicht meine Kinder sein!
(Ariel und Michael sind aufgesprungen und von den Stufen herabgeeilt, sich an einander haltend, mit Geberden des Abscheus und Entsetzens.)

Ariel.

Du hier? Wie wagst Du Dich herein
An diese Stätte heil'ger Schmerzen?

Digitized by Google

Magnus.

Dem Vater liegt der Söhne Glück am Herzen.
Was bleich jetzt Eure Wangen färbt,
Habt von der Mutter ihr geerbt.
Doch bald wird neu das Vaterblut
In Euren Adern munter kreisen,
Und ihr in keckem Übermut
Der Teufelssöhne Kraft erweisen.

Ariel.

Das lügst Du, Vater aller Lügen!
Und wär' es wahr, daß wir die Schmach
Der grauenhaften Abkunft trügen,
Wir wollen nicht uns feig und schwach
Dem Joch der Teufelskindschaft fügen.
Der Töne Macht, die du mir selbst verliehn,
Sie helfe mir, von dir mich loszuringen
Und wie auf freien Vogelschwingen
In reine Sphären zu entfliehn.

Michael.

Ja, hämische Larve, grinse nur!
Wir schütteln ab die schnöden Ketten.
Aus deinem Bann soll uns erretten
Die hohe, herrliche Natur.
Wer sie mit treuer Andacht ehrt,
Erkennt in ihr der ew'gen Weisheit Walten,
Und nimmer kann in ihm erkalten
Die Himmelsglut, die alles Leben nährt.
So wird zu Schanden deine Macht
An festem Mut und reinem Willen.

Ariel.

Fahr hin, ruchloser Geist der Nacht!
Biet auf all deinen Grimm und Haß —
Nie wird dein Hoffen sich erfüllen!
Apage!

Michael.

Apage, Satanas!

(Sie umfassen sich, strecken die Arme gegen Magnus aus und schreiten hochaufgerichtet durch die Thüre rechts hinaus.)

Magnus

(in sich hinein lachend).

Haha! Nicht Wunder nimmt mich das.
Sie sind noch in den Flegeljahren,
Und müssen unverschämt gebahren,
Um vorlaut sich was Rechts zu dünken.
Das freche Mütchen kühlt sich schon,
Und die mir heut aufsässig waren,
Regier' ich morgen leicht nach meinem Winken.
Da aber kommt mein Lieblingssohn.
An ihm hoff' ich der Freude mehr zu haben,
Als an den ungezognen Knaben.
Er macht ein blöd erstaunt Gesicht.
Nun, was er ferner soll erleben,
Wird ihm noch mehr zu wundern geben.

Fünfte Scene.

Magnus. (Durch die Thüre links tritt) Gabriel (ein).

Gabriel

(wie ein eben Erwachender umherblickend).

Ist das denn wirklich? Narrt ein Traum mich nicht?
Lag ich nicht eben im Turme noch
Auf dumpfem Stroh, und vor dem Gitterfenster
Schrie das Käuzlein im Mauerloch,
Und aller Reue Qualgespenster
Sah ich mein heißes Aug' umschwirren?
Mord, Mord! klang mir's im Ohre, Mord
An dem Geliebtesten! — und plötzlich klirren
Hör' ich den Riegel an der Kerkerpfort',
Und wie ich noch verwirrt empor mich raffe,
Auffspringt die Thür bei Mondeshelle —
Die Hüter liegen schlafend auf der Schwelle,
Im schlaffen Arm die blanke Waffe —
Frei bin ich, frei! Und ein geheimer Zug
Führt mich durch Gassen menschenleer
Zum Dom, und hier — (erblickt Magnus.)
Ha du! Wie kamst du her?
Was spinnst du mir? welch neuen Trug?
Was hat der Mörder, dem du gabst das Leben,
Der Totverfallne, längst der Hölle pflichtig,
An Glück und Hoffen dir noch zu geben?
Ist noch die Rechnung zwischen uns nicht richtig?

Magnus.

Wie das nun wieder sich erhitzt!
Gleich obenaus! Du reif zur Hölle?
Ein so empfindsamer Geselle,
Deß zarte Haut ein jedes Dörnchen ritzt?
Nun freilich, daß der Jungherr frei,
Hat er dem zärtlichen Papa zu danken,
Doch daß die Ketten und Riegel sanken,
Dazu bedurft' es keiner Hexerei.
Ein Feuerwein in mächt'ger Flasche,
Ein wenig Mohnsaft drein gerührt,
Und dann den Schlüssel aus der Tasche
Den schnarchenden Wächtern practicirt —
Das Stücklein würde sonder Zweifel
Auch Andern glücken, als dem Teufel.
Doch auf ein eigen feines Stück
Darf ich mir was zu Gute thun.
Sieh dich nur um! Haha! Was sagst du nun?
Dein Liebchen dort —

Gabriel

(sieht jetzt erst den Katafalk).

O Gott!

Magnus.

Du bebst zurück?
Grant dir vor Leichen? Teures Kind,
Mit dieser magst du's immer wagen,
Noch Herz und Hand ihr anzutragen.

Digitized by Google

Gabriel.

Darf ich das Licht des Tags noch schauen,
Da diese Augen geschlossen sind
Durch meine Schuld? Die Edelste der Frauen,
Mehr als das Sonnenlicht mir teuer,
Durch diese Hand in blindem Ungefähr
Entseelt! Nie wird sie lächeln mehr!
Du aber, grinsend Ungeheuer,
Vor dieser Toten klingt dein höhnisch Lachen,
Aus meinem Jammer dir ein Spiel zu machen?

(Er sinkt an den Stufen des Katafalks nieder.)

(Schluß folgt).

Urquell.

Habt Ihr von jenen Strömen nie vernommen,
Die unversiegbar aus der Tiefe quellen,
Doch bald verschwinden. — In der Erde Schacht
Sind sie aufs Neu' verborgen und die Sonne
Strahlt nun auf Grün und bunte Frühlingsblumen,
Doch rast- und ruhelos in tiefster Tiefe
Rinnt fort der Strom, rinnt unermüdlich fort.

So flutet in der Seele mir der Schmerz,
Der heimlich dunkle, unergründliche
Wenn neues Glück und neue Sonne lachen
Und tausend Blumen mir ums Leben blühn,
Um Euch, die ich für immerdar verlor,
Ihr, meine heißgeliebten, süßen Kinder!

Hermine von Prenschen.

Shakespeares Regel.

Tenzone von Wilhelm Jordan.*)

Was hat Shakespeare gemeint mit der Bühne Beruf,
Dem Jahrhundert den Spiegel zu halten?
Er bewies es, indem er den Hamlet schuf,
Lear, Macbeth, die Riesengestalten.

Er sprach zum Gewissen der eigenen Zeit
Nur mit alten Geschichten und Sagen.
Mitlebende steckt' er in's Kitterkleid,
Mit der Peitsche sie spottend zu schlagen.

So wuchsen ihm selbst der Schurke, der Geck,
Das Gesindel der Gasse, der Schenke,
Wie Falkaff, die witzige Masse von Speck,
Zu Mustern unsterblicher Schwänke.

Wie verdreht seinen Spruch der jüngste Geschmack,
Der die Bühne der Dichtung verriegelt?
Er verlangt statt der Helden alltägliches Pack
Getreu bis zur Warze gespiegelt.

Der Großthat Geburt bei geflügeltem Spiel
Mit der Zeit und dem Raum war das Drama.
Was ward es? Geplauche nach neuestem Stil
Zu „korrektem" Salondiorama.

Dem Theater verboten ist Übernatur
Und das Wunder, das Ewigen Gleichnis.
Platt möglich sein nach Kalender und Uhr
Soll das magre moderne Ereignis.

Zum Wettern und Blitzen der Leidenschaft braucht
Der Poet unerhörteste Lagen.
Was zu dichterisch wahrem Thatzwang taugt
Hat noch nie so sich zugetragen.

So läßt er den Lear nach unglaublicher Mär
Sich verdammen zu grausamen Qualen,
Um in strengster seelischer Wahrheit nachher
Uns die Höllen der Herzen zu malen.

Mag's heut, — und des Kritikers Zuversicht
Ist so fest, wie sein Witz miserabel,
Wenn dem Stück er den Stab mit dem Urteil bricht:
„Höchst unwahrscheinliche Fabel!"

Ihr Fanatiker schaler Wahrscheinlichkeit
Seid des Dramas schlimmste Zerstörer.
Mit des Schauwerks treuester Peinlichkeit
Ernüchtert, verdummt ihr den Hörer.

Einst bedeutet' ihm draußen Schlachtlärm genug
Das Gekürze von zweien Kappieren;
Jetzt laßt ihr denselben Statistenzug
Jetzt mal um die Bühne maschieren.

Das Pikengeschwenk, Getrampel, Gestampf
Sieht, hört man zum Zeichen-Ersatze
Und den, **eingebildet**, weit ernsteren Kampf
Löscht uns aus die klägliche Kratze.

Wie bringt ihr zuweilen der leidigen Pflicht
Noch Opfer mit klassischer Tragik?
Bei Gewitter, umblitzt von elektrischem Licht,
Zeigt uns Kom die technische Magik.

Man mustert die Toga, die Dolche, den Thron
Des Cäsar auf's Tüpfchen antik nach
Und das Publikum jauchzt, ob auch Brutus, Antonius
Den Vers unter aller Kritik sprach.

Bald sind wir so weit, daß der Mime mißfällt
Wenn, dem Stück nach, aus den Kulissen
Er tritt vor der Flucht über sumpfiges Feld
Und wir Dreck an den Stiefeln vermissen.

Drum leiste, Poet, auf die Bretter Verzicht,
Bis dem Volk das Gespiegel zu viel ist
Und es wieder begreift, daß das Bühnengedicht
Ein unten **unmögliches Spiel** ist.

*) Wir entsprechen durch den Abdruck dieses Gedichts dem streng gehüteten Grundsatz unserer Zeitschrift, jedem ihrer Mitarbeiter völlig freie Meinungsäußerung über litterarische Fragen und Zustände einzuräumen, sofern er mit seinem Namen für dieselbe eintritt. D. Red.

Digitized by Google

Die Suggestion und die Dichtung.

III.

Darf ſich die Redaktion einer Zeitſchrift darüber beklagen, daß eine Reihe von Aufſätzen allzuviel Beachtung findet? Fakt ſind wir hier in dieſer ſeltſamen Lage. Daß die Gutachten, die wir bringen, dann durch nahezu die geſamte Preſſe gehen, und ſich die Briefe aus unſerem Leſerkreiſe auf unſerem Schreibtiſch allmählig zu kleinen Bergen ſchichten, kann uns freilich nur erwünſcht ſein. Aber nach dreifacher Richtung wird uns nun bange, ob wir das Intereſſe, das wir erweckt, werden befriedigen können. Gewiß gehört dieſe Diskuſſion in den Rahmen der „Deutſchen Dichtung", aber zur Hauptſache darf ſie nicht werden. Laſſen wir ein Heft erſcheinen, welches keine neue Reihe von Gutachten bringt, ſo ſtiegen uns die Karten und Briefe zu, wann die nächſte folgen werde. Uns bangt vor der Zeit, wo keine mehr folgen wird; ſie iſt noch fern, aber kommen wird ſie. Zweitens aber: daß wir nun auch die Freude haben, von gewerbsmäßigen Hypnotiſeuren, Magnetiſeuren und Spiritiſten, ſamt ihren Medien Zuſchriften zu empfangen, tragen wir leicht; die Briefe ſind luſtig, die Orthographie originell und unſer Papierkorb geräumig. Aber auch ernſthafte Männer und Frauen ſenden uns ihre Anſichten zum Zwecke der Veröffentlichung und wir müſſen ablehnen, notgedrungen — denn wo den Raum dafür finden? Und ein Redakteur, der immer Nein ſagt, iſt — unter uns geſagt — ein Ungeheuer. . . Drittens aber: „Wirken Sie dahin, daß wir ein klares, unzweideutiges Ergebnis erhalten" — ſo ſteht in jedem zweiten Brief zu leſen. Weiß der Himmel, wir thäten's nicht ungern, wenn wir nur den Weg dazu wüßten. Wir haben gefragt und die Gelehrten antworten und wir drucken die Antworten — ergeben ſich nun Widerſprüche, wie ſollten wir ſie glätten?! Doch geben wir darüber noch zum Schluſſe dieſer neuen Reihe eine Andeutung.

Zunächſt ſei — in der Reihenfolge des Einlaufs — einem der berühmteſten deutſchen Kliniker, Profeſſor Nothnagel in Wien, das Wort erteilt:

Hochgeehrter Herr,

Mit meinem verbindlichen Danke für Ihre freundliche Aufforderung laſſen Sie mich zugleich ausſprechen, daß ich davon abſehen muß, jenen Punkt in Ihrer Anfrage, an deſſen Beantwortung Ihnen nach dem Programm Ihrer Revue wohl am meiſten liegt, die äſthetiſch-litterariſche Seite der Sache eingehend zu erörtern. Der Grund iſt ſehr einfach. Als ausübender Arzt nehme ich ſo entſchieden gegen die Hypnoſe und Suggeſtion Stellung, als Naturforſcher betrachte ich dieſelbe als ein Phänomen von ſo unſchriebener, und noch dazu (ſelbſt von allen Schwindeleien abgeſehen) ſo ſehr auf den Gränzen des Phyſiologiſchen und Pathologiſchen ſtehender Bedeutung — daß ich dieſelbe als Grundlage für dichteriſches Schaffen nicht anerkennen kann. Hochachtungsvoll ergebenſt

Wien, 6. Dezember 1890. Nothnagel.

Der Profeſſor der Pſychiatrie an der Berliner Hochſchule, Friedrich Jolly, ſchreibt uns:

Hochgeehrter Herr!

Mit großem Intereſſe habe ich Ihre Anfrage über „Die Suggeſtion und die Dichtung" ſowie die hierauf erfolgten Antworten geleſen. Ihrem Wunſche, auch von mir eine Äußerung über den Gegenſtand zu erhalten, entſpreche ich durch die folgenden Andeutungen:

Vor Allem muß auch ich mich zu der Anſicht bekennen, daß ein Urteil über die drei von Ihnen mitgeteilten Fälle mir ohne genaue Kenntnis der Akten nicht möglich zu ſein ſcheint. Hinzufügen möchte ich, daß auch viele andere der in der belletriſtiſchen wie in der mediziniſchen Litteratur mitgeteilten Fälle von Suggeſtion nur deshalb ſo merkwürdig und wunderbar erſcheinen, weil die „Akten" nicht zugänglich ſind. Täuſchung und Irrtum ſind auf dieſem Gebiete nicht minder möglich wie auf dem Gebiete der Hyſterie, eines Krankheitszuſtandes, welchem gerade die intereſſanteſten und zu allen „Wundern" geeigneten Medien in der Regel angehören.

Man würde ſich jedoch mit der Erfahrung in Widerſpruch ſetzen, wenn man deswegen die Erſcheinungen der Hypnoſe überhaupt und der in ihr unter Umſtänden beſtehenden Suggeſtibilität läugnen wollte. Thatſache iſt auch, daß keineswegs nur die Hyſteriſchen in dieſen Zuſtand verſetzbar ſind, und ebenſo ſteht feſt, daß mit Hypnotiſierten, mögen ſie nun zugleich Hyſteriſche ſein oder nicht, grober Unfug getrieben werden kann und nicht ſelten getrieben worden iſt. Dafür jedoch, daß die Hypnotiſierten ſelbſt durch Suggeſtion zur Ausführung von wirklichen (nicht bloß fingierten) Verbrechen veranlaßt werden können, liegt meines Wiſſens bis jetzt kein ſicher beglaubigter Fall vor. Ob er ganz unmöglich wäre, vermag ich nicht zu ſagen. Die naturaliſtiſchen Dichter, welche wie in „Alſonſine", „Jean Mornas" und anderen Hypnoſe-Romanen, Mordthaten und Diebſtähle durch Hypnotiſierte ausführen ließen, ſind aber jedenfalls wenig „naturaliſtiſch" verfahren, indem ſie ein bis jetzt rein hypokritiſches Vorkommnis als bereits feſtſtehend angenommen und in ihren Dichtungen verwertet haben.

Ganz in das Gebiet des Fabelhaften dürften ferner die unter dem Namen der Telepathie beſchriebenen Erſcheinungen gehören. Das Intereſſante an dieſen Dingen iſt denn auch nicht ſowohl der Unſinn ſelbſt, an welchen geglaubt wird, als vielmehr die Thatſache, daß ſich ſo viele Gläubige finden, und daß dieſe

Digitized by Google

Gläubigen nicht nur aus der Schar der Ungebildeten hervorgehen, über deren Neigung zum Aberglauben man sich nicht weiter wundert, sondern daß gerade geistig und gesellschaftlich hochstehende Menschen, welche kritischen Verstand und freien Blick in manchen andern Fragen bewährt haben, zahlreich den plumpen Täuschungen des Spiritismus und der mit ihm verwandten Erscheinungen verfallen. Hier haben wir es mit einem Falle von Suggestion in jener erweiterten Bedeutung zu thun, welche ihr die Schule von Nancy in neuerer Zeit gegeben hat, Suggestion ohne Hypnose: In einem Menschen werden durch Worte und Handlungen eines anderen Vorstellungen von solcher Stärke erregt, daß sie sein Bewußtsein beherrschen und seine Handlungen bestimmen. Nicht Überzeugung auf dem Wege der logischen Schlußfolgerung, sondern Überredung und Überwältigung des Urteilens und Empfindens — eine wahre folie imposée. Diese Art der Suggestion ist seit Evas Zeiten bekannt, wenn auch unter verschiedenen Namen, und zu jeder Zeit ist sie reichlich geübt worden. Große Irrtümer wie große Wahrheiten sind durch sie zu weiter Verbreitung gekommen, die mächtigsten Gefühle und Leidenschaften werden durch sie erweckt. Ja es giebt kaum eine Art der gegenseitigen Beeinflussung menschlicher Geister, bei welcher Suggestion in dieser Form nicht eine Rolle spielte.

Freilich droht der Begriff mit solcher Verallgemeinerung sich etwas ins Nebelhafte zu verlieren. Doch ist nicht zu verkennen, daß seine Aufstellung zur genaueren Sichtung zahlreicher psychologischer Vorgänge geführt und deren Analyse zunächst im Sinne des ärztlichen Beobachters gefördert hat.

Daß auch die Dichtkunst ihren Nutzen aus dieser Betrachtungsweise ziehen muß, scheint mir zweifellos. Eine neue Offenbarung aber bringt sie ihr so wenig wie der Medizin; denn die Erscheinung selbst ist nicht nur so alt wie die Menschheit, sondern sie hat auch in den Dichtungen aller Zeiten und Nationen ihre mannigfache poetische Gestaltung gefunden.

Hochachtungsvoll

Berlin, 9. Dezember 1890. Friedrich Jolly.

Hingegen schreibt uns ein Forscher, welcher diesen Erscheinungen gleichfalls große Aufmerksamkeit zugewendet, Herr Prof. Dr. Fr. Fuchs in Bonn:

Hochgeehrter Herr!

Nach den Erfahrungen, welche ich vor Kurzem in Nr. 46 der Berliner klinischen Wochenschrift unter dem Titel „Die Komödie der Hypnose“ mitgeteilt habe, nehme ich mir die Freiheit, es zu bezweifeln, daß die Empfänglichkeit der Menschen für fremde Eingebungen durch die Kunstgriffe der Hypnose in der Weise gesteigert werden könnte, daß sie widerstandslos, ohne irgend welche Hemmungsvorstellungen entwickeln zu können, den ihnen erteilten Befehlen Folge leisten müßten.

Die „achtbaren und zuverlässigen“ Leute, welche man gelegentlich in öffentlicher Schaustellung hinter den „Meistern“ der Hypnose herhüpfen und unsäglich Thorheiten verüben sieht, unterliegen nach meinem Dafürhalten keinem anderen Zwange als dem Triebe, sich durch Durchführung einer Rolle dem „Meister“ gefällig zu erweisen und den Zuschauern interessant zu machen. Daß sie sich zu diesem Lug- und Gaukelspiele verstehen, liegt nicht etwa daran, daß sie sich in einem veränderten Bewußtseinszustande befänden, sondern an der Schwäche ihres Charakters, welcher sie nicht zu hindern vermag, die allgemeine Beachtung durch einen Akt der Selbsterniedrigung zu erkaufen. Wenn die Zuschauer diese Menschen, statt ihnen sympathische Teilnahme zuzuwenden, mit der Geringschätzung behandelten, die sie verdienen, so würden die hypnotisierenden Gaukler ihre Künste bald vergeblich spielen lassen.

Für die Beurteilung der Hypnose sind diese Versuche, mögen sie noch so häufig mit scheinbarem Erfolge an bürgerlich unbescholtenen Menschen angestellt werden, ohne jeglichen Wert. Ganz anders würde es ins Gewicht fallen, wenn die Hypnose einmal bei einem Manne gelänge, der sich dem Versuche mit dem Gefühle ernster, wissenschaftlicher Verantwortlichkeit unterzöge. Sollte es sich jemals begeben, daß ein hypnotisierender Künstler den Professor v. Helmholtz veranlaßte, sich wie ein schamhaftes Mädchen zu geberden, oder den Professor Du Bois-Reymond verführte, knurrend nach Hundebrauch eine vorgehaltene Serviette mit den Zähnen zu fassen, so würde ich bereitwillig die Waffen strecken und es alsdann auch nicht mehr für vermessen halten, wenn er sich anheischig machte, dem Großtürken, während er beim Mahle schwelgt, einen Backzahn auszuziehen.

So viele eifrige Verteidiger die Hypnose unter den ernst strebenden Männern der Wissenschaft auch haben mag, so hat von diesen meines Wissens doch noch keiner behauptet, daß er selber der hypnotischen Eingebung zugängig sei. Diese Fähigkeit haben anscheinend nur thörichte Weiber, junge Laffen, denen der Ulk eine heilige Herzensangelegenheit ist, und das große Geschlecht der dummen Kerle, welche — nach einer richtigen Bemerkung des alten Hamm — sich sonderbarer Weise trotz der überwiegenden Zahl der klugen Kinder fortdauernd in der Mehrheit befinden.

Die Schule Charcot's gesteht die Hypnotisierbarkeit sogar nur der Klasse der hysterischen Weiber zu, einer Gattung von Wesen, welche zum großen Teil von Natur zur Lüge geneigt, in Ränken, Kniffen und Pfiffen geübt, vor keinem Mittel des Betruges zurückschrecken, wenn sie einmal darauf verfessen sind, irgend eine Rolle durchzuführen. Hat doch noch vor Kurzem eine derartige Person sich nächtlicher Weile, um die Wundmale ihres Erlösers vorzutäuschen, einen langen Nagel durch den Fuß getrieben!

„Ein Weib bleibt stät auf einem Sinn,
Den sie gefaßt. Du rechnest sicherer
Auf sie im Guten wie im Bösen.“
(Goethe, Iphigenie).

Ich kann meine eigenen Erfahrungen im Gebiete der Hypnose mit den Worten zusammenfassen:

Ich habe in öffentlichen und privaten Sitzungen manchen Fall von Hypnose gesehen, in dem sich die Täuschung durch unzweideutige Kennzeichen verriet, keinen hingegen, in dem die Möglichkeit der Täuschung ausgeschlossen gewesen wäre.

Im übrigen bin ich der Ansicht, daß es bei der augenblicklich herrschenden Zeitströmung vergeblich ist,

Digitized by Google

gegen den Unfug der Hypnose anzukämpfen, zumal da die einflußreichere Hälfte der menschlichen Gesellschaft für diese neueste Thorheit der Mode mit der ganzen Schwäche ihrer Urteilskraft einzutreten pflegt.

Mögen meine Leserinnen mir wegen dieses herben Urteiles nicht grollen. Zu meiner Rechtfertigung kann ich mich nur auf den Ausspruch jenes alten Oberjten berufen, welcher, darüber zur Rede gesetzt, daß er einem höheren Befehle zuwider die Truppen geschwächt habe, begütigend sagte: „Nun, wenn ich zu einem ganzen Regimente Esel sage, so kommt doch schließlich auf den einzelnen sehr wenig."

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Bonn, den 11. Dezember 1890. Fr. Fuchs.

So die Gutachten 7—9. „Quot capita, tot sensus?!" Doch wohl nicht ganz. In drei Punkten stimmen sämtliche Gutachten überein:

1. Die Art, in welche der Naturalismus bisher Hypnose und Suggestion verwertet, ist durchaus nicht „naturalistisch", d. h. er widerspricht der Natur, der Wahrheit, der Erfahrung.

2. Maßloser Mißbrauch und maßlose Überschätzung dieser Erfahrungen wird allseitig zugegeben.

3. Die „Telepathie" wird als „unmöglich", „undenkbar" abgewiesen, nur von einem der Herren als lediglich „unbewiesen".

So weit darf auch der Laienverstand resumieren. Weiter nicht. Nur daran dürfen wir erinnern, daß sich in der Diskussion drei Gruppen ergeben:

Völlig einig steht die Gruppe der Ablehnenden da, der entschiedenen Gegner. Es sind dies die Herren Professoren du Bois-Reymond, von Helmholtz, Nothnagel und Fuchs.

Eine Art vermittelnder Stellung, aber mehr den Gegnern, als den Anhängern zuneigend, nimmt Herr Professor Exner ein.

Bewiesene und nicht zu bezweifelnde Erscheinungen von einiger Bedeutung sind Hypnose, Suggestion und posthypnotische Suggestion für die Herren Professoren Eulenburg, Preyer, Forel und Jolly. Aber das Maß von Bedeutung, welches sie ihnen zuerkennen, ist ungemein verschieden, und diese Gruppe ist auch unter einander über sehr wichtige Dinge durchaus nicht derselben Überzeugungen.

Über die weiteren, uns vorliegenden Gutachten nur so viel, daß sie sowohl die Reihen der Anhänger wie der Gegner vermehren werden.

Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer.

I.

Die Gabe, welche wir im Folgenden unseren Lesern bieten, bedarf so wenig unserer Anpreisung, wie die beiden edlen und großen Toten. So begnügen wir uns denn, hier nur das Notwendige zu sagen und zur Einführung in ihren Briefwechsel an jene Stellen ihrer Schriften zu erinnern, wo sie sich selbst der Eine über den Anderen ausgesprochen haben.

In der kurzen Selbstbiographie Vischers geschieht auch Gottfried Keller's nachdrückliche Erwähnung:

„Ich bin elf Jahre*) in der Schweiz gewesen. Ich habe gastliche Aufnahme gefunden, bleibende Bande der Freundschaft geschlossen. . . Ich muß der Schweiz bezeugen, daß sich trotz dem gefährlichen Fortschreiten des Geldgeistes, dem ich zugestehen, im Allgemeinen eine gewisse Ungebrochenheit der Charaktere dort gefunden habe, wie sie nur eine gesunde Republik erzeugt. Der Schweizer ist herber und rauher, als der Deutsche, und dadurch läßt sich mancher Fremde abstoßen, den ich doch bitten möchte, Schiller's Abhandlung „über die notwendigen Grenzen im Gebrauch schöner Formen" zu lesen. Hoher Kulturstand einer Nation bringt immer auch eine Weichheit, Geschmeidigkeit mit sich, die leicht auf Kosten der Wahrheit höflich und traulich wird; ein Teil des Allemannenstamms hat sich von der Nation getrennt und mit Bruchstücken von zwei anderen Völkern nach heldenmäßigen Kämpfen eine Republik gegründet, deren sicherster Grundpfeiler ein tüchtiger Sinn der Wirklichkeit und des Wirkenden, eine unbeirrte Nüchternheit ist, konservativ im rechten Sinne des Worts. . . Es fehlte nicht an Verkehr mit Künstlern, ich nenne nur den genialen Tiermaler Koller, meinen Kollegen Ulrich, den Landschaftsmaler, ich erfreute mich des Umgangs mit der kernhaften, echten Dichternatur Gottfried Keller's; in Schweizerfamilien, in dem mäcenatisch gastlichen Hause des Kaufmanns Weisdonk fand sich nicht selten zusammen, was sich zu den Kreisen der Kunst und Litteratur zählte."

Eine freundliche briefliche Mitteilung des Herrn Professor Dr. Robert Vischer in Aachen an uns mag diese Stelle ergänzen:

„Auch bei Maler Koller, Musikdirektor Heim, Professor Breslau traf mein Vater Keller zuweilen, noch häufiger jedoch im Café Saffran und im Gambrinus. In der alten, gemütlichen Stube des letzteren erscheint meinem innern Blick noch ganz leibhaftig Gottfried Keller's edles Antlitz mit seinen hochgeschwungenen, ahnungsvollen Brauen. Da saß er bei meinem Vater in der hinteren Ecke, anfangs, wie meist auch sonst, wortkarg, in geheimer Bewegung vor sich hin sinnend. Erst spät griff er mehr in die Unterhaltung ein.

Sein Mienenspiel neigte damals noch nicht so sehr wie in den letzten Jahren zu mürrischem Ausdruck und sein Gang war noch frisch und ungehemmt. Wohl gab die schlichte Würde seiner Erscheinung ein festes Grundgefühl der Mannesherrheit, der geschlossenen Kraft und Tiefe seines Wesens. Aber gar oft sah ich in den träumerischen Augen den Schalk aufleuchten und um den kleinen Mund ein reizend schelmisches Lächeln schweben.

Er verstand sich mit meinem Vater stets vortrefflich. In Manchem ähnlich denkend und empfindend, stimmten die Beiden auf's Beste zusammen, und ich erinnere mich keines einzigen Mißtons in diesem ihrem Verkehr, dessen verweilendes Behagen auf dem sichren Boden gegenseitiger Achtung ruhte."

Wie hoch Vischer als einer der Ersten das Können des Schweizer Dichters anerkannt, werden wir nächstens, wo es zur Erläuterung des Briefwechsels nötwendig

*) 1855—66. „Mein Lebensgang" in „Altes und Neues." Stuttgart 1882 III, 329.

Digitized by Google

sein wird, dem Leser durch einige Citate in Erinnerung rufen.

Was aber Keller betrifft, so hat er sich unseres Wissens nur einmal auch öffentlich über Vischer ausgesprochen. Da jedoch in Worten, an deren Geist, Wärme und Kraft man wahrlich seine helle Freude haben kann. Es ist dies der kleine Artikel, den er in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 30. Juni 1887 zu Vischers 80. Geburtstage veröffentlichte. Wir werden seinerzeit noch an eine Stelle daraus erinnern, heute sei hier der Schluß wiedergegeben:

„Aber hört! Jetzt singt er wieder, laut, wohltönend, er scheint vergnügt zu sein, bis ihn die Arbeit seiner Kraft ruft und er lehrend das junge Volk um sich sammelt. Nun steht ein Redner ersten Ranges vor ihnen, kein Spiegeltredner, sondern einer des lebendigen Wortes.

Nach getaner Arbeit ist gut ruhen, denkt er, als er irgend etwas bemerkt, das ihn zornig erregt, ein Ungeschmack, eine Rohheit, eine Philisterei, da ihm das Kleine am Herzen liegt und das Große. Er wettert herrlich für die wehrlos gequälte Creatur; dann als ein ganzer Mann erbarmt er sich ihrer, und wenn er ein alter Heiliger wäre, so würde ihn einst eine große Schaar erlöster Thiere ins Himmelreich begleiten.

Die Ehre, Stärke und harmonische Freiheit des Vaterlandes sind seine lebenslängliche Leidenschaft, und er hat sie jederzeit redlich erstritten und durchgekämpft, ohne den Mannestrotz zu verlieren; wenn er am wenigsten hoffte, so war es am wenigsten gerathen, ihm mit Mitleid zu kommen.

Jetzt sitzt er wieder vor der Halle gleich einem kritischen Landgrafen abhörend, erwägend, urtheilend, und gegen Unbilde auch die eigene Sache unverhohlen verfechtend. Irrthum bekennend, und unverweilt richtig stellend. Und seine Sonne thut keinen Wank und scheint ihm golden ins Gesicht.

Unter solchen Umständen ist das Anwünschen, es möge noch lange so gehen, keine Kunst oder Heuchelei. Es scheint sich (unberufen!) von selbst zu verstehen. Und dennoch rufen wir heute: Heil Dir, theuerster Mann! Bleibe noch manches geräumige Jahr der große Repetent deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre!“

Man weiß, der Wunsch hat sich nicht erfüllt. Noch ehe jener Sommer ganz geschieden, hatte der „große Repetent deutscher Nation“ die Augen für immer geschlossen, und seit Monaten ist nun auch Keller tot. Es schien uns gleicher Weise eine Pflicht gegen das Andenken der beiden Männer wie gegen unsere Leser, darauf bedacht zu sein, ihren Briefwechsel veröffentlichen zu können.

Dies ist, dank dem freundlichen Entgegenkommen des Sohnes Vischers, und jener Männer, welche den Nachlaß Kellers pietätvoll hüten, möglich geworden. Vollständig ist leider die Briefreihe nicht; namentlich ist von den Briefen Vischers an Keller Vieles verloren gegangen. Aber was wir bieten können, wird allen Freunden der Litteratur zur Freude sein.

Wir lassen nun die Briefe im Wortlaut folgen; weggelassen sind nur einige ganz unwesentliche Stellen. Wo es notwendig ist, finden sich Anmerkungen beigefügt. Für den größten Teil derselben haben wir Herrn Professor Robert Vischer und den Züricher Freunden Kellers zu danken. Einige wenige haben wir beigegeben oder weiter ausgeführt.

Fünf Jahre nach Vischers Wegzug aus Zürich schreibt ihm Keller:

Zürich, 1. Oktober 1871.

Hochverehrter Herr und hoffentlich
immer noch Gönner!

Der Anlaß, der mich treibt, die Zahl der Sie stets heimsuchenden literarischen Plagegeister zu vermehren, ist folgender:

Herr Ferd. Weibert, Inhaber der Göschen'schen Verlagshandlung in Stuttgart hat mich auf außerordentlich freundliche und schmeichelhafte Weise aufgefordert, ihm etwas in den Verlag zu liefern. Das hat mich nun wirklich auf den Gedanken gebracht, nachzusehen und dem Herrn ein kleineres Werklein anzuvertrauen, das nur einer korrigirenden Abhchrift bedarf. Nun ist es aber nicht selten, daß solche freundliche und aggressive Verleger gerade hinsichtlich der Temporalia nicht die zuverlässigsten und loyalsten sind, wie denn z. B. Scheffel Schlimmes erdulden mußte. Ich erlaube mir deshalb, eine kleine vertrauliche Information bei Ihnen anzustellen. Ich möchte bei Leibe nicht Ihnen zumuten, Nachfrage zu halten und wünschte dies nicht einmal; nur wenn etwas Ungünstiges, Abmahnendes bereits verlauthar sein sollte (ist das nicht schön gesagt?), so würde ich Sie um geheime Kundgebung in zwei Worten bitten. Wenn man so wenig zu drucken hat, so mag man es eben nicht noch mit Verdruß und Schaden thun. Alles dies natürlich der Respektabilität des Herrn Weibert unbeschadet.

Da ich einmal auf den Wegen der Unverschämtheit wandle, so will ich Sie gleich noch ein wenig weiter plagen. Das Büchlein, um das es sich handelt, würden jene ironisch reproduzirten 7 Legenden*) sein, von denen Sie, wenn ich nicht irre, mich vor Jahren auch haben vorlesen hören bei Wesendonks. Als Titel dächte ich mir, auf alte Heiligenbilder anspielend, zu setzen: „Auf Goldgrund, sieben Legenden von N. N.“ Hielten Sie diesen Titel für affektirt oder irreführend, oder läppisch u. s. w.? Ferner ist eine kleine Vermittlung nöthig bei dem „plötzlichen“ Gegenstand. Wäre ein kurzes ebenfalls humoristisches Vorwort, etwa des Inhalts, der Verfasser habe einmal in einer Stimmung, wo man sage, es sei zum Katholisch werden, sich wirklich mit diesem Gedanken beschäftigt und deshalb das Leben der Heiligen, die acta sanctorum, die Kirchenväter studirt; vorliegende Legenden seien solche Quellenstudien; da er aber sich wieder anders besonnen, so sei das Unternehmen liegen geblieben u. s. w., u. s. w. — wäre ein solches Vorwort taktlos, mißverständlich oder schädlich und thäte man besser, gar nichts zu sagen? Am meisten fürchte ich, die Kritik würde den Vorwurf des Heinisirens machen, obwohl mit Unrecht; denn vor Heine war Voltaire und vor diesem Lucian da und wegen aller dieser kann sich der spätere Wurm doch regen.

Ein paar Worte von Ihnen würden mich sehr erfreuen; seien Sie so knapp und abtrumpfend als möglich!

*) Im folgenden Jahr herausgegeben, Stuttgart, Göschen.

Digitized by Google

Ich kann dem erwähnten Werklein bald endlich den zweiten Band Leute von Seldwyla*) folgen lassen mit fünf ordentlichen Erzählungen.

Ich möchte Ihnen gern einläßlich zum Krieg und deutschen Reich gratuliren und über die Franzosenbornirtheit kuchen, die sich beim großen Haufen in unsrer alten Schweiz breit machte und noch glimmt, aber das würde mich jetzt zu weit führen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr ergebener
Gottfried Keller

Vischer erwiderte:

Stuttgart, 18. Oktober 1871.
Repplerstraße 34.

Verehrter Freund!

Recht herzlich hat es mich gefreut, einmal einen Brief von Ihnen zu bekommen als direktes Zeugnis, daß ich bei Ihnen in freundlichem Andenken bin. Auch mein Sohn hat mir dankbar erzählt, wie freundlich Sie gegen ihn gewesen sind. Was mich aber ganz besonders freut, das ist, daß die Welt endlich einmal wieder etwas von Ihnen zu lesen bekommen soll. In meinem Schreibtisch liegt ein Blatt Papier mit einigen fast erloschenen Bleistift-Notizen – etwa 14 Jahre alt. Es war ein erster Anlauf zu einem Konzept für eine Anzeige der „Leute von Seldwyla". Ich wollte mit der Ausführung warten, bis etwas Neues von Ihnen erschienen wäre. Eigentlich war es nicht recht, wohl etwas aufschiebende Faulheit, doch diese nicht so stark, daß ich sie nicht überwunden hätte, wenn ein neuer Schub gekommen wäre. Ich kann beteuern, daß ich dies nicht aus Eitelkeit sage – daß es nicht bedeuten soll: „sieh, so bist du um das gekommen" ꝛc. Behüte! nur chronometrisch ist es gemeint, nur als Zeit-Elegie, nur ein bischen wohlweis, sanft flötender Predigtklang. Aber also bravo! daß es jetzt ins Laufen kommt. Dem Weibert ein Verdienst-Orden erster Klasse mit Eichenlaub! — —**)

„Auf Goldgrund"? Ich wäre nicht dafür. 1) Weil ich gegen die Titel bin, die aus Satzteilen bestehen. Sie sind unbequem. „Haben Sie „„Auf Goldgrund"" gelesen?" — „Was sagen Sie über „„Auf Goldgrund""? oder: „Gottfried Keller schrieb hierauf Legenden — auf Goldgrund — oder: „„Auf Goldgrund"". 2) Es klingt ironisch. Nun werden freilich die Legenden selbst Ironie auf die Legende sein, aber nicht so, wie plumpe Köpfe es verstehen, sondern eine gemüthliche Ironie, eine Ironie, die den wirklichen Goldgrund der Liebe hat. Die scharfe Kürze eines Titels aber könnte den Schein einer Ironie ohne solche schöne Grundlage mit sich führen, könnte zu sagen scheinen: gebt einmal Acht, was das für ein Goldgrund sein wird. Man könnte zwar sagen: wenn Sie einfach setzen: „Sieben Legenden von Gottfried Keller", so klingt das eben auch recht ironisch — wohl, aber es ist nicht so zugespitzt markirend wie: „auf Goldgrund"! Es giebt gleich zu denken, so daß man sich fragt: was Donnerwetter mögen das für Legenden sein von Gottfried Keller! Aber es enthält diesen Anreiz doch nur in der stillen Form objektiv gehaltenen Titelstils. Kurz: „Auf Goldgrund" klingt mir zu subjektiv, zu erregt und erregend, aufforderud.

Nicht so bestimmt weiß ich auf die Frage betreffs eines humoristischen Vorworts zu erwidern. Das eine Mal will mir scheinen, es wäre besser, Sie ließen die Legenden ganz für sich sprechen, das andre mal meine ich, es wäre Schade um das nette Vorwort, wenn es wegbliebe. Es wäre selbst so eine kleine Legende, die von Ihrer Hand gewiß allerliebst ausfiele. Doch will mir immer wieder das erste Gefühl die Oberhand gewinnen. Je objektiver Alles, je besser. Sie müßten das Vorwort doch ein bischen ausspinnen, dann würde es leicht zu viel Erfindung; wollten Sie es aber ganz kurz halten, so würde es scharf ironisch abschnappen, was eben auch dem wirklichen Sinn der Novellen — der gemüthlichen Ironie — nicht recht entspräche.

Und also auch ein zweiter Band „Leute von Seldwyla" soll bald folgen — trefflich! Ich schleck' schon den Mund darnach aus. Ihr Name ist schon lang in Ehren bei Vielen, aber noch lang nicht genug in die Weite anerkannt. Die zwei Frühlingsregen Ihrer neuen Publikationen werden die Decke wegfegen, die sich durch langes Schweigen über ihn gelegt hatte, er wird der Majorität sichtbar werden oder, gemein prosaisch zu reden — erst recht in's große Publikum dringen — wie es eben denn doch sein soll und ihm gebührt.

Ich hab' gar oft an Sie gedacht bei der Umwälzung in Zürich*), und dann während unseres Krieges. Ich besorgte damals, Sie werden um's Amt gekommen sein, und freute mich zu hören, daß Sie geblieben und ausdauern, bis wieder die Bildung und Vernunft an's Ruder kommt. Daß Sie im deutschen Krieg nicht bei den „Neutralen" sein werden, war ich von Anfang überzeugt. Der Sieg Deutschlands kommt doch gewiß mittelbar auch der Schweiz zu gut, denn daß Deutschland den europäischen Frieden will, ist doch gewiß kein leeres Geschwätz. Wer den Nachbar nicht in Ruhe läßt, bedroht jeden Nachbar; ein mürb geschlagenes Frankreich neben sich zu haben, kann der Schweiz nur erwünscht sein.

Wenn Sie in „Safran" **) bei Herrn Regierungsrat Wild sitzen, grüßen Sie ihn auch recht schön von mir. Das Grüße-Aufgeben wäre weitläufig, diesen aber setze ich der als Zeugniß, daß ich oft im Geist mit Ihnen kneipe. Vor allem aber herzlichen Gruß an Sie von Ihrem ergebenen

Fr. Vischer.

*) 1867/68 demokratische Bewegung gegen die Regierung.
**) Zunfthaus und Wirtschaft in Zürich.

(Ein zweiter Artikel folgt).

*) 1. Band, Braunschweig, 1856.
**) Folgen einige Bemerkungen über Weibert.

Digitized by Google

Zu Grillparzers hundertstem Geburtstag (15. Januar 1891).

Am 15. Januar 1868 war's, da saßen des Vormittags an einem Tischchen in der großen Halle des „Akademischen Lesevereins“ zu Wien drei Studenten und sprachen von Grillparzer. Es ergab sich ein Streit über die Reihenfolge seiner Werke: sie schlugen das Konversations-Lexikon auf und da entdeckten sie, daß just heute sein Geburtstag sei. „Komm't in die Spiegelgasse“, schlug Einer vor, „an sein Haus, wie mögen sich da die Glückwünschenden drängen“. Aber als sie in die enge, düstere Nebengasse des Grabens kamen, da war dort nichts von besonderem Andrang zu spüren, und im Thorweg des alten schmalen Hauses, dessen oberstes Stockwerk der Greis bewohnte, war's vollends todtenstill. Das bedünkte die drei Jünglinge seltsam und dann fiel ihnen diese Stille schwer auf's Herz. Ohne sich darüber zu besprechen, stiegen sie die Treppe empor, langsam, Stufe um Stufe, und als sie vor der Thüre des Dichters standen, zog der Mutigste die Klingel. Eine alte Dienerin erschien und musterte sie; sie seien Studenten, meldeten sich, ob sie dem Herrn Hofrat gratulieren könnten. Die Alte verschwand, kam wieder, sie durften in das Arbeitsgemach des Dichters. Da waren freilich einige Blumensträuße zu sehen, auch eine Torte — und vor ihnen stand der Unsterbliche, dem sein Volk den 77. Geburtstag so reich geschmückt, das Haupt geneigt, sie mit einem Blick der mächtigen Augen nur eben streifend. Einige Sekunden standen sie wortlos da, dann faßte sich der älteste von ihnen soweit, stammelnd zu berichten, was zu sehen sie hergekommen und wie ihnen der Mut zu diesem Besuch gekommen. Der Greis lächelte bitter — der große Mund ward dadurch noch unschöner. „Na,“ sagte er, „ich dank' Ihnen. Vielleicht erleben Sie's noch, daß es an dem Tag Lärm giebt, aber ich nimmer. Und ich wünsch' es mir auch nicht.“ Noch einmal lächelte er, diesmal gütig, und sie gingen.

Er hat's aber doch erlebt; drei Jahre später, an seinem 80. Geburtstage, beglückwünschte ihn ganz Wien, vom Kaiser bis zum Arbeiter; ein Festtag, so prunk- und geräuschvoll, wie er nie vorher einem deutschen Dichter bereitet worden. Und wo in Österreich Deutsche wohnten, begingen sie den Tag; auch aus dem Reich, ja aus Amerika kamen Grüße. Ob alles herzlich gemeint war? Gewiß, wenigstens das Meiste, und sicherlich mehr, als man sonst an solchen modernen Lärmtagen ernst nehmen darf. Denn man hatte ja die Leute nicht bloß daran erinnert, wieviel der Mann wert war, sondern auch, wie viel er gelitten, und derlei rührt immer; man will gut machen und versöhnen. Es gelingt fast nie, sowenig Sonnenstrahlen, die auf ein Grab fallen, den Todten wärmen können, und wie hätte es hier getingen können?! Achtzig Jahre und der größte Teil in Einsamkeit und Bitterkeit verbracht! Als Laube am Abend dieses Jubeltages vom Festsaal hinweg, wo seine Rede Beifall ohne Ende entfesselt, in die Wohnung des Gefeierten eilte, fand er den Greis einsam in seinem Arbeitszimmer, über den Calderon gebückt. Laube begann zu berichten – nach den ersten Worten schnitt er ihm die Rede entzwei mit abwehrender Bewegung und dann, da dies nicht fruchtete, mit dem starken, ja zornigen Wort: „Ich will's nicht hören!“ Diesen Ausruf pflegte Laube oft zu erzählen — in seiner Biographie Grillparzers hat er ihn nicht gedruckt — und beizufügen, so laut habe er den Greis sonst nie reden hören. In dieser müden, verbitterten Seele fand ein Jubel keinen Widerhall mehr, nur der Groll hallte fort.

Gewiß, Grillparzer hat nichts davon gehabt, als er endlich einen Geburtstag erlebte, „an dem es Lärm gab.“ Aber den Deutsch-Österreichern hat dieser 15. Januar 1871 das schönste Geschenk gebracht, welches ihnen an geistigem Gut zufallen konnte: er hat ihnen den größten Dichter ihres Stammes geschenkt und dem gesamten deutschen Volke einen, der, allerdings mit beträchtlichem Abstand hinter seinen Größten kommt und diesen Platz lange behaupten wird. Ja, dieser Tag, denn wie Wenige besaßen ihn früher! Und das waren zunächst müde Leute, gleich ihm, denen seine Verehrung zugleich den Abglanz der eigenen Jugend bedeutete, oder ganz junge Menschen, die fast zufällig, durch irgend eine Litteraturgeschichte, nach jenen Bänden gegriffen, welche der Wallishauser'sche Verlag zu ermäßigtem Preis feilbot; Überreife oder Unreife. Auf die Reifen und Kräftigen hatten nur einige seiner Dramen, die Laube wieder auf die Bühne gebracht, gewirkt; vom Lyriker, vom Novellisten, sprach Niemand — nun wurde der Name plötzlich volkstümlich, volkstümlicher, als er es je gewesen. Selbst in Deutschland horchte man auf und die und jene Bühne

Digitized by Google

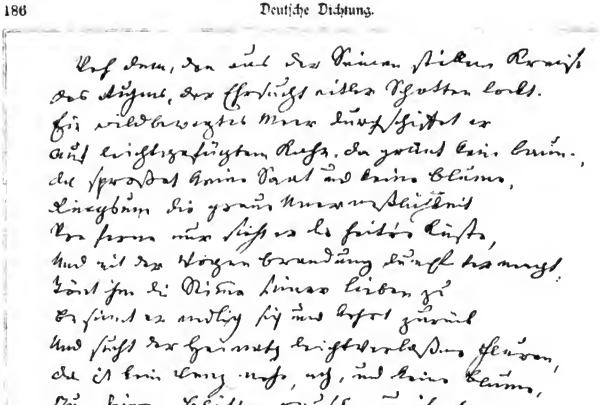
versuchte es wieder mit einem seiner Stücke. Ein Häuflein kundiger und einflußreicher Männer, die ihre Landsleute wohl kannten und wußten, wodurch sie mitzureißen waren, hatte jenen Festtag zu Stande gebracht. Raustische Geister hatten ja Anlaß genug, ihren Witz an der jähen Grillparzer-Begeisterung zu üben, aber die Folgen waren segensreich. „Schon todt, wieder lebend geworden, durch dich, mein tollkühner Sohn," hatte er einst Laube zugerufen; das galt nur für engere Kreise; zum Dichter der Nation wurde Grillparzer an seinem 80. Geburtstag.

Zum vollen und unsterblichen Leben aber erweckte ihn erst sein Sterbetag, der 21. Jannar 1872. Eine Reihe von Dichtungen, die er in seinem Pult gehütet, konnte nun an's Licht treten, und was die Hauptsache ist: nun wurde möglich, was er selbst nimmer veranstaltet oder auch nur gestattet hätte: eine Gesamt-Ausgabe seiner Werke. Sie war lückenhaft und willkürlich genug, namentlich was die Lyrik und die Prosa-Schriften betrifft; erst in den späteren Auflagen wurde sie verbessert und erweitert; freilich entbehrt Grillparzer — nebenbei bemerkt — auch heute noch einer so vollständigen und mit textkritischem Apparat versehenen Ausgabe, wie sie weit geringeren Geistern gewidmet worden. Aber dem Notwendigsten war bereits seit 1872 Genüge geschehen: nun waren die Werke beisammen und leicht zugänglich, nun konnten sie wirken. Und nun haben sie gewirkt: in den ersten Jahren so tief und stark wie Neuheiten; später blieb die Anteilnahme vielleicht nicht mehr gleich lebhaft, aber der Respekt wuchs immer mehr. Und zu seinem hundertsten Geburtstag rüsten seine Landsleute, wie zu dem eines Klassikers. Vielleicht wird da im Einzelnen zu viel geschehen, aber gewiß nicht genug. Das ist buchstäblich gemeint. Möglich, daß man nun dem Genius Grillparzers zum Gedenkarium in Wien begeisterter huldigen wird, als er verdient, aber um so viel kann ihn das Österreich von Heute nicht überschätzen, als ihn das Österreich von Einst unterschätzt, gedrückt und gehemmt hat.

Ein Wort darüber muß auch hier gesagt sein, weil es zu dem Wesentlichsten gehört, was überhaupt über ihn zu sagen ist. Freilich — „die Herren wären insgesamt Adler geworden und nun sind sie Sperlinge", spottete Hebbel, als ihn die Dichter des vormärzlichen Österreich durch ihre Klagen über die Censur ermüdeten, und nicht mit Unrecht. Auch sind dertei Betrachtungen, was aus einem Dichter unter günstigeren Bedingungen geworden wäre, in der Regel überhaupt ein recht müßiges

Wenn- und Aber-Spiel, denn man vergißt dabei, daß die Bedingungen der Entwicklung auch das Talent mitbedingen und bestimmen, bis zu einem gewissen Grade natürlich; Kartoffelkraut trägt auch auf fettestem Boden keine Rosen, und die Rose verwildert nie zum Schierlingskraut. Grillparzer aber gehört zu jenen Wenigen, bei denen sich mit einiger Sicherheit nachweisen läßt, wo das Genie in seinem Flug auf die hemmende Mauer trifft, wo der Fluß an die Wehr kommt und seine Wellen ins Land ergießt und sachte versickert. Natürlich, wie an dem Besten, was Grillparzer mitgebracht, seinem Talent, ist das vormärzliche Österreich auch an seinem schlimmsten Erbe unschuldig, der schwerblütigen, hypochondrischen Natur; ihre Spuren lassen sich früh nachweisen und es ist unbegreiflich, wie Laube das flüssige Verstalent des Jünglings als Gegenbeweis anspielen will; der Sohn eines furchtbar harten Vaters, einer unglücklichen Mutter, die durch Selbstmord geendet, war mit allen Gaben und Gnaden gesegnet, nur nicht dem Talent zu persönlichem Glücksgefühl. Aber nun sehe man, wie die dumpfe Luft des Polizeistaats, das Gift der Metternichscrei sein Leben vergällt, seine Kräfte lähmt oder ganz erstickt. Wenn anderwärts in jener Zeit ein junger Beamter zwei Werke geschaffen hätte, wie „die Ahnfrau" und „Sappho", seine Oberen hätten ihn vielleicht nicht dafür gelohnt, aber auch nicht gezüchtigt; für Grillparzer wurde sein Dichterruhm, Alles in Allem gezählt, ein Hemmschuh seiner Laufbahn; wäre er kein Dichter gewesen, er hätte seine Kathi heiraten und durch ihre Liebe ein beglückter Mensch werden können. Als er's endlich ohne Geldsorge hätte wagen dürfen, da war der selbstquälerische Grübler in ihm mächtiger geworden, als der Liebende, er konnte noch „glühen, aber nicht schmelzen." Man lese seine Jugendlieder, „Cherubin," oder den Dithyrambus „Die Verlobten," welchen diese Zeitschrift zuerst an's Licht stellen durfte, oder „Allgegenwart" — was wäre dies höchst wahrscheinlich bei ein bischen Glück und Sonnenschein für ein Dichter der Liebe geworden! Wahrscheinlich nur — aber man lese seine „Anineu des Campo Vaccino" oder sein Gedicht am Tage der Geburt des Prinzen Franz Josef — kann Jemand zweifeln, welch' einen philosophischen und politischen Lyriker dies gegeben hätte, sofern ihm vom Büttelstaat nicht der Knebel in den Mund gesteckt worden wäre?! Oder man lese seine Selbstbiographie und seine Reiseblätter — wie viel Schärfe der Beobachtung, welcher mächtige historische Sinn und welche Gabe der Darstellung! Auch einen Essayisten ersten Ranges hat

Digitized by Google



Aus dem Trauerspiel „Sappho“ von Franz Grillparzer.
(Original in der Handschriften-Abteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin.)

das vormärzliche Österreich in Grillparzer totgeschlagen. . .

Aber der Dramatiker lebt ja! Gewiß, da war sein Talent noch stärker, als alle Hemmnis. Aber jedem Auge, das derlei überhaupt sehen kann, ist auch erkennbar, wie ungleich reicher sich dies Talent ohne diese Hemmnis hätte entwickeln müssen. Allerdings ging sie nicht allein von der Censur aus, sondern auch von dem Geist, den dieselbe in Publikum und Kritik großgezogen. Wer die Grüße liest, welche das kritische Wien damals Grillparzer gewidmet, wird sie ohne genauere Kenntnis der Zeit und der Persönlichkeiten glattweg unbegreiflich finden; gleich oder ähnlich grausam, frivol und gedankenlos ist wohl noch nie ein Dichter mißhandelt worden. Und dennoch, mit welchen Riesenschritten geht er vorwärts, so lang er jung und mutig ist. Nun, wo uns seine Erstlinge vorliegen, wissen wir, welcher Abstand zwischen der „Blanca von Kastilien“ und der „Ahnfrau“ liegt. „Es pocht und treibt darin ein Puls des Wortes, des Dranges, des Lebens, welcher außerordentlich ist,“ sagt Laube — gewiß! „Das Stück strotzt von dramatischem Talent,“ ja wohl! Aber wie viel Arbeit steckt mit darin! Freilich soll dies Werk gerade „das Mollusenartige vieler österreichischen Dichter, den gänzlichen Mangel an eigener Souveränetät des Gedankens“ erweisen. Warum? Erstlich der spanischen Schule wegen und ferner als „Schicksalstragödie.“ Aber ist's denn eine? Wie unsterblich ist selbst das plumpste Schlagwort, wenn es nur erst in der Menge Widerhall gefunden! Das Motiv, an welchen dieser Vorwurf klebt, ist erst auf Schreyvogels Wunsch und Rat in die fertige Dichtung gekommen, und es ist zudem, bei Lichte besehen, das Motiv der Vererbung, nicht des Fatums. Die Schule jedoch, wo man solche Sicherheit des Aufbaus lernt, ist gewiß gar nicht übel. Aber welcher Schritt vollends von der „Ahnfrau“ zur „Sappho“, wo nur blinder Unverstand eine allzu große Abhängigkeit von der klassischen Tragödie wittern kann, wie er andererseits wieder klagt, die Dichtung sei „nicht im Charakter der antiken Welt gehalten“. Aber darauf hat schon Goedeke die richtige Antwort gegeben: „Es galt nicht ein historisches Stück für Griechen, sondern die dichterische Lösung eines Problems für Deutsche, man könnte sagen für die moderne Welt, wenn der Dichter nicht zu bescheiden gewesen wäre, um über die Grenzen seines Volkes hinauszublicken. Daß seine Wirkung weiter ging, dafür zeugen die Übertragungen, vielleicht auch das Wort Byrons, daß die Nachwelt schon lernen werde, den schweren Namen des Dichters auszusprechen“. Nun wieder Romantisches („Der Traum ein Leben“) und Antikisierendes („Das goldene Vließ“) und dann abermals ein Riesenschritt innerer Entwicklung: „Ottokars Glück und Ende“. „Shakespeare!“ schrieen nun wieder die Tadler, „des Tastens ist kein Ende!“ Doch! das war endlich echtester Grillparzer, die Lehrjahre zu Ende; er hatte von den Spaniern den Aufbau, von den Alten die strenge Reinheit der Umrisse, nun von Shakespeare die Kunst gelernt, eine Fülle individuellen Lebens zu

Digitized by Google

bewältigen — und zu all' dem hatte er nun seinen nationalen Stoffkreis gefunden. Nun freie Bahn, und seine Österreicher hätten von ihm die köstlichste Gabe empfangen, die je einem deutschen Stamme zugefallen: ihre Geschichte im Spiegelbild meisterhafter Dramen. Man lese das Herrlichste, was Grillparzer je geschaffen, den ersten und dritten Akt des „Ottokar" und wird es nicht allzu überschwänglich schelten, wenn Einzelne in jüngster Zeit von einem „österreichischen Shakespeare" gesprochen. Aber wie groß der Abstand zwischen Grillparzer und dem unvergleichlichen Briten ist, größer war jener zwischen dem Engländ der jungfräulichen Königin und dem Österreich des Kaisers Franz. Zwei Jahre ließ die Censur das Stück liegen, und als es endlich aufgeführt wurde, da blieb das Publikum kalt, und die Regierung hätte es um ein Haar verboten! Um Aufsehen zu vermeiden, unterdrückte man es still-schweigend. Die edelste Verherrlichung der Staatsidee! — es wäre unbegreiflich, wenn man sich nicht des Wortes des Seneca erinnerte: Quem Deus perdere vult, dbeoecat! . . . Das war die Wehr, die Entwicklung stockt. So stark ist des Dichters Gefühl, daß hier sein eigentlichstes Stoffgebiet ist, daß er das Parfüm einer bedenklich starken Loyalität nicht scheut, nur damit seinem Schaffen der Erdgeruch der heimischen Scholle erhalten bleibe („Ein treuer Diener seines Herrn"). Umsonst! — und nun flüchtet er zur Antike zurück („Des Meeres und der Liebe Wellen"), wagt sein Lustspiel: „Weh dem, der lügt" und flüchtet vor den Mißhandlungen, die es ihm einbringt, in seine Stube zurück, um fortab nur noch Stücke für sein Pult zu schreiben. Es ist eine nachdenkliche Geschichte, wie die Österreicher um ihren Shakespeare gekommen, man könnte sie einer Geschichte Österreichs als Motto vorsetzen . . .

Damit ist kaum angedeutet, nicht erschöpft, was Grillparzer seinem Österreich war und hätte sein können. Dem Deutsch-Österreich von heute ist er sehr viel: der beste Name seiner geistigen Geschichte, der Mann, der in seinem Schaffen und Dichten das treueste Spiegelbild seines Stammes ist — man lese z. B. seine herrliche Geschichte vom „Armen Spielmann" und wird österreichisches Wesen besser verstehen, als man's aus hundert Büchern lernen könnte — und endlich ist er nun auch drüben eine Fahne im Kampf um's Deutschtum. Dem Reichsdeutschen muß er naturgemäß weniger gelten, aber nicht wenig: genau so viel, wie ein echter und großer Dichter wiegt.

Karl Emil Franzos.

Ungedruckte Sprüche und Briefe von Franz Grillparzer.

Die „Deutsche Dichtung" hat in ihren Grillparzer-Heften, Band VI. Heft 3 und 4 vom 1. und 15. Mai 1889, sowie noch früher in Band III. Heft 1 vom 1. Oktober 1887 wichtige und wertvolle Inedita seines Nachlasses an's Licht stellen können: Gedichte, Reden und Briefe. Was wir heute zu bieten vermögen, ist leider nur eine kleine Nachlese zu diesen reicheren Gaben.

In der Handschriften-Abteilung der Berliner königlichen Bibliothek finden sich zwei Stammbuchblätter Grillparzers, die aus dem Nachlasse Varnhagens stammen. Beide sind vom selben Tage datiert und lauten:

Geistreich wie der beste Schriftsteller und gut wie die beste Frau. Wer schmäht noch über schriftstellernde Frauen?

Paris, am 14. Mai 1836. Grillparzer.

Hier Landes fühlt man mit dem Kopfe und ich Verwahrloster denke selbst mit dem Herzen. Man hat mich wohl recht wunderlich gefunden.

Paris, den 14. Mai 1836. Grillparzer.

Die Persönlichkeiten, für deren Album diese Eintragungen bestimmt waren, wissen wir nicht zu nennen. Grillparzers Tagebuch seiner Pariser Reise bricht am 10. Mai ab und beginnt am 26. Mai wieder mit der Ankunft in London.

Ein drittes Blättchen hat Varnhagen gleichfalls als von Grillparzer herrührend bezeichnet. Das spricht für die Echtheit, denn Varnhagen war ein sehr vorsichtiger Sammler und ein geschulter Schriftkundiger. In der That hat die Schrift mit jener Grillparzers Ähnlichkeit. Gleichwohl teilen wir den Inhalt nur im Hinblick auf die Autorität Varnhagens mit; wir glauben nicht, daß unser Dichter der Verfasser ist.

Was man nicht ist, kann man noch werden. Der Wahnsinn ist das schönste Spiel und was das Geschick den Menschen bestimmt hat, das müssen sie über sich ergehen lassen.

An Sprüchen in Versen vermögen wir zunächst das folgende bisher ungedruckte Distichon mitzuteilen:

Dein ist die Saat und der Fleiß, drum dein der Lohn des Bewußtseins,
Aber wie Regen und Thau träuft aus den Höh'n der Erfolg.

Am 24. Dezember 1839.

Bisher nur in einer Zeitung gedruckt und unbekannt geblieben ist folgender, auf die Rückseite einer Wüstenkarte geschriebener Spruch von 1871:

Alt, krank, beinahe taub und blind,
Geht man nicht hin, wo frohe Menschen sind,
Doch schickt sich's eine Karte abzugeben,
Zum Gruß — zum Abschiedsgruß — vielleicht für's Leben.

Eine sehr geistreiche, aber auch sehr scharfe Invective gegen Kaiser Franz wollen wir ungedruckt lassen, da nach österreichischem Gesetz auch an verstorbenen Mitgliedern des Kaiserhauses das Verbrechen der Beleidigung begangen werden kann und das vorliegende Heft deshalb möglicher Weise nicht in die Hände unserer österreichischen Leser gelangen könnte. Es ist eine Parallele zwischen „Neffe und Onkel", Kaiser Franz und Kaiser Josef II.

Grillparzer war im Alter in der Form sehr nachlässig. In der Jugend pflegte er noch fleißig zu feilen. Einige seiner Gedichte liegen uns im ersten Entwurf vor; eine Vergleichung mit dem Abdruck läßt zahlreiche Verbesserungen erkennen. Hier einige Stichproben. Im schönen Gedicht „Intermezzo":

„Im holden Mond des Maien,
Wenn lichte Blumen blühn . . ."

erscheinen die beiden gesperrt gedruckten Silben viermal verändert; es hieß zuerst: „nun die Blumen", dann: „alle Blumen", dann: „gelbe Blumen" und endlich wie oben.

Die Anfangszeile der dritten Strophe desselben Gedichts:

„Sieht grün sie nun die Weite"

lautete anfangs: „Doch sieht grün sie die Weite", dann:

Digitized by Google

„Doch sieht sie grün die Weite", dann: „Sieht nun sie grün die Weite", endlich wie oben.

Hier ist jede korrektur unzweifelhaft eine Verbesserung. Anders im folgenden Falle. Das 1843 entstandene Gedicht: „Wintergedanken" hatte in seiner ersten Fassung folgenden Wortlaut:

Willst du, Seele, nicht mehr blühen,
Da vorbei des Sommers Flucht?
Oder, wenn der Herbst erschienen,
Warum trägst du keine Frucht?
War vielleicht zu weich dein Frühling,
War zu bunt der Farben Licht?
Denn die Blüthen geben Früchte,
Aber, weh, die Blumen nicht!

Statt der drei gesperrt gedruckten Worte setzte der Dichter später: „gleibt" — „reich" — „ach". Das sind wohl ebenso viele Abschwächungen.

An ungedruckten Briefen Grillparzers vermögen wir diesmal nur — durch die Freundlichkeit des Herrn Grafen Anton Prokesch-Osten in Gmunden — zwei kurze Billets zu bieten, die freilich des Charakteristischen nicht ganz entbehren. Allzu viel Briefe hat ja Grillparzer überhaupt nicht geschrieben, am wenigsten intime. Warum nicht? Darüber hat er sich selbst einmal gegen einen Freund, Adolf Berger, in sehr bezeichnender Weise ausgesprochen. Berger schreibt am 26. Februar 1844 an den Tiroler Dichter Joseph Streiter:

„Grillparzer gestand offenherzig seine Verlegenheit Ihnen gegenüber ein und kreuzigt sich darüber ab, Ihnen bis zur Stunde noch nicht geantwortet zu haben. Er sei seit geraumer Zeit durch einen Zusammenstoß von Umständen in einen solchen Embarras hineingeraten, daß er sich nicht anders helfen könne, als selbst gegen diejenigen, die er von ganzem Herzen hochachte, zufolge seines Schweigens unbekitzt zu erscheinen. Gerade den Freunden oder überhaupt liebenswürdigen Persönlichkeiten gegenüber dünke ihm eine bloße schriftliche Expectoration ungenügend und Briefe seien ihm immer als Lügen erschienen".

Und in einem Brief an Kathi Fröhlich heißt es:

„Du beklagst Dich, daß meine Briefe nicht herzlich genug seien. So wie es Leute giebt, die ein in's Übertriebene gehendes körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei, ich mag meinen inneren Menschen nicht nackt zeigen."

Von den beiden Billets ist das erste an den nachmaligen Internuntius und Grafen Prokesch-Osten damals noch „Oberstlieutenant v. Prokesch" gerichtet und lautet:

Sie haben mir die Ehre angethan, mich für Samstag Abend zu sich zu laden. Statt irgend eine Entschuldigung zu erdichten, will ich nur geradezu bekennen, daß ich mich teils so wenig wohl, teils in so widerwärtiger Stimmung befinde, daß der Gedanke an eine Gesellschaft, die nicht durchgehends aus alten Bekannten besteht, mich schon drei Tage vorher unglücklich macht.

Verzeihen Sie und entschuldigen Sie mich insbesondere bei Ihrer Frau Gemahlin.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

Grillparzer.

13. Februar 1834.

Das andere Billet ist an einen Kustos der Wiener Hofbibliothek gerichtet:

Lieber Herr und Freund!

Ich sende Ihnen die Bücher zurück und bitte um neuen Vorrat, der mir um so nötiger ist, da ich nur mit den Augen höre, obgleich auch mit den Ohren sehe. Außer einem neuen Band von Lope de Vega überlasse ich das Übrige Ihrer Freundschaft und Ihrer bibliothekarischen Einsicht. Ergebenst

Grillparzer.

Am 21. April 1868.

„Alt, krank, beinahe taub und blind" . . . und der Brief klingt doch noch fast heiterer, als jener aus der Manneszeit . . .

Litterarische Notizen.

— Der Kobold des Stekkastens treibt in der „Deutschen Dichtung" nicht allzuoft sein Spiel, aber dann geschieht's ausgiebig genug. Und so bitten wir denn die freundlichen Leser, zur Kenntnis zu nehmen, daß das auf Seite 158, Spalte links citierte Jugendgedicht Ludwig Fulda's die „Kerle voll Urwaldsstruppigkeit" nicht „greift," sondern preist und daß in dem Vers: „Es hüllt sich glattfrisierter der Witz" das „der" lediglich eine Einschiebung besagten Kobold's ist, wie er denn auch aus dem Weimarischen Verleger Böhlau in der ersten Anmerkung auf S. 152 einen Namensvetter des einige Zeilen oben genannten französischen Dramatikers Bouilly gemacht hat. Nach dem Grundsatz „Lieber spät, als nimmermehr" berichtigen wir ferner auch, daß die Eingangsverse des Band VIII Heft 4 vom 15. Mai 1890, S. 77 abgedruckten Gedichts von Fr. Th. Vischer lauten:

„Acht und siebzig —
Was ergiebt sich?"

u. s. w. Endlich aber hat es sich an dem Herrn Verfasser der in unserem letzten Hefte abgedruckten begeisterten Würdigung des Dichters Arthur Rey furchtbar gerächt, daß dieser Sohn Apoll's von seinem ebenso originellen, als nachahmungswerten Prinzip, Anmerkungen beizufügen, noch viel zu selten Gebrauch gemacht hat. Daß der „Grause, der Alles bezwingt," der „Tod" ist, hat er gesagt, aber was „Moly" ist, hat er verschwiegen. Und so hat unser Herr Referent gefragt, was wohl „Moly" heißen möge. Entsetzlich! „Moly" heißt doch das Kraut, das Odysseus von Hermes gegen die Wunderkraft der Circe erhält, und wir finden das Verbrechen, nicht seinen Homer im Kopfe zu haben, während man sich an den Herrlichkeiten eines deutschen Lyrikers erfreut, haarsträubend. Aber da es nun einmal geschehen, so bleibt uns nur der Wunsch übrig, daß die beiden betreiligten Dichter, Homer und Arthur Rey, dem armen Sünder vergeben mögen.

— Der Verfasser der „Zeitraketen aus Oesterreich" (Zürich, Verlags-Magazin 1891) hat seinem Büchlein das Motto aus dem Juvenal vorgesetzt: „Si natura negat, facit indignatio versus." Ein besseres hätte er nicht finden können, denn daß nur die patriotische Entrüstung, nicht aber das Talent diese Reime geformt hat, ist allerdings unbestreitbar. Andere Leute pflegen in solchem Falle Leitartikel oder politische Broschüren zu schreiben, was entschieden praktischer ist. Blendendes haben wir in dem holprig und witzlos gereimten Büchlein nicht gefunden, der Titel stimmt also nur teilweise; Raketen pflegen rasch zu verpuffen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Deutſcher Sommerregen.

Novelle von **Wilhelm Jenſen.**

(Fortſetzung).

Ich werde zuerſt immer kurz den täglichen Witterungszuſtand angeben. Alſo heute:

Mäßiger und gleichmäßiger Regen, ungefähr von Schuhſchnuren-Dicke. Doktor Windmacher ſagt, es ſind noch einige kleine Unregelmäßigkeiten in der Druckverteilung auszugleichen; daher. Nach der Gänſehaut auf meinen Armen circa 5° R. Ich ſitze bei'm Schreiben vom Hals bis zu den Füßen in meinem braunen Plaid eingewickelt und habe mir ein Holzkiſtchen wie eine Feuerkiſte unter die Sohlen geſchoben, nur ſind leider keine Kohlen drin.

Zu Mittag eſſen wir um zwölf Uhr, ſobald die Glocke vom Dorfkirchturm (wo er ſtehen mag, läßt ſich bis jetzt nicht ſagen) ausgeläutet hat. Der ‚Speiſeſaal' iſt unten neben der Bauernſchenkſtube; ich glaube, ſeine Form nannten wir in der Geometrieſtunde ein Trapez. An den Wänden hängen bunt mit Waſſerfarben bemalte Stahlſtiche vom ‚verlorenen Sohn', was Reinbold zuerſt als eine Anzüglichkeit deuten wollte; er beruhigte ſich aber, als ich ihm ein Bild zeigte, wo für den ‚wiedergefundenen Sohn' das Kalb geſchlachtet wurde. Das kam auch (nach einer grünlichen ‚Hirnſuppe') auf den Tiſch, d. h. zum Teil, in Geſtalt einer gedünſteten, mit einer Farce von altem Weißbrot ausgepolſterten Kalbsbruſt.

Oline (Du weißt) war mit ihrem Stück nicht ſehr zufrieden und behauptete, es beſtehe nur aus Knochen, Knorpel und Haut; doch Mama warf ihr einen Blick zu, danach fand ſie's vortrefflich und wünſchte ſpäter einmal in einem eignen Haushalt immer ein ſo gutes Gericht auf dem Tiſch zu haben. Dem pflichtete Doktor Windmacher bei, der nach ſeiner Mitteilung zwar von Kindheit auf gewöhnt iſt, nur ſehr wenig zu genießen, indes aus Artigkeit zu ſeinem erſten Stück doch noch ein zweites, ihn von Agathe anempfohlenes und zurechtgelegtes nahm. Cleopha hatte keinen Appetit und antwortete auf die Nötigung: „Du weißt, liebe Mama, daß ich weniger als Andere bedarf."

Ich aß tüchtig aus gemeinem Hunger; wenn nur die eiſernen Gabeln nicht ſo ſchwarz abfärbten und die Servietten nicht ſo naß wären! Vor dem bayriſchen Bier bekam ich keinen großen Reſpekt; es ſah aus wie ein nachgedünnter Kaffeeaufguß und ſchmeckte, wie ich mir Spülwaſſer mit etwas Bittерſalz darin vorſtelle. Die Magd ſagte, oder die Kellnerin — ſie trägt eine Geldtaſche an einem Ledergürtel, auf dem mit weißen Buchſtaben ihr Name „Euphroſyne Daubenſpeck" ſteht — daß kein Schaum auf dem Bier ſei, rühre davon her, weil die Bauern geſtern Abend das Faß nicht mehr leergetrunken hätten; Mittag's wär's meiſtens ſo. Ich glaube wenigſtens, daß ſo der Sinn war, die einzelnen Worte konnte ich mir nicht klar machen. Cleopha dagegen verſtand die Sprache gleich (nach dem Studium der Kobell'ſchen Gedichte in oberbayriſcher Mundart, wie ſie Doktor Windmacher erklärte) und fragte die Euphroſyne, ob ſie auch Schnaderhüpfle ſinge oder vielleicht ſelbſt dichte. „Ge jo," antwortete ſie, „warum denn nöt, wenn's Ei'm im Mund juckt."

Eines iſt bei'm Eſſen ſehr amüſant. Als ich zuerſt in den ‚Speiſeſaal' hineinkam, meinte ich, die Decke ſei mit ein paartauſend Farbe- oder Dintetupfen ſchwarz angeſpritzt. Nach und nach aber fingen dieſe an, lebendig zu werden und ſich herunter zu bewegen; es waren Fliegen, die wegen der Kälte verklamt geſeſſen hatten, doch wie es von uns allen wärmer in der Stube wurde, ein

Digitized by Google

halbes Hundert nach dem andern niederfuhren und eine surrende Wolke um den Tisch herstellten. Zu Dutzenden fielen sie in die Suppenteller und Biergläser, saßen wie Korinthen in der Farce auf jedem Stück Kalbsbrust; die überwiegende Mehrzahl dagegen legte entschiedene Vorliebe für den unmittelbaren Aufenthalt auf der menschlichen Haut an den Tag. Sie ließen unparteiisch gleichmäßig über alle vorhandenen Finger, Stirnen, Backen und Nasen, begrüßten, verfeindeten, flohen, jagten und haschten sich. „S—ſ—ſ—ill!“ schoß diesen ein mit Füßen und Flügeln zu einem schwirrenden Knäuel verstricktes Paar in die Haare und zappelte drin wie in Netzmaschen; „—ſ—ſ—ſ—ill!“ fuhr ein andres immer tief in's Ohr hinein und fand sich nicht wieder heraus. Reinbold klatschte sie sich überall, wo sie auf ihn saßen, wie der Bär in der Fabel, auf Kosten seines Gesichts tot und zählte laut die Masse seiner Opfer, obwohl Cleopha dies mehrmals roh fand und nicht begriff, wie man einem unschuldigen Tier etwas zu Leide thun könne. Aber er rief: „Ich begreife nicht, wie die Tiere meinen unschuldigen Ohren etwas zu Leide thun können!“ und „klatsch!“ addierte er: „75—76—77!“ weiter. Agathe und ich erlitten allerdings einmal einen Schaden durch die immer rührtger werdenden schwarzen Tupfen. Doktor Windmacher äußerte grade, daß unser heutiger Niederschlag aus einem Gradientenregen bestehe; da surrte ein blindlings dreinsausendes Fliegenkämpferpaar Agathe in's linke Nasenloch und arbeitete sich darin kribbelnd aufwärts, so daß sie vom Stuhl in die Höh' springen und ein halbes Dutzendmal heftig niesen mußte.

Ich aber mußte ebenso lange lachen und kann dadurch nun das Verständnis der Erläuterung, was ein Gradientenregen sei.

* * *

3. August.

Feiner Strichregen in der Farbe eines mit dem Bleistift schraffierten Halbschattens. Man sieht aus dem Fenster in Umrissen die zunächst liegenden Häuser von Platschhofen mit großen Steinen auf fast platten Dächern; wie es scheint, nimmt auf jedem von ihnen eine Quelle ihren Ursprung. Ich schreibe in Handschuhen wegen Fingerstarre; um mich etwas zu erwärmen habe ich mit Mantel, Überschuhen und Schirm einen Gang durch das Dorf gemacht. Es muß im Kleinen mit Venedig Ähnlichkeit haben, da (wenigstens zur Zeit) keine Straßen, sondern nur Kanäle zwischen den Häusern hinlaufen. Aber mit Findigkeit und Courage bringt man's dahin, manchmal ganze Strecken an den Seiten entlang zu kommen.

Die Andern hörten unterdessen einen Vortrag von Doktor Windmacher an. Er hat einen ganzen Koffer mit Instrumenten zu meteorologischen Beobachtungen ausgepackt und sie in einer Stube aufgestellt und gehängt, Baro-, Thermo-, Hygro- ich weiß nicht, was sonst noch für Meter. Eine ganz besonders wichtige braunlackierte Blechdose ist darunter, die ‚Klinkerfuß‘ heißt und die man nur mit einem Auge ansehen darf. Meine Schwestern sind gleicherweise erfüllt davon, und es ist sehr komisch, wenn sie während des Betrachtens das andre Auge krampfhaft zu kneifen. Ich habe einmal hineingeguckt, aber garnichts drinnen entdeckt; ich fürchte, mir fehlt das Organ für die Meteorologie, das Agathe, Oline und Cleopha in gleich hohem Maße besitzen. Sie wissen schon mit Äquatorial- und Polarströmen, Dorn'schem Windgesetz, erhitzter, abgekühlter, leichter, schwerer, wasserhaltiger, aufsteigender, abfließender, eindringender Luft umzugehen, daß es mir vor meiner Dummheit ganz bange wird. Mein einziger Trost ist, daß es Reinbold ebenso wie mir geht; er sagte mir heute auch, daß ihm noch nichts weiter klar geworden, als daß es wegen der Windablenkung durch die Erdumdrehung immerzu regnen müsse. So werden eigentlich den Tag über ausschließlich meteorologische Gespräche geführt, denn Mama interessiert sich gleichfalls sehr dafür und Papa findet sie auch sehr angenehm.

Jeden Morgen bringt der Postbote Doktor Windmacher die neueste Wetterkarte, wie er uns schon auf der Eisenbahn eine solche gezeigt, und er erörtert genau die gegenwärtige Lage der Luftdruckverteilungen über Europa mit ihren notwendigen Folgen. Dann bücken die Schwestern ihre Köpfe über die Karte und seinem unterrichtend deutenden Finger zusammen, und danach gucken sie abwechselnd mit einem Auge in den Klinkerfuß.

Bemerkenswert ist (ich erfuhr's auf meinem Gang durch's Dorf), daß die Eingeborenen auf jede Anrede zunächst: „Ja, was is denn dös?“ erwidern.

Es bildet die unfehlbare Antwort für Alles, was man zu ihnen sagen kann. Fragt

Digitized by Google

man, ob ein Kramladen im Dorf sei (ich wollte mir Bindfaden zum täglichen Überhängen und Trocknen meines Mantels kaufen): „Ja, was is denn dös?“ Hofft man, das Wetter werde bald besser: „Ja, was is denn dös?“ Sagt man, man wohne im Gießhübel: „Ja, was is denn dös?“

Übrigens ist's gar nicht so übel für manche Fälle, ich werd' es mir auch angewöhnen.

* * *

4. August.

Heut' Nacht um drei Uhr sehr starkes Gewitter. Ich fuhr aus dem Bett, weil ich meinte, das Haus poltere zusammen, warf hurtig Röcke und meinen Mantel um und lief zu den Andern hinunter. Es war mausgesetzt von gelben und blauen Blitzen taghell und krachte jede Viertelminute, als ob eine ganze Batterie auf einmal losschösse. Auf dem großen Flurplatz flog Agathe im ersten Schreck aus ihrem Zimmer, allerdings recht leicht bekleidet; sie meinte, es brenne im Hause, stieß aber gleich darauf einen Entsetzensschrei aus und zog mich wie eine spanische Wand vor sich, denn auch der Doktor Windmacher kam aus seiner Thür (bis auf die Halsbinde ganz in Toilette). Er hätte vermutlich nichts von Agathe wahrgenommen, doch sie rief hinter mir flehentlich: „O bitte, Herr Doktor, bitte, sehen Sie nicht hierher!“ So mußte er natürlich den Kopf in die Richtung drehn, woher die Stimme scholl; Oline schlief und hörte nichts vom Gewitter. Cleopha aber trat nun ein bischen später gleichfalls auf den Flur heraus, in Kleid und Schuhen, nur mit aufgelöstem Haar. Sie sagte zu uns: „Fürchtet Ihr Euch? Ich denke, es müßte herrlich sein, in der Jugend vom Blitzstrahl getroffen zu werden.“ Sie nahm sich in der immerwährenden blauen Beleuchtung recht gut aus, mißfiel indes Agathe sehr durch ihren Frisurmangel, daß diese rief: „Siehst Du denn nicht, Cleopha, wer mit hier ist, daß Du Dich in so ungeordnetem Haarzustand zeigst!“ Nun wendete Cleopha ihr Gesicht um und sagte: „Oh, Sie, Herr Doktor? Verzeihen Sie — ich ahnte nicht und begreife selbst nicht, wie ich so —.“

Das that ich freilich auch nicht, denn man macht sich Abends doch die Zöpfe nicht auf, sondern fest. Glücklicherweise kam die dicke Wirtin jetzt auch noch dazu, so daß Agathe eine vervierfachte Deckung gewann, und brachte, vom raschen Treppensteigen stark keuchend, mühsam hervor: „Ja, was is denn dös? A so an Wetter! Dös derlebt sich nöt,“ Doktor Windmacher zählte nun nach einem Blitzschlag: „1—2—3—4,“ bevor der Donner folgte, und fügte hinzu: „Die Damen können sich unbesorgt der Ruhe wieder hingeben, die elektrische Spannung hat bereits nachgelassen, und nach unabänderlichen Gesetzen —“. „Knall! Prall!“ fuhren Schwefelflamme und Krach zugleich höchstens hundert Schritte von uns herunter; ich weiß nicht, wie's zuging, aber vermutlich vor Betäubung bekam ich einen Lachkrampf, sprang gedankenlos die Treppe wieder hinan und kugelte mich in mein Bett.

Wahrscheinlich überkam's mich auch, daß es herrlich sei, in der Jugend vom Blitz erschlagen zu werden, zumal im Schlaf. So weiß ich nicht, wie's drunten weiter abgelaufen ist, nur daß Agathe und Cleopha heut' stark gegeneinander verstimmt sind. Ich hörte die letztere einmal sagen: „Du warst ja halb bloß,“ und danach eine Thür zuschlagen.

Seit dem Morgen fällt es wie ein Franzenvorhang von perlengroßen, an Schnüren aufgezogenen Tropfen vor meinem Fenster herunter. Am Mittag ‚Einlaufsuppe‘ mit dem von gestern übrig gebliebenen Weisbrod und Kalbsbrust mit Fliegenkompot. Oline kante verzweifelt, aber resigniert.

Doktor Windmacher ißt nur aus Benötigung durch die lokalen Umstände ausnahmsweise Fleisch, da er die Grundsätze des Vegetarianismus durch seine Forschungen als vollkommen richtig erkannt hat. Er beschäftigt sich nämlich auch mit einer Kontrolle der zahlreichen Mißgriffe der ärztlichen Wissenschaft und sprach sich sehr mißfällig gegen den Blödsinn der Kuhpockeneinimpfung aus. Heut' erfuhr ich die Bedeutung eines ‚Gradientenregens‘ (den wir noch haben). Er findet mit Notwendigkeit statt, wenn über uns höchster Luftdruck herrscht, doch der Gradient zu einem irgendwo vorhandenen Gebiet geringen Luftdrucks derartig beschaffen ist, daß in Folge desselben Niederschläge eintreten müssen. Wenn der geringe Druck über uns selbst liegt, haben wir nur gemeinen Depressionsregen. Agathe bekundete deutlich ihr Verständnis damit, daß sie die Hand des Doktor Windmacher als Depressionsgebiet annahm und mit ihrem Zeigefinger auf dieselbe hin die momentane Gradientenrichtung deutete. Cleopha bedünkte die letztere jedoch als

Digitized by Google

falsch und sie zeigte ebenso, welche sie für die richtige halte.

Auf einmal klatschte Reinhold höchst wuchtig auf der Hand Windmachers eine Fliege tot und rief: „231!“ (er summiert noch vom ersten Mittag an). Das gab große Entrüstung über seine Fölpelhaftigkeit; Mama sagte, er sei ein Flegel, und Oline tauchte ihr (ganz frisches) Taschentuch in kaltes Wasser, um es zur Kühlung auf die rotangelaufene Haut der verletzten Hand zu legen.

* * *

5. August.

Doktor Windmacher ist ungeheuer in meinen Augen gestiegen. Wie wir gestern bei'm Abendessen saßen (faustgroße Leberknödel mit Rettigsalat) ging die Thür auf, ein pudelnaßtropfender, mittelgroßer Mensch kam herein, sagte etwas wie: „Ich wünsche guten Appetit!“ (gradezu diabolisch klang's zu dem Knödel, der mir im Hals stecken blieb) und setzte sich sans façon mit an unsern Tisch. Er hatte dicke Stiefel mit großen Nägeln drunter an, eine braune Joppe und einen durchgeweichten breiten Hendskragen, wie ein Forstaufseher oder dergleichen; mich wunderte nur, daß er bei'm Eintreten seinen kleinen grasgrünen Hut, an dem eine lange Raubvogelfeder steckte, vom Kopf zog. Von Vorstellung war natürlich nicht die Rede bei ihm, aber dafür richtete er sofort nach dem Niedersetzen die Rede an mich (ich genoß die Auszeichnung, daß er neben mir Platz nahm), als ob er den Winter hindurch jeden Tag mit mir Schlittschuh gelaufen wäre:

„Das ist gut, wenn man Hunger hat; schmeckt's Ihnen auch, Fräulein?“ Dabei zog er die Leberknödelschüssel an sich heran und füllte sich so viel auf den Teller, als eben möglich war.

Wie die Kellnerin ihm unbestellt sogleich einen Maßkrug mit Bier brachte, schob er denselben aber, nachdem er eben genippt hatte, zurück und sagte:

„Dös is ja an Schandgesöff, Euphrosin; sollte's euch schämen, einem anständigen Menschen so was vorzusetzen, das schlucken nur Leut' 'runter, die keinen Geschmack auf der Zung' haben. Schaff, daß 'd anders bringst, der Schenknecht soll frisch anstechen.“ Mama saß ganz verdutzt, daß jemand in ihrer Gegenwart solche Ausdrücke gebrauchen könne; ich sah, daß Agathe förmlich ein Schauder über die Haut lief, und Cleopha ließ deutlich merken, ihr Gefühl sei so beleidigt, daß sie unfähig sei, den Anblick des Sprechers zu ertragen, denn sie drehte ihm den Rücken zu und damit ihr Gesicht voll gegen Doktor Windmacher herum. Ich mußte mir auf die Lippen beißen; es hatte etwas zu Komisches, daß er sich als einen „anständigen Menschen“ bezeichnete.

Doch die Euphrosine brachte ihm richtig ohne zu mucken einen andern Maßkrug, der oben ganz mit dickem kreideweißem Schaum bedeckt war. Den trank er in einem Zug beinah leer, setzte ab und äußerte, ohne daß er Atem zu holen brauchte: „So is recht, das tanzt anders im Magen.“

Die Kellnerin lachte dazu: „San's nur wieder stat, ich wußt halt nöt, daß's für Ihnen sei.“

Er war, wie sich abnehmen ließ, der noch außer uns im Hause mitwohnende Maler und mehrere Tage draus fort gewesen. Grundhäßlich, das Haar halb verwildert in die Stirn hineinhängend, eine viel zu lange Habichtsnase und unschicklich dreist ansehende Augen, ich glaube graugrün; ob er einen ganz kurzen Bart trägt oder sich nur seit vierzehn Tagen nicht rasiert hatte, blieb mir eine offene Frage. Wie vornehm sah Doktor Windmacher daneben aus, vom immer tadellosen Haarscheitel bis zu den sorglich gepflegten Händen mit centimeterlangen rosigen Nägeln ganz ein Angehöriger der feinsten Gesellschaftskreise. Als solcher betrug er sich auch, nahm für gewöhnlich keine Notiz von meinem Nachbar oder gab ihn höchstens einmal zu verstehen, daß derselbe am Tisch nicht für ihn vorhanden sei.

Wie der Maler fertig gegessen hatte (sein Trinken dauerte fort) zog er einen Tabaksbeutel und eine kurze Pfeife aus der Joppentasche, stopfte sie voll, sagte: „Mit Erlaubnis“ und zündete sich den braunen Meerschaumkopf an. Mama und meine Schwestern saßen eine Minute vollkommen starr und sprachlos; sie wären entschieden davongegangen, aber das hätte Verletzendes für Doktor Windmacher gehabt, da kein andrer Raum im Hause ist, wo sie mit ihm zusammen bleiben gekonnt hätten. So fügten sie sich aus Zartgefühl in den Rauch und in die Reden des Unbekannten, denn er fing sehr ungeniert und aufgeräumt an, eine Unterhaltung, d. h. einen Monolog zu führen, da ihm natürlich niemand antwortete. Ganz unbekümmert indes

Digitized by Google

erzählte er uns weiter, daß er mehrere Tage lang, um einmal aus dem „Sauwetter" (wahrhaftig, so nannte er's; Agathe hielt sich danach die Ohren zu) hier unten herauszukommen, hoch oben, ich weiß nicht auf was für einem Berge, in einer Sennhütte gehaust habe. Dort war es warm gewesen, blauer Himmel, hatten Sonne und Mond geschienen, auf den Matten Alpenrosen und Genzianen geblüht. Es wurde Einem aus seiner Schilderung ganz anschaulich; da droben muß es wirklich prächtig sein, daß man Verlangen bekommt, auch einmal hinaufzusteigen. In der letzten Nacht war allerdings das Gewitter auch losgebrochen und zwar muß es auf der Höhe noch ganz anders als hier bei uns gewesen sein; mir war's, als ob ich bei seiner Erzählung die Blitze wie Feuerzacken und rote Schlangen auf die Felsen herunterschießen sahe. Und der unausgesetzte Donner — er machte ihn, plötzlich mit beiden Fäusten auf den Tisch trommelnd, nach, daß Alles dröhnte, klirrte, knatterte und zitterte, aber so natürlich, man glaubte, das Krachen zu hören; ich merkte, Mama und den Andern wurd' es grün und blau vor den Augen. Und wie es dazwischen geheult, gejauchzt, gebraust und geprasselt habe, daß in einem Nu rundum Alles von tollen, weißquirlenden, Steine walzenden, Bäume mitreißenden Wasserströmen überrast gewesen — ich bekam's auch mit Angst, denn ich fürchtete jeden Augenblick, er würde uns das gleichfalls dadurch illustrieren, daß er alle Biergläser über den Tisch und unsere Kleider hinschüttete. So viel Menschlichkeit besaß er indes wenigstens, das nicht zu thun, sondern als er sein Gewitter ausgetobt hatte, nahm er einen großen Schluck aus dem wieder vollgefüllten Maßkrug und dampfte danach ruhig seine Pfeife weiter. Nun begann Doktor Windmacher mit vieler Feinheit eine lehrreiche meteorologische Unterhaltung, als ob er nur nach einer zufälligen momentanen Unterbrechung darin fortfahre und das laute Intermezzo von einer Viertelstunde oder wohl noch länger garnicht vorhanden gewesen sei. Er wollte offenbar den Unterschied zwischen akademischer Bildung und gradaus dreinfahrend vom Mund kommendem Naturausdruck deutlich erkennbar machen und sprach besonders wohlgesetzt; wie ein für distinguierte Gesellschaft berechneter Professorenvortrag klang's, Agathe, Oline und Cleopha hingen mit verständnisvollen Aufblicken an seinen Lippen. Auch der Maler hörte aufmerksam zu, bis Doktor Windmacher einmal eine Pause eintreten ließ; dann war seine Stimme wieder da: „Ich richte mich für die Wetterausficht immer nach dem alten probaten Mittel."

„So?" erwiderte Doktor Windmacher ihm mit graziösem Lächeln den Kopf zudrehend, als ob er ihn augenblicklich zum erstenmal bemerke, „und woher schöpfen Sie dies, wenn ich fragen darf?"

„Aus dem hundertjährigen Kalender. Kennen Sie den nicht? Das ist das Sicherste, was es giebt; darin steht Alles Tag für Tag, man braucht bloß nachzuschlagen. Es trifft nicht immer zu, aber manchmal wirklich ganz merkwürdig. Dann paß' ich noch auf, ob der Laubfrosch quakt und ob die Spinnen laufen; damit hab' ich's weg. Morgen regnets Schusterjungen, darauf können Sie sich verlassen, wie auf das, was der Pastor von der Kanzel sagt. Guten Abend, meine Herrschaften, ich habe mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wünsche Ihnen, wohl zu schlafen, Fräulein;" (das galt mir extra, weil ich das Glück gehabt hatte, neben ihm zu sitzen). „Ich will noch ein bischen zu den Bauern gehn, der Schulmeister ist mein Freund, von dem kann man was lernen."

Damit verschwand er nebenan in die Schenkstube hinein. Wir waren alle ganz „paff", aber doch durch sein Weggehn erlöst. Mama sagte zuerst: „Ein ungeschliffener Mensch, jedenfalls von ordinärer Herkunft." Agathe fiel verächtlich ein: „Ein grotesk lächerliches Subjekt." Cleopha: „Er erinnerte mich an die Frösche und Spinnen, von denen er sprach, meiner Natur widerstrebt alles Unfeine ebenso wie sie." — „Ja, sehr wenig angenehm," pflichtete Papa bei. Doktor Windmacher gab in milder Art sein Urteil dahin ab: „Einer von den eigentlich bedauernswerten Leuten, die weder Erziehung noch höhere Bildung genossen haben und nicht die Bescheidenheit besitzen, diesen Mangel zu empfinden." Die Emphrosine bestätigte, daß es der „Herr Maler" sei, der schon seit Jahren im Sommer hierherkomme. Dadurch wandte sich das Gespräch auf die Kunst und die Künstler.

Doktor Windmacher bemerkte: „Ich gebe im Allgemeinen nicht viel auf diese Dinge, selbstverständlich von der wahren Kunst, der etwas Göttliches innewohnt, und ihren anerkannten großen Vertretern abgesehen. Aber

Digitized by Google

gewöhnlich haben die Maler etwas Rusticales, wie dieser auch bezeichnend die Gesellschaft der Bauern dem Verbleiben an unser'm Tisch vorzieht." — „Und zumeist betreiben sie brodlose Künste," fügte Oline bei. Mama aber setzte ironisch hinzu:

„Jedenfalls, denke ich, müssen wir uns über seine ländliche Liebhaberei und daß wir keine Anziehungskraft auf ihn ausüben zu trösten suchen, wenn wir dadurch auch die Hoffnung auf sein längeres tägliches Verweilen mit uns am Tisch einbüßen."

Ich konnte, als ich zu Bett ging, aus dem Menschen nicht klug werden. Ist er wirklich so einfältig, daß er an die Prophezeiungen des hundertjährigen Kalenders glaubt? Es kam ihm so zuversichtlich trocken Ton's wie die treuherzigste Überzeugung vom Mund. Oder war es schändlichste Verstellung und hielt er uns und Doktor Windmacher für Leute, denen er solchen Unsinn aufbinden und bieten dürfe. Ich sah ihn zufällig grad' an, als er nachher von „seinem Freund", dem Schulmeister sprach und daß man „von dem was lernen kann". Es klang ebenso natürlich, wie das andre, aber mir war's, als zucke es dabei kurz an seiner Oberlippe.

So viel von gestern. Für heut' hat der Maler recht behalten, es schüttet ohne Unterlaß einer Minute den ganzen Tag hindurch, obwohl Doktor Windmacher, Klinkerfuß und Wetterwartebericht „Abnahme der Bewölkung und Zunahme der Temperatur in sichere Erwartung stellten." Der Gradient muß sich nach Osten verlegt haben, denn der Wind kommt daher und statt, daß der Regen sonst immer gegen die Fenster auf der Westseite klirrte, klatscht er heut' an meine Scheiben.

* * *

6. August.

Sturm, fliegende, fast pechschwarze Wolken und allhalbstündig Wasserstürze, als ob im Himmel ostersonnabendliche Treppenabspülung sei. Aus den Dachrinnen wippt und wuppt es in beständigen Wellen über, so daß rund um das Haus ein Graben in den Boden gefurcht wird. Aber es kann nicht lange mehr dauern; Doktor Windmacher sagt, es sei der letzte, aufklärende Niederschlag. Das Barometer steigt unaufhörlich.

Damit stimmt auch der Schluß einer Mitteilung überein, die in der heutigen Nummer des täglich kommenden „Stadt- und Landboten" steht. Ich fand das Blatt unten im Eßzimmer und hab' es mit heraufgenommen, um mir den Artikel zur Erinnerung abzuschreiben. Er lautet:

„? Platschhofen. 4. August. Wenn in mehreren, von dem hiesigen Luftkurort nicht zu entfernt liegenden Ortschaften — wir nehmen nicht Anstand, z. B. direkt auf Tümpelskirchen, Regenheim und Übelwoltingen hinzuweisen — Korrespondenten öffentlicher Blätter es für erlaubt gehalten haben, die dortigen Witterungsverhältnisse in der letzten Woche so darzustellen, als seien sie zu öfteren Malen von regenfreien Tagesstunden begünstigt gewesen, während wir uns in unsern wahrheitsgetreuen Berichten niemals einer dergleichen Schönheitsfärberei schuldig machen, daraus aber für ein verehrtes Publikum die falschliche Annahme einer weniger vorteilhaften Lage unseres renommierten Sommeraufenthaltplatzes entspringen könnte, wie solche Täuschung auch vielleicht durch jene böswilligen Vorgaben bezweckt worden, so betrachten wir es als unsere Pflicht, an dieser Stelle mitzuteilen, daß unser Platschhofen trotz der bisherigen, von uns nie abgeleugneten Regenkalamität des diesjährigen Sommers sich bereits des ansehnlichsten Besuches erfreut, indem eine hochgestellte, aus zahlreichen Mitgliedern bestehende Familie aus der Reichshauptstadt Berlin sich hierselbst in dem weitum wohlbekannten Gasthof zum Gießhübel für längere Dauer, um in unsern Bergen Erholung und Erquickung zu finden, niedergelassen hat, und daß selbiger ingleichen den Vorzug genießt, innerhalb seiner Wände eine der ersten wissenschaftlichen Autoritäten des heutigen vorgeschrittenen Standes der Wetterkunde zu beherbergen, aus deren Munde wir die gewisse, auf wahrhafte meteorologische Beobachtungen gestützte Ankündigung eines mit Allernächsten bevorstehenden höchst günstigen Umschwungs der Witterung erhalten haben, so daß wir den Fremden einer ebenso lieblichen als großartigen Gebirgsgegend, liebenswürdiger, von weiblicher Anmut verschönter Geselligkeit, geistiger Anregung und billiger Verpflegung bei besten Leistungen für die kommenden Wochen bei uns ungetrübte Himmelsfreudigkeit bestimmt zusichern und die eingangs von uns erwähnten neidischen Verdächtigungen mit schweigender Verachtung bestrafen können."

Lang zum Abschreiben war's, aber mich dünkt, es verdient's. Ich fühle mich danach ganz anders, als vorher, obwohl ich unter der „weiblichen Anmut" schwerlich mitgemeint bin. Agathe, Oline

Digitized by Google

und Cleopha lasen den Artikel bei'm Frühstück und gaben ihn mit vereinten Händen dem Doktor Windmacher hin, damit er sich auch von der ihm gespendeten hohen Anerkennung unterrichten solle. Das that er mit einem bescheidenen Lächeln. Wer mag nur das? des „Stadt- und Landboten" sein? Im Eßzimmer kam mir zufällig auch das Fremdenbuch in die Hand, und ich fand darin, wie der Maler heißt: „Hainz Follebier aus München". (Er wohnt indes wohl nur dort, denn er ist nach seiner Sprache jedenfalls kein Bayer, sondern muß irgendwoher aus Mitteldeutschland stammen). Die Kellnerin hat es richtig angegeben, daß er schon öfter hier gewesen; wie ich nachblätterte, stand seit drei Jahren jedesmal in der nämlichen breitspurig großen Manier mit einem riesigen halbverklexten Schnörkel herum „Hainz Follebier" eingeschrieben. Wie zierlich, als ob die Handschrift gestochen wäre, nimmt sich dagegen der Name „Dr. Raphael Windmacher" aus, der in diesem Jahr grade drunter steht. „Follebier", Einer, der Bier in sich hineinfüllt, paßt übrigens vortrefflich für ihn. Es sind doch hauptsächlich die Gegensätze, durch die man zu einer richtigen An- und Einsicht kommt; das ungeschlachte Wesen des Malers hat mich erst die feine äußerliche wie innerliche Artigkeit des Doktor Windmacher schätzen gelehrt. Vielleicht thut allerdings auch etwas dazu, daß er seit Kurzem gegen mich liebenswürdiger ist und ich nicht mehr Lust für ihn bin. Reinbold fand das heut' Morgen auch, Windmacher spreche ganz anders als früher mit mir, und wollte vor Lachen dabei platzen. Er beträgt sich aber oft doch wie ein recht alberner Schuljunge und langweilt sich hier entsetzlich, weil er nicht hinaus und draußen herumjagen kann. So verfällt er auf allerhand Dummheiten im Hause, daß man sich vor seinen Fingern und Faxen in Acht nehmen muß.

Bei Tisch sind wir jetzt nicht mehr mit Doktor Windmacher unter uns, sondern der Maler ißt mit, ich hoffte, er piepe wieder auf seinen Berg, aber er macht keine Miene dazu. Mama hat heute eine neue Tischordnung hergestellt und die Serviette des Doktor Windmacher zwischen die Plätze von Agathe und Cleopha legen lassen, damit er dem Follebier nicht gegenüber zu sitzen brauchte, vielmehr Oline sich vis-à-vis hat. Ich genieße dafür das Vergnügen, den Gefürchteten ständig an meiner Rechten zu haben; Mama bedauert mich, aber es sei doch das einzig Mögliche, um die Schwestern vor der unmittelbaren Nähe eines Menschen zu behüten, der sich gegen Damen nicht zu betragen wisse. Ich bin eben keine Dame, sondern — ja, was bin ich denn eigentlich? Da soll's Einem wohl gefallen, daß Doktor Windmacher mich jetzt auch „gnädiges Fräulein", ja sogar manchmal „Fräulein Elma" anredet. Dem Follebier kommt kein „gnädig" über die Lippen; ich glaube, er hat das Wort noch nie gehört, und man könnte es sich in seinem Mund auch gar nicht vorstellen.

Da er an die Andern nicht hinan kann und sie auch nicht auf seine Reden Acht geben würden, spricht er immer mit mir, erzählt Geschichten aus den Bergen, von dem Leben der Leute droben auf den Almen, ihrem gesunden Verstand und verrückten Aberglauben, von Pflanzen, seltenen Schmetterlingen und Vögeln (die macht er so getreu nach, als hätte er sie im Mund), daß ich, um nicht geradezu grob zu sein, zuhören, vom Weiteressen ablassen und Suppe und Fleisch dabei kalt werden lassen muß. Er ist wirklich ein unerträglicher Tischnachbar, und ich selbst bedaure mich am meisten.

* * *

7. August.

Bei'm Aufwachen heut Morgen war es merkwürdig und ungewohnt hell in meiner Stube, auch platschte es nicht von dem Fenster herunter. Wie ich aufsprang und hinaussah, lag Alles rundum unter einer drei Zoll hohen weißen Decke, Dörfer, Bäume, der Erdboden. Man benennt das hier „Rauschern", den es nur im Sommer giebt; mir scheint, er verhält sich zum Winterschnee wie der Gradientenregen zum Depressionsregen. Unsere Wirtin sagte, als sie uns den Kaffee brachte: „Za, was is denn dös? Dös derlebt sich nöt. Dös bringt aber allemal g'wiß an gut's Wetter nach sich." Seitdem schneit es abwechselnd wie ausgesiebtes Mehl oder wie weiße Hobelspäne. Doktor Windmacher erklärte uns die Notwendigkeit dieses Vorgangs durch Eintritt von Nordwind in Verbindung mit der Höhenlage Platschhofens. Der Volksglaube habe in diesem Fall recht, durch den Polarstrom werde mit unbedingter Sicherheit Trockenheit der Luft herbeigeführt. Gottlob, bei'm Frühstück wenigstens ist der Maler noch nicht anwesend. Er steigt schon in aller Frühe (natürlich ohne Regenschirm) zwischen den Wolken auf den Bergen herum; ich sah ihn heut' zufällig aus meinem Fenster dick verschneit zurückkommen.

Digitized by Google

Aber zu Mittag war er da, und ich hatte wieder ebenso natürlich unter seiner Gesprächigkeit auszuhalten. Es sei nichts schöner, als so im Schnee droben herumzuklettern, besonders an den Stellen, wo die Wildwasser heruntergeschossen. Da leuchte das üppige Gras manchmal plötzlich wie eine Smaragdkette aus dem Weiß (ich glaube, seine grünen Augen machten das auch nach), schier wie der Vorhang zu einer Zauberhöhle sehe es aus.

Ich komme mir wie ein täglich neu zur Schlachtbank geführtes Opferlamm neben ihm vor; Doktor Windmachers Blick sagt mir auch öfter, daß er mich beklage. Vorher war trotz dem Wetter der Aufenthalt doch friedlich-angenehm, das merke ich jetzt erst. Um nicht immer wie ein Ölgötze sitzen und zuhören zu müssen, fragte ich einmal, ob er den Fragezeichen-Artikel im „Stadt- und Landboten" gelesen habe. Daraufhin prustete er lachend heraus: „Natürlich! Das ist mein Intimus, der Schulmeister. Ja, mit Speck fängt man Mäuse." Ich saß ganz wie auf den Mund geschlagen; das war offenbar ein Hinweis auf die Mitteilung von der Anwesenheit unserer Familie in Platschhofen. Endlich brachte ich tief indigniert halblaut heraus: „Wollen Sie etwa meine Mama und meine Schwestern so vergleichen?" Darüber lachte er nochmals ebenso unschicklich: „O nein, gewiß nicht! Die werde ich doch nicht mit Speck vergleichen!" Ich hatte genug von meinem Versuch, mich mit ihm zu unterhalten, drehte den Kopf ab und sprach kein Wort mehr, sondern hörte aufmerksam einem eingehenden meteorologischen Vortrag des Doktor Windmacher zu. Nur nach Tisch kam ich noch einmal mit dem Maler kurz aneinander. Ich hatte etwas im Zimmer vergessen, in dem er noch rauchend allein saß, und da nahm ich mir vor, ihm einmal meine Meinung über ihn kundzugeben. Wie es sich machte, weiß ich nicht mehr, aber da er mich anredete, konnte ich an seinen Namen anknüpfen und ihm ausdrücken, daß ich nicht so heißen möchte. Da hatte der Mensch die Unverschämtheit (denn ich verstand erst nachher, was es besagen sollte) mit seinem unausstehlichen Lachen zu antworten: „Das ist ja auch nicht nötig. Übrigens macht sich Hammwinkel auch nicht so besonders schön. Hammwinkel und Follebier geben und nehmen sich nicht viel." Ich biß mir auf die Lippe, so grimmig war ich, am meisten auf mich selbst, daß ich mich nochmals in einen Worttausch mit ihm eingelassen hatte. Nie wieder! er mag auf mich hereinreden, was er will. Mama hat recht: „ungeschliffen und ordinär", wie sein Name. Mir kommt's erst bei'm Nachdenken, daß seine Augen mich bei seinem rohen Speckvergleich flimmernd angeblinzelt, als ob er mir eine Sottise damit zu sagen beabsichtige. Daß man solchen Roheiten ungeschützt ausgesetzt sein muß. Es hörte freilich niemand, als Reinbold, aber der grinste, wie immer, nur dazu. Und ich habe doch nichts Aufgequollenes, das an — pfui, ich mag das Wort nicht schreiben — erinnerte. Mein Wandspiegel (einen Schuh lang und halb so breit) ist allerdings so blind, daß ich wie ein runder Käseleib darin ansehe.

(Fortsetzung folgt.)

Festspruch

bei der Aufnahme als „Meister" in die Bürger-Sängerzunft München

Viel Dank, ihr gütigen Herren, daß ihr mich
In eure schöne Zunft habt aufgenommen!
Schon recht belagt ist der „Gesell" und sollte
Schon längst sein „Meisterstück" geliefert haben:
Doch dazu reicht es nicht und „ein Gesell"
Bleib ich mein Leblag: „Meister" werd' ich nie.
Denn „Meister" sind die Gottbegnadeten,
Die schöpferisch das Hergebrachte sieghaft
Mit eigenartig Neuem überholen,
Wegbahnend ihrem Volk und ihrer Zeit
Ein Neuland als Eroberer gewinnen:
Das ist des Genius stolzes Recht und Kenn-Mal.
Mir ward die mittlere Begabung nur,
Die auf dem staub'gen Heerweg mühsam wandert,
Kein Kügelschwung hoch zu den Sternen trägt! —
Doch auch schon dies ist Glück: in Selbsterkenntnis
Sich ohne Groll und ohne Neid bescheiden
Und treu und fleißig der beschränkten Scholle,
Die in dem Reich der Kunst mein eigen ward,
Mit liebevoller Hingebung zu pflegen. —
Und das gelob' ich euch, ihr tapfern Herrn:
Nie andrem Zweck als dem des Schönen will ich,
Der reinen Kunst, so gut ich sie verstehe,
Mit allen Kräften dienen meines Geistes:
Das Häßliche, das Niedre, das Gemeine
Soll mir in Kunst und Seele niemals dringen:
Und gleich wie Schiller soll und Goethe mir
Die Dichtung sein ein priesterlich Geschäft,
Ein Weihedienst im Heiligtum des Schönen!

Felix Dahn.

Digitized by Google

Die Isar braust!

Die Isar braust!
Aus ihrer Wirbel ruhelosem Schäumen
Dringt es wie fernes Rufen mir empor —
Hast du noch immer nicht verlernt zu träumen,
Obgleich sich über deiner Stirne, Thor,
So lange schon die Silberlocke kraust?

Wer aber rief?
Ich weiß es nicht. Verwichene Gestalten,
Umschleiert, erheben sich im Gischt.
Mahnt ihr, längst überwundene Gewalten,
Daß jede Brandung doch zerstiebt, erlischt?
Grollt ihr, weil selbst der heiße Schmerz entschlief?

Ich weiß es nicht —
Erschauernd fühl' ich nur, daß, ach, nicht Einer,
Kein Lebender und kein verklärter Geist,
Mich übermächtig zu sich zwingt, daß Keiner
Die müde Seele siegend mit sich reißt
In seine Grabesnacht — ins warme Licht.

Vergaß ich? Nein!
Was jemals mein ich nannte, ist zur Stunde
Noch mein — doch was ist Treue ohne Glut?
Mir träufelt heut aus deiner roten Wunde
Das Leben mehr, des Herzens bestes Blut.
O schweigt, ihr Rufenden! ich bin allein.

A. Godin.

Robert Koch.

Es geht ein Jauchzen durch die Welt,
Ein Ruf wie Hosianna,
Was jubeln sie am Nil, am Belt?
Fiel auf die Wüste Manna?

Ja, Manna fiel! aus ist die Not,
Es sank der Feinde größter!
Brich auf im neuen Morgenrot,
Du dichter Hauf Erlöster!

Merkt er dich nah'n? Träumt er nicht schon
Von schönern Weihekränzen?
Spürt er's nicht schon wie Sternenloh'n
Um seinen Scheitel glänzen?

Sieht er nicht schon den Marmor weiß,
Das Erz zusammentragen,
Sein Bildnis mit dem Lorbeerreis
Dort aus dem Block zu schlagen?

Nichts sieht er, nichts, nicht Stern, nicht Block,
Ihm gilt's ein Kind'res schaffen,
Als Jenen gleich vor Stock und Pflock
Nach seinem Abbild gaffen.

Er sinnt, mit seines Schwertes Glut,
Der hehrste aller Recken,
Noch andrer Drachen gift'ge Brut
Hin in den Sand zu strecken.

Karl von Pleß.

Der alte Martin.

Es ist ein heißer, stiller Nachmittag,
Wohl um die dritte Stunde. Drunt' im Garten
Erzittern leise, leise Blüt' und Blatt.
Kein Lufthauch weht, sie zittern in der Glut . . .
Der Kiesweg liegt verödet.
Horch, da hallt
Ein schwerer Schritt. Der alte Martin ist's,
Der Gärtnersknecht. In vielgeflickter Jacke,
Den Spaten auf der Schulter, tiefgesenkt
Den struppigen, grauen Kopf kommt er daher
Verdrossen und die plumpen Holzschuh klappern.
Nun macht er Halt und reckt sich. Stumpf und düster
Ist sein verwittert Antlitz. Langsam hebt
Er an zu graben, Stich um Stich, und wischt
Den Schweiß sich von der Stirn. Das Beet ist steinig,
Die Sonne brennt. Er aber gräbt und gräbt,
Wie die Maschine stetig, Stich um Stich.
Nur wischt sich die Maschine nicht den Schweiß.
Das arme, alte, stumpfe Arbeitstier!

Er müht sich lang, so arg gebückt, dann richtet
Er den gebeugten Rücken auf, und wieder
Seh' ich das eckige Antlitz, das die Not
So hart geprägt. Er starrt um sich und teilt
Nun in den Schatten des Bosquetts voll Rosen,
Und wirft sich hin, zu rasten in der Kühle.

Dort hängt am Strauche, halb gelöst vom Zweig
Und welkend eine Centifolie. Träge
Streckt aus der Alte seinen Arm und reißt
Die Blüte ab und wirft sie hin. Dann greift
Er sie vom Boden auf und riecht daran.
Und wie er also, plump und schwer gehauert,
Einsaugt den Duft, sieh', da belebt sich mählig
Das stumpfe Antlitz . . . Leise schüttelt er
Den Kopf und streicht die kahle Stirn und riecht
Dann wieder an die Blüte, riecht und lächelt . . .
Wie Sonnenschein auf einer öden Haide
So liegt dies Lächeln auf des Alten Antlitz,
Ein fellsam scheues, halb verschämtes Lächeln.
Er sinnt — worauf er sinnen mag? — und riecht
Und lächelt wieder. Horch, nun singt er gar!
Ich hör' es deutlich, wie er halblaut summt.
Er weiß wohl selbst nicht, wie die alte Weise
Ihm wieder in die rauhe Kehle kommt . . .
Was sieht dich an, mein armer, alter Martin?!

Lang sitzt er da, nun blickt er scheu um sich,
Ob Niemand ihn gewahrt. Vom Fenster trete
Ich rasch zurück . . .
O Rosenduft, o Lieb', o Jugendzeit!

Karl Emil Franzos.

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten.

Die schlimmen Brüder.

Volksschauspiel in vier Akten und einem Vorspiel von **Paul Heyse.**

(Schluß.)

Magnus.

Oho! Es ist mir guter Ernst.
Ermanne dich und meine Worte merk,
Daß du den Vater ehren lernst,
Und es dir wohl ergeh' auf Erden,
Wie Kinder Gottes unterwiesen werden.
Daß sie hier liegt, nun ja, es ist mein Werk.
Ich habe dein rasches Schwert gelenkt,
Daß sich's in diese Brust gesenkt.

Gabriel (aufspringend).

Ha, Teufel, wußt' ich's doch!

Magnus.

Gemach!
Ich bin am Wort. Was hättst du angefangen,
Wenn deine schwache Klinge brach?
Am höchsten Galgen würdst du hangen,
Und dies dein Liebchen schleppt' hernach
Ihr Leben fort in frost'ger Ehe.
Zu allem Glücke war ich in der Nähe,
Und als sie umsank, flößt' ich schlau
Einen Balsam ein der roten Wunde,
Daß sie erschien als eine todte Frau,
Indeß in ihres Herzens Grunde
Das Leben schlummerte wohlbewahrt.
Für dich, du Narr, hab' ich sie aufgespart,
Und der Herr Sohn, statt mir zu danken,
Lohnt gröblich mir mit schnödem Wort?

Gabriel.

Den Boden fühl' ich unter mir erschwanken!
Sie ist nicht todt?

Magnus.

Wir wecken sie sofort.
Doch da man ihr das Requiescat sang,
Ist sie für diese Welt begraben,
Die Gruft soll ihren leeren Sarg nur haben,
Du aber trittst als frischer Ehemann
Die süße Erbschaft lachend an.
Nun? fallen die Schuppen dir vom Auge?
Siehst endlich ein, daß einem Erdensohn
Auch wohl ein Höllenvater tauge?

Gabriel.

Sie lebt? Dies ist kein neuer Hohn?

Magnus.

Ich denk, sie wird's zufrieden sein.
Du küssest sie nur auf den Mund,
Und sie erstehst, frisch und gesund.
Geschwind ans Werk! Noch vor des Morgens Schein
Mußt du den Schatz ins Sichre bringen.
Ich helfe dir zu fröhlichem Gelingen,
Doch jetzo lass' ich euch allein.
Der Teufel macht den Kuppler gern;
Doch wenn zwei Liebende sich herzen,
Frißt ihm der Neid am ewig kalten Herzen,
Und Schäferstunden bleibt er fern.
(ab nach rechts.)

Sechste Scene.

(Gabriel. Die Herzogin.

Gabriel
(sich an die Stirn fassend).

Mir schwindelt! Wenn er diesmal mich nicht täuschte —
Und ob er als des Glückes Preis
Das Opfer meiner Seele heischte,
Ich zahlt' ihn gern.
(sinnt einen Augenblick, wendet sich dann nach dem Katafalk um.)
Und also sei's!
Ich wecke sie! (steht wieder still.)
Wird sie sich auch mir gönnen?
Nicht fordern, wenn sie neubelebt,
Daß wir auf ewig uns wieder trennen?
Nein, sie ist mein!
(Er steigt zu dem Katafalk hinauf, betrachtet die Schlafende).
Welch süßes Lächeln schwebt
Um diese Lippen, als stünde licht
Vor ihrem innern Sinn ein Traumgesicht
Von Lieb' und Treue! Ja, du Engelsbild,
Der Traum soll selige Wahrheit werden,
Meine Lieb' und Treue wie ein Schild
Dich sicher leiten durch alle Fährden!
(Er beugt sich über sie und küßt sie, tritt dann zurück)

Herzogin
(schlägt langsam die Augen auf, beginnt sich zu regen, richtet sich wie schlaftrunken auf).

O, das war süß! So lind wie Frühlingshauch!
Noch nie so Liebes mir geschah!
Mein holder Freund war mir so nah —

Digitized by Google

Er sprach von Lieb und küßt' mich auch —
Wir waren weit der Welt entrückt —
Wie kam das nur? Wie find' ich mich
Auf meinem Lager so schön geschmückt —
Und diese Blumen — sicherlich
Ging ich schon in den Himmel ein.
Ein jäher Schlag — nun weiß ich's wieder —
Warf tödtlich mich zur Erde nieder;
Ich muß daran verblutet sein.
Im Jenseits bin ich nun erwacht —
Nun werd' ich bald meinen Knaben sehn.
Vielleicht auch an des Freundes Hand
Wird mir mein Liebling entgegengehn.
Ich darf nur hier nicht mehr verziehn,
Ich will ihn suchen, und find' ich ihn,
Wie selig wollen wir Drei —
(Sie hebt die Füße vom Lager, fährt sich mit den Händen über die Augen.)

Gabriel (sich schüchtern nähernd).
O Teure,
Einzig Geliebte —

Herzogin (lächelnd)
So seid Ihr da?
Der sanfte Mund, ich wußt' es ja,
Der mich geküßt, es war der Eure.

Gabriel.
Und Ihr, Ihr zürnt mir nicht darum?

Herzogin
(schüttelte leise den Kopf).
Die Zeit der irdischen Not ist um.
Da, wo wir sind, mein einziger Freund,
Darf ohne Sünd' ein Jeder sagen,
Wie er's im Herzen fühlt und meint.
Auf Erden hab' ich Leid darum getragen,
Daß ich so herzlich für Euch empfunden,
Und war an andere Pflicht gebunden.
Hier fiel die Fessel von mir ab,
Und innig froh darf ich es Euch gestehen,
Daß ich Euch heimlich geliebet hab',
Seitdem ich Euch zuerst gesehen.

Gabriel
(ergreift ihre Hände, die sie ihm entgegenstreckt).
O Himmelswonne! Dies Gnadenwort
Machte zum Paradies den trübsten Ort.
Ist's wahr? Noch einmal laßt mich's hören,
Daß Ihr hinfort die Meine seid.
(will sie an sich ziehen. Sie wehrt ihn sanft ab.)

Herzogin.
Nicht so! Im Himmel wird nicht gefreit.
Wir werden uns ewig angehören,
Doch nicht wie in der Zeitlichkeit.
Kommt, stützet mich. Ich bin noch schwach.
Wie folgtet Ihr mir denn so bald?
Ihr seid ja noch in irdischer Gestalt,
Doch ich — dies Kleid — bin ich auch wirklich wach?
Wo sind wir hier? — O Gott — die Gruftkapelle!
(Sie macht sich von ihm los, schwankt die Stufen hinab, bedeckt das Gesicht mit den Händen.)

Gabriel (folgt ihr).
Geliebte, über diese Schwelle
Sollst du mir folgen ins Leben hinaus.
Unseres Bleibens ist nicht in diesem Haus,
Doch draußen erwarten uns tausend Freuden.
Komm — wir dürfen die Zeit nicht vergeuden.
(will ihre Hand fassen, sie tritt von ihm zurück.)

Herzogin.
Ich lebe! Ich Unsel'ge!

Gabriel.
Ja, du lebst,
Und ich — für dich nur will ich leben!
O sprich, warum bin jetzt vor mir erbebst,
Und hast so innig dich mir ergeben?
Den Andern allen bist du gestorben,
Dich bindet hinfort kein Treueschwur,
Dem Herzensfreunde gehörst du nur,
Der nun ein Recht auf dich erworben.
Wir fliehen fort zu fernen Gestaden,
Wo Niemand unser Glück verstört,
Wo aller Menschenfurcht entladen
Die Liebende dem Treuen angehört.
Der Fluch, der mir das Herz vergiftet,
Er wagt sich nicht an unser stilles Haus,
Und unser Bund, im Himmel selbst gestiftet,
Der Tod allein löscht seine Fackel aus.
Hörst du mich auch?

Herzogin
(ist auf einen Sessel gesunken).
Ich höre dich wohl
Und weiß nun auch, wie Alles kommen soll.
O das ist hart! O wär' ich nie erwacht,
Zu solcher Qual!

Siebente Scene.
Vorige. Magnus (tritt wieder ein).

Magnus.
Nun, meine Turteltauben,
Genug gegirrt! Im Flug verstreicht die Nacht.
Ich darf euch nicht ein Kützchen mehr erlauben,
Bevor ihr erst in Sicherheit.
Im Fluß ein Nachen liegt bereit,
Der trägt euch, während ihr schlummernd liegt,
Aus Meer hinab, gar weich gewiegt,
Von dort ein Schiff bis an den Zauberstrand
Italia's, wo vor der Hand
Ihr rasten mögt und euch ein Nestchen bauen.
Nur nicht gezaudert! Flink zur Fahrt!

Gabriel
(zur Herzogin, die Magnus entsetzt anstarrt).
Kommt, teure Frau. Wir dürfen ihm vertrauen.
Was starrt Ihr so?

Digitized by Google

Herzogin.

Seht Ihr nicht sein Gesicht?
Erkennt Ihr in diesen Zügen nicht
Tücke mit Schadenlust gepaart?
Ich weiß, er steht in des Herzogs Sold,
Was er uns rät, soll uns verderben.
Und müßt ich auf der Stelle sterben,
Nie folg' ich ihm!

Magnus.

Ihr war't mir niemals hold,
Durchlaucht'ge Frau. Das hat mich schwer gekränkt.
Ich bin Eu'r Freund, was Ihr auch von mir denkt.
Ja, wenn ich jetzt dem Herzog melden wollt',
In wessen Arm ich Euch gefunden,
Ich fände kaum Gehör. Denn wißt,
Ein schönes Fräulein bei ihm ist,
Die träufelt ihm in seine Herzenswunden
Gar linden Balsam, dienstbereit,
Aus christlicher Barmherzigkeit.
Der arme Witwer mag's wohl nötig haben:
Er ist, seitdem er Euch begraben,
Ganz trostlos und noch nicht gewohnt
Der Einsamkeit.

Herzogin.

Ihr lügt!

Magnus.

Wollt Ihr ihn sehn?
Ihr braucht nicht eben weit zu gehn.
Im Gartenhäuschen seufzt' er auf zum Mond,
Da schlich das gute Kind ihm nach.
Die Anglein selbst vom Weinen rot.
Die hat nun ihre liebe Not,
Von der Verzweiflung ihn zurückzubringen.
Doch denk' ich wohl, zuletzt wird's ihr gelingen,
Und trätet Ihr zu ihnen ein,
Ihr möchtet kaum willkommen sein.

Gabriel.

Und diesem Mann, der jede Ehr' und Pflicht
Mit Füßen tritt, fühlst du dich noch zu eigen?
O laß dein scheues Bedenken schweigen!
Ihm bist du todt, sei meines Lebens Licht!
Vor uns der Tag, und hinter uns die Nacht!
Dahin wo Freiheit und Wonne lacht,
Will ich dich führen, geliebte Herrin!

Herzogin.

(nach heftigem Kampf, seinen Arm ergreifend).

So komm!

(Sie wenden sich nach rechts, plötzlich blickt sie zu dem Bilde des Knaben auf, das von dem sacht vorrückenden Mondstrahl in diesem Augenblick hell beleuchtet wird, läßt Gabriel's Arm los, fährt mit einem Aufschrei zurück.)

Gabriel.

Was ist Dir?

Herzogin.

Gott steh' mir bei!
Ich kann nicht. (sinkt in die Kniee.)

Magnus (beftig zu Gabriel).

Welch' neue Phantasei
Ficht sie nun an? Kannst Du die Närrin
Deinem Willen nicht gefügig machen?
Steht's so um Deine Liebeskraft?
Ich höre die ganze Hölle lachen.

Gabriel.

O blick sie an! 's ist grauenhaft.

Herzogin

(zu dem Knaben aufblickend)

Warum schaust Du hinweg von mir,
Schüttelst traurig Dein blasses Haupt?
Was hat mir Deine Liebe geraubt?
Sieh mich auf meinen Knieen hier,
Mein holder Liebling, in Qual vergehen,
Will Dir all meine Schuld gestehen!
Ach, Deiner armen Mutter Herzen,
Seit Du geschieden,
In bittern Schmerzen
Entwich der Frieden.
Die süße Sünde so schmeichelnd kam,
Mit weichen Händen
Einzuwiegen den alten Gram.
Aber ich will mich von ihr wenden.
Dein liebes, stilles, banges Gesicht
Es mahnt mich der vergessnen Pflicht.
Irr war mein Haupt, mein Herz war krank –
Du hast mich geheilt, hab Dank, hab Dank!

Magnus.

Da wären wir nun just so weit
Wie gestern, und alle Müh' vergebens.
Verdammte Weiberempfindsamkeit!

Gabriel (zur Herzogin).

Erbarmt Euch nicht meines jungen Lebens,
Das elend sein wird, wenn ich Euch verlor?

Herzogin (richtet sich auf).

Es ist umsonst, wir müssen entsagen.
Das Leben wunschlos weitertragen.
Was ich vor Gottes Altar beschwor:
In guten und in bösen Tagen
Meinem Gatten ein treues Weib zu sein,
Jetzt, da vom Tod ich auferstanden,
Verknüpft mich's ihm auf Neu' mit heil'gen Banden,
Und ich gehöre nur ihm allein.
So laßt uns scheiden, mein theurer Freund!

Magnus.

Holla! Das geht so glatt nicht, wie Ihr meint.
Ihr möchtet leben für Euren Gatten,
Der sich den Henker um Euch schert?
Sehr tugendsam fürwahr und ehrenwert!
Wenn wir nur auch zu leben Euch verstatten!
Eures tödlichen Schicksals Lauf
Hielt nur ein kräftiger Balsam auf

Digitized by Google

Aus meinem Arzneienschatz.
Löst' ich den Bann, so sinkt gleich auf dem Platz
Der schöne Leib ein Raub des Todes hin.
Wie denkt Ihr nun davon, Frau Herzogin?

Herzogin
(ihn beobachtend anblickend).

Du drohst umsonst. An dieser Höllenlist
Erkenn' ich klar, daß du der Dämon bist,
Der irrender Menschen Herz umgarnt,
Und seh' mit Schaudern den Abgrund klaffen,
Bereit, auch mich hinabzuraffen,
Hätte mein Kind mich nicht gewarnt.
Thu nun dein Ärgstes. Ich befehle
Meinem Erlöser die sünd'ge Seele.
(Pause.)

Magnus.

Verflucht! Hätt' ich das Spiel verloren?
Um eines Weibs verrückten Eigensinn
Umsonst all meine Kunst beschworen?
Fischblüt'ge Thörin, so fahr denn hin
Mit deinem Kyrie eleison!
Hab' ich den Kürzern hier gezogen,
Entschäd'gen wird mich hier mein lieber Sohn.
Das Glück, um das du ihn betrogen,
Wird er hinfort bei hundert Weibern suchen,
Und wenn verloren an Seel' und Leib
Sie wütend ihrem Verderber fluchen,
Wird er der Flüch' und Thränen lachen
Und dich, du hochbelobtes Weib,
Haftbar für ihre Seelen machen.

Gabriel.

Das wähne nicht, du Schadenfroher! Nie
Wird mir dies reine Bild erblassen.
Dich aber werd' ich ewig hassen,
Der mir das Leben nur zur Qual verlieh.
Und trätst du je mir wieder nah,
Zu dieser Heiligen würd' ich flehen,
Mit ihrem stillen Blick mir beizustehen.
Vor dem in Nacht ich versunken sah
Das Niedrige, das hoffnungslos Gemeine,
Wie Nachtgespenster vor des Frührots Scheine.

Magnus.

Das nimmt sich recht erbaulich aus.
Doch wer einmal der Schuld verfiel,
Den läßt sie nimmer aus den Krallen,
Und wie die Katze mit der Maus,
Treibt sie mit ihm ein ängstig Spiel,
Bis er mit Haut und Haar ihr muß verfallen.

Gabriel.

Der Schuld! O mahne mich nur daran,
Was ich im Leben Übeles schon gethan.
Doch wär' ich nie hinabgetaucht
Zum Höllenabgrund von Schuld und Schmerz,
Wie wüßt' ich, was das arme Menschenherz
Zu seinem Trost und Heile braucht!
Ein tönend Erz wär' der Gesang,
Der nicht aus wissender Seele drang.
Du aber, der ein Vaterrecht erschlich,
Nie sollst du Macht an mir gewinnen.
Bei jener ärmsten Seele, die erblich
Durch deine Tücke, beschwör' ich dich,
In meiner Mutter Namen: weich von hinnen!

Magnus.

Verblendeter! Der ungeratne Sohn
Wagt, seinem Vater abzusagen?
So mag er seinem Trotz zum Lohn
Der Mutter Leidenserbschaft tragen.
Zieh in die Welt und sei bemüht
In stumpfen Seelen, die im Koth versunken,
Zu schüren jenen Himmelsfunken,
Der deine Dichterbrust durchglüht:
Dein Bestes magst du ihm zum Besten geben,
Der Menschenpöbel rümpft die Nase
Und wird in stürmischer Ekstase
Den schalen Gaukler auf den Schild erheben,
Der nie sich höhern Flugs erkühnt,
Mit Possenkram die Kindischen bedient.
Hättst du mit mir dich fest verbündet,
Du hättest eine Welt verführt,
Ein Reich der freien Lust gegründet,
Der Herrschaft Wonnerausch verspürt.
Nun wirst verhöhnt du und verkannt,
Als Halbnarr und Phantast verschrieen,
Ein Bettler durch die Gassen ziehen,
Um, wenn der goldne Trug der Jugend schwand,
Den ungeheuren Irrtum zu entdecken
Und wie ein armer Hund am Wegesrand
Im Hungerwahnsinn zu verrecken!

Gabriel.

Du suchst umsonst mich abzuschrecken.
Ich wandle, wohin der Geist mich führt,
Von Furcht und Hoffnung unberührt,
Die Brust erfüllt von schwererkämpftem Frieden.
Und so zum letzten Mal: wir sind geschieden!

Magnus
(schlägt eine wilde Lache auf, stampft auf den Boden und versinkt. Eine hohe Flamme lodert empor).

Achte Scene.

Gabriel. Herzogin.

Gabriel.

Sieg! Aller wilde Zwist vorbei!
Die Seele atmet wieder frei.
Und jetzt —
(wendet sich zur Herzogin um, die auf die Stufen des Katafalks hingesunken ist.)
O Allerarmer — todt?
(stürzt zu ihr hin.)

Herzogin
(sich mühsam aufrichtend).

Klingt meines Freundes Stimme hier?

Digitized by Google

Des Todes Fittiche rauschen über mir —
Mir dämmert ferne das Morgenrot
Des ew'gen Tags — bald werd' ich ihn sehn —
Erst aber — (sucht sich aufzurichten, er unterstützt sie.)
will ich schlafen gehn.
Das Leben hat mich müde gemacht.
(Sie setzt sich auf den Katafalk.)
Hilf mir zu Bett — O süßer Rosenduft!
(Sie legt sich nieder und streckt sich aus.)
Ich höre mein Kind, das nach mir ruft —
Ich komm', ich komme! — Nun — gute Nacht!
(Sie entschläft.)

Gabriel (am Lager knieend).

Du gehst — und mit dir all mein irdisch Glück —
Und lässest mich in Thränen hier zurück?
(Er erhebt sich langsam.)
Nein, nicht umflorten Auges soll
Dein Freund hinschreiten durch des Lebens Auen.
Er soll getrost auf zu den Sternen schauen,
Und wenn von Sehnsucht ihm der Busen schwoll
Nach dem Entrissnen, überirdisch Schönen,
Soll ihm Gesang das Leid versöhnen,
Dein Bild verewigend liebevoll.
Und so entrückt der schmerzlichen Begier,
Du Wandellose, lebst du fort in mir
(Er neigt sich über sie, küsst sie auf die Stirn.)
(Verhang fällt.)

Kirschenfest zu Naumburg.

Es drehen sich auf grüner Weid'
In eitel Lust und Fröhlichkeit,
Den Blumenkranz in Haaren
Der Kinder holde Scharen.

So feiert heut' auf weitem Plan,
Die kleine Maid, der kleine Mann,
Das Wunder, das vor Jahren,
Naumburg, die Stadt, erfahren.

Wie sind sie schön und rein und gut
In ihrem jungen Übermut!
Und zahllos, wie im Maien,
Weißblüten niederschneien.

Ich blickte in's Gewühl. Von Groll
Und Neid war mir die Seele voll,
Daß von dem reichen Reigen
Kein einziges mein Eigen.

Da jählings strömt zum Herzen heiß
Mein Blut und dann erstarrt's zu Eis —
Sind Gäste angekommen,
Die ich nicht wahrgenommen.

In weitem Kreise schwingen sich
Klings um die Tänzer fürchterlich,
Die nebelhaften Leiber
Der Männer und der Weiber.

Die Sorge, grau, im Schleppgewand,
Die Not, der Hunger Hand in Hand
Und mitten in der Sippe
Ein klapperndes Gerippe.

Vier Schwestern schleifen grinsend nach,
Die Schuld, die Sünde, Reu' und Schmach
Geschwinder und geschwinder
Umschweben sie die Kinder.

Des Lebens Leid und Bitternis
Und Liebespein und Kümmernis,
Sie reichen sich die Hände,
Der Reigen nimmt kein Ende.

Schon deckt ihr Schatten riesengroß
Die Armen, ach! so ahnungslos,
Daß diesen ist ihr Leben
Von Anbeginn gegeben!

Ich starrte lange festgebannt,
Dann habe ich mich abgewandt
Von den bekränzten Kleinen,
Um bitterlich zu weinen.

F. Pittner.

Der Sänger.

Singt der Fink auf hohem Baume
Singt von seinem Liebestraume
Ganz versteckt in Blütenzweigen,
Die sich vor dem Sänger neigen.

Fliegt der Fink vom hohen Baume
Steigend auf im blauen Raume,
Zittern noch die Zweige lange
Wonnebebend ob dem Sange.

Wonne bebte mir im Innern
— Ach! wie süß ist das Erinnern —
Als mein erstes Lied gelungen,
Und mein erster Sang erklungen.

Und mir war's, auf weichem Flügel
Flög' ich über Thal und Hügel,
Zu mir, in den blauen Lüften,
Stieg der blauen Blumen Düften.

Und die blauen Glütenglocken
Läuteten so froh erschrocken,
Leise hört' ich's aufwärts klingen:
„Ja, es hat der Dichter Schwingen."

„Schwingen, die ihn aufwärts heben
Über all das bunte Leben.
Aus den blauen Höh'n hernieder
Streut er seine gold'nen Lieder!"

Hans M. Grünlinger.

Digitized by Google

Aus Friedrich Rückerts Frühzeit.

Mitgeteilt von **Karl Emil Franzos.**

Wenn je von einem Brief gesagt werden konnte, daß er, dem Schreiber unbewußt, der treueste Spiegel seines Wesens sei, so gilt dies von dem nachstehend mitgeteilten aus Rückerts Jugendzeit. Man wird ihn nicht überschätzen, wenn man ihn einen der interessantesten und biographisch wichtigsten nennt, die uns bisher von diesem Dichter bekannt geworden.

Rückert stand, da er ihn schrieb, im 27. Lebensjahr; nun lag an äußeren und inneren Erlebnissen weit mehr hinter ihm, als die meisten Männer in diesem Alter zu erfahren pflegen und doch war er an heißblütiger Empfindung, an Lebensklugheit und äußerer Stellung jünger als seine Jahre. Nachdem er Privatdocent und Gymnasiallehrer gewesen, war er nun wieder „nur ein Dichter", der wie ein verirrter Vogel an guter Menschen Tisch seine Brosamen aufpickte, bei Freunden und Verwandten, am häufigsten bei dem wackeren „Herrn auf der Bettenburg", zuweilen auch in seines Vaters, des Rentamtmanns Hause zu Ebern, einem Landstädtchen zwischen Coburg und Bamberg. Dem Bettenburger, oder um ihn mit seinem vollen Namen zu nennen, dem Freiherrn von Truchseß auf der Bettenburg bei Haßfurt, dankte er besonders viel; der biedere Edelmann, ein fast ebenso seltsamer als verehrungswürdiger Mann, nahm sich nicht blos des Menschen, sondern auch des Dichters an, schrieb trotz seiner halbblinden Augen an alle Finde, welche Dankt er in dem jungen fränkischen Hünen entdeckt und ruhte nicht eher, bis sich auch andere seiner Gäste des Sängers annahmen, der damals oft mehrere Lieder täglich dichtete, aber sonst allerdings, wie es schien, zu nichts Anderem auf der Welt zu brauchen war. Auf der Bettenburg ist denn auch die erste Sammlung der Rückertschen Gedichte beschlossen und redigiert worden; im Sommer 1813 stellte er auf Truchseß' Drängen und unter Beihülfe der beiden Söhne von J. H. Voß, Heinrich und Abraham, die „Deutschen Gedichte" zusammen; richtiger gesagt: die beiden Brüder thaten's statt seiner; denn an Selbstkritik war ja später selbst der Mann und Greis nicht überreich, geschweige denn der Jüngling. Auch sein Pseudonym „Friedrich Reimar" ließen sie ihm zum Glück nicht unverändert, sondern wandelten es zum Mindesten in „Reimar" um, dann wurde ein Verleger gesucht. Leicht ging's nicht; endlich, im nächsten Jahr, entschloß sich der Heidelberger Verleger und Freund der Romantiker, Johann Georg Zimmer, dazu; ein Verlagsort war freilich, des verfänglichen Inhalts wegen, auf dem Titelblatt nicht genannt. Sogar die Correctur hatte Abraham Voß besorgt, da sich der junge Poet auch dazu schlecht schickte. Und so durfte der hilfreiche Mann wohl meinen, daß er es dem Dichter zu Dank gemacht, aber wenn nicht schon ein früherer, so wird ihm der folgende Brief diese Meinung geraubt haben. Zwei ungünstige Rezensionen und er beginnt flugs „mit dem Herrn Vice-Mäcenas einigermaßen zu hadern" und verlangt von ihm die sofortige Besorgung einer — zweiten veränderten Auflage! Man höre nur:

Ebern, d. 28. Oct. 1814.

Geh hin, mein vierzehngliedrig Kind, und zanke
Mit dem, der Schuld daran ist, daß, in Panzer
Und Helme, jüngst vor'm Publikum ein ganzer
Schwarm deiner Brüder eintrat in die Schranke;
Die jetzt es Niemand machen recht zu Danke,
Die albern meistert jeglicher Affanzer; —
Not thät's, daß sie sich berdeten mit franzer
Geschmeidigkeit, und ich bin doch ein Franke!
Zwar, hoff' ich, wird ihr Eisenblech, das harte,
Nicht gleich ein Recensentenbieb zerblättern,
Der täppisch dreinhaut; doch am Ende macht sich
Auch in dem besten Stahl wohl eine Scharte,
Wenn's so drauf los geht, wie's in deutschen Blättern
Gescheh'n ist, Nummer hundert sechs und achtzig!

Sie mögen selbst in den deutschen Blättern die unterstrichene Nummer nachsehen, um zu sehen, ob ich nicht Recht habe, mich zu ereifern! Eigentlich zwar muß ich die dortige Recension (die erste von allen über meine deutschen Gedichte, die ich hier habe zu sehen kriegen können, das fatale Gewächs im Morgenblatte ausgenommen) für mir sehr ehrenvoll halten; ihr Verfasser spricht als ein Mann, der von der Poesei etwas mehr fordert als Klänge; und da er der meinigen zugegeben, daß sie auf rechten Fundamenten stehe, so hätte er übrigens an der äußeren Vollendung noch mehr und noch schneidender tadeln können, ohne mich zu verwunden. Aber es ist doch ärgerlich, daß er eben, wie alle Welt, nichts vom Sonett versteht, und auch nicht ahnt, daß Härte, Rauhheit, Schroffheit an der Poesie auch Styl sein können, statt Fehler oder Mangel an Bildung. Was er von der lieblichen Weichheit des Sonetts sagt, habe ich bei Petrarka nicht gefunden, dessen Sonette sämtlich streng gezimmert sind. Ich habe schon gewaltig lachen müssen über das wunderliche Zeug, das dieser gestrenge Herr zuweilen unter seine verunsinnigen Ideen mischt. Z. B. die Kriegslieder sollen unsinnbar seyn; das ist wahr, und ich weiß auch warum, aber warum meint jener? „Wegen der ungleichen Strophen?" Nun möchte ich wissen, was das wäre! Überhaupt scheint er sehr Lust zu haben, alles sammt und sonders für eine Hinsprudelung auf gut Glück zu halten, für so ein Ergießen einer poetischen Ader, die selbst nicht weiß, was sie will, noch wozu es soll. Künstlerische Besonnenheit traut mir der Herr durchaus nicht zu; den Formzwang hält er für Formlosigkeit; aber das Ärgste ist, daß er mich gar für einen Preußen hält, weil ich eine geborne Preußin lobe, die im Ausland wohnt, und eine fränkische Bauerndirne schände, und beides, des Contrastes wegen, hart nach einander Wie abgeschmackt müßte das einem Preußen anstehen! Ich weiß es nur nicht recht anzugreifen, sonst möchte ich wohl eine Berichtigung dieses

Digitized by Google

Punktes zur Ehrenrettung der Preußen, die durch meine Veranlassung ihrer alten Ruhmredigkeit beschuldigt werden, in die deutschen Blätter einrücken lassen. Das ist schon wieder ein Scandal, den mir die Bauerndirne verursacht hat; es sind Ihnen von Truchseß schon mehrere dergleichen bekannt; und hier in Baunachsgrund bin ich förmlich in Bann gethan. Ich fürchte immer, wenn ich meine Muse anrufe, daß nicht einmal in ihrer Maske eine edle Landsmännin von mir komme, und mir die Ahnen anstrafe. Ich hab Truchseßen zu Gefallen eine Art von Widerruf (Bekehrungslied des fränkischen Mädchens) gemacht, das nichts taugt. Aber das Lied selbst gebe ich nun einmal nicht her, ob es gleich Truchseß verlangt. Hier aber muß ich den Übergang machen, um wirklich mit Ihnen einigermaßen zu hadern, mein Herr Vize-mäzenas! Warum haben Sie Ihr Amt eines Zensors auf der Bettenburg nicht strenger verwaltet, und allen Plunder, Gutes und Schlechtes miteinander, die Zensur passieren lassen? Wissen Sie noch, daß Sie und Truchseß von den 20 letzten Sonetten nicht recht angesprochen waren? Aber statt dem Grunde recht nachzuspüren, schoben wir's auf die Übersättigung. Ich selbst war durch zu reichlichen Genuß Ihres Beyfalls berauscht, und konnte auch nicht prüfen; ich lief nach Haus, schrieb noch über Hals und Kopf zusammen, was mir unter die Hände kam. Sie nehmen's, packen's zusammen, und lassen's drucken! Schon acht Tage nachher hätte ich gerne alles wieder zurückgehabt; und noch ehe ich die gedruckten Exemplare erhielt, war ich schon entschieden, was eigentlich gelten sollte, und was nicht. Ich will es Ihnen hier kürzlich sagen, was eine etwaige zweite Auflage, eine verminderte, nicht vermehrte, behalten würde.

I. Die zwölf Spott- und Ehrenlieder bleiben ganz; und im Marschall Vorwärts fällt die dritte Strophe heraus — (diese Spott- und Ehrenlieder sind mir jetzt noch ganz recht; nur finde ich sie von einer gewissen artistischen Magerkeit und Nüchternheit.) — II. bleibt auch; bis auf die Druckfehler z. B. einmal Mond und Zier statt Mord und Gier. B. III bleibt nur das erste und letzte Stück, (das sogenannte Festlied, und: das ruft so laut!) der Klotz und der Teufel sind in sich null und nichtig. B. IV. endlich bleibt nichts als die Sonette Nr. 8, 9. 10. 14. 15. 16 und 17. — Nun, lieber Herr Professor, machen Sie doch, daß ich sogleich alles, wie ich es wünsche, in einer zweiten Auflage gedruckt kann sehen! Für mich zwar habe ich schon eine solche Auflage veranstaltet, nämlich in meinen Exemplaren habe ich alles herumtergerissen, was noch den ersten (und hier also einzigen) Gesharnischten Sonetten folgt; und in dieser Gestalt kann ich das Büchlein nun mit rechter Satisfaction ansehen und durchblättern, in der andern ärgerts mich unbeschreiblich, und doch muß ich es in dieser in den Händen der Lesewelt wissen! Wenn ich doch nur eher daran gedacht hätte, Zimmern zu bitten, alle Exemplare auf diese Weise zu kastrieren; jetzt nunmehr kann ich nichts anders wünschen, als daß das Ding bald vergriffen sein möchte. Aber trotz all den Recensionen habe ich dazu schlechte Aussicht; in Coburg kennen die Herren Buchhändler den Herrn Freimund Reimar garnicht; und in Bamberg hat der berühmte Herr Kunz gar eine Companie, Freymund und Reimar, aus mir gemacht. Sagen Sie mir doch, ob ich in irgend etwas an Zimmer gebunden bin, oder ob ich, wo ich sonst kann, eine zweite Auflage nach meinem Sinn darf machen lassen, ohne mich um die erste unhonorierte zu kümmern? Oder ob Zimmer selbst Aussicht giebt auf eine zweite, mit beygesetztem Druckort, damit es besser in Kurs kommt! Sie sehen, wie heißhungrig ich bin. Wegen eines neuen stärkeren Bandes (Kranz der Zeit betitelt) schreibe ich soeben an Fouqué, ob er mir einen zahlenden Verleger schaffen, damit ich mit dem Gelde dann nach Berlin gehen und dort wenigstens einen Winter für mich zubringen könne. Gern möchte ich dort noch den Studenten machen, lieber als in Würzburg den Docenten. Wie Fouqué mich, vorgestellt durch Truchseß, aufgenommen, wissen Sie durch diesen, und ich juble darüber. Jean Paul hat mich kahl abgefertigt, wie ich erwartete. Er hat an Hohnbaum einen frostigen Brief voll schalen Witzes, in seiner schlechtesten Manier, geschrieben und verheißen, mich in eine Note einer Recension des Deutschlands der Frau von Stael zu werfen; was mich ganz unbeschreiblich kränkt, weil ich schon vorher einen Grimm hatte, über die schlechten Deutschen, die so großes Wesen aus dem Buche der Französischen Mehe machen als ob es ein rechtes Glück für uns wäre, einigermaßen von ihr gelobt zu werden. Und was ist es denn mit diesem Lobe? Den Deutschen fehlt doch das erste Talent, das der Conversation; und unser wildes poetisches Gewächs ist doch kein racinischer Zwergbuchs. Sie wirft uns nichts als Almosen zu, und wir sind wahrlich noch immer Bettler.

Göthe war ja in Heidelberg, Sie werden vermutlich den verheißenen Zubelbrief an Truchseß geschickt haben, und ich hoffe, bei Gelegenheit auch etwas davon zu bekommen. Wie hat es mich gefreut, daß der alte Promethens noch zuletzt einen Akt von öffentlicher Huldigung in deutschen Landen einnimmt; und doch ist sie so kahl! Ich habe neulich in Hohnburg von einem von Darmstadt kommenden Major, im Ton leichtfertiger Verschlage, erzählen hören, daß man daselbst, ihm zu Ehren, Kotzebues Strickadel gegeben habe, und eine anwesende ästhetische Professorswittwe erläuterte den Zusammenhang zwischen Göthe und der Strickadel dadurch, daß sie wissen wollte, Kotzebue und Göthe haben einmal eine Art von Wette angestellt, ob man nicht über einen ganz gemeinen, geringfügigen Gegenstand ein gutes Theaterstückchen machen könne. Daraus sey die Strickadel geworden. Was nun an der Wette ist, weiß ich nicht, eben so wenig, ob die Strickadel ein gutes Stück ist, aber noch weniger, wenn das alles ist, wie das gleich wohl eine Huldigung für Göthe abgeben soll.

Haben Sie den weimarschen Willkommen gelesen? Die Sammlung der Gedichte zum Empfang des vielfahrenden Herzogs; eine Zusammenstellung, einzig in ihrer Art, ob ich gleich das Einzelne fast durchweg ungenießbar gefunden habe. Ich erhielt das Büchlein von einem Nachbar, dem Herrn von Rotenhan, und verhieß ihm, herauszufinden, was etwa daran von Göthe sey. Ich fand, daß eben alles von Göthe sey, aber nicht unmittelbar von ihm, sondern wer weiß von wie vielen

Digitized by Google

ihm nachtrabenden vornehmen Poeten und Poetinnen von Weimar. Solch ein großes Genie verödet wie ein großer Baum eine ganze Strecke um sich her, daß daraus nichts selbständiges aufkommen kann. In 50 Jahren wird noch Weimar nichts anderes hervorbringen, als lauter kleine Göthes, wer eine Freude daran hat, ich habe sie nicht.

Kennen Sie denn Roberts, des Juden, verheißenes Epos näher? Es hat ihn doch kein böser Geist verlockt es in Hexametern zu schreiben? Ich liebe den griechischen Homer und bewundere den deutschen; der Hermann und die Luise sind mir beide ganz vollkommen recht, aber ich sehe nicht ein, wie man diesen heiligen, deutschen Krieg in griechische Hexameter bringen will? Ich habe neulich ein solches Werk von Mehring in die Hände gefaßt, ich hatte nicht mehr Zeit, als die Anfangsverse zu lesen, aber auch nicht mehr Lust. Überhaupt kann ja jetzt unmöglich schon ein vernünftiges Heldengedicht zu Stande kommen; da die Stoffe noch so wild durch einander liegen; man müßte es denn so angreifen wie ich denke, daß Fouqué es in der Corona gemacht haben wird. Die ganze Geschichte, so heilig, so groß sie ist, ist doch durchweg prosaisch; es lassen sich aus dem Meer der Begebenheiten, das, wie alle Meere, Wasser ist, und zwar kein süßes, nur einzelne Perlen herausfischen. Auf solche Perlenfischereien bin ich in dem Kranze der Zeit ausgegangen, was ich von poetischen Zügen, Situationen habe auftreiben können, habe ich einzeln gestaltet und es zu einem Ganzen nothdürftig zusammengereiht um es nur einstweilen aufzuwahren, bis einmal was wirklich Ganzes daraus werde. Der Kranz selbst ist eigentlich nur eine Erweiterung der zwölf Spott- und Ehrenlieder; nur habe ich die dort so magere Manier hier mit mehr Fülle auszustatten gesucht. Der Kranz selbst soll nach Form und Inhalt durchaus volksmäßig und objektiv seyn; als Beiwerk dient eine Einleitungsode, dann 9 Sonette, in die sich das Subjective ausgeschieden hat. Ich gebe Ihnen das erste dieser Sonette.

Vors Publikum, den hochgewaltgen Richter,
Deß Urtheil oft macht Schächerblut verspritzen,
Stell' ich Anwälte, die vor diesen Sitzen
Vertreten sollen mich, den scheuen Dichter.

Muth, Ummuth, Anmuth heißen sie. Was spricht er,
Der Muth?: „Seht ihr aus meinem Aug mich blitzen?“
Der Unmuth?: „Fühlt ihr euer Herz mich ritzen?“
Die Anmuth?: „Seht ihr spielen meine Lichter?“

Der Muth: „Ich möcht' in euch mich selbst erneuern.“
Der Unmuth: „Mich in euch auf Feind' erregen.“
Die Anmuth: „Fein es halten auch in Schranken.“

O kehrt des Dichters Muth nicht um in Schrecken;
Kehrt euren Unmuth nicht ihm selbst entgegen;
So soll anmuthig euch die Anmuth danken.

Die andern sind weniger spielerisch.

Nun gebe ich Ihnen noch das Ende vom Kranz. Der Kranz, nachdem er sich wechselnd um Alles geschlungen, was sich ihm eben bequemes dargeboten, und zuletzt über Blüchers und der Preußen Haupt gegangen, setzt sich endlich ihrer Viktoria auf:

Viktoria, Kranzträgerin.
Himmlische Kriegerin,
Göttliche Siegerin,
Bist Du zurück zu den Deinen gekehrt?
Du uns geraubte,
Todt uns geglaubte,
Hast Du uns unseres Irrthums belehrt,
Dich aus Umnachtungen
Deiner Verachtungen
Wieder mit Achtungen strahlend bewehrt?! — —*)

Hörst Du, Viktoria?
Siehst Du die Gloria?
Jeglicher Jubel und jeglicher Glanz,
Dort, was geschlichtet ist,
Hier, was gedichtet ist,
Auf Dich gerichtet ist, Göttin, es ganz,
Wiedererrungene,
Liederbesungene,
Liederumschlungene, trag' hier den Kranz.

Der letzte Vers gehört als Schluß nicht zu diesem einzelnen Lied, sondern zum Ganzen. Wenn Sie mir schreiben, so geben Sie mir doch gefälligst Ihr Urtheil über eine Ode, die Ihnen Truchseß muß geschickt haben, Preußens Geburtsfest; ich kann darüber nicht recht mit mir einig werden. — Leider sehe ich, daß Sie nach allem dem, was ich geschrieben, einen schlechten Begriff oder gar keinen von meinem Kranz der Zeit haben können; doch kann ich's jetzt nicht ändern, sondern habe nur noch just soviel Zeit und Platz, um Sie recht herzlich zu grüßen, und mich Ihren Freund zu nennen, voll Hochachtung

Fr. Rückert.

Nachschrift: So eben bekomme ich in der eleg. Z. eine Anzeige der D. G. von Gustav Schwab zu lesen. Es freut mich unendlich, daß er vorzüglich auf das Cyklische der einzelnen Abtheilungen gesehen hat, da alle meine bisherigen Leser und Hörer immer nur einzelnes für ihren Gaumen herauszuwählen scheinen; ob er gleich wegen der zwei letzten Abtheilungen blos von seiner aus den zwei ersten stammenden Begeisterung zu entschuldigen ist. Was die letzte Abtheilung der Sonette betrift — im Reinen; die vorbemerkten 8 machen mit 16 neuen, die aus einem ganzen Haufen auf die Schlacht von Leipzig ausgewählt sind, nun ein neues Doppeldutzend, das jetzt mit dem ersten sich wohl müssen können wird. Schreiben Sie mir doch ja, lieber Freund, ob ich, ohne mich um Zimmer zu bekümmern, mit den Gedichten machen darf, was ich will und kann.

Was Alles uns der merkwürdige Brief**) von dem Wesen und den Anschauungen des jungen Dichters verrät, soll hier nicht erst ein- und ausdrücklich nachgewiesen und kolorirt sein. Ich beschränke mich auf die nöthigsten sachlichen Erläuterungen. Der Adressat ist höchst wahrscheinlich Abraham Voß, nicht, wie ich zuerst vermutete, sein Bruder Heinrich. Allerdings berichtet dieser

*) Wir geben, da dies Gedicht bereits gedruckt ist, nur die erste und letzte Strophe wieder.

**) Das Original befand sich in der Sammlung des Freiherrn Wendelin von Maltzahn und wurde bei der Auktion derselben von dem bekannten Sammler, Herrn Bankier Alexander Meyer Cohn in Berlin erworben, welcher der „Deutschen Dichtung“ freundlichst die Veröffentlichung ermöglichte. Gleich warmen Dank habe ich dem trefflichen Rückert-kenner, Herrn Pfarrer Putz in Gundelsheim bei Gunzenhausen für eine Reihe wertvoller Nachweisungen, die oben benützt sind, zu sagen.

Digitized by Google

Letztere in einem Brief an Fouqué (Beyer, „Neue Mitteilungen über F. R." I. 185), daß er den Druck mit veranlaßt habe, doch passen die Worte: „Sie nehmen's, packen's zusammen und lassen's drucken . . ." nur auf Abraham. Die „Deutschen Blätter" waren eine bei Brockhaus in Altenburg und Leipzig 1813—16 erschienene Zeitschrift; die Rezension steht im 5. Bande in der von Rückert im Eingangs-Sonett genannten Nummer; daß sie in allem Wesentlichen günstig war und auch durch das Was und Wie des Tadels keinen Grund zur Ereferung gab, steht für den Kundigen obenhin zwischen den Zeilen des Briefes geschrieben. Doppelt maßvoll, ja wohlwollend wird man sie finden, wenn man sie mit dem „fatalen Gewäsch im Morgenblatt" vergleicht, als deren Verfasser Ahlvsel (G. Schwab's kleine prosaische Schriften, Seite 240) den Vater Abrahams, J. H. Voß bezeichnet; ist diese Angabe richtig, dann mag diese Bemerkung Rückerts den Empfänger allerdings etwas seltsam berührt haben. Noch viel schärfer hat übrigens kurz darauf Paulus in den „Heidelberger Jahrbüchern" die „Deutschen Gedichte" mitgenommen. — Die „geborne Preußin", welche Rückert in den „Deutschen Gedichten" (Seite 21 ff. „Lied einer geborenen Preußin") feierte, war eine Schwester des Generals Grolmann, die damals im Kreise der Freiherrlich Rotenhanschen Familie zu Rentweinsdorf, nahe bei Ebern, wohnte. Das hohnvolle „Lied eines fränkischen Mädchens" (D. G. S. 24 ff.) zog Rückert viel Verdruß zu; zu dem Harmlosesten zählt es noch, daß ihm die Tochter des Rentweinsdorfer Arztes mit den Worten: „Ich bin ja ein fränkisches Mädchen" einen Tanz verweigerte; Andere seiner Landsleute trugen es ihm bitter nach. Wenn auch Rückert seine Absicht, eine Berichtigung des Punktes, daß er kein Preuße sei, in die „Deutschen Blätter" einzurücken, unausgeführt ließ, so hatte er sich doch wegen seiner Angriffe auf die Süddeutschen, die er als Südlinge der Franzosen gesichtigt, in denselben Blatte kurz darauf seiner Haut zu wehren, was ihm wenig glückte. L. Geiger hat kürzlich (in der Zeitschr. für vergl. Litt.-Gesch. und Renaissance-Litt. IV. 18) an diese Polemik erinnert. Ein Süddeutscher, Leuthar, stellte Rückert in grimmigen Versen zur Rede und mahnte ihn, lieber die Heldenthaten der Schwaben bei Brienne und Montereau, statt jene längst gestillte Gesinnung zu beachten. Die Forderung war um so berechtigter, als ja wahrlich bis 1813 nicht die Schwaben allein Napoleon Heerfolge geleistet; Rückert aber wollte die Sache ins Humoristische ziehen und that dies in nicht eben glücklicher Weise durch das folgende Sonett:

„Gegrüßet seyst Du, junger Schwabenadler,
Weil Du doch mit Gewalt willst seyn kein Rabe:
Ich wollt' auch ja viel lieber seyn im Grabe,
Als seyn des edlen Schwabenstamms Entadler.

Die Schlacht bei Montereau hat keinen Tadler
An mir, weil ich die Schlacht gesehn nicht habe:
Ich glaub's, daß dort mehr Köpfe wäht' ein Schwabe,
Als deren in der Werkstatt hat ein Nadler.

Wenn ich einmal die Schwaben Raben nannte,
So war das nur des selt'nen Reimes willen,
Darob ich jetzt, von Dir gezüchtigt, ächze!

Doch schalt ich Dich nicht, weil ich Dich nicht kannte;
Und gern nenn' ich Dich Adler, Dich zu stillen.
Damit Dein heischrer Vers nur nicht mehr krächze!"

Die „Deutschen Blätter" druckten das Gedicht, aber da nun Leuthar bei der ernsten Donart blieb, war die Wirkung für Rückert keine günstige. Denn es traf ihn nicht unverdient, als Leuthar sich darüber beklagte, daß der Gegner mit Unrecht seinen patriotischen Eifer verhöhnt und mit den Versen schloß:

„Für meines Schwaben-Stammes Ehre wacht' ich,
Den Hohn des Franken deutsch und frei veracht' ich,
Du hast mein letztes Wort nach deutschen Pflichten."

Der „Widerruf (Bekehrungslied eines fränkischen Mädchens"), welches Rückert „Trachseßen zu Gefallen" gedichtet, ist ungedruckt geblieben; wir können also nicht beurteilen, ob es wirklich nichts taugte; das auf dasselbe Thema bezügliche Gedicht, welches zuerst in der Erlanger Ausgabe der Gedichte von 1836 (II. S. 50) gedruckt wurde, kann es wohl darum nicht sein, da dies letztere nicht die Bekehrung des fränkischen Mädchens, sondern nur den Unterschied zwischen der Herrin und der Magd darstellt.

Eine zweite Auflage der „Deutschen Gedichte" ist bekanntlich niemals nötig geworden; als aber Rückert endlich dazu kam, für die Erlanger Ausgabe von 1836 seine Auswahl zu treffen, da scheint er über sein Jugendwerk anders und milder gedacht zu haben. Von den 44 „Geharnischten Sonetten" kamen unter diesem Titel allerdings nur 32 ins Buch; hinzugen sind sie in den „Gesammelten Werken" ungetannt zu finden (mit mehreren nachbenannt gebliebenen zusammen 67); von den „Spott- und Ehrenliedern" fiel nur das „Lied einer geborenen Preußin" aus. Allerdings ist fraglich, wie weit Rückert selbst als Redakteur dieser Sammlungen zu betrachten ist; jedenfalls war der Einfluß seines Freundes Josef Kopp dabei sehr maßgebend. (Vergl. das fleißige Schriftchen von F. Reuter „Friedrich Rückert in Erlangen und Josef Kopp". Hamburg 1888). An Einzelheiten zu diesem Absatz seien noch verzeichnet: Der „berühmte Herr Kunz" war Buchhändler in Bamberg und, wie seine 1836 unter dem Pseudonym J. Faust erschienenen „Erinnerungen aus meinem Leben" verweisen, litterarisch sehr gebildet; der Vorwurf des überempfindlichen Dichters gründet sich offenbar auf einen Druckfehler in einer Annonce von Kunz; die drei Buchstaben „und" in „Freymund" mögen vom Setzer ein wenig weiter gerückt worden sein. Daß Rückert allen Ernstes fragt, ob er nicht sofort, um Zimmer unbekümmert, eine neue Auflage machen dürfe, ist gewiß für seine Naivetät höchst bezeichnend. Der Brief an Fouqué mit der Bitte um einen zahlenden Verleger steht in den „Briefen an Fouqué" (Berlin 1845 S. 199 ff.); die „Zeit der Zeit" brachte Cotta erst nach drei Jahren (1817), das späte Erscheinen und der übergroße Umfang (358 Seiten!) schädigten die Wirkung sehr. Daß Rückert weder Student in Berlin, noch Dozent in Würzburg, sondern zunächst, auf Truchseß' Drängen und Dank der energischen Verwendung desselben, Redakteur des Cotta'schen Morgenblattes geworden, ist bekannt. Der Mann, an den Jean Paul seinen Brief über Rückert geschrieben, war der Superintendent J. Christian Hohnbaum in Rodach; auch bei diesem Gönner, dessen Bekanntschaft er gleichfalls Truchseß verdankte, hatte er mehrere Monate als Gast verweilt (vergl. sein Idyll „Rodach"). Ob Jean Paul seine Absicht ausführte, weiß ich nicht anzugeben.

Auch zu den Bemerkungen über Goethe sei nur Thatsächliches hinzugefügt. Wie der Altmeister 1814 in Heidelberg aufgenommen worden, ist bekannt. Kotzebues Schauspiel „Die Stricknadel" verdankte, wie dieser selbst im „Vorbericht" zu dem Stück erzählt, thatsächlich der von Rückert ergriffenen Wette seine Entstehung, nur daß freilich nicht Goethe, sondern A. G. Meißner, der Verfasser der „Skizzen", Alfred Meißners Großvater, der Beteiligte war. Die Sammlung „Willkommen!" mit welcher Karl August bei seiner Heimkehr aus England empfangen wurde, enthielt 32 Gedichte, die Goethe gesammelt und redigiert hatte. „Zu den Verfassern gehörten außer Goethe selbst namentlich Riemar, Bertuch, Einsiedel, von Müller, Göttling, Danz, Bulpius, Knebel, Pfeuer, Voigt. Wie weit Goethes persönlicher Anteil dabei gegangen ist, steht nicht ganz fest." So Loeper (Hempel III, 321). Zweifellos stammt nur die Einleitungs-Strophe und die Schluß-Strophe eines Pfeuer'schen Gedichts von ihm.

„Robert der Jude" ist natürlich der Dichter Ludwig Robert; unter seinem „verheißenen Epos" sind vielleicht die zwölf Gedichte „Kämpfe der Zeit" zu verstehen, welche 1816 bei Cotta erschienen. Ernst Th. Mehring war Prediger zu Prißwalk; sein „Heldengedicht in 4 Gesängen nebst Epilog", betitelt: „Der Kampf der Freiheit oder das Jahr 1813" und 1814 in Berlin

Digitized by Google

erschienen, war sein erstes und letztes Werk. Fouqué's „Corona", ein Rittergedicht in drei Büchern, war kurz vorher bei Cotta erschienen. Daß der „Kranz der Zeit" erst 1817 erschien, ist bereits erwähnt; er war als „des 2. Bandes 1. Theil" bezeichnet, den 1. Band sollte eine neue Auflage der „Deutschen Gedichte" bilden, wozu es aber bekanntlich nicht kam. Das in unserem Briefe mitgeteilte Sonett ist nicht im Buche enthalten und daher bis heute ungedruckt geblieben. Hingegen wurde das Gedicht „Himmlische Kriegerin" zwar auch nicht in den „Kranz" aufgenommen, aber in der Erlanger Ausgabe (III, 468) zuerst mitgeteilt. Die Ode „Preußens Geburtsfest" dürfte bis heute ungedruckt sein. Die „eleg. J." ist die damals von Mahlmann redigierte „Zeitung für die elegante Welt"; in Schwabs von Klüpfel herausgegebenen „Kleinen prosaischen Schriften" 1882 fehlt die Recension, weil der Herausgeber sie, wie er bedauernd mitteilt (a. a. O. S. 239, Anm.) nicht aufzufinden vermochte.

Das Beste an dem Briefe freilich, um dessentwillen er dem Litteraturfreund besonders willkommen sein wird, bedarf keines Kommentars . . .

Die Suggestion und die Dichtung.

IV.

Als zehntes Gutachten lassen wir nachstehend jenes eines Forschers folgen, der namentlich als Arzt für Nervenkrankheiten reiche Erfahrungen über unser Thema gesammelt. Herr Professor Dr. Ludwig Hirt in Breslau schreibt uns:

Sehr geehrter Herr!

Was ich Ihnen aus meinen rein ärztlichen Erfahrungen über die „Suggestion" mitteilen kann, wird vielleicht nicht ausreichend sein, um die von Ihnen gestellten Fragen in genügender Weise zu beantworten; wenn es sich aber, wie Sie es beabsichtigen, darum handelt, „Licht in die Sache zu bringen", dann dürfen auch Umstände, welche auf den ersten Blick als nebensächliche erscheinen, nicht vernachlässigt werden, und aus diesem Grunde bin ich Ihrer Aufforderung, mich über die Suggestion zu äußern, gern nachgekommen.

Zunächst werden wir uns über den Begriff „Suggestion" ins Einvernehmen zu setzen haben; jemandem etwas suggerieren heißt ihm etwas einreden, eingeben, von etwas zu überzeugen suchen. Der Ausdruck hat von vornherein den Beigeschmack, daß das Einreden ohne oder gegen den Willen des Anderen geschehen soll.

Unter welchen Umständen, glauben Sie nun, wird es möglich sein, daß ein beliebiger Mensch einem andern, den er vorher nicht gesehen und nicht gekannt hat, etwas einredet? Doch wohl nur, wenn der Andere ein leichtgläubiger oder wenigstens zugänglicher Mensch ist, der willig sein Ohr leiht, und wenn das, was ihm eingeredet werden soll, glaubwürdig oder mindestens wahrscheinlich klingt. Lassen sich Umstände denken, unter denen das Suggerieren ohne eine oder gar beide der gedachten Prämissen vor sich gehen könnte, dergestalt, daß entweder einem Menschen, ohne daß er zuhört, Etwas eingeredet, oder aber, daß Jemandem, der zuhört, Etwas eingeredet werden könnte, was absurd ist, was er aber infolge der Suggestion doch glaubt und für wahr hält, lassen sich, sage ich, solche Umstände denken, so wird das auffällig und einer Untersuchung würdig.

Daß dergleichen thatsächlich möglich ist, erscheint über allem Zweifel erhaben; man weiß das seit fast 100 Jahren, seit der Zeit nämlich, da Mesmer in Paris seine bekannten und berüchtigten Zusammenkünfte hielt, bei denen viele Kranke geheilt und viele Gesunde krank wurden. Von all dem Hocuspocus, den der charlatanistische Doctor zur Wett beförderte, und durch den er eine erstaunliche Masse auch kluger und gelehrter Leute zu verblüffen wußte, ist nur eine einzige Thatsache als zweifellos wahr auf die Nachwelt gekommen, die nämlich, daß es möglich ist, einen Menschen, der sich willig zeigt, durch gewisse Manipulationen in einen betäubungsoder sagen wir schlafähnlichen Zustand zu versetzen, in welchem er unter Umständen seines freien Willens mehr oder weniger beraubt wird und infolgedessen als gefügiges Werkzeug zur Vornahme von allerlei Handlungen benützt werden kann. Die Erzeugung dieses Zustandes nannte Mesmer „magnetisieren"; der Name „hypnotisieren" rührt von Braid in Manchester her.

Auf welche Weise man den q. Zustand herbeiführt, ist für unsere Zwecke vorläufig gleichgiltig; wir haben zunächst nur die Thatsache zu notieren, daß es für Jedermann, er sei Arzt oder nicht, möglich ist, einen Anderen derartig zu beeinflussen, daß er ihm etwas eingeben, „suggerieren" kann, was jener ohne die Beeinflussung nicht glauben, nicht für wahr halten, überhaupt nicht in sich aufnehmen würde. Mit andern Worten: In der Hypnose ist eine Suggestion wirksam, oder kann wenigstens wirksam sein, welche in wachem Zustande auf dasselbe Individuum durchaus einflußlos bleibt.

Kann man denn nun, so muß naturgemäß weiter gefragt werden, Jemanden gegen seinen Willen oder auch, ohne daß er überhaupt darum weiß, in einen solchen „hypnotischen" Zustand versetzen? Wenn das möglich ist, denn hört natürlich alle und jede Berechnung auf, dann ist kein Mensch mehr einen Augenblick davor sicher, daß irgend ein Mut- oder Übelwilliger ihn „hypnotisiert" und aus den daraus resultierenden Folgen seinen Nutzen zieht, u. s. w. Dies ist nun aber thatsächlich nicht möglich, und alle dieser Behauptung widersprechenden Angaben entbehren stritten Beweises und sind unwahr. Nur wenn ich Jemandem sage: machen Sie mit mir, was Sie wollen, „hypnotisieren" Sie mich und „suggerieren" Sie mir Beliebiges in der „Hypnose", nur dann kann ich hypnotisiert, nur dann kann mir etwas suggeriert werden. Mich zu hypnotisieren und mir irgend etwas zu suggerieren, ohne

Digitized by Google

daß ich ausdrücklich meine Einwilligung dazu gebe, ist ebenso unmöglich, wie mich zu beeinflussen, ohne daß ich etwas davon weiß, sei es, daß sich der die Suggestion Beabsichtigende ganz in meiner Nähe oder in weiter Ferne von mir befindet.

Damit wäre vielleicht der erste Schritt zur Verständigung gethan. Es könnten indes bezüglich einiger Punkte immer noch Zweifel obwalten, und deshalb würde ich es gern sehen, wenn Sie mich danach frügen, wie denn einem Menschen, der „beeinflußt“ oder wie der gewöhnliche Ausdruck lautet, „hypnotisiert“ ist, zu Mute ist.

Die Antwort fällt verschieden aus, je nachdem die Beeinflussung leicht oder tief ist; es giebt nämlich hier wie beim Rausche Grade, die in ihren Symptomen nicht bloß untereinander verschieden sind, sondern sich auch bei verschiedenen Individuen verschieden gestalten.

In dem leichtesten Grade handelt es sich um nichts als um eine körperliche und geistige Ermüdung; der Beeinflußte liegt ruhig und mit geschlossenen Augen in seinem Lehnstuhle, er hat weder das Bedürfnis, seine einmal eingenommene Körperstellung zu verändern, noch an irgend etwas Anderes als an den Schlaf zu denken; dabei hört er jedes Wort, das man mit ihm spricht, antwortet auf alle Fragen richtig, reagiert auf jeden Hautreiz, wehrt sich die Fliegen ab u. s. w., und kann sich bewegen, wie er will. In dem tieferen Grade verliert er die Fähigkeit der freien Bewegung und den Gefühlssinn, wenn man ihm versichert, „suggeriert“, daß er sich wirklich nicht bewegen könne und wirklich nichts fühle. Er ist dann nicht mehr im Stande sich zu rühren, er zuckt nicht bei tiefen Nadelstichen, er behält die einmal ihm angewiesene Körperstellung, auch wenn sie ihm unbequem ist, bei u. s. w.; dabei hört er aber auch jetzt jedes Wort und ist bei vollem Bewußtsein. In dem tiefsten Grade, welchen die Ärzte als „Somnambulismus“ bezeichnen, wird das Bewußtsein aufgehoben, der Kranke — hier handelt es sich nunmehr wirklich um eine Krankheit, und zwar um eine Affektion der Psyche — weiß nicht von dem, was mit ihm vorgenommen wird und hat auch nach dem Erwachen keine Ahnung davon, er thut, was man ihm befiehlt, und zwar nicht bloß, so lange er „schläft“, sondern auch nach dem Erwachen: Fälle, in denen noch mehrere Tage nach der Beeinflussung gewisse Befehle, die in der Hypnose erteilt worden waren, ausgeführt wurden, sind sicher verbürgt. („Posthypnotische Suggestion“.) Länger als einige Tage wirkt die Hypnose nur sehr ausnahmsweise und alle hierauf bezüglichen Erzählungen sind mit großer Vorsicht aufzunehmen.

Dies sind nun freilich bedenkliche Thatsachen, und ich gestehe gern, daß das, was ich Ihnen soeben mitgeteilt habe, völlig ausreicht, um nicht bloß in nervösen Gemütern Furcht und Entsetzen hervorzurufen. Indessen schütten wir das Kind nicht mit dem Bade aus, lassen Sie uns die Situation ruhig ins Auge fassen. Was meinen Sie wohl, geehrter Herr, wie viele Menschen überhaupt in der angedeuteten Weise zu beeinflussen sind, und wie oft müssen sie beeinflußt worden sein, ehe eine solche Tiefe des Schlafes zu erreichen ist? Ich habe zu ärztlichen, besonders zu therapeutischen Zwecken gegen 1000 Beeinflussungen vorgenommen und nehme sie täglich vor, aber ich glaube nicht, daß mehr als 20 % der Beeinflußten in den Zustand des Somnambulismus zu bringen sind. Und wenn es gelingt, dann sind viele, viele Sitzungen dazu nötig; anfangs kommt es fast immer nur zu dem leichtesten Grade der Beeinflussung, erst spät, wenn man die Patienten förmlich dressiert, werden sie somnambul. Also so gefährlich, wie die Sache auf den ersten Blick aussieht, ist sie nicht, wenn nur festgehalten wird, daß jede hypnotische Beeinflussung, sie diene welchem Zweck sie wolle, nur von Ärzten und immer nur in Gegenwart mindestens eines unbeteiligten Zeugen vorgenommen werden darf. Das sogenannte „Hypnotisieren“ in Laienkreisen, wie man es nicht selten bei geselligen Unterhaltungen und dergl. findet, ist auf das strengste zu verbieten und mit schwerer Strafe zu belegen.

Nach meiner Auffassung giebt es überhaupt nur eine einzige Situation, in welcher die Vornahme von Suggestionen gestattet werden darf, die nämlich, wo es sich um Heilzwecke und ganz besonders um die Bekämpfung sogenannter funktioneller Neurosen handelt; hier kann man mit Suggestion Gutes leisten und Erfolge erzielen, die auf andere Weise bisher nicht zu erzielen waren. Wie dieselben zustande kommen, darf hier nicht erörtert werden; Sie werden mir gern erlassen, Hypothesen darüber aufzustellen. Niemand weiß etwas Gewisses, alles ist nur Vermutung und Annahme. Daß die Erfolge da sind, dürfen Sie mir glauben — für die Kranken ist das die Hauptsache. Wetterstrand in Stockholm und Forel in Zürich wissen von der Dankbarkeit geheilter, vorher für unheilbar gehaltener Patienten zu erzählen. Auch ich habe darüber meine bescheidenen, aber mir wertvollen Erfahrungen. —

Damit bin ich zu Ende: was sich in den Rahmen einer kurzen, nicht für Ärzte berechneten Darstellung bringen läßt, habe ich angedeutet und damit Ihre Frage, so gut ich es imstande bin, zu beantworten versucht. Diese Antwort läßt sich in wenigen Sätzen kurz resumieren:

1. Es ist möglich, Jemanden durch gewisse Manipulationen in einen schlafähnlichen Zustand zu versetzen, in welchem man ihm Dinge eingeben, einreden, „suggerieren“ kann, die er in völlig wachem Zustande nicht glauben würde.
2. Es ist möglich, diesen schlafähnlichen Zustand bei einzelnen dazu sich eignenden Individuen nach mehrfach wiederholter Beeinflussung derart zu vertiefen, daß der Beeinflußte seiner freien Willensbestimmung beraubt wird und nach dem Erwachen nichts von dem weiß, was während des Schlafens mit ihm vorgenommen wurde. Es ist auch möglich, einem tief Beeinflußten während des somnambulen Zustandes Befehle zu erteilen, welche der Betreffende nach dem Erwachen unbewußt ausführt.
3. Es ist unmöglich, daß die hypnotische Beeinflussung ohne oder gar gegen den Willen des betreffenden Individuums vorgenommen wird.
4. Es ist unmöglich, Jemanden hypnotisch zu beeinflussen und ihm etwas zu suggerieren, wenn man sich nicht in seiner unmittelbaren Nähe befindet

Digitized by Google

und für ihn verständlich zu ihm sprechen kann. Eine Beeinflussung par distance ist ein Unding und absolut unmöglich.

Hieraus werden Sie vielleicht entnehmen, daß die ästhetisch-litterarische Seite der Suggestionsfrage eine nur sehr untergeordnete Bedeutung besitzt, und daß der Dichter, der sich mit ihr zu beschäftigen und sie in seinen Schöpfungen zu verwerten beabsichtigt, soweit wir die Sache jetzt übersehen können, mehr auf das Beifallklatschen eines erregungsbedürftigen Publikums, als auf die Anerkennung und den Dank der Wissenschaft zu rechnen hätte.

Hochachtungsvoll und ergebenst
Ludwig Hirt.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Die Gedichte des „Unbekannten."

Es ist noch nicht ein Jahr her, daß ich in dieser Zeitschrift (Band VII, Heft 10 vom 15. Februar 1890) unter dem Titel: „Zum Jubiläum eines Unbekannten" einen Aufsatz veröffentlichte, den ich mit so viel Lust und Liebe geschrieben, wie wohl selten solch flüchtiges Gelegenheitding, dann aber mit einem Bangen in die Druckerei gesendet, welches mich an längst entschwundene Jugendzeiten erinnerte. Der Schriftsteller freilich hatte sich seiner anfpruchslos hingeworfenen Silhouette wegen nicht viel einzubilden noch vorzuwerfen, aber der Herausgeber konnte seiner Bedenken nur mühsam Herr werden. „Was werden," dachte er, „die Leser sagen, wenn ihnen ausführlich von einem sechzigjährigen Dichter erzählt wird, den sie vorher nie nennen gehört, und was wird der Jubilar selbst, der bisher das Licht der Öffentlichkeit ängstlich gemieden, für eine Empfindung dabei haben?!" In dem Bestreben, diesem Bedenken von vornherein zu begegnen, wirkschaftete der Herausgeber in dem Manuskripte seines Mitarbeiters so erbarmungslos herum, daß es der immerhin festgegründeten Freundschaft zwischen Beiden bedurfte, um sich nicht darüber zu entzweien. Ich strich mir noch nachträglich jedes Wort des Lobes, was ich nicht bis auf das J-Tüpfelchen als wahr vertreten zu können meinte, fügte ein, warum es für den Leser doch auch einen gewissen Reiz haben könne, einmal einen Dichter kennen zu lernen, der sich, völlig dem Goetheschen Wort entgegen, so ganz und gar nicht „der Menge zeigen" wolle und suchte schließlich den Sechzigjährigen selbst zu begütigen, daß ich sein Incognito gelüftet. Aber ganz wollten meine Bedenken doch nicht schwinden.

Heute freut es mich herzlich, daß der Aufsatz erschienen ist. Meines Wissens wunderte es Niemand, daß ich von dem Leben und Dichten Josef Mauthners erzählt, nicht meiner Darstellung wegen, sondern weil die Proben, die ich einflocht, erwiesen, daß ich hier dem Leser thatsächlich die Bekanntschaft eines echten und richtigen Dichters vermittelte. Mehrere schrieben mir sogar, wie erfreulich ihnen die Lieder erschienen und wie psychologisch merkwürdig der Mann, „der sich trotz solchen Könnens selbst zum Schweigen verdammt." Diese letzteren Worte standen in dem Schreiben eines unserer edelsten Dichter, und Mauthner erfuhr davon. Daß er dem Poeten gedankt, muß ich dennoch bezweifeln, denn jener Brief wird ihn am 21. März erreicht haben, und vom „22. März 1890, Nachts", sind seine folgenden Verse datiert:

Was könnte ich in dieser Stunde denken,
Als mir ein Messer tief ins Herz zu senken,
Mir eine Kugel in das Haupt zu bohren,
Bin ich doch endlich rettungslos verloren!
Wer dieses Kampfes entsetzter Zeuge war,
Der sah die Lösung deutlich längst und klar.

So sei es denn! das Erdenleid zu kürzen,
Versuch ichs nun ins Leere abzustürzen,
In dessen gräßlich grauenhaften Gründen,
So nach wie vor, die Lebensflüten münden.
Bei einer Kerze zweifelhaftem Licht
Lausch ich umsonst der Stimme: Thu es nicht!
Und die ich liebte, — die in jähen Gluten,
Oft weltentrückt an meinen Herzen ruhten, —
Sie fühlen wohl im holdverschlung'nen Reigen
Der Träume nicht das tiefe letzte Schweigen,
Das brütend jetzt den Scheidenden umwebt,
Der ihrem Zauber jauchzend einst gelebt!

Wie kann ein Herz, erfüllt vom schwersten Kummer,
Erloschner Liebe ahnungslosen Schlummer,
Wie kann Verzweiflung solchen Gleichmut fassen?
Was ist dann Liebe? Ein verzagtes Hassen,
Ein Wogenbranden, das sich selbst verschlingt,
Ein Maienlied, das „de profundis" singt.

Es weicht die Nacht; der erste blasse Streifen
Des Frühlingstags läßt mich zur Waffe greifen —
Und meines Geistes stolzbewegtes Trachten
Und meiner Seele Lieben und Verachten,
Mein Hoffen, Sehnen, was ich mied und fand,
Das Alles schließt ein leichter Druck der Hand!

In solcher Stimmung dankt man auch einem berühmten Dichter nicht mehr, und einen Monat später, am 22. April v. J. schrieb er in sein Tagebuch das Wort: „Ende" und sagte sich die erlösende Kugel in die Schläfe . . .

Nicht bloß aus seinen eignen Dankesworten an mich, sondern auch aus wiederholten Äußerungen an seine Umgebung weiß ich, daß jener Aufsatz „die letzte Freude eines Sterbenden" war. Und deshalb hauptsächlich ist es mir eine Freude, daß ich damals, einer Eingebung des Herzens und nicht des Verstandes folgend, dem Leser den ungewöhnlichen Jubiläumsgruß vorgesetzt. Daneben aber war dieser Aufsatz vielleicht mit ein Hebel zu der Herausgabe seiner Gedichte, welche nun, von seinem Sohne besorgt, erschienen sind, (Verlag von A. Haack, Berlin 1890). Denn die Freude, welche seine Mitteilungen der „Deutschen Dichtung" dem unglücklichen Manne gemacht, ließ wohl seine Kinder erkennen, daß er nun, wo er mit dem Leben abgeschlossen, nichts mehr dagegen habe, auch als Dichter öffentlich genannt zu werden, geschweige denn dann, nachdem er ausgelitten.

Bei diesem Anteil an dem Buche, bei der Liebe, die ich dem Lebendem gewidmet, und der tiefen Wehmut, mit welcher ich des Toten gedenke, bin ich nicht der rechte Mann, über diese einzigen und besten Spuren seines Daseins kaltblütig zu Gerichte zu sitzen. Eine Kritik sind diese Zeilen nicht und wollen es nicht sein. Was ich bezwecke, ist nur, Andern mitzuteilen, was mir an dem Menschen besonders merkwürdig, an seinen Liedern besonders fesselnd erschienen.

Daß Josef Mauthner eine „Natur", ein Mensch von scharf ausgeprägter Individualität gewesen, habe ich schon in jenem ersten Artikel anzudeuten versucht. Dort ist von seinem leidenschaftlichen Wesen, von seiner schier unerschöpflichen Lebens- und Genußkraft, von seiner phantastischen Energie und von der höchst seltsamen Mischung seiner Seelenkräfte berichtet, welche ihn befähigte, zugleich ein Geschäftsmann von genialen Ideen und ein Dichter von ungewöhnlicher Phantasie zu sein. Nicht angedeutet aber war — und wer wollte mich darum schelten? — daß dieser Mann, der durchs

Digitized by Google

Leben gebraust, wie ein Sturmwind und eine Zeit lang zu aller sonstigen Glücksfülle dieser Erde auch noch einige selbst erworbene Millionen besessen, dennoch sein Glücklicher dieser Erde war, und am wenigsten in seinen letzten Lebensjahren. Eben dieselben Gaben, welche ihm sein großes Vermögen hatten erwerben lassen, raubten es ihm wieder. Wie ein Glücksspiel betrieb er seinen Beruf und solche Spiele, man weiß es ja, fallen jahrelang günstig aus und dann wendet sich die Karte und auf des Spielers Haupt fällt kein Goldregen mehr nieder, sondern Kummer und Sorge. Josef Mauthner war in den letzten Jahren seines Lebens sehr arm. Aber das wars nicht allein, er war auch sehr krank. Als Gesunder hätte er sich nie getötet, nie töten können; dem Kranken fehlten jene beiden starken Anreize, die einst seine Kraft ins Ungewöhnliche gesteigert, so daß es ihm mit Recht in seinen Kreisen nie an Bewunderern fehlte: der ungestüme Drang, sich durch möglichst kühne und bizarre Mittel immer höher empor zu schwingen und die Hingabe an allen Genuß, den edlen, wie den materiellen. Das müde Hirn konnte keine neuen Pläne mehr ersinnen und wozu auch? Wenn es glückte, was sollte ihm das Geld, da es ihm keine Freuden mehr schaffen konnte? Man muß mit derlei Worten sparsam sein, aber dieser Mensch war wirklich, wie ihn sein Namensvetter Eduard Mauthner genannt, eine „faustische Natur", und sicherlich im Leben ungleich interessanter, als im Dichten.

Aber unbedeutend wird auch den Dichter Niemand nennen dürfen und wie immer diesem dünnen Bändchen sein Urteil sollen mag, so wird doch kein Verständiger leugnen, daß es Proben einer echten und großen Begabung enthält, die freilich nur in gewissen Richtungen zur Entwickelung gelangte und nur da Einwandloses leistete, wo es ohne Feile und Mühe ging. Josef Mauthner hat ein seltenes Formtalent besessen, aber seine Verse aus der kräftigsten Manneszeit sind nicht glatter und vollendeter, als sene aus der Jünglingszeit. Auch hat er sich sein Leben lang nach den verschiedensten Richtungen versucht; aber gelungen ist dem Jüngling, wie dem Manne, neben leidenschaftlichen Liebesliedern nur das Stimmungsbild der eigenen Seele. Es wäre müßig, der Frage nachzugehen, was etwa aus ihm hätte werden können, sofern er zu seinen sonstigen Gaben auch die Geduld, den Fleiß, den künstlerischen Ernst besessen hätte. Lassen wir uns an dem genügen, was wir nun an ihm haben, einen Lyriker voll Leidenschaft, Kraft und Phantasie.

Es wäre für Jedermann schwer gewesen, das Leben dieses Mannes zu erzählen und aus der fast unabsehbaren Zahl von Gedichten, die er hinterlassen, die richtige Auswahl zu treffen. Für den Sohn war es vollends eine fast unlösbare Aufgabe und die Art, wie er derselben Herr geworden, gereicht Herrn Dr. Isidor Mauthner zur Ehre. In den knappsten Umrissen, pietätvoll und doch wahrheitsgetreu berichtet er von seines Vaters Leben und Wesen und ebenso ist die Auswahl, die er getroffen, ein Beweis echter Pietät. An der Spitze steht mit Recht eine Auswahl aus seiner Liebes-Lyrik. „Sie ist", habe ich bereits in jenem Aufsatze gesagt, „dem Poeten am reichsten aus dem Gemüte gequollen, alles durchaus wahr und dem Leben geschöpft, mit Sinnen angeschaut und darum sinnlich. Das letztere Wort in allen erdenklichen Bedeutungen genommen". Einige Proben habe ich damals gleichfalls bereits mitgeteilt. Hier zwei andere:

An . . . . . .

O hätte ich an deinem Munde
Mein armes Leben still verhaucht,
Es schiene mir in dieser Stunde
Nicht so verloren und verbraucht.
Es wär' mein Herz im einzig wahren
Glückskrausch zerstäubt in Funken Lichts,
Ich hätte nimmer es erfahren —
Daß du mir Alles — ich dir nichts!

Wer zeigt der Sehnsucht eine Grenze?
Wer glaubt an einen letzten Kuß?
Wer denkt an Frost im mitden Lenze,
Im Glücke, daß er sterben muß?!
Wie hätt' ich damals ahnen sollen
Den Anbruch eines Weltgerichts,
Posaunenstoß und Donnergrollen:
Sie war dir Alles — du ihr nichts!

Wol hat ein Gott dein heitres Wallen
Auf lichten Pfaden schwarz verhängt,
Mich aber haben Teufelskrallen
Ins blutige Marterholz gezwängt.
Du siehst mich kämpfen, siehst mich ringen,
Gespenstisch bleichen Angesichts
Umrauscht von dunklen Todesschwingen —
Du warst mir Alles — ich dir nichts!

„So ich nicht denken müßte".

So ich nicht denken müßte
Der reißbewegten Schaar
Von Frauen, die ich küßte
Auf das gewellte Haar,

So ich nicht denken müßte
Der matten Perlenpracht
So mancher holden Büste
In mancher heißen Nacht,

So ich nicht denken müßte
An Venus und Frau Holl,
Beim ewigen Gott, ich wüßte
Nicht was ich denken soll!

Über die Vorzüge wie über die Mängel seines Talents werden diese beiden Proben dem Kundigen mehr sagen, als eine Abhandlung. Seine vorzüglichsten Liebeslieder sind sie wahrlich nicht, aber jene, welche diese Abteilung des Buches am besten charakterisieren.

Freilich hat sich Josef Mauthner insofern Unrecht gethan, als er auch an vieles andere dachte. Der nächste Cyclus „Meine Familie" erweist, daß nie ein zärtlicherer Vater gelebt. Um für jenen Liederfrühling, mit dem er namentlich seine älteste Tochter überschüttet, ein Ähnliches zu finden, muß man weit in unserer modernen Lyrik zurückgreifen, vielleicht bis auf Rückert. Hier stehen nicht die glänzendsten, aber die rührendsten Gedichte des Buches; hier allein ist auch dieser ungestümen Seele die Empfindung für Kleinstes und Unscheinbarstes gegönnt, für jenes Winzige, was gerade dem besten Lyriker das Höchste ist. Das zehnjährige Kind hat von der Großmama statt des Kinderbettchens ein solches für Erwachsene geschenkt bekommen, und nun höre man, wie sich dies unserm Dichter zum Liede gestaltet:

Gedeihe.

Im grünen Netz, das dich umfing,
Lagst du, mein Kind, geborgen
In trauter Haft, ein Schmetterling,
Vom Abend bis zum Morgen.

Und dennoch klagtest scherzend du
„In Engnis und Bedrängnis
Verträumte ich in süßer Ruh'
Zehn Jahre im Gefängnis."

Nach langem Kampf um nein und ja
Und mancher Profezeiung —
Da brachte dir die Großmama
Erlösung und Befreiung.

Ein Bett so offen, licht und frei
Mit Kissen weich und glatte —
Zegt wiege dich, du holde Fei,
In deiner Hängematte!

Und dehne in der ersten Nacht
Recht wollig deine Glieder,
Des Morgens noch ein Kind erwacht,
Legt sich ein Mägdlein nieder.

Digitized by Google

Entschlummere sanft, mein Segenswort,
Daß es dein Lager weihe!
Die schönsten Träume träume fort,
Erblühe und gedeihe!

Die beiden nächsten Abteilungen „Politische Federstriche“ und „Bilder und Gestalten“ sind von dem Herausgeber sparsam ausgestattet worden. Hier mag ihm die Beschränkung besonders schwergefallen sein, denn der pietätvolle Sohn wußte, welchen Wert der Vater auf jene seit 1850 entstandenen Gedichte gelegt, in welchen er vom Standpunkt des radicalen, heißblütigen Patrioten durch vierzig Jahre die Wandlungen seines Vaterlandes besungen. Aber er hat recht gehandelt, schon aus äußeren Gründen; das sind unerquickliche Stoffe, und es giebt wenige Gedichte, die ohne eingehenden historischen Commentar verständlich wären. Wiedergegeben sind nur die Sonette aus dem Jahre 1848 und jenes Barrikadenlied, welches der damals achtzehnjährige Poet als eines seiner Ersten sang. Die durften nicht fehlen, weil sie mit zu dem Manne gehören, dessen bester Stolz es war, einst selbst, „ein Heldenjüngling“ nach Moritz Hartmanns Zeugnis, auf der Barrikade gestanden zu sein.

Josef Mauthner ist auch als Mann tapfer geblieben, das beweisen seine „Letzten Klagen“. Dieses Liederbrevier eines Selbstmörders hat meines Wissens in unserer Litteratur nicht seines Gleichen, und schon um dieser Gedichte willen wird man seiner gedenken müssen. Ich weiß nicht, wie weit ich, der ihn gekannt und geliebt, meinem individuellen Empfinden trauen darf, aber mir gehören diese letzten Blätter des Buches zu den psychologisch, meinetwegen auch pathologisch interessantesten Offenbarungen einer Dichterseele, die ich überhaupt je gelesen. So deutlich wie selten, vielleicht nie zuvor erfahren wir, wie der Gedanke der Selbstvernichtung allmählig Macht über einen Mann gewinnt. Aus dem Jahre 1883 stammen die folgenden Strophen:

Was das Schicksal mir entwand,
Mußt' es rasch zurück mir geben,
So ich heut am Abgrund stand,
Fand ich Morgen neues Leben.
Brach das Liebste mir die Treu,
Brach mein Glücksschiff sich die Rippen,
Fand ich wieder Gold wie Heu
Und begehrenswerte Lippen.

Und im holden Auf und Nieder
Kam Verlornes leuchtend wieder!

Anders jetzt! — die Not verhängt
Jeden Lichtblick der Gedanken
Und die böse Sorge zwängt
Nieder mich mit ihren Pranken.
Aus dem trüben Einerlei
Meiner angsterfüllten Tage
Trägt ein wilder Schmerzensschrei
Zu den Sternen meine Klage:
Herr der Gnade, des Vergebens,
Nimm mir ab die Last des Lebens!

Aber der Himmel sendet ihm nicht den raschen Tod, sondern langes Siechtum und so taucht der Gedanke des Selbstmords auf und wird immer mächtiger. An einem Wintertag von 1887 schon schreibt er in sein Tagebuch:

Wie kalt, wie kalt! mir fluchen halberstarrt
Die Bursche draußen, die die Hane führen,
Der hartgefrorne Boden ächzt und knarrt
Und öffnet nur gezwungen mir die Thüren.

Er fürchtet wohl, daß ich kein Toter sei,
Kein Kirchhofsfutter von gemeiner Sorte,
Daß ich das dumpfe, öde Einerlei
Nicht tragen wollte an geweihtem Orte.

Daß meiner Seele ungelöschte Glut
Den morschen Leib aufs Neu beleben werde
Und daß ich nochmals mit verjüngtem Blut
Verwirren könnte die erschreckte Erde!

Ich aber ruhe still, gedankenlos,
Vom Nachgenuß des Sterbens hold durchzogen, —
Als Antwort ist von meiner Lippe bloß
Ein letztes Lächeln leis emporgeflogen. –

Und dennoch hat er noch volle vier Jahre mit sich gerungen. Was sein letztes Gedicht war und wann endlich „ein leichter Druck der Hand sein Hoffen und Sehnen beschlossen“, ist bereits gesagt.

Ich wiederhole, ich bin diesem Buche kein unbefangener Richter, aber ich glaube, Niemand wird es mit einer anderen Empfindung aus der Hand legen, als tiefer Erschütterung des Gemüts.

A. E. F.

Litterarische Notizen.

— Wir haben bereits im Heine-Hefte unserer Zeitschrift [Band II, Heft 5 vom 1. Juni 1887] eingehend der historisch-kritischen Ausgabe von Heine's Werken gedacht, welche Ernst Elster im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig herausgegeben, und sie als die korrekteste und zuverlässigste unter den neuen Editionen bezeichnet, welche das Erlöschen der Autorrechte hervorrufen. Heute liegt uns nun diese Ausgabe vollständig vor und wir haben das Lob, welches wir ihr gespendet, nur vollinhaltlich zu wiederholen. Mögen andere Ausgaben für jene Leser, welche alles, was der Dichter geschaffen, ohne Rücksicht auf die Zeit der Entstehung und den Umstand, ob er selbst die Veröffentlichung besorgt oder nicht, übersichtlich kennen lernen wollen, praktischer eingerichtet sein, so wird doch die Elster'sche Ausgabe, welche streng sondert, was wir aus des Dichters Hand und was wir durch Anderer Vermittlung erhalten und die Anforderungen, welche an eine derartige Ausgabe gestellt werden können, aufs genaueste erfüllt, immer ihren dauernden Wert behalten. Was die Biographie betrifft, welche Elster dem Schlußbande vorangestellt hat, so ist auch sie recht verdienstvoll; nur ist sie freilich für eine Darstellung, die abschließende Resultate bringen will, zu gedrängt, für eine Skizze zu breit ausgefallen und die Quellenkritik nicht immer genügend streng. So nimmt z. B. Elster Maximilian Heine's Bericht über seines berühmten Bruders Audienz bei Goethe auf Treu und Glauben als völlig erweiesene Wahrheit hin, und doch dürfte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß sie zum guten Teil der Phantasie Maximilian's ihre Entstehung verdankt, wie denn namentlich auch der Schluß der Unterredung Goethe nicht ähnlich sieht. Aus der neusten Litteratur über Heine ist Briefe fleißig benutzt, Anderes nicht. Das betrifft freilich nur Einzelheiten, aber Arbeiten, wie die vorliegende haben ja überhaupt nur eben den einzigen Wert und die einzige Bedeutung, den jeweiligen Stand der biographischen und ästhetischen Forschung über einen Dichter getreu anzugeben und die Resultate zu verzeichnen. Als einen Mangel dieser Ausgabe empfinden wir es ferner, daß die Briefe Heine's ausgeschlossen sind. Da die von Strodmann redigierte Briefsammlung sich jetzt um sehr viele Nummer bereichern läßt und auch Karpeles nur eine Auswahl gegeben hat, so wäre ein vollständiger Abdruck aller bisher veröffentlichten oder zu erlangenden Briefe Heine's ein Bedürfnis gewesen. Dem Exemplar, welches uns zugekommen, ist ein Kupferstich nach der Bleistiftzeichnung eines unbekannten

Digitized by Google

künstlers vorangesetzt. Das Porträt weicht stark von jenen ab, die wir sonst von Heine besitzen, und da es zudem das einzige ist, welches den Käufern dieser Ausgabe geboten wird, so ist die Frage berechtigt, ob sich für diese Zwecke nicht die Reproduktion einer anderen, unbedingt authentischen Vorlage empfohlen hätte.

— Wie diese Zeitschrift bereits kürzlich angedeutet, ist über die höchst wichtige Frage, wie sich die deutschen Dichter und Schriftsteller zum Rauchen und Schnupfen stellen, endlich Licht geschafft. Jeuken raucht „satt zuviel", Dahn nicht, wogegen er „den Duft einer guten Cigarre sehr gern riecht", Frenzel findet „Manchen wie Schnupfen gleich abscheulich", Fontane „raucht nicht und schnupft nicht", Lindau ist „seit dreißig Jahren ein starker Cigarettenraucher", Franzos ist seit seiner Jünglingszeit „ein recht starker Raucher", Rodenberg raucht Cigarren, ist aber eigentlich für die „gute, alte, deutsche Tabakspfeife", Heyse hat seit seinem 16. Jahre „immer nur mäßig" geraucht, Eckstein „raucht und raucht nicht, je nachdem der Zufall, die Umstände, die Gelegenheiten es mit sich bringen". Bodenstedt hat „das Rauchen sich gewonnen", Wichert „raucht die Pfeife abwechselnd mit der Cigarre", für Ebers ist das Rauchen „ein liebes Bedürfnis geworden," und für Konrad Ferdinand Meyer ist „eine gute Cigarre im Freien oder am brennenden Kamin ein unschuldiges Labsal". Von jüngst Verstorbenen fröhnte Anzengruber „dem Genuß der Cigarre leidenschaftlich", Bauernfeld desgleichen, wogegen er die Schnupfer „in den Tartarus" verwies, und Gottfried Keller rauchte auch. Dies Alles und noch Mehreres dazu erfahren wir aus dem Buche: „Für und wider den Tabak", (Adolf Bellers Verlag in Berlin); die Redaktion der „Deutschen Tabak-Zeitung" hat diese Bekenntnisse eingefordert und die Höflichen unter den Befragten haben sie gegeben. Man wird nicht leugnen können, daß schon nützlichere Bücher erschienen sind, aber andererseits giebt's auch langweiligere und so — transeat cum caeteris.

— Der Buchhändler L. Rosner war so ziemlich der „letzte Mohikaner", der in Wien einst einen Brennpunkt deutschen Geistes, eine belletristische Verlagshandlung großen Stils aufrecht zu erhalten bemüht war. Es war vergeblich, doch kann man sich gelegentlich Mode zu seinem Glück auch auf angenehme Erinnerungen zurückblicken, die er sogar mit sichtlichem Behagen niedergeschrieben. Seine „Erinnerungen an Anzengruber" (Leipzig, J. Klinkhardt, 1891) haben vor mancher anspruchsvolleren Publikation über den genialen österreichischen Volksdichter den Vorzug ungemeiner Treue voraus; das schlichte Wesen des früh Verstorbenen wird ungeschminkt vorgeführt. Wie bezeichnend ist es z. B., daß Anzengruber nie eine Honorarforderung aussprach, sondern möglich barsch sagte: „Bieten Sie mal?", ganz wie es der Waldbauer macht, wenn er den Marktpreis nicht kennt und fürchtet, vom Städter zu wenig zu verlangen. Aber auch über den Heldenmut, mit welchem Anzengruber das harte, überharte Loos ertrug, welches ihm seine Landsleute bereiteten, stehen in diesem Büchlein Einzelheiten verzeichnet, welche man nicht wird vergessen dürfen. Es ist das alte Lied, wie bei Grillparzer und Hebbel, zuerst verderbende Kritik und Publikum dem Dichter alle Schaffensfreude und drängen ihn von der Bühne ab, aber wenn er endlich ausgerungen, so weiß man sich zu stürmischer Begeisterung für ihn gar nicht genug zu thun. Das Büchlein verdient überall Leser; in Wien sollte es nebenbei auch ein wenig beherzigt werden.

— Der Verfasser des „Monologs" „Ahasver" (Zürich, Verlags-Magazin 1890) — Ego nennt er sich — scheint mit seinen Freunden gewettet zu haben, es sei möglich, in einen halben Bogen so viel Unsinn und Talentlosigkeit hinein zu pressen, daß ihm Andere durch dickleibige Bücher nicht überbieten können. Die Wette dürfte gewonnen sein.

— Jede Verkehrtheit, welche die Zeit bringt, an dieser Stelle zu bekämpfen, haben wir uns nie verpflichtet erachtet — uns und unseren Lesern genügt auch eine Auslese — und darum haben wir auch von jenen curiosen Betrachtungen, welche Heinrich von Treitschke im vierten Bande seiner „Deutschen Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert" dem „jungen Deutschland", namentlich Heine und Börne gewidmet, keine Notiz genommen. Aus demselben Grunde können wir hier nur kurz darauf hinweisen, daß Paul Nerrlich in seiner Broschüre: „Herr von Treitschke und das junge Deutschland" (Berlin, Rosenbaum & Hart, 1890) auf diesen groben Klotz einen gleich groben Keil geschlagen hat. Die Resultate, zu denen Nerrlich bei seiner Überprüfung der Citate Treitschkes gelangt, verdienen besonderer Beachtung.

— Breite moralische, populär-philosophische Abhandlungen sind bekanntlich in England besonders beliebt und so wundert es uns nicht, daß Sir John Lubbocks „Freuden des Lebens" dort schon sieben Auflagen erlebt haben. Ob aber die deutsche Ausgabe (von M. v. Wegede, Berlin, Friedrich Pfeilstücker 1889) einem dringenden Bedürfnis entspricht, möchten wir doch sehr bezweifeln. Was wir da über den „Segen der Freundschaft", oder „den Werth der Zeit" oder „die Freuden des Heims" lesen, ist ja durchaus verständig und zeugt von ebenso großer Moralität als Belesenheit des Verfassers, aber die Freuden ihres Lebens wird es doch nur jenen Lesern erhöhen, die an Schlaflosigkeit leiden.

— Ein recht hübsches und reizend ausgestattetes Büchlein sind die Gedichte „Hoch vom Säntis an", welche ein Schweizer Lyriker, Adolf Bertschen, im Verlage von F. Haffelbrink in St. Gallen hat erscheinen lassen. Einiges in der Sammlung ist freilich ganz unbedeutend, Anderes durch die seltsamsten Wortverbindungen (z. B. „Gletscherhochwachtzinnen", „Schweizerschlachtengott", „Sangespompadour" u. s. w.) arg entstellt, aber daneben findet sich doch auch manches frische Lied und mancher kernhafte Gedanke im Buche. Uneingeschränktes Lob aber verdienen die vortrefflichen Zeichnungen, mit welchen J. Staufacher jedes Gedicht des Bändchens geschmückt hat; sie gehören in der Ausführung, wie in der Anschmiegung an den Inhalt zu den vortrefflichsten Leistungen deutscher Illustrationskunst, die uns in letzter Zeit vor Augen gekommen.

— Ein junger, leuscher Student der Theologie in Berlin wird von einem lockeren Jugendfreunde eines Abends zum Besuch einer Kneipe, dann mehrerer Tingeltangel verführt, endlich auch von seiner Nachbarin, einer Probirmamsell, um seine Tugend gebracht. Er will das Mädchen heiraten, was aber sein Vater verhütet; das Verhältnis währt fort. Das ist der Inhalt eines ganzen Bandes: „Die Versuchung" heißt der Titel, Wilhelm von Polenz der Verfasser, und „Studie" soll das künstlerische Genre bezeichnen, dem das Buch zugehört. Es hat aber überhaupt nichts mit der Kunst zu thun, sondern ist eine recht uninteressante Darstellung von Dingen, die freilich recht oft vorkommen und vorkommen müssen, über die sich aber nur unreife Knaben und überreife Greise zu unterhalten pflegen. Die Verlagshandlung (Heinrich Minden in Dresden) hat seine Jahreszahl beigesetzt, das Buch scheint aber eben erschienen. Dann kommt es um drei oder vier Jahre zu spät; derlei Säckelchen hat der deutsche Naturalismus in seinen ersten, allerwildesten Flegeljahren verbrochen; derzeit beginnen auch die Anhänger dieser Richtung ein wenig besonnener zu Werke zu gehen, wenn sie zur Feder greifen.

— Die Gedichte von Hermuth Eiche (Hamburg, Otto Meißner 1890) sind nicht schlecht, aber mittelmäßig, nicht lächerlich oder langweilig. Der Verfasser gehört zu dem unglücklichen Geschlecht der Halbdichter, denen nicht Empfindungen noch Gedanken versagt sind, wohl aber alle Fähigkeit, sie eigentümlich auszudrücken.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Deutſcher Sommerregen.

Novelle von Wilhelm Jenſen.

(Fortſetzung).

Abends.

Ich muß meine Empörung noch niederſchreiben. Jetzt kenne ich ihn, daß er kein Einfaltspinſel iſt, der ſelbſt nicht weiß, was er ſagt (ich wollt' es immer noch zu ſeinen Gunſten annehmen), ſondern ein ganz durchtriebener, hinterhältiſch boshafter Menſch. Am Nachmittag beim Kaffee nimmt Oline aus Langerweile das Fremdenbuch und blättert drin. Cleopha ſieht ihr über den Arm, ſagt plötzlich entzückt: „Oh, ein Gedicht!“ und lieſt laut:

„Moderne Pythia auf dem Dreifuß.

Der Luftdruck wechſelt über den Hebriden:
In Folge deſſen wehn verſchiedene Winde
Aus Oſt und Weſt, aus Norden und aus Süden.
In Folge deſſen regnet es gelinde
In Mecklenburg, gewittert es in Sachſen,
Fiel Reif in Baiern, graupelt es in Heſſen,
Iſt allgemein die Wärme ſonſt gewachſen,
Und gab's Nachtfroſt am Rhein in Folge deſſen.“

Mama, die wohl an etwas Anderes gedacht hatte, lachte halb: „Das ſcheint recht komiſch,“ und Oline ſagte: „Ja, vermutlich genau ſo, wie es iſt.“ Agathe dagegen machte gleich ein ernſtes, tiefverletztes Geſicht, während Cleopha noch verwundert äußerte: „Von wem können denn die Verſe ſein?“

Ich hatte ſchon vor dem Schluß herausgefühlt, daß es nichts als eine ſchändliche Perfidie ſei, und erkannte auf den erſten hinübergeworfenen Blick die große Handſchrift des Malers, die unmittelbar unter dem zierlich eingeſchriebenen Namen des Doktor Windmacher ſtand. Nun ſagte Agathe in vorwurfsvollem Ton (doch hatte ich den Eindruck, als ſei ſie eigentlich nicht unzufrieden damit): „Ich begreife nicht, wie Du ſolches Zeug vorleſen kannſt, Cleopha; Du wünſchſt doch, daß man von Dir ein beſſeres Urteil über Verſe vorausſetzt.“ Cleopha war der Sinn derſelben jetzt auch klar geworden, und ſie antwortete gereizt: „Wie kann ich denn vorher wiſſen, was für eine Dummheit es iſt; ich dachte, Du hättеſt es vielleicht hineingeſchrieben.“ (Das war nicht hübſch, denn ſie kennt doch Agathe's Handſchrift, und die Verknüpfung mit der vorausgeſchickten „Dummheit“ beſaß überhaupt nicht grade geſchwiſterliches Zartgefühl; aber ich glaube, Cleopha merkte auch, daß das Vorleſen Agathe eigentlich keinen Verdruß gemacht habe.) Doktor Windmacher ſtand wie immer das richtige Wort zur beſchwichtenden Ausglättung zu Gebot, er lächelte: „Mich bedünkt es ſehr gleichgültig, wer der Urheber ſein mag. Irgend ein Paſſant oder Ignorant, den das Wetter oder das Bier verdroſſen, wird die Dunkelkammer ſeiner Unwiſſenheit für ein Licht angeſehen haben, das er in dem Buch leuchten laſſen müſſe.“ Ich hatte in dem Augenblick irrtümlich das Gefühl, der Maler ſitze mit am Tiſch, und rief: „Ja, es giebt ſolche Leute, von denen man lieber möchte, daß ſie nicht vorhanden wären, weil ſie nur Ungezogenheiten zu Tage fördern können.“ Daraufhin ſah Doktor Windmacher mich mit einem beipflichtend dankbaren Blick an und ſagte: „Sie ſprechen ganz aus, was ich meine, Fräulein Elma.“ Wie wohlthuend doch ſolche ſanft glänzende blaue Augen gegen andere ſind, von denen man nicht weiß, ob ſie grau oder grün ſchillern.

Beim Abendeſſen war ich ſehr mit mir zufrieden. Der Pamphletverfaſſer oder Reimſchmied kam erſt ſpät, als wir ſchon die Suppe gegeſſen; er war wieder im Gebirg herumgeſtiefelt, hatte unterm Schnee eine beſondere Genzianenart herausgewühlt und ſie mitgebracht, um damit zu renommieren. Aber ich that, als ſähe ich nichts

Digitized by Google

davon, daß er sie zwischen uns auf den Tisch hin legte und drehte ihm fortwährend stumm halb den Rücken zu. Das ging denn ja wohl durch seine Dickfelligkeit; er stand bald auf und begab sich zu seinem Freund, dem Schulmeister, hinüber. Die Genziane ließ er liegen, roh wie in Allem, erst eine Blume abzureißen und sie dann verwelken zu lassen. Ich nahm sie beim Hinausgehen mit in meine Stube, um das arme Ding in Wasser zu stellen. Sie ist wirklich besonders schön, geht ganz auf und sieht mich wie ein großes, dunkelblaues Auge an.

* * *

8. August.

Heute Morgen habe ich Respekt vor der Größe des „Baiernreiches" bekommen, sie ist mir zum erstenmal recht anschaulich geworden, denn der Bericht der Wetterwarte lautete: „Während im westlichen Baiern Teilminima noch ihren Einfluß bemerklich machen, hat im nördlichen Baiern der gestern von uns angekündigte hohe barometrische Druck die vorausgesagte Aufhellung streckenweise bereits mit sich gebracht. Im östlichen Bayern besteht der bisherige Witterungscharakter unverändert fort; dagegen ist dadurch, daß ein erwartetes Sinken der Quecksilbersäule über dem südlichen Baiern nicht eingetreten ist, für dort die Aussicht auf Besserung wieder in die Ferne gerückt, da eine im Süden der Alpen lagernde Depression und der von Nord nach Süd gerichtete Gradient noch eine Andauer der Niederschläge verursachen werden."

Danach befinden wir uns allerdings im südlichen Baiern, denn wir haben heute seit dem Morgengrauen einen Platzregen, daß von dem gestrigen „Sonnenschein" auch nicht die leiseste Spur übrig geblieben ist. Unser Haus hat sich in Folge dessen zu einer Insel verwandelt, die sich für Menschen nur mit Entäußerung von Schuhen und Strümpfen (was bei den Eingeborenen freilich nicht nötig fällt) erreichen läßt, während die Enten und Gänse lustig unter meinem Fenster herumschwimmen. Was mich betrifft, so hat sich jetzt mein meteorologisches Verständnis vollständig geklärt. Wenn das Barometer bei uns fällt, so regnet es, weil dies immer die notwendige Folge einer Depression bildet. Zugleich haben wir Sturm oder wenigstens starken Wind, da nach physikalischen Gesetzen die schwere Luft, die im Norden, Osten, Süden oder Westen liegt, in unsere leichte hineinströmen und sie verdrängen muß. So entsteht dann bei uns ein Maximum, das an sich allerdings Trockenheit mit sich bringen würde, anderswo es auch wohl thut, hier indes nicht dazu im Stande ist, weil nun westlich, südlich, östlich oder nördlich wieder eine Depression besteht, von woher die leichte Luft unsere schwere vertreiben und Regen mit Sturm oder Wind verursachen muß. Man sollte glauben, das letztere laufe der Schwerkraft zuwider und es müsse günstig sein, sich in einem ausgedehnten Gebiet höchsten Druckes zu befinden. Aber dies beruht nur auf einer Laientäuschung, welche die Umdrehung der Erde und den von ihr erzeugten Gradienten nicht in Betracht zieht. Das thut eben die meteorologische Wissenschaft, die einen der allergrößten Erkenntnisfortschritte unseres Jahrhunderts für die Menschheit darstellt, und daß ihre Voraussagungen scheinbar niemals eintreffen, rührt lediglich daher, weil wir eben nicht befähigt sind, nachträglich zu erkennen, daß wissenschaftlich das Wetter anders gewesen ist, als unsere Unwissenheit es empfunden hat. Wenn man aber solche täglich unterstützende Erläuterung genießt, wie wir durch Doktor Windmacher, dann wird Einem die Meteorologie so klar und selbstverständlich, daß ein Kind (wie ich) sie begreifen kann, und man wundert sich nur, daß Leute, die auf solcher überragenden Höhe der Erkenntnis stehen und der Menschheit Tag für Tag so viel Nutzen eintragen, sich solche Bescheidenheit, wie z. B. Doktor Windmacher bewahren. Deshalb empört mich auch die Unverschämtheit der Verse des Malers so tief, obgleich sie sich eigentlich durch die Verständnisunfähigkeit ihrer hämischen Gesinnung selbst genugsam richtet. Ich treffe in meinem Gefühl mit Agathe zusammen, die eine große Strickarbeit aus mitgebrachter Wolle angefangen hat. Sie äußert sich nicht darüber, was es werden soll (Cleopha fragte sie, ohne eine Antwort zu bekommen), aber mir bleibt kein Zweifel, es ist der Anfang eines Schlummerpuffs oder einer Schlummerdecke, welche Doktor Windmacher für die ihm im Freundenbuch zugefügte Kränkung eine kleine Genugthuung bereiten soll. Auch Oline fühlt offenbar die Pflicht, ihm zu zeigen, daß sie ebenso empfindet. Er hat neulich bei einer Gelegenheit einmal von seiner Vorliebe für Eierpfannkuchen gesprochen und Oline war heut Vormittag heimlich in die Küche gegangen und überraschte uns bei Tisch mit acht (für den Maler natürlich keinen) von ihr selbst gebackenen.

Digitized by Google

Besonders geraten waren sie zwar nicht, indes doch keineswegs so schlecht, wie Cleopha sie erklärte („ungenießbar"; sie machte sich überhaupt über Olines Kochkunst lustig. Dafür meinte die letztere, ihre Pfannkuchen seien ihr immer noch schmackhafter, als ein Versragout mit selbsteingemachten Hexameterfüßen. Ganz witzig, aber nicht sehr schwesterlich; freilich sie war gereizt). Papa fand die Eierkuchen zur Abwechslung sehr angenehm.

Doktor Windmacher lächelte und aß.

Mir war am Angenehmsten, daß der Follebier nichts abbekam, und ich that deshalb, als schmecke mir mein Pfannkuchen ganz ausgezeichnet. Er konnte daraus abnehmen, als was man ihn am Tisch ansieht; gesprochen habe ich kein Wort mit ihm.

Das müßte jemand anders sein, durch den ich mich von dem abbringen ließe, was ich mir vorgenommen. Er versuchte es freilich und sagte etwas, das mir gelten sollte, von der Genziane, die er gestern Abend auf dem Tisch liegen lassen. Ich gab keine Antwort, sondern sprach eifrig schräg hinüber mit Doktor Windmacher, der mich sehr wohlwollend über etwas belehrte. Nachher fragte der Maler die Euphrosine noch einmal, ob sie nicht wisse, wo eine blaue Blume von gestern Abend auf dem Tisch geblieben wäre, es sei etwas Seltenes gewesen. Sie antwortete, auf dem Tisch hätte heut früh nichts gelegen. „Dann muß sie jemand weggenommen haben," sagte er. Ich muckte nicht, obgleich ich Lust verspürte, ihm zu erwidern, daß sie jetzt zertreten am Boden oder im Kehricht liegen würde, wenn ich sein rohes Verfahren nicht an ihr gut gemacht hätte. Übrigens ist die Genziane mir zum Dank in meinem Glase noch schöner aufgegangen und muß in der That eine Seltenheit sein. Ich habe wenigstens noch nie eine solche gesehn.

Abends.

Wieder muß ich heute noch etwas nachfügen. Ich bin ganz — ich kann nicht sagen, wie — kopf- und hirnverworren von dem, was ich angehört habe. Nicht einmal vor dem Heiligen besitzt er Respekt, sondern gießt seinen Hohn auch darüber aus. Hohn ist freilich im Grunde nicht das richtige Wort — aber Satire, Mißachtung. Mir wurde zuletzt ganz schwindlig zu Mut.

Also wir saßen nach Tisch (hinaus kann man durch die Überschwemmung ja nicht) im Eßzimmer, und er — ach so, der Maler Follebier — blieb, wie immer ungeniert seine kurze Pfeife rauchend, mit dabei. Ich weiß nicht mehr, wie das Gespräch auf Oberammergau kam; Mama sagte, glaub' ich, wir müßten doch, ehe wir nach Haus zurückkehrten, noch einen Abstecher dorthin machen und einer Aufführung beiwohnen; es wäre sonst, als ob wir in Rom gewesen seien und den Papst nicht gesehen hätten. Das hieß auch Doktor Windmacher vollständig zutreffend und gab uns eine lange eingehendste Darstellung des berühmten Passionspieles, das er schon im Juni besucht hat. Es sei das künstlerisch Großartigste, gemütlich Ergreifendste und sittlich-religiös Erhebendste, was jemals ebenso für das Verständnis des schlichten Bauern wie für die Erbauung der geistig Höchstgestellten geschaffen worden, und könne in seiner veredelnden Wirkung auf die Menschheit einzig mit den Bayreuther Bühnen-Weihefestspielen verglichen werden. Auf einmal thut der Maler den Mund auf und sagt: „Das ist auch meine Meinung, sie sind beide ganz von der gleichen Sorte."

Mir wurde es schon unheimlich dabei, aber Mama ließ sich irreführen, daß sie eine Zustimmung zu den schönen Ausführungen des Doktor Windmacher darunter verstand und, nicht auf den unfeinen Ausdruck ‚Sorte' achtend, in einer gutmütigen Anwandlung von der Gegenwart des Sprechers durch die Frage Notiz nahm: „In wiefern scheint auch Ihnen ein solcher Vergleich besonders begründet?" (Möglich ist auch, daß Mama Doktor Windmacher durch den Kontrast seines elegant fließenden Vortrags mit der zu erwartenden ungebildeten Holprigkeit der Antwort vor uns allen eine Genugthuung für die Freudenbuchverse zu verschaffen beabsichtigte). Nun nahm er — Herr Follebier — seine Pfeife aus dem Mund und versetzte mit der größtdenkbaren Gemütsruhe: „Insofern, als beide nicht für denkende, mit poetischer Empfindung begabte und kunstsinnige Menschen, sondern für die banale Neugier, die Großthuerei, das Mitredenkönnen und das affektierte Salongeschwätz des Sensationspöbels aus der alten und neuen Welt sind. Das stimmt genau in Ammergau wie in Bayreuth; die, welche da einen Platz mit einem Goldstück aufwiegen, thun's, um zu renommieren, daß sie mit dort gewesen sind; was das Wort Kunst wirklich bedeutet, wissen sie nicht und wollen auch nichts von ihr. Das nämliche Publikum ist's, das bei allem Reklametärm in der ersten Reihe

Digitized by Google

sitzt oder auf jeder fashionablen Leimrute festklebt. Ein Prozent drunter, die keine Modenarren, Augenverdreher, hysterische Frauen- und Mannszimmer, Phrasenhelden oder Geldprotzen-Tagediebe sind, sondern sich aus ernsthaften Beweggründen mit eignen Augen und Ohren vergewissern wollen, was an der ausgetrommelten Sache sei, die schütteln sich, wenn sie herauskommen und stellen Betrachtungen darüber an, wohin es mit dem deutschen Volk gekommen ist, das einmal in dem Ruf stand, für Goethe, Schiller und Shakespeare ein Vernunft- und Gemütsverständnis zu haben. Aber zum zweitenmal hinein geht keiner von ihnen, so wenig wie in eine Zehnpfennigs-Jahrmarktsbude mit weltberühmten Wachsfiguren."

So ungefähr jedenfalls drückte er sich aus, ich glaube indes, daß ich es ziemlich wortgetreu behalten habe.

Wir saßen alle vollständig wie erstarrt und hörten ohne einen Laut zu, als hätten wir einen unglaublichen Traum; wenigstens gings mir so. Während er sprach, mußte ich ihm auf die Lippen sehn, denn ich hielt es gar nicht für möglich, daß aus einem Menschenmunde solche Worte kommen konnten. Und dazu mit solcher Seelenruhe, als bringe er nur das Natürlichste von der Welt, eine Wahrheit vor, an der keiner von denen, die er wirklich denkende Menschen benannte, im Geringsten zweifle. Was noch hinterdrein folgte, kann ich im Einzelnen nicht mehr zusammenbringen, aber der Inhalt war: Das Ammergauer Passionsspiel sei in früherer Zeit ein Überbleibsel mittelalterlicher Schaustellungen, halb zur Erbauung ländlicher Einfalt, halb zur Volksbelustigung gewesen. Da habe es der geistigen Stufe der Dorfbewohner entsprochen, einen gewissen Sinn gehabt und erfüllt; jetzt sei eine widerwärtige Komödie zur Geldmacherei daraus geworden, bei der die Puppen von unsichtbaren Fingern an ultramontanen Schnüren gezogen würden. Nichts kennzeichne die im neuen deutschen Reich herrschende leere Gedankenlosigkeit besser, als die Begeisterung, mit der die sogenannte oder sich dafür haltende Bildung sich für blödsinnige Kosten, sowie auf Unkosten jeder sonst so sorglich beobachteten Vornehmthuerei und vielfach der Gesundheit in ein windzugiges, fast beständig überschwemmtes Theater dränge, wo ihnen nichts als eine Parodie dramatischer Kunst geboten werde. Den Schiller'schen Don Carlos unverkürzt sechs Stunden lang zu genießen, erkläre jeder für unmöglich, auch wenn er von Künstlern ersten Ranges dargestellt werde. Aber in Ammergau unter Regen und Wind mehr als acht Stunden zu sitzen, seeschlangenlange und langweilige Chöre anzuhören, lebende Bilder und opernherrlich kostümierte Aufzüge anzusehn und sich von Leuten, die weder derbnatürliche Bauern mehr, noch Schauspieler dritter Stufe geworden seien, dichterisch absolut wertlose Textworte in bäurischer Sprache um die Ohren klingen zu lassen — das gelte für etwas Großartiges, gemütlich Ergreifendes, Veredelndes und sittlich-religiös Erhebendes, weil es heutzutage Mode sei, sich von „christlicher Kunst" ergriffen zu zeigen und Mangel an gutem Geschmack verrate, Oberammergau nicht besucht zu haben. Für das Renommee feinsinnigsten Kunstverständnisses aber ließen sie sich trotz ihrer „Apprehension" gegen alles Ordinäre willig mit Krethi und Plethi wie Kälber in berstende Eisenbahnwagen zusammenquetschen, stapften enthusiastisch durch den fußhohen Dorfdreck, rauften sich um die triefenden Sitzplätze, übernachteten, wenn's nicht anders gehe, mit unbekannten Nachbarn rechts und links begeistert auf Stroh und zahlten Schwindelpreise, wie noch kein industrielles Hotelwirts-Genie sie für hochfürstlichen Besuch zu Wege gebracht. Doch die Welt wolle betrogen werden, und es geschehe ihr nach Recht, weil ihr oberster Betrieb sei, sich selbst und andere zu belügen.

Damit hörte er auf und zündete sich gemütlich seine ausgegangene Pfeife wieder an. Es war so ungeheuerlich, daß Alles am Tisch wie versteinert saß; ich habe, glaub' ich, kaum geatmet. Nur Doktor Windmacher sagte nach einer wohl minutenlangen Stille sanftstimmig, doch mit schneidendem Sarkasmus: „Und wie erklären Sie sich, Herr — ich habe nicht das Vergnügen, Ihren Namen zu kennen — das von Ihrer Anschauung, ich darf wohl sagen, ein wenig abweichende Urteil der gesamten deutschen Presse, welche, wie Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt ist, in unzählbaren ausführlichsten Besprechungen und Illustrationen ihrer einhelligen Bewunderung des ammergauer Passionsspiels Ausdruck giebt."

„Follebier ist mein Name, Herr Doktor, er steht grad' über Ihrem im Fremdenbuch." Das antwortete er höchst artig, als ob nichts wie eine höfliche Vorstellung dahinter stecke, und danach fuhr der unverschämte Mensch fort: „Es interessiert Sie, wie ich mir das erkläre? Mit Speck

Digitized by Google

fängt man Mäuse — das heißt, Sie mißverstehen mich ja nicht, mit dem Speck meine ich natürlich nur die Zufriedenheit der männlichen und weiblichen Abonnenten, die ihren eigenen Feinsinn auch gedruckt und in Übereinstimmung mit großen oder anonymen litterarischen Autoritäten sehen wollen. Den Geschäftsmann möchte ich kennen lernen, der an seine Thür anschriebe, das bei ihm einkaufende Publikum habe einen verdorbenen Geschmack. Und vielleicht ist Ihnen nicht ganz unbekannt, daß mit wenigen Ausnahmen die Inhaber und Commis unserer heutigen Zeitungs- und Journalfirmen sehr achtsame Geschäftsleute sind."

Man hörte wohl, sein „mit Speck fängt man Mäuse" (wie roh, solchen Ausdruck so geläufig auf der Zunge zu tragen) hatte noch eine andere, nicht ausgesprochene Bedeutung, und ich fühlte auch, es war für mich mitbestimmt, sollte mir ins Gedächtnis bringen, daß er mich schon einmal damit beleidigt habe. Mir kamen vor Aufregung Thränen in die Augen, und da alle stumm blieben, rief ich unwillkürlich Doktor Windmacher zu:

„Solche bewunderungsvolle Aufsätze habe ich auch schon in Berlin gelesen und erinnere mich an einen besonders, der nach dem, was Sie uns vorhin so liebevoll über Oberammergau gesprochen haben, von Ihnen hätte sein können." Ich spürte daraufhin von der Seite, daß der Maler mich mit einem Blick streifte, der verstanden hatte, was meine Worte bedeuteten. Er stand auf und sagte:

„Empfehle mich den Herrschaften für heute, ich muß noch ein halb Stündchen zu meinem Freunde hinüber, der will nächstens nach Ammergau und einen Artikel drüber für den Stadt- und Landboten verfassen." Daß der Schulmeister, der das alberne Gewäsch über Platschhosen und uns geschrieben hat, sein Freund ist, kennzeichnet ihn zur Genüge.

Mama und meine Schwestern hatten ihre Handarbeiten (die von Agathe wird ein Schlummerpuff, sie fragte Doktor Windmacher einmal, ob ihm die Farbe gefalle) schon zusammengelegt, um zu Bett zu gehen und so die Gesellschaft des Herrn Follebier los zu werden. So blieb's auch, obgleich er selbst uns von sich befreite, bei dem Aufbruch.

Doktor Windmacher gab mir bei der Trennung zum erstenmal die Hand (seine fühlt sich so weich an, als ob gar keine Knochen darin seien) und sagte lächelnd halblaut, ich hätte ganz richtig vermutet, er habe in der That seine Eindrücke über das Passionsspiel in einer unserer angesehensten Zeitschriften niedergelegt, und ich besäße ein tiefes Verständnis für sein innerstes Wesen. Dabei drückte er mir sanft die Hand; ich glaube, wenn der Maler dasselbe thäte, bräche er Einem die Finger halb entzwei, so muskelstark und straff, wenn auch nicht besonders groß, sehen seine Hände aus. Es ist spät geworden, ich bin sehr müde.

* * *

9. August.

Heute Morgen, liebstes Grittchen, habe ich meine Tagebuchblätter von der letzten Woche für Dich auf die Post gegeben und hoffe, daß sie gut in Deine Hände kommen werden, so daß Du Dir mein hiesiges Leben genau vorstellen kannst.

Trotz meiner gestrigen Müdigkeit, die Nacht fast gar nicht geschlafen; es geht leicht so, wenn man sich mit überreizten Nerven zu Bett legt. Ich hörte immer das Herunterklopfen vor'm Fenster und dann bald dies, bald das eingebildete Geräusch im Hause, als ob jemand die Treppe herauf komme, noch irgendwo in einer Stube hin und her gehe, ein Fenster auf und zu mache, und was solcher Gehörstäuschungen beim Wachliegen in der Nachtstille mehr sind. Gegen Morgen muß ich, ohne es zu merken, doch noch ein bischen eingeschlafen sein und geträumt haben, denn ich weiß, daß ich auf einem tief verschneiten Berg war und Fußspuren vor mir sah, denen ich nachgehen sollte, um etwas Schönes zu finden. Davor stand ich auch auf einmal; an einem Schluchtrande hatte der Wildwassersturz ziemlich breit den Schnee weggewaschen, und auf dem freien Fleck wuchsen lauter grüne Genzianen, und sahen mich wie hundert Augen an. Grüne Genzianen wie närrisch.

Aber noch närrischer ist, daß man sich nachher bei wacher Vernunft von solchem unsinnigen Traum nicht losmachen kann und daß ich für mein Leben gern einmal hinaufmöchte, um nachzusehn, ob sie nicht doch in Wirklichkeit droben stehen.

Freilich ist dafür gesorgt, mich von solcher Thorheit abzuhalten, denn es regnet heut — ‚Schusterjungen' sagte der Maler Follebier (warum Menschen nur so unschöne Namen führen?) unserstes Abends in seiner wenig salonmäßigen Sprechweise.

Papa findet das sehr unangenehm und hat beim Frühstück von Abreisen gesprochen, doch Mama meinte, das Wetter werde sich jetzt sicherlich bessern und es sei am Ende doch nicht die Hauptsache, sondern daß man einen stillen Auf-

Digitized by Google

enthaltsort ohne lästige (sie dachte in dem Augenblick wohl nicht an den Maler), vielmehr mit liebenswürdiger Gesellschaft habe, wie man sie anderswo so leicht nicht zum zweitenmal antreffen werde.

Dem stimmten meine Schwestern einmütig zu, Papa sah dies wohl ebenfalls ein und redete nicht weiter vom Fortgehn. Ich finde auch, daß es garnicht so auf das Wetter ankommt, und mir wäre es schrecklich, weg zu sollen, denn mir hat es noch in keiner Sommerfrische so gut gefallen, wie hier. Abgesehen natürlich von meinem Tischnachbar; aber etwas muß man eben überall in den Kauf nehmen. Es ist ihm übrigens aufgegangen, welchen Eindruck sein vorlautes Sprechen über Oberammergau auf uns gemacht hat; ich begegnete durch Zufall einem Blick von ihm, der etwas entschieden Betroffenes hatte. Daß er geradezu häßlich sei, ist eigentlich zu stark ausgedrückt; die Schönheit von Doktor Windmacher ließ ihn nur zuerst so gegensätzlich erscheinen. Den kann er offenbar wirklich nicht leiden, d. h. seit den letzten Tagen nicht; im Anfang kam mir vor, war Doktor Windmacher ihm vollkommen gleichgültig, doch jetzt liegt in den Augen, mit denen er ihn ab und zu betrachtet, etwas verhohlen Feindseliges. Begreifen läßt sich's allerdings, denn wenn Doktor Windmachers Kopf sich bei der Unterhaltung mit mir zufällig einmal nach seinem Sitz dreht, so sieht er über ihn, wie über einen leeren Stuhl weg. Das thun indes seit gestern Abend alle; er fühlt, daß er mit schweigender Verachtung (wie der Schulmeister in seinem Artikel so schön sagt) gestraft wird, und hat selbst ebensowenig über Tisch eine Silbe vom Mund gebracht. Ich hätte nicht gedacht, daß er so kleinlaut werden könnte; auch Appetit oder vielmehr Hunger hatte er heut Mittag nicht, sondern that nur so, als ob er wie sonst äße.

Im Garten nah am Hause steht eine Art von Hühnerstall mit einem Bretterdach und Seitenwänden aus grauen Holzlatten, ein Tisch und eine Bank sind drin; man nennt das hier ein „Salettel", vermutlich weil rundherum Salat wächst. Am Nachmittag sah ich aus meinem Fenster (sonst kann man's von nirgends) trotz dem Regen Cleopha auf der Bank sitzen und schreiben. Da ich weiß, daß sie ein bischen achtlos ist (‚schludderig' wurde es in der höheren Töchterschule betitelt; geniale Naturen sollen das leicht sein), so ging ich, als sie fort war, hin, um zu sehen, ob sie auch nichts liegen gelassen habe. Das nicht, aber in einer Ecke raschelte ein zusammengeknülltes Blättchen herum, auf dem mit Bleistift der Anfang eines „Feuchte Nixenschleier" überschriebenen Gedichts stand. Es war offenbar der erste Entwurf und jedes Wort dreimal ausgestrichen, indes so viel brachte ich doch heraus:

„Du, der den Wolken und den Winden
Gebieten kann mit Herrschermacht, «(kraft?)
Du solltest eine Nixe finden, (Dich verbinden?)
Die auch den Segensquell (Regenquell?) bewacht.
(„ „ an feuchtem Segen schafft)?
In ihren Händen tönt die Leier;
Am Quell (Born) der Dichtung hald (hold?) bewußt
(An stiller Hippokrene-Lust)?
Verbirgt sie unter feuchtem Schleier
Das tiefe Rätsel (Huldgeheimnis) ihrer Brust."

Sehr schön und stimmungsreich, man fühlt ordentlich die Nässe überall an sich herunterlaufen. Agathes Schlummerpull wächst riesig, sie strickt vom Aufstehen bis zum zu Bett gehen. Oline backt wieder etwas zu heut' Abend, bayrische Dampfnudeln, glaub' ich. Man hat auch eigentlich mehr davon als von feuchten Versen, sie machen wenigstens warm. Ich brauche das freilich nicht, mir ist's fast zu heiß heute.

Abends.

Ich habe mich ganz daran gewöhnt, vor dem zu Bett gehen noch ein paar Worte beizufügen; freilich, etwas des Vermerkens Wertes ist eigentlich nicht vorgekommen. Als ich am späten Nachmittag mich allein im Eßzimmer aufhielt, fand auch Doktor Windmacher sich dort ein, setzte sich zu mir und unterhielt sich mit mir, oder richtiger mich, wohl fast eine Stunde lang. Er fragte teilnehmend nach unserm Leben in Berlin, wie und wo wir wohnten, ob wir viel Geselligkeit bei uns sähen und Papa durch seine Stellung recht befriedigt sei, und allerhand dergleichen. Dann sprach er auch von mir, er habe mich im Anfang unrichtig taxiert, für noch etwas geistig unreif gehalten (es lag wohl eine Umschreibung für „Backfisch" darin, aber das Wort verschwieg er zartfühlend) und habe schon länger die Verpflichtung empfunden, mich für seine irrige Meinung von mir um Verzeihung zu bitten. Das that er, indem er mich mildglänzend ansah, meine Hand dabei faßte und sie eine Weile festhielt; ich hatte während dessen ein Gefühl, als hätten meine Finger Stücke von einer weichen Galerte zwischen sich, die bei'm Warmwerden zu nichts anstein-

Digitized by Google

anderschmelzen könnten. Drollig war, daß Agathe, Oline und Cleopha nach einander, jede einmal, flüchtig in's Zimmer hereinkamen, doch als sie nur mich mit Doktor Windmacher zusammensitzen sahen, gleicherweise mit oder ohne eine kurze Bemerkung wieder, vermutlich zu ihren Arbeitsthätigkeiten hinausgingen. Er sagte zum Schlusse er sei mit einer Entscheidung über seine Zukunft noch nicht ganz einig, hoffe indes, bald zur Klarheit zu kommen, und werde dann auch meinen Beirat darüber einholen. Er muß allerdings seine Meinung von meinen geistigen Qualitäten gründlich verbessert haben, und ich könnte wohl stolz darauf sein, einem Mann von solcher wissenschaftlichen Bedeutung meine Ansicht über etwas äußern zu sollen. Ich kann mir nur nicht denken, worüber.

Wie ich noch mal vor dem Abendessen rasch die Treppe hinauflief, mein Haar ein bischen in Ordnung zu bringen, kam die Euphrosine aus meiner Studenthür heraus, etwas „verdappert", sie hätte mir sagen wollen, wir äßen heut ein wenig später. Augenscheinlich war sie neugierig gewesen und hatte, da sie mich unten geglaubt, ein bischen zwischen meinen Sachen auf der Kommode herumgestöbert; das Gläschen mit der Genziane drin stand z. B. anders herumgedreht, als am Morgen, war also angefaßt worden. In einem halben Lachen auf ihren Lippen, das sie nicht zurückdrücken konnte, lag auch eine Art Zugeständnis. Sie ist im Grunde recht hübsch, doch gefällt sie mir sonst nicht. Als ich wieder herunter kam, sah ich sie im halben Dämmern hinten auf dem Flur bei dem Maler stehn und mit ihm tuscheln.

Wie ein gebildeter Mann sich mit derartigen Geschöpfen unterhalten und Späße treiben kann; das wäre bei Doktor Windmacher undenkbar und hebt ihn noch mehr in meinen Augen. Übrigens habe ich mich in der vermeintlichen Zerknirschung des Follebier heut' Mittag gründlich getäuscht; ich schrieb auch, daß ich mir das bei ihm garnicht vorstellen könnte). Es war ihm wohl nur etwas über die Leber gelaufen und, weiß Gott, am Abend von kleinlautem Wesen nichts bei ihm zu verspüren. Im Gegenteil, ich habe noch nie einen Menschen so übermütig gesehen, sein Mund hielt fast keinen Augenblick Ruhe, und die Andern (außer Doktor Windmacher) mußten sich mertlich zusammennehmen, um nicht einmal durch ein Lachen zu verraten, daß seine Einfälle und Schnurren ihnen zu Gehör kämen.

Über mein Verhalten gegen ihn befindet er sich freilich unverkennbar nicht mehr im Zweifel und wagte sich an mich mit keinem Wort heran, sondern richtete zumeist das, was er sagte, an Reinbold. Der wußte sich dabei natürlich nicht reserviert zu behaben, hat auch noch kein Gefühl für die abweisende Zurückhaltung von uns andern und lachte immer aus vollem Halse. Olines Backwerk waren richtig Dampfnudeln, von denen der Maler sich unaufgefordert mit auf den Teller nahm (die Schüssel kam durch Reinbolds Ungeschicklichkeit in seine Hand). Mama machte ein ziemlich pikiertes Gesicht dazu, doch er äußerte gleichzeitig, die Dinger seien sehr gut geraten, eine Frau, die so backen könne, müsse ein wahrer Segen für einen Mann sein. (Er hatte natürlich keine Ahnung, von wem sie herrührten.) Das besänftigte Mama augenscheinlich, und statt eine anzügliche Bemerkung fallen zu lassen, sprach sie sich lobend über Olines Anlagen zur Kochkunst, wie überhaupt zur häuslichen Wirtschaftsführung aus und fragte Papa, ob ihm die Dampfnudeln seiner Tochter nicht ebenfalls schmeckten. „Gewiß, sehr angenehm," bestätigte er. Agathe und Cleopha teilten sichtlich diesen Geschmack nicht, getrauten sich indes nicht, anders als dadurch zu widersprechen, daß sie ihre Gebäckstücke nach einmaligem Probieren auf dem Teller liegen ließen. Follebier blieb heut' bis wir gingen; ich hörte ihn später mit Reinbold über Genzianen sprechen und daß sie sich vorzüglich hielten, wenn man sie in Wasser stelle. Man könne sie mit nach Hause nehmen, sie gingen auch dort ebenso wieder auf und blieben unverändert. Das brauchte ich nicht von ihm zu erfahren, denn der Anblick auf dem Tisch vor mir lehrt es mich selbst. Wenn er davon eine Ahnung hätte; ich mußte doch heimlich zu seinem Genzianengerede lachen. Abends macht meine gleichsam das Auge zu, aber Morgens ist sie schon lange vor mir aufgewacht und sieht mich wie mit weitoffnen Blick an. Nun ist wieder die Nachtstille im Hause, ich glaube indes, daß ich heut' besser schlafen werde, denn ich bin garnicht aufgeregt. Es ging Alles ruhig zu, und Doktor Windmacher's Äußerung, daß er mich nicht für einfaltig und kindisch ansehe, hat mir wirklich wohlgethan.

Gute Nacht, Grittchen!

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Glückauf.

(Tenzone von Wilhelm Jordan.*)

Lehrt Stolz, die Krone
Des Reiches zu tragen,
Berlin dem Tone
Allmälig entsagen,
In welchem es lange
Zu deutschem Gesange
Nur spöttelnd gemurrt?
Ist's Wiedergeburt
Zu verwandeltem Geist,
Was ein wachsender Chor
Von Stimmen verheißt
Wie nimmer zuvor?

Von innigem Laut,
Der beglückt und erbaut,
Hör' ich oft übertönt
Jenen Witz, der nur höhnt,
Der aus Neidverdruß
Und Wollust am Leide,
Dem Schurkengenuß,
Wie mit sägender Schneide
Da zerlegt und zerfetzt,
Dort nesselt und ätzt.

Hat die Göttin der Kunst
Im jungen Geschlecht
Auch dort nun als echt
Und werth ihrer Gunst
Bewerber entdeckt
Und zu Dichtern geweckt?

Ja, Poeten bezeugt
Von Gehalt, wie mir deucht,
Was ich achtsam erhorcht.
Doch nun frag' ich besorgt:
Sind sie stichfest gefeit
Auch gegen den Neid
Der dort immerdar
Unzähligen Schaar
Verunglückter Dichter?

Zum Schaffen zu klein,
Doch desto erpichter
Auf Größeschein,
Als gefürchtete Richter,
Sind die Herrn insgesamt
Von der nagenden Pein,
Unfruchtbar zu sein,
Zu dem traurigen Amt
Unerlöslich verdammt,
Den danieder zu schrein
Und bewerfen mit Koth,
Der groß zu gedeihn
Als Begabterer droht,
Bis Gimpelgepfeif
Und Klikkengekeif
Den Weltstadtmüden
Vertreiben gen Süden.

Ja, Zwei, wohl gar Drei
Begrüß' ich als frei
Wie vom Neidergebrest,
So vom modischen Wahn,
Der die Zuchthausbahn,
Die Branntweinpest,
Die Hirnschwundqual
In scheußlichen Bildern
Getreulich zu schildern
Als treffliche Wahl
Der — Dichtung empfahl.

Glückauf denn, glückauf
Zum begonnenen Lauf,
Der zu hoffen gestattet,
Daß athemstark
Und vom Kampf unermattet,
Auch im Sande der Mark
Doch Einer vielleicht
Bis zum Siegespfahl
Die gebotene Zahl
Von Runden erreicht,
Wo zum winkenden Preis,
Dem unsterblichen Namen,
Wir trotz des Geschreis
Der Kohorte von Lahmen
Mit dem Lorbeerreis
Die Stirn ihm umrahmen.

O würde das wahr
Für das rüstige Paar,
Das gemeint sich weiß,
Obwohl ich mitfleiß
Es zu nennen vermeide!

So bleibet ihr Beide
Euch selber getreu
Und so ledig der Scheu
Vor der giftigen Wuth
Der kläffenden Meute,
Als stets auf der Hut
Vor der schlimmern Gefahr,
Die von Lessing bis heute
Die schuldige war,
Daß im Bann von Berlin
Die Dichter gedieh'n
Wie Lachs in der Spree,
Wie Funken im Schnee.

*) Auch diesem Streitgedicht unseres verehrten Mitarbeiters haben wir dieselbe Bemerkung beizufügen wie dem S. 178 abgedruckten: die „Deutsche Dichtung" gestattet den Dichtern und Schriftstellern die sie zu ihren ständigen Mitarbeitern zählt, völlig freie Meinungsäußerung über litterarische Fragen und Zustände, sofern sie mit ihren Namen für dieselben eintreten. — Der Abdruck erfolgt auf ausdrückliches Ersuchen des Dichters in der Orthographie seines Manuskripts. D. Red.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Lucifer.

Schauspiel in vier Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.***)

Personen.

Doktor Reinhold Euler, Arzt.	Rabe.
	Der Wirt zum Schwan.
Eva Palm, dessen Verlobte.	Julie, Schenkmädchen.
	Bartels.
Irene, Eva's Schwester.	Lehfeld.
Wolf Grumbach, Doktor der Rechte.	Ein Bürger.
	Ein zweiter.
Pfeifer, Grumbachs Sekretär.	Ein Kellner.
	Volk.

Die Handlung spielt in Mainz, in der Gegenwart.

Erster Aufzug.

Weinwirtschaft in der Wallstraße oberhalb der Stadt Mainz. Etwas altertümliche, gemütliche Wirtsstube; im Hintergrunde ein kleinerer Raum, von der Stube durch einen langen Schenktisch getrennt, mit Flaschen, Gläsern und allerlei Gerät gefüllt. In der Stube rechts und links je eine Thür; die zur linken führt nach der Straße. Aus dem hintern Raum kommt man in die Stube, indem man einen Teil des Schenktisches aufhebt; auch führt hinten eine Thür nach rechts. — Abend im Mai; Dämmerung.

Erster Auftritt.

Julie, das Schenkmädchen, sitzt in dem hintern Raum, am Schenktisch, hat ein Buch in der Hand, liest aber nicht, träumt finster vor sich hin. Der Wirt kommt von vorne rechts.

Wirt (geht vom Tisch zu Tisch, mit flüchtig prüfenden Blicken; beobachtet dabei heimlich das Mädchen, schüttelt den Kopf. Endlich nicht sehr laut). Julie!

Julie (fährt wie erwachend auf). Ja! — Was giebts?

Wirt. Wollt' nur sehn, wie geschwind Sie aufwachen. (Zündet einige Gasflammen an.)

Julie. Ich hab' nicht geschlafen.

Wirt. Aber gelesen doch auch nicht. — Meinetwegen konnten Sie ja auch schlafen: zu thun hatten Sie nichts, und kein Mensch ist hier. Aber Gott's Blitz, warum ist kein Mensch hier? Warum haben wir keine Gäste? Nach dem Abendläuten?

Julie. Ich vertreib' doch Niemand.

Wirt. Meinen Sie? — Da werd' ich Ihnen doch einen Spiegel auf den Schenktisch stellen, damit Sie Ihr Gesicht sehn. (auf eine Bewegung Julien's) Garstig nicht, Gott bewahre; ganz im Gegenteil; aber wie gehn Sie mit Ihrem hübschen Gesichtchen um. Immer streng wie 'n Wachtmeister, und finster wie 'ne Eule. Das sind wir hier nicht gewohnt, meine Gute. Wir Mainzer, wir Rheinländer, wir wollen beim Schoppen Wein auch helle Augen und fidele Gesichter sehn. Das vertreibt mir die Leute.

Julie. So schicken Sie mich fort.

Wirt (sieht sie stumm an, geht in den hinteren Raum, wo er sich ein Gläschen voll einschenkt. Will trinken, hält inne). Fortschicken — Sie thun ja sonst Ihren Dienst. Halten alles in Ordnung.

Julie. Aber wenn ich Ihnen die Gäste vertreibe.

Wirt (aufbegehrend). Gott's Blitz, und das thun Sie auch! (wieder ruhig, gutmütig) Aber wenn ich Sie fortschickte — na, was machen Sie dann? Gehn vielleicht ins Wasser; — danach sehn Sie aus. (Sie schweigt. Er trinkt.) Und überhaupt. So Einer bin ich nicht. Der junge Doktor, der Euler, sagt: „Sie haben sehr harte Muskeln, aber ein weiches Herz." Das ist eben die Sache. (auf die Muskeln seines ausgestreckten Armes klopfend) Hier bin ich ein Herkules, sag' ich Ihnen; (eine Hand aufs Herz legend, mit gutmütigem Lächeln) aber da? Ein Rohrstengel!

Julie (weich). Nun, dann lassen Sie mich doch gehn, wie ich nun mal bin.

Wirt. Was hat man Ihnen denn da draußen in der Welt gethan, daß Sie so sind? (Sie schweigt.) Daß Dich die Kränk' —! Die ist nicht vom Rhein: Die kann furchtbar schweigen. — — Hm! — Ein dummes Mädel sind Sie aber doch. Wenn man noch so jung ist . . . Und dann — mein Geschäft!

*) Die neueste dramatische Dichtung Adolf Wilbrandts, mit deren Veröffentlichung wir hiermit beginnen, dürfte den Lesekreis unserer Zeitschrift auch deshalb lebhaft interessieren, weil der Dichter in ihr die viel umstrittenen Erscheinungen der Hypnose und Suggestion als Motive benutzt, aber wir veröffentlichen sie weder trotz noch wegen der Discussion, welche die Forscher hierüber gleichzeitig in den Spalten unserer Zeitschrift führen, sondern einzig um ihres dichterischen Wertes willen. Eine Frucht dieser Discussion ist das Schauspiel selbstverständlich nicht — wir bemerken dies ausdrücklich, weil uns schon auf die vorläufige Anzeige hin eine bezügliche Anfrage zugekommen —, es liegt seit Jahresfrist druckfertig vor. Wie weit der Dost die Linie eingehalten, welche diejenige Gruppe von Forschern, denen Hypnose und Suggestion bewiesene Thatsachen von großer Tragweite sind, gezogen, und in wie fern er sie etwa überschritten, wird der Leser nun selbst festzustellen vermögen. D. Red.

Digitized by Google

Hier oben auf der Wallstraß', mit den zwei, drei Häusern, ist's für die Mainzer so schon zu einsam; wie soll ich bestehn, wenn die Leut' noch sagen: im „Schwan" wird man trübsinnig!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Pfeifer, Bartels und Lehfeld (von links).

Pfeifer (noch nicht alt, aber fast ergraut; ein etwas gerötetes Trinker-Gesicht, mit trauseln, ein wenig vermitterten Haar). Guten Abend, Herr Wirt.

Wirt. Schönen guten Abend. (Gibt Julien leise einen Auftrag; sie geht hinten rechts ab.)

Bartels. Haben Sie gutes Bier, Herr Wirt?

Wirt (zögernd). O ja —

Pfeifer. Um Gottes willen! Ihr Herren, ihr Herren, kein Bier! Dies ist 'ne Weinstube, und wir sind in Mainz. Alle Welt schreit jetzt: Bier, Bier. (mit einem tiefen Seufzer) Was sind dies für Zeiten!

Bartels (lächelnd). Ein gutes Bier ist 'ne gute Sache —

Pfeifer. Für Bräuknechte und Radiweiber, aber nicht für Menschen. Wenn die Bestie in Ihnen vor Durst grade krepiren will, dann gießen Sie ihr in Gottes Namen ein Glas Bier in den Rachen; aber an so 'nem seligen Maiabend — wenn drüben der blaue Taunus dämmert und der Rhein vorbeifließt — dann sollte der Mensch doch wissen, was die Sonne für ihn gekocht und gebrannt hat. Rüdesheimer, Herr Wirt! „Berg" oder „Hinterhaus". (zu den Andern) Ich zahl's, wenn Sie erlauben. Ich bin heut bei Kasse. Nehmen Sie das wahr; es ist ein seltener Fall!

Lehfeld. Herr Pfeifer, wir sind Volksmänner, leben nicht wie große Herren —

Pfeifer. Trinken aber doch wohl mit, wenn ein guter Tropfen freundlich geboten wird. Was wären wir ohne den Wein, Herr Lehfeld. Regenwürmer. Sandläufer. (Der Wirt kommt von hinten mit dem Wein und vier Gläsern, holen Gläsern.) Schenken Sie ein, Herr Wirt!

Lehfeld (mit etwas bedenklichem Lächeln, halblaut). Man merkt's, daß Sie schon lange beim Doktor Grumbach sind. Das hat abgefärbt.

Pfeifer. Wieso?

Lehfeld. Nu, der hat auch den „guten Tropfen" sehr gern, wie man sagen hört.

Bartels. Ja, ja. Und von alledem, sehn Sie, möchten wir ein Wort mit Ihnen reden. Wir haben —

Lehfeld. Wir schätzen den Doktor Grumbach hoch, das ist Selbstverstand; es ist uns eine Ehre, natürlich, daß er mit seinem großen Namen aus der Hauptstadt herkommt, für die soziale Partei am Rhein Wahlreden zu halten —

Bartels. Er ist der mächtigste Redner, das weiß man — und unter den jüngeren Führern der Partei steht er obenan; Viele sagen, er wird auch die alten noch alle überholen —

Lehfeld. Und wir trauen ihm auch, natürlich —

Pfeifer. Aber so eigentlich trauen Sie ihm doch nicht. (Abwehrende Bewegungen der Beiden.) Was stört Sie daran, meine werten Herren, daß er einen guten Tropfen von einem schlechten Tropfen zu unterscheiden versteht? Ist das „aristokratisch", wie? Dann bin ich ein Reichsgraf.

Bartels. Kurz, er lebt überhaupt wie ein vornehmer Herr. Darum sagen auch Viele: er mag ein Genie sein, aber ist er ein richtiger Arbeiterführer —

Lehfeld. Ein Mann für das Volk?

Pfeifer. Das deutsche Volk trinkt gern, und das thut er auch. (Trinkt.) Und hat Recht!

Bartels. Lassen wir das Trinken. Er soll sich gar so viel mit — dem Weibervolk befassen —

Pfeifer. Mein werter Herr Bartels, das Weibervolk mit ihm! Sie laufen ihm ja nach wie dem Rattenfänger. Der hatte es mit dem Blasen, er hat's mit dem Blick. Sehn Sie ihm doch nur in die Augen: die schauen Einem durch und durch; haben so viel Licht wie das Holz, das im Dunkeln leuchtet. An diesem Licht fangen sie sich wie die Motten; — die Weibsleute, mein' ich. Na, und dann sagt er sich zuweilen: machen wir sie glücklich!

Lehfeld. Manche erzählen das anders. Mit dem Blick soll er's machen, o ja; aber sehr mit Absicht. Er starrt sie so lange an, die Damen und die Mädels, bis er sie behext, — oder „hypnotisiert", wie es jetzt genannt wird. Na, und alsdann thun sie, was er will!

Pfeifer. Geschwätz! Alteweibergeschwätz! — Trinken Sie lieber aus. Noch eine Flasche, Herr Wirt! (Der Wirt, der auf das halblaut geführte Gespräch nicht achtet, zuweilen nach hinten rechts verschwindet und sonst im hinteren Raum sich zu schaffen macht, geht jetzt wieder hinten rechts ab, kommt bald mit der neuen Flasche zurück.)

Bartels. Mir ist nur merkwürdig, Herr Pfeifer — (Stockt.)

Pfeifer. Was ist Ihnen merkwürdig?

Bartels. Sie bestreiten uns heute alles — und grade von Ihnen kommt's. In Berlin und anderswo haben unsre Leute Sie — ja, Sie — über den Wolf Grumbach umständlich klagen hören —

Lehfeld. Wenn Sie bei einem „guten Tropfen" aufthauten —

Pfeifer. Das ist eben die Infamie! Der Wein ist mein bester Freund — und mein schlimmster Feind. Ich hab' zum Beispiel, so dann und wann, eine stille, schleichende Schwermut: um sie unterzukriegen, trink' ich. Bei der ersten Flasche schläft sie auch glücklich ein; bei der zweiten kriegt dieser Wurm wieder Leben, krabbelt aus seiner Versenkung heraus, und als „besoffenes Elend" fängt er an zu sprechen. Dann verachtet er die Welt, jammert über

Digitized by Google

das Dasein — und schimpft auf meinen Herrn, meinen Doktor Grumbach. Am andern Tisch sitzen Leute —

Bartels. Na ja!

Pfeifer. Aber wie tragen diese Leute es dann in die Welt? Nur halb! Es kommt manchmal vor, daß ich in dieser bekneipten Melancholie mich zu Gesprächen entwickle: ich, als Theodor Pfeifer, hadre mit meinem Herrn; aber ich, als Wolf Grumbach, sage mir seine Meinung — mache mich herunter — bis ich entweder einschlafe oder zu Verstand komme. Das erzählen die Leute nicht, davon schweigen sie —

Lehfeld (mit etwas ungläubigem Lächeln). Nu — das ist kurios. Spricht aber doch eigentlich sehr gegen den „guten Tropfen" —

Bartels (leise). Doktor Grumbach kommt!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; **Wolf** (von links). (Der Wirt verschwindet bald hinten rechts.)

Wolf (rasch, jugendlich, elastisch; tritt zu Bartels und Lehfeld, die sich erheben, reicht ihnen stumm die Hand. Betrachtet sie mit seinem durchdringenden Blick). Guten Abend, ihr Herren. — Ihr habt mich hier eben verklagt, die Köpfe über mich geschüttelt.

Bartels (betroffen). Wir? — Woher glauben Sie —

Wolf (lächelnd). Mein Großvater hatte Augen, mit denen sah er jedem Menschen bis auf den Grund; ich soll etwas davon geerbt haben, sagt man. (Setzt sich an ihren Tisch.) Setzen Sie sich wieder; ich bitte. Warten Sie schon lange auf mich?

Lehfeld (eingeschüchtert). O nein —

Wolf. Und Sie haben sich ja gut unterhalten, indem Sie über einen Mitmenschen zu Gerichte saßen. (Da sie widersprechen wollen.) Bitte, bitte; ich helf' Ihnen; ich sag' Ihnen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Offenheit, wie ich bin. Es ist eine ausgemachte Sache, ich habe meine Fehler; nicht die, von denen ihr hier eben gesprochen habt — das ist dummes Zeug — aber andre, größere. Gewaltsmenschenfehler; Napoleonsfehler möchte ich sie nennen. Ich hab' meinen eigenen Kopf und geh' gern mit ihm durch die Wand. Ich glaub' an nichts, fürchte mich vor nichts. Ich hab' ein ganz hübsches Talent zum Lieben, aber ein noch hübscheres zum Hassen. Ich möchte die Welt auf den Kopf stellen, nur um einmal zu sehn, wie sie unten aussieht. Ich halte mich für einen Teufelskerl — ja sogar für einen Sohn des Teufels. — Da habt ihr so meine Fehler. Wollt ihr nun auch von meinen guten Eigenschaften noch ein wenig wissen?

Lehfeld (in stiller Bewunderung lächelnd). Aber mein Herr Doktor — was Sie da Ihre „Fehler" nennen, das brauchen wir ja. Solche Männer, mein' ich —

Bartels. Mit solchen „Fehlern" — die können uns gefallen. Die führen uns ja zum Ziel!

Wolf. Wenn ihr das meint, um so besser. Aber wozu soll ich mir Unrecht thun; ich möcht' Ihnen auch von dem, was ich Gutes habe, noch ein Wörtchen sagen. Hab' ich mich einer Sache angenommen — sie heiße, wie sie will — so verbeiß' ich mich ihr in den Hals, wie der Jagdhund dem Wildschwein, und lass' nicht mehr los. Ist's eine große Sache, so vergess' ich Essen und Trinken — (rüstig lächelnd) ja, auch das Trinken — denn alles Große fühl' ich als blutsverwandt, wir gehören zusammen. Ist es gar eine Volkssache, so wird mein Herz zum Kopf und mein Kopf zum Herzen, denn (wieder rüstig lächelnd) ich hab' mich dem Teufel verkauft, daß ich leben und sterben will für das zu erlösende Volk. Wir werden es erlösen, ihr Herren; zuerst mit Feder und Zunge, dann mit Knüttel und Schwert!

Bartels (hingerissen, steht auf). Herr Doktor — Herr Doktor. Mit solchen Männern wie Sie, ja, da wird es gehn. Verzeihen Sie nur, daß wir —

Lehfeld (steht auf). Auf Ihr Wohl, Herr Doktor; denn Sie werden's machen. Unser Führer Herr Grumbach hoch!

Wolf (steht auf). Schönen Dank, ihr Herren — wenn's mir denn gelten soll. Aber von mir nun genug! Klettert also auch nicht weiter mit der kritischen Brille an meiner Person herum, denn das führt zu nichts; denkt nur an die Sache ... Also übermorgen Nachmittag unsere Volksversammlung (Bartels und Lehfeld nicken); ich rede für euren Kandidaten, ich gehe sachte ins Zeug, und ich ende damit, daß die Zaghaften, die Leisetreter, die Gemütlichen zu unserm radikalen Haufen hinüberschwenken. (zuversichtlich lächelnd) Das ist meine Sache; eure Sache ist jetzt die Vorbereitung: durch die Blätter und sonst. Ich kümmere mich um nichts, denn ich bin hier fremd. Ihr meldet mir Ort und Stunde; ich komme.

Bartels. Alles, wie Sie wollen —

Wolf. Entschuldigen Sie mich jetzt, meine lieben Herren: ich hab' heute Abend noch gar viel zu thun; zunächst (auf Pfeifer deutend) mit dem Mann da, dann allein, am Schreibtisch. Muß auf Ihre Gesellschaft verzichten, eh wir warm geworden. (Drückt ihnen die Hand.) Übermorgen um so wärmer, hoff' ich!

Lehfeld. Sie haben uns (eine Hand ans Herz legend) heute schon warm genug gemacht, hochverehrter Herr Doktor. Glauben Sie uns nur — — Aber wir halten nicht auf. Also guten Abend!

Bartels (Wolf noch einmal die Hand drückend). Sie, Sie werden's machen!

Wolf (mit selbstvertrauendem Lächeln). Ich hoffe. — Gute Nacht! (Bartels und Lehfeld links ab.)

Pfeifer (während sie gehn, für sich). Was der wohl

Digitized by Google

heute Abend zu thun hat. Er freute sich schon in Berlin auf die feurigen Mainzerinnen —

Wolf (hat den Beiden nachgeblickt) Spaßige Gestalten das. Wollen die Welt umdrehn, und schauen wie die Hausmeister von Oberregierungsräten aus. (Schenkt sich ein, trinkt.) Pfeiferchen, dein Wein ist gut. — Diese Hausmeister schüttelten also ihre dicken Köpfe über meine „Sitten“?

Pfeifer. Ja, so ungefähr —

Wolf. Ich hab' ihnen das abgewöhnt: wie? — Mich bevormunden! ihr! — Ich will für euch leben, o ja, und zur Not auch sterben; will euch ein Helfer werden, wie ihr noch keinen hattet, euren vergötterten Lassalle nicht ausgenommen; und jetzt will ich hier in dieser „Pfaffengasse“ den Rhein hinab den Leuchten die Augen aufreißen, die Gehirne fegen, neue Gedanken hineinwerfen . . . Aber mich bekritteln, bevormunden, aus eurer Froschperspektive — das laßt euch vergehn. Sonst lüfte ich meine Flügel wie Seine Majestät der Storch und flieg' euch davon!

Pfeifer (für sich). Ich sag's ja: ein Autokrat!

Wolf. Hätt' ich darum wie ein Kirchenvater gelernt, gevorsicht, gedacht — mich tiefer in die Welt hineingedacht als so Viele vor mir — — Wovon quakten diese Frösche denn? Natürlich auch von meiner Vorliebe für die Evastöchter?

Pfeifer. Davon auch, o ja. Sie hatten auch davon sagen hören, daß Sie die Weibsen „beheren“ oder hypnotisieren —

Wolf. Ah! Das war ihnen bedenklich.

Pfeifer. Es schien so.

Wolf. Da sind sie nicht dumm. Denn ein Hypnotiseur, der sein Geschäft versteht, der kann's ja auch ihnen thun. Der Pfaff auf der Kanzel, der Volksredner auf der Tribüne, was betreibt er denn andres, als seine Leute mit Kunst zu hypnotisieren, ihren Willen zu fangen, seinen eigenen Willen in sie einzublasen, bis sie seine Herde sind und ihm folgen, wohin er will? So sind sie ja zusammengeknetet und gebacken: mit großen willigen Ohren, mit breiigem Hirn und mit gläubigem Herzen!

Pfeifer (oft schwermütig, mit einem scheuen Seitenblick auf Wolf) O ja. Ich kenn's. So haben Sie ja mich „hypnotisiert“, bis ich Ihr Geschöpf war. Wo ist mein Wille hin? Wer hat ihn? Ich weiß nicht. Ich verspür' in mir nur noch Ihren Willen!

Wolf (behaglich lächelnd). Meinen Sie? — Und wie kam das?

Pfeifer. Nu, wie kommt's beim wirklichen Einschläfern? Sie schauen und reden in Jemand hinein, sagen ihm, er wird einschlafen, machen ihn müd' und schwer; endlich haben Sie ihn so weit, daß er richtig einen Arm nicht mehr rühren kann; — na, was ist nun geschehn? Er hat nicht bloß einen lahmen Arm, er hat auch in sich das Gleichgewicht verloren, er zweifelt an seiner Willenskraft, fühlt sich schwach, miserabel. Und so geht's dann weiter! Schritt für Schritt lähmen Sie seinen Willen, er kann nicht widerstehn, er glaubt nicht mehr an sich, aber er glaubt an Sie. — So haben Sie mir's gemacht. Nicht an Armen und Beinen, aber an der Seele. (Blickt ihn finster und gewissermaßen trotzig an.) Glauben Sie, mich freut's?

Wolf. Wie kommen Sie heute Abend zu dieser Entladung, Alter? — Wieder zu tief im Glas?

Pfeifer. O nein. Heute nicht. — Was denken Sie denn? (an seine Brust klopfend) Es sitzt immer hier. Es will immer heraus!

Wolf. Lassen Sie's gut sein, Alter. Das hat das Schicksal gewollt. Als wir vor zehn Jahren uns zusammenfanden — ich noch ein junger Fant —

Pfeifer (mit widerstrebender Bewunderung). Ein junges Genie!

Wolf. Da waren Sie dazu geschaffen, ein Mond, ein Trabant zu werden; und ich war dazu gemacht, wie der Jupiter Monde um mich zu sammeln. Nun, da kam's denn von selbst! Wenn Zaunkönige hoch hinauf wollen, so klammern sie sich bekanntlich an die Adler an; die tragen sie mit empor. (dem auf die Schulter klopfend) Bist so ein Zaunkönig, Alter. (lächelnd) Trag' es wie ein Adler!

Pfeifer. Dazu reicht's wohl nicht . . . Aber ich häng' nun einmal an Ihnen, da ist nichts zu ändern. Ihr ganz besondres — — Ihr Geist — ja, und auch Ihr Herz —

Wolf (lächelnd). O ja, ich hab' auch ein Herz. Hab' Dir's oft bewiesen. Aber wie steht's in dem Punkt mit Dir? Freundliche Leute erzählen mir schon lange, daß der Wein Dich oft wunderbar geschwätzig über mich, und rebellisch macht. Dann kommt also, wie es scheint, dein eigener Wille wieder, von dem Du „nicht weißt, wo er ist“. Wenn ich Dich dafür fortjagte, wie? Dich halbverkommenen Kerl auf die Straße setzte? — Warum thu' ich's denn nicht? Aus Stolz. Weil ich der Adler bin. Und weil wir nun schon zehn Jahre lang so zusammenhalten. Aber ich sag' Dir doch Du verrückter Kerl: sündige darauf nicht. Es könnte mich doch plötzlich packen, und dann — — Kannst Du ohne mich leben? Wie?

Pfeifer (sehr gereizt). Nein. Könnt's wohl nicht. — Hab' mich manchmal schlecht benommen; sehr richtig. (auf die Weinflasche deutend) Das ist nur dem da seine Infamie! — Als wenn er mir's schimpflich machen wollte, daß ich alter Bursche so schwach bin und Sie so stark —

Wolf. Stark. Was ist denn eigentlich meine Stärke, Alter? Ich bin eben ein rechter, echter Sohn dieser Zeit! Die hat aufgeräumt mit

Digitized by Google

den alten Kindereien, ist nüchtern, ist klar geworden. Sie hält uns an, nur immer das Zweckmäßige, Nützliche zu thun. Sie hat Entdeckungen und Erfindungen gemacht — wer die alle kennt und ausnützt, dem gehört die Welt! Wenn ich nicht schön bin — zum Beispiel — und den Weibern doch gefallen, sie beherrschen will, so sagt mir die Wissenschaft: Da ist der Magnetismus, ist der Hypnotismus, nimm sie, benutze sie, und die lieben Seelen sind dein! Wenn ich kein König bin und doch herrschen will, so — — (Hatte sich gesetzt, steht auf, geht unruhig nach links gegen die Thür. Für sich:) Sie kommen noch immer nicht!

Pfeifer (der ihm mit den Augen folgt). Hm! — — Übrigens, Herr Doktor, (mit versteckter Ausforschen) da fällt mir ein: Rabe ist auch hier. Ich hab' ihn heute Nachmittag auf der Rheinpromenade gesehn.

Wolf. Ich weiß es.

Pfeifer. Ah! Sie wissen es?

Wolf. Ich hab' ihn ja kommen lassen. Gestern Abend schon; eine Stunde nach meiner Ankunft. Ich brauch' ihn.

Pfeifer. Ah! Sie brauchen ihn!

Wolf. Ja. — Wie dieser Zaunkönig wieder seine Federchen sträubt, aus ewiger Eifersucht. Ich brauche den klugen, geschulten Pfeifer und den schlauen Rabe; und so wird es bleiben.

Pfeifer. Darf man fragen, wozu Sie hier in Mainz diesen Rabe brauchen?

Wolf. Das ist ein ewiges Kind! — Ihr verhaßter Rabe hat mir hier unter Anderm, außer meinem Hotelzimmer, ein kleines Mausloch besorgt: einen winzigen ersten Stock in einem leerstehenden Häuschen, irgendwo da draußen, wo eigentlich Niemand wohnt. Denn da doch für diesen meinen „Rheinfeldzug" Mainz das Hauptquartier sein soll — — Im Hotel ist man in Jedermanns Hand. Es lebe die Freiheit!

Pfeifer. Mit irgend einer reizenden Sklavin —

Wolf. Es sieht Ihnen gar komisch, Pfeifer, wenn Sie ein faunisches Gesicht machen; zu Ihrer wehmütigen, beinah edlen Fratze will es gar nicht passen. (Geht wieder unruhig zur Thür.)

Pfeifer. Wenn ich fragen darf: erwarten Sie Jemand, Herr Doktor?

Wolf. Warum?

Pfeifer. Weil Sie so zur Thür gehen. Schon wieder. (mit versteckt klugem Forschen) Auch hatten Sie wohl irgend einen Grund, uns in diese entlegene Kneipe zu bestellen —

Wolf. Alter Fuchs. (Kommt zurück, setzt sich wieder an den Tisch.) Will Dir's sagen, Pfeifer. In Dein altes, verkommenes, wehmütiges Studentengesicht kann man alles hineinschütten, was — die Andern nicht verstehn. Hier oben in der Wallstraße wohnt die Poesie, Pfeifer! In unserm Jahrhundert noch die richtige, lebendige, leibhaftige Poesie!

Pfeifer. Ah! Die Poesie!

Wolf. Lächle nicht so pfiffig. Es ist keine von diesen Schürzentändeleien; wirklich wie ein Gedicht! — Ich ging gestern Abend hier in dieser Gasse; vom Rhein und vom Main her kamen kühle Wasserlüfte, sonst lag es so maischwül über der Welt. Ich seh' vor einem Garten, an dessen Ende leuchtet's: da sitzen in einer Veranda drei Menschen um eine Lampe, einer immer schöner als der andre, Pfeifer; ein Herr und zwei Damen. Der junge Mann liest vor . . . Die Maner war niedrig, ich stieg also über —

Pfeifer (vor sich hin). Natürlich —

Wolf. Und unbemerkt schleiche ich bis zur Veranda vor. Mußte lächeln, Pfeifer: was liest er? Die erhabenste Langeweile: Milton's „Verlorenes Paradies"! Die schönen Mädchen hörten aber wunderbar andächtig zu; ihre Arbeiten lagen auf dem Tisch, eine Zeichnung, eine Stickerei, jetzt hatten sie die Arme aufgestützt und horchten, als wär's Musik. Die Eine — ein süßes Geschöpf! So kindlich schmachtende Augen, so auseinanderblühende Lippen — als wollten sie sagen: Liebe! Glück! nehmt mich in die Arme! Die Andre — ganz anders: Lippen wie versiegelt, Augen wie verhängt; dabei schön wie ein Engel. Die kennt noch keiner, dacht' ich, ganz wie sie ist; sie aber weiß, was sie will!

Pfeifer (brummt vor sich hin). Dieses Rätsel will er nun wieder lösen —

Wolf. Sei still und hör zu! — Der feine junge Mann sah oft vom Lesen auf, und meist zu der Verschlossnen, der Ernsten; endlich klappt' er den Milton zu, und diese holden Geschöpfe fingen an zu sprechen. Ich sag' Dir, Musik! Edle, feine Stimmen; und alles, was die Süße, die Dümmere sagte, war in seiner Einfalt so reizend — und alles, was die Kluge sagte, war in seiner Klugheit so unschuldig — und der Mann dazu, dieser Glückliche — so ritterlich und so brüderlich — (lächelnd) als wär' er mit Beiden verlobt . . . Sie saßen da, als wären sie allein auf der Welt; als schwämmen sie in ihrer Veranda durch den Äther hin; als brauchten sie keine Zeitungen, keine Promenaden, keine Theater, keine Gesellschaften — kurz, all den Krimskrams, ohne den das nervöse Tier, der Mensch, sonst nicht leben kann. Ich wurde (lächelnd) fast sentimental; wahrhaftig . . . Endlich kam ein unverschämter, grober Wind, der die Lampe ausblies; sie lachten — ich sage Dir, wie süß sie lachten! — und gingen ins Haus hinein. Und ich — durch den Garten fort. Aber ich that einen Schwur: die Drei seh' ich wieder!

Pfeifer. Hm! — Wohl in dieser Kneipe —

Digitized by Google

Wolf (steht unruhig auf) So ist es. Heut hab' ich herausgebracht: sie leben sonst still für sich, gehn aber Abends oft auf eine Stunde hierher. Sie sind mit dem Wirt bekannt — der ein guter Kerl ist —

Vierter Auftritt.

Wolf, Pfeifer; Julie (von hinten rechts).

Julie (tritt in den hinteren Raum; erschrickt). Wolf Grumbach! — Mein Gott! Nein, das ist nicht möglich!

Wolf (peinlich überrascht sucht sich schnell zu fassen). Sieh da — Julie. Hier in Mainz. Wie der Verkehr heutzutage die Menschen durcheinanderschüttelt. Ein Wiedersehn im „Schwan" in der Mainzer Wallstraße! (Pfeifer schleicht links hinaus.)

Julie. Sehn Sie, wie Ihr Sekretär, oder was er ist, sich aus dem Staube macht. Warum machen Sie's nicht auch wie er?

Wolf. Warum sollt' ich das? Er — will hier nicht stören, scheint mir; das ist ganz vernünftig. Ich nehme es aber als — als eine gute Meinung des Schicksals, daß wir uns hier wiedersehn. (Tritt näher.) Nehmen Sie es auch so; geben Sie mir die Hand!

Julie (ablehnend). Ich danke. Hätt' ich es auch früher nicht gethan, wäre mir wohl besser. Ich rate Ihnen doch, gehn Sie wieder fort: es könnten ja Leute kommen, die Sie hier mit mir sehn. Das könnte Ihnen doch nicht erwünscht sein —

Wolf. Warum nicht?

Julie. Eine merkwürdige Frage. (Ihren Groll und Schmerz mit großer Anstrengung bekämpfend) Da Sie es damals doch so eilig hatten, von mir fortzukommen; weit fort!

Wolf (nach kurzem Schweigen). Ich liebte Sie im Anfang sehr, Julie; später nicht so sehr. Das kann ich so wenig leugnen, wie daß ich vor zwei Jahren jünger war als jetzt; Veränderungen, die mir gar nicht gefallen, bei denen ich aber keine Stimme habe. Sie liebten mich im Anfang weniger, später desto mehr; das war auch so ein Schicksal — Sie haben es nicht gemacht. Warum wollen wir die Narren sein, gute Julie, uns über einander zu beklagen, wenn ein Dritter Schuld ist?

Julie. Ich bitte Sie höflichst, reden Sie nicht mehr; Sie haben mich nur zu oft um Sinn und Verstand geredet; — Sie haben ja das Talent. — — O wie war ich dumm! Ich bildete mir wirklich ein, so ein Mann wie Sie könnte einem Mädchen wie ich für's ganze Leben — und ordentlich vor dem Standesamt — — Ach mein Gott, ich dachte, er wird dich weiterbringen, dich gebildet und klug machen; er kann was er will. Ja, was dacht' ich alles!

Wolf. Sie dachten, was ich Ihnen sagte; das war ja natürlich.

Julie. Spotten Sie auch noch?

Wolf. O nein. Aber was ich Ihnen sagte, konnte ich nicht halten. Ich kann einem Mädchen schwören: Heut über zehn Jahre will ich da oder dort sein, um dich zu sehn; ich kann ihr aber nicht schwören: Heut über zehn Jahre will ich genau so für dich fühlen, wie jetzt! — Können Sie das? (Sie schweigt.) Kannst Du's? (Er überläuft sie bei dem Du; sie schließt die Augen.) Sei nicht thöricht, Kind. Was ich Dir beteuerte, habe ich geglaubt. Aber Einer, der stärker ist, hat mir seine Hand auf das Herz gelegt und so nach und nach, als wär's 'ne verblassende Tinte, das Gefühl in mir ausgelöscht. Mußt Du mich darum hassen?

Julie (durch einen schmerzlichen Ausblick ihre Liebe verratend). Ach, ich — — (Bricht ab. Möglichst kühl und rabiat) Ich hasse Sie ja nicht. — Ich widersprech' auch nicht; ich komme ja doch nicht auf. So haben Sie mich ausgewachsenes Kind so oft eingewiegt. . . Ich weiß nicht, worin liegt es mehr: in Ihren Gedanken, oder Ihrer Stimme, oder Ihrem Blick — — Sehn Sie mich nicht so an. Ihre schrecklichen Augen sollen mich nicht mehr bethören. Die haben das aus mir gemacht!

Wolf. Wie kommst Du nach Mainz?

Julie. Was geht Sie das an, wo und wie ich bin. Was geht es mich selber an. Ich leb' nur so hin.

Wolf. Arme, gute Julie. Ich war nie einem Menschen so grundgut wie Dir. Wie kommst Du nach Mainz?

Julie. Eine gute Freundin, von hier gebürtig, die verschaffte mir's —

Wolf. Du bedienst die Gäste? (Sie nickt.) Aber das Geld, das ich Dir zurückließ —

Julie. Ich wollte Ihre Großmut nicht. Ich hab's weggegeben. — Bitte, gehn Sie nun fort!

Wolf (nach links auf die Thür blickend, für sich). Ich muß diese Andre sehn! (laut) die Drei aus der Nachbarschaft, die Palm's, oder wie sie heißen — die kennst Du also auch. —

Julie. Natürlich.

Wolf. Kommen die heut noch her?

Julie. (nickt). Der Wirt sagt, sie kommen. — — Bitte —

Wolf. Wie blaß siehst Du aus. Hast Du Kopfweh, Kind?

Julie. O ja.

Wolf. Wie zu — unsrer Zeit?

Julie. O ja. — Wohl noch mehr.

Wolf. Ich leide so mit Dir. Bist heute besonders elend, wie mir deucht. —

Julie (lächelnd). Wundert Sie das? — Der Schreck vorhin. Als ich Sie wiedersah. (sich mit einer Hand über die Stirn streichelnd) Seitdem — — ! (Verstummt).

Wolf. Dann ist's also meine Schuldigkeit, Dich davon zu befreien. Damals gelang mir's so oft;

Digitized by Google

wenn ich Dich einschläferte, weißt Du, und in Deinen Traumzustand hinein Dir sagte: „Deine Schmerzen werden bald vergehn. Jetzt vergehen sie. Jetzt sind sie fort. Wach auf!“ — Du wachtest auf und sie waren fort —

Julie (in weicher Traurigkeit). Ach ich bitte Sie, sprechen Sie von jenen Zeiten nicht mehr!

Wolf. Nur um Dir zu helfen. Eher kann ich nicht fort! — Du sollst einschlafen, verstehst Du, und ohne Kopfschmerz erwachen.

Julie. Haben Sie wirklich noch so viel Mitleid mit mir? Das hätte ich nicht gedacht!

Wolf. Beleidige mich nicht. — Es that Dir immer so wohl, gab Dir schon halben Schlaf, wenn ich Deine Stirn — — Bitte. (Berührt ihre Stirn. Sie fährt zusammen; zittert; will sich ihm entziehn.) Laß sie mir. Halt' still. (Streicht sanft und langsam über ihre Stirn hin und her.) Sieh mir in die Augen.

Julie. Ihre Augen — o Gott!

Wolf. Gute Julie! Sieh sie an; und fest. (Sie schaut ihm in die Augen, aber mit schon ermattetem, schwerem Blick.) Denk' nur an das Einschlafen; und wie leicht und schnell Du damals in Schlaf sankst: ein paar Sekunden, und weg. — Deine Lider wollen schon zufallen; ich seh's. Sie zucken und sie zwinkern. — Du wirst müde, müde. Deine Arme schlaffen ein; und wie schwer, wie bleiern werden Deine Glieder. (Drückt sie sanft auf den Stuhl hinter dem Schänktisch nieder, neben dem sie steht.) Du mußt sitzen, Kind. Dir vergehn die Gedanken; Du weißt nicht mehr, was hier ist, wo Du bist. Du schläfst! (Sie sitzt wie eine Schlafende da, mit erstarrtem Gesicht. Wolf für sich.) Sie muß fort. (Laut) Jultschi! Du schläfst?

Julie (mit matter Stimme). Ja.

Wolf. Fest?

Julie. Ja.

Wolf. Du hörst, wie hier die Nachtigall singt.

Julie. Ja. Ich höre sie.

Wolf. Dein Kopf thut noch weh.

Julie. Ach ja.

Wolf. Er wird auch erst gut, wenn Du zu Bette gehst. — Hast Du das gehört?

Julie. Gewiß.

Wolf. Wenn Du erwacht bist, wirst Du also zum Wirt gehn und sagen: ich bin elend und muß zu Bett. (Sie nickt.) Und Du wirst ihn bitten: lassen Sie mich gehn! (Sie nickt.) Dann wirst Du Dich schlafen legen, und Deine Schmerzen werden ganz verschwinden. Hast Du das gehört?

Julie. Aber ja, gewiß.

Wolf (sie betrachtend, für sich). Wunderbar genug, daß so ein Mensch dem andern in diesem Halbschlaf gehorcht. Freilich, auch im Traum — was glauben wir nicht im Traum? Aber über alle Träume geht, daß nach dem Erwachen dieser gläubige Wahn in irgend einer Höhle des Hirns dämmernd weiterlebt, und wirkt, und sich erfüllt!

(Fortsetzung folgt.)

Am Ziel.

Die Füße wund von Dorn und Stein,
In Staub und Glut am Wegesrain,
Weiß nicht, wie oft ich rastend saß
Und wieder wandernd Leid vergaß.

Wie stand vor dir ich müd und arm,
Wie bar an Hoffnung, reich an Harm,
Da ich Dich fand, mein Weggesell,
Du Herz voll Mut wie Felsenquell.

Du Waldeswipfel lenzbelaubt,
Dem noch kein Sturm den Kranz geraubt —
Leid war mein Stab und Not mein Schuh,
Und meines Lebens Trost bist du.

Anna Klie.

Mein Leben.

Mein Leben, du bist wie der werdende Tag,
Wenn der Nebel sich trüg um die Höhen schleicht,
Wenn der Wecker Wind durch die Wipfel streicht
Und keiner weiß,
Was die graue Frühe verkünden mag.

Ob schlammiger Regen, ob sonniger Schein
Von den funkelnden Hügeln herniederfließt —
Ich warte, wenn sich die Welt mir erschließt,
Und träume und schau
In den fahlen, schwer ahnenden Nebel hinein.

Ich warte. Es singt ein Vogel im Hag
Von Veilchenbläue und Kosenglut,
Wild pochend stürmt mein flammender Mut
Entgegen dem Licht
Zum kommenden Leben, zum werdenden Tag.

Hans Mackowsky.

Winternacht.

O, wunderbare Ruhe!
O, klare Winternacht!
Nun ist der Frieden Gottes
Auf Erden aufgewacht.

Der Mond, ein treuer Hüter,
Weilt über jedem Dach.
Als wollt' es ewig ruhen,
Schläft alles Weh und Ach!

Martin Beck.

Nächtlicher Besuch.

Eine kleine Weile nur
Bleibt noch, holde Geister.
Schnell verliert sich eure Spur,
Wird der Morgen dreister.

Liebliche Gedankenwelt,
Zauber eurer Hände,
Ach, wenn sie der Tag erhellt,
Nimmt sie jäh ein Ende.

Gustav Falke.

Digitized by Google

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Vorbemerkung.

Vor mir liegt ein Häuflein Briefe, von Dichtern und Nichtdichtern, von Freunden dieser Zeitschrift, die sie regelmäßig lesen und Solchen, die dies regelmäßig nicht thun, sondern nur eben aus reiner Menschenliebe zehn Pfennige Porto und einen Briefbogen opfern, um dem Herausgeber ihren unbefangenen, von keiner Sachkenntnis getrübten Rat zu spenden. Sie haben in den Zeitungen davon gelesen, daß die „Deutsche Dichtung“ diese Reihe selbstbiographischer Skizzen bringt und das genügt. Die Einen finden den Plan schlecht, die Anderen gut, die Dritten fragen, ob Amanda Schwöbinger oder Josef Kohlruß oder wie eben der Genius heißt, dem sie vor anderen huldigen, gleichfalls in der Reihe vertreten sein wird und die Vierten bitten um ein Freiexemplar. Und da zudem mehrere Blätter in gütiger, selbst durch die gesetzlichen Nachdrucksbestimmungen unbeirrter Bereitwilligkeit dem Aufsatz von Konrad Ferdinand Meyer zu weiterer Verbreitung verholfen haben, so bin ich in jenen behaglichen Zustand versetzt, wo sich der unverwöhnte Herausgeber einer litterarischen Zeitschrift in Deutschland sagen darf: „Wir haben einen Erfolg zu verzeichnen.“ Denn derlei sagt man, der Bescheidenheit wegen, sogar sich selbst immer im Plural.

Im Ernste gesprochen: die Reihe findet Beachtung, und Erfolg verpflichtet zunächst zu dem Einen, Mißverständnissen zu begegnen. Das werden freilich die Aufsätze selbst besser und gründlicher vollbringen, als wenn ich zu jedem die längste Vorbemerkung schriebe. Aber da sie nun erst erscheinen sollen, so setze ich heute, gegen meine ursprüngliche Absicht, doch wieder einige Worte vor, welche zwei Bemerkungen betreffen, die in den Briefen Wohlmeinender und Vernünftiger aus den letzen Wochen oft wiederkehren.

Man sagt mir: „Du willst Ernstes und Gutes. Mit Selbstbespiegelung und Reklame ist dir nicht gedient. Wie oft nun wird sich der Fall wiederholen, daß ein wirklicher Dichter zugleich dem eigenen Schaffen objektiv genug gegenübersteht, um seine Aufgabe so mustergültig zu lösen, wie dies C. F. Meyer gethan?! Wer freudig herbeispringt, wird Nichtiges bringen und, von den Ernsten werden Viele nicht kommen können.“ Darauf antworte ich: Abwarten! Sie sind ja da! Einen Ruck freilich hat sich Jeder dazu geben müssen, aber das haben sie eben gethan. So gleich Jener, den ich als Zweiten bringe . . .

„Aber warum ist's gerade Jensen? Und warum war Meyer der Erste? Nach welchen Grundsätzen ordnest du die Reihe? Nach dem Alter, dem Ruhme, der Schule?“

Nach gar keinem Grundsatz, antworte ich. Mitten zwischen die Alten will ich Jüngere stellen und mitten zwischen sehr berühmte Leute solche, die's zu sein verdienten. Denn es sind ja alles höchst persönliche Bekenntnisse, wie sollte ich die Individualitäten schematisieren wollen?! Also — je bunter, desto besser, und daneben höchstens die eine Rücksicht: jenem Poeten, der gleichzeitig irgend eine andere Arbeit in dieser Zeitschrift veröffentlicht, auch zu diesem Bekenntnis das Wort zu erteilen.

Der Herausgeber.

Was war mein Erstling?

Von Wilhelm Jensen.

„Was war denn Ihr Anfang, Ihre erste Ablieferung in die große deutsche Buchbinderei-Werkstatt?“

Sitzt jemand in meinem Zimmer und hat mich danach gefragt? Oder kommt mir selbst nur der Gedanke, wie ich in den draußen vorübertreibenden Schnee hinaussehe?

Wie ist eigentlich dies Gestöber so geworden? Noch vor kurzem lag über Allem nur eine reglosruhige graue Nebeldecke, die sich wie eine Tarnkappe auf den rotbraunen Zwiebelthurm der alten Leprosenkirche vor meinem Fenster legte. Da kam ein leises Geflimmer durch die Luft, ein Fliegen sich haschender weißer Stäubchen, bald hier, bald dort. Sie mehrten sich, drängten sich aneinander, und es ward wie ein im Wind flatternder Vorhang von dünner, halbdurchsichtiger Gaze. War das aufgerafter Wegstaub oder Mehl, aus irgend einer Bäckerkiste herausgewirbelt? Es konnte maucherlei den Blick Täuschendes sein, ein flüchtiges Gaukelspiel, um, wie es oft geschieht, hurtig und wesenlos wieder zu verschwinden. Aber dann auf einmal große, dicht fallende Flocken, auf dem Boden liegen bleibend. Unzweifelhafter Schnee.

Wie fragten Sie? Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando? Als ein welcher und was und wo, kraft welcher Unterstützung, weshalb, auf welche Weise und wann ich mein erstes Buch geschrieben habe?

Nein, ich bin allein in meinem Zimmer. Das Gewirbel draußen muß sich in meinem Kopf fortgepflanzt und darin die Fragen — wie man es in dem Fortschritt unserer Tage als Beleg naturwissenschaftlicher Bildung bezeichnet — ‚ausgelöst‘ haben.

Wer hat denn eigentlich die graue Tarnkappe ausgeschüttelt?

Digitized by Google

Nein, darum handelt es sich nicht. Darüber erfolgreich nachzudenken, liegt nicht in der Fähigkeit eines beschränkten Einzelwesens. Das ist die Aufgabe eines Areopags höchster Erkenntnis-Begabung, der durch Jahrtausende sich stets als Inbegriff der absoluten oder an-sich-seienden Weisheit forterhalten, die Menschheit nicht nur mit einer, sondern schon mit tausend gleich tiefsinnig-unumstößlichen Antworten darauf erleuchtet hat.

Auch wie es geschehen, daß der Nebel — der doch wie jeder andere Nebel erschien — Schnee enthielt, fällt nicht in Betracht. Zur Erklärung dafür besitzen wir eine — ich glaube man benennt sie ‚psycho-meteorologische' — Wissenschaft, die jeden ‚Nebelfleck' im Weltraum so sicher erhellt, wie eine in diesen hineingestellte Nachtlampe.

In Frage steht nur: Wie kam's, daß der einmal zu Schnee verdichtete Inhalt des Nebels als Niederschlag herunterfiel? Er hätte ja auch in suspenso bleiben, sich wieder auflösen, verdampfen können, ohne daß von seinem Vorhanden-Gewesensein etwas zur Wahrnehmung gelangt wäre. Oder mußte er durchaus herunterfallen? Da Alles in der Welt nach physikalischen Vorschriften geschieht und der Schnee vermutlich nicht über größere Willensfreiheit verfügt, als das Menschengehirn, so konnte er wohl nicht anders. Ich werde mich vor einer Bloßstellung meines Selbst der Naturwissenschaft gegenüber in Acht nehmen, eine eingetretene Wirkung nicht als causalbedingt und unerläßlich anzusehen, auch wenn meine geistige Augenblödigkeit unfähig ist, zu dem ursächlichen Warum durchzudringen.

„Ja, was is denn dös?" sagt man in den südlichen Provinzen des bayerischen Reiches, wenn man über etwas außerordentlich verwundert ist, und danach scheint mir nirgendwo auf der Erde häufiger Grund zur Verwunderung vorzukommen. Indeß die meinige ist doch ein wenig außergewöhnlich veranlaßt. Ich drehe den Kopf von dem Schneegestöber draußen ab, in mein Zimmer zurück, da bin ich doch nicht allein, es sitzt jemand drüben im Sessel, und obendrein eine von mir schon seit Langem verehrte Persönlichkeit, die ich bis dahin leider noch nie mit leiblichen Augen wahrgenommen, nämlich Herr Konrad Ferdinand Meyer. Er hat die beschwerliche Winterfahrt über das weite weiße Land her von Kilchberg am Zürichersee nicht gescheut, mich mit seinem Besuch erfreut und mir eben die Geschichte der Entstehung „seines Erstlings" erzählt. Oder vielmehr: er hat sie von einem bedruckten Blatt, das er noch in der Hand hält und das am Oberrand die Überschrift „Deutsche Dichtung" zeigt, vorgelesen, und nun sieht er mich mit zwei klugen Augen an und fragt:

„Und Sie? Eine Zungenleistung ist der andern wert. Wie sind Sie dazu geraten, die deutsche Nationallitteratur zum erstenmal vermittelst der Druckerschwärze zu ‚bereichern'?"

Ich habe das letzte Wort zwischen Gänsefüßchen gesetzt, denn mir ist, als sei ein leicht ironischer Ton daraus hervorgeklungen. Ob nur mein Ohr selbst einen solchen hineingelegt hat, weiß ich nicht; dagegen weiß ich bestimmt, daß ich sehr wenig Neigung zu einer Beantwortung der Frage in mir fühle. Die Mitteilsamkeit der Herren Poeten über ihre eigne Persönlichkeit, sei es in wissenschaftlichen Prosabänden, sei es in zeitschriftlichen Gesangeshymnen, ist meiner Natur nicht absonderlich sympathisch. Sie mag ja förderlich — für die Verständnis-Erweiterung der Menschheit — sein, und wenn sie ‚Wahrheit und Dichtung' enthält, zählt sie gewiß zum Schätzenswertesten. Nur erscheint letzteres mir als das weniger häufige, und ich kann mich nicht der Empfindung erwehren, daß im Allgemeinen derartige Randbemerkungen oder Federzeichnungen zu einem Buche — falls wirklich ein Wunsch danach bestehen sollte — besser von Anderen als von dem Texturheber selbst ausgeführt werden. Freilich ist das auch ein etwas ‚kritisches' Kapitel, denn diejenigen, die alsdann mit solcher Aufgabe betraut werden, oder zumeist sich selbst betrauen, zählen nicht allemal zu den hervorragenden Künstlern. Im Großen und Ganzen betrachte ich es nicht als am wenigsten empfehlenswerte Verhaltungsregel dem ‚geneigten Leser' einfach ein Buch auf den Tisch hinzulegen und ihn dann — quisque praesumitur peracutus — seinem eignen Scharfsinn zu überlassen.

Aber wenn Konrad Ferdinand Meyer von Kilchberg über dem Zürichersee durch den Schnee mit seiner Frage zu mir auf die oberbayerische Hochsteppe gekommen ist — und wenn er nicht Bedenken getragen, mir das Buch der Genesis seiner „letzten Tage Hutten's" aufzuschlagen — und überdies unter vier Augen —

Ja, Lieber und Verehrter, gern würde ich Ihrer Aufforderung nachkommen, wenn Sie nur die Freundlichkeit haben wollten, mir anzugeben,

Digitized by Google

was mein „Erstlingswerk“ ist. Ich selbst weiß es nicht; man könnte es mir ja allerdings auf Grund einer Jahreszahl schwarz auf weiß vor Augen halten, aber dasjenige, was zuerst von mir gedruckt worden, kann ich nicht wohl dafür ansehen oder ausgeben. Es ist eine bräuchliche Wendung, Bücher als Geisteskinder zu bezeichnen, und das Gleichnis mag weniger hinken, als manche andere, deren der — freilich etwas sagenhaft gewordene — ästhetische Theetisch sich bedient. Aber bei solchem „Erstling“ setzt man doch wohl voraus, daß er wirklich das Blut des Vaters in sich trage; mich will wenigstens bedünken, Adoptivkinder eignen sich nicht recht für den Vergleich. So aber muß ich meine Jugendmanuskripte und zwar diejenigen mancher Jahre benennen, einen hübschen Stoß von Tragödien, Schauspielen, epischen Dichtungen in Stanzen und Blankversen, lyrischen Gedichtsammlungen, Novellen, umfänglichen Prosaschriften nicht in eine Kategorie zu bringender Gattung. Nett in schwarze Sargdeckel — wie es sich für totgeborne Kinder paßt — gebunden, stehen sie in meinem Schrank. Ich gab ihnen auf dem Umschlag bereitwillig, wohl auch dann und wann mit etwas väterlichem Stolz meinen Namen; doch das litterarische Standesamt hätte darin eine — wenn auch von mir unbewußt — begangene Anzeigefälschung erkannt, denn sie stammten von den Herren Shakespeare, Schiller, viele von Heine, manche wahrscheinlich auch noch von Andern her.

Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich immer selbst die Vorsicht beobachtete, der Öffentlichkeit nichts davon in Erfahrung zu bringen, oder ob mir vielleicht bei Einigen das unverdiente Glück zu Teil wurde, daß kein Verleger sie drucken wollte. Aber das ist zweifellos, Alles war aus den Fußspuren Anderer aufgerafft Wegstaub, Mehl aus allen möglichen verschiedenen Bäckereien, das mein Mund hierhin und dorthin in die Luft blies, und wovon ich, weil es um mich flimmerte und flatterte, den Glauben hegte, es sei ein von mir und zur künftigen Belustigung großgewachsener Kinder erzeugtes Schneegestöber. Allerdings blieb nichts davon liegen; sobald es den Boden berührte, d. h. in die schwarzen Sargdeckel geriet, war es nichts als farbloses und spurlos eingesogenes Wasser.

Dann aber — „mein erstes Lied lag thränenfeucht vor mir,“ läßt Friedrich Halm seinen Camoëns sagen — das deckte sich mit meinem ersten Buche nicht ganz, da dies höchstens von der Druckerschwärze noch ein bischen naß und außerdem kein Lied, sondern eine kleine Novelle war, bei der mich der Verleger „um Lebens und Sterbens willen“ gebeten hatte, eine Bürgschaft für die Wiedereinbringlichkeit der Herstellungskosten praenumerando auf mich zu nehmen. Der Einsicht in die — logische — Billigkeit dieses Verlangens konnte ich mich nicht entziehen; darauf beschränkte sich jedoch auch ziemlich, was die Sache mir an befriedigendem Bewußtsein einbrachte. Denn als ich das erste Exemplar des Bändchens bekam und darin — nun ja, wer's nicht so gemacht, der lache drüber — ein bischen herumzublättern anfing, da mußte ich unwillkürlich einmal auf den Umschlag nach dem Autornamen sehen, denn mir war's plötzlich, als habe die löbliche Verlagshandlung sich vergriffen und mir Exemplare einer Novelle meines lieben Landsmannes Storm zugeschickt.

Und wunderlich, diese phantasmagorische Gefühlstäuschung verließ mich jahrelang nicht, kehrte immer wieder, wenn abermals so ein kleines goldschnitt-niedliches Büchelchen mit meinem schön gepreßten Namen drauf vor mir lag. Inzwischen glaubte ich wohl auch einmal irrtümlich etwas — geringerer Sorte — von Dickens, Bernhard Severin Ingemann und sogar Grillparzer in die Hände bekommen zu haben. Die Dinge sahen wie Flocken aus, aber Schnee war es nicht. Mir kommt die alte schöne Geschichte vom ‚Pusterrohr‘ in's Gedächtnis: „Nee, en Pusterohr is es nich.“

Wo die Grenze gelegen, an der ich Selbständigkeit und — wenn's so ist — einen eigenen Ton gewonnen, gefunden, vom Wind zugeweht bekommen, wie man's bezeichnen will, vermag ich mir selbst nicht anzugeben. Vielleicht in meinem dreißigsten Jahr, als ich unmittelbar hintereinander mein „Unter heißerer Sonne“ und meinen „Eddystone“ schrieb. Beide sind allerdings aus sehr verschiedener Tonart, doch wie ich glaube aus der meinigen, und mir zeitlich so zusammengewachsen, daß sie meiner Empfindung fast als Einheit vorkommen.

Wie sagten Sie, lieber Freund? Gut, ich möge denn dies obwohl sich höchst unähnliche Geschwisterpaar als meinen „Erstling“ ansehen, — es trage sich ja in der Welt zu, daß ein solcher einmal ein Zwilling sei — und Ihnen — in Talion — Einiges über das erste geistige

Digitized by Google

Embryoweben, Werden und Wachsen desselben mitteilen?

Sehr gern, um so lieber, als ich dazu auf's Beste imstande bin. Ich erinnere mich ganz genau, daß ich an einem sonnigen Herbstnachmittag vom Hasenberg bei Stuttgart, wo ich ziemlich saure Trauben gegessen, nach meiner Wohnung am Feuersee herunterkam, mich zu Hause hinsetzte und „Unter heißerer Sonne" zu schreiben anfing. Auch das weiß ich noch auf's Sicherste, daß ich fünf Minuten vorher noch nicht mit einem Gedanken daran gedacht hatte. Aber es unterliegt wohl physiologisch-psychologisch-litterarhistorisch keinem Zweifel, daß sich mir unbewußt die schwäbische Sonne in etwas heißere, die Schwabenmädel in Venezuelerinnen, der Hasenberg in den Urwald, die sauren Trauben in Tropenfrüchte und der Feuersee zum Orinocco umgesetzt haben. Wahrscheinlich auch ein Tübinger Stiftler zu dem in weiblicher Wissenschaft noch ein wenig neulinghaft vertretenen germanischen ‚sennor naturalista'. Und genau ebenso machte ich es mit dem Beginn und der Fortsetzung des „Eddystone", nur daß der Herbst des betreffenden Jahres um einige Wochen weiter vorgeschritten war und daß ich nicht mehr in Stuttgart, sondern in der guten und liebenswürdigen Stadt Flensburg von einem Spaziergang heimkam. Dabei wäre allerdings noch an- oder vorzufügen, daß ich vor Jahr und Tag einmal die unheimliche Historie zweier, mehrere Wochen lang vom Verkehr mit dem festen Lande abgeschnittener Leuchtturmwärter auf einer Insel im Roten Meer und zu andrer Zeit auch die Erbauungsgeschichte des damaligen Eddystone-Turmes, sein „Glück und Ende" in der nämlichen Nacht gelesen hatte. Aber während ich das Büchlein schrieb, ungewöhnlich Grog zu mir genommen und mit Matrosen und ihren Schenkfreundinnen Dutzbrüderschaft getrunken zu haben, kann ich mich nicht entsinnen.

Was nach dieser eingehenden Darstellung etwa noch an dem „woher, wie und warum" Dunkel geblieben sein sollte, mögen die sogenannten Musen wissen; mir haben sie nichts darüber anvertraut. Eine mildgesinnte Zeitschrift gab dem nun in der belletristischen Welt angekommenen Wesen ersten Unterstand, d. h. nur dem halben, sich anständiger präsentierenden Zwilling. Die andere (Eddystone-)Hälfte wollte, ihres unschicklichen Gebahrens halber, keine Familie, ich meine, kein auf edle Backfisch-Sittigkeit haltendes Familienblatt in seine Kinderstube aufnehmen, so daß der Wildling sich von vornherein für Einpflanzung und zum Wurzelschlagen im vaterlandesüblichen Leihbibliothekenboden entschließen mußte. Nur einer meiner Freunde bediente sich seiner mit Vorliebe, um durch ihn seinen Konfirmationsgeschenk-Verpflichtungen gegen Töchter aus gebildeten Häusern zu genügen. Mehr als zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, doch ist der „Eddystone" nicht wie sein Original-Vorbild im wilden Meer der Zeit untergegangen. Von den 1000 Exemplaren, in denen der Verleger ihn damals zu vervielfältigen nötig geglaubt, besitzt er zum Glück noch für den fortlaufenden Leihbibliotheksverbrauch eines Jahrhunderts ausreichend Vorrat auf Lager.

Und so bekam ich, wie man sich hübsch ausdrückt, „einen Namen in der deutschen Litteratur".

„Ja, was is denn dös"? Wo sind Sie denn geblieben, lieber Kollege vom Kilchberg über dem Zürichersee? Ist meine Antwort auf Ihre ‚Entstehungs'-Frage Ihnen allzuausführlich gewesen und haben Sie sich unvermerkt aus dem Staub oder vielmehr in den Schnee davongemacht? Ich sehe — leider — nichts, als auf dem Stuhl, wo Sie gesessen, das Heft der „Deutschen Dichtung", aus dem Sie mir Ihre Mitteilung über „Huttens letzte Tage" zu Gehör gebracht. Oder reichten Sie mir sie nur zum Lesen? Oder kam sie gar nur durch den Postboten zu mir? Das Flockengewirbel draußen macht den Kopf, wenn man länger hineingesehn, etwas mit wirbelig. Jedenfalls aber thut es mir äußerst leid, daß Sie nicht auf dem Stuhl dort sitzen.

Im Übrigen, ob Erstlingsschnee, ob letzter, ob er rasch wieder wegtaut, oder eine Weile liegen bleibt, es kommt hurtig eine Zeit heran, in der auch er zergeht, zu Wasser, vom viellöcherigen Schwammboden aufgesogen wird und niemand mehr weiß, daß er einmal gewesen. Wozu auch? Es fällt ja immer neuer; mich bedinkt, sogar mehr als genug.

Digitized by Google

Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer.

II.

Das nachstehende Schreiben Kellers ist die Antwort auf den S. 183 mitgeteilten Brief Vischers vom 18. Oktober 1871. Der „kleine Kümmerling", welchen diese Zeilen nach Stuttgart geleiteten, sind die inzwischen erschienenen „Sieben Legenden".

Hochverehrter Freund und Herr!

Endlich bin ich im Stande, Ihnen auf Ihre in Zürich mir geschenkten vielfachen reichen Geistesgaben wenigstens anfangsweise mit einem kleinen Kümmerling zu antworten, den ich heut unter Band an Sie abgeschickt habe. Ich habe aber jetzt Angst, daß das kleine Wesen als eine Narrheit oder Kinderei werde aufgefaßt werden in seiner Isolirung und Plötzlichkeit. Ihre freundlichen und guten Räthe betreffend Titel und Vorwort habe ich, wie Sie sehen, weislich befolgt. Etwas Vorwort glaubte ich doch anfertigen zu müssen, um einer allzugroßen Willkür in Beschreibung oder Erwähnung des Büchleins wenigstens das Loch zuzumachen. Nachträglich danke ich Ihnen aber herzlichst für jenen wohlwollenden Brief und die gute Information, mit welcher Sie sich bemüht haben. Hoffentlich kann ich bald ein dickeres Buch drucken lassen, um die Scharte dieser lückenbüßerischen Legenden auszuwetzen. Ich habe letzten Sonntag bei Frau Heim*) eine 2½stündige Geschichte vorgelesen und einige ähnliche liegen schon auf Lager. — —

Grüßen Sie mir Ihren freundlichen und liebenswürdigen Herrn Sohn auf's beste, wenn Sie ihn in der Nähe haben.

Bei diesem Brief werden Sie nicht aus der Gewohnheit kommen, die Leute immer von sich zu sehen. Aber ich weiß dato gar nichts von Ihnen.

Behalten Sie ein wenig im Andenken Ihren achtungsvoll und freundschaftlich ergebenen

G. Keller.

Zürich, 22. III. 72.

Vischer erwiderte sehr bald:

Verehrter Freund!

Für heute nur Weniges; es ist noch Vacanzzeit und ich reise zu meinem Bruder auf's Land**). Ihre „Legenden", für deren Zusendung ich herzlich danke, sind zwar kein ganzer Beweis, was Sie können, aber so unzweifelhaft originale Poesie, daß ich recht Lust habe, sie anzuzeigen, — wiewohl nicht ohne einige Kritteleien, im wesentlichen aber einfach mit dem Prädicat des Herzerfreuenden. Kommt aber bald mehr, so wird es besser sein, zu warten. Es folgen vermutlich Novellen? Dann könnte man den Dichter betrachten, wie er es auf dem realen Boden treibt, gegenüber seiner Lebenswahrheit, Schwung, Styl und Humor auf dem mythisch-phantastischen Boden.

Grüßen Sie bestens Frau Heim. Ich denke Sie mir gar gern, wie Sie dort sitzen und meiner altbewährten Freundin und liebenswürdigem Beichtmütterli vorlesen.

Für heute nur diese paar eiligen Zeilen! Bitte um Nachricht, wann etwa Weiteres erscheinen wird. Da der Philister doch der breite Teig des Publikums-Kuchen ist, so wär' es gut, wenn bald etwas käme, das auch dieser versteht, woran auch dieser sich erfreut.

Mein Sohn dankt herzlich für Ihren freundlichen Gruß.

In alter Freundschaft Ihr

2. April 1872. Fr. Vischer.

Kellers nächstes Schreiben lautet:

Zürich, 19. Mai 1872.

Verehrter Freund!

Die Muße eines trüben Pfingstmontags abschließend, habe ich eben den Vortrag über Krieg und Künste*) fertig gelesen, den Sie mir durch den Herrn Verleger gütigst haben zukommen lassen. Ich gratulire Ihnen neuerdings zu den stoffgebenden Ereignissen und sodann des Werkleins wegen selbst, das auf seinem Felde ein würdiges Monument bildet und mit der Theorie des Vorwortes zusammen wiederum eine interessante Studie ist.

Die Theorie freilich oder wenn man es einfacher eine Maxime nennen will, wird wohl von einem gewissen Virtuosenthum bestritten werden, welches nicht nur das letzte Wort niederschreibt und auswendig lernt, sondern auch an jeder Stelle Hebung und Senkung der Stimme, sogar ein Lächeln ꝛc. voraus eingeübt und festgestellt hat und den Eindruck der Unmittelbarkeit trotzdem zu machen behauptet; freilich auch beim größten Teile der Hörer, wie sie unsere Säle fassen, auch macht — in Abwesenheit der Katze!

Ich bin Ihnen auch noch meinen Dank schuldig für die freundliche Entgegennahme der Legendchen. Wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, einmal ein wenig in's Gericht zu gehen mit meinen Sachen, so ist es mir sehr lieb, wenn Sie noch Einiges abwarten wollen: Der 2. Band Seldwyla soll bis zum Herbst erscheinen. Auch ist noch einiges andere da, womit ich bei günstigen Zeitläuften gelegentlich abschließen kann. Glauben Sie alsdann eine bestimmte Figur

*) Frau des Musikdirektors Heim.

**) August V., Pfarrer in Gingen a. d. F.

*) Der Krieg und die Künste, Stuttgart, Spemann 1872.

Digitized by Google

von mir zu haben, so wird es mir allerdings zu großer Freude gereichen, gleich weit von unmotivierter günstiger Voreingenommenheit sogenannter Talententdecker und von der maliziösen Kühle Fernstehender entfernt, einmal sachlich behandelt zu werden und dabei zu lernen.

Mit den Legenden geht es mir seltsam; ich glaubte die Freiheit der Stoffwahl damit zu behaupten gegenüber dem Terrorismus des äußerlich Zeitgemäßen, immerhin aber eine deutliche, gut protestantische Verpottung katholischer Mythologie zu begehen. Mündlich muß ich diese unglücklichen 7 Geschichten auf alle mögliche Art kommentieren und erklären. Um so deutlicher werde ich in den nächsten Sachen für manche Leute sein.

Die tragikomische Geschichte mit dem alten Aufsatz*), der in Straßburg mit einer Hundepfeife nach Wasser pfeift, während solches im Zimmer steht, damit eine patriotische Feier stört, zu welcher er extra gereist ist, von alten Patrioten für einen ausspeifenden Franzosen gehalten und geholzt wird, ist eine ganz Jean Paul'sche Schnurre — o weh, der Raum geht aus. Machen Sie's fertig!

Ihr

G. Keller.

Die „Theorie, oder wenn man es einfacher eine Maxime nennen will", welche Vischer im Vorwort zu seinem Vortrag entwickelte und von der Keller meint, daß sie „von einem gewissen Virtuosenum bestritten werden wird", sei hier mit des Stuttgarter Ästhetikers eigenen Worten (a. a. O. S. VI. ff.) wiedergegeben:

„Wer weiß, was er unter einer Rede zu verstehen hat, dem braucht ich nicht erst zu beweisen, daß hier die Form ebenso wesentlich als der Inhalt, ja von ihm gar nicht zu trennen ist. Form aber heißt nicht nur Aufbau, Darstellungsweise, Styl, sondern namentlich und recht ausdrücklich ist dabei an den Vortrag durch die lebendige Stimme zu denken. Eine Rede wirkt durch dies sinnliche Medium, sie lebt nur in ihm; Alles muß darauf berechnet, von dem Gesichtspunkte aus überdacht sein, wie es durch das Gehör an die Vorstellung, an Gefühl und Phantasie gelangen, wie es auf diesem Wege den ganzen inneren Menschen ergreifen soll. Sie darf daher nicht geschrieben und auswendig gelernt sein, geschweige denn abgelesen werden; es würde sie tödten, wäre sie auch noch so gut angelegt; auswendig Gelerntes vortragen ist eben auch nur eine Art von Ablesen; das Blatt, von dem abgelesen wird, ist das Gedächtnis, der Zuhörer fühlt dies leicht durch, denn alles bekommt ein gewisses mechanisches Gepräge und keine Bewühung des Redners kann diesen Stempel verwischen. Doch es ist unrichtig, wenn ich annehme, eine Rede könne in diesem Falle doch gut angelegt sein; sie ist gar nicht lebensfähig empfangen, wenn nicht das Durchdenken des Inhalts von Anfang bis Ende von dem Gedanken geleitet wird: wie wird es erscheinen, wie wird es lauten, wenn du droben stehst und sprichst? Nur ein Unverständiger könnte hier einwenden, daß mit solchem Berechnen auf die Wirkung Frische und Wärme unvereinbar sei; es kann in diesem Vorwort nicht meine Aufgabe sein, zu beweisen, was für Denkende keines Beweises bedarf: daß Natur und Kunst, daß redlicher Eifer für die Sache und Absehen auf die Form gar wohl zusammenleben können. In dem Gespräche zwischen Faust und Wagner, wo der Eine sagt: wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen u. s. w., der andere das Glück des Redners im Vortrag sucht, haben beide Recht und in der Trennung und Entgegenstellung beide Unrecht. Kurz, daß der Redner mit seinem Innern, mit seinem ganzen Selbst sich in seinen Gegenstand geben, mit seiner Seele darin und dabei sein muß, daß der Zuhörer es gar wohl spürt, wenn derselbe sein Ich außerhalb der Sache hält, und in diesem Falle immer kalt bleibt: dies ist eine Voraussetzung, die sich so von selbst versteht, daß ich mich bei ihr gar nicht aufzuhalten habe und nur die andere Seite der Aufgabe, die Form-Frage, mich hier beschäftigen kann.

Bleibt also Streben nach lebendiger Wirkung das erste Gesetz für den Redner, so ist doch schon aus dem bisher Gesagten zu entnehmen, daß ich dabei nicht an Improvisieren denke. In einer Debatte, in manchem bewegten Momente mag geflügeltes, nicht vorher überdachtes Wort wohl gelingen und wirken, eine eigentliche Rede aber, wo sie Kunstform ist, will wohl überlegt und vorbereitet sein. Auch das Niederschreiben ist durch die obigen Bemerkungen keineswegs ausgeschlossen. Einen logischen Bau bringt man nicht zu Stande, wenn dem Denken nicht die Feder, die Fixierung für das Auge zu Hülfe kommt. Der Redner wird sich eine sorgfältig gegliederte, mit Unterscheidungs-Zeichen wohl versehene Disposition schreiben, die optische Fixierung wird ihm nachher im freien Vortrag wesentliche Dienste leisten; er wird sich mitten im Sprechen innerlich mahnen: vergiß nicht, was auf der Disposition bei dem und jenem Zeichen steht! Man irrt sehr, wenn man meint, er bedürfe solcher Hilfen nicht, in jedem Moment ist er der Zerstreuung durch fremde Gedanken-Reihen ausgesetzt, die sich an die zufälligen Wahrnehmungen des Auges unter dem Sprechen knüpfen können. Am Faden dieser geschriebenen Stütze wird er den ganzen Inhalt gründlich durchdenken, an den wichtigsten Stellen sich sogar auf die zu wählenden Ausdrücke besinnen und sich dieselben einprägen, er wird die ganze Rede mehr als einmal sich innerlich vorsprechen, doch ja nicht bis in alle Einzelnheiten, vielmehr muß innerhalb des bestimmten Rahmens dem Einfall des Moments, dem frisch aus dem Innern quellenden Worte freier Raum in vollem Maße übrig bleiben."

Goldene Worte, an die man sich, auch von der Gelegenheit abgesehen, gern wieder einmal erinnern mag!

Vischers nächstes Schreiben ist leider nicht erhalten; auf den Inhalt läßt der folgende Brief Kellers schließen:

Zürich, den 26. Dec. 73.

Verehrter Herr und Freund!

Verzeihen Sie es mir und meinen zusammengesetzten Arbeitsverhältnissen, wenn ich erst in dieser Weihnachtsstille dazu komme, Ihnen für die gütige Übersendung des Schartenmayer'schen Schwanengesangs und Siegesdenkmals herzlich zu danken.*) Unsere Regenschirme sind zwar durch die hinzugefügte Vignette nicht mehr an's Tageslicht gerufen worden und es

*) Reichsfreiherr Hans Ph. W. Fr. von Aufseß, der gelehrte Begründer des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, 1801—1872. „Man darf darauf vertrauen, daß diese harmlosen Worte dem beschaulichen Humoristen nicht verdacht werden", fügt Herr Professor Dr. R. Vischer dieser Briefstelle bei. Wir glauben diese Hoffnung umso mehr teilen zu dürfen, da Keller damals nicht wußte, daß Aufseß infolge jener Mißhandlungen sterben würde.

*) „Der deutsche Krieg 1870—71, ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer, herausgegeben von einem Freunde des Verewigten. Nördlingen, gedruckt in diesem Jahr."

Digitized by Google

bleibt leider bei der schnöden Beraubung; desto mehr habe ich mich aber wieder an der lustigen und gehaltvollen Dichtung selbst ergötzt! Schade, daß Schartenmayer den Bazaine'schen Proceß nicht mehr erlebt hat und mit seinen Betrachtungen begleiten konnte, gewürzt mit doch halb entrüstetem Spotte über die Meinung der Franzosen, daß sie nun den Krieg nachträglich doch gewonnen hätten! Ich habe das Buch gleich der Frau Heim gebracht, welche nun damit herum wirthschaftet.

Da wir gerade am Kapitel sind, will ich nicht vergessen, Ihnen auch ein wirkliches Biedermeierprodukt beizulegen. Sie erinnern Sich wohl noch der Wirthschaft genannt „zur . . . . .“ an der . . . . . , und vielleicht auch des rüden und borstigen Hr. X., genannt Schnecken-X. Neulich ist nun die Wirthin zur . . . . . gestorben und besagter X. hat mit diesem Nachrufsgedicht seine schon lang im Dunkeln gedeihende Verskunst ans Tageslicht gelassen mittelst vertraulicher Austheilung des Blattes. Die angestrichenen Stellen sprechen hoffentlich für sich selbst. Das Komische ist, daß er nach sinniger Andeutung verlorener Liebessachen, von denen Niemand wußte, als X., den wirklich geheiratheten Mann der guten Verstorbenen gänzlich ignorirt und von diesem ohne Zweifel Prügel bekäme, da er ein Hitzkopf ist, wenn er nicht durch ein schlimmes Blasenleiden an's Bett gebunden wäre und man ihm so das Erscheinen des Poems nicht vortheimlichen könnte.

Auf Ernstes übergehend, hole ich meinen besten Dank nach für das mir s. Z. übersandte neue Heft der kritischen Gänge. Ich konnte dazumal nicht schreiben, weil ich Sie auf Reisen wußte. Das Buch war mein Begleiter auf einem Ausflug, den ich nach dem Salzkammergut machte. Ich bin für Alles dankbar, was darin steht, und gehe mit dem Gedanken um, ob sich nicht mit Bezug auf den ästhetischen Feldzug eine Art Zusatz mit einem bescheidenen Fähnlein bewerkstelligen ließe, nämlich durch eine Verlautbarung eines sich gewissermaßen als Objekt fühlenden und zu diesem Ende vorausgesetzten Künstlerleins oder d. g. l., der sich darüber aussprächе, wie ihm dabei zu Muth ist. Ich müßte mir aber die nöthige Sicherheit im Ausdruck aneignen wegen der mir ungewohnten Schulsprache oder vielmehr die nöthige Sicherheit im Vermeiden gelehrter Wendungen, da die Sprache scheinbar mehr naiv und verwundert sich geberden müßte über die Art, wie man mit dem Besten, an das er glaubt, umspringt, wobei er dann mit einer Anzahl von alten geheimen Hausmitteln und Handwerksregeln und Sprüchen, Rezepten u. dgl. austrücken würde, zu diesem Zweck abgezogen und in drastische Form gebracht gegen die Geometer. Ich werde mir die Sache anhaltend überlegen und spruchreif werden lassen. Vielleicht erlauben Sie mir, Ihnen gelegentlich eine Probe, wie ich das Ding meine, mitzutheilen, wenn ich erst so weit bin.

Ich werde abgerufen und will gegenwärtige Pflichterfüllung nicht länger zurückstellen. Daher schließe ich für diesmal und verbleibe mit allerbesten Grüßen

Ihr treu ergebenster

Sehr Prosit Neujahr! G. Keller.

Der Brief bedarf einiger Erläuterungen. Vischer war im Herbst 1873 in Zürich gewesen und hatte viel mit Keller verkehrt; bei dem gemeinsamen Besuche einer Züricher Wirthschaft waren beider Regenschirme auf rätselhafte Weise verschwunden. Darauf mag sich eine kleine Zeichnung bezogen haben, die Vischer seinem Begleitbrief oder auch dem Titelblatt seines „Deutschen Kriegs“ eingefügt.

Den Namen des Zürcher Schartenmayer haben wir bloß durch einen erfundenen Buchstaben wiedergeben zu sollen geglaubt. Hingegen wird sich der Dichter, auch wenn er noch unter den Lebenden wandeln sollte, den Abdruck seines Poems an dieser Stelle gefallen lassen müssen, weil das innige Behagen, welches Keller und Vischer daran empfunden, einerseits für Beide bezeichnend ist, andrerseits aber auch von vielen Lesern geteilt werden dürfte. Angestrichen hat Keller keine Stelle, so folge denn hier das ganze Poem:

Nachruf an Frau . . . . . .

O Schicksal, an dem Menschenwille
So schnell und unerwartet bricht!
Nun steht dies Herz für immer stille,
Das nur geschlagen für die Pflicht!

Du gingst dahin, zum ew'gen Frieden,
Als du ganz nahe fahest schon
Des Abends würd'ge Ruh hinieden
Als langen, treuen Wirkens Lohn!

Geboren in des Wohlstands Schooße,
Geadelt durch des Geistes Weh'n,
Hast du, verfolgt vom schlimmen Loose,
Das Glück stets nur von fern geseh'n.

Als Mädchen schon sah'st du sie sterben,
Die Rosen, die der Lenz uns bringt;
Traum will dein Liebster um dich werben,
Als seine Todtenglock' erklingt.

Den Zweiten kannt' ich: Freund der Wahrheit:
Als Mann noch voll vom Ideal
War er erwacht zur Lebensklarheit,
Als er erlag der Herzensqual

Da weintest du: die letzte Flamme
Erloschi in dir mit seinem Tod;
Doch, geistesstark, wardst du zur Amme
Der Deinen nun, im Kampf um's Brod.

Und als sie Beide leise wallten
Vom Leben hin zur Ewigkeit,
Sah man dich ruhlos um sie schalten,
Als Schwester der Barmherzigkeit.

Zum Abend wurde so dein Morgen,
Doch als du lebtest neuer Pflicht,
Belaben nur mit neuen Sorgen,
Ward deiner Gäste Kreis dir Licht.

Da kamen sie von allen Enden,
Des Mittags und des Abends früh,
Zum trauten Port der „. . . . .-Länden“,
Zum Ausruh'n von des Tages Müh'!

Der Fabrikant, des Staates Leiter,
Der Studio voll der Illusion,
Der Philosoph, der Handarbeiter
Und auch der Schifffahrt derber Sohn.

Und so viel Freunde als der Gäste
Gewannst du dir, so schlicht und recht,
Denn Jeden grüßtest du auf's Beste,
Ob reich, ob arm, ob Herr, ob Knecht.

Digitized by Google

Gern nahmst du, wenn's die Zeit erlaubte,
Theil an Gesprächen ernster Art;
Es sagte Jeder was er glaubte,
Und widersprachst du, war es zart.

Und weißt du noch, vor vielen Jahren,
Als Bischer unsern Kreis bereht,
Wie freudig überrascht wir waren,
Als du aus Klopstock ihn belehrt?

So warst du stets ein Bild der Milde,
Gekrönt durch edle Festigkeit.
Drum lieben wir dich noch im Bilde
Fort, lange über deine Zeit.

So ruh' denn sanft im Schooß der Erde,
Du wackre Wirthschaftsführerin;

So lange ich noch leben werde
Kommst „Rikki" mir nicht aus dem Sinn.

Das geschmackvolle Pseudonym des Zürcher Barden, mit dem er das Gedicht zeichnet, sei gleichfalls verschwiegen . . .

Von dem Plan Kellers, „eine Art Zuzug zu dem ästhetischen Feldzug Bischers mit einem bescheidenen Fähnlein zu bewerkstelligen", wird noch in den folgenden Briefen die Rede sein; aus ihnen wird auch erhellen, daß und warum er leider nicht zur Ausführung gekommen.

(Ein dritter Artikel folgt).

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Burns-Übertragungen.

„Wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat . . . Und wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne auch die Schottländer segnen". Man weiß, daß dies kein Geringerer als Goethe gesagt, und wenn auch die Gelegenheit (Vorwort zu Carlyle's „Leben Schillers") die Worte etwas wärmer gestaltet haben mag — daß ihr Kern ehrlich gemeint war, wissen wir auch aus anderen Mittheilungen. Fast genau so alt wie diese Anregung ist auch das Bemühen deutscher Dichter, Burns würdig zu übertragen; von 1830 bis heute haben sich wohl gut ein halb hundert von ihnen mit dem großen Schotten beschäftigt, und die Hälfte sehr eingehend; eine bibliographische Übersicht, welche der vorletzte Poet, der sich um ihn bemüht, gegeben, weist zweiundzwanzig Vorgänger auf, deren jeder eine ganze Reihe Burns'scher Gedichte übertragen! Es sind Namen darunter, die man auch sonst als Dichter wie als Übersetzer mit Ehren nennt — so Karl Bartsch, Wilhelm Gerhard (der erste Verdeutscher serbischer Volkspoesie), Klaus Groth, Ludwig von Plönnies, Johannes Scherr — aber nur Einem ist es bisher gelungen, Burns auch in Deutschland volkstümlich zu machen: Ferdinand Freiligrath. Wohl hat er nur 17 Lieder übertragen, aber diese sind in alle Anthologien übergangen und „leben nun", dank den Kompositionen von Meistern wie Mendelssohn, Schumann, Robert Franz und Rücken, „gleich den schönsten Erzeugnissen unsrer eigenen vaterländischen Lyrik auf den Lippen einer gesangfrohen Jugend". In der That sind ja diese Nachdichtungen Meisterwerke an poetischer Kraft, aber geben sie Tonart und Stimmung des Originals ganz getreu wieder? Das ist von mehreren, nicht von Allen zu behaupten; selbst Freiligrath ist der ungeheuren Schwierigkeiten, die sich hier dem Übersetzer entgegenstellen, nicht immer und völlig Herr geworden. Dieselben liegen nicht bloß in der absoluten Originalität dieses Dichters, sondern auch in dem Instrument, das er gemeistert: wie wären im Deutschen jene Färbungen der Sprache wiederzugeben, auf denen ein großer Teil seiner Wirkungen beruht? Man weiß, Burns hat seine Lieder nur zum Teil in reinem Englisch geschrieben, andere ganz in schottischem Dialekt, wieder andere in einem Englisch, das mit schottischen Idiotismen stark durchsetzt ist. Schon Carlyle hat — in einem Schreiben an den ersten deutschen Burns-Übersetzer, Wh. Kaufmann, dessen Kraft freilich unzulänglich war, um den bisher ungebahnten Weg glatt und sicher auszuroden, dessen Verdienste aber gleichwohl durch Albert Trägers billigen und geschmacklosen Witz, seine Übertragung sei „eine entsprechende Fortsetzung der Mißhandlungen, mit denen der arme Burns bei Lebzeiten gepeinigt wurde", schlecht gelohnt sind — schon Carlyle, sagen wir, hat diese Schwierigkeit, „die Waldklänge, die naive, ländliche Anmut des Dialekts" in einer glatten Culturſprache nachzubilden, richtig herausgefunden, sich aber damit getröstet, daß der Versuch, wenn in einer, dann in deutscher Sprache gelingen könne. Es bleibt aber doch immer eine Aufgabe, ähnlich jener, eine ureinfache, tief ergreifende Melodie, die man eben einen Hirten auf seiner selbstgeschnitzten Flöte blasen gehört, für Klavier zu transferibieren, und der Versuch, sich dies zu erleichtern, indem man auch für das Nachblasen eine Waldflöte nimmt, liegt nahe.

In der That hat denn auch schon der Schweizer Dichter W. A. Corrodi eine Auswahl „Lieder von Robert Burns" vor zwanzig Jahren (1870) in seine heimische Züricher Mundart übertragen, wogegen Klaus Groth eine Übertragung ins Niederdeutsche empfahl und bezüglich einzelner Stücke mit dem Beispiel voranging. Auch liegt wirklich, wenn es überhaupt ein Dialekt sein soll, die Wahl des Niederdeutschen schon deshalb nahe, weil es dem Schottischen und Englischen zumeist verwandt ist. Ob Groth's Anregung ihre Früchte trägt, und wir auch einen plattdeutschen Burns bescheert bekommen, bleibt abzuwarten; ein Versuch in oberdeutscher Mundart liegt bereits vor: Robert Burns Gedichte in Auswahl. Deutsch von Gustav Legerlotz (Leipzig, Otto Spamer 1889). Es ist ein rechtes Lebens- und Liebeswerk, was uns hier vorliegt, zudem das Werk eines tüchtigen und dichterisch begabten Mannes; da geziemt denn gewissenhaftes Abwägen des Urteils und Rücksicht im Tadel. Wäre eine derartige Aufgabe einzig durch Fleiß und logische Grundsätze zu lösen, wir könnten nur loben. Legerlotz hat sich zum Prinzip gemacht, die Sprache treulichst nachzubilden; er giebt die englischen Gedichte hochdeutsch, die schottischen im Dialekt wieder und für das schottisch „gesprenkelte" Englisch wählt er ein oberdeutsch gesprenkeltes Schriftdeutsch. Das ist nicht bloß logisch gedacht, sondern auch streng durchgeführt. Eingehend begründet er ferner, warum ihm — obwohl auch er die oben hervorgehobene Sprachverwandtschaft des Originals mit der Sprache Reuters und Groths nicht verkennt — das Oberdeutsche besser dafür zu taugen scheint. Einmal deshalb, „weil unser Schriftdeutsch nun einmal der Hauptsache nach ein oberdeutscher Sprachorganismus ist," und ferner „weil das Landschaftliche bei Burns eine hochbedeutsame Rolle spielt"; da nun Schottland ein Bergland sei, so passe hier ein süddeutscher Dialekt besser. Wie leicht der letztere Grund wiegt, liegt auf der Hand, nicht viel wuchtiger erscheint uns der erstere: der Norddeutsche liest Kobell und Stieler, geschweige denn einen Schweizer Dialekt-Dichter mit gleich saurer Mühe, wie der Süddeutsche Reuter und Groth. Sofern also unser Nachdichter beweisen wollte, daß sein Dialekt besser dafür tauge, als der von Groth empfohlene, ist ihm dies nicht

Digitized by Google

geglückt; die Berechtigung jedes, gleichviel welchen Dialekts aber bedarf hier nur des Nachweises durch die That; gelingt es ihm, uns Burns näher zu bringen, als dies bisher geglückt, dann hat der Ober- wie der Niederdeutsche Recht.

Liegt hier nur dieser Fall vor? Wo Legerlotz mit Freiligrath rivalisiert, ist dies gewiß nicht der Fall, da zieht er überall den Kürzeren. Man urteile selbst. Freiligraths Übersetzung: „Mein Herz ist im Hochland . . .", ist allgemein bekannt, wir brauchen sie nicht hierherzusetzen. Legerlotz nun übersetzt:

„Mein Herz isch im Hochland, mein Herz isch nit hier,
Mein Herz isch im Hochland, im grune Revier.
Do solgt es dem Hirschen, do jagt es das Reh
Mein Herz isch im Hochland, allwo ich scho geh. — —
Ade nu, ihr Firsten mit ewigem Schnee!
Ihr Tobel und grunenden Halden, Ade!
Ade nu, ihr Wälder, du struppige Fluh,
Ihr Quellen und stürzende Bäche dazu!
Mei Herz isch im Hochland u. s. w."

Gewiß, diese Übersetzung sagt dem Leser, der's noch nicht weiß, daß das Original dialektisch gefärbt ist, aber wie weit steht sie an poetischer Kraft der Freiligrath'schen nach! Und wirkt nicht der Dialekt, statt uns die Verse heimeliger, vertrauter zu machen, nur befremdlich? Aber, wird man sagen, die Vergleichung mit der allbekannten Nachdichtung eines Meisters ist nicht gerecht. Wählen wir denn ein anderes Beispiel! Ein Bremener Poet, Edmund Ruete, hat kürzlich bei M. Heinsius Nachfolger in Bremen einen Band: „Gedichte von Robert Burns" in hochdeutscher Übertragung veröffentlicht. Die vierte Strophe der bekannten „Klage Maria Stuarts" lautet bei ihm:

Im schönen Frankreich herrscht' ich einst,
Da durft' ich glücklich sein;
Am Morgen wacht' ich heiter auf,
Schlief Abends selig ein . . .
Und über Schottland herrsch' ich jetzt,
Das mir die Treue brach,
Nun lieg' ich hier in fremder Hast
In ew'ger Angst und Schmach."

Das Original ist in schottisch „gesprenkelte" Englisch gedichtet. Dem gemäß übersetzt Legerlotz:

Ich war des hohen Frankenreichs
Beglückte Königin;
Do wacht ich auf, do schlief ich ein
Mit kinderseligem Sinn
Nu bin ich Schottlands Herrscherhaupt
Und menges Buben dort,
Doch fremde Fesseln trag ich hier
Und Quale fort und fort.

Wir meinen: Niemand wird uns widersprechen, wenn wir Ruete's hübsche, glatte, treue, wenn auch nicht allzukräftige Nachdichtung über jene von Legerlotz setzen und aussprechen, daß die letztere befremdlich wirkt. Aus zwei Gründen: Dies Sprachgemenge wirkt ästhetisch unerquicklich, es stört den Genuß, statt ihn zu erhöhen. Aber bei Burns nicht?! Nein, denn dort macht es den Eindruck des organisch Gewordenen, des für diese Individualität künstlerisch Notwendigen und hier den Eindruck des künstlich Nachgeahmten. Ferner aber: versteht Jedermann diesen verdeutschten Burns?! Legerlotz hat sich wahrlich saure Mühe gegeben, um dieser Gefahr zu begegnen. Er hat wohl als Unterlage das Alemannische gewählt, aber es durchaus nicht allzustreng eingehalten, auch Anleihen bei anderen Dialekten gemacht. Er versichert, und gewiß wahrheitsgemäß, daß sich sehr viele deutsche Philologen beifällig über die Sprache seiner Übersetzungen ausgesprochen. Aber für Philologen nur hat er nicht übersetzt, sondern für alle Gebildeten, und ihnen wird seine Arbeit zum großen Teil eine Übersetzung aus einer fremden in eine fremde Sprache bleiben. Nicht bloß den Niederdeutschen? Der dies schreibt, ist ein Oberdeutscher, obendrein auch noch philologisch geschult, und er gesteht, daß er, um einige Beispiele anzuführen, nicht gewußt, was „barmen", „Bessel", „Blast", „fanzig", was „Kirb", „Loh", „plaus", „schamweln" heißt und es erst aus dem angehängten Vokabular gelernt hat!

Man sieht, hier liegt wieder einmal ein überaus lehrreiches Beispiel für die alte Erfahrung vor, daß in Dingen der Kunst zuweilen auch die anscheinend trefflichste Theorie vor der Praxis nicht hält. Und das liegt hier nur an der Theorie, nicht am Können des Nachdichters. Legerlotz ist an sich ein trefflicher Übersetzer, das beweisen die hochdeutschen Stücke. Hier hat er, den einzigen Freiligrath ausgenommen, mit keinem seiner Vorgänger den Vergleich zu scheuen und auch mit seinem Nachfolger Ruete nicht, so ernsthaft auch dieser genommen sein will. Wie prächtig gibt er z. B. Burns' „Am Strand des Ayr" wieder:

„Die finst're Nacht bricht jäh herein,
Der Böwind heult beim Wetterschein,
Von Regen schnellt der düst're Schwarz
Und wälzt sich schnell durch die Gemark.
Der Jäger ist zurück vom Moor,
Das Blätzhuhnvolk duckt still im Rohr,
Doch ich, das Herz von Kummer schwer,
Wank' einsam längs dem Strand des Ayr."

Dagegen klingt Ruete's Strophe matt:

„Schnell bricht herein die düst're Nacht,
Laut heulend ist der Sturm erwacht,
Hinbrausend treibt er vor sich her
Die Wolken schwarz und regenschwer.
Der Jägersmann das Moor verläßt,
Der Vogel sucht das warme Nest,
Ich aber wandre trendelerer
Hier im verlass'nen Thal des Ayr."

Anderes wieder ist Ruete gleich gut gelungen, wie Legerlotz, wie wir denn seiner Arbeit unbedenklich unter jenen, die uns den ganzen Burns vorführen, eine erste Stelle zuerkennen. Allerdings gelingt auch ihm nicht Alles gleich gut, das Ernste und Pathetische weitaus besser, als das Schalkhafte. Mit den kleinen, übermütigen Scherzliedern hat er nichts Rechtes anzufangen gewußt. Man lese z. B. „Die schöne Lesley":

„Seht ihr die schöne Lesley
Die Grenze überschreiten?
Sie ging wie Alexander
Ihr Reich weit auszubreiten. u. s. w.

Das giebt nicht einmal einen Abglanz von der schalkhaften, echt volkstümlichen Lieblichkeit des Originals, und so liegt der Gedanke nahe, ob bei den Gedichten dieses Genres nicht der Dialekt belebende Wirkung erzielt. In der That ist dem so. Man höre Legerlotz:

„O seht ihr's schmucke Lisel
Ins Ausland keckli wandern,
Sie will ihr Reich vermehr
Sie gleicht Held Alexandern. u. s. w.

Das ist auch nicht ganz gut, aber viel besser. Alles in Allem aber kann unser Urteil nur lauten: Beide Übersetzer haben Achtungswertes geleistet und uns Burns wieder ein Stück näher gebracht. Den dichterisch Begabteren von Beiden, Legerlotz, hat die Wahl des Dialekts in einigen wenigen Stücken gestört, in den meisten behindert. Wer immer zum Dialekt greifen wird, wenn er Burns oder einen anderen Volksdichter des Auslands übersetzt, wird sich seiner Erfahrungen erinnern müssen. Das Sprachgemenge wird Niemand mehr nachahmen dürfen; wer aber den Dialekt wählt, gleichviel welchen, wird auf den Traum verzichten, den fremden Dichter der ganzen Nation nahe zu bringen.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Deutſcher Sommerregen.

Novelle von **Wilhelm Jenſen.**

(Fortſetzung).

9. Auguſt. Abends.

Es hat den Tag hindurch leiſe geregnet. Ich bin heut' nicht eher zum Schreiben gekommen, und es iſt auch im Grunde nicht viel aufzunotieren.

Der Maler zeichnete am Vor- und Nachmittag vom Eßzimmer aus das gegenüber liegende Bauernhaus; ſehr ſtörend, daß man dort ſelbſt außer den Mahlzeiten nicht mehr allein iſt. Unſer Zeichenlehrer in der Schule (Du wirſt Dich vielleicht erinnern) ſagte öfter, ich hätte ganz gute Anlage, und Papa ſprach einmal aus, auch eine Tochter aus guter Familie ſolle in unſerer Zeit ſo etwas nicht ungenutzt laſſen; man kenne die Zukunft nicht und es könne ſehr angenehm ſein, eine nützliche Begabung ausgebildet zu haben. (Nämlich für alleinſtehende, unverſorgte Mädchen, lag darin.) Das kam mir in Erinnerung, und da ich mich jedenfalls nie verheiraten werde — ich habe auch in der That viel Intereſſe grade für die Malkunſt — ſo fiel mir klug ein, die Gelegenheit nicht vorübergehn zu laſſen, mich einmal durch ernſtliche Selbſtprüfung darüber zu vergewiſſern, ob ich wirklich ein bischen Talent beſitze oder nicht. Einen gebotenen Vorteil für ſich zu nutzen, dachte ich, iſt immer vernunftgemäß, und man ſoll nicht zu hochmütig ſein, von einem ſonſt fatalen Menſchen nicht etwas lernen zu wollen. Deshalb ſetzte ich mich zum Leſen in eine Ecke und ſah, ohne daß er es merkte, dann und wann über das Buch auf ſeine Zeichnung hinüber. Wie das Alles aus dem großen Skizzenblatt herauswuchs, Strich um Strich, man begriff's kaum. Allerdings, darüber braucht man ſich nicht zu wundern, es iſt ja ſein Geſchäft; wenn er das nicht einmal verſtände, wozu wäre er dann in der Welt. Aber, je länger ich zuſah, deſto mehr ſah ich ein, daß ich doch niemals ſo zeichnen können würde. Man fühlte es der Skizze an, er müſſe unter ſeinen Berufsgenoſſen eine beſondere Stellung einnehmen; das iſt freilich auch kein Kunſtſtück, wenn man ohne eigenes Verdienſt von der Natur ſolche Mitgift bekommen hat.

Vielleicht irre ich mich auch ganz; Doktor Windmacher, der in's Zimmer kam, warf nur einen flüchtigen Seitenblick auf das entſtehende Bild und ging, leicht die Achſel zuckend, mit einem vielſagenden Lächeln vorbei. Agathe ſtrickte eifrig und ſtudierte dazu die neueſte meteorologiſche Wetterkarte, während Cleopha äußerte, neben der Wiſſenſchaft und der Dichtkunſt bedünkten alle ſogenannten Künſte ſie als äußerſt nichtig. Oline backte wohl in der Küche; die geſtrige Bewunderung ihrer Dampfnudeln hat ſie ſehr angeſpornt.

Am Nachmittag ſtellte Doktor Windmacher uns zum erſtenmal eine ſehr ungünſtige Wetterausſicht; das herrſchende Luftdruckgefälle von Norden nach Süden bedinge ſtarke Niederſchläge. Der Maler rief von ſeiner Staffelei aus dazwiſchen:

„Ja, morgen wird's endlich mal trocken!"

Selbſtverſtändlich achtete niemand darauf, nur Agathe ſprach ein wenig nachher von Leuten, mit denen man im Grunde Mitleid fühlen müſſe.

Bei der Trennung nach dem Abendeſſen machte es ſich, daß ich abſeits neben Doktor Windmacher geriet (nur Reinbold ſtand in der Nähe) und er mir mitteilte, er habe ſeine Entſcheidung, von der er geſtern geſprochen, jetzt getroffen; morgen werde er mich darüber zu Rate ziehn, am Ungeſtörteſten würden wir wohl bei'm Einbruch der Dämmrung dazu im Salettel zuſammentreffen. Ich ſagte raſch ja, denn ich bin doch neugierig,

Digitized by Google

worin meine Zustimmung ihn bestärken soll. Sonst habe ich heut' ein etwas bedrücktes Gefühl; mein Zeichnen ist entschieden ganz talent- und aussichtslos, ich würde mich schämen, einem Kenner Proben davon vorzulegen. Der Gedanke Papas, möglicherweise als alte Jungfer mir dadurch eine Versorgung zu beschaffen, ängstigt mich beinah. Lieber sticken, nähen oder mich als Magd verdingen.

Darauf verstehe ich mich aber auch nicht. Ich bin eigentlich ein ganz unnützes Geschöpf; stricken, backen und dichten kann ich ebensowenig.

* * *

10. August.

Eine schrecklich peinliche Scene, zum Glück ist sie noch gut abgelaufen. Merkwürdiger Weise traf die gestrige Ankündigung des Malers Follebier ein (ein blindes Huhn findet ja auch einmal ein Korn, ohne zu wissen, wie) und es regnete heute Morgen zum erstenmal nicht, seitdem wir hier sind. Man sah sogar bis zur halben Höhe der Bergwände hinauf, von dort an waren sie freilich wie in graue, unten gradlinig abgeschnittene Säcke eingewickelt. So machten wir am Vormittag alle mit Doktor Windmacher einen Spaziergang durch's Dorf. Wie wir um eine Hausecke kommen, höre ich plötzlich dicht vor uns die Stimme des Malers befehlerisch heftig rufen: „Ob D' gleich die Dummheit sein läßt, Hanni, in's Haus 'neingehst, Dir d' Füß warm abreibst und Strümpf und Schuh anziehst!" Ich sehe auf und ein Mädchen von etwa 14, 15 Jahren mit einem furchtbar blassen Gesicht (sie schien sehr krank, wenigstens so schwach, daß sie sich nur mühsam aufrecht halten konnte), wie sie mit bloßen Füßen bis halb an die Knie auf einem Platz unter Obstbäumen durch wohl beinah schuhhohes, schwer regennasses Gras und Kraut hin und her ging.

Sie kannte den Follebier offenbar schon von früher, erschrak bei seinem Zuruf und antwortete stotternd, er solle sie doch lassen, es gehe ihr so schlecht und der Herr Doktor habe ihr's angeraten und gesagt, so könne sie allein besser werden.

Doch der Maler antwortete zornig: „Mach' mich nicht wild, Hanni, Du gehst oder ich komm' und bring' Dich hinein!" Dabei ward er uns gewahr, stutzte einen Augenblick, fuhr dann aber gegen uns gerichtet fort: „Da ist hier im Land ein Dorfpastor, dem's nicht ausreicht, mit seiner Seelenapotheke zu hantieren, sondern der den dummen Leuten auch noch ihre gesunden Leibesglieder ruinieren oder wenn was dran fehlt, sie möglichst bald zur seligen Auferstehung unter die Erde befördern muß. Dazu läßt er sie barfuß stundenlang durch's nasse Gras laufen, füttert sie mit Wasser von außen und innen, es giebt keinen Wasserblödsinn, den sie auf sein Kommando nicht anstellen. Daß niemand ihm sein ärztliches Pfuschhandwerk legt, mag ein Reservatrecht sein und bekümmert mich nicht, und daß amerikanische Börsenjobber und europäische Prälaten, englische Ladies und russische Fürstinnen nach seiner „Kuranstalt" wallfahrten, um sich hydropathisch umbringen zu lassen, läßt mich noch gleichgültiger und ist für die Welt auch kein Unglück. Aber die Hanni kenn' ich seit drei Jahren, weiß, daß sie ein braves Mädchen ist, leider Gott's arm und davon blutarm geworden, und da kommt hier irgend so ein Hansnarr hereingeschneit, der an jedem Schwindelkarren, den Einer aufbringt, sofort mitzieht, und will besorgen, daß ich das arme Ding im nächsten Jahr hier nicht wiederfinde. Aber ich will ihr kommen, wenn sie sich nochmal von dem Faselhans beschwatzen läßt, und wenn sie ihr bischen Verstand zusammennimmt, weiß sie am Ende, daß keiner es besser, als ich, mit ihr meint."

Ich bin sonst grad' nicht leicht in's Bockshorn zu jagen, aber seine Augen blitzten bei'm Sprechen so vor Zorn, daß ich mich ordentlich vor ihm fürchtete.

Mir kam's, von einem Wasserheilverfahren eines bayrischen Pfarrers gelesen zu haben, um das mußte es sich handeln. Das blasse Geschöpf war gleich in's Haus davongelaufen und sah schüchtern-verstohlen durch's schmale Fenster in die Richtung neben mir heraus. Unwillkürlich drehte ich den Kopf dahin um, da stand Doktor Windmacher mit einem ganz kreideweißen Gesicht, und mir ging's plötzlich auf, daß er es gewesen sei, der dem Mädchen den Rat gegeben, und daß der Maler dies auch gewußt habe. Mir wurde heiß und kalt dabei, denn der Follebier hatte sich so ausgedrückt, daß ich dachte, Doktor Windmacher werde im nächsten Augenblick sagen: „Sie haben von mir gesprochen," und ihn auf Säbel oder Pistolen herausfordern. Doch er mußte dafürhalten, daß der Maler nicht gewußt, wen er derartig mit seinen Worten beleidigt habe, und es deshalb nicht nötig und klüger betrachten, sie

Digitized by Google

nicht auf sich zu beziehen. So merkten die Übrigen nichts, legten nur in ihren Mienen Empörung darüber an den Tag, daß jemand von einem geistlichen Herrn und seinem Werk christlicher Nächstenliebe in so rücksichtslos unverhohlener Weise sprechen könne, der Maler ging gleichmütig seines Weg's und wir setzten den unsrigen fort. Ich zitterte indes noch an allen Gliedern, denn ich fühlte, wenn mir Derartiges in's Gesicht gesagt worden wäre, ich hätte mich lieber totschlagen oder -schießen lassen, als es unvergolten, nur mit schweigender Mißachtung hinzunehmen.

Später, gegen Mittag ging ich allein in dem Bauernhaus vor, um mich einmal nach der Krankheit des Mädchens zu erkundigen. Es sah allerdings sehr dürftig in der Stube aus, indes mit der Armut muß es doch nicht so schlimm sein, denn die Hanni saß vor einem Stück gebratenem Fleisch und einem Glas roten Wein, aß und trank.

Wie sie dazu komme, mochte ich nicht fragen, es ging mich ja auch nicht an. Sie war übrigens von den Scheltworten und Drohungen des Malers garnicht aufgebracht, sprach vielmehr über ihn, als ob sie garkeinen weniger rohen, gütigeren und mitleidigeren Menschen kenne. Das Landvolk zeichnet sich eben nicht grad' durch Feinfühligkeit aus und hat oft sonderbare Ansichten.

Hinten in den Augen der Hanni glänzte etwas auf, als sie von dem Follebier redete, daß es mir fast vorkam, wie wenn er im Geheimen für ihr Empfinden und auch für ihren Blick das Beste und Schönste auf der Welt sei. Unbegreiflich.

Freilich von einem Bauernmädchen darf man kein ästhetisches Beurteilungsvermögen erwarten. Und dann ist sie noch so jung, zum Mindesten um zwei Jahre jünger, als ich; in denen reift der Schönheitsbegriff und seine Erkenntnis erst.

Aber daß sie schon solche Gedanken und Empfindungen in sich trägt; für ein Kind ist das entschieden viel zu früh und gefällt mir nicht.

Abends.

Nach der Aufregung von heut' Morgen machte der übrige Tag einen sehr ruhigen Eindruck. Nur habe ich mich über die Euphrosine geärgert; ich wollte etwas aus meinem Kleiderschrank nehmen und da fehlte der Schlüssel dran. Wahrscheinlich hat sie während meiner Abwesenheit wieder einmal einen Besuch bei mir gemacht; Reinbold sagte ebenfalls, er hätte sie oben vor meiner Thür gesehen, ich solle nur Acht geben, später werde der Schlüssel auf einmal wieder drinstecken. Das hatte er auch ganz richtig vermutet, nach dem Abendessen war's so. Wie ich in den Schrank hineingriff, kam's mir vor, ein Kleid von mir und ein weißer Rock fühle sich unten am Saum etwas feucht an, als ob sie es anprobiert gehabt und damit über nassen Boden gegangen sei. Das wäre doch wirklich zu unverschämt! Aber es kann kaum anders sein; vermutlich hat sie darin vor dem Maler paradieren wollen. Eine widerwärtige Person.

Doktor Windmacher flüsterte mir am Nachmittag noch einmal zu, er erwarte mich also, wenn es dunkel werde, im Salettel, aber ich bin nicht hingegangen. Als die Zeit herankam, fehlte es mir vollkommen an Lust dazu; ich bin heute garnicht mehr neugierig, zu erfahren, um was es sich eigentlich bei seiner Entscheidung handelt, auch nicht mehr stolz darauf, ihm meinen Rat geben zu sollen. Ehrlich gestanden, ich fürchtete mich auch etwas im Dunkel draußen — natürlich nicht vor ihm, das wäre das Letzte — aber ich stellte mir in der Einbildung vor, was durch einen bösen Zufall möglich sei, daß statt seiner etwa der Maler dort sitzen könne. Vor dem hätte ich mich nach dem Gefunkel seiner Augen heut Morgen entsetzlich gefürchtet und um nichts in der Welt mit ihm im Salettel zusammentreffen mögen.

Doktor Windmacher scheint übrigens auch nicht dort gewesen zu sein oder hat mir mein Wegbleiben jedenfalls durchaus nicht übel genommen. Er sah im Gegenteil wohl alle fünf Minuten so wohlwollend liebenswürdig zu mir herüber, wie noch nie, und nickte mir ein paarmal wie in einem stummen Einverständnis nur kaum merklich zu.

Das sind keine Augen, vor denen man Furcht fühlt; es ist, als sähe man — ich weiß keinen bessern Vergleich dafür — in ein paar Porzellanschälchen hinein, auf deren Grund ein bischen leise mit Indigo angefärbtes Wasser steht, von dem man das Gefühl hat, es müsse süßlich schmecken.

Der Abend war sehr nett, abgesehen selbstverständlich von der Gegenwart des Herrn Follebier und daß Reinbold alle Augenblicke über

Digitized by Google

nichts mit einem kindischen Lachen herausprustete. Ich besorgte immer, es könne noch einmal die Rede auf den Vorgang am Morgen kommen, doch zum Glück unnötig. Einmal war es allerdings durch eine Bemerkung Agathes nahe daran, aber Doktor Windmacher lenkte sogleich sorglich davon ab.

Offenbar richtet sein Bestreben sich darauf, jede peinliche Erörterung zu vermeiden; wie viel edelmütiger ist solche Friedensliebe, als Streitsucht. Er erinnert mich an die Vorschrift des Evangeliums, nach einer Ohrfeige die Backe für eine zweite hinzuhalten. Ich bin überzeugt, er würde die ebenso schweigend in Empfang nehmen.

Im Verlauf des Abends rief Doktor Windmacher großen, allgemeinen Jubel hervor. Auf untrügliche Beobachtungen und Berechnungen hin, die er am Nachmittag angestellt, gab er die Zusicherung, daß morgen ein wirklich trockner Tag eintreten werde; (der heutige war es nur scheinbar, nicht wissenschaftlich berechtigt gewesen). Agathe machte zuerst den Vorschlag, eine so herrliche Gelegenheit zu benützen, um auf eine Alm hinaufzusteigen; Cleopha ward so von der Idee begeistert, daß sie ein Schnaderhüpfel recitierte, das sie irgendwo gehört zu haben vorgab; ich glaube indes, es war von ihr improvisiert:

„Auf der Alm kann ein Sträußel
Man binden geschwind,
Da giebt's auch ein Edelweiß,
Wer's suchet, der find't."

„Auf der Alm giebt's ka Sünd', heißt's," lachte der Maler nach seiner Manier drein, während Oline scherzhaft sagte: „So gelehrt, wie Agathe, bin ich freilich nicht, und mit den Musen stehe ich auch nicht auf Du und Du; aber ich weiß, was Leib und Seele zusammenhält, das ist im täglichen Leben grade nicht zu verachten, und ich denke, daß ich morgen auf dem Berge für meine Beistener Anerkennung finden werde."

Allem stimmte Doktor Windmacher auf's Bereitwilligste und Liebenswürdigste zu und versprach Mama, die sich ein wenig besorgt zeigte, jeder Fährlichkeit gegenüber die Aufgabe eines sicheren Mentors zu übernehmen: der milde Glanz seiner Augen überfloß mich dabei gewissermaßen, als ob er bei mir am ehesten Bedenken hinsichtlich eines unbedachtsamen Schritt's oder Tritt's hege. Es ward beschlossen, die sogenannte Wetteralm zu besuchen; Doktor Windmacher erklärte, sie sei nach seiner Information zu einem ersten Aufstieg für Damen am leichtesten. Er hat, wie die weitere Unterhaltung ergab, schon erstaunliche Bergbesteigungen unternommen, ist Mitglied eines Alpenklubs und in Folge dessen überall in den Alpen gewissermaßen wie zu Hause. Agathe, Oline und Cleopha begegneten sich darin, ihm Vorwürfe zu machen, daß er sein Leben so gering schätze und es derartig zwischen Abgründen und Gletscherspalten auf's Spiel setze. Doch er entgegnete:

„Das ist wohl angeboren und Mut in meinen Augen keine Auszeichnung, sondern lediglich eine unzertrennliche, cohärente Eigenschaft des Mannes."

Um seinen Mund ging ein Lächeln dazu, als sei die Antwort zur Beschwichtigung der Furcht meiner Schwestern ihm unerwünscht über die Lippen gekommen, da die gleichzeitigen Aufblicke derselben Bewunderung des für ihn Selbstverständlichen kundgaben.

Ich muß zu Bett gehen, da wir morgen ziemlich früh aufbrechen sollen. Eigentlich habe ich wenig Lust, die Bergpartie mit zu machen; ich bin ja für niemanden nötig dabei. Überhaupt ein ganz unnötiges Geschöpf in der Welt. Zuweilen kann Einen das so recht überkommen. Ich wollte, weiß Gott, lieber, ich wäre das bleichsüchtige Mädchen in dem Bauernhaus. Ach, das ist ja dummes Zeug!

Wozu denn?

* * *

11. August. Abends.

Nun ist das Schreckliche doch geschehn, freilich ganz anders, als ich es befürchtet hatte. Mir ist der Kopf so voll und konfus und — ich kann nicht ausdrücken, wie, weiß kaum, ob ich zu stande bringe, noch zu schreiben. Ich will's aber versuchen; so kurz wie möglich.

Heute früh um 6 Uhr war der Berg, auf den wir hinauf wollten, fast ganz sichtbar und oben ein beinah tellergroßes Stück blauen Himmels. Meine Schwestern standen schon vollständig gerüstet unten neben Doktor Windmacher, den ich im ersten Augenblick in einer von ihm angelegten hocheleganten Gebirgstracht nicht erkannte. Ein knapp anschließendes Wamms, Kniehosen, grüne Strümpfe mit übergeknöpften gelben Gamaschen und nägelbeschlagene Bergschuhe; Alles sah tadel-

Digitized by Google

los nagelneu aus. Wie ich hinunter kam, sagte Agathe grade, eine so wunderbare Bestätigung der Wetterprognose sei ihr noch nie vorgekommen; (ich mußte denken, mir auch nicht, denn es war zum allererstenmal, daß nicht das Gegenteil eingetroffen). Cleopha meinte, es blicke ihr von droben her wie ein schönes, mildblaues Auge bis in die Seele hinein; Oline war bereits um eine Stunde früher aufgestanden, hatte zierliche Butterbrotschnitten mit Schinken und Käse hergerichtet und packte sie sauber eingewickelt in einen kleinen ‚Rucksack' Doktor Windmacher's. Er scherzte lächelnd, solches Wetter vermöge eben nur seine Kunst herzustellen, wir würden sehen, wie er es weiter für uns angeordnet habe. Auf diesen Spaß gleichfalls humoristisch eingehend, entgegnete Agathe, sie wisse schon länger, er sei ein Tausendkünstler, dem das von ihr für undenkbar Gehaltene gelungen (was, bezeichnete sie nicht näher), und Cleopha summte halbverständlich ein paar Verse, in denen ich den Anfang ihres Gedichts „Feuchte Nixenschleier" wieder erkannte. Doch lehnte sie die Autorschaft desselben von sich ab, denn sie schickte voraus: „Wie der Dichter so treffend sagt:

Du, der den Wolken und den Winden
Gebieten kann mit Herrschermacht —"

Ich wollte eigentlich nicht mitgehen, da ich mir heute erst recht vollständig überflüssig vorkam. Aber Reinbold ließ nicht los, ich dürfe nicht allein zurückbleiben, müsse auf ihn passen, daß er keinen Unsinn mache; ich sei sonst daran schuld, wenn er verunglücke. Er betrug sich vor Vergnügen wie ein halber Narr, schwatzte, mir solle nichts Übles passieren, dafür sei er da und Doktor Windmacher, der rette mich von einer Felsnadelspitze herunter, wenn's nötig werde. So ging ich zuletzt doch mit. Die Andern waren schon vorauf, wir kamen durch Wald und sahen sie länger nicht mehr.

Dann hörten wir einmal Rufen und Aufschreien und hatten sie auf einem freien Grashang wieder vor uns, wie ein Ziegenbock auf Doktor Windmacher zusprang, der sich grade behend hinter meine Schwestern zurückzog und rief, sie möchten sich vor ihn stellen, um ihn zu verdecken, das Tier könne wahrscheinlich die grüne Farbe an ihm nicht leiden und man müsse es deshalb nicht reizen.

Reinbold lief rasch vor und befreite mit lautem Halloh und einem Stecken die Drei vor den Hörnern des Bocks, der sofort wie ein Hase ausriß und meckernd abgaloppierte. Danach ging's bald steiler aufwärts, bald über Matten, manchmal wieder durch Waldstücke. Doktor Windmacher hatte sich den Weg genau beschreiben lassen und versicherte, denselben so zu kennen, daß er ihn in finsterster Nacht unfehlbar finden würde; wer mit den Alpen auf vertrautem Fuß stehe, brauche dazu weniger die äußeren Augen, als die inneren tausendfältiger Erfahrung. Das mußte wohl sein, denn ich sah schon seit einiger Zeit nichts mehr von einem Weg unter den Füßen; Nacht war's just nicht, aber von dem kleinen Stück Blau keine Spur mehr vorhanden, statt dessen dickes Grau vor uns und, wie ich mich einmal umdrehte, auch unter uns, von wo wir gekommen. Grad' kam auch Doktor Windmacher auf die Stelle zu, an der ich mich allein befand, sah mich wie mit thalergroß werdenden, bläulich übergießenden Augen an und sagte: „Warum halten Sie sich denn heute so fern von mir, liebe Elma, und stellen sich so fremd? Gestern waren Sie doch so zutraulich, wenn Sie auch nicht sprachen, und wir sind ja —." Ich verstand nicht, was er meinte, und erfuhr's auch vorderhand noch nicht, denn er gelangte mit seinem Satz nicht zu Ende. Jählings knallte ein roter Feuerkeil aus der Wolke über uns, daß ich dachte, mir sei das Trommelfell zersprungen, und zugleich schlug's wie aus hundert übervollen Dachregentraufen auf uns herunter.

In einer Minute war es genau so, wie der Maler mir's am ersten Abend geschildert hatte; rundum schoß, schäumte, quirlte, rieselte und raste das Wasser von der unsichtbaren Berghöhe nieder. Wehklagend, über und über triefend, kamen Agathe, Oline und Cleopha gelaufen, wo die Sennhütten seien, wir müßten so schnell wie möglich unterzukommen suchen. Doch Doktor Windmacher erwiderte: „Bei solchem Zwischenfall, meine Damen, dessen Eintritt eine lokale elektrische Überladung erklärt, fällt es natürlich ohne Beihülfe der Augen nicht möglich, die Lage der Sennhütten ausfindig zu machen, obwohl wir bereits in ihrer Nähe sind. Es wird deshalb am Ratsamsten sein, den Rückweg einzuschlagen." Das leuchtete auch uns allen ein und ich rief: „Ja, wo ist der Weg, zeigen Sie ihn uns, Herr Doktor!"

„Oh, der würde zu weit umführen," antwortete er, „am besten gehen wir hier grad' abwärts."

Digitized by Google

Das befolgten die Andern auch sofort; ich stand noch einen Augenblick zaudernd und sah um mich, weil der stark abschüssige Mattenboden vor mir sehr glitschig war; dabei hörte ich Doktor Windmacher sagen: „Ich werde Ihnen behülflich sein, Elma," und gleichzeitig fühlte ich, daß seine Hand sich mir um die Taille legte.

Doch auf einmal fuhr eine andere Stimme drein — wie ein Blitz von blauem Himmel, ich erschrak noch mehr, als bei dem plötzlichen Donnergepolter vorher —: „Was fällt Ihnen denn ein? Wenn Sie jemandem helfen wollen, da thun Sie's bei den andern! Glauben Sie, daß Sie mit Ihren grünen Schwefelhölzern das Fräulein da heil hinunterbringen?"

Wir sahen beide wie ungläubig den Maler Follebier an, von dem wir nicht begriffen, woher er, wie aus dem Boden aufgewachsen, urplötzlich gekommen sei; er mußte ich zufällig auch auf demselben Berg grad' in der Gegend befunden haben und bisher durch Wald oder Busch verdeckt gewesen sein. Er hatte Doktor Windmacher kurzweg bei Seite geschoben und nach meiner Hand gegriffen; jener konnte ein paar Augenblicke erst nicht Sprache finden, stieß dann aber sehr gereizt heraus:

„Wie können Sie sich unterfangen, Herr — Ihr Name ist mir wieder entfallen — mich von meiner Braut fortzudrängen?"

Grittchen, ein ähnlicher Moment ist mir in meinem ganzen, doch schon langen Leben noch nicht vorgekommen! Der Maler starrte sprachlos mich an und ich starrte den Doktor Windmacher an und wußte nichts, als vollständig perplex herauszubringen:

„Ich — ich soll Ihre Braut sein?"

Über die Frage schien er seinerseits wieder ebenso verwundert und antwortete: „Förmlich verlobt haben wir uns ja allerdings noch nicht, aber nach Ihrem stummen Benehmen gegen mich gestern Abend im Salettel, kann doch kein Zweifel sein, liebe Elma —".

Darauf ich, noch starrer als vorher:

„Ich soll gestern Abend mit Ihnen im Salettel gewesen sein?"

Auf einmal war Reinbold auch neben uns, lachte wie unklug auf: „Das war ich ja in Kleidern von Dir!" und kugelte sich kopfüber die Matten hinunter. Zugleich legte der Maler seinen Arm fest um mich und rief: „Alle nach links hinüber! Gradvor kommen haushohe Felsstürze! Der Grashüpfer hätte der ganzen Gesellschaft die Hälse gebrochen." Damit trug er mich mehr, als daß ich den Fuß aufsetzte, steilab über den schlüpfrigen Berghang davon. Wie er's konnte, ohne daß wir beide hinfielen, begreife ich nicht. Nach rechts sah ich Agathe, Oline und Cleopha mindestens ein halbdutzendmal ausglitschen, purzeln, in's Mattengras greifen, rutschen und rollen, daß ihre Strümpfe sich wie lange, weiße (anfänglich, bald wie schwarzgescheckte) Schneestreifen über den Grund hinringelten. Agathe rief im Ausgleiten einmal um's andre: „O Gott, wie schrecklich! Bitte, Herr Doktor, bitte, helfen Sie mir nicht, sehen Sie sich nicht nach mir um!" Nötig fiel diese Angst vor der Gegenwart seiner Augen grad' nicht, denn er kam mir einmal zu Gesicht, wie er um Steinwurfweite noch mehr nach links, als wir übrigen, sich auf Händen und Füßen vorsichtigst niederbewegte; als Alpenklubbist wußte er offenbar die Bedeutung vorhandener Felsabstürze am Verständnisvollsten zu würdigen. Übrigens waren meine Gedanken kaum bei dem, was ich um mich her sah; es hatte etwas zu Wunderliches, daß der fremde Mensch mich so den Berg hinunterbrachte, und außerdem ging mir das, was Doktor Windmacher und nachher Reinbold gesagt, ganz toll wie ein unsinniger Traum im Kopf herum. Es mögen fünf bis zehn Minuten gewesen sein, dann gelangten wir auf einen Weg, vermutlich den richtigen, der von den Sennhütten in's Thal führte. Da ließ der Maler mich los und ging gleichmütig weiter. Ich dachte darüber nach, daß ich ihm eigentlich doch wohl danken müsse, denn er hätte es ja nicht nötig gehabt, sich meiner derartig anzunehmen, und ohne seine Hülfe wäre ich jedenfalls nicht besser, als meine Schwestern hinabgekommen. Aber ich konnte kein Wort aus dem Mund bringen, und es war mir lieb, daß auch Reinbold zu uns stieß und mir Gelegenheit gab, ihn zu befragen, was für eine Bewandnis es denn gestern Abend mit dem Salettel gehabt habe. Er war immer noch vor Lachlust halb außer Stande zu antworten, daß er angehört, Doktor Windmacher wolle dort allein etwas mit mir reden.

„Und nicht die Euphrosine, sondern ich war's, der den Schlüssel von Deinem Schrank abzog, damit Du nicht entdecken solltest, daß Kleider drin fehlten. Zu denen ging ich, als es dunkel geworden in's Salettel — ich paßte erst auf, aber Du that'st

Digitized by Google

es nicht — und er war schon da und ich setzte mich zu ihm auf die Bank. Stumm wie 'ne Maus, gesprochen hab' ich keine Silbe, nicht piep gemacht. Aber er war auch so ganz zufrieden, zog meinen Kopf an seine Brust und streichelte mir mit so wabbligen Händen über's Gesicht, daß mir beinah schlimm wurde —."

In dem Augenblick kam dicht vor uns etwas vom Abhang heruntergerutscht und schnitt Reinbold das Weitererzählen vom Mund ab, denn es war Doktor Windmacher, recht unästhetisch zugerichtet, man erkannte seine elegante Tracht nicht wieder, er mußte den Abweg mehr auf den Knien, als auf den Füßen gemacht haben. Das Zusammentreffen mit uns fiel ihm deshalb sichtlich nicht erwünscht, und er hatte augenscheinlich die Absicht, uns nicht zu bemerken, sondern sich rasch voraus nach Hause zu begeben.

Doch auf einmal holte der Maler ihn mit langen Schritten ein und rief: „Herr Doktor Raphael Windmacher — Sie hören, ich weiß sogar Ihren Vornamen — Sie haben mich angelogen, daß diese junge Dame Ihre Braut sei und nach meinem Gefühl das Fräulein auch damit beleidigt. Dafür verlange ich Genugthuung von Ihnen — Sie verstehen mich — und werden als Mann von Ehre morgen früh das Erforderliche zu veranlassen wissen." Schrecklich, so kam es doch zu einer Herausforderung, die ich gestern durch Doktor Windmacher's christliche Friedfertigkeit so glücklich abgewendet glaubte, und dazu, dünkt mich, war's eigentlich die verkehrte Welt, denn es geht Follebier ja doch gar nichts an, was der andre von mir geglaubt und gesagt hat. Wenigstens schien mir, daß er sich dadurch in keiner Weise beleidigt fühlen könne; aber ich verstehe mich wohl nicht auf solche Männerangelegenheiten.

Wo die Beiden blieben, weiß ich nicht, meine Schwestern waren jetzt auch glücklich, d. h. mindestens lebendig auf den Weg heruntergekommen und holten mich ein. Sonst freilich sahen sie geradezu erbarmenswürdig aus, alle mit aufgegangenem Haar, über und über gescheckt und gefleckt und windelweich triefend. Das that ich allerdings ebenso; das Gewitter war schnell vorübergebraust, und es regnete nur mittelstark weiter. Ich mußte plötzlich einmal lachen, denn mir fiel ein, dies sei dasjenige gewesen, was Doktor Windmacher „weiter für uns angeordnet habe."

Den übrigen Tag hindurch sah ich ihn nicht mehr, erst am Abend kam er zu Tisch; ebenso der Maler, der indes auch schon an der Mittagsmahlzeit teilgenommen, ganz wie gewöhnlich, man merkte ihm nicht das Geringste an. Von dem, was zwischen ihm und Doktor Windmacher vorgegangen und geschehen soll, wußte niemand, als Reinbold und ich; es fiel auch keine Andeutung darüber, als daß Doktor Windmacher einmal kurz vorübergehend das Gespräch auf das Schießen mit Pistolen brachte und erwähnte, er habe schon öfter eine Schwalbe im Flug aus der Luft geholt.

Agathe, Oline und Cleopha hatten nach der Einweichung ihre besten Kleider angezogen und überboten sich an lebhafter Gesprächigkeit. Alle fanden das kleine Abenteuer vom Morgen jetzt köstlich amüsant, obwohl es gefährlich ablaufen gekonnt, wenn Doktor Windmacher ihnen nicht durch seinen mutigen Vorangang die Richtung gezeigt hätte, die sie einschlagen müßten, um die turmhohen Felsabstürze zu vermeiden. Mama gab ihm die Hand und dankte ihm für seine umsichtige Führung; er lächelte, das sei kein Verdienst, sondern entspringe ganz von selbst lange angesammelter Erfahrung. Nach unserer Tischecke (Follebier's, Reinbold's und meiner) richtete sein Blick sich indes nie; nur ein einziges Mal streiften mich flüchtig seine Augen, wie mir schien halb mit einem strengen Vorwurf und halb mitleidig. Der Maler sprach keine Silbe mit mir, sondern ausschließlich mit Reinbold; zwischen ihnen scheint eine dicke Freundschaft im Werden. Ich war froh, daß ich ihm nicht für seine Unterstützung bei dem Abstieg gedankt hatte, denn wie ich's mir überlegte, lag eigentlich sowohl etwas Kränkendes für mich, als etwas Unschickliches und Unverschämtes darin. Ich hatte ihn ja nicht gebeten, mir zu helfen, das wäre das Letzte gewesen, was ich gethan.

Und außerdem, eine besondere, dankenswerte Leistung war's auch nicht einmal, jeder Bauer hätte mir mit Leichtigkeit, ohne ein Wesen daraus zu machen, ebenso geholfen. Am Unangenehmsten ist mir, daß ich bei der Sache mein Medaillon verloren habe, doch weiß ich ziemlich genau die Stelle, wo es geschehen sein muß, und Reinbold hat mir versprochen, es morgen früh, falls es nicht schüttet, zu suchen.

Nun ist es doch sehr spät geworden, man kann sich nicht so kurz fassen, wie man vorher will. Verzeih mir, liebstes Grittchen, aber Deinen Brief, den ich bei meiner Rückkehr aus der Sündflut

Digitized by Google

vorfand, habe ich bis jetzt nur zum Teil gelesen. Ich war nicht in der Stimmung dazu; als ich an den Schluß der ersten Seite kam: „Nach Deinem Tagebuch, denke ich, daß mein Brief grade als Glückwunsch zu Deiner Verlobung mit —“, da fehlte mir, aufrichtig gesagt, die Neigung, das Blatt umzuschlagen und den Satz zu Ende zu genießen.

Wie ist es denn nur möglich, daß Du Dir das auch vorgestellt hast? Nicht ein Zehntausendstel von einer Sekunde lang ist mir eine solche Denkbarkeit eingefallen. Als er sagte, ich sei seine Braut, war ich nicht im Geringsten aufgebracht, ergrimmt, empört, die Sache kam mir nur so ungeheuer lächerlich vor, daß ich jetzt kaum begreife, an mich gehalten zu haben und ihm nicht grad' in's Gesicht herausgeplatzt zu sein: „Ja, was is denn dös?“ In ihn sollte ich mich verliebt haben? In Ihn?! Ihn sollte ich heiraten? Ihn?

O du grundgütige Allbarmherzigkeit, wie unsere alte Trina sagt, was für ein Gedanke! Eher unsern quiekenden Direktor, unsern schiefmäuligen Schuldiener, Gott weiß wen! Gottlob, daß Reinbold statt meiner im Sattel war (ich habe ihm freilich für seinen Narrenstreich tüchtig die Leviten gelesen); ihm wurde es schon schlimm, wenn der Doktor Windmacher mir mit seinen quabbeligen Froschhänden über's Gesicht gefahren wäre, ich glaube, ich hätte vor Übelkeit einen Schlaganfall bekommen. Aber trotzdem — sie sind mir beide gleich widerwärtig — nein, der unverschämte Maler ist mir noch fataler. Sie sollen sich gegenseitig totschießen oder -schlagen, da bin ich sie beide los. O du himmlische Platzpatrone, wenn Agathe, Oline und Cleopha von der Geschichte eine Ahnung hätten! Agathes Schlummerpuff ist heut' fertig geworden, Oline hat auf morgen das Meisterstück ihrer Backkunst angekündigt, und Cleopha merkte ich an, sie geht damit um, den heutigen Tag im Gesang zu verewigen. Ich aber thu' heut' Nacht wieder kein Auge zu, das spür' ich.

Es ist auch zu toll und zu unverschämt! Im einen Augenblick muß ich lachen und im andern fällt mir ein großer Wassertropfen auf's Papier. Und die Feder fällt mir aus den Fingern. Da schlägt's vom Platschhofener Kirchturm zwei Uhr.

(Schluß folgt).

Römische Veteranen im Norden.

So mit Hacken und mit Spaten
Ziehen wir in's Feld hinaus —
Nicht wie römische Soldaten,
Nicht zum Ruhme großer Thaten,
Nur zum Dienst des Landbebau's —
Schmählich wurden wir verraten!

Für die Mast der wilden Eber
Mag das Land hier günstig sein,
Niemals dir, o Weltbeleber
Bachus dir, du Herzerheber,
Niemals dir und deinem Wein!
Grabt! ihr grabt nur eure Gräber!

Legionäre von der achten,
Voll der Narben eurer Pflicht!
Die des Cäsars Haus bewachten
Und gelehrt den Feind uns achten
Beugen solchem Dienst sich nicht,
Sieger aus so vielen Schlachten! —

Doch das hemm' uns nicht die Wonne,
Gott des Weines, dir auch hier,
Wie am Ufer der Garonne
Zu bekränzen eine Tonne,
Unter Tannen singen wir:
„Heil dir Süden, heil dir Sonne!“

Hermann Lingg.

Westerland.

Ein Friedhof liegt beim Dorfe Westerland.
Den Heimatlosen eine Heimatstätte;
Da ruhn im sandigen Grunde, Bett an Bette,
Die Toten, die das Meer gespült zum Strand.

Nur nackte Zahlen, Namen nicht noch Stand
Erblickst du auf manch schwarzem Kreuzesbrette:
Was kümmert sie's? — Gerissen ist die Kette
Von Lust und Leid, die sie mit uns verband.

Hart neben ihnen wogt die „Welt“ von heute:
Kommerzienräte, Sänger, Baronessen
Und andre noble, selbstbewußte Leute.

Das spreizt sich, lacht und kokettiert, indessen
Mit starren Augen seiner sichern Beute
Der dunkle Dämon wartet: das Vergessen . . .

Reinhold Fuchs.

„Du Sonnenlicht . . .“

Du Sonnenlicht, du frommes Sonnenlicht
Wie eines Kindes betend Angesicht!
Und kommst doch her aus glutgeborst'nem Schoß
Und rissest dich aus Lavaflutlen los.

Ja, auch der Sonne Herz ist tief verwühlt,
Vom Weltraum feindlich ihre Glut gekühlt:
O Sonnenstrahl, du milder Sonnenstrahl,
So lernt sich's lächeln durch des Werdens Qual!

Franz Herold.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Lucifer.

Schauspiel in vier Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

Wolf, Julie; Reinhold Euler, Eva und **Irene** (von links), Später der **Wirt.**

Irene (zuerst eintretend, verwundert). Was ist das?

Wolf (überrascht, für sich). Sie sind da! (rasch, halblaut) Wach auf! (Julie erwacht sofort; aber mit schlaftrunkenem Blick und träumend erstauntem Gesicht.) Wie gehts Ihrem Kopf?

Julie (sich besinnend). Noch nicht gut. (Steht auf.) Das thut nichts; ich werde gehen —

Reinhold (hat sich unterdessen genähert, die Damen folgen langsam). Sie erlauben, mein Herr. Ist Fräulein Julie nicht wohl?

Wolf. Leider nein, mein Herr. Ich versuchte ihr etwas Linderung zu verschaffen —

Reinhold. Ah, Sie sind Arzt?

Wolf (lächelnd). Das nicht; nur „Dilettant" —

Julie (zu Reinhold, der sie anreden will, sanft, weich). Lassen Sie nur, lieber Herr Doktor; es wird bald vergehn. (zu Wolf) Ich sage also dem Wirt — — Ich weiß. (noch in halbem Traum, mit einem über Alle hingleitenden Blick) Gute Nacht! (Langsamen, etwas schweren Ganges hinten rechts ab.)

Wolf. Armes junges Mädchen.

Eva (leise zu Irene). Das ist ein guter Mensch!

Reinhold. Sie kennen Fräulein Julie —

Wolf. Ein wenig. Sie leidet zuweilen am Kopf. (Reinhold nickt. Wolf zu Irene, die ihn forschend anblickt) Sie hatte die Augen geschlossen, als Sie eintraten, weil Stirn und Augen ihr wehthaten; ich riet ihr, zu Bett zu gehn —

Wirt (erscheint im hinteren Raum, von rechts, die Drei herzlich begrüßend). Guten Abend, meine werten Herrschaften. — Die Julie geht zu Bett; ihr ist gar nicht sehr gut. Ich hab' heut die Ehre, zu bedienen . . . Die gewohnte Flasche? (Reinhold nickt. Der Wirt bringt während des Folgenden Wein und Gläser nach vorn; geht dann ab und zu.)

Wolf. Ruhe wird ihr gut thun, denk' ich; es ist nur der Kopf. (Reinhold stimmt zu.) Mein Herr, ich habe Ihnen und Ihren Damen ein Bekenntnis zu machen, (liebenswürdig lächelnd) die Ritterpflicht verlangt es: ohne Ihre Einwilligung habe ich Sie bereits kennen gelernt. Sie saßen in Ihrer Veranda, — gestern Abend, mein' ich; es war für meine Maleraugen ein so wunderbarer Anblick — ich sah die Gartenthür offen — kurz, ich trat ein. Wenn Sie etwa wissen, wenn Sie auch nur ahnen, wie Sie drei zusammen sich ausnehmen, so werden Sie mir verzeihn. Ich ließ mich hinreißen, Sie auch zu belauschen — Sie sprachen über Milton, einen meiner Götter. Kurz — ich stand in einer Andacht da . . . Es war der unerwartetste, denkwürdigste Abend meines Lebens; um so wunderbarer, da mir nun die Überraschung wird, Ihnen hier zu begegnen!

Eva (leise). Irene! Wie schön er spricht!

Reinhold (mit herzlichem Lächeln). Mein Herr, ich glaube, es wird keinem von uns gelingen, Ihnen nicht zu verzeihn. Wenn auch so gewaltige Übertreibungen — — Sie sind Maler, mein Herr?

Wolf. Leider auch da nur ein Dilettant! (sich vorstellend) Wolf Grumbach, Doktor der Rechte —

Reinhold. Ah! Der Doktor Grumbach — von dem man jetzt so viel spricht?

Wolf. Zu dienen. Ich bemühe mich, den Schwächeren beizustehn. Doch vor Allem und Jedem bin ich Menschensucher; und glücklicher als Diogenes, wenn ich (sich gegen die Drei mit Anmut verneigend) welche finde!

Reinhold. Sie wollen uns durchaus beschämen, wie mir scheint. Wir sind wenigstens glückliche Menschen; der glücklichste ich, (sich vorstellend) Reinhold Euler, Doktor der Medizin. Diese junge Dame ist Fräulein Irene Palm, meine liebe schwägerliche Schwester; und das ist Fräulein Eva Palm, meine Braut.

Wolf (überrascht). Ah! — Ich hatte gedacht: umgekehrt! (Blickt Reinhold und Irene an.)

Eva (betroffen, thut dasselbe. Nach einer Stille, etwas mühsam lächelnd). Warum dachten Sie das? Meinen Sie, meine Schwester passe besser zu ihm?

Wolf (der inzwischen einen lebhaften Ausdruck der Freude rasch unterdrückt hat). Mein Fräulein, (lächelnd) so klar, so deutlich konnte ich gestern Abend überhaupt nicht denken . . . (zu Reinhold gewendet) „Glückliche Menschen" sagten Sie; das fühlt' ich die ganze Zeit. (zu Allen.)

Digitized by Google

Sie sprachen vom „verlorenen Paradies“ und waren das wirkliche, das lebendige. Glauben Sie mir, ich bin nicht sehr leicht gerührt; aber gestern Nacht — kam mir etwas in die Augen, und ich schämte mich nicht!

Reinhold (nachdem Eva ihm etwas ins Ohr gesagt und er dazu genickt hat, — mit zutraulichem Lächeln). Herr Doktor, ich teile Ihre politischen Bestrebungen nicht — aber ich glaube, Sie wären sonst unser vierter Mann. Haben Sie Zeit und Lust, mit uns ein Glas Wein zu trinken?

Wolf (heiter). Mein verehrter Herr Doktor, auf so eine Einladung hoffe ich schon diese ganze Zeit.

Reinhold. Aber, bitte, als unser Gast: — Schwanenwirt, noch eine! — — Sie haben uns durchschaut: ich bin furchtbar glücklich; und diese wunderbaren Geschöpfe — jetzt darf ich sie ja rühmen — machen aus unsrer kleinen Welt wirklich ein Paradies. Ich kam vor einem Jahr nach Mainz, als junger Arzt; da lernte ich diese verwaisten Schwestern —

Eva. Das kannst Du nicht erzählen: Du verschweigst die Hälfte. (zu Wolf) Nämlich Irene lag krank; wir hatten aber von einem jungen Arzt gar viel reden hören, der drüben in Frankfurt bei einer garstigen, gräulichen, mörderischen Epidemie sich wie ein richtiger Held aufgeopfert hatte — (Reinhold legt ihr seine Hand auf den Mund; sie schiebt sie weg und legt sie auf den Tisch.) Nein, ich heiße Eva; die bringt man nicht um das Wort! — Nicht aufgeopfert, sondern hingeopfert — bis sich die Seuche erschöpft hatte — aber der Doktor auch. Sie schickten ihn nach Mainz, um sich zu erholen . . . Darüber ward es Frühling, und Irene legt sich; und sie sagt zu mir —

Irene. Und ich nahm dieses zitternde Kind, das den Kopf verlor, bei der Hand und sagte: ich werde wieder gesund — aber laß Reinhold Euler kommen; an den glaub' ich, Eva! (lächelnd) Dann sagte ich nicht mehr viel, denn die Krankheit wuchs mir über den Kopf und nahm mir Sinn und Verstand; aber Reinhold Euler, der kam — und sechs Wochen später konnt' ich wieder lächeln, und drückte meinem Lebensretter still selig die Hand. Da sah ich, mit der andern Hand drückt' er Eva an sich: am Abend vorher, in der Freude über meine Genesung hatten sie sich verlobt!

Reinhold. Ja, so kam es, Herr. Die rührendste Pflegerin, die Sie denken können . . . Darüber verlor ich mein Herz!

Eva. Glauben Sie das nicht. Ich war so leicht verzagt, er der starke Mann; er tröstete mich so oft, bis er sich in die Liebhaberrolle hineingetröstet hatte. So lernte er Irene erst kennen, der Arme, als es schon zu spät war: da hatte er sich schon mit der kleinen Grasmücke verlobt!

Irene. Sprich nicht so, du Spatz. Was soll der Herr davon denken —

Wolf (lächelnd). O, da fürchten Sie nichts. Ich sehe sehr gut, wie es steht: dieser beneidenswerte Mann hat die holdeste Braut — und die herrlichste Freundin dazu. Mög' er sie beide behalten; darauf trink' ich aus!

Reinhold (trinkt gleichfalls aus; schenkt wieder ein). Lieber Herr Doktor, ich dank' Ihnen. — „Lieber Freund“ hätt' ich fast gesagt —

Wolf. Nun, so sagen Sie's. Auf Ehre, ich bin Ihr Freund. — Könnt' ich doch eine Weile mit Ihnen im „Paradiese“ sein!

Eva. Kommen Sie zu uns. Mit Reinhold. Wir beide leben allein; wir haben keine Eltern mehr. Reinhold wohnt in der Nähe, und kommt alle Tage. (mit reizend kindlichem Lächeln) Oft kochen wir auch für ihn, laden ihn dazu ein —

Wolf. Alles Seligkeit!

Reinhold. Diese holden und tapferen Wesen ernähren sich selbst. Meine Braut macht erstaunliche künstlerische Arbeiten von allerlei Art —

Irene. Ein Genie!

Eva (auf Irene deutend). Eine Lügnerin. Es geht mir nur alles leicht und rasch; das nennen Die dann „Genie“. — Irene lehrt die Jugend —

Irene. Als Schulmeisterin —

Reinhold. Ein weiblicher Sokrates!

Irene. Es scheint, wir bilden hier eine Gesellschaft für gegenseitige Anpreisung. Sprechen wir um Gotteswillen nicht mehr von uns . . . Sie lieben also Milton?

Wolf. Ich bewundere seine erhabene Größe. Vor Allem in dem vierten Gesang, den Ihr glücklicher Freund Ihnen gestern vorlas: wie der Fürst der gefallenen Engel, der gewaltige Satan, sich aufrafft, um Gottes Werk, die Menschheit, zu verderben. Wie er sich einschleicht ins Paradies, und dort die seligen Neugeschaffenen findet —

Reinhold. Wie herrlich sind die geschildert: der göttergleiche Adam und die liebreizende Eva!

Irene. Mir ist das Wunderbarste, wie er Satan schildert: ein verworfenes Ungeheuer, und dabei so vornehm, so groß. Mir graut vor ihm, aber ich versenke mich in ihn — — Warum starren Sie mir so ins Gesicht?

Wolf. Weil ich eben denke: Die würde mich verstehn. Ihr würde wohl auch eine Weile grauen, wie es üblich ist; aber mit ihren großen, stolzen Augen würde sie die Wahrheit fassen und in sie versinken.

Irene. Was für eine Wahrheit?

Reinhold (lächelnd). Ah! Ich hab' davon gelesen. Sie predigen im „engeren Kreise“ eine neue Philosophie oder Religion: von dem Einen und Allen,

Digitized by Google

der Kraft — die Sie, wie man sagt, auch den Teufel nennen. Ist das so —?

Wolf. Ungefähr. Ich lehre, was mir gewiß ist . . . Ich lehr' es aber nur Solche, die verstehen können. (auf Irene deutend) Da sitzt Eine, die wird's verstehn!

Irene. Eine Teufels-Lehre?

Wolf. „Teufel" — das ist ein Wort. Der „Böse" — ein Kinderwort. Wenn ein Blitz in die Eiche fährt, wenn der Löwe die Giraffe niederreißt, wenn Napoleon Europa durcheinanderschüttelt, ist das böse? Das ist die Kraft. Die Kraft hat die Welt gemacht, und die Kraft erhält sie. Die Kraft herrscht allein. Sie fragt nicht nach Gut und Böse. Sie ist!

Irene. Und Sie wollen sagen, der Teufel, der Satan wäre diese Kraft?

Wolf. Nennen Sie ihn nicht „Satan", das klingt gar so pfäffisch; nennen Sie ihn Lucifer, den „Lichtbringer": denn die Kraft ist ja auch das Licht. Wenn Sie sich aber nicht vor Worten fürchten wie die Kinder, so nennen Sie ihn getrost den Teufel; denn glauben Sie mir, dem gehört die Welt! dem allein! Daß Zwei neben einander diese Welt regieren, ein Guter und ein Böser, das ist Kinderglaube; da wird aus der göttlichen Allmacht ein Vater, der es den Kindern sehr gut meint, aber eine schwache Hand hat, denn ein böser Onkel oder Vetter mengt sich ihm in Alles. Nein, es giebt nur Einen! den Starken! der Zeus bei den Griechen hieß, Wodan bei den Deutschen. Er ist die schaffende Gewalt, er ist das Genie, er wirkt in seinen Söhnen, den großen Herrschern, den Heerführern, den Künstlern, Denkern, Erfindern: die bauen ihm seine Welt. Er ist der Funke im Hirn; der Geist, der Witz, der Verstand, Alles ist des Teufels!

Irene. Und das Herz?

Wolf. Erwarten Sie nicht zu viel vom „Herzen", liebes Fräulein; in der Retorte der Wissenschaft bleibt nicht viel davon zurück. Nur der Schwache beruft sich gern auf sein „gutes Herz"; der Starke auf seine Kraft. Sie sind „gut", o ja, auch die Söhne des Lucifer: sie wirken für die Andern, sie helfen den Schwachen; — aber nicht aus Sentimentalität, sondern weil die Kraft in ihnen es will — und weil dieses Gefühl, für Andere zu denken und zu wirken, ihnen den Genuß ihrer Stärke giebt!

Irene. Den „Söhnen des Lucifer" . . . Mag sein. Aber die wirklich „Guten"? oder „Sentimentalen"? wessen Söhne sind die?

Wolf (denkt sich wieder ein; lächelt). Nun, Lucifer schuf sie auch; aus „genialer Laune" vielleicht — um Menschenworte zu brauchen — aus „souveränem Humor"! Diese kindlich Guten, die lieber leiden als thun — er läßt sie eine Weile gehn, widerlegt sie endlich durch den Verlauf des Lebens, in dem immer und ewig nichts oben bleibt als die Kraft! Er übt auch gleichsam an ihnen seine Kunst und Macht, wie sich die Stärke an der Schwäche übt: er „versucht", „verführt" sie, er lullt sie ein, er „hypnotisiert" sie, um es so zu nennen: denn der große Weltmeister Lucifer ist auch der große Meister des Hypnotismus!

Eva (die ihn schon lange wie gebannt anstarrt, mit bald bewunderndem Bangen und etwas geöffneten Lippen, sieht nun seinen scharfen, tiefen Blick fest auf sich geheftet; wendet sich langsam ab). Bitte — lassen Sie das.

Wolf. Was soll ich lassen, mein Fräulein?

Eva. Mich so anzuschauen. Das thut mir nicht gut; ich bin so furchtbar empfänglich für — — (mit schwachem Lächeln) Verzeihen Sie, vor Ihren Augen könnte Einem granen!

Irene. Das wird ihm gefallen. — Nicht wahr, Sie halten sich auch für so einen Sohn dieses Lucifer?

Wolf (lächelnd zu Irene). Ich bin Ihnen jetzt unheimlich, wie ich Ihnen sagte; aber bei so viel Geist wird das bald vergehn. — Ja, ich hoffe, einer von den Söhnen Lucifers zu sein; predige ich ihn doch. (wieder lächelnd) Hab' ich doch auch eine Hymne für seine Söhne gedichtet —

Eva. Ah! Sie dichten auch!

Wolf. Auch nur als Dilettant.

Eva. Lassen Sie uns diese Hymne hören!

Wolf. Wenigstens ein paar Strophen, wenn es Ihnen beliebt. Vorher einen Tropfen; (mit Lächeln auf den Wein deutend) der ist auch vom Teufel. (Trinkt aus). Also das „Lucifers-Lied," oder die Teufelshymne!

Die mit des Weltgeist's Posaune dich grüßen,
Reiche zertreten mit ehernen Füßen,
Reiche erbauen mit eiserner Hand,
Bis dir ihr Haupt bei den Sternen entschwand,
Die sind des Teufels,
Beim Teufel!

Die dich mit goldener Leier berauschen,
Aug' dir und Ohr, Sinn und Seele vertauschen,
Tempel, Paläste, berückende Frau'n,
Wunder der Künste dir bilden und bau'n,
Die sind des Teufels,
Beim Teufel!

Eva. Also die Mozart's und Tizian's auch —

Wolf. Gewiß. Und alle Freien und Starken: (sich ganz zu Irene wendend und während des Folgenden kein leidenschaftliches Gefühl für sie rückhaltlos verratend)

Die mit allmächtigem Wonneverlangen
Furchtlos das glühende Leben umfangen,
Kämpfe der ringenden Liebe bestehn,
Bis sie in seligen Siegen vergehn,

Digitized by Google

Die sind des Teufels,
Beim Teufel!

Reinhold (hat bisher stumm beobachtend, zuweilen zustimmend, dann in allmählich wachsender Unruhe zugehört; steht jetzt unwillkürlich und plötzlich auf). Verzeihen Sie: ich glaube, Sie treiben die Freiheit der „Söhne Lucifers“ doch etwas zu weit. Sie wenden sich mit Ihrer Hymne so herzhaft an Fräulein Irene — — (Verstummt, da Irene, von einem lebhaften Mißgefühl ergriffen, aufsteht.)

Wolf (mit äußerer Ruhe). Mein werter Herr Doktor, ich verstehe nicht.

Eva (steht auf). Und noch weniger ich. (auf Reinhold deutend) Wie dieser Doktor auf einmal lebendig und empfindlich wird, da der Herr mit seinen Lucifers-Augen die Irene anstarrt. Vorher sah er mich so an, das that diesem Doktor nichts —

Irene. Eva! Ich bitte dich —

Eva (zu Reinhold). Was wollen Sie, mein lieber Herr? Was geht Irene Sie an? Wollen Sie sie vor diesem Lucifer beschützen? (mit noch anmutigem Trotz, aber in leise durchzitternder Erregung) Mir ist er ganz recht. Mir gefällt das alles. Auch die Teufelshymne. Auch das von der ringenden Liebe; warum nicht. Ist Dir's nicht recht, so sag's. Oder ist Dir's nur bei Irene nicht recht?

Reinhold (zu Irene, etwas mühsam lächelnd). Da haben wir's: das Mädchen ist wieder einmal toll. Es scheint, ich muß ihr wieder die Sterne zeigen, wie damals auf der Veranda —

Eva. Ich bin immer toll, wenn es euch beliebt! Ihr behandelt mich wie ein Kind —

Reinhold. Nur wenn Du eines bist. (Nimmt sie beim Arm, umfaßt sie. Leise, rasch) Bitte, sei nun still! (Laut, sie zart nach links führend) Komm, meine holde Patientin, etwas Medizin: einige Becher Nachtluft, Rheinwind — die thun diesem Kinde gut. (leise) Ich hab' Dir etwas zu sagen; sei gut. (laut zurücksprechend, lächelnd) Wir zählen nur die Sterne, dann kommen wir zurück! (Führt sie links hinaus.)

Irene (in peinlichster Bewegung, sich beherrschend). Sie lernen unser Paradies nun auch von der Nordseite kennen. Meine Schwester Eva, ein himmlisch gutes Geschöpf, wallt zuweilen so plötzlich auf, daß ein Fremder wohl Wunder denkt, was ist ihr geschehn?

Wolf. Verzeihen Sie: mir deucht, in diesem Fall hat Ihre Schwester Recht. Ist Herr Doktor Euler ermächtigt, Sie vor jedem Gefühl zu beschützen, das sich Ihnen nähern will?

Irene. Ich verstehe wohl nicht. Sie sprechen von —

Wolf. Von dem, was ich für Sie fühle, ja. Beleidigt Sie das? — Ihr erstauntes, stolzes Gesicht will mir offenbar sagen: seit wann kennen wir uns? Aber, verzeihen Sie — (lächelnd) wir „Lucifersöhne“ bilden uns ein, auch einen raschen Blick zu haben ... Ich sah Sie und fühlte gleich, wer und was Sie sind. In jedem Ihrer Worte, auch in Ihrem Unmut, auch in Ihrem Widerspruch ... Sie sind — warum soll ich's nicht sagen — Sie sind die Erste, die mir den Eindruck des idealen Weibes macht — so wie ich es denke. Starker Geist, starke Seele; frei von allem Kleinen, geschaffen für alles Große ... Und doch ganz, ganz Weib ... Und nun sollte irgend ein Dritter zwischen mein Gefühl und Sie treten, als gehörten Sie ihm?

Irene. Bitte, lassen Sie den Dritten. Ich gehöre Niemand. Aber Sie täuschen sich doch in mir. Ich hab' einen freien Sinn, o ja, ich hasse alle Knechtschaft, auch die Vorurteile; aber die herzlose Freiheit Ihrer Lucifersöhne, die stößt mich zurück — (da er sie unterbrechen will) wird es immer thun. Sie nennen das „Kraft“, was ich Selbstsucht nenne; schrankenlose Selbstsucht, die nur ihren Willen will, was sie auch dabei zertritt!

Wolf (etwas unsicher lächelnd). Sie lieben starke Worte —

Irene (fortfahrend). Wir Frauen sind geringer als ihr, aber in Einem doch nicht: wir sind mehr berufen, unsre Selbstsucht zu überwinden — wir können besser werden als ihr — wenn wir auch drum leiden. Sie aber — Sie — — Bleiben Sie bei Ihrer Kraft; ich will lieber „schwach“ sein und gut; das ist unsre Stärke!

Wolf. So spricht ein edles, hochfliegendes Frauenherz — das sich noch gegen das Größere wehrt, weil ihm davor graut. Aber der Tag wird kommen —

Irene (mit einer fast leidenschaftlich abwehrenden Geberde). Nie, nie wird er kommen. Mir graut auch vor Ihnen — damit Sie mich endlich verstehen. Es schüttelt sich etwas in mir. Werfen Sie Ihre Lucifer-Augen auf Andre — all Ihre „Kraft“ ist an mir verloren, ich geb' Ihnen mein Wort!

Sechster Auftritt.

Wolf, Irene; Pfeifer, dann Reinhold und Eva. (Der Wirt hat während des Gesprächs der Vier vom hinteren Raum aus zeitweise zugehört, zu Wolf's Reden mehrmals den Kopf geschüttelt; war dann wieder verschwunden, kommt während des Folgenden zurück.)

Pfeifer (von links; ist überrascht, die Beiden zu sehn, bemerkt, daß Wolf bei seinem Eintreten heftig die Stirn runzelt; scheu). Bitte um Pardon. Hab' hier noch zu zahlen —

Eva (von links, Arm in Arm mit Reinhold; herzlich lächelnd). Wir sind wieder gut. Ich war vorhin ein Kind, das ist wissenschaftlich festgestellt; aber er war auch eins; (giebt ihm eine zarte, zärtliche Ohrfeige; wir passen also zusammen. Lieber Herr Wirt, aber jetzt gute Nacht!

Wolf. Wie! Sie wollen schon fort?

Eva. Wegen morgen, Herr Doktor. Wir drei sollen morgen Nacht auf einem Maskenfest schwärmen —

Digitized by Google

Wolf. Ein Maskenfest? im Mai?

Eva. Ich sollte „Kostümfest“ sagen. Unser Nachbar, ein drolliger alter Herr —

Reinhold. Etwas Sonderling —

Eva. Der feiert seine silberne Hochzeit durch eine Nachtschwärmerei im Kostüm. Jeder stellt vor, was er will; aber Mittelalter. — Wollen Sie auch? So nehmen wir Sie mit. Den alten Herrn freut's!

Wolf (lächelnd). Mich, den jungen, auch —

Eva. So kommen Sie morgen zu uns, eh' es dunkel wird. (Giebt ihm die Hand.) Und nun eine schöne gute Nacht!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen; Rabe (von links). (Pfeifer hat sich wieder an seinen Tisch gesetzt, zuweilen einen bewundernden, bescheidenen Blick auf Irene werfend.)

Wolf (zu Eva). Sie sind gar hold und gut. (auf den eingetretenen Rabe deutend) Da kommt auch mein Famulus, kommen die Geschäfte.

Pfeifer (für sich). Dieser Rabe! Mein Herzblatt!

Reinhold. Also auf Wiedersehn morgen, (mit etwas abgekühlter Herzlichkeit) drüben im „Paradies“. — Gute Nacht, Herbergsvater!

Wirt (ist nach vorn gekommen, hat der Eva die Hand geküßt, schüttelt sie auch dem Reinhold). Schlafen Sie alle gut.

(Tritt zu Irene, die ruhig mit verschlossenem Gesicht dasteht.) Sie auch. (leise, auf Wolf blickend) Der gefällt mir nicht.

Irene (leise). Mir auch nicht, mein Alter. (Wendet sich zur Thür.)

Wolf (der ihr folgt, mit herzlicher Ehrerbietung). Gute Nacht, mein Fräulein.

Irene. Gute Nacht. (Hinter Reinhold und Eva links ab. Der Wirt geht wieder nach hinten.)

Rabe (zu Wolf, halblaut, mit ehrerbietiger Vertraulichkeit). Schöne junge Damen.

Pfeifer (ist aufgestanden. Halblaut, zu Wolf). Besonders die zuletzt hinausging, die Ernste — ein göttliches Geschöpf!

Wolf. Ja, ja. (Geht von ihnen hinweg zu Pfeifers Tisch für sich) Also Dir „graut vor mir“. Nun — wenn nicht im Guten, dann also nicht im Guten. Nur was zweckmäßig, nützlich ist . . . Ich hab' die Spalte gesehn, die in euer Paradies hineinführt. Lieber auf die Welt verzichten, als auf dieses „göttliche Geschöpf“! (Nimmt eines der Gläser auf Pfeifers Tisch. Laut) Stoßen Sie mit an, Pfeifer: auf daß mir's gelinge!

Pfeifer (tritt hinzu). Was, wenn ich fragen darf?

Wolf. Das erfährst Du später. (Trinkt aus. Für sich) Auf morgen!

(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Regenidyll.

Ein Regenschauer streift das Feld,
Es tropft das Laub, es dampft die Flur.
Graperlend blickt die muntre Welt
Im Sprühstaub lächelnd zum Azur.
Die Wiese ist so blinkend-naß,
Vom Gaisblatt funkelt hell der Tau;
Es trieft von Gold das grelle Gras
Und trinkt vom lichten Himmelsblau.

Ich träume, rosarot umduftet,
Im Theestrauch auf der feuchten Bank.
Da plötzlich hör' ich, wie was huscht —
Ein Vogel, der von Blüten krank!
Dann rauscht es leis. Ein sanfter Hauch.
Von Perlentropfen sprüht es dicht!
Das schüttelt, schüttelt zart am Strauch
Und lacht dazu wie Sonnenlicht.

Na warte nur, mein Sonnenschein,
Die Unthat, die verzeih' ich nicht;
Der Frevel will gerochen sein,
Es droht ein süßes Strafgericht!
Ja, huschе nur durch's Gras geschwind!
Was seh' ich! Barfuß bist du auch?
Du scheues, feines Herrenkind,
Ist das bei jungen Damen Brauch?!

Du kicherst noch? Da hab' ich dich!
Nun gieb dein trotzig Mündchen her!
Du lachst und weinst und fürchtest mich —
Dein Haar ist kühl und regenschwer.
Du lachst und weinst, dein Kopf ist heiß,
Dir brennt die Scham im Angesicht;
Die Füßchen schimmern klein und weiß —
Na laß' nur, du verbirgst sie nicht!

Nein, schmolle nicht und weine nicht,
Mein lieber, kleiner Springinsfeld!
Mein süßes, blondes Sonnenlicht,
Mein Liebstes in der weiten Welt!
Nein, fürchte nichts! Das Stündlein soll
Verschwiegen und genossen sein! —
Mein Haar ist naß, mein Herz ist voll —
O Frühlingsduft, o Sonnenschein!

Maurice von Stern.

Zeitgedanken.

Maschinenlärm . . . einförmig dumpfes Dröhnen,
Dabei die Habgier träumt, die dunkle Pein,
Das Ohr geneigt dem immer einen Tönen:
Gold — und die große weite Welt ist mein!
Die Räder rollen und die Essen lohen,
Verlaufend sacht regt sich die Menschenkraft.
Und die da beten, beten zu der hohen,
Der allgewalt'gen Wissenschaft.

Sie hat dem Himmel seinen Gott entrungen
Und jene dunklen Räume kühn erhellt,
Hat triumphierend seinen Thron erschwungen,
Mit ihren Wundern überthürmt die Welt.

Digitized by Google

Doch wie den heißen Lieberdurst zu stillen,
Sie voller strömt die reiche Gnadenflut,
Tost neuer Kampf, und neue Thränen quillen
Und höher lodert neue Glut.

Denn wie ein Leercreich in grauen Weiten
Schau'n trunken sie ein höchstes Erdenglück;
Das wolkenlose muntig zu erstreiten,
Hält keine Macht die Kasenden zurück.
Allein es ist Morgana's schöne Lüge,
Umsonst die Jagd, umsonst die wilde Glut . . .
Sieh wie im Schoß der Einfalt und Genüge
Das heißbegehrte lächelnd ruht!

J. G. Oswald.

Im Herbst.

Mit goldener Krone steht der Wald,
Im Schleier träumt die Au,
Des Wandervogels Schrei verhallt
Im fernen Himmelsblau.

Es hebt verschwiegenes Trennungsleid
Im Sonnenglanz der Flur:
Du trägst dein letztes Feierkleid
Und weißt es wohl, Natur!

Dem Wandrer wird so still zu Mut,
Als wär' sein Herz gefeit
Und nur ein Traum die Liebesglut
Der fernen Frühlingszeit.

Anna Ilie.

Legende.

Die Jungfrau Maria wandelt sacht
In blühender, leuchtender Sommerpracht.
Gott Vater schaut aus blauen Höhn
Und denkt: „Wie ist sie doch gar so schön
Und zart und züchtiglich vor allen!"
Er hat an ihr groß Wohlgefallen.

Die Jungfrau Maria ihn wohl erkennt,
Sie sieht sein Antlitz am Firmament
Und lächelnd spricht sie: „O Vater mein,
Gewähre mir ewigen Sonnenschein!
Der kalte Winter thut mir nicht frommen,
O laß ihn heuer nicht wiederkommen!"

Gott Vater spricht: „O Jungfrau rein,
Gar gern erfüll' ich die Wünsche dein,
Doch die Gewährung dieser Bitt
Hemmte der Zeiten geregelten Schritt.
Das muß ich zuvor noch reiflich erwägen,
Mit dem Sohn und dem heiligen Geist überlegen."

Gott Vater in seinen Himmel verschwand. —
Maria geht weiter durchs blühende Land,
Denkt nicht der stiebenden Sommerzeit,
Hüllt sich kein warmes Winterkleid,
Auf sonnigen Feldern, am schattigen Hange
Lobt sie den Herrn mit frommem Gesange.

Maria baut fest auf die Milde des Herrn:
„Er hält den Winter gewiß mir fern!"
Und siehe, schon naht Allerseelentag,
Und immer noch blühten die Rosen im Hag,
Noch immer die Bäume mit laubvollen Zweigen
In sonnigen Lüften sich wiegen und neigen.

So geht es weiter mit Duft und Glanz,
Mit Vogelsang und Mückentanz,
So geht's die ganze Winterzeit,
In keinem Ofen brennt ein Scheit,
Gekränzt mit Blumen wie im Maien
Tanzt jubelnd das junge Volk im Freien.

Aber Maria voll Seligkeit
Wandelt über die Felder weit
Und singet Lob dem Herrn der Welt,
Der ihr den blühenden Winter bestellt.
Zwei Engel gehen zu beiden Seiten,
Mit Harfenklängen ihr Lied zu begleiten.

Zur Jahreswende aber schlief
Sie eines Tages im Grase tief,
Da war es ihr zu Sinn im Traum,
Als sei aus blauem Himmelsraum
Der Sonne großer Feuerballen
Ihr liebend in den Schoß gefallen.

Im nächsten Winter hat's wieder geschneit
Und gefroren wie in früherer Zeit.
Maria hat nicht um Sonnenschein,
Sie hielt in den Armen ein Kindelein,
Hat singend an seiner Wiege gesessen
Und hat der ganzen Welt vergessen.

H. Meurer.

Das Haupt empor.

Am Himmel flammt des Abends letzte Glut,
Die grüne Flur strömt in voller Flut,
Aufsilbernd, gleich den nimmermüden Wellen,
Kühl' ich in mir die Lebensgeister quellen.

Was liegt daran, daß dieser reichen Welt
Der Tod zum ew'gen Mäher ist bestellt?
Was liegt daran, daß Jähren stets begießen
Die Stelle, wo die schönsten Blumen sprießen?

Wir ziehn, das Thränenkrüglein in der Hand,
Den Boden tränkend, durch ein Heimatland,
Der Herzenstropfen löscht in seiner Reine
Was uns den Fuß will sengen — das Gemeine!

Glück, Schönheit, Güte, Lebensüberfluß,
Euch athm' ich ein mit göttlichem Genuß,
Seh euch als Strahlen einer Sonne funkeln,
Die kein Geschick für ewig kann verdunkeln.

Und sinkt das himmlische Gestirn zur Nacht,
Was liegt daran? unsterblich bleibt die Macht.
Das Haupt empor! Die Augen aufgeschlagen!
Was heute niederging, wird morgen tagen.

A. Godin.

Digitized by Google

Die Suggestion und die Dichtung.

V.

Die beiden nachstehend veröffentlichten Gutachten dürfen ganz besonderes Interesse beanspruchen. Sie entwickeln zum großen Teil wesentlich neue Gesichtspunkte und rühren von Männern her, die als Zierden ihrer Wissenschaft geachtet sind. Daß sie unter einander scharf differieren, ist eine Erscheinung, die gewiß nachgerade auch dem Laien nicht verwunderlich sein wird. In der That wird eine aufmerksame Prüfung der bisher veröffentlichten, wie der neu hinzutretenden Gutachten über die Gründe dieser Verschiedenheit der Überzeugungen wohl zu orientieren vermögen.

Ein berühmter Psychiater, Herr Professor Dr. Richard Freiherr von Krafft-Ebing in Wien schreibt uns:

Hochgeehrter Herr!

Sie wünschen meine Ansicht über die hypnotische Suggestion kennen zu lernen, sowie zu wissen wie ich über die bisherige Verwertung der experimentell psychologisch sehr interessanten Thatsache denke. Auf Grund meiner Erfahrungen halte ich mich allerdings für berechtigt Ihre Fragen zu beantworten. Leid thut es mir, daß ich gedrängt durch Berufsgeschäfte, nur in aller Kürze dies zu thun vermag.

Die Beurteilung der Schlafsuggestion muß von der Thatsache ausgehen, daß die Suggestion eine der gewöhnlichsten Erscheinungen des wachen Lebens ist und, sei es als Fremd- oder als Autosuggestion, jedenfalls existiert hat seit Menschen miteinander in geistigem Verkehr standen. Im guten wie im bösen Sinne, teils bewußt, teils unbewußt übt diese psychische Macht beständig ihren Einfluß und zum größten Teil beruht die Wirkung des Erziehers auf das Kind und der moralische Einfluß des Arztes auf seinen Kranken auf Suggestion.

Es giebt unzählige Fälle, in welchen die Wachsuggestion, in pädagogischer Absicht gegeben, nicht oder ungenügend wirkt, ebensoviele in welchen der suggestive Einfluß des Arztes auf seinen Kranken nicht ausreicht.

In der Regel wird dies der Fall sein da, wo die Autosuggestion des Kranken Widerstand leistet und sich mächtiger erweist, weil sie in fehlender Erziehung, Beschränktheit, Aberglauben, Charakteranomalien, zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheiten, Leidenschaften, veranlagten oder gezüchteten krankhaften Bedürfnissen, krankhaften Stimmungen, Gefühlen u. s. w. eine gewaltige Stütze findet.

Eine Menge von funktionellen Störungen im Nervenapparat — wirkliche Krankheitszustände darstellend, sind geradezu die Wirkung autosuggestiver Einflüsse. Ich erinnere z. B. nur an viele Lähmungen bei Hysterischen, ganz zu geschweigen von dem Einfluß der Einbildungskraft, welcher bei Hypochondrie, Neurasthenie, traumatischer Neurose u. s. w. zu Tage tritt.

Bei all diesen psychisch vermittelten Krankheitssymptomen und Symptomencomplexen ist ein psychischer Faktor im Spiel, dessen Eliminierung bezw. Unschädlichmachung Hauptziel der Therapie sein muß. Hier hilft nicht die Arzenei, außer es wäre durch Suggestion. Ist aber die Wachsuggestion unvermögend dazu, so muß man der Wissenschaft großen Dank wissen, wenn sie Mittel an die Hand giebt, den Einfluß der Fremdsuggestion zu stärken und die Macht der Autosuggestion zu vermindern.

Dieses empirische Mittel ist die Hypnose. Sie entsteht meiner Überzeugung nach durch Suggestion und wirkt durch solche.

Wie diese Wirkung sich vollzieht ist eine Frage, die vielleicht nie, wenn aber jemals, nur durch unermüdliche Forschungen zu beantworten sein wird. Mit echt deutscher Gründlichkeit hat man sich früher mit Erklärungsversuchen beschäftigt als die phänomenale Seite der Sache klargestellt war. Hier gilt es vor Allem zu beobachten und Erfahrungen zu sammeln.

Daß die (hypnotische) Suggestivbehandlung schon heute von der größten Bedeutung für das Wohl unglücklicher Kranken ist, denen gegenüber die sonstige Therapie machtlos gegenübersteht oder nur auf langem Umweg mühsam ihr Ziel erreicht, erscheint mir zweifellos.

Es ist sehr zu bedauern, daß es heutzutage noch hervorragende Ärzte giebt, welche aus Unwissenheit oder Vorurteil die Thatsachen der Suggestion ignorieren und damit auf eine Heilpotenz von großer Bedeutung zu ihrem Schaden und Derer, welche bei ihnen Hülfe suchen, verzichten.

Von den Gegnern der Suggestivbehandlung wird oft eingewendet, daß der hypnotische Zustand ein künstlich geschaffener der Unfreiheit, des Blödsinns oder Wahnsinns sei, ferner daß die bezügliche Behandlungsweise Gefahren für das geistige und leibliche Wohl der solcher Behandlung Unterworfenen herbeiführe.

Die erstere Behauptung erscheint mir zu ungeheuerlich, um sie ernstlich zu würdigen — mindestens beweist sie mangelhafte Kenntnis der Phänomene der Hypnose und unrichtige Interpretation derselben — die letztere Behauptung halte ich für begründet, aber nur insoweit der Laie oder der Unerfahrene überhaupt Suggestionstherapie treibt.

Von einem Schaden für den Behandelten konnte ich nie etwas bemerken, wenn in individuell passender und technisch vollkommen richtiger Weise vorgegangen wurde. Es bedarf eines nicht geringen Maßes von psychiatrisch-neurologischer Bildung, von Erfahrung und technischer Schulung wenn die obigen Bedingungen erfüllt sein wollen. In dieser Hinsicht steht die Hypnose als eine Art psychischer Operation nicht hinter den

Digitized by Google

Anforderungen zurück, welche an den Chirurgen gestellt werden müssen.

Allerdings hat es Fleischer gegeben, die chirurgische Operationen vornahmen, noch bevor dieselben von Berufschirurgen geübt wurden und so mag es auch Schäferknechte geben, welche eine Hypnose zu wege bringen. Es kommt nur auf das „Wie“ an und danach richtet sich der Erfolg.

Aber nach dem Eingangs Erwähnten ist die Hypnose ja nur das Mittel zum Zweck der Suggestivbehandlung.

Der Schwerpunkt des Erfolges dieser liegt in der richtigen Redaktion der bezüglichen Suggestionen. Diese verantwortliche Redaktion setzt nicht bloß einen beträchtlichen Grad von Menschenkenntnis überhaupt, sondern vollkommene Klarheit über die Entstehungsbedingungen des Krankheitszustands und eine detaillierte Kenntnis des Falles in allen seinen körperlichen und seelischen Beziehungen voraus. Nur in der Hand des erfahrenen Arztes erscheint mir die Suggestivbehandlung ein wertvolles Heilmittel, dessen Bedeutung immer allseitiger zur Anerkennung gelangen wird.

Ein Universalheilmittel ist sie aber ebensowenig als das Wasser, die Elektricität und die Massage. Auf dem Gebiet der Pathologie wird sie nur da verwendbar sein, wo funktionelle Erkrankungen des Nervensystems vorliegen.

Indem man zugeben muß, daß die Hypnose in der Hand des Unerfahrenen Schaden stiften kann, erscheint es absolut unzulässig, daß sie von Laien ausgeführt werde. Die Staatsgewalt ist somit nicht nur berechtigt sondern auch verpflichtet, derlei zu untersagen und zu ahnden, selbstverständlich auch öffentliche hypnotische Schaustellungen nicht zu dulden. Diese Forderung ist um so mehr geboten als an dem Individuum in gewissen tieferen Stufen der sogenannten Hypnose, wo es thatsächlich willenlos ist, ein Verbrechen begangen werden oder dasselbe vermöge sogenannter posthypnotischer Suggestion zum blinden Werkzeug eines verbrecherischen Willens gemacht werden kann.

Mit dieser letzteren, allerdings bisher nur in Laboratorien und Kliniken studierten Thatsache hat sich die neuere „naturalistische“ Dichtkunst über Gebühr beschäftigt. Pikant und Grauseln erregend sind allerdings die hypnotischen Romane, aber sie sind nicht nur unwahrscheinlich sondern auch unwahr. Sie entlehnen ihren Stoff nicht akteumäßigen Fällen — es giebt bis jetzt nur Sittlichkeitsverbrechen an weiblichen Personen in Hypnose begangen — sondern Laboratoriumsexperimenten; sie beunruhigen, verwirren die Menge und flößen ihr Scheu vor der möglicherweise einmal nötigen ärztlichen Suggestivbehandlung ein, gleichwie Maucher, der elektrisch behandelt werden soll, den Schreck vor dem elektrischen Schlag, den er als Knabe oder Mädchen in der „Physik“ einmal bekommen hat, zeitlebens nicht überwindet. Die posthypnotische Suggestion ist keine Gefahr, mit der die Gesellschaft und die Justiz zu rechnen haben. Sie ist nicht praktisch, weil sie nur höchst selten gelingen und verhältnismäßig leicht den intellektuellen Urheber eruiren lassen wird. Überdies sind Hypnotisierte keineswegs so willenlos und bestimmungsfähig da, wo es sich um die Ausführung eines Verbrechens handelt.

Wenn es solche in tiefste Hypnose versenkbare und schrankenlos suggestible Persönlichkeiten giebt, so sind sie enorm selten. Sie laufen nicht so gleich in zahlreichen Exemplaren herum wie in Samarow-Medings Roman „Unter fremdem Willen“, dessen naturwissenschaftliche Voraussetzung sein müßte, daß seine hypnotischen Opfer in einem Laboratorium vorher abgerichtet worden wären. Man vergesse auch nicht, daß ein wacher, seiner Sinne mächtiger Mensch überhaupt nicht gegen seinen Willen in Hypnose versetzt werden kann.

Die Dichtkunst thäten meines Erachtens besser daran, wie sie es früher ausschließlich that, die Wachsuggestion, sei es als Fremd- oder Autosuggestion (man denke z. B. an Dostojewski's klassischen Kriminalroman „Raskolnikow“) psychologisch zu verwerten und das Gebiet der Hypnose der Wissenschaft zu überlassen, für welche dasselbe nicht bloß diagnostisch und therapeutisch sondern auch als unschätzbares Mittel der Experimentalpsychologie auf Decennien hinaus ein unabsehbares Feld der Forschung sein wird.

Wien, 20. Januar 1891.

Hochachtungsvoll und ergebenst
Richard Freiherr v. Krafft-Ebing.

Einen Tag nach dieser Zuschrift erhielten wir jene eines der hervorragendsten deutschen Kliniker, welcher an derselben Hochschule wirkt. Und dieser Mann, Herr Professor Dr. Kahler in Wien, schreibt uns:

Hochgeehrter Herr!

Entschuldigen Sie die verspätete Beantwortung Ihrer Anfrage. Überhäufung mit Geschäften u. s. w. tragen die Schuld und ich bin Ihnen wahrhaft dafür verbunden, daß Sie mich gemahnt haben.

Und nun zu einer kurzen Darstellung meiner Anschauungen über die von Ihnen aufgeworfene Frage.

Hypnotismus und Suggestion sind für mich Begriffe, welche in das Gebiet des Pathologischen gehören — vorerst deshalb weil, wenigstens nach meinen Erfahrungen zu schließen, die große Mehrzahl solcher Individuen, die einer hypnotischen Suggestion leicht zugänglich sind, sich bei näherer Untersuchung als nicht völlig gesund erweist. Es sind diese Menschen mit einem Nervensystem ausgestattet, welches gelegentlich die Erscheinungen der hysterischen Neurose produzieren wird, es handelt sich nun latent hysterische Individuen.

Nicht ausschließlich ist dies allerdings der Fall, denn auch mir sind einzelne sicher ganz gesunde Menschen aufgestoßen, welche der Hypnose und hypnotischen Suggestion zugänglich gewesen sind. Dazu bedürfte es jedoch relativ sehr komplizierter Vorbereitungen, ja einer förmlichen Schulung, welcher der betreffende Mensch unterworfen werden mußte. Er müßte sich mit eigenem Antrieb und nicht ohne Mühe in jenen für mich zweifellos pathologischen Zustand versetzen, der immer Hypnose und Suggestion ermöglichte.

Auch noch auf anderem Wege kann sich bei gesunden Individuen die Eignung für hypnotische Suggestion entwickeln und zwar unter dem Einflusse einer geistigen Epidemie auf dem Wege sogenannter

Digitized by Google

psychischer Infection, also wiederum unter pathologischen Bedingungen. Hierfür findet sich in der Geschichte des Mittelalters manches Beispiel und auch das Studium des Hypnotismus und seinen Erscheinungen in neuester Zeit giebt manchen ganz brauchbaren Beleg hierfür.

Für mich ist demnach die Suggestibilität eine pathologische Erscheinung.

Braucht nun ein Schriftsteller zur Vollendung der Zeichnung eines bestimmten Individuums gerade der Schilderung seiner Hypnotisierungsfähigkeit oder Suggestibilität, so ist vom Standpunkte der modernen naturalistischen Schule nichts dawider zu sagen — ebenso wenig, wie gegen die Schilderung eines Delirium alcoholicum oder eines epileptischen Anfalles.

Eine weitere Frage wäre wohl die, ob das Pathologische überhaupt Gegenstand künstlerischer Behandlung (von Seite des Schriftstellers, Malers, Bildhauers ꝛc.) sein soll oder kann.

Die zutreffende Beantwortung dieser Frage stellt eines der schwierigsten Probleme dar, und zwar auch heute noch, trotz der anscheinend bereits in positivem Sinne erfolgten Lösung. Doch darüber brauche ich mir jetzt nicht den Kopf zu zerbrechen, die von Ihnen, geehrter Herr, an mich gerichtete Anfrage zielt ja wo anders hin, sie geht alles Beiwerks entkleidet dahin, ob die posthypnotische Suggerierung einer verbrecherischen Handlung denkbar sei und ob ein derartiger Vorgang demnach einem modernen naturalistischen Roman- oder Novellendichter zum Stoff dienen könne.

Auf diese Frage erhalten Sie ein deutliches „Nein“ von mir zur Antwort und zwar mit folgender Begründung.

Was ich von posthypnotischen Suggestionen selbst gesehen habe, hat mir keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Ausführung einer derartig suggerierten Handlung nicht in völlig unfreiwilliger Weise stattfindet. Die auftauchende Vorstellung nur ist suggeriert, sie stellt sich mit ähnlicher Gewaltsamkeit ein, wie eine Zwangsvorstellung. Sobald sie aber in eine Handlung sich umsetzen soll, unterliegt eine solche Vorstellung naturgemäß denselben Hemmungen wie alle auf anderem Wege entstandenen Vorstellungen. Von der Intensität dieser Hemmungsvorgänge hängt es ab, ob die betreffende Handlung dann wirklich ausgeführt wird oder nicht. Und wie wäre es nun denkbar, daß eine solche Hemmung dort ausbleiben soll, wo es sich darum handelt, daß ein Individuum gegen seinen Willen und seine Instinkte mit dem Moral- oder gar Strafgesetze in Konflikt geraten soll?

Ein solches Geschehen scheint nicht im Bereiche des Möglichen gelegen und damit stimmt wohl auch die Thatsache, daß bisher der völlig gesicherte Nachweis für ein suggeriertes Verbrechen noch aussteht.

Dem im Studier- oder Ordinationszimmer suggerierten Diebstahl oder Mord kömmt dem früher Gesagten zufolge, selbstverständlich noch weniger Beweiskraft zu als den Erzählungen psychisch kranker Individuen oder den mehr oder weniger geschickten Ausflüchten und Entschuldigungen wirklicher Verbrecher.

Was nicht besteht und meiner Meinung nach auch nicht bestehen kann, darf in dem dichterischen Kunstwerk niemals an Stelle der natürlichen Triebfedern des menschlichen Handelns treten, wenigstens nicht in einem naturalistischen Romane. Märchen und Zaubergeschichten hingegen werden, so wie sie es seit jeher gethan, auch fernerhin die posthypnotische Suggestion mit Vorteil verwerten.

Wien, 21. Januar 1891.

Hochachtungsvoll

Kahler.

So das elfte und zwölfte Gutachten. Den Versuch einer Resumierung unterlassen wir auch diesmal und fügen nur die folgenden Bemerkungen bei, welche die Fortsetzung der Serie betreffen.

Das ungemeine Interesse, welches die Diskussion in unserem Leserkreise hervorgerufen, äußert sich auch in zahlreichen Nachfragen, welche Gelehrten noch um Angabe ihres Gutachtens zu ersuchen wären. Das Verzeichnis umfaßt etwa sechzig und, mit Beschränkung auf deutsche Forscher, noch immer etwa fünfzig Namen. Wollten wir an all diese Herren herantreten und würden dieselben mit jener Freundlichkeit, die wir bisher gefunden, unserer Bitte entsprechen, so würden wir in Jahren mit dem Thema nicht fertig. Wir haben daher beschlossen, nur noch einige wenige Gutachten folgen zu lassen und dann die Serie zu schließen. Die Auswahl ist möglichst so getroffen, daß kein Standpunkt unberücksichtigt bleiben wird.

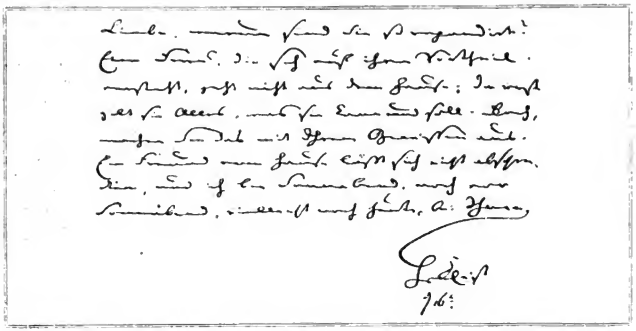
Endlich sei hiermit auch an dieser Stelle nochmals wiederholt, daß wir uns aus inneren wie äußeren Gründen auf die Gutachten von Fach-Gelehrten, von Forschern beschränken und daher von den uns freundlichst zur Verfügung gestellten Mitteilungen aus Laienkreisen keinen Gebrauch machen können.

Ein Billet Heinrich von Kleists.

In der stattlichen Reihe jener Dichter, an welche diese Zeitschrift durch Mitteilung von Reliquien und Wiedergabe ihrer Handschrift erinnern durfte, hat bisher einer der bedeutendsten gefehlt: Heinrich von Kleist. Das hat seine guten Gründe. Ungedruckte Dichtungen oder Aufsätze von ihm sind überhaupt nicht mehr erhalten; wenigstens giebt es keine Spur mehr, die dazu führen könnte und die nicht bereits in den letzten Jahren vergeblich aufgesucht worden wäre. Aber auch Briefe dieses Dichters gehören zu den größten Seltenheiten. So mag denn auch, in Ermangelung einer reicheren Gabe, das Billet, welches das vorliegende Heft in autographischer Nachbildung bringt, nicht unwillkommen sein.

Es stammt aus dem Jahre 1810; wenigstens hat Varnhagen von Ense diese Jahreszahl beigefügt. Sie ist auch aus inneren Gründen wahrscheinlich; in diesem Jahre seines Berliner Aufenthalts, dem vorletzten seines

Digitized by Google



Kleist an die Rahel.

Lebens war Kleists freundschaftlicher Verkehr mit der Rahel, der nachmaligen Gattin Varnhagens und Schwester Ludwig Roberts besonders lebhaft; sie ist die Adressatin des Billets, dessen Inhalt wir hier, der schwer lesbaren Schrift wegen, auch gedruckt wiedergeben:

Liebe, warum sind Sie so repandirt? Eine Frau, die sich auf ihren Vortheil versteht, geht nicht aus dem Hause; da erst gilt sie Alles, was sie kann und soll. Doch, machen Sie das mit Ihrem Gewissen aus. Ein Freund vom Hause läßt sich nicht abschrecken, und ich bin Sonnabend, noch vor Sonnabend, vielleicht noch heute bei Ihnen.

H. v. Kleist
d. 16.

Diese Ansage eines Besuchs ist, wie man sieht, charakteristisch genug; vielleicht darf auch von diesen flüchtigen Zeilen das Wort: „Ex ungue leonem“ gelten . . .

Die Rückseite des Blättchens zeigt die Adresse: „Pour Mademoiselle Robert“ und im Siegel das Kleistsche Wappen. Das Original befindet sich in der Autographen-Sammlung des Herausgebers dieser Zeitschrift.

Aus Goethes Briefwechsel mit Friederike Unzelmann-Bethmann.

Mitgeteilt von **Karl Emil Franzos.**

IV. (Schluß).

Meine letzten Mitteilungen aus dem Briefwechsel des Dichters mit der Berliner Schauspielerin (Heft 6, S. 152 ff.) haben mit der Korrespondenz des Jahres 1803 geschlossen; aus dem Jahre 1804 liegen die folgenden Briefe vor. Zunächst ein — bisher ungedruckter — Brief Goethes, dessen Abschrift ich der Freundlichkeit des derzeitigen Besitzers, Herrn Julius Heinze in Leipzig verdanke:

Äußerst unangenehm ist mir's Sie so nah zu wissen und Ihnen nicht begegnen zu können. Wie mancherley mich hier fest hält wird Ihnen mein kleiner Hausgeist erzählen, der nicht ermangeln wird sich Ihnen vorzustellen.

Schreiben Sie mir wenigstens Ein Wort ehe Sie jene Gegenden verlassen. Auf alle Fälle erfahre ich wie lange Sie dort verweilen.

Ihren Sohn wird man womöglich nach Leipzig auf einige Tage entlassen; die Bedingung daß er dort nicht spiele, mußte ich hinzufügen.

Leben Sie recht wohl und genießen des verdienten Beifalls und gedenken meiner

W. d. 11. Juli 1804. Goethe.

Frau Unzelmann gastierte damals am Leipziger Theater und kam zuweilen nach Lauchstädt, wo die Weimarische Gesellschaft, darunter ihr Sohn Carl, gerade spielte. In demselben Badeorte verweilte damals auch Christiane Vulpius. Die Künstlerin erwiderte:

Obschon mir das Vergnügen versagt ist Sie selbst in Lauchstädt zu sehn, und Ihnen für die Freude zu danken die Sie mir durch Carl gemacht, so hatt mich doch Ihr Gütiger Brief und die gute Aufnahme Ihrer Freundin über aus erfreud. Wir haben Einige recht vergnügte Stunten zusammen gehabt und recht viel gelacht. Aber was soll ich Ihnen sagen über die Fortschritte die Carl in jedem betracht gemacht hatt, ich bin so durch ihn überrascht geworden das ich meinen Einfall, ihn zu besuchen

Digitized by Google

nicht genug Preisen kann, und was mir ganz besonders an ihn gefallen, ist die Anhänglichkeit für Sie, denn ob er schon nicht imstande ist, Ihren ganzen werth zu fühlen, so weis er doch was er Ihnen schultig ist, auch hatt er mir versichert das er unter keiner bedingung von Weimar wegginge. Demoiselle Vulpius wird Ihnen erzählen, wie sie hier die Indianer in England und Kabale und Liebe gesehn, ich vor meine Person kann schwören, das mir dergleichen noch nie vorgekommen ist, sie hatt die güthe gehabt, Carl mit hierher zu bringen und hatt in Gesellschaft meiner Freundin denen beiden Vorstellungen beygewohnt.

Wenn es irgend meine Zeit erlaubt, so gehe ich noch auf einen Tag nach Lauchstädt, um das Vergnügen zu haben, noch eine Vorstellung zu sehn, und werde mir dazu, wenn es möglich ist, die Jungfrau von Orlean erbitten. Die 3 gefangenen, die ich dort gesehn, haben diesen Wunsch in mir rege gemacht, denn es ging überaus raisch und lebendig, und man konte dem ganzen wohl anmerken, wer es arangirt hatte, Carl that sein möglichstes zu dem ganzen beyzutragen, was in seinen kräften staut. Ich spiele nun noch 3 mal und will Gott danken, wenn ich fertig bin, ich bekomme den tritten Theil der Einnahme, das ist ohngefär jedes mal 100 Thlr. Sekonta ist ein guter Mann, aber die Schauspieler sind ächte Comedianten, von Neit und eigendünkel aufgeblasen und übrigens nichts dahinter, man muß sie beysammen denn sie wissen nicht ob sie leben.

Das Puplikum ist unaufsehlich laut und ungezogen, und es ist für mich eine Qual zu spielen, auch kann mich nur das was ich in Carl gefunten habe für alle die Trangsale schadlos halten die ich hier erfohre. Nun knihe ich vor Ihnen nieter und bitte, das Sie sich ferner meines guten Carl anehmen, ich gebe ihn ganz in Ihre Hände machen Sie mit ihm was Sie wollen, ich hoffe er wird sein Glück nicht von sich weisen und sich in allen der leidung des Manns überlassen, den niemand mehr schätzen und lieben kann als

Friderike Unzelmann.

Leibzig, den 19. Juli 1804.

Das nachstehende Schreiben der Schauspielerin aus dem nächsten Jahre bezieht sich auf eine Krankheit des Dichters die er im Januar 1805 durchzumachen hatte und bringt dann die Nachricht von ihrer Verheiratung mit H. Bethmann, über welche bereits in den früheren Aufsätzen das Nötige gesagt ist.

Schon lange wäre es meine Pflicht gewesen mich selbst den Ihnen nach Ihrer mir so theuren Gesundheit zu erkuntigen, allein die Furcht Sie zu stöhren oder Ihnen beschwehrlich zu sein hielt mich ab. Nun höre ich von allen Seiten, und besonders von Hufland, das Sie ganz hergestellt sind, und kann es schon ehr wagen. Da ich überzeigt bin das Sie etwas Theilnahme für mich haben, so will ich diesen Brief mit einer Nachricht anfüllen die Sie zwar wohl schon wissen werden, durch Carl, aber nun von mir selbst auch erfahren müßen. Ich habe mich zum zweitenmal verheirathet mit Bethmann der wie ich glaube das Glück hatt von Ihnen gekant zu sein, das heist oberflächlich, blos vom sehn. Ich kenne ihn lange, habe ihn auf allerley Proben gesetzt, und nich nie in ihm betrogen er ist durchaus Ehrlich und gut, und wird wohl das was ich von ihm wünsche erfüllen, das heist, mein Erster Freund zu sein, und Freude und Kummer mit mir zu tragen. Carl soll nichts dabey verlieren, wie keines meiner Kinter im gegentheil wird er mir helfen für ihr künftiges wohl zu sorgen. Sie den ich als den Schutzengel meines Sohns betrachte bitte ich es ihm ferner zu sein, sein guter Geist hatt ihn zu Ihnen geführt, und ich hoffe er wird nie einen Augenblick aufhören Ihnen die gebührende Dankbarkeit an den Tag zu legen die er Ihnen Schuldig ist, so wie mein Hertz ewig mit Ehrfurcht und Dankbarkeit für Sie angefüllt sein wird.

Er. Exelenz
ergebenste
Friderike Bethmann
gew. Unzelmann.

NS. Haben Sie doch die güthe mich der freundlichen Demoiselle Vulpius bestens zu empfehlen, und das ich mich noch immer mit Vergnügen der wenigen Tage erinnerte die ich in Lauchstädt in ihrer Gesellschaft zu gebracht.

Berlin, 29. May 1805.

Inzwischen reifte Karl Unzelmann zu einem begabten Schauspieler, der sich aber schwer der Ordnung fügte. Im folgenden Schreiben bittet seine Mutter für ihn um Gnade wegen der Überschreitung eines Urlaubs, zu der sie ihn selbst verleitet haben will:

Leipzig, den 28. August 1806.

Ich werfe mich Ihnen zu Füßen und bitte um Gnade für meinen armen Carl. Ich war Montag in Lauchstät und habe ihn sehn den Lionel spielen wo er mir sehr gefallen hatt, er ist mit uns hierher gereist, und mein Mann seine Schwestern und ich wir können uns ohnmöglich ehr von ihm trennen als wir Leipzig verlassen welches den 3. Septemb geschieh, Carl wird gleichfalls den 3. abreißen und den 4. Abends in Weimar eintreffen, wo ich von Ihrer großen Güthe hoffe, das Sie es ihm nicht werden empfinden lassen was er ganz gegen seinen Willen nur auf unser verlangen gethan, er liebt seine Pflicht und hatt mit vielen bemühn darein gewilligt bießen Schritt zu thun.

Da Sie selbst einen Sohn haben so ist es überflüßig Ihnen zu sagen, wie groß das Vergnügen für eine Mutter ist einen Sohn wieder zu sehn, von dem sie erwarden kann das er ihr die Sorge und Angst einst vergelden könne die sie oft um ihn erlitten, und in dieser hinsicht hoffe ich für mich und meinen Sohn Ihre Verzeihung zu erhalten. Er wird mit erneudem Eifer zu seiner Pflicht zurückkehren und wird Ihrer Gewogenheit 8 Schöne Tage verdanken die er im

Digitized by Google

Kreise seiner Familie verlebte. Mit wahrer Verehrung und Dankbarkeit nenne ich mich

Er. Exelenz

An Sr. Exelenz ergebenste
des Herrn Geheimrats Friderike Bethmann.
von Göthe
in
Frei Weimar.

Hoffentlich erfüllte Goethe, der gegen Karl Unzelmann stets gleich wohlwollend blieb, die Bitte der Mutter, sofern er überhaupt in jenen bangen Tagen an Ordnungsstrafen für seine Mitglieder denken mochte. Die Not der Zeit spiegelt auch der nachstehende zwei Monate später geschriebene Brief der Künstlerin wieder:

Berlin, den 12. November 1806.

Nach einer kurzen Zeit worinnen wir uns nicht gesehn, in der wir aber beide Vieles erlebt und Viel, Viel Aelter geworden sind, will ich Ihnen nur sagen wie besorgt ich um Sie, Ihre Liebe Statt, und meinen nicht minder geliebten Sohn war, bis ich durch den guten Herrn Regierungsrath Müller erfahren habe, das alles nun wieder gut ist, das Sie wohl sind, und mein Sohn lebt. Sagen Sie mir doch nur durch eine Zeile wie Sie sich befinden, ob der Schrek keine Nachtheilige Folgen für Ihre Liebe Gesundheit hatte. Ich habe von Carl nicht eine Zeile erhalten vermuthe also das es ihm gut geth, denn beym Gegentheil pflegt er zu schreiben, was aber aus ihm werden wird ob er in Weimar bleibt oder nicht, das wünschte ich von Ihnen zu erfahren.

Wollen Sie mir nicht das kleine Stück, das Räzel zukommuen lassen was dafür zu bezahlen ist soll Ihnen Herr Regierungsrath Müller mit bringen, wenn es recht bald hier sein könte so würde es mir äußerst angenehm sein, in dem wir an dergleichen Stücken sehr arm sind. Leben Sie recht wohl und erinuern Sie sich zuweilen an eine Person die Sie über alles verehrt und liebt

Friderike Bethmann.

Viele Grüße an die
Reißgefährten.

Da die Schrecken, welche im Oktober 1806 über Goethe und sein Haus kamen, allgemein bekannt sind, so bedarf der Brief kaum eines Kommentars. Wann und wo Goethe mit der Künstlerin zusammengetroffen und wer die „Reißgefährten" waren, konnte ich nicht feststellen, sowie mir auch das „Räzel" ein Rätsel geblieben ist.

Der folgende Brief richtet abermals eine Bitte an den Dichter:

Lieber Herr Geheimerath!

Mit der Innigsten Theilnahme habe ich durch Herrn Regierungsrath Müller erfahren das Sie recht krank waren, ich hörte es aber erst als Sie schon wieder genesen waren, und danke nun Gott für Ihre Erhaldung. In einem Zeitraum wo man soviel Unglück erlebt, und so vieles verliert, auch Sie noch verloren zu haben, wäre mehr gewesen als ich hätte ertragen können. Es ist mir nicht gegeben durch viele Worte meine Empfindungen zu äusern, aber die wenigen Worte werden Sie mir erlauben Ihnen zu sagen, das ich Sie über alle Menschen Schätze und wahrhaft liebe, und für Ihre liebe Gesundheit Gott recht dringend anflehe.

Es geth uns hier gut, und schlecht, Gut weil wir das eigentliche Kriegsunglück, nicht so sehr empfinden, Schlecht, durch die Theilnahme für unsern guten geliebten König und für unsere wirklich allgemein angebetete Königin. Die Kunst ist ganz Todt, und alle Musen haben uns den Rücken zugekehrt, und da ich ihnen aber gern ins Gesicht sehe, so werde ich wohl bald Berlin verlassen müssen und dahin gehen wo sie mir wieder Lächeln. Da ich nun gern wünschte meine jüngste Tochter recht gut zu versorgen so erlauben Sie mir nochmals die Frage ob sich noch kein Plätzgen für sie bey Ihrem Theather gefunden hatt. Nachdem sie so glücklich war Ihre Bekantschaft zu machen, so bittet sie mich beständig sie doch ja nur nirgens hin zu schicken als nach Weimar. Sie hatt sich diesen Winter recht viel Mühe gegeben, und ich schmeigle mir das sie unter Ihrer leidung bald Ihnen nützlich werden könnte, besonders in der Operette. Haben Sie die Güthe mir bald eine Zeile Antwort zu schreiben, ist sie meinem Wunsch gemäß, so nehmen Sie mir eine Sorge mehr von der Seele deren ich so viele habe, in dem meine ganze Angenehme Aussicht für die Zukunft mit 1000 Thlr. Pension zerstört ist.

Ihren lieben Hausgeist, der nun Ihre glückliche Hausfrau geworden ist, bitte ich so viel schönes zu sagen als der Neit über ihr Glück nur immer sagen kann. Seyn Sie so glücklich als Sie es verdienen und es von ganser Seele wünscht

Ihre
Friderike Bethmann.

Berlin den 25. Juni 1807.

N. S. Haben Sie doch die Güthe mir zu sagen ob es wahr ist, das Sie nach Wien gehn, es würde mich bestimmen den Selben Weg zu nehmen.

Goethe's Antwort auf diesen Brief ist leider ebensowenig erhalten, wie die auf die vorhergehenden und nachfolgenden, doch wissen wir, daß er bezüglich Minnas mit einer Vertröstung auf die Zukunft geantwortet. Das nächste Schreiben der Künstlerin sucht wieder eine der zahllosen Verfehlungen Carls gegen die Disziplin zu entschuldigen:

Ich muß mich wirklich recht Herzlich bey Ihnen bedanken mein guter lieber Herr Geheimrath, das Sie keinen von jenen bedenklichen Briefen fort geschikt haben, worinnen Sie mich gewis meines Söhngens wegen ausgezankt haben, das der Ungerathene Bube so lange ausgeblieben ist und noch obendrein ihren Verbot zuwieder, hier gespielt hatt. Ich bekenne mich auch recht gern für Straffällig, aber zum theil bin ich doch unschultig. Denn Sie werden aus den Zeitungen gesehn haben, das ich nicht in Berlin war als er ankam, und meine Abwesenheit also die Uhrsache war, das er sich so sehr verspätet. Uibrigens bin ich überzeigt das nur Ihr Kopf uns unrecht gab, ihr Herz gewis nicht dann müste ich Sie nicht kennen, nicht so viel schönes und Herrliches von Ihnen ge-

Digitized by Google

leſen haben, wo überal das Hertz ſo göttlich hervor leuchtet. Das Sie ihn beſtrafen würden wuſte ich ſchon vorher, das konten Sie nicht anders das waren Sie ſich ſelbſt, und als Beyſpiel, denen andern Schauſpielern ſchuldig, um ſich wegen der Zukunft ſicher zu ſtellen. Nun möchte ich aber gern von Ihnen erfahren, ob Carl nun wieder in Gnaden bey Ihnen ſteth, ob er bei Ihnen bleibt, oder Weimar verläſt. Wir haben jezt viel Spektakel hier, wegen der Franzoſen, ſie wollen das wir im Operthaus ſpielen ſollen, und das giebt dann viel Weſen und Geſchäfte. Ich freue mich das es unſerm guten Werner ſo lang in Weimar gefält. Es iſt ein Beweis das er Ihnen auch gefält und das Freud mich Dobbelt weil er mir auch gefält, er iſt recht gut und Ehrlich, das iſt eine große Zugabe neben ſeiner Klugheit her, die er ſo beſcheiden zu Verbergen ſucht. Ich bitte das Sie ihn von mir grüßen, wie auch Herrn Riemer, und Ihre gute Hauſfrau. Bleiben Sie mir ein bisgen gewogen, und ſein Sie überzeugt das Sie niemand aufrichtiger verehrt als

Ihre

Friderike Bethmann.

Berlin, den 17. Jenner 1808.

Das Schreiben geht aus ſichtlich kühlerer Touart, als das erſte, worin die Mutter für den Sohn „um Gnade ſieht“. Allerdings fehlt es an Schmeicheleien nicht, aber die Erkundigung, ob Carl Weimar werde verlaſſen müſſen, klingt recht reſolut. Offenbar hielt ſie — und nicht mit Unrecht — den „ungerathenen Buben“ für eine ſo wertvolle Kraft, daß ſich Goethe ſeine Entlaſſung überlegen würde; daß der ſtete Verdruß, welchen der junge Mann ſeinem edelmütigen Förderer machte, eigentlich ein Zeichen recht derber Undankbarkeit war, ſcheint ihr nicht ganz klar geworden zu ſein. — Fr. L. Zacharias Werner war mit der Künſtlerin während ſeiner berliner Wohnzeit ſehr befreundet geworden. — Die folgenden Briefe bedürfen keines ſachlichen Kommentars; Notizen über Repertoire-Verhältniſſe und dergl. kann ich hier wegen Raummangels nicht geben, wie denn dieſe Aufſätze überhaupt, wie bereits S. 30 angedeutet, nur als vorläufige Mitteilung von Materialien zu betrachten ſind, deren Verarbeitung in einem Buche ich mir vorbehalte.

Berlin, den 11. Dezember 1809.

Lieber Herr Geheimerath!

Vor einiger Zeit benahmen Sie mir nicht alle Hoffnung das ſich leicht einmal ein Plätgen für meine Tochter Minna in Weimar finten könte. Da Weimar der einzige Orth iſt wo ich ſie hinbringen möchte, ſo nehme ich mir hiermit die Freiheit Er. Excelenz zu fragen, ob wohl jezt der Zeitpunkt wäre, wo Sie das Kleine, recht hübſche Mädchen für Ihr Theather benuzen könten. Sie hatt eine recht hübſche Stimme, die Ambroſch, ihr Lehrer auch ſchon recht hübſch ausgebildet hatt, ſpielt auch recht Artig, es fehlt ihr nur an Muth, und den verſteth das hieſige Publikum recht gut nieter zu ſchlagen aber nicht zu erheben. Sie hatt letzt den Pagen in Figaros Hochzeit, den ſie ſchon oft geſpielt, wieder recht artig gegeben, und beſonders ſchön geſungen dem ohngeachtet iſt es ein paar ungezogenen Offiziers, die ſie nicht Freundlich genug angeſehn, eingefallen, nach ihrer Romanze zu pochen. Das hatt mich bewogen, da die Direktion uns nicht von Unarthen der Arth ſchützen kann, zu erklären das ſie nicht mehr ſpielen ſoll. Wollen Er. Excelenz einen Verſuch mit ihr wagen ſo bringe ich ſie Ihnen gleich nach Ankunft des Königs nach Weimar, bleibe ſo lange dort bis ſie einigemal geſpielt, und nehme ſie, wenn ſie Ihnen und dem Puplikum nicht gefällt wieder mit, bringe ſie nach Dresden in eine gute Singſchule, und in einem Jahr mag ſie ihr Heil weiter verſuchen, denn es iſt zu erwarten das ſie eine recht vorzügliche Sängerin wird. Gefällt ſie Ihnen ſo bleibt ſie in Weimar und genieſt das unausſprechliche Glück, Sie oft zu ſehen zu hören, und fleicht von Ihnen zu lernen, was mein einziger und höchſter Wunſch iſt, und ich verdanke Ihnen das künftige gute Schickſaal zweier Kinter die hier zu nichts gekommen wären, und aus denen Nichts gemacht worden wäre. Wenn ſie das Glück hatt in Weimar bleiben zu können, ſo wird ſie ſich mit jedem auch dem kleinſten Gehalt begnügen, denn ich werde noch etwas für ſie thun können, nur auf Rollen wird ſie Geizig ſein, denn übung iſt das beſte für ſie und das einzige was ihr die Muthloſigkeit benehmen wird. Ich ſehe mit der größten ungedult der Antwort von Er. Excelenz entgegen, und bitte nochmals, ſich des Armen guten, und Fleiſſigen Kintes anzunehmen denn ich bin beynah im Voraus überzeigt das Sie Freude an ihr haben werden, und hoffe darum das Sie mir gütig antworten werden, und mir dadurch das Glück verſchaffen Sie wieder zu ſehn, und Ihnen zu ſagen, wie über alles ich Sie verehre, und liebe.

Er. Excelenz

unterthänige

Friederike Bethmann.

Ich bitte, bitt um baldige Antwort, wie ſie auch ſein mag.

Die Ankunft des Königs ſehen wir, wie ich eben mit gewisheit erfahre den 23 oder 24ten entgegen, 14 Tage danach kann ich abreißen, kann mich aber nur 8 Tage in Weimar aufhalten, wo ich denn Er. excelenz unterthänig bitten möchte es ſo einzurichten das in dieſen 8 Tagen Minna 3 mal ſpielen könte. Ohngefähr folgende Rollen, in Weißenhauß der Guſtav und Baum der Diana der Amor. In den 3 Gefangenen des Kerkermeiſters Tochter, oder in Johanna von Montfaucon die Hildegard. Aus dieſen Rollen können Er. Excelenz ſchon beurtheilen ob ſie werth iſt unter Ihren Augen zu getheiin.

Angelegentlich bitte ich mich der Frau Geheimerähin zu empfehlen und Gefälligſt meinem Sohn meinen Endſchluß mit zu theilen der Ihnen noch allerlei über ſeine Schweſter ſagen kann. Nochmals empfehle ich dieſen Brief und mich ſelbſt Ihrer Güthe.

Vielen Dank für Ihren Lieben Brief meine Verehrungswürdiger Herr Geheimrath er iſt mir wieder

Digitized by Google

ein neuer Beweis Ihrer Güthe und wenn ich so sagen darf Freundschaft für mich. Trotz alle dem bin ich aber wieder im Bekrif ihre gedult auf eine Neue Probe zu setzen, indem ich schon wieder mit einem Anliegen angestochen komme. Meine Badezeit geth mit dem 12. August zu ende, und den 24. kömt mein Mann erst nach Leiptzig, ich wüste also gar nicht was ich mit der zwischen zeit von 12 Tagen besseres anfangen könte als sie in Lauchstädt zu verbringen, wo ich das wieder nachholen könte was ich in Carlsbad von Ihrer Gesellschaft habe endbären müssen und zu gleicher zeit auch Gelegenheit hätte meinen Carl recht oft spielen zu sehn, und wenn Sie es mir erlaubten auch einige mal mit ihm zu spielen, was mir dann auch die Kosten des Aufenthalts erleichtern würde, wenn ich einige Rollen etwa gegen eine Einnahme übernehmen könte.

Den 5. oder 6. habe ich wohl das Vergnügen Sie hier zu sehn, und werde Mündlich meine Antwort von Ihnen erhalten, haben Sie nur die Güthe mich gleich von Ihrer Ankunft zu benachrichtigen, wo ich alsdan nicht ermangeln werde mich gleich in Eger einzufinten, um einen recht Schönen Tag mit Ihnen zu zubringen, der mich denn für alle lang weiligen die ich hier ausgehalten endschädigen soll. Mit wahrer Liebe und Hochachtung nenne ich mich

Ihre

Eger den 30. Juli. ergebenste

Friderike Bethmann.

Meine Minna küst Ihnen die Hände.

Wir bitten auch noch beide uns dem Herrn Major zu empfehlen.

Berlin den 26. November 1811.

Da es dem Meister nicht unangenehm sein kann zu hören, wie sein Werk ausgefallen ist, so sage ich Ihnen hiermit, das wir Gestern endlich Tasso aufgeführt haben. Ich fange mit der Beiseyung an, Tasso war Bethmann Antonio Lemm, die Prinzeß die Maß, Alfons Beschort, Leonore Ihre Dienerin. Wir hatten uns das Wort gegeben alls zu thun was in unseren Kräften Steht, dießem Göttlichen Werk keine Schande zu machen, und so kann ich sagen das alle mit so viel liebe zur Sache und so viel Begeisterung ihre Rollen durchgeführt haben, das wir wie ich hoffe auch vor den Augen des Meisters Gnade gefunten haben würden. Ich fürchtete mich etwas für Bethmanns allzugroßes Feuer, allein er hatt dieße Schwürigkeit glücklich überwunden, wo es nöthig war, um so schöner kam es ihm in den Scenen wo es hin gehört zu statten. Ich habe mir mühe gegeben der Maß etwas mehr Schwärmerey und Gefühl in ihrer Dellamation auszurathen, was sie auch Glücklich befolgt, und dadurch hatt sie etwas ungemein Zartes, und Liebliches hervor gebracht, was ihr nicht so leicht nach gemacht werden wird, denn ihre Stimme ist überaus hinreisend. Antonio paßte sehr gut für seine Rolle den der Mann ist fast so wie Sie ihn beschreiben, und spricht sehr schön. Alfons hatte auch sich mühe gegeben, seine etwas Stolpernte Art zu reden abzulegen, und war sehr gut. Von mir hällt fileicht ein anderer die mühe werth Ihnen eine Beschreibung zu machen, und so sage ich Ihnen nur ich habe mir alle mühe gegeben alle die Feinheiten zu finten, und wieder zu geben die Sie hinein gelegt haben. Unsere Kleitung war folgende Tasso ganz weiß unter Kleit, und einer Grünen Lorbeer Guirlande mit Silber durch wirkt, der Mantel Lilla mit einem weißen aufschlag an beiden Seiten, wo auch eine breite Guirlande mit Silber herunterlief, und Wunderschön ausah. Die Prinzes war ganz weiß mit hellblauen blumen besetzt, und ebensolche im Haar. Ich war Rosenfarb mit weiser Tunika darüber, und mit rothen Blumen auf Kleit und Haar. Antonio war ganz Schwarz. Aber Alfons war schlecht, er hatte ein altes Samtnes Kleit von Heinrich dem 4t an, wie das zu der Zeit nach Italien past, mag der verantworten, der es ihn hatt anziehn laßen. Die Kraft des Ingeniums hatte sich aber dermaßen unserer bemächtigt, das es uns allen Mühe kostete, das Zittern der Angst nicht sichtbar werden zu laßen, die uns Ihr hohes Werk eingeflößt hatt. Es war sehr voll, und gut voll, denn alle, die ein solches Werk zu würdigen verstehn, waren da. Aeußerungen des Beyfalls, sind während, und nach dem Stück häufig erschollen, allein die Bescheidenheit legt uns auf, uns nichts davon zu zueignen.

Nehmen Sie dieße Zeilen Freundlich und gern auf, die Ihnen die höchste bewunderung und Verehrung zollt, und sein Sie der ein wenig gewogen die sich mit der größten hochachtung und liebe nennt

Er. Erzelenz

ergebenste

Friderike Bethmann.

Mein Mann, der Sie anbetet, grüst Sie von Hertzen. Und wir bitten Sie noch unserm Carl zu sagen, das wir alle wohl sind, und ihn mit wahrer liebe ins hertz geschloßen haben.

Berlin den 6. Januar 1813.

Gnädiger Herr!

Euer Erzelenz habe ich die Ehre zu benachrichtigen das ich mit heutiger Post an Se. Durchlaucht den Herzog geschrieben um ihn zu bewegen das er mir erlaubt nach Ostern einige Gastrollen zu geben, ich bin im Voraus überzeugt das Sie meine Bitte gewis unterstützen werden, und Freue mich ganz unendlich Sie zu sehn. Da ich in Ihrem Buch, aus meinem Leben gelesn habe, das Sie selbst einmal in Holtz geschnitten, so bin ich so frey Ihnen einige Holtzschnitte von meinem Freund dem Professor Gubitz zu schiken und einige von meinem Sohn Fritz der erst 14 Jahre alt ist und sich dießer Kunst witmen will, wenn sie Ihnen einiges Vergnügen gewähren, so kann ich Ihnen recht viele mit bringen, und werde mich unendlich darüber Freun. Ihre Sie von Hertzen Verehrende und Liebende

Bethmann.

N. S. Man hatt meine Holtschnitte auf der Post nicht annehmen wollen, Ihre Erzelenz erhalten solche mit der Fahrenden Post.

Digitized by Google

Dies ist das letzte Schreiben der Schauspielerin an Goethe, welches sich im Weimarischen Archiv findet. Doch hat sie sich sicherlich mindestens noch einmal, im Oktober 1814, an den Dichter gewendet.

Am 22. September 1814 war Iffland gestorben. Die Beziehung unserer Künstlerin zu dem berühmten Kollegen war selten eine ganz ungetrübte gewesen und oft genug hatte sie dem Direktor, wie dem Schauspieler und dem Menschen Iffland heftig gegrollt. Respektiert aber hatte sie ihn doch immer, vielleicht sogar in ihrer Weise und soweit ihre Eitelkeit nicht ins Spiel kam, aufrichtig verehrt. Wer sich des Näheren über das kurlose Verhältnis orientieren will, lese die Proben, welche Dorow in seinem Buche „Krieg, Litteratur und Theater", (Leipzig 1845 S. 224 ff.) aus dem Briefwechsel beider gegeben. Man wird daraus freilich zunächst nur den einen Schluß ziehen müssen, daß die Geduld des Direktors beinahe ebenso groß war, wie die Launenhaftigkeit der Künstlerin, aber unverkennbar ist auch, daß Friedrike sich, wenn irgend jemandes, so seiner Autorität mindestens insoweit fügte, als ihr eben nach ihrer Natur möglich war.

Wie dem aber auch sein mag, gewiß ist, daß Ifflands Tod sie tief erschütterte und daß nun Niemand sein Lob begeisterter sang und sich um seinen Nachruhm besorgter zeigte, als sie. Und sie war es denn auch, welche zuerst den Gedanken eines Iffland-Denkmals anregte; freilich mag es abermals dahingestellt bleiben, wie weit der nicht eben selbstlose Gedanke dazu beitrug, daß es Sache der berühmtesten deutschen Schauspielerin ihrer Zeit sei, dafür zu sorgen. Jedenfalls betrieb sie die Angelegenheit mit voller Thatkraft. Schon wenige Tage nach Ifflands Tode trat sie mit dem Vorschlag hervor, ihm aus Beiträgen aller deutschen Bühnen ein Denkmal zu errichten, am 27. September bat sie den König, ihr die Autorisation zu einem bezüglichen Rundschreiben an die Direktoren zu erteilen, am 15. Oktober gewährte der König die Bitte, am 4. November 1814 wurde das Rundschreiben versendet. Es findet sich bei Dorow a. a. O. S. 201 abgedruckt; wer den Stil der Künstlerin so genau kennen gelernt, wie wir, wird nicht daran zweifeln, daß sie sich zur Abfassung des warm, zugleich schlicht und schwungvoll geschriebenen Dokuments einer fremden Feder bediente, offenbar der eines Schriftstellers von Beruf. Dasselbe gipfelte in dem Aufruf, daß alle deutschen Theater am 19. April 1815, als dem Geburtstage des Verstorbenen, eine Vorstellung zu Zwecken des Denkmals geben mögen. „Ich werde," heißt es darin ferner, „Sorge tragen, daß von einem unserer vorzüglichsten Dichter eine Rede oder Prolog angefertigt wird, die von den ausgezeichnetsten Künstlern vorgetragen werden muß. Ich werde sie an alle Theater schicken, damit uns Alle an demselben Abend ein Geist belebe." Wie Dorow versichert, stimmten „beinahe alle Bühnen-Direktoren Deutschlands" bei; unter den wenigen Ablehnenden aber war Goethe. Seine Weigerung betraf sowohl die Abfassung des Prologs, um den ihn die Künstlerin ersucht, als die Veranstaltung einer Vorstellung. Das Schreiben lautete:

Weimar, den 12. November 1814.

Auf Ihre freundliche zutrauliche Sendung, meine Theure, antworte ich schnell, aber ungern, da ich Ihre Wünsche zu erfüllen nicht im Stande bin. Eine dreimonatliche Ruhe hat mich in die sehr unbequeme Lage versetzt, daß ich weder Rechts noch Links sehen kann, wenn ich bis Ostern dasjenige leisten will, was man von mir fordert und erwartet. Gern möchte ich unserm verewigten Iffland auch auf meine Weise ein Denkmal stiften, und zu jenem beitragen, was eine so liebe Hand errichtet. Ich habe seine Verdienste gewiß rein empfunden und sehr oft darüber nachgedacht. Gelingt es mir jemals, etwas darüber auszuführen, so hoffe ich es in der Form zu thun, die Ihrem Zwecke gemäß ist.

Leider darf ich auch meinen Herrn Mitcommissarien beim Theater kaum von Ihrem zweiten Wunsche Kenntniß geben. Wir haben so entschieden, daß bei dringend nahen Gelegenheiten, alles was nur einer Benefizvorstellung ähnlich sieht, abgelehnt, daß wir nur bittere Vorwürfe erwarten müßten, wenn wir eine solche selbst zu dem löblichsten Zwecke ankündigen wollten. Gedenken Sie mein zu guter Stunde, und verzeihen Sie das Doppelte Nein; welches Sie doch aus meinem Briefe heraushören würden, wenn ich es auch mit noch so viel glatten Worten umkleiden wollte. Möchte ich immer das Beste von Ihnen vernehmen!

Möchten Sie meiner, auch in diesen schönen und glänzenden Tagen, mit Neigung gedenken.

Goethe.

Neun Monate später lag die große Künstlerin auf der Totenbahre. Mit der Wiedergabe des Nachrufs, welchen ihr die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (Nr. 98 vom 17. August 1815) gewidmet, seien diese Mitteilungen geschlossen:

In der Nacht vom 15. zum 16. August endete hier Frau Friederike Bethmann ihr kunstreiches Leben, im neun und vierzigsten Jahre des Alters. Kaum von einer Badereise aus Liebenstein anscheinend wohl wieder zurückgekehrt, ward sie vor wenig Tagen von einer Gehirn-Entzündung ergriffen, welche die unvergleichliche Künstlerin der Kunst, unserer Bühne, deren Stolz und Zierde sie sieben und zwanzig Jahre gewesen war, ihrer Familie und ihren Freunden unwiederbringlich entrissen. Die Musen und Grazien trauern trostlos an dem Sarge, der jetzt die Hülle einer Künstlerin birgt, welche zu ihren begünstigten Lieblingen gehörte. Am Sonntage den 13. August wollte sie nach ihrer Rückkehr zum erstenmale wieder vor dem Publikum auftreten, und zwar in der Rolle der Baronin in Iffland's Selbstbeherrschung. Es war anders beschlossen. Aber fast die letzten Worte, die sie in der deshalb am Freitag veranstalteten Probe auf der Bühne, im Kreise ihrer Kunstverwandten, in jenem Charakter sprach, mögen und werden gern von Allen denen sie lieb und theuer war und unvergeßlich seyn wird, als vorbedeutend angesehen werden für das Schicksal, das ihrer schon so nahe harrte:

„Die Zukunft strahlt mir hell und heiter, Glück auf!"

Digitized by Google

Zu Heine's Wintermärchen.

In seinem Aufsatz über sein Erstlingswerk teilte Konrad Ferdinand Meyer a. M. mit, daß François Wille ihm erzählt, „wie Heinrich Heine, das noch ungedruckte „Wintermärchen" in Hamburg ihm mitteilend, einen ärgerlichen Vers vortrug, worin er die preußischen Junker „davonlaufen" ließ. Da habe er (Wille) ihm gesagt: „Lieber Heine, schimpfen Sie auf die preußischen Junker so viel Sie wollen! Aber das muß fort! Davonlaufen war ihre Sache nie.""

Die Strophe steht bekanntlich im Kaput III von „Deutschland. Ein Wintermärchen" und lautet:

„Auch wenn es Krieg giebt, müßt ihr euch
Viel leichteres Kopfzeug kaufen;
Des Mittelalters schwerer Helm
Könnt euch geniren im Laufen."

Im Anschluß an diese Mitteilung schreibt uns nun Herr Fr. Wille aus Mariafeld am Züricher See:

„Diese Erwähnung ist mir Aufforderung zu einer leider lange versäumten Aufklärung, die hoffentlich jene unwürdigen Zeilen aus den künftigen Ausgaben der Werke Heine's wird verschwinden lassen.

Heine teilte mir bei seiner letzten Anwesenheit in Deutschland Frühjahr 1844 mit, daß er mit seinem Verleger Julius Campe, der noch immer Bedenken gegen die Herausgabe des Wintermärchens vorbringe, übereingekommen sei, ich solle Schiedsrichter zwischen ihnen sein. Heine nahm meine Änderungen alle an und strich auch sofort ohne jede Einwendung jenen Vers in der Handschrift. „Deutschland. Ein Wintermärchen" erschien dann auch ohne diesen Vers und mit den andern, übrigens unwesentlichen Änderungen.

Als ich Herrn Strodtmann, dem Biographen Heines und Herausgeber der Werke, auf seinen Wunsch Mitteilungen aus meinem Verkehr mit Heine machte, versuchte er Zweifel in die mir übertragene Entscheidung vor dem Abdrucke des Gedichtes zu erheben, die er aber auf meine ernste Zurechtweisung brieflich zurücknehmen mußte.

Im Besitz der einzelnen Werke kümmerte ich mich nicht um die Gesamtausgabe, bis sie mir vor Jahren in die Hände fiel und ich leider die unglücklichen Zeilen darin fand.

Der Herausgeber hatte den vom Dichter getilgten Vers nach dessen Tode eingeschoben!!"

Da sich diese Mitteilung gegen einen Toten richtet, so fühlten wir uns verpflichtet, uns über den Sachverhalt zu orientieren. Wir glauben daraufhin aussprechen zu dürfen, daß Strodtmann seine Pflicht als Herausgeber erfüllt hat und keinerlei Tadel verdient.

Es ist richtig, daß die Strophe im ersten Abdruck des Gedichts, Hamburg, Hoffmann und Campe, 1844 fehlt, aber sie ist in den „Gedichten von Heinrich Heine, Vierter Band" ebd. 1857 enthalten und — worauf hier das Hauptgewicht zu legen ist, — in der unter seiner Aufsicht und seinen Bestimmungen gemäß angefertigten französischen Übersetzung des Gedichts (Henri Heine, oeuvres complètes, poèmes et légendes, Paris 1855, S. 199—270: Germania, Conte d'hiver.) Kann also auch nur der geringste Zweifel daran obwalten, daß Heine diese von ihm geschriebene Strophe auch gedruckt wünschte?! Nein. Strodtmann hat also nur seine Pflicht gethan, als er dieselbe auch in der von ihm redigierten Gesamtausgabe beließ. (XVII. Bd. S. 137, erschienen 1865).

Die Correspondenz zwischen Strodtmann und Herrn Wille kennen wir nicht, setzen jedoch gewiß keinerlei Zweifel in die Richtigkeit seiner Angaben. Nehmen wir also an, Heine habe die Strophe nicht nur aus Censurrücksichten, sondern aus sächsischen Gründen getrichen, so hat er sich's dann hinterdrein anders überlegt. Gewiß war Herrn Willes Rat gut und würdig, und auch wir würden die Strophe lieber missen, aber sie wegzulassen hatte Strodtmann kein Recht. Aus denselben Gründen steht sie auch in der Elsterschen Gesamt-Ausgabe, die gleichfalls den Absichten des Dichters bis ins Einzelnste zu entsprechen bemüht war.

Litterarische Notizen.

— Wer es einst unternimmt, das geistige Leben unserer Tage zu schildern, wird auch bei der kuriosen Thatsache verweilen müssen, daß Leo Tolstoj in Deutschland nicht durch seine gewaltigen kraftstrotzenden Romane „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina", sondern durch ein so krankhaftes und künstlerisch unbedeutendes Buch wie die „Kreutzersonate" in aller Leute Mund gekommen ist. Zum Glück sind deshalb weder jene Romane noch seine prächtigen Novellen minder wertvoll geworden und so mag man nicht ungern darauf hinweisen, daß ihm nun auch die Ehre einer sorglich überlegten und gut ausgestatteten Gesamt-Ausgabe seiner Schriften bei uns zu Teil wird: „Leo N. Tolstojs Gesammelte Schriften. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Rafael Löwenfeld." (Berlin, A. Wilhelmi 1891). Es liegen bisher vier Lieferungen vor, die ein günstiges Vorurteil für die gute Durchführung des ganzen Unternehmens erwecken. Wir werden auf dasselbe zurückkommen.

— Der Oberstolze. Ein Berliner Zeitroman von Friedrich Dernburg. (Berlin 1889. Walter & Apolant.) Das Buch ist eine sehr ungleiche Arbeit und hinterläßt zwiespältige Eindrücke. Neben der Freude an warmer, poetischer Vertiefung und frischer Ursprünglichkeit steht der Verdruß über Nachlässigkeiten in der Ausgestaltung einzelner Figuren und Scenen und über unnötige Einschiebel antediluvianischer Herkunft; direkte Reden an den geneigten Leser dürfte sich der Autor von heut zu Tage nicht mehr zu Schulden kommen lassen. Wer Kapitel schreiben kann, wie die Unterhaltung zwischen Mutter und Sohn Radlow, wie die Erzählung der Krankenpflegerin an des Oberstolzen Bett, der braucht nicht auf Hackländer'sche Vorbilder zurückzugreifen. Dernburgs Stärke liegt offenbar in der Ausmalung sanft bewegter Bilder, denen sein Pinsel zuweilen einen seltsam aber lieblich anmutenden Anflug Adrianischer Farbentöne verleiht. In der Schilderung von Massenscenen ist er weniger glücklich. Die Fabel seiner Erzählung ist klein, aber dehnbar. Der „Oberstolze", so tituliert seines trotzigen, starr-verschlossenen Wesens halber, arbeitet als Tischler in der Levensteinschen Fabrik, die im ersten Kapitel abbrennt. Aus der Frage: hat er die Fabrik angezündet oder nicht? wird mit Ja, Vielleicht und Nein und verschiedenstem, davon abhängigen und unabhängigen Nebenher ein zweibändiger Roman. Schade, daß der Leser schon im ersten Drittel über die Hauptsache klar ist und somit aller Spannung verlustig geht. In buntem Wechsel stürzen und schleichen die mancherlei Bilder vorbei. Die Figuren sind meistens scharf umrissen, mit wenigen Ausnahmen lebensfähig, einige davon freilich nur im Sinne einer lustigen Karrikatur. Die Sprache erhebt durch Frische und Energie, was ihr an Schönheit abgeht.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Eifersucht.

Novelle von **Adalbert Meinhardt.**

An einem frühen Apriltag war es, die Sonne schien, der Himmel lachte blau und klar, der Wind vom Meer strich fächelnd frisch mir um die Schläfen, da ich bei meinem Morgenspaziergang an der Kirche vorüberkam, der Kirche von Sta. Margherita Ligure. Ihr weißer, statuengeschmückter Giebel ragte stattlich empor in die Bläue. Aber davor auf dem offenen Marktplatz bis zu dem Brückchen, unter welchem der Torrente Serrona sich eilig ins freie Meer hinausdrängt, war es schwarz von Menschen. Aus allen Seitenstraßen strömten neugierig noch neue hinzu und zwängten sich ungeduldig vorwärts und schoben die schon Dastehenden auf die Seite, um sehen zu können. An den Häusern waren die Fenster alle dicht mit Zuschauern besetzt. Und alle Gesichter blickten voll Spannung. — Dort auf dem Balkon, die blonde Dame, schmückt sie nicht grade ihr Haus zum Feste mit einem kostbar gewirkten Teppich? Ich bleibe stehen, sie zu bewundern. Aber wie kann man sich nur immer wieder so täuschen lassen! Die lächelnde Schöne mit dem Goldschimmer auf ihren Haaren, den venetianische Bilder zeigen, mit ihrer stolzen Armbewegung, ich kenne sie schon. Sie und ihr Teppich, den sie über die Balustrade hinaushängt, — der ganze Balkon und der Marmor der Säulen, es ist Alles gemalt, gemalt auf die Seitenwand des Hauses. Doch jene Anderen dort an den Fenstern und hier unten um mich, die leben. Wie sie schreien und gestikulieren, und wie sie lachen mit ihren blitzenden, schwarzen Augen und den blendenden Zähnen! In solchem italienischen Volksgewühl glaubt man nie genug Sinne zu haben, um Alles, was es da an prächtig schönen Gestalten zu sehen, Lustiges zu hören giebt, genügend in sich aufzufassen. Nur den einen, den Geruchssinn, entbehrte man gern. Wozu wir eigentlich hier stehen, die Anderen und ich, das weiß ich nicht. Denn es begiebt sich noch immer nichts weiter, als daß Zwei neben mir Morra spielen, die Weiber schwatzen, Orangen essen, ein hübscher Bursch einem nicht minder hübschen Mädchen mit verliebten Augen den Hof macht, und ein paar kleine Buben sich raufen. Was braucht man denn auch mehr, um ein Bild italienischen Lebens in der Erinnerung heimzutragen, als den blauen Himmel, den Sonnenschein, die blendend weiße Fassade dort und dies lachende Volksgewühl!

Doch scheint etwas mehr noch im Werke zu sein. Soeben stellen sich vor dem Hauptportal der Kirche ein paar Chorknaben auf, ein buntes, goldglänzendes Banner tragend. Ein altes Männchen, in rotem Rock, eine weiße Leinenkapuze über den Kopf zurückgeschlagen, daß sie sein biederes, feistes Gesicht mit den ungleichen Bartstoppeln frei läßt, kommt aus der Seitenthür, teilt die Menge, ordnet die Chorknaben, macht Platz für weitere, länft in die Kirche zurück in eiliger Geschäftigkeit und kommt wieder heraus. Diesmal begleitet ihn eine Schar gleich ihm gekleideter Ratröcke, mit spitzen weißen Büßerkappen, die ihre Gesichter ganz verhüllen, nur für die Augen zwei Löcher zeigen. Es folgen schwarze, es folgen braune Kuttenträger, Mönche mit Fahnen und mit Kerzen, junge Mädchen und Kinder und Nonnen.

„Za, was giebt's denn hier?" frage ich eine Frau aus dem Volke, die im Gedränge neben mir steht, „für eine Prozession will das Ganze mir nicht so recht feierlich erscheinen. Welcher Heilige hat denn heute seinen Tag im Kalender? Soviel ich weiß, fällt St. Margaretha nicht in den April."

„Eine Prozession, — nein," sagt die Frau, „die feiern wir besser. Was denkt Ihr von uns Sanmargheriten! — Dies hier, heute, ist nur ein Begräbnis."

Digitized by Google

Darauf freilich wäre ich bei dem bunten Anblick nimmer verfallen. — Wir sind zu sehr gewohnt, den Tod abschreckend zu umkleiden mit schwarzem, düsterem Gepränge. Hier giebt man ihm eine heitere Miene, als einem guten Freund, der im Leben zwar aus dem fröhlichen Kreis gerissen, doch der das allgemeine Leben, das Blühen, Genießen kaum unterbricht. Ich sollte das schon lange wissen. Da tragen sie richtig einen Sarg aus der Kirche, die Geistlichkeit folgt in reichem Ornat und die Blechmusik läßt bekannte Opernweisen lustig ertönen. Aber die Gleichgültigkeit, die alle Teilnehmenden zur Schau tragen, erscheint mir doch zu auffällig.

„Sind denn gar keine Leidtragenden da, keine Anverwandten?" frage ich meine Nachbarin.

Sie hat sich auf die Zehenspitzen gehoben, um besser zu sehen, und hält sich ungeniert mir am Arm fest. „Leidtragende?" fragt sie, indem sie ihre schwarzen Haare unter das gelbe Kopftuch zurückstreicht, mich mit ihren heiteren Augen halb bedauernd anzuschauen. „Leidtragende? das sind sie ja alle. Die Mädchen geleiten jede jungfräuliche Leiche. Ich wäre vor'n Jahr auch noch mitgegangen. Aber die beiden confraternità und die Waisenkinder aus dem Asyl, die folgen nur heute, weil die Tote ihre Wohlthäterin war. Verwandte freilich hat sie nicht besessen. Sie lebte lange schon allein hier."

„Die Ärmste."

„Arm!" Die Augen der jungen, hübschen Frau blitzen förmlich vor Erstaunen. „Arm, sagt Ihr, von der? Sie hat das Haus an der Ecke bewohnt, das hohe dort, mit dem gemalten Säulenbalkon und der Dame darauf. Die freilich wird nun nicht jedes Jahr mehr mit neuen Farben aufgefrischt werden! — Eine große Oliveta gehörte ihr auch, und die Olivenmühle dazu, und das Ganze erben die Waisenkinder. Begreift Ihr nun, daß Alle vergnügt sind? Ich wüßte nicht, wer weinen sollte. Und auch nicht weshalb. Die Michelina war gar nicht von hier."

„Und ist es ein Grund, um unbeweint, unbeklagt in die Erde sinken zu müssen, daß man in einem anderen Ort geboren ward?"

Meine gesprächsame junge Freundin hat nicht Zeit, auf diese Frage mir Antwort zu geben. „Sie gehen, sie gehen schon!" ruft sie eilig. „Ich muß doch sehen, was sich begiebt, wenn man die Michelina zu Grab bringt."

Und mit beiden Händen ihr grellgelbes Tüchlein haltend, läuft sie schnell davon, dem Zuge nach, der vom Platz schon über die Brücke, an der Wand jenes Eckhauses vorüber, in die Gasse eingebogen ist.

Alles Volk drängt nach. Ich werde mitgezogen, geschoben. Bald sind wir aus der schmalen Straße an's Meer gelangt. So blau war es noch nie. Das denke ich jeden Tag, wenn ich hier zum Ufer trete.

Aber nein, so schön wie heute sah mir wahrlich die Bucht noch nicht aus. Im weiten Bogen, sonnbeschienen, strecken die schön geschwungenen Linien der Berge sich, allmählich verlaufend, bis hin zu den drei letzten Höhen von Portofino, dort an der Spitze. In rythmischen Pausen kommen langsam, gesäumt von weißem Perlenschaum, die großen Wellen herangezogen, hier auf dem Sande sanft zu vergehn. Und am Ufer, längs des Strandes, stehen die kleinen, schmalen Häuser, buntgetüncht, mit Wäsche behängt, nicht sonderlich reinlich, doch malerisch schön, umspielt von poetischem Farbenzauber, wie es eben nur Fischerhäuser in einem Riviera-Hafenort sind. Auch hier blieb ich stehen, so oft ich bisher vorübergekommen, die hübschen Gruppen zu betrachten, die unter den Thüren, vor den Fenstern, am Strand weiter drunten, um die aufs Trockene gezogenen Boote zu sehen sind. Aber ein Gesamtbild, wie heute, sah ich noch nicht.

Da vor mir an den Häusern vorüber, bewegt sich der Zug. Wo unter einer weißen Mauer die Straße vom Strand zur Höhe hinauf steigt, — es geht dort weiter zur Villa Pagana, dem Ziele meiner täglichen Wanderung —, dort sieht man schon die Kapuzenträger. Ihre roten Röcke bilden die Spitze. Die Kerzen in den Händen der Mönche flackern im Winde. Die große Fahne der confraternità di morte flattert lustig. Die kleinen Waisenkinder, — zur Hälfte sind sie mit rosa karrierten Schürzchen, zur anderen Hälfte mit blauen bekleidet, — singen mit ihren dünnen Stimmchen. Und trotz der schlechten Blechmusik wird's Einem eigen feierlich, so schön ist das Meer mit dem Sonnenschein, so wundersam erscheinen unter diesem klar blauen Himmel die wehenden Lichter am hellen Mittag, die singenden Kinder, die Blumensträuße in den Händen der hübschen Mädchen, die bunten Fahnen, die goldglänzenden Kirchengewänder.

Arme, einsame Michelina! Es bedauert dich niemand. Doch solch fröhliches Grabgeleite, das

Digitized by Google

Allen, die es mit angesehen, wie eine schöne, sonnenfrohe Erinnerung im Gedächtnis haften muß, ist es nicht besser, als hinzugehen unter Klagen und Trauern?

„Nun," sagt neben mir die junge Frau, die zufällig wieder im Gedränge an meine Seite gelangt ist; „nun, es will doch fast scheinen, als ob die Gute ganz friedlich, ohne Weiterungen, zur ewigen Ruhe gelangen sollte."

„Ohne Weiterungen? Was meint Ihr?"

Ja, was sie meinte, sollte ich nicht sogleich erfahren. Die Leute stießen und drängten so sehr, daß sie uns trennten. Jeder wollte sehen, hören, wollte dabei sein.

Der Zug stieg langsam die Straße hinauf, auffällig langsam. Jetzt schien er kaum noch vorwärts zu rücken. Zwischen den Villenmauern sah man den Sarg nicht mehr. Hier am Strande standen Alle mit gereckten Hälsen und blickten hinauf, Kinder, Weiber, Fremde aus dem Hotel Bellevue, Kellner, Mägde und die Wirte, die ganze stattliche Familie Maragliano. Ich müßte mich auch, wie die Andern, zu erspähen, was da vorging.

Der Zug schien zu stocken.

„Was ist geschehen?"

„Chi lo sa!" brummt ein Mann mit finstrer Miene.

„Da haben wir es. Questa canaglia!" schimpfte ein Anderer, „das hätte man sich denken können, daß sie nicht Ruhe geben würden. Nicht einmal ihre eigne Tote lassen sie in Frieden bestatten."

„Was giebt es denn?" frage ich nochmals, fragen die Fremden.

Streit!

Das ist Alles, was wir erfahren. Wer hat denn auch Zeit, uns Antwort zu geben! Sie streiten ja Alle. Dies Geschrei und dieser Lärm! Man meint, es sei plötzlich eine Revolution ausgebrochen, so wütend heulen, die noch eben fröhlich schienen. Drohend erhobene Arme sieht man, zornblitzende Augen. Und was für Augen! Und was für Muskeln an den nackten, braunen Armen. Unwillkürlich sieht man nach, ob nicht in den geballten Fäusten Dolche blinken.

Da geht eine Nachricht von Mund zu Mund durch die dichtgedrängte Menge: „Sie geben nach, sie kehren um, o questi preti!" — Nun lachen Alle. Die Männer schütteln die Köpfe. Und die Weiber haben einander so viel zu sagen, so schnell, daß von dem schrillen Stimmengewirr die Luft erzittert.

Richtig, die droben sind umgekehrt. Von der Höhe herab kommt die Geistlichkeit langsam mir wieder entgegen gezogen. Die kleinen Chorknaben schließen ihre Weihrauchkessel, nur noch ein letztes bläuliches Wölkchen ringelt sich in der sonnigen Luft. Die Mönche löschen die Kerzen aus; sie blicken finster, zucken die Achseln, wenn Jemand sie anspricht. Die Totenbrüder sind im Weitergehen schon beschäftigt, ihre Kapuzen abzunehmen. Es erscheinen unter denselben die braunen, energischen Gesichter, unter den roten Röcken sieht man die Alltagskleider. Sie sind sichtlich froh, die heiße Hülle los zu werden.

„Desto besser," sagt eben der Eine, da er an mir vorüber kommt, „Jene wollten die Mühe uns sparen. Mögen sie das Vergnügen haben, die Micchelina weiter zu tragen."

Und er deutet hinauf, wo man durch einen Einschnitt der Mauer noch einmal auf eine Minute den Sarg sieht, und die jungen Mädchen und die singend fortziehenden Waisenkinder.

„Nun, sagte ich's nicht?" ruft meine gute Bekannte von vorhin, die zur Seite am Strand auf einen Felsblock gestiegen ist, um besser zu sehen, und mit hochgehobenen Armen ihr gelbes Tuch auf dem Kopfe festhält, daß es der Wind ihr nicht forttragen soll; „sagte ich's nicht, beim Begräbnis der Micchelina könnte es nimmer so ruhig abgehen?"

„Was hat's denn eigentlich gegeben?"

„Was es gegeben hat? Sie holen sie sich, die Sammicchelesi, hier von unserem Grund und Boden holen sie sich ihre Tote. Habt Ihr's denn nicht selber gesehen, wie unsere Geistlichen umkehren mußten? Nicht einmal bis zu der alten Grenze, droben am Thor der Villa Pagana durften sie gehen. Kaum, daß man den kleinen Waisenkindern die Gnade gewährte, den Sarg zu leiten, sonst Niemandem. Und so weichmütig ist unser jetziger Herr Arciprete, so fromm und gefügig, daß er ihnen weicht und umkehrt, ganze zehn Minuten früher, als es bis heut gebräuchlich war. Wenn wir denen drüben immer so sanft nachgeben wollten, wie seine Hochwürden es heute gethan, wir würden hier zu Santa Margherita bald nicht einen Fuß breit von unserem eignen Grund und Boden mehr besitzen, kein Haus und kein Fahrzeug mehr unser eigen nennen dürfen. Denn sie sind habsüchtig, ehrsüchtig, streitbegierig.

Digitized by Google

Und so war auch die Micchelina. Obwohl sie, so lange sie hier gelebt hat, mehr Jahre, als ich selber zähle, still und friedlich fromm gethan hat, daß aller Streit hat schweigen müssen. Aber vordem, als sie noch jung war . . . ich weiß es wohl von Hörensagen, wie sie sich benahm."

„Was ist's denn mit der Micchelina, und was hat sie mit dem Streit zu schaffen, den Ihr mit Euren nächsten Nachbarn zu führen scheint?"

„Die? Nicht mehr, als Alles. Das ist es ja eben. So lange sie bei uns hier wohnte, — an die vierzig Jahre — hat Frieden geherrscht. Nun bricht bei ihrem letzten Gange der Kampf wieder aus. Wie das so gekommen, daß sie, ein armes Fischerkind, aus San Michele Pagano in dem schönen Hause hier leben konnte, und daß sie all den Reichtum besaß, das möchtet Ihr hören? Nun gut, ich erzähle es Euch gern. Von meiner Mutter und deren Schwestern, die mit der Micchelina zugleich jung gewesen sind, weiß ich genau, wie Alles sich zutrug. Nur darf ich, derweilen ich mit Euch schwatze, nicht müßig stehn. Kommt, wenn Ihr wollt, mit mir dorthin, wo wir unsere Arbeit haben."

Und indessen der Zug, wie die Zuschauer sich verlieren, führt sie mich zum Strand hinunter, wo im Schatten eines alten abgetakelten Segelbootes sie ihren Sitz und ihr Klöppelkissen sich schon hergerichtet hat. Zwei andere Weiber, alt, zahnlos, mit grauen Haarsträhnen und verwitterten Gesichtern, wie echte Hexen aus dem Märchen, bringen ihre Sessel herbei, die leichten sedie di Chiavari. Mir wird gleichfalls ein Strohstuhl gespendet. Und so richten wir uns behaglich in dem einzigen kleinen Schattenfleck ein, den das alte Schiff auf den blendenden Sand wirft.

Da habe ich denn die Geschichte der Micchelina mit allen ihren Einzelheiten, Allem, was sie selber erlebt, und was die Anderen dazu gesagt, haarklein erfahren. So schnell, wie die kleinen Klöppel flogen und die Stecknadeln auf den Kissen, schneller als die weißen Spitzen unter den braunen Fingern entstanden, gingen die Zungen und Lippen der Drei. Vermag ich aber, wie ich fast befürchte, die Geschichte hier nicht so lebendig wieder zu geben, wie sie mir vorgetragen wurde, so ist es nicht nur mein Unvermögen, — es ist, weil das Meer fehlt! — das rauscht, eintönig, endlos, betäubend, zum Klappern der Klöppel, dem Schwatzen der Weiber seine ewigen Melodien, die zu Allem, was hier am Strande sich begiebt, den Grundton wie die Begleitung bilden.

Denn das Meer ist am Ende doch Schuld an Allem.

Warum spülte es jene Bucht tiefer, diese flacher aus, aus dem Felsgestein? Warum ließ es jene Klippen so zackig stehen, daß sich die Wellen brausend dran brechen, größere Schiffe ungern landen? — Warum rollte, walzte, zermalmte es hier das Gestein sorgsam zu fein gesiebtem Sande, auf dem die Kiele gefahrlos gleiten, über dessen sammetweichen Grund die Badenden sicher nackten Fußes hinausgehen können? Das Meer ist Schuld, daß dort drüben zu San Micchele nur eine einzige Reihe von Häusern im Halbkreis den kleinen Hafen einfaßt, daß hier diesseits des Vorgebirges, der Punta Pagana, in der breiteren Bucht von Santa Margherita behaglich sich ein Städtchen ansiedeln konnte, mit Kirchen, Fabriken, Schiffswerften. Und ist's nicht das Meer auch, das dort die Menschen, denen es nur kargen Fang in geringeren Booten gestattet, so trotzig macht, ein eigenwillig begehrlich Geschlecht, auf seinem Recht mit Stolz bestehend, das hier die wohlhäbig Besitzenden das Leben ein wenig leichter nehmen, sorgloser genießen läßt?

Daß die Micchelina dort geboren, in dem kleinen Hafen, der unter dem Schutze ihres heiligen Namenspatrons, des Erzengels, steht, das wissen wir schon. Daß sie aber den größten Teil ihrer Kindheit verbrachte, ohne etwas Anderes zu kennen, als eben den Hafen, mit seinem Kranze rosa getünchter, gleichartiger Häuser, die Kirche in halber Höhe darüber, und auf dem Kamm des Vorgebirges die Villa Pagana in ihrem schattigen, schönen Garten, das begreift nur, wer die Armut und Beschränkung des Volkes hier kennt. Sie war ein Mädchen von fünf, sechs Jahren, bevor sie nur einmal mit Bewußtsein den Namen jenes Ortes hörte, der, kaum eine halbe Stunde entfernt, ihr ganzes Leben beeinflussen sollte. —

„Ich gehöre zu den Leuten von Santa Margherita!" hatte der Mario stolz gesagt.

Die beiden Kinder standen auf einer flachen Felsplatte an der äußersten Spitze des Vorgebirges, welches die Villa Pagana trägt. Der Schaum spritzte ihnen über ihre nackten Füße, die Pinien ihnen zu Häupten rauschten, beugten und bogen ihre großen, runden Kronen. Sie mußten sich an dem Stamm der einen fest-

Digitized by Google

halten, um nicht von den schlüpfrigen Steinen fortgespült zu werden. Und der Mario, als der Sohn des Gärtners, mit jedem Schritt und Tritt hier vertraut, faßte die Schultern der Micchelina und drehte sie herum: „Sieh dorthin, dorthin," rief er keuchend, daß sein dünnes Stimmchen durch das Wellengetöse dringen sollte, „dort liegt Santa Margherita."

Sie hat den Nachbarhafen oft noch gesehen, hat darin gelebt und ist dort gestorben. Aber wie an jenem Frühlingsmorgen nach dem Gewitter, so schön und so fabelhaft, wie die weißen, vielfenstrigen Häuser in grellem, plötzlichem Sonnenlichte da vor ihr lagen, so verlockend, wie damals dem Kinde, ist ihr Santa Margherita im ganzen Leben nicht wieder erschienen.

„Ich möchte hin!" seufzte sie aus voller Brust und streckte die Arme sehnsüchtig hinüber.

Der Mario, als der Erfahrenere von Beiden, obwohl er klein gewachsen und schwächlich, zog sie erschreckend zurück. „Von hier aus geht's nicht, über die Klippen führt kein Weg. Droben vom Gitterthor an der Straße ist es nicht weit."

„So laß uns gehen."

„Nein, nicht heute. Man könnte mich brauchen. Der Vater hat so viel zu thun jetzt. Und die Herrschaft ist auf der Villa. Wenn sie fort sind, wenn er's dann erlaubt . . ."

„O Du! Du weißt immer Ausreden zu finden. Es ist am Ende auch gar nicht wahr, daß man hin kommen kann. Und daß Du schon dort warst."

„Ich!" rief er mit beleidigtem Stolze, „ich soll nicht dort gewesen sein, meinst Du? Ich gehöre ja selbst zu den Leuten von Santa Margherita. Nicht zu dem kleinwinzigen, engen, schlechten San Micchele Pagano, wie Du."

Das war's. Von dem Tag und von dem Wort an hat die Micchelina sich fortgesehnt. —

Sie sagten in San Micchele, das Kind, das sonst so lustig gewesen, wild und lärmend beim Spiel, wie keine Zweite, sei auf einmal still geworden, habe mit großen, weit offenen Augen auf seinem Schemelchen an der Schwelle des Hauses gesessen. Der Girolamo, ihr viel älterer Bruder, entsann sich nach Jahren noch, wie die Kleine einmal zu ihm gekommen war, sich auf die Zehenspitzchen stellte, die beiden Ärmchen ihm um den Hals legte, ihre weiche Kinderwange an seine rauhe, gebräunte drückte und flüsternd fragte:

„Du, warst Du in Santa Margherita?"

Er lachte. „Gewiß."

„Ich möchte hin. O, nimm mich mit! Es muß so schön sein."

Aber der Girolamo, der sonst ihr ganz besonderer Freund war, das kleine Ding, wenn er von weiter Seefahrt heimkam, fast wie ein Vater auf den Arm nahm und herzte, wandte sich ab mit gerunzelten Branen.

„Was fällt Dir nur ein, ich gehe nicht hin. Was willst Du auch in dem bösen Nest? Man erlebt dort keine Freude. Die Leute sind trügerisch, treulos und herzlos. Sei froh, daß Du hier bist."

Die kleine Micchelina schlich sich enttäuscht von dannen. Sie wußte nicht, daß, was den Bruder gegen jene Stadt so unfreundlich stimmte, eine herbe Erfahrung war, die ihm ein Mädchen von dort bereitet. Aber auch sonst, wo sie anzufragen versuchte, mußte sie das Gleiche hören, daß man hierorts gegen die Nachbarn nicht günstig gesinnt war. Weshalb die von San Micchele die von Santa Margherita nicht leiden konnten, und umgekehrt, das war schwer zu sagen. Es war einmal so, seit undenklichen Zeiten. Lagen doch auch beide Gemeinden im ewigen Streite über die Grenze, welche dazumal noch von der Spitze des Vorgebirges bis zur Landstraße quer durch den Park der Villa Pagana hindurch führte.

Davon freilich begriff und wußte Micchelina noch nichts. Wenn die Leute den Nachbarort schmähten, schmerzte es sie. Warum höhnten sie, was doch so schön war, so wunderschön, und was Mario so hoch hielt?

Die Herrschaften droben hatten die Villegiatur verlassen. Frau Brigida, Micchelinas Mutter, war von dem Gärtner wieder berufen, Haus und Park für den Winter in Stand zu setzen. Sie nahm ihr Töchterlein mit, wie schon oft. Auf dem Wege bergauf blieb das Kind immer einen Schritt hinter der Mutter. Erst als sie schon nah am Gartenthor waren, nahm sie sich ein Herz zu der Frage:

„Ist es wahr, daß der Mario nicht zu uns hier gehört?"

„Ja, denn er ist in Santa Margherita geboren."

„Und — wird er später dort wohnen müssen?"

„Natürlich. Er kommt einmal zu seinem Oheim, dem Zio Giovan, der im Serronathal die

Digitized by Google

große Ölmühle besitzt. Da wird er's gut haben. Ja, ja, dem ward sein Leben klug eingerichtet."

„Sind in Santa Margherita die Leute denn klüger?"

„Das nicht, Du Kindskopf. Aber reicher. Und die Reichen sind zu beneiden!" so schloß Frau Brigida mit einem Seufzer.

Micchelina war die wenigen letzten Schritte vorangelaufen, auf den Mario zu, der sie erwartend, das schmale Gesicht an die Stäbe des Gittertores gedrückt, neben dem kleinen Gärtnerhaus stand.

„Komm", sagte sie hastig, „Du mußt mir erzählen, wie es aussieht bei Dir daheim, und wie es dort zugeht, und wann Du dort warst. Ich will es Alles, Alles wissen." —

Sonst hatten die Kinder, wenn Frau Brigida droben im Tagelohn beschäftigt war, sich im Park umhergetrieben, in der Schaukel des Marchesino unter der hohen Ceder sich gewiegt, Blumen gepflückt und im duftenden Heu sich versteckt. Von jetzt an verbrachten sie ihre Zeit nicht mehr mit Spielen. So lange die Sonne am Himmel stand, so lange im Garten gearbeitet wurde, hockten die Zwei in dem dunkelsten Winkel des alten Genueser Wartturms. Von der Spitze des Vorgebirges ragt er verfallen, doch dräuend noch weit hinaus, als müsse er, wie zu alten Zeiten, das Land gegen Sarazenen beschützen. Dort, in dem heimlichen Gewölbe saßen die Kinder wohlgeborgen, der Mario erzählte, und Micchelina horchte begierig. Mit dem, was es wirklich in Santa Margherita zu sehen gab, war er bald fertig. Als sie mehr und immer mehr zu hören begehrte, schilderte er ihr Gebäude, wie sie die großen Fresken darstellten, welche die Wände der Villensäle phantastisch schmückten, und vor denen er oft Stunden lang in Bewunderung stehen konnte; schilderte ihr, was ihm sein Vater von fernen Ländern und Städten gesagt. Und endlich, als auch das nicht genügte, fügte er freigebig hinzu, was sein junges Knabenhirn an bunter Pracht zu ersinnen wußte. Das Alles übertrug er für sie auf die Stadt Santa Margherita. Von Palästen mit Marmorsäulen, von vornehmen Damen, die in seidenen Prachtgewändern lächelnd sich vom Balkon niederneigen, von Silberspitzen, die man dort feil hat, von Goldfäden, welche die Seiler spinnen, fabelte er. Vielleicht wußte er im Feuer des Redens selbst nicht, daß es Märchen waren, die er erzählte. Sie aber nahm Alles für lauterste Wahrheit.

Durch die klaffenden Risse in der alten Mauer des Turmes sah man das Meer, das leise rauschte. Von drunten zogen die starken Düfte der Lorbeerbüsche, der Lebensbäume, der Orangen und all' der blühenden, reichen Gewächse, die in brennender Sonnenglut standen, bis hier herein in das kühle Gewölbe. Und die Augen der Micchelina wurden immer größer und größer, und ihr sehnsüchtiges Kinderherz dehnte sich immer weiter und weiter...

Aber wie Kinder einmal sind, jemehr ihr das Begehren wuchs, den Nachbarort nur zu betreten, desto ängstlicher verheimlichte sie es. Weder der Mutter, noch den Brüdern sprach sie von ihrem Herzenswunsch. So vergingen der Herbst und der Winter, bis sie Santa Margherita nur von Weitem wiedersah.

Frau Brigida hatte sie zur Olivenernte mitgenommen. Sie sei ein großes Mädchen jetzt, sie müsse schon zu verdienen suchen. Es war im Frühling, denn man läßt die Früchte den Winter über an den Bäumen, daß sie besser reifen. Sie hatten hoch hinauf zu steigen, bis gegen San Lorenzo di Costa. Von dort überblickt man den ganzen tigulischen Golf, den weiten Halbkreis der zackigen Küste, mit den grauen, verfallenden Türmen auf jedem Vorsprung, mit den hübschen weißen Städtchen in jede Buchtung eingebettet. Grade unter ihnen lag Santa Margherita, halb versteckt von dichten Oliven. Micchelina sah so lange unverwandt hin, bis die Augen ihr übergehen wollten. Aber sie konnte zwischen dem silberschimmernden, feinblätterigen Laubschleier nicht erkennen, ob wirklich dort die Paläste waren, von denen Mario ihr erzählt.

Unterdessen hatten die Frauen weiße Tücher rings um die Bäume auf den Boden gebreitet. Ein Aufseher schüttelte. Und die schwärzlichen, winzigen Früchte flogen zu Hunderten und Hunderten raschelnd hernieder, es galt, sich zu bücken, und zu sammeln, die großen Körbe rasch zu füllen. So ging es weiter, Baum für Baum durch die Olivela.

Micchelina war eine der Flinksten. „Eure Bambina ist geschickt", sagte der Aufseher zu Frau Brigida, „die versteht's. Wenn sie so fleißig bleibt und so schön, wird eines Tages ein reicher Haus- und Olivenbesitzer von Santa Margherita kommen, sie sich zu seiner Frau zu holen."

„Die Micchelina ist noch kurz, da hat sie nicht so weit sich zu bücken", brummten die Weiber, denen das Lob nicht gefallen mochte. Und eine

Digitized by Google

höhnte: „Ein Hausbesitzer! Die gehen auch grade nach San Micchele, sich ein armes Mädchen zu holen.“

Aber die Mutter legte ihr Kind zur Siesta in den dichtesten Schatten unter den Bäumen, bettete es wohl in das Moos und deckte es zu mit der eigenen Schürze. Und sie küßte ihr den wirren, goldblonden Krauskopf:

„Bleib Du nur immer, wie Du bist. Dann kommt vielleicht zu Dir einmal das Glück, das große, reich zu sein, ein eigenes Haus und Oliven zu haben!“

Die Micchelina wußte von Stund an, was man in der Welt sich zu wünschen habe: ein hohes, weißes Marmorhaus, unter dem Silberdach der Oliven, drunten zu Santa Margherita.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Ernst Eckstein.

Am Fuß des Pilatus.

In rosenfarbnen Strahlen
Entbrennt der weite See —
Nun thu' ich ab die Qualen,
Und all' mein bittres Weh.
Dies starre Deingedenken,
Gleich, ohne Kraft und Mut,
Ich will es stumm versenken
Tief in die blaue Flut.

Es soll dies Herz erhallen,
Weil rings der Frühling lacht.
Zu lang mit Glutgewallen
Hielt Sehnsucht mich entfacht.
Ins Mark hat mich getroffen
Dein märchenhaftes Glühn.
Nun endlich Kraft zu hoffen,
Ermahnt das junge Grün.

Für wonnig-goldne Tage
Warst Du, Geliebte, mein.
Dann kam die Trauerklage:
Es muß geschieden sein.
Ach, Brust an Brust zu weilen,
Wird grausam uns verwehrt —
So laß die Wunde heilen,
Die mir am Leben zehrt!

Ich hab' ein Glück besessen —
Was frommt sein toter Glanz?
Verschüttet und vergessen
Sei Alles gar und ganz!
Ich will zur Firne steigen,
Zum kahlen Felsgestein.
Vielleicht im ew'gen Schweigen
Schläft auch mein Kummer ein.

Wiedersehn.

Mein Liebchen kommt! Durch alle Räume
Bebt ahnungsvoll ein sanftes Wehn;
Zur Wahrheit wird der Traum der Träume,
Ich soll die Teure wiedersehn!
Den Mund auf ihre Lippen pressen,
Vor Glück vergehn, wenn sie mich kos't,
Und all' die Trennungspein vergessen,
Die marternd mir durchs Hirn gelos't!

Was zögert ihr, behlomme Schleier,
Die ihr des Himmels Blau verdeckt?
Zerreißt, zerstiebt zur Jubelfeier,
Die mich vom bleichen Tod erweckt!
Dezemberflur in Stahl und Banden,
Was dampfst Du nicht im Blütenschwall?
Für mich ist längst der Mai erstanden,
Und bräunlich grünt's allüberall!

Nein, schlummre nur, Du Welt da draußen,
In Deiner Knechtschaft grauem Kleid!
Mich rührt kein Sturm, kein Drohn und Brausen,
Ob's Klocken oder Blüten schneit! —
Ich trag' das Eine nur im Sinne,
Und schau' nicht vorwärts noch zurück:
Mein Liebchen kommt, und bringt die Minne,
Mein Liebchen kommt, und bringt das Glück.

Der Backfisch.

Begegnet mir ein Jüngling, kaum zum Leutnant erst
gepreßt,
So merk' ich in der Regel, daß die Rücksicht ihn verläßt.
Er stelzt und prunkt und gockelt,
Und schmunzelt und monokelt,
Und thut, als sei die Mädchenwelt
Nur so für ihn auf's Brett gestellt.
Ja neulich hat der Braune — ich verging ja fast vor
Scham —
Sich laut geräuspert, als ich kam.

Ich wandle meines Weges doch so völlig ohne Harm,
Im Herzen die Sonate, und die Mappe so im Arm;
Mich reizt nicht, was verboten,
Ich schwärme nur für Noten,
Für Händel, Bach und Mendelssohn,
Mein ganzes Ich ist Klang und Ton,
Und steht bei Fräulein Hassel auch ein Schüler nur
am Thor,
So mach' ich gleich ein Kreuz davor.

Und dennoch diese Krechheit, die das Leben mir vergällt!
Der Blonde ganz besonders — ja so geht es auf der Welt!
Der Blonde kann's nicht lassen,
Mich täglich abzufassen,
Und gestern sah der kecke Wicht
Mir so von seitwärts in's Gesicht,

Digitized by Google

Und sagte wie verzaubert: „Gnad'ges Fräulein, Sie verzeihn,
Mein Name ist von Keitzenstein . . . "
Schon wandt' ich mich entrüstet ob der Schmach, die mir geschehn,
Da sprach er: „Dieses Blatt hier sah der Mappe ich entweih'n —
Der Mappe, die Sie tragen,
Halb war sie aufgeschlagen,
Entschuld'gen Sie die Frevelthat,
Daß ich den graden Weg betrat —
Das nächste Mal bekommen Sie's per Güterzug in's Haus —"
Verbeugung —, und der Traum war aus!

Das kommt, wenn die Erziehung uns des Kinderernsts beraubt,
So daß man schon mit sechzehn nicht an Männerwürde glaubt.
Er war so gut und ehrlich,
Doch das verzeiht er schwerlich —
Daß ich so spott- und hohnerfüllt
Ihn gleich moralisch angebrüllt,
Und wortlos zwar, doch deutlich, seine Dreistigkeit belohnt.
Die ihm doch gar nicht innewohnt.

Der Braune, das bekenn' ich, der verletzte wohl den Takt —
Der Blonde aber — Himmel, wie benahm ich mich verkracht!
Daß Gott sich mein erbarme!
Was mach' ich nun, ich Arme?
Ich hab' zu läppisch ihn gekränkt,
Er hält mich sicher für beschränkt,
Und schreit bei Offizieren und Studenten mich — o Graus —
Als kolossale Schnegans aus!

Nein, eh' ich das ertrage, steck' Europa ich in Brand!
Ihr Götter, gebt doch gnädig mir ein Mittel an die Hand!
Ich lasse und ich lappe —
Beim Zeus, da liegt die Mappe . . .
Hu, ihrer Bügel blanker Schein
Flößt mir den Prachtgedanken ein:
Gewahr' ich ihn das nächste Mal am Elfenbein-Geschäft
Verlier' ich gleich ein ganzes Heft!
Und kommt er dann und bringt mir's (und er bringt mir's doch bestimmt)
Dann sprech' ich — wenn auch Alles vor den Blicken mir verschwimmt,
Und wenn vor Schreck ich schwanke,
Ich spreche: „O, ich danke . . .
Ich danke wirklich ungemein . . .
Es wird uns höchst erfreulich sein . . ."
Und er — (ich les' die Zukunft wie ein aufgeschlagnes Buch) —
Er lächelt — grüßt — und macht Besuch!

Gedichte von Friedrich Theodor Vischer.

(Ungedruckter Nachlaß.)

Nach Dorpat.

(März 1887.)

Von Westen der Hahn
Kräht wild uns an,
Vom Norden der Bär
Brummt hinterher.
Wir werden uns wehren
Mit Ehren. —
Gegen den Hahnen voll Verdruß,
Daß er noch einmal Schläg' haben muß,
Gegen des Bären zottige Brust
Mit Herzenslust.
O dürft' ich's erleben, könnt' ich es schau'n,
Wie man die Tatzen, die Krallenklau'n,
Womit er so weithin greift und packt,
Vom überfreßnen Leib ihm hackt,
Wie man die Brüder, die er zerbeißt,
Ihm aus dem knirschenden Rachen reißt!

Erbsünde.

Die Mama verzieht den Buben,
Als des Jugendgeliebten Ebenbild,
Der Papa verzieht das Mädel,
Als der Jugendgeliebten Ebenbild.
Wird das Mädel Mama,
Wird der Bube Papa,
Sie treiben am selben Rädel
In ihren Kinderstuben.
Die Enkel in richtigem Circulo,
Die treiben's dann wieder ebenso.
Doch Mama verzieht auch die Mädel gern —
Vom Dochein ist sie noch nicht so fern —,
Auch kommt's, daß Papa die Buben verzieht,
Weil er sich selber in ihnen sieht.
Die Kinder werden zurück nicht bleiben,
Und die Enkel werden's ebenso treiben.

Zwei Rädel sind also stets im Schwung
Und sorgen für richtige Verziehung.

Nun kommt mir da noch Einer her
Und glaub' an keine Erbsünde mehr!

Geburtstagswunsch für einen Alten.

Herzlich wünsch' ich dir vor deinem Ziele
Noch der guten Jahr und Tage viele.
Doch im Namen wahrer Freundespflicht
Sag' ich: Überleb' dich selber nicht.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Lucifer.

Schauspiel in vier Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Zweiter Aufzug.

Gartenzimmer in der Wohnung von Irene und Eva; bescheiden, aber mit Liebe und Geschmack eingerichtet. Durch eine große Glas-Doppelthür öffnet es sich nach hinten auf die Veranda und den Garten, den rückwärts die Straße begrenzt. Rechts eine (jetzt offene) Thür, die zur Küche und zum Wohnungs-Eingang führt; eine andre Thür links führt zum Schlafzimmer der Schwestern. — Dämmerung.

Erster Auftritt.

Irene sitzt nahe an der Glasthür und liest. Eva träumt in einem Lehnstuhl, blaß und abgespannt; legt die Hand an den Kopf; sieht auf als hätte sie etwas gehört, und geht auf die Veranda hinaus.

Irene. (aufblickend). Kommt Reinhold?

Eva. Nein. Ich hatte mich getäuscht. (Tritt wieder ein.)

Irene. Er wird erst im Kostüm kommen, denk' ich —

Eva. Ja, das will er: (ein zerknittertes Briefchen zeigend) das hat er mir geschrieben. Darum will er auch lieber durch den Garten kommen ... (Irene lieft wieder.) Es will Nacht werden; verlies Dich nicht, Du gelehrtes Haus, mach Dich nun endlich schön.

Irene. Kind, es freut mich nicht ohne Dich; 's ist ja unnatürlich. — Eva! Keine Möglichkeit?

Eva. Daß ich mitgehe?

Irene. Ja.

Eva. Mein Kopf thut zu weh. In das Gewühl! Die Hitze! — Ihr seid eurer Drei; seid glücklich.

Irene (vor sich hin murmelnd). Nun, was den Dritten betrifft. —

Eva. Sobald ihr fort seid, gehe ich zu Bett. (die Hand am Kopf) Das kommt nur vom Nachtwachen. Ich sag' Dir, nicht eine Stunde hab' ich diese Nacht geschlafen!

Irene (lächelnd). Nun, es wachen wohl auch andre Leute —

Eva. Aber wenn ich wache, das ist schrecklich, mein Herz. Da wälz' ich mich hin und her, finde keine Lage, keine Ruhe; und es kommt so allmählich eine Wut über mich ... Die Nacht war so schwül. Eine tollgewordene Nachtigall hauchte bis zum Morgen ihre Seele aus. Und dazwischen die Verse —

Irene. Was für Verse?

Eva. Von der Teufelshymne. Die gingen mir im Kopf herum; ich konnt' sie nicht loswerden, konnt' sie auch nicht packen. Nur die eine Strophe, die letzte, bracht' ich endlich zusammen; aber diese ganze Teufelsphilosophie rüttelte und bohrte und nagte an meinem armen Verstand. Ich hab' mich wohl hundertmal hin und her geworfen —

Irene. O ja; ich hab's gehört.

Eva. Wieso Du gehört? Du schliefst ja.

Irene. O nein. Ich rührte mich nicht — hielt die Augen zu — aber die Gedanken gaben keinen Frieden. — — Nun, was thut's? Morgen schlaf' ich nach.

Eva. Woran dachtest Du?

Irene (blickt Eva durchdringend an; dann, auf ihr Buch deutend). An den da.

Eva. An Milton?

Irene. Ja. — Darum les' ich ihn heute nach; den vierten Gesang. (Schlägt einige Blätter zurück.) Das paßt wunderbar: wie Satan — oder Lucifer — sich im Paradies in wechselnder Gestalt unter die Tiere mischt, um Adam und Eva unentdeckt zu belauschen: (liest)

„Als Tiger dann, der im Revier zufällig
Zwei sanfte Rehe hat beim Spiel erspäht" ...

Eva. Du meinst ihn?

Irene. Wen?

Eva. Diesen Doktor Grumbach?

Irene. Ja.

Eva. Du hältst ihn für schlecht?

Irene (blickt sie an, ohne zu antworten; schlägt einige Blätter weiter). Und dann Nachts, als sie schlafen: (liest)

„Gleich einer Kröt' am Ohr der Eva hockend,
Durch Teufelskunst versuchend, zu erreichen
Den Sitz der Phantasie, und Träume dort
Nach seinem Sinn zu formen" ...

Eva. Geht das gar auf mich? — Was willst Du? (Irene schweigt.) Das haben die klugen Leute, sagt man: sie denken auch oft zu viel. Sie malen gern den Teufel an die Wand, auch wo keiner ist.

Irene. Meine gute Eva! Und unser „Paradies", wie er's nennt — hat dieser fremde Mann es nicht

Digitized by Google

schon wunderbar aufgestört? (Steht auf) Bist Du heut nicht anders zu mir, als sonst? und zu Reinhold auch? Gehst Du nicht um mich herum, als drohte Dir was, als geschäh' Dir was, (mit schmerzlichem Lächeln) als wär' ich nicht mehr Deine geliebte Schwester, sondern irgend ein böser Feind?

Eva. Nein, nein, nein! (Umarmt sie mit Heftigkeit). Unsre Liebe, die rührt nichts an! Wie kannst Du das sagen! — — Nur mein Kopf, Irene; verzeih mir; mein dummer Kopf. Und die zitternden Nerven — und auch die verrückten Träume, wenn ich einmal auf ein paar Minuten einschlief. (vor sich hin starrend) Ach ja, Du hast Recht: wie sonderbar dieser Lucifermensch schon auf uns gewirkt hat. Es wird Einem so unheimlich, nicht wahr, wenn man sich vorstellt, die „Kraft" zieht herum und thut, was sie will; (sucht zu lächeln) wenn man denkt: „Alles ist des Teufels". Man fürchtet für die Andern, für sich, für Alles. (Umschlingt Irene wieder ungestüm) Nein, nein! für Dich nicht! — Du mein Ideal! Sei mir gut! Sei mir immer gut!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Wolf, dann Reinhold.

Wolf (von rechts durch die offene Thür, einen leichten, dunklen Mantel umgehängt, den Hut in der Hand). Ah! welch ein Bild! (Die Mädchen fahren, wie erschreckt, auseinander.) Guten Abend, meine Damen —

Eva. Wo kommen Sie auf einmal her? Ich bin ganz erschrocken.

Wolf. Ich bitte um Vergebung. Die Hausthür war nur angelehnt — und diese hier ganz offen. (zu Eva) Wie Sie blaß sind, Fräulein. Zu meinem schmerzlichsten Bedauern mußt' ich heute hören, daß Sie zu leidend sind, um auf dieses Fest —

Eva. Nur ein schlechter Kopf, — Sie noch nicht im Kostüm?

Wolf. Doch: unter dem Mantel. (Eva geht rechts hinaus, kommt sogleich mit einer Lampe zurück, die sie auf einen Tisch stellt und anzündet. Wolf, dessen Augen umherspähen) Ah, das ist die Veranda am Garten, wo ich Sie vorgestern sah. — Man kann also vom Garten her durch die Glasthür hereinschauen —

Eva. Freilich. Sie meinen, das ist lästig? Den Garten haben nur wir. Und wir thun hier nichts Böses . . . Aber lassen Sie doch sehn. Sie kommen wirklich als Lucifer, wie Sie heute schrieben? (Er nickt.) So legen Sie den Mantel doch ab, lassen Sie sehn.

Wolf. Ich find' es so wunderlich, in einem modernen Wohnzimmer —

Eva. Sie haben also doch auch Vorurteile?

Wolf. Nein. (Nimmt den Mantel ab, zeigt sich in einem Teufels-Kostüm, das nicht das des Mephisto, sondern phantastischer und gleichsam vornehmer ist. Reinhold, als Jäger in mittelalterlicher Tracht, erscheint auf der Veranda, tritt ein.)

Reinhold. Ah! Das ist Lucifer. (Alle begrüßend) Guten Abend. — Da fehlt aber noch der eigentliche Teufel: der Kopf.

Wolf. Sie begreifen, daß ich mit dem die Damen nicht erschrecken wollte. Ich gehe von hier noch zum Schwanenwirt: Da richtet mich mein Famulus in ein paar Minuten vollends zum Teufel her. (Eva geht wieder rechts hinaus und kommt bald mit einer zweiten, schon brennenden Lampe zurück.) Aber Sie, mein Fräulein?

Reinhold. Ja, ich wundere mich. Du noch nicht Mittelalter?

Irene. Ich — hatte keine Lust. Ohne Eva —

Eva (wieder eintretend). Aber Eva will es; und nun wirst Du gehn, mein Herz, nun kleiden wir Dich an.

Irene. Du doch nicht? Du mit Deinem Kopf?

Eva. Das versteht er noch. Ich will Dich schön machen; (mit einem großherzigen Lächeln, das sie nur Irene sehn läßt) für Reinhold. Dann geh' ich zu Bett. — Sie entschuldigen mich. Nun kommt! (Mit Irene links ab.)

Wolf. Es ist mir im Grunde lieb, mein verehrter Doktor, daß ich einige Minuten habe, um mit Ihnen allein zu sprechen; denn diesen ganzen Tag liegt mir etwas auf der Seele, das ich Ihnen offenherzig anvertrauen muß. Es wäre denn, daß Sie jetzt nicht gestimmt sind —

Reinhold. Warum sollt' ich nicht? — Bitte —

Wolf. Ich betrachte Sie gewissermaßen schon als meinen Freund; wenigstens bin ich der Ihre. Da tauchte aber gestern ein Freundschaftshindernis auf: es mißfiel Ihnen offenbar, daß meine „Hymne" sich zuletzt so gradezu an Fräulein Irene wandte . . . Bitte, noch ein Wort, Sie schienen zu denken: dieser verwegene Mensch wünscht mit ihr zu tändeln . . . Nun, ich bin wohl zuweilen verwegen, aber toll bin ich nicht. Wenn ich einer Dame wie Fräulein Irene, einem so wunderbaren Geschöpf mich zu nähern wage, so kann es nur in der ernstesten Absicht geschehn, die zu denken ist.

Reinhold (mit großer Anstrengung). Sie wollen damit sagen —?

Wolf. Daß ich hoffe, Sie heiraten Fräulein Eva und ich ihre Schwester.

Reinhold (kann eine Weile nicht antworten; endlich, mit einer Art von Lächeln). Ah?

Wolf (ihn beobachtend, für sich). Ich wußt' es! (laut, scheinbar überrascht) Verzeihen Sie: ich hoffte Sie durch diese Erklärung zu beruhigen — oder gar zu erfreuen — aber ich sehe das Gegenteil. So sagen Sie mir doch offen, was Ihnen mißfällt. Ich verehre Fräulein Irene mehr, als ich sagen kann, ich halte Den für den glücklichsten Menschen, der dieses einzige Wesen sein nennen darf; aber wenn Sie ein Hindernis wissen, das mich von ihr trennt, so verschweigen Sie mir es nicht; den Frieden, das Glück Ihres schönen Bundes will ich ja nicht stören!

Digitized by Google

Reinhold. Bitte, sprechen Sie nicht so laut. — Was mir mißfällt? — Was sollte mir mißfallen. Ich hab' Ihnen nur zu danken für Ihre Offenheit, und — — ja, und zu danken. Aber warum hat man hier keine Luft . . . Wer schließt denn an einem so warmen, schwülen Abend die Thür. (Reißt die Glasthür auf) Wenn es Ihnen recht ist, sprechen wir draußen weiter; hier erstickt man — wie?

Wolf (acht mit sehr ernstem Gesicht, wie ergriffen, zu ihm) Erlauben Sie, lieber Freund. Ein Wort. (Nimmt Reinholds Hand.) Ihre Hand ist ja todeskalt. Das wußt' ich. Es liegt wie ein Fluch auf mir — oder ist's ein Segen — daß ein gewisser Blick — — Ich seh's. Ich strebe nach etwas, das Sie keinem gönnen. (Abwechende Bewegung Reinholds.) Weil Ihr Herz daran hängt. Weil dieses himmlische Geschöpf Sie überwunden hat, gegen Ihren Willen — Sie widersprechen mir nicht, weil Sie es nicht können —

Reinhold. Doch, doch. Sie sind — — (Hält Wolf's durchbohrenden, festen Blick nicht aus. Sinkt auf einen Stuhl, legt sich die Hände vors Gesicht.)

Wolf (für sich). Hm! Also nun ihn und sie auseinanderbringen . . . (laut, mit gedämpfter Stimme) Wie könnten Sie sich auch wundern über dieses Schicksal. Neben einem solchen Wesen zu leben und es nicht zu lieben? Guter Doktor, wer kann das?

Reinhold (zeigt sein völlig verstörtes Gesicht). Ich verstehe mich nicht; Sie nicht. Wie konnten Sie mir das so aus dem Herzen holen . . . Es überrumpelte mich —

Wolf. Die Wahrheit wollte heraus. Die Wahrheit ist die „Kraft"! — Sie haben mit dieser Kraft gerungen wie ein Mann, das war ja natürlich; Sie sind endlich unterlegen — das war unabwendbar, Fräulein Eva mag die zweite Frau auf dieser Welt sein, die Andre ist die erste; Sie fühlten zu groß, zu tief, um das nicht zu sehn. Sie wollten sich aufklammern an das schwächere Gefühl, als ein Mann von Ehre; aber hinter Ihnen stand das Weltgesetz: immer siegt die Kraft!

Reinhold. Wozu sagen Sie mir das alles? — Mensch; was wollen Sie?

Wolf. Was ich will? Ihr Glück. — Sie halten mich für einen Egoisten, vermutlich, weil meine Philosophie nach Egoismus schmeckt; aber für einen Freund — den ich so hoch achte wie Sie — hab' ich Opfermut. Nicht aus sentimentaler Güte, sondern weil eine stärkere Gewalt in mir es durchsetzt; (lächelnd) ich nenne sie Lucifer! — Wenn Sie Fräulein Irene lieben — (Bewegung Reinholds) Sagen Sie nicht Nein. Sie verachten die Lüge wie ich. Wenn Sie Fräulein Irene lieben, so sterben meine Wünsche. Außer dem, Ihnen zu helfen. Gebieten Sie über mich!

Reinhold. Sie sind — überraschend gut. Aber wie reden Sie. Nie, nie. Eva hat mein Wort!

Wolf. Das bindende noch nicht. (verlegt aufbrechend) Wenn Sie glauben dürfen — verzeihen Sie, mein Freundeseifer geht immer geradezu — daß Fräulein Irene Ihr Gefühl erwidert. —

Reinhold. Mann, wohin denken Sie. Diese reine Seele . . . Nichts, nichts! Nur wie eine Schwester . . . (Schließt die Augen).

Wolf (für sich). Das dacht' ich. Wirb Du um sie, und sie lernt Dich hassen! (laut) Schwester — nun ja; Sie wissen, wie das ist. „Schwesterliche" Gefühle haben zarte Wurzeln; aber jede Wurzel sucht sich auszubreiten, in die Tiefe zu gehn — und nun gar im Frühling, wie jetzt, wirken alle Kräfte. Ein Herz wie das Ihrer schwesterlichen Freundin will freilich gewonnen sein; es will angerufen, aus seinem Halbschlaf geweckt, durch die Stimme der Liebe seiner selbst bewußt werden —

Reinhold (faßt in seiner Erregung Wolf's Arm). Aber ich will's ja nicht wecken! will mein Wort nicht brechen! Eva — Eva — — Ich will's nicht!

Wolf. Verzeihen Sie: einen Freund wie mich schüchtern Sie nicht ein. Ein Wort, das man nicht halten kann, ist ja schon gebrochen. Was würde aber aus der Welt, wenn jeder Irrtum uns so heilig wäre, daß wir nie über ihn hinaus könnten? Sie gewannen Fräulein Eva lieb, weil sie reizend war; dann machten Sie den weiteren Weg, der in den tieferen Wert ihrer Schwester führte. Das soll Ihnen verloren sein? Sie wären nur reifer geworden, um in der alten Unreife zu vergehn? — Das Geringere muß dem Größeren weichen: das ist das Weltgesetz. Da schwankt nur die Schwäche — die sich Güte nennt, um sich nicht selbst zu verachten. Die Frucht Ihrer Erkenntnis müssen Sie auch pflücken; das ist Ihre Pflicht!

Reinhold. Aber Eva! Ihre Liebe! Ihr Jammer!

Wolf. Sie liebt ihre Schwester; was kann sie auch Besseres thun. Sie wird vor dem höheren Recht zurücktreten — so wie ich vor Ihnen.

Reinhold. Mensch! Teufel! — Großherzigster aller Menschen! Was soll ich denn thun?

Wolf. Ihrer Freundin offen bekennen, wie's in Ihnen aussieht; und ihr Herz befragen — das vielleicht nur auf diesen Sonnenstrahl wartet, um die Knospe zu öffnen. Und dann werden Sie — — Man kommt!

Dritter Auftritt.

Wolf, Reinhold; Eva (von links).

Eva. Das Burgfräulein wird sogleich erscheinen; sie wird eben fertig. (Betrachtet die Beiden, durch das Zimmer gehend; verweilt etwas länger auf Reinholds Gesicht, dessen Erregung sie sichtbar betroffen wahrnimmt; zieht dann aus einer Schublade ein farbiges Trachtenbild hervor).

Digitized by Google

Reinhold (für sich, seitwärts auf Eva blickend). Da steht sie. — Mir graut: was für ein Gefühl. Als wär' sie mir in dieser Viertelstunde fremd geworden. —

Eva (das Bild betrachtend). Haben nichts vergessen. (Blickt zu Reinhold hinüber; ihre Augen begegnen sich) Aber Du — was hast Du?

Reinhold. Ich? — Nichts.

Eva. That ich Dir etwas?

Reinhold (sucht zu lächeln). Ich wüßte nicht. — Warum weinst Du —?

Eva. Es war, als sähst Du mich finster oder mißvergnügt oder tragisch an. Ja, Du! (legt einen Arm um ihn, die Hand auf seine Schulter. Er zuckt, sich zusammenziehend. Sie bemerkt es; blickt ihn, dann Wolf, dann wieder ihn befremdet, beunruhigt an). Was hast Du?

Reinhold. Das fragtest Du schon einmal. Nichts.

Eva (nach einer Stille). Ich will lieber schließen: der schwüle Wind weht so stark herein. Mich fröstelt. — Mich überkränkt's. (Geht zur Glasthür; hält sie in der Hand, noch ohne zu schließen, betrachtet Reinhold forschend, verliert).

Wolf (für sich). In ihm gährt's — und sie fühlt's!

Eva (in der Thür, nach draußen rechts hinausblickend). Wie hell es beim Nachbar ist. (Blickt nach hinten links). Drüben wetterleuchtet's. (Man sieht zuweilen einen ungewissen, zuckenden Schein).

Wolf (für sich). Eine süße Kreatur! Ein reizendes Geschöpf!

Reinhold (um die neue Stille zu unterbrechen). Irene kommt ja nicht.

Eva (wirft die Glasthür zu. Dann sich wieder beherrschend). Wirst Du ungeduldig? — Wirst Dich übrigens wundern, wie schön Deine Irene ist ... (Reinhold fährt zusammen. Sie bemerkt es, tritt plötzlich, unwillkürlich einige Schritte vor; bleibt dann wieder stehn. Für sich) Er macht mich verrückt. — Jetzt könnt' ich ihn hassen! (Laut) Wissen Sie übrigens, daß Sie noch immer erst halbfertig sind?

Wolf. Ja, Sie haben Recht. Ich vergesse ganz — — (zu Reinhold) Haben Sie die Güte, noch ein paar Minuten auf mich zu warten?

Reinhold. Gewiß.

Wolf (zu Eva). Leben Sie denn wohl. Haben Sie eine gute Nacht, einen tiefen Schlaf und morgen einen fröhlichen Kopf!

Eva. Wie mitleidig und gut Sie Einen anschaun können. (Weist rechts ab. Sie sieht ihm nach.) Ich glaub', er ist doch ein Freund!

Vierter Auftritt.

Reinhold, Eva; Irene (von links).

Irene (als junge Edeldame aus dem Mittelalter.) Es hat lange gedauert. Hast Du schon gescholten?

Reinhold (lächelnd). O nein. — Doktor Grumbach wird uns noch warten lassen ... Aber wie schön Du bist!

Irene. Alles Eva's Werk!

Eva. Wie sie wieder übertreibt ... Ich sag' Euch jetzt gute Nacht, denn (eine Hand am Kopf) ich kann nicht mehr. Bitte, löscht diese Lampe aus, wenn ihr fortgeht; und schließt auch die Hausthür zu. (Irene nickt). Also gute Nacht! (Umarmt Irene flüchtig).

Reinhold. Gute Nacht, liebe Eva. Schlaf' Dich gesund. (Will sie küssen; sie zieht sich zurück, hält ihm dann nur eine Wange hin, die er verwundert und zögernd mit den Lippen berührt.)

Eva. Seid glücklich! (Ab).

Irene. Was ist der Eva? — Was ist ihr geschehn?

Reinhold. Ich weiß nicht. Ich frage Dich. — Schon heute Mittag fand ich sie so fremd und so sonderbar —

Irene. Fandest Du?

Reinhold. Du nicht? — — Ich schob's auf den verstörten Kopf —

Irene. Das war's doch wohl nicht allein.

Reinhold (beklommen). Nun, was wär' es denn noch?

Irene. Darf ich Dir etwas sagen, Reinhold?

Reinhold. Du? Was Du willst!

Irene. Es ist gar so heikel, so zart; aber wir sind ja wie Bruder und Schwester, sagen uns ja alles. Ihr seid nun schon eine gute Weile verlobt, nicht wahr ... Wir führen ein schönes Leben, wir Drei, geschwisterlich, poetisch; aber ich glaube, es kränkt sie, daß Du — nicht von der Hochzeit sprichst. Im Anfang, o ja; seit Monaten nicht mehr. Nicht daß es ihr eilte, Frau Doktorin zu heißen; aber das Selbstgefühl — das weibliche Ehrgefühl — — nicht wahr, Du verstehst. Ich denke mir, es ist so; gesagt hat sie's nicht. Giebst Du mir Recht?

Reinhold. Dir?

Irene. Ja, mir. — Was hast Du? Du wirst so ernst; und blaß. Und wie siehst Du mich an?

Reinhold. Irene!

Irene. Was willst Du?

Reinhold (leise, fast flüsternd). Ich kann sie nicht heiraten: ich liebe eine Andre. Starre mich nicht so an, als wär' ich verrückt. Du zwingst es aus mir heraus. Gott sei Dank, daß Du's thust; die Qual war zu groß. Dich, Irene, Dich!

Irene. Was heißt das?

Reinhold. Dich lieb' ich; versteh' doch. Über alle Maßen. Wie kann ich dann von Hochzeit mit der Andern reden —

Irene. O allmächtiger Gott!

Reinhold. Hör mich an, Irene. So unaufhaltsam ist es über mich gekommen ... Ihr riefst mich ins Haus, Du lagst sterbenskrank; lagst so Woche um Woche; was warst Du für mich, als ein fieberndes, stummes, stöhnendes Menschenbild, dem ich helfen sollte — eine Aufgabe für meine Kunst ... Eva ging unher, Eva lebte; ich gewann sie lieb. Und als wir verlobt waren, da wardst Du gesund;

Digitized by Google

und so im Genesen lernt' ich Dich nun kennen. Und zu meiner Wonne und zu meinem Entsetzen wurdest Du ein himmlisches, hinreißendes, unvergleichliches — — strahlend wie die Sonne, und die herrlichste Seele — und so dankbar zutraulich — und so ahnungslos, während ich verging. Ja, ja, ich verging! Verging vor Glück und sah mein Verderben. Sah es immer wachsen; fühlte es noch als Glück, so dahinzuleben zwischen Dir und ihr; hoffte noch auf — ich weiß nicht — und nun steh' ich hier, ein unglücklicher Mensch, kann ihr mein Wort nicht halten, kann von Dir nicht lassen!

Irene (hat bald ihn angeblickt, bald die Augen geschlossen; sieht ihn nun verklärter an). „Ein unglücklicher Mensch" . . . Sagtest Du nicht gestern Abend noch zu diesem Andern: ich bin furchtbar glücklich —

Reinhold. Ja, ja, ja, ich weiß. Ich klammerte mich an dies Doppel-Leben; ich belog mich noch —

Irene. Und heute auf einmal nicht mehr?

Reinhold (unsicher die Worte suchend). Es ist eine Klarheit über mich gekommen — ein verzweifelter Mut — nenn' es wie Du willst. Du bist mir das Höchste, das ich kenne. Ich lebe nur noch mit Dir, durch Dich. Wenn Du für mich fühlst — nicht wie ich für Dich; das erwart' ich nicht — aber doch von Herzen — dann verdammne mich nicht, und verstoß' mich nicht! Sei so groß, so stark, wie Du geschaffen bist. Mitleid und Güte und Schwäche würden unser Tod. Dir, meinem Höchsten, muß alles Andre weichen!

Irene. Reinhold! Das kommt nicht aus Dir. Das gab er Dir ein!

Reinhold. Er! Was für ein —

Irene. Dieser neue Freund — dieser Friedensstörer. Das sind seine Gedanken. So denkt Reinhold Euler nicht: „Alles nieder, was mir im Weg steht; keine Rücksicht, als auf mein Glück!"

Reinhold. So sagt' ich auch nicht —

Irene. Doch, doch. Reinhold! Du bist so redlich und wahr; das ehr' ich so hoch an Dir. Sag mir's frei heraus: er sprach mit Dir. Er spricht jetzt durch Dich!

Reinhold. Nun ja denn, er sprach mit mir; aber ich sag', was ich fühle — denke . . . Das ist Schicksal, Irene —

Irene (schmerzlich den Kopf schüttelnd). Er, er ist das Schicksal. Gestern kommt er und heut öffnest Du ihm Dein Herz!

Reinhold. Vergieb mir; ich beschwöre Dich, sieh mich nicht so grausam vernichtend an. Wie kam das? Ich weiß nicht. Er stieß mir auf einmal ins Herz — und da floß das Blut. Mein Geheimnis, mein' ich. Mein Gott, es wartete nur auf den ersten Stoß . . . Hast Du's nicht gekannt? Du? Sag auch Du mir die Wahrheit. Deine Augen, die jeden Gedanken, jedes Gefühl von mir ablesen — — hast Du's nicht gewußt?

Irene. Ach, ich fühlt' es wohl: in Deinem Glück brannten zwei Flammen in einander; eine wuchs und wuchs . . . Sie wird auch wieder einsinken, dacht' ich, wie die andre einsank; und die Ehe wird kommen, und sein Herz wird werden, was es soll, ein Hausvaterherz. Und mit seiner Eva —

Reinhold. Nie, nie!

Irene. Es muß. Reinhold, komm zu Dir! Oder ich will zu Dir kommen und Dir diesen Andern aus dem Herzen sagen . . . Reinhold, ich bin nicht Dein Höchstes; Dein Höchstes ist Deine Pflicht! (nach links deutend) Dort legt eben Deine Eva ihren Kopf aufs Kissen; sie würd' ihn vielleicht bald aufs letzte Kissen legen, wenn Du von ihr gingst. Dich beneiden so Viele um sie — und sie haben Recht: einen Mann, der viel begehrt, kann sie glücklich machen; — glaub mir, mehr als ich: ich strebe so weit hinaus, denke nicht so weiblich, hab' meinen eignen Kopf, (mit halbem Lächeln) Du und ich, wir wären immer nur wie Geschwister: sind uns viel zu ähnlich! Sie aber, sie lebt in Dir . . . Und wenn ihr in eurem eignen Haus euch zusammenfindet — und ich euch verlasse —

Reinhold. Du uns verlassen? mich?

Irene (tieflich lächelnd). O sei ohne Sorge: ich würde schon wiederkommen — und wenn ich dann käme, würdest Du Dich wundern: die Wonne bräch' Dir das Herz nicht, mit ruhiger, sanfter Freude würdest Du Dir sagen: da kommt meine Schwester! — Schüttle nicht den Kopf. Ich verehre Dich so hoch, so ganz, will das nicht verlieren; (mit leise erzitternder Stimme) guter, teurer Reinhold! Du! Du! Wie viel hast Du mir gegeben! Zuerst das Leben, das schon nicht mehr mein war — (lächelnd) das ist auch etwas — dann in diesem neuen Dasein welch ein neues Leben: all Dein Denken und Wissen, Deinen freien Geist, Deine Ideale. Ach, ich bin so himmlisch tief in Deiner Schuld — und ich bin's so gern . . . Dafür hast Du an mir ein unaussprechlich dankbares, ergebenes Geschöpf; bedenk' das auch; Reinhold, verlier' das nicht! Sag nicht mehr, daß ich „Dein Höchstes" bin . . . Ich würde ja Dein Niedrigstes, wenn ich diesen Weg ginge; wenn ich die da drinnen um Sinn, um Verstand, um Glück und Leben brächte, um Deinem Wahn zu gehorchen!

Reinhold. O Irene! — Du bist so grausam, wie ein Feind nicht sein kann. Jedes Wort, das ich sagen will, machst Du mir so mutlos, daß es wieder umkehrt, eh ich's sagen kann. (fast bittig, doch mit immer gedämpfter Stimme) Gieb mir wenigstens Einen Trost! Sonst verzweifl' ich! Sag

Digitized by Google

mir, was ich Dir bin! Sag mir, daß Du mich lieb hast!

Irene (hat, seit er das Wort „Trost“ aussprach, langsam das Gesicht von ihm abgewendet; starrt tief mit halb geöffneten Lippen und aufgeschlossenen Augen. Dann, gefaßt, ruhig herzlich). Wie eine Schwester. Das weißt Du.

Reinhold. Davon leb' ich nicht. — Nur wie eine Schwester!

Irene. Du lasest uns eines Abends von den Corsen vor, es gefiel mir so: da sei die edelste und reinste Liebe die zwischen Bruder und Schwester; dafür gelte sie bei dem ganzen Volk. Sodaß jene corsische Witwe an der Leiche ihres Mannes in die Klage ausbrach: „ach mein Bruder, wie konntest Du mich so früh verlassen!“ — Uns geht es besser, nicht wahr, Du bist mir nicht todt . . . Du warst Tag und Nacht bereit, für Deine Pflicht zu sterben, darum gewann ich Dich lieb; für Dein Vaterland, für alles Große könntest Du frei in den Tod gehn, dafür verehr' ich Dich. Nun sollst Du nur ein Opfer bringen, und mich doch behalten! — Deine Augen sind naß; — o wie steht Dir das gut. Das fließt auch dieses Fremde, Feindliche heraus, das in Dich gekommen war; dieses Lucifer-Gift. O Reinhold! Mein Bruder!

Reinhold. Ich kann nichts mehr sagen — kann auch nichts mehr wollen. Ey Du mich geringer achtest, will ich lieber sterben. Irene! Irene! (Sinkt vor ihr nieder.)

Irene. Nicht so; steh auf —

Reinhold. O laß mich so; einen Augenblick. Nur Verehrung — Entsagung. Schwester! Und würde es auch mein Tod!

Fünfter Auftritt.

Reinhold. Irene; Wolf (von rechts, durch die offene Thür; Eva (von links)

Wolf (im Mantel, mit anziehend phantastischem Lucifer-Kopf, tritt geräuschlos ein, während Reinhold noch spricht; höchst überrascht, für sich). Teufel! Was ist das? (Auf eine hastige Bewegung Irenens, die den Eingetretenen erblickt, springt Reinhold auf. Wolf, mit äußerer Ruhe). Ich stehe zur Verfügung.

Eva (noch wie vorhin gekleidet, in ihrer Thür, schlaftrunken, erstaunt und unruhig). Ihr noch immer hier? — Was macht ihr? Stand's Du nicht eben auf?

Reinhold. Ich?

Eva. Nun ja, du. — Ich war im Lehnstuhl eingeschlafen; dann war mir, als hört' ich sprechen . . . Warum standst Du auf? da vor — — (Blick auf Irene.)

Reinhold (nach einem unwillkürlichen Blick auf Wolf, mit peinlichster Verwirrung kämpfend). Es war nicht so. Du träumst. — — Wir warteten hier auf — — Nun sollten wir endlich gehn.

Eva (für sich). Er belügt mich. Er kniete. Vor ihr! (laut). Kamen Sie nicht eben kurz vor mir?

Wolf. Gewiß.

Eva (wieder auf Reinhold und Irene blickend, für sich). Wie sie erregt sind. Sie glühn. — Ich werde noch toll. Ich fühl's. (laut, mit einem erzwungenen, unsinnigen Lachen). Wie ihr alle dasteht, ihr Masken; als wolltet ihr hier eine Oper singen. Macht doch, daß Ihr fortkommt; beim Nachbar ist schon Musik; man hört's. Singt drüben Eure Arien; Adieu!

Irene (leise zu Reinhold). Nein, — ich lasse sie nicht allein. Mir scheint, sie ist außer sich —

Reinhold (leise). Und was willst Du ihr sagen? (Irene schweigt). Bleibst Du jetzt zurück, so wird sie sich fragen: was ist denn geschehn?

Wolf (für sich). Diese Heimlichkeit . . . Hab' ich mich in der jungen Heiligen getäuscht?

Eva (für sich). Flüstert auch noch — beredet, was ihr lügen wollt . . . O ich halt's nicht aus!

Irene (leise). Ach, könnt' ich ihr Alles sagen —

Reinhold (leise). Dann wär' Alles aus. Morgen finden wir — — Jetzt komm! (mit schmerzlich fester Betonung) Schwester!

Irene (leise). Ja, ich komme. (laut) Also gute Nacht —

Eva (lächelnd). Die sagten wir uns ja schon. Geht nur endlich, endlich. — Und spielen Sie Ihre Rolle gut! (Die Drei ordnet ab. Eva sieht ihnen nach; horcht.) Sie gehn hinaus. Sie schließen die Hausthür zu. Reinhold geht mit ihr . . Wer ist Reinhold? Er lügt. Ich kenn' ihn nicht. (ihr Taschentuch mit den Zähnen nach und nach zerreißend) Ich lieb' ihn nicht mehr. Ich will ihn nicht mehr lieben. Ich will ihm Böses thun — weh thun — wie er mir . . . Ich will — ich will — — o wüßt' ich nur, was ich will! (Wirft sich in wildem, krampfhaften Schluchzen auf die Erde.) Daß sie dann dastehn und schaudern und sagen: wie konnte uns Eva das thun! (Sie liegt noch eine Weile; ihr Schluchzen hört auf. Sie erhebt sich, geht nach hinten, öffnet die Glasthür. Man hört nun, doch gedämpft, die Festmusik von hinten rechts. Wetterleuchten, von Zeit zu Zeit.) Luft. Schwül, aber doch Luft. — Nun tanzen sie wohl im Saal. Und ich hasse sie. Und sie lieben sich. Ja, ja, und sie lieben sich; der mit den heißen Augen hat Recht: „Alles ist des Teufels!“ Reinhold — und sie und ich. (Schwankt wieder langsam nach vorn.) Und ich. Als hätt' ich Feuer im Blut; als hätt' ich getrunken. (Athmet mit offnen Lippen) Etwas thun; etwas thun! „Furchtlos“ . . . „Mit allmächtigem“ — — Wie sagen das seine Verse aus der Teufelsthymne:

Die mit allmächtigem Wonneverlangen
Furchtlos das glühende Leben umfangen,
Kämpfe der ringenden Liebe bestehn,
Bis sie in seligem Siegen vergehn,
Die sind des Teufels,
Beim Teufel!

Sechster Auftritt.

Eva; Wolf. (Die gedämpfte Musik und das Wetterleuchten dauern fort.)

Wolf (ohne den Mantel, ist schon während der Verse von rechts auf der Veranda erschienen, in die offene Thür getreten. Für sich)

Digitized by Google

Meine Verse . . . (Sie seufzt tief auf. Wolf, mit wildem Lächeln) Ei, süße Eva, so weit? — Also hier auf Rache zu hoffen an den beiden Andern, der Gedanke war nicht verrückt . . .

Eva (mit ihn und her irrenden Augen, wie suchend). Ich will etwas thun. Ihnen ins Gesicht — ins Herz . . . (horchend, wie sich entfernend) Die Musik. Das Fest. Auch auf das Fest gehn will ich — in so 'nem Narrenkleid — und vor ihren Augen — (Wolf nähert sich; sie hört's, erschrickt.) Wer ist da! — — Sie!

Wolf. Ja. Verzeihen Sie. Ich hielt's da drüben nicht aus —

Eva. Warum nicht?

Wolf. Ich — ich dachte an Sie. Daß Sie leiden. Ich hatt's ja gesehn. Und nun seh' ich es wie mit hundert Augen —

Eva (ihn nicht ohne Bangigkeit anstarrend). Die zwei sind schon zu viel. In dem Dämonengesicht . . . Gehn Sie wieder fort. Was wollen Sie?

Wolf. Ihnen mein Mitleid zeigen. Oder Ihnen helfen.

Eva. Und die Andern? was thun die? — Er lag hier vor ihr auf den Knien, nicht wahr?

Wolf. Wann?

Eva. Als Sie wiederkamen. Hier. (Er schweigt.) Sie lügen nicht auch. Ich danke. — Er hat's also gethan . . . Und was thun sie jetzt?

Wolf. Sie hören ja die Musik. Sie tanzen. (mit wildem, eifersüchtigem Lächeln) Sie sind einander gut . . . Sie rasen durch den Saal, wie das „glühende Leben", wie das verkörperte Glück. „Ein schönes Paar!" flüsterte man rundum. Die aber hörten nicht und sahen nicht; als müßten sie in dieser Nacht ein Jahr voraus- oder nachgenießen, so schwebten und schwelgten sie in ihrer Schönheit dahin —

Eva (stark auf einen Stuhl). Hören Sie auf. Sie schlagen mir auf das Herz.

Wolf (setzt sich neben sie; vor sich hin). Mir auch . . . (zu ihr, mit halb unterdrückter Stimme) dieses — selige Paar, so vor meinen Augen, das ertrug ich nicht; darum fort, — zu Ihnen. Warum? Was zog mich her? Ich wußt's nicht. Aber nun weiß ich es. Ihnen zu helfen — Ihnen Trost zu bringen — einen Tropfen Glück. Sie in diesem Elend? Es müßte ja die letzte Kreatur erbarmen, Sie so gekränkt zu sehn; die Steine, die Erde, die Luft müßten sich empören, daß ein so holdseliges Geschöpf sich verlassen fühlt . . . Aber Einer kommt. Voll Mitleid . . . Lohnen Sie's ihm durch Einen freundlichen Blick!

Eva (sieht ihn an). Sie sind gut. — Aber Ihre Augen nicht. Das sind Geister-Augen. Sie graben so in mich hinein; sie legen sich wie Aug' auf Auge; sie umnebeln mich. Es ist spät. Gehn Sie fort!

Wolf. Sie sprachen vorhin meine Verse; hören Sie noch diese!

Süß ist Rache, sagt man, heiße Rache;
Süßer ist Liebe, sagt man, heiße Liebe;
Aber das Süßeste auf der Erden weiß ich:
Rächende Liebe, liebeheiße Rache!

Haben Sie gehört, Fränlein Eva?

Eva (mit geschlossenen Augen). Ja, ich hab' gehört.

Wolf. Warum sehen Sie mich nicht an?

Eva. Ihr Lucifer-Gesicht. Ich will's nicht mehr sehn.

Wolf. Und Niemand auf der weiten Welt meint's Ihnen so gut wie ich. Die tanzen alle so durchs Leben hin, auf der Jagd nach dem Glück, — so wie die da drüben; die Leidenschaft zeigt dazu, die Wünsche flöten und pfeifen. Jeder will sein Glück. Nur ich will das Ihre. Sehen Sie mich an.

Eva (blickt ihn an). Mein Glück? Es giebt keins mehr —

Wolf. Doch, es giebt noch eins. „Rächende Liebe, liebeheiße Rache"! — Die da drüben sind glücklich und Sie wollten weinen?

Eva. Lassen Sie mich weinen —

Wolf (tiefer vor ihr). In meinen Armen süße Duldrin! (Sie legt, zusammenschauernd, die Hände vor ihr Gesicht. Er zieht sie vor fort, bedeckt sie mit feinen Küssen.)

(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Wolkenschatten.

Ich sah es oft am heimatlichen Meere . . .
Im grellen Licht des Tages dehnten sich
Die unermeßlich weißen Dünenfelder,
Gleichförmig, reglos hin, von keinem Hauche
Des Windes gerührt, von keiner Welle Saum
Gehüßt. Und wie am matten Blau des Himmels
Die weißen Sommerwölkchen, planumrandet,
Dann schifften, märchenfernen Seglern gleich,
Kroch riesenhaft ihr Schatten jedesmal,
Kantast'schem Vorzeitsungetüme ähnelnd,
Gespenstisch, langsam über's Sandmeer hin
Und kann in nichts . . . Heut manchmal will mich's dünken,
Der öden Düne gleich, der regungslosen,
Im hellen Licht des hohen Mittags dehne
Mein Leben sich und ferne Jugendträume,
— Ach, himmelferne, — die von sel'ger Hoffnung
Durchgoldeten, sie würfen ihre Schatten
Aus unerreichbar'n Höh'n noch darauf nieder.
Doch wild verzerrte Schatten sind's; wie Krähen,
Der Träume, die mein Herz einst süß umschmeichelt,
Grinst's mich aus ihnen an; sie äffen mich,
Gleich Spuckgebilden, wenn sie lautlos, langsam,
Mit einer Riesenspinne dunklen Flügeln
Vorüberziehn ob meinem öden Leben . . .
Ich sah es oft am heimatlichen Meere.

Konrad Telmann.

Digitized by Google

Deutſcher Sommerregen.

Novelle von **Wilhelm Jenſen.**

(Schluß.)

12. Auguſt.

Grittchen — Grittchen — Grittchen —

Entſchuldige meine Handſchrift, ſie will nicht anders.

Um 6 Uhr früh klopft Reinbold an meine Thür, es wär' trocken, er wolle mein Medaillon ſuchen, wüßt' aber nicht wo, ich müßte mitgehn, ihm die Stelle zu zeigen. Ich zog mich raſch an und that's; warum weiß ich nicht, an dem Medaillon lag mir in dem Augenblick garnichts.

Wir kommen zu dem Platz hinauf, den ich meinte, dicht vor oder über uns lag ein ganz ſchneeweißer Nebel. Aus dem kommt plötzlich, wie wir uns umſehn, er hervorgetaucht — der Maler Heinz Follebier — und fragt mich, was ich ſuche. Dabei ſah er mich mit ſeinen grünblitzenden Augen an; mir ſtand einen Moment vor Schreck der Herzſchlag ſtill, ich hörte Reinbold lachend wegſpringen und antwortete mit keinem Laut, ſondern ſchaute ihm nur wieder in's Geſicht.

Nun ſagte er: „Ich weiß ſchon, Sie ſuchen Genzianen, wie Sie eine in Ihrer Stube im Waſſer ſtehn haben."

Darauf fuhr ich heraus: „Woher können Sie das wiſſen?"

„Von der Euphroſine, die ich neulich hineingeſchickt, um nachzuſehn —"

Und auf einmal — Grittchen! — ſchlägt er beide Arme um mich, hebt mich auf wie einen Strohhalm und ruft: „Geſtern ging's hinunter, hinauf geht's noch viel leichter!" Damit trägt er mich bergan davon, grad' in den weißen Nebel hinein. Der wird faſt bei jedem Schritt ſchneehelle und glänzender, und auf einmal funkelt — zum erſtenmal, ſeitdem wir in Platſchhoſen ſind — die volle Sonne mir vom blauen Himmel in die Augen.

Da ſingt der närriſche Menſch laut:

„Sonnenkind, Sonnenkind,
Flieg' zum hohen Himmel hin!
Hol' einen Sack voll Kringel!
Mir einen, Dir einen,
Andern Kindern gar keinen!"

— Das iſt ein uralter thüringiſcher Kinderreim — und danach trägt er mich noch ein Stückchen aufwärts, ſetzt mich auf eine trockne, warme Matte zwiſchen blühenden Thymian nieder und lacht:

„Ja, das iſt der richtige Speck zum Mäuſefangen."

„Pfui!" wollte ich ſagen, aber ich konnt's nicht, denn er bückte ſich zugleich nieder und —

Alles braucht man übrigens in ein Tagebuch und beſonders für junge Mädchen, wie Dich Grittchen, nicht hineinzuſchreiben. Ich habe heut auch zu wenig Zeit dafür — alſo mein Mund war nicht im Stande, ihm auf ſeinen mir jetzt verſtändlich gewordenen Vergleich zu antworten, und nach ein paar Stunden kamen wir zuſammen (in dickem Nebel) unten im Dorf wieder an. Unterwegs ſagte ich ihm: „Du mußt mir in die Hand geloben, Dich nicht mit Doktor Windmacher zu ſchießen." Dazu lachte er wieder hell auf (wie köſtlich der Ton ihm vom Mund kommt): „Glaubſt Du, daß das nötig iſt? Ich habe ihm ja geſagt, er werde für heute das Erforderliche zu veranlaſſen wiſſen; Du kannſt ſicher überzeugt ſein, daß er's gethan hat." Und er gelobte nichts in meine Hand, ſondern küßte ſie etwa zwanzigmal, bis er zur Abwechslung — ich meine, bis wir zur Abwechslung an den Gaſthof zum Gießhübel kamen.

Digitized by Google

Die Andern befanden sich alle im Eßzimmer, ich ging allein rasch hinein und rief: „Mama, ich habe mich eben verlobt.“ Sie flog vom Stuhl auf: „Du hast Dich mit Doktor Windmacher verlobt?“ Agathe, Oline und Cleopha starrten mich, gleichfalls in die Höh' gesprungen an, als ob sie an ihren gesunden fünf Sinnen irre wären.

„Nein, mit Heinz Follebier, unser'm Maler,“ antwortete ich, und so bänglich es mir dabei um's Herz war, mußte ich mich doch auch mit aller Kraft zusammennehmen, nicht laut herauszulachen.

„Bist Du toll geworden, Elma,“ fragte Mama, „oder was soll ein solcher Spaß?“

„Nein, es ist sehr ernst, Mama,“ gab ich zurück, „denn wenn er mich nicht genommen hätte, würd' ich mich niemals verheiratet haben, das weiß ich schon seit bald acht Tagen.“ Meine Schwestern machten sämtlich in vier geistiggemütliche Teile zerlegbare Gesichter, die ziemlich gleichmäßig abgewogen, Unglauben, Sprachunfähigkeit, Mißachtung und Mitleid mit mir ausdrückten. Agathe allein gebot über ihre Stimme zu dem Ausruf:

„Das kann man ja Doktor Windmacher gar nicht mitteilen, er wird so etwas nicht für denkbar halten! Wo mag er sein? Ich habe ihn heut' Morgen noch nicht gesehn.“ Grad' im Augenblick kam die Euphrosyne mit einer goldgeränderten Visitenkarte herein, hörte noch Agathes Frage und sagte: „Der Herr Doktor ist heut' in aller früh abgereist; auch's Trinkgeld hat er in der Eil' vergessen.“

Darüber vergaß auch Mama mich und meine Verlobung, riß der Kellnerin die Karte aus der Hand und las laut:

„Dr. Raphael Windmacher
empfiehlt sich der hochgeehrten Familie des Herrn Geheimrats auf's Angelegentlichste und bedauert höchlichst, sich nicht persönlich verabschieden zu können, da telegraphisch an mich eingetroffene Nachrichten meine Gegenwart im meteorologischen Observatorium unumgänglich notwendig machen und mir keine Minute Aufschub verstatten. Ich erlaube mir noch beizufügen, daß die Wetterprognose für die nächste Zeit die denkbar günstigste ist.“

Was danach zunächst geschehn, weiß ich nicht mehr, nur daß ich alle wieder, auf ihre Stühle zurückgefallen, sprach- und regelos vor mir sitzen sah, während die Karte auf dem Fußboden lag. Von mir war nicht mehr die Rede; ich hielt mich auch nicht auf, sondern lief hinaus, um Heinz zu suchen. Der war gradwegs zu Papa auf's Zimmer gegangen; es dauerte, wenigstens schien's mir so, ziemlich lange, eh' er wieder herauskam, und ich versteckte mich hinter einen Vorsprung, denn auch ein Räuspern von Papa scholl über den Gang. Aber danach hörte ich ihn sagen: „Sehr angenehm, mit Ihren Verhältnissen ganz zufrieden,“ und wie Heinz an mir vorüberlief, fuhr ich unversehens aus dem Hinterhalt wie eine Spinne nach einer Fliege auf seine Hand los. Es war aber keine Fliege, sondern eine große Hummel oder Horniß, und statt daß ich ihn hatte, hatte er im nächsten Augenblick mich, wirbelte mich im Kreis herum, sang dazu:

„Bring' einen Sack voll Kringel!
Mir einen, Dir einen,
Andern Kindern gar keinen!“

und — das ist wieder überflüssig aufzuschreiben — nur noch, daß ich nachher Mama zu Papa in die Stube gehen sah und ein bischen draußen an der Thür horchte (ja, horchte — warum nicht? es ging jedenfalls mich am meisten an). Alles verstehen konnte ich freilich nicht, nur daß Mama in starker Aufregung und sehr ungehalten war und daß Papa leise und sehr verständig, denke ich mir, zu ihr redete. Denn allmählich wurde ihre Stimme besänftigter, und zuletzt hörte ich sie mit einem Seufzer etwas sagen — undeutlich und mir auch nicht recht klar, was es bedeuten sollte —:

„Nun, doch eine.“

Da lief ich in's Salettel hinunter, wo Heinz mich erwartete.

Abends spät.

Alles ist in Ordnung und denk' Dir, Grittchen, wir fahren morgen nach Berlin zurück. Der Wetterwarteibericht verkündigt auch auf's Bestimmteste einen vollständigen Umschwung der Witterung (augenblicklich schüttet es wie aus Gießkannen) und „in Folge dessen“ will Papa unwiderruflich abreisen. Mama hat ebenfalls nichts mehr dagegen, der Aufenthalt hier hat sie doch ziemlich enttäuscht, und Heinz kommt natürlich mit.

Noch ehe Du dies liest, wirst Du ihn leibhaftig sehn und mir nachher sagen, daß man sich nichts Schöneres von einem Manne vorstellen

Digitized by Google

kann. Was für ein verdutztes Gesicht Du wohl machen wirst!

— — —

Patsch! Da mache ich es. Dein Brief liegt noch auf dem Tisch und ich nehme ihn eben in die Hand, um ihn jetzt doch zu Ende zu bringen, lese den Schlußsatz auf der ersten Seite noch einmal.

„Nach Deinem Tagebuch, denke ich, daß mein Brief grade als Glückwunsch zu Deiner Verlobung mit" — — ich schlage um und da geht's weiter: „dem Maler Heinz Follebier eintrifft."

Grittchen, bist Du eine Hexe? Woher hast Du das gewußt? „Ja, was is denn dös?" Vor solcher Klugheit läuft's mir mit einer Gänsehaut über den Rücken.

Es ist doch ein herrlicher Sommer, wie ich noch niemals einen erlebt habe! Zur Belohnung für Deine Hellseherei will ich Dir noch ein paar Verse aus unserm Fremdenbuch abschreiben, mit denen am Abend eine gewisse große Handschrift mich bekannt machte; übrigens waren sie vor unserer Ankunft in Platschhofen versteckt zwischen die noch leeren Zukunftsblätter hineingeschrieben). Unverfroren ist der Herr Verfasser, das muß Gerechtigkeit ihm lassen, denn ohne sonderlich dringend aufgefordert worden zu sein, las er das Nachfolgende laut am Tisch vor:

Und wenn nun ausgelitten
Die grüne Jammerzeit,
Da laßt zum Herrn uns bitten
Um gnädiges Winterleid!

Denn edler, als zu wurzeln
Mit Binsen im Sündfluttiefe,
Ist's doch, als Mensch zu purzeln
Auf Glatteis, Glitsch und Schnee.

Und bratend sich den Rücken
Am Ofenkohlenrost,
Selig zu überwintern
Zum nächsten Julifrost.

Man heizt durch innere Bräude
Dazu den Schlund und Darm
Und wird sogar am Ende
Im Federbette warm.

O wie verzückt in Wonne
Mein Blick die Zukunft sieht:

Gestapelt Tonn an Tonne
Mit schwarzem Anthracit!

O holde Fingerblasen,
Am heißen Rohr gebraunt!
O Winterschnupfennasen,
Wie putzt euch froh die Hand!

Wie wird zum Paradieslaud
Dann Weh, Ost, Süd und Nord!
Man sehnt sich nicht nach Island
Und kaum nach Lappland fort.

Zu süßen Gläserschalles
Grogdämpfen singt man laut:
Ja, Deutschland über Alles,
So weit der Himmel sau't!

Mama giebt sich redlich Mühe, ihre bisherige „Apprehension" gegen den zukünftigen Schwiegersohn, und ebenso meine Schwestern die ihrige gegen den baldigen Schwager zu überwinden oder wenigstens nicht mehr blicken zu lassen. Aber das Gedicht stellte doch ihren noch jungen Selbstbeherrschungs-Vorsatz auf eine zu starke Probe, und sie schwiegen nach dem Lesen baumstill. Nur Cleopha konnte eine gewissermaßen kollegialisch-kritische Bemerkung nicht zurückhalten, daß sich in der dritten Strophe ein Formfehler befinde, da in ihr nicht, wie sonst in allen übrigen, auch der erste und dritte Vers gereimt seien. Heinz lachte urdrollig, das sei ihm wohl in der Begeisterung für seinen Gegenstand so entschlüpft; er mache im Übrigen gar keinen Anspruch darauf, ein tadelloser Musenjünger zu sein, sondern reime nur so ab und zu einmal so seinem (und künftig auch zu meinem) Privatplaisir. Aber vielleicht könne Cleopha an der Stelle ein bischen nachbessern. (Ich hatte natürlich von dem Fehlen des Reimes nichts gehört, doch jetzt bei'm Abschreiben fällt es mir auch auf.) Papa aber äußerte:

„Ein Gläschen Grog, ja in der That, das wäre sehr angenehm."

Meine Genziane blüht noch immer frisch wie am ersten Tag und ich nehme sie morgen mit nach Berlin. Grittchen, ich als Braut nach Berlin — ich! Das ist das Ende meines Tagebuch's in Platschhofen, und das Weitere überlasse ich „seinem Freund", dem Schulmeister.

Herr Gott, wie's draußen platscht! Grodezu großartig!

Digitized by Google

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Mein Erstling: „Schach der Königin.“

Von Ernst Eckstein.

Leider bin ich nicht in der Lage, über mein Erstlingswerk, das humoristische Epos „Schach der Königin!“ das zuerst 1870 erschien, halb so interessante Mitteilungen zu machen, wie etwa Konrad Ferdinand Meyer über sein fesselndes Poem „Huttens letzte Tage.“

Demungeachtet will ich sehn, was sich thun läßt.

Die Entstehungsgeschichte von „Schach der Königin!“ hat ihre Absonderlichkeiten. Als ich die Feder ansetzte, lag mir nicht das Geringste vor, was auch nur wie die Skizze eines Entwurfs ausgesehn hätte; ja selbst innerlich hatte ich keinen Plan. Die zwanzig Gesänge, aus denen das Werk besteht, kristallisierten sich um einige ganz flüchtig hingeschleuderte und später dann umgeschmolzene Bruchstücke. Nach und nach erst kam etwas Ordnung in diese Planlosigkeit; Unverwendbares wurde beseitigt; Anderes eingefügt; Willkürliches und Zufälliges motiviert; und so zuletzt ein Opus auf die Beine gestellt, das sich zwar ziemlich flott und zuversichtlich geberdete, aber die Spuren dieser eigentümlichen Genesis doch nicht hinlänglich verwischen konnte, um das Auge des Kenners zu täuschen.

Ernst Eckstein

Schon die äußere Form verrät, daß hier nicht eine Arbeit aus Einem Guß vorliegt. In den älteren Teilen der Dichtung, das heißt vom zweiten bis achten Gesang, überwiegt bei den achtzeiligen Strophen eine wechselnde Verschlingung der Reime, während sich in dem ersten Gesang und in der zweiten Hälfte des Werkes mehr die regelmäßig gegliederte Stanze findet.

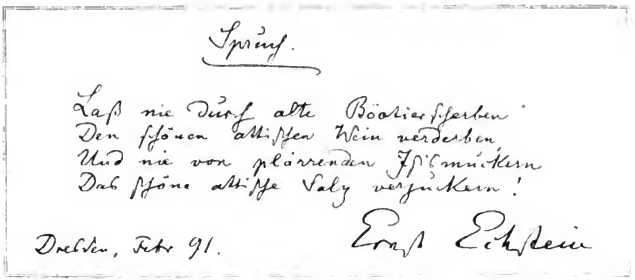
So schlimm, wie Karl Frenzel es darstellt, der dem Buche unmittelbar nach Erscheinen mehrere Spalten widmete, war das Chaos nun doch wohl nicht, was schon aus dem Umstand hervorgeht, daß sich die Handlung in aller Kürze erzählen läßt. Rudolf Gottschall rühmte sogar ausdrücklich den Grundgedanken, der darin besteht, daß der Held quasi am eigenen Fleische erleben muß, was er im Übermut seiner Welt- und Gesetzesverachtung bei Andern gesündigt hat.

Kurt — so heißt der jugendlich-kecke Abenteurer — verführt die Frau eines preußischen Junkers; die Treulosigkeit Mariens — so heißt die Frau — wird entdeckt; nach den üblichen Ehrenhändeln läßt der betrogene Gatte sich scheiden. Das zärtliche Paar geht im Lauf der Geschehnisse unverhofft auseinander; Kurt verlobt sich mit einer leidenschaftlichen Südländerin, der wonnesamen Giulietta Crispi — und um verführt ihm der preußische Junker menchlings die Braut.

Man sieht, die Fabel hat doch ein Rückgrat, und daß dies Rückgrat vergleichsweise so fest und korrekt ist, nimmt mich angesichts der oben geschilderten Entstehungsgeschichte selbst Wunder.

Sollte der Leser die Konzeption meines Erstlings gar zu barbarisch finden, so will ich zur allgemeinen Beschwichtigung hier darauf hinweisen, daß der „Stoff“ im humoristischen Epos nicht entfernt die Bedeutung hat, wie etwa in der ernsteren Epopöe, im Roman oder vollends im Drama. Die Handlung ist in „Schach der Königin!“ nur der Faden, an welchem das Episodische, die fröhlichen Arabesken, die Exkurse und Parabasen in bunter Folge sich aufreihen. Richard Gosche in

Digitized by Google



seinen „Litteraturbriefen" fand sogar den Schwerpunkt der Dichtung in den rein lyrischen Elementen, in der launigen Klangfarbe der Diktion, in der Behandlung des Verses.

Die erste Auflage ging im Cultus des Nebensächlichen, trotz der Maskenfreiheit, die man der Gattung einräumen mag, wohl etwas zu weit; daher steht in der Vorrede zur „dritten völlig umgearbeiteten Auflage" wörtlich zu lesen wie folgt:

„Der Verfasser hat lange geschwankt, ob er sein Erstlingswerk nicht ganz und gar in der ursprünglichen Form belassen sollte. Allmählich aber brach sich doch die Erkenntniß Bahn, daß man die immer wiederkehrende Reproduktion aller, auch der evidentesten Fehler mit Recht als eine Geschmacklosigkeit auffassen würde. Die Grundzüge der Composition ließen sich allerdings nur an wenigen Punkten verbessern: im Einzelnen aber konnte gar mancher Mißgriff beseitigt, gar manche Schroffheit gemildert, gar mancher Verstoß gegen die Schönheit gesühnt werden. Schon die Rücksicht auf das Publikum, das dem Werke trotz aller Unvollkommenheit, eine von Jahr zu Jahr wachsende Theilnahme zuwandte, gebot einen Versuch. Dieser Versuch nun tritt hier in die Öffentlichkeit. Die Kritik wird sich überzeugen, daß ich ihre Winke vielfach benutzt habe, selbst wo sie in feindlicher und gehässiger Form ertheilt wurden. Insbesondere ist die Gestalt des philosophischen Lohnschreibers, die Karl Frenzel mit Recht als mißlungen bezeichnete, völlig in Wegfall gekommen. Wo die Handlung Motive verwertet, die als Satire auf die moderne Roman- und Dramen-Composition beabsichtigt waren, da ist die parodistische Willensmeinung des Autors schärfer accentuiert worden. Das Episodische wurde mehr eingeschränkt, die allzu dreisten Schößlinge burschikoser Ausgelassenheit wurden gebändigt. Dem ungeachtet haftet dem Buche auch in seiner neuen Gestalt viel Jugendliches, Ungeberdiges und Disharmonisches an. Wenn die geringen Vorzüge, die es besitzen mag, jetzt um Einiges mehr zur Geltung kommen, als früher, so ist die Mühe, der sich der Verfasser bei dieser neuen Auflage unterzogen hat, reichlich belohnt".

Im Herbst 1869 war „Schach der Königin!" so weit fertig, daß ich mich nach einem Verleger umsehen konnte. Die fünfunddreißigste Strophe des letzten Gesanges lautet:

„. . . Seitdem ist manche Woche nun verflossen,
Und mehr als eine Feder schrieb ich breit;
Manch Quärtlein ward in's Tintenfaß gegossen,
Und mancher Fleck besprützte mir das Kleid.
Jetzt aber sei das Riesenwerk beschlossen,
Das Biedersinn bedächtig euch geweiht . . .
Schon greift der Setzer rüstig in die Lettern,
Um im Oktav mich schwärzlich zu vergöttern".

Man sieht, die letzten Zeilen atmen eine rühmliche Zuversicht. Die beiden folgenden Strophen jedoch zeigen, daß sich der jugendliche Verfasser, trotz der guten Meinung, die er von seinem Werk hatte, auch über die Unvermeidlichkeit dessen nicht täuschte, was Plinius der Jüngste „la petite misère de la critique" nennt.

Das Manuskript ging sauber verpackt nach Stuttgart und zwar zuvörderst nicht an einen Verleger, sondern an Otto Müller, den allbeliebten Verfasser von „Bürger, ein Dichterleben", „Charlotte Ackermann", ꝛc. ꝛc. Müller, ein Altersgenosse und Freund meines Vaters, dazu ein Landsmann, las das Werk binnen drei

Digitized by Google

Tagen durch, schrieb, er habe sich bei der Lektüre, „vor Vergnügen gewälzt“, und erklärte sich mit einer Liebenswürdigkeit, die ich ihm niemals vergessen werde, bereit, sofort die Vermittlung bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu übernehmen.

Cotta! — Der Name wirkte ja damals noch auf alle angehenden Poeten wie eine Zauberformel, trotz der Mißerfolge z. B. der Pyrker'schen Werke, der „Tunisias“ und der „Rudolfias“, die selbst unter der Flagge der Classicität nicht in den Hafen des Ruhms einlaufen wollten.

Alles ging gut. Der Chef der Firma und seine litterarischen Beiräte waren von dem eigentümlichen Ton der Dichtung zwar ein wenig verblüfft, aber doch sofort dafür eingenommen. Da erhob ein gewisser Doktor Altenhöfer, der, wenn ich nicht irre, in Augsburg als Redaktionsmitglied der „Allgemeinen Zeitung“ das Scepter schwang, noch im letzten Moment seine Warnerstimme. — Ich habe den Brief, den Herr Altenhöfer an den „Hochzuverehrenden Herrn Baron“ schrieb, selber gelesen. Der Brief erkannte zwar bereitwillig an, daß „Schach der Königin!“ nicht ganz ohne Verdienst, und — lediglich als Dichtwerk betrachtet — wohl des J. G. Cotta'schen Verlages würdig sei; aber, aber —: es komme darin leider Gottes ein Ehebruch vor; und einen Ehebruch dürfe das Haus Cotta durch Aufdrückung seines Stempels nicht öffentlich sanktionieren!

Da war ich also „geleimt“! Ich hätte mich zwar auf berühmte Muster berufen, ich hätte die Firma bescheidentlich darauf hinweisen können, daß unser größtes Dichtwerk, der „Faust“, sechs „wiederträchtige“ Themen auf einmal — nämlich Verführung eines Mädchens unter sechszehn Jahren (§ 182 des R. St. G.), Kuppelei (§ 181), fahrlässige Tötung (§ 222), Tötung im Zweikampf mittels vorsätzlicher Übertretung der hergebrachten Regeln (§ 207), Kindesmord (§ 217) und zum Schluß den Versuch, eine Gefangene zu befreien (§ 120) — mit allem Zauber der Poesie umkleidet; aber eh' ich noch diesen Gedanken recht in Erwägung zog, hatte mein Freund in Apoll, Otto Müller, bereits einen Mann entdeckt, der von den Rechten der Poesie höher dachte, das „Geschluchze der falschen Moral“, wie Müller sich ausdrückte, einfach belächelte, und sich sofort entschloß, das Manuskript in Verlag zu nehmen. Dieser verständige Mann war Adolf Kröner, der mehrere Jahre zuvor mit Hans Hopfens „Peregretta“ und einigen anderen Werken später berühmt gewordene Dichter ziemlich erfolgreich debütiert hatte. Eine seltsame Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß Adolf Kröner, damals noch Anfänger, im Laufe der Zeit diese nämliche Cotta'sche Buchhandlung siegreich „geschluckt“ und mit den sonstigen großartigen Unternehmungen, denen er vorsteht, vereinigt hat. —

„Schach der Königin“ spielt mitten im allermodernsten Leben. Der Schauplatz der ersten Gesänge ist ein thüringischer Badeort, der der späteren die preußische Hauptstadt; vorübergehend zweigt sich die Handlung auch nach dem Süden ab, zumal nach Venedig. Unmittelbarste Autopsie der Menschen und Dinge gab mir die Anregung; die Form stand unter dem Einfluß Luigi Pulci's (Il Morgante maggiore), Ariostos und vor Allem Lord Byrons, dessen „Don Juan“ mich damals begeisterte.

Träte ich heute mit „Schach der Königin“ zuerst an die Öffentlichkeit, so würde mir, zahlreicher Episoden halber, vielleicht die Ehre zu teil, von den Jüngstdeutschen als Mitglied ihrer vermeintlich so neuen und originellen Schule angesprochen zu werden. Damals — 1870 — war die Zeit dieser glorreichen Himmelsstürmer noch nicht gekommen.

Es sei mir gestattet, ein Wort über den Titel der Dichtung hinzuzufügen.

Das „Schach der Königin!“ bezieht sich nicht sowohl auf die kühne Liebesattacke, die der Held inszeniert, als vielmehr auf die ganze Veranlagung seines Temperaments. Ich suche in diesem Kurt eine übersprudelnde Individualität zu schildern, die der Allmacht des Philisteriums mit bewußtem Trotze entgegentritt, und der „landläufigen Sitte“, dieser Alles beherrschenden Königin, in rücksichtslosester Weise Schach bietet.

Der erste sichtbare Erfolg von „Schach der Königin“ war für mich eine liebenswürdige Zuschrift von Julius Rodenberg, der damals den von ihm in Gemeinschaft mit Ernst Dohm gegründeten „Salon“ redigierte. Diese Revue nahm unter der Führerschaft Rodenbergs unbestritten den vornehmsten Rang unter den schönwissenschaftlichen Blättern ein. Rodenberg forderte mich zur Mitarbeiterschaft auf und legte mir so den Gedanken nahe, auch in Prosa mich zu versuchen, und zwar zunächst auf dem Gebiet der Novelle. — Andere Zeitschriften folgten

Digitized by Google

Die Schwierigkeiten, mit denen der Anfänger so häufig zu kämpfen hat, sind mir durch außerordentlich günstige Konstellationen erspart worden. Und so schließe ich denn dieses kleine Stück Selbstbiographie mit einem herzlichen Dankesgruß an das Dreigestirn, das über der Wiege meines Erstlings gestrahlt hat: an meine ersten litterarischen Gönner Otto Müller und Julius Rodenberg, und an den Pathen des Kindes: Adolf Kröner, meinen ersten Verleger.

Ernst Eckstein.

Von Gerhard v. Amyntor.

„Cherchez la femme!“ könnte man, allerdings in einem gänzlich anderen, als dem üblichen Sinne heute auch denjenigen Erzeugnissen der Belletristik gegenüber ausrufen, die anonym oder auch mit einem Verfassernamen, dem ein nur durch den Anfangsbuchstaben bezeichneter Vorname vorgesetzt ist, auf dem Büchermarkte erscheinen und die also über ihre Herkunft den Leser in einem gewissen Dunkel erhalten sollen. Die täglich sich steigernde Thätigkeit weiblicher Federn auf diesem Gebiete erscheint uns außerordentlich bedenklich, sowohl für die Litteratur selbst, als auch für die Geschmacksbildung des lesenden Publikums, das in seinen Ansprüchen immer mehr heruntergebracht wird, und sich nur noch am roh Stofflichen ergötzt, welcher Umstand auf die Produktionen vieler männlichen Federn dann leider wiederum eine verderbliche Rückwirkung ausübt. Es liegt nicht in unserer Absicht, diese Gefahr hier eingehender nachzuweisen, noch glauben wir der ausdrücklichen Versicherung benötigt zu sein, daß wir trotz dieser unserer Auffassung durchaus nicht blind für das Schöne sind, das wir den wenigen berufenen und verdienstlichen weiblichen Federn auf dem Gebiete der Dichtung, namentlich auch der Erzählungskunst zu verdanken haben; für jeden schärfer Blickenden steht aber die Thatsache fest, daß die gegenwärtige Roman-Hochflut aus weiblicher Feder ein Drangsal ist, das alle Dämme der Ästhetik zu durchbrechen und die in den Niederungen lebende Leservmenge mit Hohlem, Nichtigem, Unwahrem, ja, teilweise Albernem und Kindischem zu überschwemmen droht. Die Gefahr ist um so bedenklicher, als gerade bei uns in Deutschland fast nur allein noch das weibliche Geschlecht regen Anteil nimmt an den Erzeugnissen des schönen Schrifttums; dieser Umstand verführt sehr leicht auch den Autor männlichen Geschlechts, sich der herrschenden Geschmacksrichtung anzubequemen und, um marktgängig zu bleiben, ebenfalls auf dem Altare des Nichtigen und Flüchtigen, des Verlogenen, Konventionellen und Unwahren zu opfern. So haben wir denn auch heut schon eine erkleckliche Anzahl bärtiger Erzählhandwerker, die ihren Vornamen Karl, August, Friedrich, ebenso gut in Karoline, Auguste, Friederike umwandeln könnten, und kein Mensch würde, wenn er die Werke dieser Herren läse, daran zweifeln, daß sie aus der Feder einer Dame geflossen seien. Jedes Publikum und jede Zeit haben eben die Dichter, die sie verdienen.

Man könnte unter sothanen Umständen wohl mutlos werden und der Fortentwickelung unserer Litteratur mit einiger Bangnis entgegensehen, wenn es nicht hier und da noch echte Dichter gäbe, die fest und unerschütterlich wie Leuchttürme aus der epischen Wasserflut emportragen und deren Laterne kein noch so scharfer Modewind auszulöschen vermag. Sie stehen errichtet auf den Fundamenten einer tüchtigen universellen Bildung; die Flamme, der sie als Träger dienen, wird von echter unbestechlicher Liebe zum Wahren, Guten und Schönen genährt; hell und stetig loht sie empor und wirft ihre Strahlen durch die blitzenden Glasluken stilistischer Gewissenhaftigkeit und virtuoser Formvollendung. Diesen Männern, die aus dem quirlenden Chaos das unsern Blick beängstigt, hervortragen, darf auch der Dichter beigezählt werden, dessen Name über diesen Zeilen steht.

Ernst Eckstein ist zu Gießen am 6. Februar 1845 geboren, steht also gegenwärtig in seinem siebenundvierzigsten Lebensjahre und in der Fülle seiner Kraft. Leider bin ich ihm niemals begegnet, und weiß über sein Leben nur jene Daten beizutragen, welche das Schriftsteller-Lexikon bietet. Er hat zu Gießen und Bonn studiert, mannigfache Reisen durch Frankreich, Italien und Spanien ausgeführt und eine Zeit lang in Wien, dann in Leipzig, die Leiden und Freuden der Herausgeberschaft verschiedener Journale gekostet; 1885 ist er nach Dresden übergesiedelt, wo er seither wohnt. Das humoristische Epos „Schach der Königin,“ das heut in dritter Auflage vorliegt, machte Ecksteins Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Da er demselben zwei Jahre später das satirische Epos „Venus Urania“ und von 1875 an die Humoresken „Der Besuch im Carcer,“ „Aus Sekunda und Prima,“ die Gedichtsammlung „Initium fidelitatis“, das Lustspiel „Der russische Diplomat,“ „Satirische Zeitbilder“ und „Das hohe Lied vom deutschen Professor“ folgen ließ, sowie auch eine Zeit lang die humoristische Wochenschrift „Schalk“ redigierte, so war das Urteil über Eckstein bald gesprochen: man rangierte ihn kurzweg unter die Humoristen, und Andere, die vom Humor so viel verstanden, wie der Esel vom Lautenschlagen, und denen deutsches Schulwesen und deutscher Schulmeisterdünkel als etwas Heiliges und Unverletzliches, als Tabu, galten, beeilten sich, das deutsche Philisterium vor Eckstein zu warnen und namentlich für die deutschen Gymnasiasten die Eckstein'schen Schulhumoresken auf den Index zu setzen.

Ich muß nun zur Vermeidung von Mißverständnissen hier gleich in Parenthese bemerken, daß auch ich Ernst Eckstein für einen unserer wenigen wirklichen Humoristen halte und daß ich ihm damit ein recht hohes Prädikat zu erteilen glaube, denn um ein Humorist zu sein, muß man zuvörderst ein ganzer Mensch sein, ein Mensch mit Kopf und Herz, mit Bildung und Gefühl, mit Witz und Gemüt, ein vielseitiger und innerlich reicher Mann, der sich an der Freude Anderer mit erauicken und an den Schmerzen des Nächsten mit leiden kann, der aber diese Mitfreuden durch wehmütige Thränen und dieses Mitleiden durch hoffnungsfrohes Lächeln auszudrücken weiß, ein scheinbar widerspruchsvoller Mann, der uns trotz alledem durch sein überraschendes Lächeln und durch seine verblüffenden Thränen unfehlbar gefangen nimmt. Gewiß, Eckstein ist ein Humorist, aber nicht ein Humorist von jener bedenklichen Art, wie sie den Kleingeistern, die alles, um es begreifen zu können, erst in bestimmte Schubladen ihres Verstandes einschachteln müssen, vorschwebt, nicht ein Humorist, vor dem man die Schüler warnt und den man aus den Gymnasialbüchereien zu verbannen hat. Derjenige Schulmeister, der über Ecksteins „Besuch im

Digitized by Google

Carcer" nicht so herzlich zu lachen vermag, daß ihm die Thränen unter den Brillengläsern hervorfließen, der sich nicht hingerissen fühlt, das Büchlein seinen Schülern in die Hand zu drücken und auszurufen: „Jungens, das müßt ihr lesen! das wird euch Freude machen und eine Herzerquickung sein!" — ein solcher Schulmeister hat meiner Ansicht nach seinen Beruf verfehlt; er wird seinen Schülern vielleicht das ABC und die Rechentafeln leidlich beibringen, sich aber nimmermehr in ihre Herzen einschmeicheln und nie aus ihnen rechte Männer bilden.

Aber auch denen gegenüber, denen der Begriff des wahren Humors aufgegangen ist und die ohne mala fide Ernst Eckstein einen Humoristen nennen, möchte ich betonen: Eckstein ist doch noch mehr als ein Humorist, er ist zugleich ein phantasievoller Dichter; er kann jenes bekannte „homo sum" in Anwendung auf sich selbst travestieren und getrost von sich sagen: ich bin ein Dichter, und weil ich ein Dichter bin, ist mir nichts Menschliches fremd und in alle menschlichen Verhältnisse und Herzensabgründe dringe ich tief, bis zum Grunde, ein.

Im Jahre 1880 überraschte er uns mit einem Werke, das auch Denen, die an Eckstein besten Falles nur die sprudelnde Laune gelten ließen, endlich eine andere Ansicht von ihm beibrachte: sein kleiner, urgesunder „Murillo" bereicherte das Zivilstandsregister unserer epischen Dichtung um eine der bedeutendsten Geburts-Eintragungen. Wie anspruchslos und einfach hebt diese reizende poetische Erzählung an; mit wie wenigen, aber kunstgerechten Strichen wird uns da ein andalusischer Hintergrund gezeichnet! Wir hören die Wasser des Guadalquivir rauschen und schlank erhebt sich vor unsern Blicken Sevillas Giralda in die von Blumenduft erfüllten Lüfte. Und in dieser Szenerie steht ein Knabe, siebzehnjährig, mit nachtdunklem Gelock, Palette und Malerpinsel in der Hand: Esteban Murillo, des Tischlers Sohn. Wie diese armen Jungen, der sein verwittwetes Mütterlein mit rührender Treue hegt und pflegt, nun die Liebe zur Kunst und zu einer schönen, unerreichbar hohen Dame wie ein Wirbelwind erfaßt und immer höher und höher emporträgt; wie der jugendliche Maler alle Hindernisse, die Ungunst seiner verlassenen Lage, den Neid der Kollegen, nach und nach überwindet, bis er als der ruhmgekrönte Künstler ins sonnige Auge der gnadenspendenden Majestät und in das noch sonnigere seiner hold errötenden Braut, der Dame Beatriz, schauen darf — das ist der knappe Inhalt der einfachen, aber eben durch ihre künstlerische Einfachheit doppelt wertvollen Dichtung. Alles Beiund Nebenwerk ist verschmäht, dabei ist die Sprache virtuosenhaft gemeistert. Und nirgends prunkt der Dichter mit gelehrten fossilen Gräberfunden; er handhabt seinen Stoff nicht wie der fabulierende Archäologe, der das versteinerte Mark irgend eines Mumienknochens in der Siedehitze induktiver Imagination auflöst und dann in seiner archäistisch ausgestatteten Küche zu einem modernen Roman-Bouillon verarbeitet. Hat auch Murillo vor zwei Jahrhunderten gelebt, nicht um zwei Tage führt uns der Dichter mit dem, was er uns bietet, zurück; das, was er an diesem Murillo zur Erscheinung bringt, ist durchaus modern, es sind des Künstlers Leiden und Freuden, die heute wie vor zwei Jahrhunderten und vor zwei Jahrtausenden dieselben gewesen sind. Das ist das große Verdienst Ecksteins in diesem Werke: er mutet uns nirgends zu — spanisch zu denken.

Der Dichter, der uns von seiner staunenswerten Vielseitigkeit hier einen glänzenden Beweis gegeben hatte, konnte die Kenner kaum noch mit den Erfolgen überraschen, die ihm nun bald auch auf dem Felde des großen Romans zu teil werden sollten. Seit dem Jahre 1885 hat Eckstein eine ganze Reihe von Romanen erscheinen lassen, von denen wir besonders „Aphrodite", „Violanta", „Die Claudier", „Prussias", „Das Vermächtnis", „Nero", „Camilla" und „Hertha" namhaft machen. Von allen diesen Romanen ist kein einziger, der nicht weit über das Durchschnittsmaß der Leistungen moderner Erzähler hinausreichte, das meiste Aufsehen und der bisher größte Erfolg wurden aber den „Claudiern" zu teil, die schon in dreizehnter Auflage vorliegen; mit diesem Romanen hat Eckstein einen Höhepunkt seines Schaffens erreicht, der er kaum noch wird überschreiten können. Er bewegt sich mit gleicher Sicherheit auf dem Parket des modernen Gesellschaftssalons, wie in den Palästen, Tempeln und Arenen des alten Roms, und wenn uns auch nach der Lektüre seiner geschichtlichen Romane klar wird, daß nur ein gelehrter Mann von umfassendem Wissen sie schaffen konnte, so drängt sich uns doch bei der letzteren selbst niemals der Gelehrte auf und wir haben immer das Bewußtsein, daß wir es mit dem Werke eines Dichters und nicht mit dem gequälten Erzeugnis eines fabulierenden Professors zu thun haben. Überall ist seine Komposition eine straff-einheitliche, zielbewußt vorwärts drängende; er ist ein Meister des epischen Schachspiels und bewegt seine Figuren so geschickt und planvoll, daß er den, der das Spiel zu überschauen wähnt, doch immer wieder mit einem neuen überraschenden Zuge verblüfft, der das Interesse am Spiel steigert und die Befriedigung über den unerwarteten und dennoch gesetzmäßigen Ausgang erhöht.

Wir können daher aus tiefster Überzeugung sagen, daß Eckstein nicht nur ein sehr fleißiger Arbeiter, sondern auch ein sehr bedeutendes dichterisches Talent ist. Dieses Talent offenbart sich schon in seiner wohllautgesättigten Sprache. Da ist nichts Gequältes, nichts Erkünsteltes; für die subtilsten Dinge sieht ihm jederzeit die unfehlbar passende und erschöpfende Bezeichnung zur Verfügung; und bei aller Musik, die seine Prosa enthält, machen seine Entwickelungen doch auch wiederum den Eindruck einer gewissermaßen mathematischen Folgerichtigkeit, so voll deckt sich in ihnen Inhalt und Form, das Gedankenbild fließt die Bahn des Wortes entgegen. Besonders angenehm und wohlthuend berührt er uns durch die Abwesenheit jeglichen Schwulstes; alles ist angemessen, korrekt und scheinbar nüchtern, und dennoch überschüttet er uns mit einem Blütenregen feinster Tropen, und die Prägnanz und Vielseitigkeit seiner Adjektiva ruft in uns immer die Vermutung wach, als ob einem so frisch und lebendig sprudelnden Geistesquell nie ein Augenblick des Nachlassens und der Ermüdung kommen könnte.

Interessant ist auch seine Stellung zu den Bemühungen unserer Sprachreiniger. Wenn er auch als ein Dichter vom feinsten Geschmack jeder Vernachlässigung des Ausdrucks, jeder Sprachfudelei, durchaus abhold ist, so ist er doch kein Anhänger der „strikten Observanz" eines sprachlichen „Purismus"; vielmehr greift er mit selbstherrischer Verachtung aller ängstlichen Bedenken tief in den Schatz der vielartigen menschlichen Sprachen und selbst vor einer griechischen Anleihe schrickt er gelegentlich nicht zurück. Er hat für dieses souveräne Verhalten unzweifelhaft seine wohlerwogenen Gründe und der Adel seines Stils zieht ihm auch in den meisten Fällen Recht; nachahmenswert aber ist sein Beispiel in dieser Beziehung doch wohl nicht.

Und nun zum Schluß noch eine kurze Bemerkung über die Ecksteinschen Frauengestalten. Sage mir, wie ein Dichter seine Frauengestalten bildet, und ich will dir sagen, was er wert ist. In der Herausarbeitung weiblicher Charaktere offenbart sich am deutlichsten die Kunst des männlichen Poeten, wie umgekehrt einer weiblichen Feder gewöhnlich nichts schwieriger wird, als einen wirklichen Helden zu zeichnen. Fingerfertige Romanschriftstellerinnen lieben es, ihre Helden mit allem Zaubergl anze der Größe und Kraft und Selbstüberwindung auszustatten; sie schaffen wahre Modelkupfer ohne Fehl und Makel und, wie man in Tierarzneischulen das Bild eines „musterkranken" Pferdes aufhängt, so entrollen sie uns das Gemälde eines „mustergesunden" Mannes, der, aller menschlichen Wahrheit

Digitized by Google

und Glaubwürdigkeit spottend, nun in dem Wolkenkuckuksheim ihrer unklaren Phantasie als traumhaftes Idol umhergaukelt. So weben auch die Romandichter niederer Ordnung ihre Frauengestalten entweder nur aus eitel Tugend, Schönheit und etwas Mondschein zusammen, oder sie erzeugen Mesalinen, deren Unweiblichkeit und Scheußlichkeit, ins Grauen- und Fratzenhafte karrikiert, uns mit Ekel erfüllt und an der Möglichkeit solcher Spottgeburten zweifeln macht. Die Ecksteinschen Frauengestalten sind fast ausnahmslos so überzeugend, wie Photogramme nach dem Leben, und ihre liebenswürdige Weibhaftigkeit ist gerade das höchste Lob, das ein Dichter, wie Eckstein, dem Ewig-Weiblichen spenden konnte. Weiche anmutigen, und doch nie die Schwäche der Menschennatur ganz verleugnenden Frauenbilder verdanken wir ihm, und andererseits wie geschickt weiß er unschöne, durch Eitelkeit oder durch zur Schau gestellte Frömmelei abstoßende Frauengestalten immer noch interessant und anziehend zu machen, indem er sie nie zu Zerrbildern entarten läßt und ihre Laster nur als die tiefen Schlagschatten ihrer Tugenden darzustellen versteht. Selbst die Verirrung von Grund aus edler Frauenseelen weiß er naturwahr und ergreifend zu malen und wir bewilligen solchen vom Wege gewichenen Schönen, noch ehe sie uns ihre entlastenden Bekenntnisse gemacht haben, aus mitfühlendem Herzen bereitwillig Indemnität.

Daß Eckstein in den Sprachen der Alten, wie der Lebenden, gleich sicher zu Hause ist, sei hier noch zum Überflusse erwähnt; er hat sich in manchem spärkräftigen Essay mit der Genesis und den Fortbildungsgesetzen auch unserer deutschen Sprache fruchtbringend bethätigt. Ja, wir haben tadellose Dichtungen von ihm in lateinischer, griechischer, englischer und französischer Sprache gelesen und würden nicht überrascht sein, wenn er uns einmal zur Abwechselung ein Sonett in Suaheli oder Sanskrit zum Geschenk machte. Dieses, umfangreiches Wissen und blühende Phantasie, diskursive Erkenntnis und rastlos quellende und treibende Produktionskraft, die klare Richtenheit des Denkens und die lohende Empfindungsglut des Poeten, der Philosoph und der Künstler, vereinen sich in diesem Dichter zu einer ganz eigenen Erscheinung, der wir von Herzen noch viele schaffensfrohe und erfolgreiche Jahre wünschen.

Litterarische Notizen.

— Die tüchtige und dankenswerte Arbeit eines zugleich gelehrten und geschmackvollen Mannes ist die neue Hiob-Übersetzung, welche der ehrwürdige Nestor der theologischen Fakultät an der Straßburger Hochschule, Eduard Reuß, im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig hat erscheinen lassen. Ohne sich auf spitzfindige textkritische Untersuchungen einzulassen deren Zahl bekanntlich gerade bei diesem Buche Legion ist, begnügt sich der Verfasser, den überlieferten Wortlaut treu und geschmackvoll teils in Prosa, teils in freien Rhythmen wiederzugeben. Minder angesprochen hat uns die Einleitung; zwar ist dem Autor wohl unbedingt beizupflichten, wenn er der zuerst von Luther ausgesprochenen, dann bis heute von Vielen verfochtenen Hypothese entgegentritt, als ob es sich hier um „eine dramatisierte wirkliche Geschichte" handelte und nicht um ein freies Dichtwerk, auch in der ästhetischen Würdigung findet sich manche feine Bemerkung, aber der philosophische Gehalt der Dichtung erscheint alkzu theologisch-strenggläubig ausgedeutet und auf die merkwürdige Rolle, welche der Versucher im Hiob spielt, fällt kein Licht. Und doch wäre sie einer neuen, tiefgründigen Erörterung wohl würdig gewesen.

— Zwei Frauenromane, von denen beiden nicht viel mehr zu sagen ist, als daß sie die lange Reihe der vielhundert anderen gleichwertigen verlängern helfen. Besonders „Die Junker von Luzern," Roman von A. von der Elbe, (Bierson, Dresden und Leipzig) möchte ich mit einer raschen und entschiedenen Handbewegung auf den Tisch des Leihbibliothekars zweiter Klasse niederlegen. Wäre ich nicht als gewissenhafter Berichterstatter zu dieser narkotischen Lektüre gezwungen gewesen, ich hätte es schwerlich über die ersten zehn Seiten hinausgebracht. — A. Evers, die Verfasserin des zweiten Romans „Auch ein Franzose" (Breslau, Schottländer) ist sich des Mangels an Gestaltungskraft instinktiv so wohl bewußt, daß sie nicht nur in der Vorrede, sondern auch in einer ganzen Anzahl von Randbemerkungen immer wieder auf die dem Roman zu Grunde gelegten historischen Traditionen und originalen Familienpapiere und Daten hinweist; es ist auch das Wertvolle in ihrem Buch. Die Erzählung soll das Liebesschicksal Dorothea Schlözers, des weiland berühmten weiblichen Gelehrten und Charles von Villers, des großherzigen Deutschfranzosen, der die Syssphusarbeit unternahm, Deutschland und Frankreich geistig verschmelzen zu wollen, schildern. Wer aber in so bescheidenem Maße künstlerisch veranlagt ist, wie die Verfasserin dieser „historischen Erzählung", der hätte klüger gethan, aus dem vorhandenen, wirklich guten Material — es ist u. A. ein hübscher Goethe-Brief darunter — einen kulturhistorischen Essay zu machen, anstatt den Leser zu zwingen, sich den wenigen Rosen zuliebe durch ein zweibändiges dürres Gestrüpp winden zu müssen. o. v.

— Das Grafenkind und andre Novellen von Ernst Wichert. (Berlin, Gebr. Paetel 1889.) Die drei Erzählungen tragen den bekannten Stempel der Eigenart Wichert's, sie sind vornehm, kühl und glatt Man fährt in seinem Buch gleichsam wie in schöngeschnigtem Nachen auf einem künstlich angelegten See spazieren. Er ist nicht so groß, daß man nicht allenthalben die wohlgepflegten Ufer mit Leichtigkeit zu überblicken vermöchte und doch groß genug, um am Rudern Vergnügen zu gewähren. Die Sonne brennt nicht, da das buntgestreifte Zeltdach schirmt, und das Wasser strömt erfrischende Kühle aus. Es kann sehr tief sein, aber das weiß man nicht, denn noch ist Niemand hineingestürzt. Hier giebt es keine Stürme, nicht einmal den kleinsten Fallwind. Zufrieden und heiter steigt man aus Land. Zufrieden, aber nicht sonderlich erschüttert legt man das Buch aus der Hand. Die Fabel im „Grafenkind" ist gut erfunden, die Führung anziehend, die Lösung erfreulich, weil menschlich und warmherzig gedacht. Entschieden fesselnd ist die scharfe klare Charakteristik des Grafen in derselben Novelle und die der unsympathischen und doch wider Willen anziehenden Hauptfigur in „Wohlthäter". Mit stetigem Interesse folgt man dem ruhigen Gang der Erzählung, der einfachen Konsequenz in „Galeotto in Deutschland". Aber es fehlt der Wichert'schen Sprache der unmittelbar wirkende Zauber, die hinreißende Beredsamkeit der Leidenschaft. Darum ermangelt sie allenthalben der Wirkung, wo sie schwere seelische Konflikte und leidenschaftlich erregte Scenen schildern will. Hier hören und sehen wir nur die überlegen kühle Demonstration des Anatomen am Seziertisch und wissen nichts von dem stürmischen Flügelschlag des Genius, der über Dunkel und Hell gewaltig zum Äther aufsteigt. o. v.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Eiferſucht.

Novelle von **Adalbert Meinhardt.**

(Fortſetzung).

Nicht lange darauf kam einmal der Mario zu ihr, nahm ſie auf die Seite, mit langem Geſicht, ihr anzuvertrauen, er ſolle zum Herbſt nach Santa Margherita in die Schule gehen.

„Zur Schule, nach Santa Margherita, o Mario, könnte ich das doch auch!“

„Meinſt Du, es iſt ein Vergnügen?“ fragte er, „man muß dort ſtill ſitzen, viele Stunden, und wer nicht gut Acht giebt, wird obendrein noch von den andern Buben gehänſelt.“

„Aber es iſt ja in Santa Margherita!“

„Möchteſt Du ſo gern hin?“

Sie gab keine Antwort, faltete nur ihre braunen Kinderhände feſt vor der Bruſt, als ob ſie in der Kirche wäre.

In Marios erfinderiſchem Kopfe tanzten allerlei Pläne. Er fühlte vor der Schule ein Grauen. Wenn Michelina ihm dort beiſtehen, vor Schlägen und Püffen ihn ſchützen könnte. Er wußte ſchon, daß ſie weit tapferer war, als er. Dazu ſchaute ſie ihn aus ihren dunklen Augen ſo flehentlich an . . .

„Gut,“ ſagte er kurz, „ich nehme Dich mit“.

„Wirſt Du das dürfen?“

„Man muß eben nicht fragen. Was der Vater nicht weiß, kann er nicht verbieten. Auch Deiner Mutter darfſt Du nichts ſagen. Sobald es Zeit iſt, komme ich, Dich zu holen. Verlaß Dich auf mich.“

Es hieß immer von dem Mario, er rede in den Wind, und alle Leute, der Gärtner Baſſi ſelbſt und Frau Brigida ſagten, man dürfe dem Knaben nicht trauen.

Michelina aber glaubte an ihren Freund. Vielleicht, weil ſie fühlte, daß ſie die Macht beſaß, ihn thun zu machen, was ſie wollte. Die anderen Kinder, die ſie ſo oft allein ſtehen ſahen, wie ſie mit geſpannt erwartenden Blicken den Weg hinauf ſchaute, der zur Pagana und weiterführt, nannten ſie die Träumerin, la sognatrice. Aber was ſie träumte und dachte, das ſagte ſie nicht.

Die Marcheſi Spinola ſind, wie jedes Jahr, in ihre Villa eingezogen und ſchon wieder abgereiſt. Michelina ſtand vor der Thür, als die Wagen vorüberfuhren. So oft ſie in der letzten Zeit den Mario geſehen, hatte ſie ihn gefragt:

„Gehſt Du jetzt zur Schule?“

„Erſt wenn der Herbſt kommt.“

„Und wann kommt der Herbſt?“

„Wenn die Signori wieder reiſen.“

Jetzt iſt es ſoweit. Die Stürme haben in dieſem Jahr früher, als ſonſt begonnen. Es gab eine Flut, daß die Häuſer von San Michele ſämtlich in Gefahr waren. Die Steinplatten längs der Marina ſtehen noch unter Waſſer. Mit hochgehaltenen Röcken verſuchen die Kinder, wie es ſich in den Wellen luſtwandelt. Michelina iſt mit dabei, die Übermütigſte von Allen.

Da kommt der Mario den breiten Weg von der Villa herab. Mit ihren ſchlanken nackten Füßen ſpringt ſie durch das Waſſer, daß es hoch aufſpritzt. Er hält ſich in gemeſſener Entfernung. Trägt er doch Stiefeln, ein faſt neues, glänzendes Paar, das ihm der kleine Marcheſino zum Geſchenk ließ. Die Beiden ſtehen, von den Anderen beobachtet, ein paar Minuten bei einander, eifrig und leiſe ſich beredend.

Dann trabt der Mario in ſeiner ungewohnt vornehmen Fußtracht wieder den Berg hinauf, nach Hauſe. Und Michelina kehrt langſam zurück. Sie will nicht mehr mit den Anderen ſpielen. Still ſetzt ſie ſich auf ihr Schemelchen an der Hausthür und läßt es ſich geduldig gefallen, daß jene ſie necken:

„Prinzeſſin Träumerin, was planſt Du? Redeſt Du nur noch mit Stiefelträgern?“

Digitized by Google

Als ihre Mutter von schwerer Arbeit spät Abends heimkam, drängte Michelina, die sonst so leicht nicht müde wurde, schnell zu ihr ins Bett zu kommen. Sie teilten dasselbe schmale Lager.

„Was hast Du heute nur," fragte Frau Brigida, „weshalb eilst Du so sehr?"

„Damit schneller morgen wird," sagte die Kleine.

Es war still in der ärmlichen Wohnung. Vater und Brüder fuhren draußen auf den Korallenfang, die Mutter schlief schwer. Und als es kaum tagte, hob das Kind, das kein Auge geschlossen hatte, sich von dem Bett und stahl sich hinaus, halbangekleidet, ihre kleine Schürze in der Hand. So lief sie in der Dämmerung durch den Regen mit klopfendem Herzen den wohlbekannten Weg hinauf. Ihre sonst so geschickten Finger vermochten vor Zittern kaum sich die Schürze festzuknöpfen. Am Thor der Villa drückte sie sich ängstlich vorüber, scheu wie eine Diebin, sich nach allen Seiten umschauend, ob der alte Gärtner nicht käme. Ein paar Schritte weiter unter dem steinernen Heiligenbilde an der Mauer blieb sie stehen.

Der Regen rieselte herab, durchfeuchtete ihr die ärmlichen Kleider. Sie hörte die Kirchenuhren schlagen, hüben und drüben, in San Michele wie in Santa Margherita fast zugleich. Ob sie viel zu früh gekommen war, ob der Mario sie im Stich ließ, wußte sie nicht. Um nichts in der Welt hätte sie gewagt, sich von der Stelle zu bewegen. Wenn sie Schritte nahen hörte, preßte sie sich nur noch fester an die Wand. Die Backen glühten ihr trotz des Regens. Sie glättete sich das Haar an den Schläfen, um nur nicht unordentlich zu erscheinen, in der großen schönen Stadt. Hätte sie nur bessere Kleider, ihre roten Sonntagskorallen, welche die Mutter ihr verwahrte. O, wie viel neue, sehnliche Wünsche kamen ihr, nun der eine, große, der Erfüllung so nahe war.

Aber plötzlich stand Mario vor ihr.

„Da bist Du. Nun komm. Fürchte Dich nicht; man wird Dir nichts anthun. Ich schütze Dich schon."

Die Kinder faßten sich bei den Händen, gingen den kurzen Weg hinab. Michelina klopfte das Herz bis zum Zerspringen.

„Ist's noch weit hin?" fragte sie halblaut.

„Da sind wir schon," gab der Mario zur Antwort.

Der Regen hatte nachgelassen, die Luft war grau. Sie kamen zum Strand, wo das Meer laut rauschte, und wo auf dem feuchten Sande ein paar alte Boote lagen, nicht viel anders als zu San Michele. Und zur Rechten standen Häuser, kleine, niedrige. Vor den Fenstern hing halbzerrissene Wäsche zum Trocknen. Ein Schuster saß in der offenen Hausthür an der Arbeit; ein paar barfuße Buben kamen heraus.

„Wohin führst Du mich denn," rief sie, „das kann Santa Margherita nicht sein."

Aber der Mario zog sie vorwärts.

„Wir haben keine Zeit. So komm doch! Die Anderen gehen schon zur Schule."

Ohne Widerrede ließ sie sich weiter ziehen. Sie kamen durch ein paar winklige Gassen, über den Platz, an welchem die Kirche, von Baugerüsten unkenntlich gemacht, stand, und bogen wieder in eine Straße . . .

Das sollte Santa Margherita sein, das! Die schöne Stadt mit dem silbernen Pflaster, den Marmorpalästen, von deren Balkonen reiche Damen in Seidengewändern niedergrüßen? Also hatte der Mario gelogen. Und sie hatte sich umsonst hergesehnt, sich gefreut und gezittert.

Da stand sie, sie wußte selber nicht, wie sie hereingekommen war, schon in der Schule. Auch die war so anders, als sie's sich gedacht. Kahlgeweißte Wände, von denen der Putz halb abgefallen, auf den Bänken in langen Reihen eine Menge Buben und Mädchen, in geringen, zerrissenen Kleidern, so schlecht wie ihres. Und Alle lachten und schnitten Gesichter, sie zu verspotten.

Denn vor den Reihen, ganz allein, stand sie, Michelina, und mußte ein Verhör von der Lehrerin über sich ergehen lassen.

Der Mario saß an seinem Platz. Und als er mit den Andern befragt ward, ob er das fremde Mädchen kenne, da schüttelte er mit den Andern den Kopf.

„Wo kommst Du denn her?" forschte die Nonne, „aus San Michele? Und wer hat Dich gebracht? Was willst Du hier? Nun, weißt Du nicht einmal Antwort zu geben? So geh lieber gleich wieder heim in Dein Dorf. Hier können wir nur Kinder aus unserer Parochie, nur brave, wahrheitliebende Kinder brauchen."

Als an dem Morgen Frau Brigida zur gewohnten Zeit erwacht war und ihr Töchterlein nicht an ihrer Seite gefunden hatte, da erhob sie

Digitized by Google

ein Geschrei, daß ganz San Michele in Aufruhr geriet. Man suchte in jedem einzelnen Hause, im Bach, am Strand und in der Kirche. Ein paar alte Frauen, die am Tage vorher die Unterredung des Mario Bassi mit der Michelina von weitem gesehen hatten, rieten, ihn zu befragen. Daß die Beiden miteinander irgend einen Streich ausgeheckt, schien allen wahrscheinlich. Doch da man zu dem Gärtner hinaufkam, sagte der, sein Junge sei, wie schon seit drei Tagen, zur Schule gegangen.

Trotzdem machte sich ein Hause von Leuten, die weinende Brigida in der Mitte, auf den Weg, nach dem Mitwisser des Geheimnisses zu fahnden Sie hatten nicht weit zu gehen. Am Ende des Hügels, wo sich die Straße vom Vorgebirge zum Strande wendet, da, wo gerade die ersten Häuser von Santa Margherita beginnen, kommt ihnen durch die rieselnde Feuchte ein kleines trübseliges Figürchen entgegen. Nicht ihr Entführer, sondern Michelina selbst. Wie die Mutter ihr Kind nur erblickt, stürzt sie ihm entgegen, reißt es an sich, schreit, lacht und weint. Und die Weiber weinen mit ihr und die Männer schreien und fragen:

„Wo warst Du, wo kommst Du her, Michelina?“

Es war aus dem Mädchen so schnell keine Antwort herauszubringen. Sie blickte ganz starr mit großen Augen vor sich hin und alles, was ihr mit schluchzendem Ton über die zitternden Lippen kam, war:

„Es ist nicht schön, o lange, lange nicht so schön, wie ich dachte, in Santa Margherita. —“

Die Träumerin hatte sie geheißen. Die Sanmargheritesa nannte man sie von jetzt an. Ihre Gespielen fühlten eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu vor ihr seit jenem Unternehmen. Was aber diesem Kindererlebnis noch ganz besonderen Nachdruck verlieh, ihr selbst, wie allen Leuten am Ort es tiefer ins Gedächtnis prägte, das war die große Michaelispredigt.

„Hört Ihr, Männer und Weiber von San Michele,“ so eiferte am Morgen des nächsten 29. September der Parroco Don Leone von der Kanzel, „beklagt Euch nicht immer, daß Euer Ort arm sei und klein. Wahrlich, nicht darauf kommt es an bei unserem Sterben, wer in der größeren oder geringeren Stadt gewohnt hat. Sondern wer droben am Himmelsthor einen stärkeren Fürsprecher findet, der seiner armen Seele sich annimmt. Welcher Heilige aber gliche wohl unserem Patronus! In seiner strahlenden, blitzenden Rüstung, allwie er vor manchen hundert Jahren am Garganus jenem frommen Erzbischof erschienen, mit Speer und Schwert den Drachen des Bösen zu Boden zwingend, also steht er wachsam und tapfer auf den Bergwachten und Borgebirgen. Zwar auch andere Heilige haben Satanus bekämpft. Auch die Königstochter von Antiochia, Sankt Margharet, widerstand ihm tapfer, besiegte ihn glorreich. Betet zu ihr, Ihr thut nur recht dran. Aber, so Ihr mich nun fragt, wer ist besser: er, der Held und der Erzengel, einer von den heiligen Sieben, die im Strahlen-Glorienglanze des höchsten Thron lobsingend umstehn, oder sie, ein irdisch Weib, aus der zahllosen Schar der frommen Jungfrauen und Märtyrerinnen, — ei, so kann ich Euch nur verachten. Sankt Michael ist der behrste Helfer, der beste Schützer. Wer fort von ihm trachtet, dem wird es ergehen, wie jenem Kinde, das man kürzlich hinüber verlockt, dann ausgewiesen, vertrieben hat, und welches mit bitteren Thränen zurückkam. Daß wir solchen Patrones wert sind, wir Sanmichelesi, das laßt uns beweisen, indem wir uns frommer, tapferer, besser zeigen, als Alle, Alle an den beiden Rivieren, und ehrfurchtsvoll ihm sein Gotteshaus schmücken“

Der gute Don Leone hatte die Heimatsliebe seiner Gemeinde durch diese Rede anfeuern wollen. Doch ward weit mehr der Haß auf ihre Nachbarn darob verstärkt. So bittere Worte wider die Sanmargheritesi hat man noch nie zu San Michele di Pagana vernommen, wie an jenem Michaelismorgen auf der Terrasse vor der Kirche!

Als die kleine Michelina an ihrer Mutter Hand herauskam, zeigten Alle auf sie:

„Die hat er gemeint, die hat man hinüber verlocken wollen, die hat's erfahren, was uns dort blüht“.

Und das Kind hörte wie sie schmähten, und begriff es wohl und nickte dazu.

Als aber der Mario Bassi vorbeiging, erhob der Volksunwille sich stärker. Schimpfreden, Drohungen, Steinwürfe selbst verfolgten ihn bis zu dem Häuschen seines Vaters droben am Gitterthor. Und dem Alten gefielen die Mienen seiner Nachbarn fortan so wenig, daß er schon kurze Zeit darauf von dem Signor Marchese Spinola seinen Abschied begehrte und mitsamt dem Buben zu den Verwandten seiner jung verstorbenen Frau in's Serrona-Thal nach Santa Margherita hinab-

Digitized by Google

zog. Man hat den Mario drunten im Hafen von San Michele von jenem Tag an kaum mehr erblickt.

Ja, das Alles war die Folge der Michaelispredigt. Doch was er eigentlich bezweckt, nämlich eine bessere Ausstattung seiner Kirche, das erreichte Don Leone nicht. Das kleine Gotteshaus am Felshang blieb, wie es war.

Dagegen zu Santa Margherita that der Rückschlag jener Worte eine dem alten eifrigen Herrn schwerlich sehr erwünschte Wirkung.

Sie hatten dort um jene Zeit gerade begonnen, die Hauptkirche zu restaurieren. Forderte der Geistliche in dem winzigen San Michele die Gemeinde auf, ihrem Ortspatron sein Haus würdig zu schmücken, so durften die Sammarghesi nimmer zurückbleiben, mußten ihre Anhänglichkeit an ihre jungfräuliche Heilige um so glänzender beweisen. Vor allen Kirchen rings an der Riviera di Levante, alten wie neuen, sollte die ihrige erstrahlen. Der Ort war reich genug, um es sämtlichen Umwohnern zuvor zu thun. So erneuerte man denn alle Statuen an der Fassade, den Goldgrund der Reliefs im Innern, die Pfeiler erhielten prächtige, abwechselungsreiche Ornamente, der Altar vielfarbige Marmoreinlagen, die Kanzel das allerschönste Schnitzwerk. Aber die Wölbungen über den drei Schiffen der Kirche sollten den köstlichsten Schmuck aufweisen: man beschloß alsbald, die Geschichte der heiligen Märtyrerjungfrau dort oben in großen Gemälden von trefflichen Künstlern ausführen zu lassen.

Unterdessen gingen die Jahre dahin.

Aus der kleinen Michelina erwuchs eine große Michaela, aufrecht und schlank. Unter ihren rotblonden Locken blickten die dunklen Augen fast finster aus dem bräunlichen Gesicht. Sie unterschied sich nicht durch ihre Kleidung, noch an Wissen, noch irgend sonst von ihren Genossinnen. Jener eine Schulbesuch war ihr erster und letzter geblieben; sie klöppelte Spitzen, wie alle am Ort.

Aber doch mußte sie immer hören:

„Du bist anders als wir. Du gehörst nicht hierher."

Und wenn sie den Blick von ihrem Klöppelkissen aufhob, schienen ihre Augen zur Antwort zu geben:

„Nein, ich will auch nicht zu Euch gehören, ich möchte fort, weit fort von hier."

Der Michelina Kinderjahre waren nicht fröhlich zu Ende gegangen. Ihr Vater starb früh, die Mutter, von schwerer Arbeit gebeugt, ward vorzeitig gebrechlich, der Girolamo kehrte als Krüppel von der Seefahrt heim, und der zweite Bruder, der Pietro, hatte sich ein Weib genommen, das arm wie er, nur viele Kinder und Sorgen brachte. So mußte Michelina, die Jüngste, mit ihren behenden, kräftigen Gliedern für alle Anderen im Hause schaffen.

Obwohl sie so fremd und gleichgültig dreinsah, folgten ihr die jungen Burschen, wie Eisenspähne dem Magneten. Einmal, als sie am Samstag hinüber nach Santa Margherita ging, — sie kam jetzt jede Woche dorthin, ihre fertigen Spitzen abzuliefern —, sah sie auch der Professor, der grade das allerletzte Gemälde über dem Hochaltar der Kirche zu malen hatte.

Er war so überrascht von ihrem Anblick, daß er eine ganze Weile wie erstarrt stehen blieb. Erst als sie schon eine ziemliche Strecke weiter gegangen war, kam er ihr eiligst nach und fragte, ganz atemlos, ob sie ihm für seine heilige Margaretha mit dem Drachen als Modell dienen wolle?

Sie sah ihn an, schüttelte ihren blonden Kopf, wandte sich und ließ ihn stehen.

Ihre Begleiterinnen lobten sie, daß sie nicht gewollt. Für Santa Margherita sich malen lassen! Welche gute Sanmichelesa würde das thun? Und nun gar sie, die schon als Kind drüben so Unglimpfliches erfahren.

Aber ein paar Tage später kam derselbe berühmte Maler, ein grauhärtiger, würdiger Herr, nach San Michele. Und zwar nicht allein, sondern in Begleitung des Arciprete Don Terenzo wie des Parroco von San Michele, Don Leone. Man erblickte diese Zwei sonst nicht häufig beisammen. Da man sie heute mit einander und in solcher Gesellschaft auf das Haus, in dem Michelina wohnte, zugehen sah, folgte ihnen selbstverständlich die halbe Ortschaft.

Sie traten ein, doch hinter ihnen blieb zum Glück die Hausthür nur halb angelehnt. So konnten die draußen sehen und hören, was drinnen vorging.

Michelina stand in der Mitte des kleinen, ebenerdigen Zimmers, die Arme über der Brust verschränkt, den Kopf mit seinem goldroten Krönchen von schweren Flechten ein wenig zurück in den Nacken geworfen.

Don Leone führte das Wort. Er wiederholte die Bitte des Malers. Und als er zum Schluß erklärt hatte, daß es sich um ein frommes Werk,

Digitized by Google

nicht um weltliche Eitelkeit handle, wartete er ihre Antwort ab.

Sie aber sprach ruhig:

„Nein, ich will nicht. Es ist für Santa Margherita."

„Aber, Mädchen," rief der Parroco, ganz erschrocken, „weißt Du denn nicht, daß, was Du dem einen Heiligen zu Liebe thust, Dir alle anderen lohnen werden? Und man begehrt es ja auch nicht umsonst, man will Dich bezahlen."

Sie zuckte die Achseln.

„Ich mag aber nicht. Von der Kanzel herab habt Ihr, als ich noch ein Kind war, gelehrt, wir sollten nur San Michele hochhalten und nicht zur heiligen Margaretha hinüber begehren. Ich habe mir Eure Worte gemerkt, o so gut! Santa Margherita kann für sich sorgen."

Welche Antwort hätte ein hochwürdiger Herr wohl auf solch freche Reden erteilen können? Don Leone kratzte sich ärgerlich am Ohr.

„Ein keckes Ding," brummte er, zu seinem Konfrater gewendet, „wahrhaftig, man sollte glauben, sie gehöre noch zu jenen Heiden, von welchen laut den alten Sagen unser Ort hier, wie die Punta den Namen tragen."

Damit folgte er Don Terenzo, der sich beleidigt zum Fortgehen gewandt hatte. Konnte ihm doch nichts ungelegener geschehen, als grade jetzt, wo wieder einmal der Grenzstreit zur Entscheidung stand, und wo er gehofft, durch diese geringe Gefälligkeit sich den Gegner günstig zu stimmen, vor demselben so wenig nachbarlicher Gesinnung geziehen zu werden.

Aber während er auf dem Rückweg durch den Ort sich bestrebte, den Ärger Don Terenzo's mit versöhnenden Worten zu beschwichtigen, war der Maler bei Michelina geblieben und mühte sich auf jedwede Weise, mit Bitten wie Versprechungen, sie noch anderen Sinnes zu machen. Aber Alles, was er erreichte, war, daß sie zu guterletzt ihn fragte:

„Giebt's zu Santa Margherita denn gar keine hübschen Mädchen, daß Ihr durchaus mich quälen müßt?"

Zu San Michele galt von Stund an die blonde Schöne allen Leuten als eine besondere, nie dagewesene Merkwürdigkeit. Sie hatten nicht viel in dem armen Fischerort, worauf sie sich etwas zu Gute thun konnten. Auf Michelina's Schönheit aber fühlten Alle ein Anrecht. „So etwas können die Saumargheritesi denn doch nicht aufweisen," so hieß es. Und alle Burschen schwuren sich zu, sie und ihr hochmütiges Gesicht und jedes der goldroten, lockigen Härchen auf ihrem Scheitel gegen die Feinde zu verteidigen.

Als sie das nächste Mal am Samstag nach Santa Margherita hinüber gehen mußte, geleitete eine förmliche Gefolgschaft kampfbereit sie auf den Weg. Hätte sie nur gewollt, sie hätte freie Wahl haben können unter allen Burschen von San Michele. Aber sie rümpfte die feine Nase, warf ihren Kopf zurück in den Nacken und sagte Jedem das gleiche Nein. Und der Pietro schalt, und die Schwägerin Rosa mahnte, und die alte Brigida rang die Hände über ihrem Kopf und weinte und fragte bei allen Heiligen an, was sie denn wolle, wer denn dem Trotzkopf gut genug sei? Michelina sah von ihrem Klöppelkissen weit hinaus auf das blaue Meer mit den goldig tanzenden Sonnenlichtern. Was sie begehrte und ersehnte, das sagte sie nicht.

Es war um die Zeit etwa, daß ihr der Mario zuerst wieder in den Weg kam.

Er hatte unter den neuen Genossen die Jugendgespielin halb und halb wohl vergessen. Nun mochte es nicht allein die Neugier sein, den Gegenstand so manchen Geredes sich einmal wieder aus der Nähe anzuschauen, was ihn nach San Michele trieb. Er hatte seine besonderen Zwecke. Der Mario nämlich, ein anstelliger Bursch, besser als Manche unterrichtet und mit angeborenem Sinn für alles Schöne, diente dem alten Herrn Maler als Handlanger. Die Arbeit in den Olivenpflanzungen und in der Mühle seines Oheims hatte ihm schlecht behagt, zur See zu gehen, wie andere Burschen, taugten seine Kräfte nicht, so hatte er sich denn in den Kopf gesetzt, ein Maler zu werden, wie der Professore selbst.

Dazu freilich bedurfte es der Einwilligung des Zio Giovan, des Mühleneigentümers, der nach seines Vaters Tode sein Vormund geworden. Der Professor sollte ihm den Alten gefügig machen. Und diesen wieder, so plante Mario, wollte er sich gewinnen, indem er ihm das begehrte Modell für die heilige Margaretha verschaffte. Daß es ihm, Mario, ein Leichtes sein werde, seine alte Spielgefährtin zu überreden, besser als es zwei Pfarrer gekonnt, daran zu zweifeln, fiel dem jungen Fant nicht ein.

Eines schönen Nachmittags also erschien er in der Gasse von San Michele, angethan wie ein Signor mit einer ganz prächtigen roten Kravatte.

Digitized by Google

Die Leute sahen ihm nach. Er grüßte herablassend. Kannte er sie doch Alle noch, so selten er auch jetzt in den Ort kam.

Michelina saß an ihrer Schwelle, klöppelnd, wie einen jeden Tag. Durch die Zweige einer großen alten Kastanie, die ihrem Haus gegenüberstand, fiel ihr die Sonne in tanzenden Lichtern auf Scheitel und Nacken. Ihr Haar, das sie hoch auf dem Kopf mit einer Nadel von falschen Korallen aufgesteckt trug, leuchtete mit diesem Rot um die Wette. Der Mario lehnte am Stamm des Baumes.

Vor dem Geräusch, das die Klöppel machten, hatte sie den Ton seiner Schritte wohl überhört. Denn als er plötzlich neben ihr sagte: „Guten Tag, Michelina, kennst Du mich noch?“ da fuhr ihr Kopf wie erschreckend herum.

„Du!“ sprach sie langsam, weiter nichts.

Dem Mario aber war der Blick, der ihn dabei traf, wie lähmend bis in die Kniee gefahren.

„Sage“, bat er, „was habe ich Dir zu Leide gethan? Ich dachte, Du würdest Dich recht freuen, mich wiederzusehen. Denn weißt Du, ich, ich bin Dir immer gut geblieben, durch all' die Zeit in meinen Gedanken. Und nun gar, seit ich Dich so ganz in der Nähe sehe, — Du bist schön geworden, Michelina — nun wünsche ich nur, daß wir die alte gute Freundschaft wieder aufwecken könnten. Wenn ich etwas wüßte, was dich freute. . .“

„O, Mario“, sagte sie leise und traurig, „versprich mir nichts. Du hältst es ja doch nicht.“

Ob es nun gerade das allerbeste Mittel war, um einen Burschen abspenstig zu machen, ihn mit solchen schmerzlichen Augen anzuschauen, die roten Lippen ein wenig geöffnet, daß er ihr Seufzen hören konnte?

„Michelina, ist's denn möglich! Du zürnst mir noch wegen der alten Kindergeschichten? Seitdem bin ich ein Mann geworden, Du darfst mir trauen, sei wieder gut“.

„Nein“, versetzte sie, „ich bin Dir nicht gut, gar nicht, gar nicht, Und ich glaube nicht, was Du sagst, und wenn Du es schwörst mit noch so viel Eiden, ich traue Dir nie mehr. Geh lieber fort, und laß mich in Frieden.“

Darauf ist der Mario Bassi gesenkten Hauptes heimgezogen. Von dem, was ihn nach San Michele hergeführt hatte, den schönen Überredungskünsten, die er anwenden gewollt, dem Maler sein Modell zu schaffen, hatte er gänzlich zu sprechen vergessen.

An dem nächsten Nachmittag aber, etwa um dieselbe Stunde, stellte er sich wieder ein. Es schien fast, als sei ihm heute daran gelegen, von ihr unbemerkt zu bleiben, so leise ging er.

Doch da er sich eben an den Stamm des Kastanienbaums lehnen wollte, da blickte sie auf.

„Schon wieder!“ sagte sie und runzelte die schwarzen Brauen, „was willst Du hier?“

„Ich,“ begann er verlegen, „ich wollte, das heißt . . . Weshalb ich hergekommen bin, das will ich jetzt nicht mehr.“

„So rate ich Dir, wieder heimzugehen.“

Er seufzte leise und gab keine Antwort. Aber er blieb. Vielleicht begriff er, daß ein besseres Mittel, Michelina von seiner Wahrhaftigkeit zu überzeugen, im Schweigen lag, als in schönen Worten.

Und wie diese beiden Tage, kam der Mario am dritten um die gleiche Stunde und am vierten und so eine ganze Zeit lang über das Vorgebirge herüber, lehnte sich an die alte Kastanie und schaute tiefsinnig zu, wie das Mädchen ihre Klöppel tanzen ließ. Die Fäden verschlangen sich hierhin, dorthin, nun zog sie die eine Nadel heraus und nun die andere, das Muster rückte langsam vorwärts, allmählich sah man unter ihren geschickten Fingern die Spitze wachsen.

Michelina konnte ihm unmöglich verwehren, ihr zuzusehen. Geschah es doch auf der offenen Straße, die Allen gehört. Die Nachbarn lachten über den wunderlichen Pilger, der wie zu einem Heiligenbilde hergewallt kam und nicht den Mut besaß, seine Bitten in Worte zu fassen. Ihr gegenüber wagte man freilich nicht, so zu spotten. Sie war nicht ein Mädchen, das mit den Basen und Freudinnen besprochen hätte, wie sich ein Liebhaber benahm. So zwang sie die Anderen auch, eine gewisse Zurückhaltung zu bewahren. Daß ihr aber sein Kommen mißfiel, das merkte man doch.

Eines Tages rief sie ihn ganz nah zu sich heran, sprach leise und heftig auf ihn ein.

Seine Antwort war kurz:

„Michelina, ich komme her, weil ich Dich liebe. Willst Du mir nicht gut sein, so mag ich nicht leben.“

Sie ward ganz bleich und wieder rot und ließ ihre Klöppel fallen.

„Geh,“ sagte sie.

Digitized by Google

Die Leute meinten, er werde schwerlich je wiederkommen, so hart schien dies Wort ihn getroffen zu haben.

Aber schon am nächsten Tage sah man ihn auf dem alten Posten.

„Was will denn der Mario Bassi von Dir?“ fragte die alte Brigida. „Nimm Dich in Acht und laß Dich nicht von dem Fabler beschwatzen.“

„Nein“, sagte Michelina leise, „nein, ich will's nicht, es soll nicht sein“.

Indessen war des armen Burschen täglicher Spaziergang nicht nur zu San Michele di Pagana beobachtet worden, sondern auch drüben zu Santa Margherita selbst. Zwar der Zio Giovan in seiner Ölmühle, draußen im Serronathal, kümmerte sich nicht, was jener trieb. Aber die ganze junge Welt, dem hochmütigen Mädchen von San Michele übel gesinnt, geriet in Aufruhr, als es ruchbar ward, wie der Mario sich dort betrug. Und da es derzeit etwa im März war, und da die Korallenfischer noch ihre Fahrt nicht begonnen hatten, so versammelte sich eine stattliche Anzahl von streitbaren Burschen aus den vier vereinten Gemeinden der guten Stadt Santa Margherita Ligure eines Sonntagsnachmittages am Strande, ihm sein Vergnügen zu vergällen. Es waren Fischer, Schiffbauer, Seiler, Arbeiter aus den Oliven- und Orangenpflanzungen, kurz alle Gewerke des Ortes vertreten.

Dem Mario, wie er vom Platz aus auf seinem gewohnten Gang daherkam, fiel bei dem Anblick dieser Versammlung sein Herz bis in die Zehenspitzen.

Bevor er sich entschlossen, was hier zu thun sei, bevor er noch Kehrt machen konnte, hatte die Menge ihn umzingelt, war der Rückweg ihm abgeschnitten. Ein stärkerer Held, als der Mario Bassi, hätte so Vielen nicht standhalten können. Und er war kein Held, ach leider nein. Als man ihm drohte, ihm alle Knochen im Leib zu zerschlagen, wenn er noch einmal nach San Michele hinüberlaufe, der Michelina den Hof zu machen, da hat er zitternd sich gefügt und hat gelobt — es nicht mehr zu thun.

Und das war alles. Einen Kampf hat's nicht weiter gegeben.

Daß man die Sache in San Michele di Pagana am selben Abend noch erfuhr, ist leicht zu denken. Fliegt doch jede Nachricht von hier nach dort und umgekehrt, so geschwind, als trennte nicht das Vorgebirge die beiden Häfen und man könnte in jedem sehen, was sich in dem anderen begiebt. Die Anmaßung der Sanmargheritesi, die verbieten wollten, daß einer der Ihren ein Mädchen hierorts nur schön finden solle, empörte Alle zu San Michele.

Am nächsten Tage schon erteilten ein paar kräftige Fäuste denen von drüben sehr kräftige Püffe. Es wurden am Strand förmliche Schlachten ausgefochten. Hier wie dort gab es blutig geschlagene Nasen, blaue Augen und Löcher im Kopf. Das Alles hatte die Michelina auf dem Gewissen.

Als sie am Samstag darauf hinüber nach Santa Margherita gehen mußte, ihre Spitzen abzuliefern, bat sie ihre Schwägerin, die Rosa und noch ein paar junge Nachbarinnen, sie zu begleiten. Die Weiber, die klöppelnd dort in der Straße unter den schattigen Hausthüren saßen, sahen ihr nach, wie sie vorüberging.

„Die ist's, die Schöne, um die sie kämpfen“, so flüsterten sie.

Michelina blickte nicht drein, als ob ihre Schönheit ihr besondere Freude mache.

Und da sie über die Piazza gingen und da sie zu der Kirche kamen, stand richtig der Mario an der Ecke. Sie wendet sich von ihm, als er ihr entgegen eilen will, und biegt in die Gasse ein.

Unter den Portici hat die Spitzenhändlerin ihren Laden. Sonst ward Michelina immer schnell mit der Alten handelseinig. Heute feilscht sie um jeden Centesimo, mißt ihr die Arbeit dreimal vor, behauptet, mehr verdient zu haben, als jene bezahlen will, hat immer noch etwas zu fragen und zu sagen. Zuletzt wird die Rosa ungeduldig, es sei Zeit zur Rückkehr.

Da sie aus dem Laden treten, wartet noch gegenüber der Mario. Er läßt sich nicht abschrecken von des Mädchens finsterer Miene, er drängt sich zwischen die Anderen hinein und wie schnell sie auch gehen mag, er bleibt ihr zur Seite. Daß er überrumpelt worden, von der Übermacht, sagt er ihr, daß er nur nachgegeben hätte, weil er befürchtet, sonst könne auch sie noch Ärger drum haben.

Sie thut, als höre sie ihn gar nicht, sondern kehrt ihren schlanken Hals von ihm fort und spricht mit der Rosa.

Wenn er das gedacht hätte, klagt er, daß sie ihm nicht verzeihen würde, er hätte sich ja viel tausendmal lieber todtschlagen lassen. Und nun sei noch durch diesen Vorfall der Oheim gegen ihn aufgebracht und drohe, daß er ihn ent-

Digitized by Google

erben wolle und schicke ihn fort. Das sei ihm freilich bis diese Stunde ganz recht gewesen. Denn jetzt, so hätte er gedacht, könne er ja ein Maler werden, wie der Professore, und sobald er berühmt und reich geworden, würde er sie zu seiner Gattin machen. Aber wenn sie ihm nicht ein gutes Wort gönnen wolle, dann verliere er allen Mut und werde nichts in der Welt erreichen.

So viel etwa vernahm die Rosa von seinen Reden. Jetzt aber kamen sie aus den Straßen an den Strand hinaus, wo das Meer gewaltig rauschend seine Stimme übertönte. Was er nun noch, leise flehend, dicht an Michelina's Ohre geflüstert, das hörten die Anderen nicht.

Er sprach und sprach. Michelina ging nicht so schnell mehr. Ihre Lider hatte sie zu Boden geschlagen. Wortlos ließ sie ihn neben sich reden.

Und am Ende blieb sie stehen. Die Mädchen drängten sich heran, neugierig, kichernd, um zu hören, was sie ihm für eine höhnische Antwort erteilen würde. So stand sie vor ihnen, in der vollen Mittagssonne, das flache Körbchen auf ihrem Haupte beschattete ihr kaum die Stirn und die lockigen Haare. Und ihre Augen, die sie grade auf die des Mario gerichtet hielt, flimmerten wunderlich und feucht.

„Mario Bassi," begann sie langsam, als würden die Worte ihr schwer zu sagen, „ich kann nicht an Dich glauben. Du fabelst ja doch. All' die Liebe, von der Du jetzt redest, ist morgen vergessen. So wenig wie in Santa Margherita ein Marmorhaus ist, mit schönen Säulen, die Du oft mir als Knabe geschildert, so wenig, wie eine vornehme Dame im Seidenkleid mich je hier vom hohen Balkon gegrüßt hat, so wenig wahr ist, was Du gelobst."

„Und wenn etwas wahr würde von diesem Allen?"

„Dann," sagte sie leise, „dann . . . vielleicht . . ."

Er ergriff ihre Hand.

„Leb wohl, Michelina, Du wirst an mich glauben."

Es war nur wenig Tage später, früh am Morgen, als der kleine Omnibus, der schon damals von der Landspitze von Portofino täglich bis Rapallo ging, die Reisenden zur Post zu bringen, wie er es jetzt zur Eisenbahn thut, durch San Michele di Pagana kam. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, zum Zeichen für solche, die mitfahren wollten. Die Schellen auf den Köpfen der zwei munteren Pferdlein bimmelten lustig.

Michelina stand unter der Hausthür. Da bog sich aus einem der kleinen Fenster des alten, grüngestrichenen Kastens ein Kopf heraus:

„Wart' auf mich! Ich komm', Dich zu holen. Nur versprich mir, versprich mir, daß Du warten willst, Michelina!"

Der Wagen war schon vorübergefahren. Auch wenn sie gewollt, hätte ihr Ruf ihn nicht mehr erreicht. Sie stand, mit der Hand ihre Augen beschattend.

Erst als das klingelnde, knarrende Fuhrwerk um die Ecke des nächsten Vorgebirges gebogen, kehrte sie in's Haus zurück. Wie jeden Morgen holte sie ihr Spitzenkissen und setzte sich zu ihrer Arbeit. Die Klöppel flogen, die Fäden verschlangen sich, die Spitze rückte vorwärts, vorwärts . . . Es wußte Niemand, mit welchen Gedanken la sognatrice ihren Jugendfreund in die Ferne begleitete, ob mit guten, oder mit bösen.

Und die Zeit ging weiter, ein Tag nach dem anderen, Woche um Woche, Jahr für Jahr.

Die alte Brigida kam zu sterben. Girolano folgte bald. Er war nur ein Krüppel gewesen, eine Last für die Seinen. Doch Michelina, seine Schwester, hatte ihn lieb gehabt.

Dann traf die Nachricht ein, daß der Pietro an der afrikanischen Küste beim Korallenfischen verunglückt sei. Sein junges Weib war zuerst ganz verzweifelt. Bald aber hatte sie einem Nachbarn, einem von den früheren Freiern ihrer Schwägerin, die Hand gereicht. Michelina klöppelte weiter.

Die Burschen, die mit ihr jung gewesen, vermählten sich, Einer nach dem Andern; die Mädchen, hatten längst ihr Heim, Mann und Kinder und Sorgen gefunden. Über die Zwanzig hinaus ist hier zu Lande Keine mehr jung. Und die Sonne und die Arbeit lassen die Hübschesten früh welken.

Wenn die Michelina mit ihrem Körbchen voll fertiger Spitzen durch Santa Margherita ging, flüsterten die Weiber nicht mehr: „Seht dorthin, das ist die Schöne!"

„Weshalb sie wohl noch ihren Nacken so hoch trägt?" hieß es jetzt. „Denkt sie, der Erzengel San Michele werde vom Himmel herunter kommen, um sie zu freien? Um die wird sich wahrlich kein Heiliger und auch kein Maler und gewiß kein Bursch mehr bemühen!" —

Digitized by Google

Im schnellen Vorübergehen konnte sie die Worte nicht deutlich hören. Aber den Sinn verstand sie sehr wohl. Sie hob ihren Kopf nur desto höher.

Wenn sie dann Abends wieder daheim, an ihrem Klöppelkissen saß, und die Kinder der Rosa spielten neben ihr, und die zufriedene junge Frau ging singend aus und ein und rief nach dem Mann, der mit anderen Nachbarn unter dem alten Kastanienbaum an der Straße Boccia spielte, dann ließ sie wohl ihre dunklen Augen über all' die Menschen gehen, als seien sie ihr fremd und fern. Und sie hob den Blick und schaute hinaus, weit hinaus den Weg zur Pagana, hinter deren tiefgrünem Laubwerk das Meer sich dehnte. Es war, als suche sie in der blauen, glänzenden Ferne ein Glück zu erspähen, das hier nimmer zu finden war. —

Auch in Santa Margherita war derweilen die Zeit fortgeschritten. Die Ausschmückung der Collegiatakirche war längst beendet, der Signor Professore vor manchem Jahr schon abgereist. Als es nun hieß, es werde demnächst wieder ein Maler kommen, kein Fremder, sondern ein Ortsgenosse, da schüttelten zwar die älteren Leute ihre Köpfe, meinend, der Zuwachs an Gewerbe sei überflüssig; aber alle Jüngeren waren stolz, einen solchen Landsmann zu haben. Sie hätten ihn gern im Triumph empfangen, mit Musik und Böllerschüssen. Nur war es leider kein fröhlicher Anlaß, was den Mario Bassi zur Heimat zurückrief, sondern der Tod seines alten Oheims.

Er kam in der Nacht. Am Morgen, bei der Beerdigung auf dem Kirchhof sah man ihn zuerst. Der berühmte Sohn von Santa Margherita Ligure, der große Maler, um den ganz Italien bald dies bescheidene Fischerstädtchen beneiden sollte, wie sah er aus?

Nun, eben wie der Mario Bassi. Genau so schmächtig, wie er vor sieben Jahren gewesen, da er fortgeschickt worden, mit demselben langen Hals, der vorgebeugten schüchternen Haltung, der bleichen Gesichtsfarbe, kam er zurück. Dazu hüstelte er ein wenig.

Dennoch gefiel er den Leuten besser. War er doch jetzt auch ein reicher Herr; denn der Alte von der Ölmühle hatte ihm richtig seinen ganzen Besitz hinterlassen. Gleich am Tage seiner Ankunft hielt er eine lange Unterredung mit dem Notar. Es mochten seltsame Dinge sein, die er dabei festgesetzt, denn so oft unter den würdigen Honoratioren, die Abends beim Spezial am Platz sich versammelten, die Rede auf den Mario kam, sah man den verschwiegenen Herrn bedenklich mit dem Kopfe wackeln.

Der junge Künstler hatte inzwischen sich rasch heimisch eingerichtet, — er wohnte in der Mühle im Serrona-Thal, wo der Zio Giovan gehaust, — und wollte sofort seinen Landsleuten beweisen, was er gelernt. So sagte er selbst. Die Andern freilich wunderten sich, daß er just solche Arbeit wählte. Nämlich es gehörte zu seiner Erbschaft ein großes Haus, das seinen Eingang in der Straße hatte und zum Platz zu, gerade gegenüber der Kirche eine fensterlose, häßlich kahle Brandmauer zeigte. Vor besagter leerer Wand ließ der Mario von einem Schreiner Gerüste aufschlagen, daß er droben malen könne.

„Der Mario Bassi ist ein Anstreicher geworden, weiter nichts;" — so spotteten sie zu San Michele. Man hatte es mit Neid erfahren, daß die Nachbarn zu all ihrem sonstigen Besitz sich noch ob eines eigenen berühmten Sohnes brüsten sollten. Nun, da es mit seiner Künstlerschaft nicht so besonders weit her zu sein schien, freuten sich die Sanmicheleser.

Es mag nicht viel Gutes über den Mario in dieser Zeit zu den Ohren der Michelina gedrungen sein. Wenn man seinen Namen nannte, schienen ihre schmal gewordenen Lippen sich fester, schmerzlicher aufeinander zu pressen. Ihre tiefgesunkenen Augen schauten hinaus, den Weg zur Pagana. Aber die Klöppel in ihren Fingern flogen rastlos, ununterbrochen, von früh bis spät. Und die Nachbarn konnten nicht wissen, ob sie überhaupt noch des alten Gespieln gedachte.

Einmal nur, — der Ehemann der Rosa war am Morgen zu Santa Margherita gewesen, ein Netz zu kaufen und erzählte, man sehe schon oben an der Mauer, was der Mario mache und es sei nichts Anderes, als was man auch sonst an vielen Häusern längs der Küste in Zoagli oder Chiavari kenne, kein großes Kunstwerk, sondern nur eine nachgemachte Palastwand mit Säulen und buntem Marmorzierat, — da blickte sie plötzlich in die Höhe. Und ihr Gesicht leuchtete, als sei sie noch die Michelina von siebzehn Jahren, um welche beide Gemeinden stritten.

„Also doch!" sagte sie leise, wie zu sich selbst.

„Sie träumt noch immer," sprachen mitleidig die Nachbarinnen. „La sognatrice sollte

Digitized by Google

doch wissen, daß von ihren Luftschlössern keines je wahr ward, noch werden kann." —

Der Mario Bassi aber war kein Anstreicher, wie jene meinten. Er war ein ganzer Künstler geworden und schaffte an seiner mächtigen Hauswand guten Mutes, in Gedanken an manchen weltberühmten Mann, der sich nicht gescheut, an Palastfassaden in den Straßen italienischer Städte seine Tüncherkunst zu erweisen.

Den ganzen Tag blieb er droben auf den Leitern, auch während der heißen Mittagsstunden, zu welchen alle Christenmenschen ihre behagliche Siesta halten. Und es war inmitten des Sommers. Und die Sommersonne von Santa Margherita Ligure kann kräftiglich brennen. Wenn er gegen Abend herabstieg, wollte ihm oft schwindeln. Er war solcher Arbeit nicht gewohnt. Auf dem Heimweg zur Mühle, längs des eingedämmten Serrona, mußte er manchmal innehalten, um Atem zu schöpfen.

Es war auf dem graden Wege unter den Platanen, wo die Seiler ihre Arbeitsstätte haben. Als Kind hatte er gefabelt, was sie hier spinnen, sei eitel Gold. Nun da er langsam thalaufwärts schritt, sah er gern zu, wie aus dem gelblichen Hanf ein Faden gezwirnt wird, ein Mann zieht denselben an einem Ende, an dem anderen schwingt ein Knabe das spinnende Rad. Weiterhin bilden drei solcher Fäden einen Strick. Und auf dem letzten der Gestelle entsteht aus drei Stricken das mächtige Tau, das bestimmt ist, die größten Schiffe im Hafen zu ankern.

Ob es halten wird?

Dem Mario kamen, da er weiterschritt, allerlei trübe, schwere Gedanken. So wie beim Leben es nicht genügt, daß der Wille, sein Grundfaden, gut sei, damit das Ganze glücklich verlaufe, ebenso kommt bei solchem Tauwerk es nicht nur darauf an, wie der Hanf war, aus dem man den Grundfaden gedreht. Der Ort, an dem es gesponnen wurde, das Holzgestell, über welches es glitt, der Regen, der zuerst es befeuchtet, ein Zögern, ein kurzes Schnellerdrehen von der Hand des Knaben, der gedankenlos das Rad schwingt, ein Zufall, ein Nichts, — der eine Faden reißt in dem Gewinde, und das Ganze ist nutzlos geworden. —

Die alte Gianna, die Wirtschafterin, die in der Mühle für Mario Haus hielt, streckte oft, wenn sie ihn so müde und schwermütig sinnend den Weg daher kommen sah, Zeigefinger und Ringfinger aus, wie man thut, um den bösen Blick abzuwenden. So kraftlos erschien er ihr, daß ihr bangte, ein Windhauch könne ihn zu Boden werfen. —

Es war an einem heißen Morgen, er hatte bei der Schwüle nicht arbeiten können, nur droben auf der Leiter gesessen, nachdenklich sein Werk betrachtend, als Don Terenzo der Arciprete, über den Platz kam.

„Nun, signor pittore," rief dieser hinauf, „dürfen wir's denn noch immer nicht sehen, was Ihr da schafft? Hier, so nahe gegenüber unserer vielgeliebten Kirche muß es wohl etwas Schönes werden, was der heiligen Märtyrerjungfrau zur Ehre gereicht."

„Es ist etwas Schönes", sagte stolzbescheiden der Mario, „wenn gleich keine Heilige, wie Ihr wohl denkt."

Er war auf den Anruf des geistlichen Herrn herabgestiegen. Als die Zwei mit einander redend zu Füßen des Gerüstes standen, sammelten sich bald Zuschauer. Man rief ihm zu, doch endlich das Gemälde zu zeigen. Auch Don Terenzo bat darum. Vielleicht hätte Mario noch manchen Tag an seinem Werk gebessert. Da aber die Leute mit so vielen Bitten auf ihn eindrangen, trieb es ihn, was er geschaffen, den Versammelten zu enthüllen.

Ein paar hülfreiche Hände waren gleich bereit, die Gerüste wurden entfernt, er selbst griff mit an. Unter den Neugierigen befanden sich auch ein paar Sammichelisi auf dem Platz, junge Burschen, streitsüchtig aufgelegt. Vor wenigen Tagen hatte es wieder einmal geheißen, der alte Grenzzwist solle nun endlich entschieden werden, und zwar zu Gunsten der Gemeinde hier am Orte. Nun harrten sie, ob auch dies zu enthüllende Werk den verhaßten Nebenbuhlern zu neuem Ruhm gereichen werde.

Allmählich schälte sich die Palastwand frei heraus, aus der Bretterverkleidung. Der Marmor schimmerte in der Luft wie wirklicher Stein. Nun kam die Säulenloggia zum Vorschein; und nun, — der Mario stand erregter, als alle Anderen —, nun sah man über die weiße Brüstung sich eine schöne Dame neigen, in ihrem roten Seidenkleide, wie sie mit dem reichen Teppich ihr Haus zum Fest schmückt.

„Das ist ja die blonde Michelina von San Michele!" rief eine Stimme aus der Menge.

„Die wollte für Santa Margherita sich nicht malen lassen, und soll's auch nicht!" rufen Andere

Digitized by Google

dagegen. „Wir lassen uns nicht, zu allem Übrigen, unsere Mädchen noch von Euch stehlen!“

Und ehe die Anderen sich deß versehen, haben die Sammichelesi sich durch die Menge Bahn gebrochen. Ein Stein fliegt hinauf an die Hauswand. Um ein Haar, und die frischen Farben wären zerstört.

Die zunächststehenden, Weiber und Kinder, schreien erschrocken, beginnen zu flüchten. Die Stimme des Pfarrers verhallt ungehört. Jene dringen auf Mario ein. Er solle sein Bild von der Kalkwand herunterschlagen, fordern sie. Er habe kein Recht, das Mädchen, dem er einst abgeschworen, zu conterfeien. Bis an die Balken, bis an die Mauer zwingen sie ihn, zurückzuweichen.

Weiter nicht. Es gilt, sein Werk zu verteidigen. Mit dem Rücken steht er gegen die Hauswand gestemmt. Von droben blickt die blonde Schöne stolz lächelnd hernieder. Keuchend hält er den Stürmenden Stand.

Für die Michelina selbst hat er sich einst nicht so tapfer gewehrt. Für ihr Bild leidet er Püffe und Schläge und greift mit seinen langen Armen selber aus zu tüchtigen Stößen. Und seine schmalen Wangen glühen, und der Schweiß steht ihm auf der Stirn. Und seine Brust hebt sich mit schweren, pfeifenden, stoßweisen Atemzügen. Er wird sich nicht lange mehr halten können.

Aber es ist auch schon nicht mehr nötig. Das Schreien der Weiber hat Hülfe gebracht. Die Schreinergesellen und noch ein paar handfeste Burschen überfallen vom Rücken her die Sammichelesi. Schneller, als man braucht es zu sagen, sind sie umzingelt, geschlagen, verjagt. In befriedigter Stimmung kehren die Sieger vom Strand zurück, bis wohin sie ihre Beleidiger geschleppt. Der Herr Pfarrer selbst, der sonst zu Frieden mahnt, ist heute froh ob der siegreich gewonnenen Schlacht.

Er wendet sich, dem jungen Künstler Glück zu wünschen, der sein Werk so gut verteidigt. Der lehnt auf den Balken, die noch, wie man sie abgenommen, am Boden liegen. Und auf seinem weißen Malerkittel sind Spuren von Blut. Und wie man ihm helfend beispringen will, versucht er noch, sich aufzurichten, und kann es nicht, und bricht mit Stöhnen zur Erde nieder, zu Füßen seines ersten Bildes.

(Schluß folgt.)

Moderne Forderungen.

Es ist auch wahr, man hat zu viel
Empfindung schon verfungen!
Die Lyrik suche jetzt das Ziel
Moderner Forderungen!
Die alte Form, so lehrt Ihr Herrn,
Ist auch nur Zwang und Jammer!
So werf' ich, was nicht mehr modern,
Klugs in die Rumpelkammer.

Schon saumt' ich, ohne mich zu scheun,
Des Pessimismus Schauder,
Bald sie als Weltmann auszustreu'n
Wie Feuilletonplauder,
Bald in gebrochnem Schmerzenston
Des Herzens Qualen und Gluten
Durch's dunkle Loch des Telephon
Fernsprechend auszukuten.

Von Dampfes Eigenschaft ein Lied
Wär freilich heut nur Plunder,
Gehn doch auf geistigem Gebiet
Mit Dampf die Tageswunder!
Allein dem Drahtseil werd' ich noch
Die Stimmung abgewinnen,
Und gleich dem Jahnrad übers Joch
Geht Hoffensglück und Minnen.

Elektrotechnik! Meiner Welt
Des Busens gieb Erleuchtung!
Dir, Lichtdruck, sei mein Herz gesellt,
Nach ätzender Befeuchtung!

Was soll im Bild, was soll im Wort
Heut noch Charakteristik?
Es gilt die Jahl! Hilf du mir fort,
Unträgliche Statistik!

Zwar Politik ist im Gesang
Nicht neu, und immer schwierig,
Doch günstig, daß auf solchen Klang
Die Leute neubegierig.
Ich sang's parlamentarisch an:
Sehr Vieles sei zu theuer,
Kartoffeln, Spiritus — und dann
Ganz falsch die Tabaksteuer!

Fabrikarbeit ist auch ein Ton
Der Lyrik für den Strebet.
Ha! Gegen mich verspür' ich schon
Die Wut der Arbeitgeber.
Wenn ich der Federn scharfen Stahl
Für Lohnerhöhung spitze,
Gelingt es sicher mir, zumal
Ich selber nichts besitze.

Und mehr noch, mehr als ich genannt,
Giebt's Forderungen reichlich,
Es wird, wer sie als Pflicht erkannt,
Als Dichter unvergleichlich.
Ich hoff', ich bring' es noch so weit
Und trete neu zu Tage
Aus meiner Weltverschollenheit
Und ganz obskuren Lage.

Otto Roquette.

Digitized by Google

Michelangelo.

Matt ruht die Hand vom steten Schlag,
Der Bildner läßt den Meißel rasten;
Denn nieder ist der heiße Tag
Mit seinem Lärmen, seinem Hasten.
Nur auf den Dächern von Florenz
Liegt scheidend noch der Sonne Glühen,
So hell, als sollt' ein neuer Lenz
Dem schimmernden Gewölk entblühen.

Und an das hohe Fenster hin
Tritt Michelangelo, der greise:
„So stirbst Du, Himmelskönigin,
Der letzte Glanz dir noch zum Preise.
In seligem Lächeln sinkest du
Hinab in den ersehnten Frieden
In der Vollendung schöne Ruh —
O wärst, Florenz, du so geschieden!

„Allein du lebst und lebst zur Qual
Der Herzen, die noch treu dir pochen,
Dein Angesicht gewelkt und fahl
Und Deiner Augen Glanz gebrochen.
Verfallen ist dein stolzer Leib,
An dem die Blicke hingen trunken —
Und du, o adeligstes Weib,
Du bist zur Magd herabgesunken!

„Lorenzo hat dich reich geschmückt
Und dich gemacht zur Stadt der Stadte,
Sein sanftes Band hat nicht gedrückt,
Es war der Liebe Rosenkette.
Nun riß den Kranz man dir vom Haupt,
Und mehr, als je die Väter gaben,
Hat Alessandro dir geraubt —
O hätte dich der Schutt begraben!

„Gestreckt hab' ich mit heißem Hirn
Und hätt' ich einen Preis errungen,
Dir sollt' er krönen hell die Stirn,
Der Stolzen, Freien, Ewigjungen!
Nun flackert karg mein Flämmchen noch,
Wozu? — Daß leer mein Thun erscheine,
Daß ich, gebeugt vom schweren Joch,
Um ein verloren Leben weine!

„O Gram und Qual, wer wachen muß,
Der Zeiten Schimpf und Leid zu tragen,
Die Seele voll von Überdruß
Noch ringen muß mit Tag und Tagen.
Nicht sehn, nicht hören, wäre Glück
Und schlafen, schlafen, tief und bleiern —
O Herr, ruf mich ins Heim zurück,
Mein Kopf ist müd' und möchte feiern."

Die Kumpel sacht der Meister an,
Besieht sein Werk und lächelt bitter,
Und, wieder in der Arbeit Bann,
Läßt fliegen hastig er die Splitter.
Das Leid vertraut er seinem Stein,
Und wie er schafft, löst sich der Kummer
Und schweigsam in das Bild hinein
Trägt er den schwer ersehnten Schlummer.

So bildet Angelo die Nacht;
Nicht jene Göttin, die das Wogen
Des Leides still mit sanfter Macht,
Nein, herb, wie sie die Zeit erzogen
Sie beugt sich tief im müden Schmerz,
Im Schlafe dumpf und schwer gekauert,
Und kündet, wie ein großes Herz
Sein totes Vaterland betrauert.

Friedrich Adler.

Vollbracht!

Sie hatte gekämpft in langer Pein;
Wir fühlten's: bald mußte geschieden sein!
Verhaltenen Atems, umflorten Augs
Harrten wir bebend des letzten Hauchs.
Und über ein Kleines war's geschehn,
Da blieb das müde Herze stehn,
Da fiel ihr das Auge für immer zu;
Die Hände gefaltet, so fand sie Ruh. —

Und als es zwei bange Tage gewährt
Hielt nachts vorm Hause ein schwarzes Gefährt.
Man hob sie hinauf im geschlossenen Schrein,
Dann schritten zu zweien wir hinterdrein.
Sprach keins ein Wort, doch ächzte der Schnee,
Und zwei blutende Herzen zuckten vor Weh,
Sprach keins ein Wort, doch wischte die Hand
Die Thräne, die zitternd im Aug' uns stand.
So ging die Fahrt hinaus vor die Stadt,
Bis dahin, wo alles ein Ende hat.
Sie hoben herunter den schwarzen Schrein
Und senkten ihn stumm und prunklos ein!
„Lieb Mütterchen, nun gute Nacht! gute Nacht!"
Dann rollten die Schollen — da war's vollbracht! —
Wir wandten selbander zurück den Schritt,
Trug jedes ihr Bild im Herzen mit,
Ließ jedes der Thräne ihren Lauf.
Die Liebe, sie höret nimmer auf!

Emil Johannes.

Dampfbetrieb.

Ja, es blüht die deutsche Dichtung —
Wie noch nie — in unsern Tagen.
Täglich eine neue Richtung,
Neue Ziele, neue Fragen!
Was am heutigen Tag geboren,
Ist am nächsten schon erkaltet,
Und der jüngste der Autoren
Ist auch wieder gleich veraltet.

Wilhelm Kunze

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Lucifer.

Schauspiel in vier Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

Ein Biergarten in Mainz. Im Vordergrund Tische und Stühle; vorn rechts der Anfang einer gedeckten Vorhalle, die zur eigentlichen „Wirtschaft“ führt. Im Hintergrunde die Schmalseite eines freistehenden großen Saalbau's; zu einem erhöhten (Seiten-)Eingang führen an eben dieser Schmalseite doppelte Stufen hinauf, die eine kleine Plattform tragen. Der unsichtbare Haupteingang in den Saalbau ist hinten rechts gedacht (Es ist Nachmittag.)

Erster Auftritt.

Ein **Kellner**, vorn an einen Tisch gelehnt, rechnet in einem Taschenbüchlein. **Pfeifer** kommt von rechts, hinter der Vorhalle, in ein Briefchen hineinblickend.

Pfeifer (schüttelt sehr verwundert den Kopf). Das soll ein Mensch verstehn, — Kellner! Einen Schoppen Wein. Gewöhnlichen. (Der Kellner ab, durch die Vorhalle.) Soll ein Mensch verstehn! (liest.) „Mein lieber Zannkönig! Gehn Sie sogleich in den Biergarten, wo die Versammlung sein soll. Fragt dort irgend Jemand nach mir — wie zu erwarten ist — so beteuern Sie unter allen Umständen“ — zweimal unterstrichen — „ich sei noch in Mainz und werde diesen Nachmittag in der Volksversammlung sprechen. Dabei bleiben Sie! Grumbach.“ — „Dabei bleiben Sie“ wieder unterstrichen. Warum soll ich das besonders beteuern? (Der Kellner kommt mit Wein, stellt ihn auf einen Tisch vorne rechts; geht dann in die Vorhalle zurück, wo er sichtbar bleibt.) Ich dank' Ihnen. (Schenkt ein; trinkt.) Hat er denn wieder etwas ausgefressen, daß irgend ein Mensch denken kann, der Doktor Grumbach hat sich aus dem Staube gemacht? — Na, und wenn, warum muß ich dann beteuern, der Herr ist noch hier? — — Ein verrücktes Leben. (Setzt sich, trinkt.) Bis auf das bischen Wein ein verrücktes Leben. Wenn man von diesem „Herrn und Meister“ nur los könnte; wenn der Wille nicht — — (tieftönig in sein Glas starrend) Da sitzt es. Video meliora proboque — aber kein Wille da; nicht für einen Groschen!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; der **Wirt** zum „Schwan“, **Reinhold** und **Irene** (von rechts, hinter der Vorhalle).

Wirt (leise zu der sichtbar erregten Irene, deren Augen umherirren). Nur mich jetzt machen lassen; nur ein bissel Fassung. (zum Kellner, mit gedämpfter Stimme) Bitte, drei Krügel Bier. (nach hinten auf den Saalbau deutend) Die Volksversammlung wird doch sein?

Kellner. Freilich. Warum nicht?

Wirt. Ist denn der Redner aus Berlin, der Herr Doktor Grumbach, schon hier?

Kellner. Nein; drinnen im Saal noch nicht. (Sieht auf seine Uhr.) Er hat auch noch Zeit; wird wohl erst noch hier draußen einen Schoppen trinken. (auf den Seiten-Eingang an der Plattform deutend) Von da geht er dann hinein: da geht's zur Tribüne. — — Hier draußen?

Wirt. Bitte. (Deutet auf einen Tisch vorne links. Der Kellner durch die Vorhalle ab. Der Wirt, leise) Also noch nicht hier. — Aber sehn Sie wohl: hier, vor dieser Seitenthür, werden wir ihn finden. Ich kenn's ja. (nach hinten deutend). War ja oft dabei. (Irene zart die Hand drückend) Nur ein bissel Fassung!

Reinhold (nach einem flüchtigen Blick auf Pfeifer, der vorne rechts abgewandt und ganz in sich versunken dasitzt, leise). Geh'n wir da hinüber. (Führt Irene, ihren Arm mit Scheu berührend, langsam nach vorne links. Im Gehn) Du zitterst.

Irene (leise, wie alle Drei während des ganzen Gespräches). Das wird schon vergehn. — — O Gott!

Reinhold. Du bist sonst so stark. Deine Seufzer gehn wie Messer durchs Herz. Was ist denn geschehn? Wir kommen in der Frühe heim —

Irene (noch leiser). Der Kellner. (Der Kellner ist mit dem Bier zurückgekommen, stellt es vorne links auf den Tisch; verschwindet dann in der Vorhalle.)

Reinhold (nachdem er das Fortgehn des Kellners abgewartet). Wir kommen in der Frühe heim — Eva ist nicht da; auf dem Tisch ein Bogen Papier, darauf steht nur: „Verzeiht!“ — Soll sie darum — verloren sein? Sie war (mühsam) aufgeregt; Du weißt, wie sie ist; plötzlich vielleicht ist sie aufgesprungen: „ich will fort, ich will fort! Wenn sie heimkommen, sollen sie mich nicht finden, sollen sich entsetzen!“ — Das hat sie erreicht: Du bist außer Dir. Aber sie wird — sie wird — (Stockt.)

Irene. Sie wird wiederkommen, willst Du sagen, bringst es aber nicht heraus. Warum kommt sie denn nicht? Ist es nicht Nachmittag? Haben wir nicht gesucht, gefragt, wir alle — die Polizei —

Digitized by Google

diesen ganzen Tag — und doch keine Spur? Als die eine, die gräßliche — (Schließt die Augen, verstummt.)

Reinhold (mit großer Anstrengung). Vor der bangt mir nicht. Ein Weibergeträtsch —

Wirt. Ein paar alte Quatschen. Wollen den Gottseibeiuns Nachts im Garten gesehn haben; (sucht zu scherzen) nu, so kann es ja auch ein andrer Teufelskerl als der Grumbach gewesen sein —

Irene. Aber dieser Grumbach? Wo ist er? War er nicht vom Fest verschwunden, als wir nach ihm fragten? — Und wohin? Wohin? Wer hat ihn bis zu dieser Stunde in seinem Gasthof gesehn? (Hat unwillkürlich die Stimme etwas gehoben; Pfeifer, aus seinem Brüten erwachend, blickt hinüber.)

Reinhold (ganz leise). Da sitzt noch Jemand.

Irene (leise). Ich weiß. — — O mein Gott!

Reinhold (mühsam). Komm zu Dir, Irene. Es ist Deine Schwester. Was glaubst Du? Daß sie mit diesem „Lucifer" in die Welt gelaufen — ? — — Warum bebst Du so?

Irene. Ich weiß nicht. (Wirft einen schmerzlich verstörten, scheuen Blick zum Wirt hinüber; dieser faßt ihn auf, erhebt sich von seinem Platz, als suche er etwas, und geht langsam nach hinten. Irene blickt ihm nach. Gerührt.) Gutes, zartes Herz. — — Reinhold! Warum ich bebe . . . (in die Luft starrend) Ich sehe Eva's Gesicht . . . Es mag wohl Abgründe geben, die sich plötzlich öffnen; Stunden der Verzweiflung, des Wahnsinns, wo wir das Verrückte, das Schlechte thun, wie gekränkte Kinder . . . (nach einem langsamen, langen Seitenblick auf Reinhold) War sie nicht tötlich gekränkt?

Pfeifer (für sich). Das ist sie, meiner Seel'. Das ist diese ernsthafte, himmlische Person!

Reinhold. Wenn sie wieder da ist, sollst Du nie mehr klagen. Sag' und denk' aber nicht, sie könnte mit diesem Mann — —

Irene. Hatte er sich nicht auch Dir in das Herz gebohrt? (Reinhold schweigt.) Wie Milton vom Belial sagt: „Ihm troff die Zunge von Manna" . . . (in plötzlicher Unruhe) Dieses Kind, diese Eva macht mich noch verrückt. Komm, gehn wir nach Haus; vielleicht ist sie nun dort!

Reinhold. Nein, ich bitt' Dich, bleib. Du hast es gewollt, ich sollte mit Dir hergehn, diesen Grumbach suchen; ich glaub' nicht an Deinen Wahn — aber wir sind hier. Halt' nun aus, bis er kommt!

Pfeifer (hat mit Anstrengung gehorcht; für sich). Sie sprechen von Grumbach, scheint mir —

Wirt (hat vom Hintergrunde aus Pfeifer mehrmals betrachtet, tritt zu den Andern; leise). Bitte um Vergebung, will durchaus nicht stören; aber da sitzt Einer, der zu ihm gehört. Der neulich Abends im „Schwan" war —

Reinhold. Ja, Sie haben Recht. Das Gesicht erkenn' ich . . . (Steht auf, nähert sich dem Pfeifer; der Wirt und Irene folgen.) Sie erlauben, mein Herr. Sie kennen den Doktor Grumbach —

Pfeifer (steht auf). O ja. Sehr gut. Bin sein Sekretär.

Reinhold. Hätten Sie die Freundlichkeit, mir zu sagen, wo er sich befindet?

Pfeifer. Sehr gern. Wo er diesen Augenblick ist, wüßt' ich nicht zu sagen; aber er kommt bald hierher. Der Saal ist ja schon halb voll; (nach hinten rechts deutend) von da drüben strömen sie hinein. Die Versammlung wird erst eröffnet, wenn er kommt; wir erwarten ihn.

Reinhold. Und Sie sind sicher, er kommt —

Pfeifer. Ganz sicher, mein Herr!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Rabe mit dem Koffer.

Rabe (von rechts, hinter der Vorhalle; ist schon eine Weile früher erschienen, hat die letzten Reden gehört, tritt eben dicht näher; zu Reinhold). Entschuldigen Sie gefälligst, wenn ich mich hineinmische. Es ist nicht so, wie dieser Herr Ihnen sagt; er weiß nicht, wie es ist.

Reinhold. Ich verstehe nicht. Also wie ist es denn?

Rabe. Der Herr Doktor Grumbach ist fort. (Bewegung Irenens.) Er kommt nicht zur Versammlung; mit einer Dame ist er auf dem Dampfer rheinabwärts gefahren; ich hab' ihn selber gesehn.

Reinhold. Wie sagen Sie? Rheinab? Mit —

Rabe. Mit einer Dame. Ja. Wohl vor einer Stunde.

Irene (leise, zitternd). Reinhold —!

Pfeifer (für sich). Nun versteh' ich schon gar nichts. Rabe sagt Schwarz, ich sag' Weiß!

Reinhold (zu Pfeifer). Erlauben Sie, mein Herr. Sie sagten —

Pfeifer. Ja, und dabei bleib' ich. Mein Herr Doktor, der kommt hierher; und er ist in Mainz Wen der da auf dem Dampfer mag gesehen haben, ist mir unbekannt.

Rabe. Ich bitte Sie, mein Herr, glauben Sie ihm nicht. Was ich gesehen habe, habe ich gesehn. Doktor Grumbach ist fort, und den Rhein hinunter!

Reinhold (halb verwirrt). Sie hören —

Pfeifer. Ja, ich höre — und glaube davon kein Wort; (gegen Rabe gewendet) der Herr muß entschuldigen Hier ist die Volksversammlung, und mein Doktor Grumbach kommt!

Irene (leise). Reinhold! Was denkst Du? Was glaubst Du? (Berührt seinen Arm.) Du zitterst jetzt —

Reinhold (leise). Rätsel über Rätsel. — Gehören die nicht beide zu ihm? Hab' ich (auf Rabe blickend) den da nicht auch schon gesehn?

Wirt. (näher tretend). Mein bester Herr Doktor, vielleicht weiß ich da einen Rat. Wir hören zwei Ansichten — das thut nichts: wir sind unser Drei. Wenn zum Beispiel Sie noch einmal zur Polizei gingen — nach allen Landungsplätzen telegraphieren ließen — oder was sonst etwa —

Digitized by Google

Rabe (zu Reinhold, sehr ehrerbietig). Kann ich Ihnen dabei irgend nützen oder helfen — ich bin gerne bereit!

Reinhold. Ich dank' Ihnen, mein Herr —

Wirt (nach einem mißtrauischen Blick auf Rabe fortfahrend). Unterdessen bleibe ich mit dem Fräulein hier, und wir warten ab, ob er kommt!

Reinhold. Ja. Sie haben Recht. (Leise zu Irene) Nur Mut. Jedes Rätsel löst sich . . . (zum Wirt, laut) Ich gehe also — ich eile — im Wagen — Sie erwarten mich hier!

Rabe. Ich begleite Sie, wenn Sie wünschen; am Landungsplatz bringen wir sogleich heraus, welcher Dampfer es war —

Reinhold. Gut. Sehr wohl. Also kommen Sie . . . Auf Wiedersehen hier! und bald! (Mit Rabe rechts ab.)

Irene (für sich). „Mit einer Dame" . . . (Schließt die Augen, atmet schwer. Sich zu fassen suchend, leise) Nun? Und was glauben Sie?

Wirt (leise, mit einem Blick auf Pfeifer). Daß das Schufte sind — und daß der Grundbach ein Heimtücker ist; (sieht, daß sie zusammenckt) aber weiter noch nichts. Sie haben ja ein festes Herz, liebes, gutes Fräulein; sind keine verzogene Puppy', sondern — — ich verehr' Sie ja. (Ihr die Hand drückend) Und ich bleib' bei Ihnen!

Irene (leise). Sie sind gar so gut. (Drückt auch ihm die Hand.) Mein Trost. So lang' ich in Ihr gutes Gesicht sehe, kann ich auch noch hoffen —

Wirt (lächelnd). Nu, dann sehen Sie nur fleißig hinein. Da kommt diese alte Leuchtkugel doch auch noch zu Ehren —

Irene (faßt plötzlich seinen Arm). Da! Da!

Wirt. Was?

Irene. Er kommt!

Vierter Auftritt.

Wirt, Irene, Pfeifer; Wolf. (Der Kellner ist wieder verschwunden.)

Wolf (kommt von links; bleibt stehn, als er Irene erblickt; für sich). Ohne ihn! — Geglückt!

Pfeifer (der wieder an seinem Tisch sitzt und trinkt, sieht auf; zu Irene). Hab' ich's nicht gesagt? Da ist er!

Wirt (zu Irene, leise). Jetzt nur fest — wie 'n Mann. Ich ruf' den Doktor zurück, wenn's noch möglich ist — (Rechts ab. Irene will Wolf entgegen; ihr versagt die Kraft, ein Grauen, ein Bangen übermannt sie, an einer Stuhllehne sich haltend bleibt sie stehn.)

Wolf (auf sie zu). Ich staune, mein Fräulein: Sie hier. Aber ich danke dem Zufall: so kann ich nun von Ihnen hören, wie es steht. Man erzählte mir, Ihre Schwester sei verschwunden, man wisse noch nicht, wohin —

Irene (mit Anstrengung). Nein — man weiß es nicht. — Ich kam, Sie zu fragen —

Wolf. Mich, bestes Fräulein? Mich? Ich verstehe nicht. Es ist wohl Niemand in Mainz, der hier so fremd ist wie ich —

Irene (mit bebender Stimme). Nicht von Mainz — ich rede von meiner Schwester. Bitte, lächeln Sie nicht. Sie wissen nicht, wo sie ist?

Wolf. Ich werde also nicht lächeln, wenn Sie mir's verbieten; aber ich weiß es nicht. Wollen Sie mir aber sagen: helfen Sie mir suchen — so wissen Sie, ich bin Ihr Diener, Ihr Freund; gebieten Sie über mich. Jede andre Pflicht stell' ich hinter diese —

Wirt (kommt zurück). Zu spät! Der Wagen war verschwunden!

Irene. Ich dacht' es. (Mehr und mehr gefaßt, entschlossen) So werd' ich mit diesem Herrn — — (zu Wolf) Sie erbieten sich, mir beizustehn. Ich — dank' Ihnen. Ich hätte eine Frage; — mehrere. (Nach einem Blick auf Pfeifer, mit jungfräulicher Verlegenheit) Aber nur an Sie.

Wolf (zu Pfeifer). Treten Sie zurück. (Pfeifer nimmt seinen Wein, verschwindet in der Vorhalle. Irene wirft einen bittenden Blick auf den Wirt; dieser folgt dem Pfeifer, nachdem er Irenen durch Geberden ausgedrückt, er bleibe in der Nähe, er verlasse sie nicht.) Fragen Sie, mein Fräulein. Alles, was Sie wünschen.

Irene. Es ist entsetzlich für mich . . . Sie ist meine Schwester. Und doch muß ich's sagen. Bei Ihrem Leben und bei Ihrer Ehre: Sie wissen nicht, wo sie ist?

Wolf. Ah! So feierlich. Also mit andern Worten: „haben Sie sie entführt?" — Sie blicken mich so ahnungsvoll, so geisterhaft an, als wär' ich der „Böse", von dem wir neulich sprachen. Mein verehrtes Fräulein, noch einmal: ich verstehe nicht. Auch wenn ich der „Böse" wäre, der herumgeht, um zu verschlingen — wie käme Ihre Schwester dazu? Hat sie nicht einen Verlobten? Liebt sie ihn nicht? Ist er ihr nicht treu?

Irene (führt zusammen. Sich überwindend). Und wenn er es nicht mehr wäre — wer hätte ihn dazu angestiftet, aufgestachelt, als Sie? Aber ich danke Gott: er ist es noch —

Wolf. Und hätte ich ihn dazu „angestiftet", wie Sie sagen — so hätte ich das gethan, weil ich es für Pflicht hielt; und weil ich Ihrer würdig sein, meine Gefühle bekämpfen, selbstlos handeln wollte. Hab' ich je etwas Gutes in meinem Leben gethan, so war's in der Stunde; — und wenn Sie auch den Kopf schütteln, in einem Winkel Ihres Herzens geben Sie mir doch Recht. Ich kasteie mich selbst, ich scheute mich nicht vor allen Qualen der Entsagung, der Eifersucht —

Irene. Bitte, lassen Sie das. (In edlem Unwillen) Zur Eifersucht war und ist kein Grund . . . Ich hab' noch eine Frage an Sie. Waren Sie heute Nacht ohne uns noch einmal in unserm Garten — Sie als „Lucifer"?

Digitized by Google

Wolf (für sich). Man hat mich gesehn! (laut) Gewiß. Eben diesen Augenblick wollt' ich Ihnen beichten, daß ich eine Weile im Garten vor Ihrer Veranda stand . . . Das wilde Maskengewühl widerte mich plötzlich an, ich weiß nicht, warum; eine unwiderstehliche, verrückte, schwärmerische Stimmung zog mich aus den Sälen in die Nacht hinaus — und durch Ihren Garten bis zu dem kleinen, stillen, dunklen Hause, in dem Ihre Gestalt, Ihre Seele — — kurz, es war Schwärmerei. (mit warmem Lächeln) Ich betete zu meiner Göttin —

Irene (abwehrend). Bitte, bitte. Und wenn ich das glauben wollte — aber Sie vergessen, Sie haben uns Andres von sich erzählt, als so kindliche, „sentimentale" Schwärmereien — warum kamen Sie dann überhaupt nicht mehr auf das Fest zurück? wo die „Göttin" doch war?

Wolf. Sie waren mit — dem Andern. Und in der heiligen Stille Ihres Gartens fand ich Frieden, Ruhe; mir verging der Mut, Ihre quälende Nähe wieder aufzusuchen —

Irene. Aber auch Ihr Bett, Ihren Gasthof suchten Sie nicht auf. Und die Nacht war doch lang —

Wolf. Ich schlief bei einem Freund.

Irene. Dann begreif' ich nicht: wie kamen Sie aus dem Teufelskleid heraus und zu diesem Anzug?

Wolf. Eben der Freund half mir aus —

Irene. Wollen Sie mir ihn nennen — den Freund?

Wolf (wie beleidigt aufwallend). Ah! Sie gehen zu weit. Bin ich hier im Verhör? — Nun sind wir zu Ende, mein Fräulein: wie ein Bübchen ausfragen lasse ich mich nicht. Ich nenne ihn nicht, „den Freund"!

Irene. Sie nennen ihn nicht?

Wolf. Nein!

Irene (plötzlich wie getroffen, mit aufgerissenen Augen ihn anstarrend). Dieses grauenhafte Lächeln — o Gott! (fährt sich mit der zitternden Hand über die Stirn) Ich weiß nun, wie es ist. Wenn ich auch den „raschen Blick" der Lucifersöhne nicht habe, den Sie neulich rühmten — ich seh's: Ihre Augen, Ihre Lippen, all' Ihre Züge können's nicht länger verbergen, daß ein heimlicher Triumph Sie glücklich macht — daß Sie wieder eine Ihrer teuflischen Freuden genossen haben — und noch nachgenießen. (auf ihn zu) Wo haben Sie meine Schwester? Wo haben Sie meine Schwester? Antworten Sie mir!

Wirt (durch Irenens anwachsende Stimme herbeigerufen, kommt in großer Unruhe; Pfeifer hinter ihm drein). Fräulein Irene! Was giebt's?

Irene. Was es giebt? Er antwortet nicht. Er lächelt. Er zuckt die Achseln. Er schweigt. — Kommen Sie! mit mir! (zu Wolf) Sie sollen diesen Triumph nicht mehr lange genießen; ich geb' Ihnen mein Wort! Ich rufe den Mann, der Sie hindern soll — der Ihnen dieses schreckliche Lächeln vom Gesicht reißen soll — und den Triumph aus dem Herzen. (nach hinten deutend) Gehen Sie nur hin, zu dem Volk zu reden! Noch Einer soll reden — mächtiger als Sie. Die Maske des Volksbeglückers, die Sie eben anlegen, in hundert Stücke soll er sie zerreißen; Sie sollen hier nicht die Tausende berücken, wie Sie die Eine berückt haben. Sie — Sie — — Ich habe keinen Namen für Sie. Gott wird ihn finden — und er wird uns rächen! (Stürmt rechts ab; der Wirt ihr nach.)

Wolf (nach einer Weile). Sie war nie so schön wie jetzt. — Leidenschaft steht ihr gut; das wußt' ich . . . Hast Du sie eben gesehn?

Pfeifer (heimlich erschüttert, übrigens etwas angetrunken und im Gesicht gerötet). Heilige Barbara! Ob ich sie gesehn habe. Ich wollt', lieber nicht . . .

Wolf. Schwachkopf. — Warst Du im Saal? Sind viel Leute da?

Pfeifer. O ja; sehr viel Leute. Aber um Vergebung — warum hatten Sie denn dem Rabe aufgetragen, Sie als verreist zu melden, und mir umgekehrt?

Wolf (schlägt ihm in etwas erregter Heiterkeit auf die Schulter). Was hab' ich Dir immer gesagt? Schlau bist Du nicht. Ich wollt' die Beiden konfus machen — trennen — die junge Dame allein sprechen. — Alles ist geglückt.

Pfeifer. Geglückt . . . Die junge Dame ging doch nicht so ganz mit Ihnen einverstanden fort —

Wolf. Pah! Mädchenzorn. Das giebt sich. — Die Zeit läuft noch immer ihren Zuckeltrab; sie läuft auch noch diesem Mädchenzorn vorbei. Geben Sie mir einen Tropfen, Pfeifer; — ich trink' aus Ihrem Glas. (Pfeifer in die Vorhalle ab.) Also zur Eifersucht „war und ist kein Grund". Sie sagte es so ehrlich, so stolz. Dann hätt' ich's freilich lassen können — — Aber geschehn ist geschehn. — Das ist immer ein Sonnenstrahl, wie ich ihn nicht hoffte. Darauf trink' ich aus!

Fünfter Auftritt.

Wolf; Pfeifer kommt zurück, eine neue, fast volle Flasche und ein gefülltes Glas auf einer Platte tragend; Rabe von links.

Wolf (nimmt das Glas). Ich danke. (Trinkt aus. Zu Rabe) Sind Sie wieder da?

Rabe. Ich ließ den Kutscher jagen wie verrückt — um's Ihnen noch zu melden, eh Sie in den Saal gehn. Wir waren am Landungsplatz, der Doktor Euler und ich. Er telegraphiert jetzt mit der Polizei nach allen Stationen; (lächelnd) an jeder Station werden Sie angehalten, mit der jungen Dame.

Wolf. Darin ist Humor. Das ist die rechte Stimmung. Nun werd' ich reden wie ein junger Gott!

Digitized by Google

Pfeifer (hat die Platte mit Flasche und Glas vorn auf einen Tisch gestellt; für sich, den Kopf schüttelnd, beinahe fassungslos). Nun wird er reden wie ein junger Gott! (laut) Vergessen Sie nur nicht den Andern —

Wolf. Welchen Andern?

Pfeifer. Den die Dame holt; diesen Doktor Euler. Der ist auch nicht von Stroh, wie die Leute sagen; ein ausgelernter Redner; fürchtet sich nicht vor Senchen, sagt man, und auch nicht vor Menschen. Und mit der Empörung im Leibe . . . Der redet dann vielleicht auch wie ein junger Gott!

Wolf. Er soll thun was er will. (lächelnd) Ich spüre in mir die „Kraft"!

Pfeifer. Gestatten Sie mir die unmaßgebliche Bemerkung: Sie werden da in dem Saal viele Gegner finden; die schon jetzt kein Blatt vor den Mund nehmen — hab's vorhin bemerkt. Fromme und Liberale —

Wolf. Nur zu!

Pfeifer. Viele sind im Garten — die nicht mehr hinein können, denn der Saal ist voll —

Wolf. Schafskopf! Was gehn mich die Leute am Aquator und im Garten an? — — Dieser Doktor Euler aber — wenn der wirklich käme —

Pfeifer. Nu, der kommt gewiß!

Rabe (bedenklich). Es ist schade drum: er hat hier viel Anhang — (vorsichtig) und in dieser Sache — (Verstummt.)

Wolf. Verstehn die braven Deutschen keinen Spaß, wollen Sie wohl sagen. Gut. Man sieht sich vor. Wenn der Herr wirklich kommt, und losgeht — und die Sache bedenklich wird — einmal angenommen —

Pfeifer. Ja, ja!

Wolf. Für diesen Fall nehmen Sie dieses Ding. Sie kennen es. (Zieht einen zierlichen, sechsläufigen Revolver aus der Tasche, giebt ihn Pfeifer.) Stecken Sie's ein, eh es Jemand sieht.

Pfeifer. Bitte um Entschuldigung: was soll ich mit dem Ding?

Wolf. Sie halten sich im Saal nahe an der Thür. Wenn es bedenklich wird, so werd' ich — wie im Eifer der Rede — beide Hände zugleich in die Höhe heben; dann thun Sie aus diesem geladenen Revolver einen Schuß in die Luft, schießen dem Himmel ein Loch. Das Weitere werd' ich schon machen . . . Sie thun, als wären Sie's nicht gewesen; in so einem aufgeregten Gedränge kommt man leicht davon. Kurz, Sie verschwinden —

Rabe (heiter). Das wird er schon machen!

Pfeifer (bedenklich). Ja, das sagt er wohl. — könnte das nicht Rabe —

Wolf. keine Widerrede, Zaunkönig. Du wirst deinen Adler nicht im Stiche lassen. Für Rabe hab' ich was Andres — — (abbrechend) Unsere Leute kommen!

(Fortsetzung folgt.)

Leidenschaft.

In einer tiefen Felsenhöhle brütend
Lag still ein dunkles Weib, die Leidenschaft
Und rang die Hände wund nach großen Thaten.
So lag sie Tag um Tage, Jahr um Jahr,
Bis eine Stimme ihr im Innern tönte:
„Durchs Weltall ziehe, in der Menschenbrust
Die Flammen schüre, die von deinem Feuer
Ein Funke sind." —

Da zog sie durch die Lüfte,
Ihr Mantel wallte dräuend um sie her
Wie Rabenschwingen. — Über Weltenmeere
Trug sie ihr Flug und über weite Wüsten
Und von der Menschen Städten bis zur fernsten,
Weltfernsten Siedlung. Wie ein schwüler Hauch
Umwogt ein heißer Duft das götterstarke,
Das götterschöne, königliche Weib.
In Wetterblitzen glimmt es aus der Nacht
Der mächt'gen Schwingen, die sie vorwärts tragen,
Hoch ob dem Wust der niedern Erdennot.

In Menschenherzen aber wird es eng,
Bang ringen sie in irrer Qual die Arme.
Nicht wissend, was mit Einem Mal gewandelt
Ihr kleines Alltagsschicksal, ihre Not
Ins Unertragbare. Gar Mancher findet

Zum Streben Mut. — Die Eisenketten klirren
In Sträflingszellen. Wahnsinnwütiges Denken,
Es reißt zur Blutthat unter niedrer Stirn,
Und unter hoher treibts empor zum Flug
Nach allen Sternen tollen Jugendtraums.

So zieht das starke Weib, das göttergleiche
Ruhlos, hoch ob der Welt die dunkeln Kreise
Und sinnbethörend, lastend dumpfe Schwüle
Sein Odem bringt.

Doch findet's einen Menschen,
Nur Einen, Einen unter Tausenden,
Dem das Genie wie phosphorblauer Schein
Aus Wetternächten, um die Schläfen flammt.
Wie Jauchzen tönt es dann weit durch die Lüfte.
Mit wildem Flügelrauschen schattet's nieder
Dämonisch seine Lippen küßt das Weib
Und wollüstschauernd trinkt es seine Seele!

Hermine von Preuschen.

Wir beide.

Sind wir denn wirklich Menschen erdgeboren,
Zu Menschenglück und Menschenweh erkoren?
Ich seh so fremd dem farb'gen Treiben zu.
Und fühle mich allein, — allein wie du.

Digitized by Google

Mir ist's, als käme ich aus andrer Welt,
Von einem Stern, der einst in Nacht zerschellt.
Wenn Schmerz und Leid in meine Brust sich senken,
Dann muß ich denken, tote Welt, gedenken,
Dann schwingt im Traum die Seele sich empor
Nach jener Heimat, die ich längst verlor.
Nach jener Heimat, licht und sternnachtklar,
Nach jener Heimat, die auch dich gebar.
Auch dich, auch dich! Denn du entsprangst dem Licht,
Die dunkle Erde ist der Heimat nicht.
Drum haben wir uns ja so bald verstanden,
Weil sich im Ätherraum die Seelen fanden,
Weil uns das gleiche Heimweh tief bewegt,
Weil gleiche Sehnsucht unsre Brust gehegt,
Weil gleiche Träume seltsam uns umschweben,
Die keinem, keinem außer uns gegeben.

Richard Specht.

Weißt Du?!

Du, den nie mein Herz vergißt,
Der dem Eichbaum gleicht im Hage,
Dem vom Himmel worden ist,
Daß er Alle überrage:
Weißt du, wie ich lieben kann?
Tiefer als der See im Thale,
Treu wie Grün im wilden Tann,
Still, wie Nacht im Mondenstrahle.

Anna Klie.

Sturmnacht.

Im Walde wandr' ich, in finstrer Nacht,
Der Schneesturm tobt mit wilder Macht,
Er weht mir wirbelnd ins Angesicht,
Ich sehe die Hand vor Augen nicht.

Ha, wie der Wald, der gequälte, stöhnt!
Wie der Wind ihn zischend und pfeifend verhöhnt!
Wie meinem Schritt er entgegen sich sperrt,
Mich heulend umlauert und am Mantel mir zerrt!

O wilde, berauschende Seligkeit,
Dahin durch wütenden Wetterstreit,
Durch rauher Lüfte unbändiges Spiel
Zu schreiten ohne Pfad und Ziel!

Da wird die Seele mir wieder frei,
Da läßt mich los die Zauberei,
Da hör' ich nicht mehr den Sirenengesang,
Der mir so lang in den Ohren erklang,

Den zärtlichen, süß verderblichen Laut,
Vor dem mir bangt, vor dem mir graut —
— Er machte das Herz mir gar zu schwer —
O Sturm, habe Dank, ich hör' ihn nicht mehr' —

H. Menzer.

Unsühnbar.

Auf ein Bild in meinem Zimmer.

Immer schaut sie auf mich nieder, rätselvoll und unverwandt,
Die Sirene mit dem dunklen Antlitz; an des Sees Rand
Ruht sie, grünes Schilf im Haare und die Harfe in der Hand.

Fern im Osten scheint des Morgens Rose zu erblüh'n, doch nimmer
Blüht sie auf dem Bild; mit immer gleichem, bleichem Silberschimmer
Wirft ein Mond, der niemals wechselt, seinen ungewissen Schimmer.

Der Banane saft'ge Früchte werden nie dem Zweig entgleiten:
Tief im Laub die Nachtigallen bleiben stumm für alle Zeiten:
Der Sirene Finger ruhen auf der Harfe gold'nen Saiten.

Nachts, wenn Heliotropendüfte stark zu mir in's Zimmer dringen,
Hör' ich melodienreiche, klagende Musik erklingen —
Von unsterblich grauser Unlust scheint das düst're Lied zu singen —

Scheint das Klingen einer Seele, einer Reuigen Gebet,
Die, zu ew'ger Qual verurteilt, fruchtlos um Erlösung fleht!
Und ich liege wach und lausche, bis der letzte Ton verweht.

Und wer ist's, der also klaget? — Rätselvoll und unverwandt
Schaut auf mich hernieder die Sirene; an des Sees Rand
Ruht sie, grünes Schilf im Haare und die Harfe in der Hand.

Aus dem Englischen des **T. B. Aldrich** von **Albert Dessoff.**

Späte Sonne.

Die späte Sonne fuhr zu Thal
In tiefe Glut getaucht,
Da lag die Flur mit einem Mal
Von Purpur überhaucht.

Und die am Tag dem Blick gedroht
Mit ihrem falschen Licht,
Sie ließ sich schaun im Abendrot
Ins liebe Angesicht.

Wenn über die ein spätes Glück
In mildem Schein erblinkt,
So halt es fest mit treuem Blick,
Bis es mit dir versinkt.

Heinrich Löbner.

Kleine Ballade.

Die Mutter fragt beim Lampenschein:
„Hat nicht ein Vogel an's Fenster gepickt?"
Ei freilich! — Doch war es ein Kieselstein —
Und ich kenne den Kauz, der die Kunde geschickt.

Und die Mutter mahnt zu rastlosem Fleiß,
Daß die Spindel mir tanzt wol auf und ab.
Gestroft, Frau Mutter, ich weiß, ich weiß,
Wem ich gar bald zu gehorsamen hab!

Und die Mutter: „Hörst du den sausenden Wind,
Wie er rüttelt und schüttelt an Haus und Hag?"
Ich horch' und ich hör' und ich weiß, wie dein Kind
Den Sausewind draußen zu zähmen vermag!

Und es surrt und sauft und es webt sich daraus
Ein Schlummerlied für das Mütterlein.
Da flitzt die Junge hinaus vor das Haus,
Wo Rosen im Winter ihr duftig gedeih'n.

Ernst Behrend.

Digitized by Google

Die Suggestion und die Dichtung.

VI.

Ein hervorragender Physiologe, Herr Professor Dr. Otto Binswanger in Jena schreibt uns:

Hochgeehrter Herr!

Die bisher mitgeteilten gutachtlichen Äußerungen über die von Ihnen angeregten Fragen haben das Gebiet der hypnotischen Suggestion von den verschiedensten Gesichtspunkten aus beleuchtet. Ich kann mich deshalb kurz fassen und auf eine Skizzierung des wissenschaftlichen Standpunktes bezüglich der Bedeutsamkeit der sogenannten kriminellen Suggestionen in Wissenschaft und Kunst beschränken.

Die moderne naturalistische Schule stellt unter Anderem die Forderung auf, daß nur die nackten Thatsachen der täglichen und wissenschaftlichen Erfahrung, nicht die lustigen Kinder der Phantasie als Grundlagen des dichterischen Schaffens Anerkennung verdienen. Aber bei dem Bestreben, der Natur ihre tiefsten Geheimnisse abzulauschen, vollführen die Jünger dieser Schule die tollsten Bocksprünge, indem sie wissenschaftliche Thatsachen, welche nur unter ganz bestimmter Voraussetzung bei einer relativ beschränkten Anzahl von Beobachtungen Geltung haben, verallgemeinern und alles menschliche Geschehen unter dem schiefen Gesichtswinkel pathologischer Grundbedingungen verarbeiten. Auf Grund einer mißverständlichen Auffassung naturwissenschaftlicher Erfahrungsthatsachen ist auch die dichterische Verwertung der neueren Forschungen über die hypnotische Suggestion in grobe Irrtümer verfallen. Je dürftiger die schöpferische Kraft des Schriftstellers, desto grotesker sind seine Mittel der Einwirkung auf den Leser; die Schauerromane früherer Zeiten feiern heute ihre Auferstehung in der Schilderung krimineller Suggestionen. Welch herrlichen Vorwurf für einen neuen Hypnotismusroman bieten die jüngst stattgehabten Gerichtsverhandlungen vor den Pariser Assisen, die Verbrechergeschichte der Gabriele Bompard dar, jener hypnotisablen Kokette, welche den suggestiven Einwirkungen ihres Liebhabers Eyrand folgend den liebestrunkenen Gouffé morden hilft. Die Geschichte des Jean Mornas in neuer und verbesserter Auflage! Aber ernsthaft gesprochen; dem sensationslüsternen Schriftsteller kann die poetische Verwertung dieses Stoffes in der angedeuteten Richtung solange nicht verdacht werden, als ernsthafte Männer der Wissenschaft mit den gleichen Hülfsmitteln die psychologischen Abgründe dieser in moralischem Schmutz verkommenen Persönlichkeit zu überbrücken bestrebt sind.

Deshalb verlohnt es sich, den Thatsachen nachzugehen, welche die Möglichkeit der Suggestion verbrecherischer Handlungen beweisen sollen. In den Annalen der gerichtlichen Medizin sind eine Reihe gut beobachteter Fälle verzeichnet, in welchen gewissenlose Menschen Gewalthandlungen an hypnotisierten Personen verübt haben. Alle diese Fälle haben das gemeinsame, daß diese verbrecherischen Handlungen an nervenschwachen, hysterischen und geisteskranken Individuen begangen wurden, welche in Zustände tiefen hypnotischen Schlafes oder eigenartige somnambule Zustände versetzt worden waren. Nirgends sind Thatsachen beigebracht, daß geistig gesunde Personen wider ihren Willen in gleicher Weise beeinflußt und mißbraucht worden sind. Wohl sind einzelne Beispiele vorhanden, wo eine solche Beeinflussung zur Beschönigung begangener Fehltritte von den betroffenen Personen behauptet worden ist, bei welchen aber eine nüchterne Erforschung der Wirklichkeit das Lügenhafte dieser Angaben unschwer bloßlegte.

Von diesen verbrecherischen Handlungen an Hypnotisierten müssen diejenigen scharf unterschieden werden, welche durch Hypnotisierte unter dem Einfluß einer hypnotischen Suggestion — entweder in der Hypnose selbst, oder nach derselben mittelst Fernwirkung stattgehabter Suggestionen im hypnotischen Zustande — an dritten Personen angeblich begangen wurden. Wenn wir die einschlägige Litteratur studieren, so finden wir, daß nach Ausschaltung aller unklar beobachteten und beschriebenen Fälle keine Beobachtungen übrig bleiben, welche die Möglichkeit einer derartigen hypnotischen Beeinflussung auch nur annähernd glaubhaft erscheinen lassen. Alle Beweisführungen, welche von übereifrigen Anhängern der Lehre von der hypnotischen Beeinflussung in positiver Richtung angetreten wurden, entnehmen ihre Begründung ausschließlich aus bestimmten, in der Studier- oder Krankenstube gewonnenen Experimentalerfahrungen. Ich will hier garnicht untersuchen, inwieweit diese Beobachtungen einer kritischen Würdigung standhalten; auch wenn wir ihre Thatsächlichkeit als feststehend annehmen, so lehren sie nur, daß bei gewissen hysterischen Mädchen, Trunkenbolden und anderen durch zahlreiche hypnotische Versuche gedrillten Personen kindliche Schamstücke sogenannter verbrecherischer Suggestionen gelingen: Man giebt der Hypnotisierten ein hölzernes Papiermesser in die Hand und befiehlt ihr, den vermeintlichen Widersacher niederzustechen, man läßt mit pulverisiertem Zucker geliebte Angehörige vergiften, man befiehlt verhängnisvolle Schriftstücke zu unterschreiben u. s. w. Die Patienten — denn als solche wird man diese Kategorie hypnotisabler Individuen sicher bezeichnen müssen — führen nach dem Zeugnis dieser Experimentatoren diese Handlungen mit mehr oder weniger Widerstreben aus, und zwar sowohl in der Hypnose selbst oder auch unter dem Einflusse solcher krimineller Suggestionen kürzere oder längere Zeit nach dem Schwinden des hypnotischen Zustandes. Es handelt sich hier um erfundene Straf-

Digitized by Google

handlungen, über deren rein schauspielerische Bedeutung nach den bisherigen Erfahrungen die hypnotisierten Kranken ein volles Verständnis besitzen. Irgendwelche Schlüsse in Bezug auf die Möglichkeit wahrer krimineller Suggestionen bei dergestalt hypnotisierbaren Menschen oder sogar bei gesunden, nicht zur Hypnose abgerichteten Personen, dürfen aus diesen Versuchen nicht gefolgert werden, da wie gesagt beweisende Thatsachen in dieser Richtung nirgends beigebracht worden sind. Im Gegentheil lehren einzelne Beobachtungen, daß selbst hochgradig suggestible Patienten alle ernsthaft gemeinten Suggestionhandlungen ablehnen, welche ihre sittlichen und ästhetischen Anschauungen verletzen, überhaupt dem „Kern ihrer Persönlichkeit" zuwider sind.

Alle diese Erfahrungen stehen im grellen Widerspruch mit den Schilderungen der Hypnotismus-Romane; ganz ausgeschlossen erscheint aber nach den bisherigen wissenschaftlichen Erfahrungen die weitere Annahme, daß selbst außerhalb aller Hypnose eine solche kriminelle Suggestion, Beeinflussung einer geistig gesunden Persönlichkeit, stattfinden kann. Ich habe dabei nur die engere Fassung des Begriffes Suggestion im Auge, bei welcher von allen Formen des äußeren und seelischen Zwanges in Gestalt von Bedrohung, Überlistung, Überredung u. s. w. abgesehen, geistig gesunden und moralisch vollentwickelten Persönlichkeiten Vorstellungen und Willenshandlungen unvermittelt und gegen ihre bessere Überzeugung aufgedrängt werden sollen. Eine solche Annahme ist widersinnig und schlägt all unseren bisherigen kriminalpsychologischen Anschauungen ins Gesicht.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Otto Binswanger.

Jena, 1. Februar 1891.

Hierauf sei das Gutachten eines hervorragenden Psychiaters, Herrn Prof. Dr. E. Mendel in Berlin gereiht:

Hochgeehrter Herr!

Sie wünschen von mir zu wissen, ob ich Fälle, wie Sie solche im Heft 3 des IX. Bandes Ihrer „Deutschen Dichtung" nach verschiedenen Tages- und Wochenblättern mitgeteilt, oder ähnliche für möglich halte, d. h. ob es denkbar ist, daß normale Individuen Suggestionen in solchem Ausmaß, ohne es selbst irgendwie zu merken, angelegt sind.

Ich antworte darauf: Nein.

Damit will ich durchaus nicht die Thatsachen bestreiten, welche die Erzähler jener Fälle mitteilen, aber — und dies ist der entscheidende Punkt bei der ganzen Frage — ich bestreite, daß solche oder ähnliche Fälle bei normalen Individuen vorkommen.

Eine mächtige Welle hypnotischer Begeisterung ist seit einer Reihe von Jahren wieder über uns hereingebrochen. Wieder, sage ich, weil ganz ähnliche, ja gleiche Vorkommnisse, wenn auch unter anderen Namen, periodisch schon früher aufgetreten sind. Jene Welle ist glücklicher Weise im Ablauf begriffen, und mit der Begeisterung fangen auch die Wunder, welche sie erzeugt hat, an, seltner und dünner zu werden.

Nicht die Thatsache, daß ein Mensch den andern unter gewissen Umständen in Schlaf versetzen kann, nicht die Thatsache, daß dem Schlafenden dann allerhand Dinge eingeredet (suggeriert) werden können, leugne ich, sie ist seit Jahrtausenden bekannt, und oft genug von mir selbst hervorgerufen worden, zu bestreiten ist nur, daß solche Thatsachen im Leben eines normalen Menschen zu erzeugen sind. Ist aber die Vorbedingung für das Gelingen jener Experimente, daß das Individuum nicht normal ist, und sind speziell die Umstände des Hypnotisierens und der in diesem stattfindenden Suggestionen krankhafte Erscheinungen, krankhafte geistige Erscheinungen, dann verlieren all jene „wunderbaren" Erscheinungen, welche man beschrieben hat, das Auffallende. Oder aber man müßte jedes Irrenhaus mit den dort zu beobachtenden Reden und Handlungen als eine Welt voll Wunder bezeichnen.

Ich habe an einer andern Stelle, in welcher ich über den Hypnotismus ausführlicher gesprochen habe (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Virchow und Wattenbach Heft 93, 1890) gesagt: „Der hypnotische Zustand ist ein krankhafter und mit Rücksicht auf die Veränderung der geistigen Eigenschaften ein krankhaft geistiger Zustand, eine acute Geisteskrankheit, welche sich viel weniger durch die beobachteten Symptome, als durch die Ursache ihres Entstehens, durch die künstliche Hervorbringung von den übrigen Geisteskrankheiten abhandern läßt."

Hält man dieses fest, dann wird auch die Suggestion im hypnotischen Zustand des Auffallenden entkleidet.

Aber mit Recht halten Sie für viel wichtiger die Suggestion ohne Hypnose. Welche bestimmende Rolle die Suggestion im Leben der Menschen einnimmt, hat bereits vor mir, wie ich sehe, Herr Kollege Exner in treffender Weise entwickelt.

Das Gehirn ist, soweit es der geistigen Arbeit dient, bei der Geburt der Menschen einem Buche mit Seiten ohne Inhalt, einem Bilderbuche ohne Bilder zu vergleichen. Das was die Sinne von außen her ihm zutragen, was sie ihm suggerieren, schafft allmählig den Inhalt. Den bedeutendsten Anteil, um den Inhalt, den Geist hervorzubringen, hat der Gehörssinn. Der Geist entwickelt sich daher nur sehr mangelhaft, wenn das Individuum von Geburt an taub ist. Nur eine sorgfältige Erziehung mit Benutzung der anderen Sinne kann hier den Mangel des Gehörs — in der Regel nur unvollständig — ersetzen. Die „Suggestion" schafft also den menschlichen Geist. Ist derselbe aber völlig in normaler Weise und kräftig entwickelt, dann ist er der Suggestion viel weniger zugänglich, um so weniger, wenn das Suggerierte in direktem Widerspruch steht zu dem bis dahin Erlebten oder zu dem, was sich als stern der Anschauungen und Vorstellungen entwickelt hat, etwas, was wir mit dem Namen Charakter zu bezeichnen pflegen.

Nun soll von vorne herein zugegeben werden, daß ein nicht kleiner Teil der Menschen, welche durchaus nicht als abnorme zu bezeichnen sind, jenen „Kern" gar nicht oder nicht in gehöriger Stärke erworben haben. Sie unterliegen dann leicht Suggestionen, aber die

Digitized by Google

Handlungen, welche daraus resultieren, sind nicht besonders auffallend, derartige Fälle sind alltäglich.

Ganz anders, wenn die Handlungen jenes Rätselhafte annehmen, wie es sich in den von Ihnen nacherzählten Fällen ausdrückt, und wie es in tausend andern Geschichten in der Neuzeit von den Schwärmern für Hypnotismus und Suggestion berichtet wird.

Hier handelt es sich um krankhafte Vorgänge. Ein Teil der Fälle, welche hier erzählt werden, betrifft unzweifelhafte Geisteskranke. Ein anderer Teil betrifft Menschen, welche, wie auf einer Balanzierstange, ihr psychisches Gleichgewicht zu erhalten suchen und es, wenn das Leben in ausgeschliffnen, regelmäßig sich täglich wiederholenden Ereignissen verläuft, erhalten; der unbedeutendste Stoß, welchen die Stange erhält, irgend ein ungewohntes, plötzliches Ereignis bringt sie aus dem Gleichgewicht heraus, sie sind auf kürzere oder längere Zeit psychisch abnorm.

Und nun gestatten Sie mir die Nutzanwendung auf die von Ihnen nacherzählten Fälle, welche mutatis mutandis auf alle andern Mitteilungen, fofern sie überhaupt nur Thatsächliches enthalten, zu übertragen ist. Dabei wird diese Deutung nur mit einer gewissen Reserve abgegeben werden können, als die Fälle selbst nicht ausführlich genug gegeben sind.

Was den Ersten betrifft, so ist bei dem, was die Frau berichtet, vor Allem der von Herrn Geheimrat Prof. Dr. du Bois-Reymond citierte Satz: „mulieri ne mortuae quidem credendum est“ zu beherzigen.

Ist aber wirklich Alles wahr, so paßt der bewußtlose Zustand in Florenz und Rom, für den nicht einmal die Erinnerung besteht, nicht für die Suggestion ohne Hypnose; ist die Frau aber gleichzeitig hypnotisiert gewesen, so würde die Dauer dieses hypnotischen Zustandes sich nicht mit den gewöhnlichen Erfahrungen vereinigen lassen.

Wenn man für die That der ehrbaren Frau die Suggestion für erforderlich erachtet, warum war sie nicht auch nötig für den Mann, welcher soeben mit dem Mädchen seiner Wahl sich verlobt und nun die Frau seines Gönners verführt?

Ist dies natürlicher und selbstverständlicher? Die Stiftung selbst scheint mir nach dem Vorangegangenen nicht allzu auffallend. Entweder der Maler war am richtigen Platz in der Irrenanstalt und seine Geliebte in der Nervenheilanstalt oder aber: Par nobile fratrum!*)

Was den zweiten Fall betrifft:

Wäre der Buchbindermeister vor seiner Verurteilung einem Psychiater zur Begutachtung übergeben worden, hätte er höchstwahrscheinlich keine Strafe erhalten. Die Erzählung erinnert auf's Lebhafteste an jene Geisteskrankheit, welche man als Verfolgungswahn (Paranoia) bezeichnet. Man bedarf zur Erklärung der auffallenden Handlungen des Geisteskranken keiner Einwirkung einer Hypnose oder Suggestion.

Zum dritten Falle bemerke ich:

Daß der „tüchtige, durchaus normal begabte, robuste“ Angestellte einer Bierbrauerei in Berlin nicht grade besonders „hell“, wie der Berliner sagt, gewesen ist, wenn er sich zwei Mal hintereinander von demselben Schwindler, nachdem derselbe das erste Mal bestraft worden, mit denselben Vorspiegelungen um sein Geld bringen läßt, bedarf wohl keines Beweises. In der Psychiatrie bezeichnet man solche Leute, welche dabei durchaus ihre gewöhnlichen Geschäfte zur Zufriedenheit ihres Dienstherrn verrichten können, als geistesschwach. Dies Urteil dürfte wohl auch der Staatsanwalt gehabt haben, als er von einer Verfolgung wegen Meineid abfah, denn daß, wie die Zeitungen meinten, der Staatsanwalt angenommen, der Mann hätte unter einem unwiderstehlichen Zwange gehandelt, kann ich bei meiner Kenntnis der preußischen Staatsanwälte nicht glauben. Sie sind — glücklicher Weise — für derartige Suggestionen unzugänglich.

Und nun soll gar die zweite Aussage des Betrogenen von dem Betrüger aus der Ferne ohne brieflichen oder mündlichen Verkehr aufgezwungen worden sein! Es soll Telepathie bestanden haben.

Wenn man einem Physiker erzählen würde, ein in Berlin in Thätigkeit gesetzter galvanischer Apparat könnte eine Magnetnadel in Cöln, mit der er in leiner Weise verbunden ist, in Bewegung setzen, und zwar in eine ganz bestimmte Bewegung je nach Richtung und Stärke des Stroms, und er könnte diesen Einfluß nur grade auf jene einzige Magnetnadel, auf keine andre in der Welt ausüben, dann würde der Physiker sagen: „Unmöglich,“ um keinen härteren, unparlamentarischen Ausdruck zu gebrauchen. Der Mühe wert, sie zu prüfen, würde er jene Angabe nicht halten.

Dasselbe gilt von der Telepathie.

Solche Dinge kann man getrost den Spiritisten zu ihren Spielereien überlassen.

Daß ich es nach alledem nicht für zweckmäßig erachte, den Hypnotismus und die Suggestion für die Dichtung, speziell auch für das Schauspiel zu verwenden, dürfte selbstverständlich sein. Ich kann nicht glauben, daß jene berufen ist, psychiatrische Probleme zu lösen. Gestatten will ich mir aber dabei die Bemerkung, daß da, wo derartige Versuche gemacht worden sind, sie nicht, wie es mir die Aufgabe der Kunst zu sein scheint, bildend und veredelnd gewirkt, sondern manches Unheil hervorgerufen haben, wie der praktische Psychiater oft genug zu konstatieren im Stande ist.

Darauf an dieser Stelle näher einzugehen, würde weit über den Rahmen hinaus führen, in den meine schon allzu lange Antwort gedrängt werden sollte.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Berlin, 2. Februar 1891. E. Mendel.

Der Schluß der von uns eingeleiteten Debatte soll demnächst folgen.

*) Der Fall hat sich seither geklärt und die Öffentlichkeit — anläßlich des plötzlichen Todes des Künstlers — abermals lebhaft beschäftigt. Es ist nun wohl gar kein Zweifel mehr, daß derselbe geisteskrank war. Von den beiden Alternativen, die der Herr Gutachtende aufstellt, ist also die erstere zutreffend.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer.

III.

Aus dem Jahre 1874 liegen uns keine Briefe vor, wider Erwarten, da Vischer in diesem Jahre seinen längst geplanten eingehenden Essay über Keller veröffentlichte. Es ist gewiß für Beider Wesen bezeichnend, daß sich der Eine begnügte, den Aufsatz geschrieben, und der Andere, ihn gelesen zu haben, daß Dank weder herausgefordert, noch gespendet wurde. Doch wird in der Korrespondenz des nächsten Jahres (1875), zu deren Mitteilung wir nun gelangen, viel davon die Rede sein und so sei hiermit zum besseren Verständnis dieser Briefe zum Mindesten an die Hauptstellen des Essays erinnert, welcher im Juli 1874 in den Nummern 203—210 der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ erschien. Vischer beginnt mit einer Betrachtung des „Grünen Heinrich“ und fährt dann fort:

„Ganz anders als Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ hat Gottfried Keller die Wahrheit mit Dichtung versetzt. Sein „grüner Heinrich“ schwankt phantastisch zwischen Geschichte und Fabel, ist eine Mischung von Selbstbiographie und Roman, aus der man nicht klug wird. . . Ist das Menschenherz und am meisten das Dichterherz in Gefahr zu beschönigen und zu verschönern, wo es sich selbst schildert, so hat unser selbstbiographischer Poet hierin offenbar einen eigenen dämonischen Trieb sich zu verhäßlichen. Er übertreibt im Schlimmen, wenn andere im Guten übertreiben, er macht den Murrgeist, den störrischen Dämon in der Menschenbrust zu einem hart neben dem guten Geist wohnenden Teufel. So entsteht ein Widerspruch, zu grell um begreiflich zu sein; denn wohl bewegt sich alle Individualität in Widersprüchen, aber es versteht sich, daß sie nicht dargestellt werden dürfen als wären sie unlösbar. Das Schweigen gegen die arme Mutter wird in seinen Anfängen noch ganz natürlich aus Scham und Wahrhaftigkeit erklärt, da der ins Elend versinkende Sohn nichts gutes zu berichten hat und nicht lügen will. Allein so lange, wie dann geschieht, fortgesetzt und zwar mehr noch aus grillenhaftem Eigensinn fortgesetzt, erscheint es als unbegreifliche und unverantwortliche Barbarei. Wie ist nun das? Es führt ja eben zu dem Schlusse dieser romanhaften Selbstbiographie, die so ganz unorganisch abfällt. Haben wir es mit dem wirklichen Menschen zu thun, hat sich dieser etwa thatsächlich einmal arg langes Schweigen gegen die ferne gute Mutter zu Schulden kommen lassen, und straft er sich, indem er die Länge dieser Unterlassung über das Thatsächliche hinaus dehnt durch diesen peinlichen Schluß? Will er sagen: damals hätte man mir den Kopf abhauen sollen; spricht er ein Todesurteil gegen sich? Oder hat er aus irgend welchem anderen Grunde den abreißenden Schluß im Sinn, und übertreibt er darum die Länge des schuldvollen Schweigens? Dieser andere Grund aber, was für einer mag es sein? Halt! Steckt nicht ein Symbol dahinter? Will uns der Dichter nicht sagen: der alte grüne Heinrich ist todt und ein neuer steht auf? Ja, aber wo ist der neue, da die Todten ja todt sind? Nun — der welcher es schreibt, der lebt ja doch! Und wer ist dieser Der? Ein Dichter. Soll es also heißen: der grüne Heinrich, der nicht wußte, was er werden soll, ist gestorben, und da der grüne Heinrich, der dies erzählt, ein Dichter ist, so könnt ihr jetzt merken, wer auferstanden, was er als Auferstandener geworden ist?“

Nachdem Vischer nun noch einiges an dem Roman „genörgelt“ und ihm in Wahrheit gerechter geworden als je ein anderer Beurteiler, wendet er sich den „Leuten von Seldwyla“ zu:

„Was für ein Dichtersmann ist es, der doch wirklich auferstanden aus dem Grabe des grünen Heinrichs vor uns steht? Wie ist ihm der närrische Tod bekommen? Nun, ein Dichter, bei dem es einem einmal wieder wohl wird. Nicht leicht habe ich meines Theils Werke eines Dichters so ungern beurtheilt wie diese, denn ungern zerlegt man, wo man so im Vollen lebt und genießt. Froh wird man bei ihm: Lebensgefühl strömt in's Herz, von gesundem Wein des Lebens erquickt geht man von dannen. Auch wenn er Schmerzen bringt, und er bringt schwere. Er rührt uns bis ins Mark und macht uns doch niemals empfindsam, matt und flau, denn er trägt ein standhaft Mannesherz in der Brust, Schicksalssinn und die thränenbezwingende gesundkühle Klarheit des Denkens . . . Dieser ehrliche Mann ist nun aber auch ein Schelm durch und durch. Was immer er anschaut und wiederspiegelt vom Menschenleben, man sieht immer ein Lächeln um seine Lippen schweben, man spürt ihm an, er denkt: es wird eben doch auch gemenschelt haben. Nur einem Unverständigen und Bösartigen wäre erst zu sagen, daß dies nicht Blasiertheit und auflösende Romantik ist, daß vielmehr mit der festen Kernhaftigkeit der Gestalten dieses Zittern in der geistigen Luft, die sie umspielt, sehr wohl zusammen besteht.“

Der erste Abschnitt der Studie schließt mit den folgenden Worten, die man stets und immer wieder wiederholen müßte, bis die Menschen sie begreifen:

„Es giebt eben ein für alle Mal zwei Arten einen Dichter zu lesen; entweder man verweilt auf den Bildern die er an unserem inneren Auge vorüberführt, und genießt sie oder man fragt auf Schritt und Tritt: wohin zielt dies? Mit anderen Worten: man hat Sinnlichkeit oder keine. Versteht sich: nicht die gemeine Sinnlichkeit, denn diese hat jeder. Keller wird nie sehr populär werden, einfach weil er wirklich ein Dichter ist. Ich hab' es gar manchmal erfahren daß ich Stellen, Bilder, Scenen aus ihm anführte, die mich entzückt haben, und daß ich dann Gesichter um mich sah, auf denen jeder Zug fragte: was soll nun das? Es sind Menschen, welche Kirschen essen möchten, deren geistige Zungenwarzen aber nur Kirschengeist schmecken; sie beißen auf Kirschen, schmecken nichts, und fragen nun natürlich, was denn da zu schmecken sei? Genug, also zu den Kirschen!“

Ebenso beachtenswert ist der folgende Eingang des zweiten Aufsatzes:

„Es ist unmöglich den Mann und den Dichter aus einander zu nehmen, ohne daß man in jenem auf diesen, in diesem auf jenen weist. Eine fühllos verkennende Kritik, die Blasirtheit findet, wo ein ganzer Mensch vor uns steht, hat diesen Versuch der Scheidung herbeigeführt. Doch ist es vielleicht an sich gut, daß wir die Theilung vorgenommen und zuerst die Dichterpersönlichkeit überhaupt betrachtet haben, weil nun, da wir zusehen, was dieser Mensch als Dichter

Digitized by Google

kann, um so weniger der Schein entsteht, als meinten wir, es gebe eine leere Form."

Und nun würdigt Vischer das Naturgefühl, die Stimmungshaltigkeit, die Kraft der Charakteristik und der Situationen, die Art, wie Keller motiviert und psychologisch begründet, dann seine Weltanschauung und seinen Humor, endlich die Art seiner Komposition, und schließt:

„G. Keller ist auffallend wenig bekannt; von der Aufnahme des „grünen Heinrich" ist zu Anfang die Rede gewesen; mehrere Literaturgeschichten erwähnen ihn und die „Leute von Seldwyla", manche darunter nur mit Namen, andere flüchtig lobend; rühmt man im Gespräch, mit welcher Freude man ihn gelesen, so entdeckt man mit Verwunderung häufig, daß Männer und Frauen, die sonst ganz wohl wissen, wo Schönes steht, diesen Namen gar nicht kennen. Einen Theil der Schuld mag die lange Pause tragen, in der er geschwiegen; einen Theil wohl auch die Art seines Geistes; die Mehrheit will ja in der Poesie ihren gewohnten prosaischen Vorstellungen begegnen und hat kein Auge für Anschauung, kein Ohr für Styl und Urklang der Sprache; wer das aber hat, und wer bei dem Dichter mehr sucht als aufgeputzte Prosa und wer diesen Geist herzlich liebgewonnen hat, der wird zu dem langen Solstitium mit Bedauern den Kopf schütteln, und nicht glauben mögen, daß das Amt, das Keller in der Zwischenzeit angetreten, ihn abhalten dürfe, nunmehr und vor allem durch Vollendung des vierten Bandes der „Leute von Seldwyla" dafür zu sorgen, daß man von ihm wisse. Denn, o Staatsschreiber von Zürich, Ihr schreibt staatsmäßig! Also mehr! bald mehr!

Daß Vischer den Aufsatz später in Briefform wiederholt und mit welchen Änderungen, wird später zu erwähnen sein. Hier das erste Schreiben, in welchem er des Essays Erwähnung thut. Demselben beigeschlossen war ein Schreiben der Verlagshandlung J. Engelhorn in Stuttgart, in welchem sie bei Keller anfragte, ob er geneigt sei, den Text zu einem von ihr geplanten illustrierten Prachtwerk über die Schweiz zu übernehmen:

Verehrter Herr und Freund!

Daß Ihnen der Brief durch mich zukommt, das geht so zu. Der junge Engelhorn war bei mir, früher mein Schüler im Polytechnikum, dann Lieutenant im Krieg, jetzt in seines Vaters Geschäft, theilte mir den Gedanken des Unternehmens mit, wovon der Brief handelt, schilderte mir die Schwierigkeit eine gute Feder für den Text zu bekommen, und sagte mir dann, er sei auf Sie verfallen.

Ich nun stehe zur Sache, wie Sie von selbst sich denken werden: Ich gönnte dem Unternehmer einen rechten Mann für den Text, und ein solcher kann natürlich nur der sein, der den Geist hat, Geist in den Gegenstand zu legen, — der nicht nur von Natur aus Land und Leute vertraut kennt, sondern sich aktiv einzufühlen vermag und so Alles zu beleben.

Anderen Theils bin ich der Letzte, der nicht jede Ihrer Mußestunden vielmehr nur der Muse gönnt. Weiß auch, daß viel trockne Arbeit bei der Sache auf Sie drücken würde, — wiewohl Sie für das, was Ihnen ferner liegt, auch andere Kräfte beiziehen könnten.

Daher habe ich dem Engelhorn natürlich keine Hoffnung gemacht, daß Sie zusagen werden, auch nicht versprochen, daß ich Ihnen zureden werde, sondern nur nicht abschlagen wollen, Ihnen zu schreiben, und Sie auf jeden Fall zu bitten. Engelhorn mit Rath zu unterstützen, wenn Sie selbst nicht besehen könnten. Er weiß, daß er Tschudi*) nicht gewinnen könnte, — er hat an Osenbrüggen**) gedacht, aber er möchte eben einen Mann von mehr Kraft, und nicht freut es eigentlich, zu sehen, wie der junge Mann einsieht, daß es sich um etwas Anderes, als Eleganz handelt.

So leg' ich's Ihnen eben nun hin. Möchte bei der Gelegenheit eigentlich viel mit Ihnen verkehren, aber das sind eigentlich Sachen nur zum Sprechen, z. B. die mißlungene Anlage meiner Anzeige, die zu den Zerstücklungen und Wiederholungen führte, z. B. Ihre letzte Novelle, worüber ich Frau Heim ein paar flüchtige Bemerkungen geschrieben. Hoffentlich sind Sie wohlauf. Werg an der Runkel, wenn man fragen darf? Ich muthe Ihnen mit dieser Frage keinen Brief zu — ich kenne das mit dem Briefschreiben — es freut mich aber um so mehr, wenn einer kommt.

A propósito, letzten Sommer war der E. Kuh***) hier, ein paar Andeutungen ließen mich in etwas hineinsehen, das ich begreife — einen gewissen Stimmungs-Umschlag durch Vorlesen gewisser Liebesgedichte — ꝛc. —, wird Sie auch in Grund und Boden hinein geschwätzt haben. —

Nett wär's, wenn irgend eine sonstige Reiselinie Sie einmal hierher führte!

Grüßen Sie vor Allem unsere liebe Freundin, Frau Heim.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

29. Jan. 1875. Fr. Vischer.

Keller lehnte mit einer für ihn charakteristischen Motivierung ab; wir werden das Schreiben nächstens mittheilen. Es eröffnet den interessantesten und wichtigsten Abschnitt dieser Correspondenz.

*) Friedr. von Tschudi, 1820—1886, Verfasser des „Thierlebens der Alpenwelt" (1855, 10. Aufl. 1875).

**) Eduard Osenbrüggen, Prof. des Strafrechts an der Universität zu Zürich, Verf. mehrerer Bücher über die Schweiz 1859—1879.

***) Emil Kuh, Lyriker und Litteraturhistoriker, 1828—1876.

(Ein vierter Artikel folgt.)

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Türkische Volkslieder.

Wer die Osmanen näher kennen gelernt, wird immer wieder durch eine Eigenthümlichkeit überrascht werden: ihnen fehlt die Fähigkeit, ihr Volksthum organisch zu entwickeln, unter Beibehaltung ihrer guten Eigenthümlichkeiten fremde Muster belehrend und aneifernd auf sich wirken zu lassen und so allmählig zu einer modernen und dabei dennoch nationalen Kultur zu gelangen. Der Altürke ist tapfer, bieder, ehrlich, gutmüthig, aber

Digitized by Google

ein beschränkter unwissender Fanatiker, der Reformwerke hingegen, der nicht blos fremde Sprachen spricht, sondern sich auch ein gewisses Verständnis für die Anforderungen, denen Staaten und Völker heutzutage entsprechen müssen, errungen hat, hört auf Türke zu sein; mindestens von den guten Eigenschaften des Volkscharakters ist fast nichts mehr bei ihm zu finden. Man pflegt dafür in erster Linie den Islam verantwortlich zu machen, ohne zu erwägen, daß ja die Geschichte islamitische Völker genug verzeichnet, welche durch die Befruchtung ihrer eigenen Kultur mit fremden Einflüssen allmählig zu einer Höhe allgemeiner und dabei dennoch nationaler Bildung gelangt sind, welche wir noch heute staunend bewundern; es genügt, wenn wir hier an die Araber in Spanien erinnern. So muß denn wohl bei den Osmanen der Grund tiefer liegen, als in der Religion, die heute nur eben eine Fessel mehr ist; und zwar ist er zunächst in ihrer Geschichte zu finden, — die großen, führenden Geister, welche unter ihnen erstanden, waren Krieger, Eroberer, im besten Falle Staatsmänner, nicht Denker, Dichter und Forscher; was das Schwert errungen hatte, mußte das Schwert festhalten; über der Erfüllung der kriegerischen Aufgaben verkümmerten die friedlichen Triebe des Volksgeistes. Das stärkste Motiv aber ist die Eigentümlichkeit dieser Volksseele; es giebt Nationen, die sich nicht zu wandeln und zu assimilieren vermögen; sie können Reiche gründen, aber nicht civilisieren und erhalten; zu ihnen gehören die Türken und darum ist ihre Herrschaft der „kranke Mann", dessen Tage gezählt sind, aber nicht darum, weil es der Russe will oder weil sie Bekenner des Propheten sind.

Es giebt vielleicht keinen schlagenderen Beleg für diese Wahrheit, als das kleine Büchlein, welches uns Anlaß zu dieser Betrachtung gegeben und das doch nicht das Geringste mit der Zeitgeschichte zu thun hat; es ist eine Auswahl „Anatolischer Volkslieder", welche Leopold Grünfeld aus dem „Kaba dili", der „groben Sprache", also der türkischen Volkssprache übersetzt und kürzlich (im Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig) herausgegeben hat. Sie geben uns einen, freilich unzureichenden Einblick in jenes Erbteil an Poesie, welches gleichsam die Natur selbst diesem Volke mit auf den Weg gegeben hat. Was nun haben die Osmanen daraus gemacht, in welchem Verhältnis steht ihre Kunstpoesie zu diesem natürlichen Schatze? In schier gar keinem; sieht man von der Bilderfülle und einzelnen stereotypen poetischen Vergleichen und Formen ab, die nicht einmal als spezifisch türkisch gelten können, da sie bei allen Völkern des Orients (nicht etwa nur bei den mohamedanischen) wiederkehren, so gähnt zwischen beiden die tiefste Kluft, eine tiefere, als wir dies bei irgend einem anderen Volke der Erde zu verzeichnen haben. „Die künftige osmanische Poesie", bemerkt Grünfeld mit Recht, „bedient sich nicht nur persischer und arabischer Worte, sondern auch ihre Gedankenwelt beschränkt sich, fast ausschließlich, auf die Wiedergabe fremder, nämlich persischer und arabischer Anschauungen und Ideen". Aber mit Unrecht ist er diesen Gegensatz zwischen Volks- und Kunstpoesie „in erster Reihe auf sprachliche Mißverständnisse" zurückzuführen bemüht. Freilich versteht der ungebildete Türke seine Dichter nicht, und dem Gebildeten wieder ersheint jedes Lied in der Volkssprache roh und plump, aber das ist nur eine Folge der viel tieferen Ursache, daß die Kunstpoesie von vornherein an fremde Muster angeknüpft und dabei so untürkisch, so unorganisch, ein so gekünsteltes Produkt geworden, wie es eben das Reformtürkentum auf politischem und sozialem Gebiete ist.

Schade, daß es so gekommen ist, denn welch ein tüchtiger Kern im Osmanentum steckt, beweisen auch diese Lieder und Grünfeld hat sich ein Verdienst erworben, als er dem stolzen Bau der Welt-Litteratur in deutscher Sprache auch dies Steinchen einfügte, welches ihm bisher gefehlt hat. Nach ihrem poetischen Werte wie jenem für die Volkskunde scheinen diese Lieder sehr beachtenswert zu sein; sie scheinen es, sagen wir, weil die Übersetzung es nur ahnen, nicht deutlich erkennen läßt. Denn Grünfelds Arbeit ist nur eben als erster Versuch lobenswert; an sich ist das in seiner Übersetzung eingehaltene Prinzip gerade bei Volksliedern höchst bedenklich: das Prinzip der treusten Nachdichtung, der Nachempfindung, nicht der treuen Übersetzung. Er hat nicht blos anstatt der Metra der Originale deutsche, strophische Liedermaße gewählt, zuweilen sogar sehr kunstvolle, sondern auch seine Sprache ist so glatt, so konventionell, so sehr die eines ausgebildeten, deutschen Kunstdichters, daß wir uns nur zuweilen und dann nur aus einzelnen charakteristischen Wendungen, also mühsam genug, ein Bild des Originals zusammen kombinieren können. Daß diese Sprache auch im Guten eine ausgebildete ist, sei nicht geleugnet, nirgendwo ein unreiner Reim, eine sprachliche Härte, aber viel lieber würden wir diese in Kauf nehmen, wenn sich Grünfeld seiner Hauptpflicht, der Treue mehr befliffen hätte. So wissen wir mit reichlich der Hälfte des ohnehin dünnen Büchleins (90 Seiten!) absolut nichts anzufangen, sie befriedigen weder den Wissensdurst des Ethnologen, noch den Schönheitsdurst des Genießenden; es sind leidlich hübsche, aber keineswegs hervorragende Gedichte eines gebildeten Deutschen mit ein ganz klein wenig Lokal-Kolorit, so daß selbst das geübteste Auge nicht mehr erkennen kann, wie etwa der Wortlaut des Originals sein mag, und was es an bezeichnenden Zügen enthält. Die übrigen Lieder aber lassen dies Letztere doch zum mindesten erraten. Wir können z. B. ahnen, daß in den Neremlieder, d. h einem Cyklus von Volksliedern, welcher die Liebe des Türken Nerem zu der Christin Asli besingt, viel echte Leidenschaft der Empfindung ist, wie sie der West-Europäer dem Osmanen kaum zutrauen würde.

Ähnlich ist die Grundstimmung in dem Cyklus, welcher die Liebe zwischen Garib und Sjinem besingt: kurzes Glück, leidenschaftliche Sehnsucht, aber überall ein überwiegen der seelischen Empfindungen über die sinnlichen; das religiöse Moment spielt nur äußerlich herein, aus seinem Bereich ist kaum irgend wo ein Gedanke, ein Bild entlehnt, hingegen sind aus der Natur auch hier, wie in jedem Volksliede, die Fülle der Bilder und Parallelen zur Andeutung der Stimmung entnommen. Nicht reicher ist die Ausbeute an charakteristischen Momenten in den lyrisch-epischen, den „Massal"- (Märchen)-Liedern; da ist die kühne Räuberin Arab Ulengi, „die Heldin wohlbekannt", welche Menschenblut vergießt, „wie die Tuna (Donau) Wasser", und deren Speer „wohl hundert Pfund Gewicht hat"; dann die schöne „Jannschkarenbraut" und die „Rosenfee"; auch hier dürfen wir bei der völligen Mangel an Humor, an schalkhaften Zügen überraschend. Er kommt erst in den nächsten Abschnitt, den „Köji"-(Bauern)-Liedern zum Ausdruck, freilich nicht sonderlich charakteristisch; möglich, daß dies nur dem Übersetzer zur Last fällt. Noch relativ am treuesten scheint er die kleinen Vierzeiler, die „Mani"-Sinnspruch)-Lieder" übersetzt zu haben. Hier einige Proben: „Die heiligen vier Bücher sind — So heilig nicht, wie du, mein Kind — Drum sehe ich als frommer Mann — Dich öfters als den Koran an". Oder: „Du hüllst dich in den Feradschä — Daß ich nicht deine Hüften seh' — Jedoch je fester du dich, hüllst — Jemehr du meinen Wunsch erfüllst". Ein Drittes: „Es blitzt dein Auge durch den Schleier, — Wie Nordlicht durch Magnolienlaub — Als sonnten Fische sich im Weiher — Als läg ein Goldstein im Staub".

Man sieht, an Poetischem und Bezeichnendem ist kein Mangel, nur daß es Grünfeld noch nicht recht zu fassen und wiederzugeben wußte. Aber das Verdienst hier ein Pfadfinder gewesen zu sein, bleibt ihm, und es wird nur wachsen, wenn er einen Nachfolger findet, der ihm an Formgewandtheit gleich, aber an Respekt vor der Volksseele, und daher an Treue der Wiedergabe überlegen ist. K. B.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Zehnter Band.

April bis September 1891.

Berlin.

Verlag von A. Haack.

1891.

Digitized by Google

Druck von A. Haack in Berlin NW.

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des X. Bandes.

	Seite
Adler, Friedrich, in Prag . . 38. 142. 195.	260
Andersen, H. C., (Ungedruckter Nachlaß) . .	270
Babke, Otto, in Stralsund	70
Bächtold, Prof. Dr. Jakob, in Zürich . . 265.	287
Beck, Karl, (Ungedruckter Nachlaß)	247
Beetschen, Alfred, in St. Gallen	189
Benda, Albert, in Lübeck . . . . . 70.	215
Bibus, Ottilie, in Meran	111
Bienenstein, Karl, in Reinsberg . 20. 118.	170
Bock, Alfred, in Gießen	203
Brandt, Gustav, in Kiel . . . . . 134.	221
Braun, Otto, in München	162
Brockhaus, F. A., (Ungedruckter Nachlaß) . .	267
Bahn, Felix, in Breslau	11
Boehler, Gottfried, in Berlin . . 70. 111.	260
Bräxler-Manfred (Ungedruckter Nachlaß). .	269
Ebers, Georg, in München	15
Eckstein, Ernst, in Dresden	286
Ehrmann, Alfred von, in Baden bei Wien . .	147
Ernst, Otto, in Hamburg . . . . . 111.	168
Fahrow, E., in Neuruppin	269
Feeß, Hugo, in München	170
Fichte (Ungedruckter Nachlaß)	203
Fouqué, Friedrich Freiherr de la Motte-, (Ungedruckter Nachlaß)	271
Franzos, Karl Emil in Berlin 21. 45. 79. 98. 120. 201.	297
Fulda, Ludwig, in Berlin 95. 96. 112. 135. 163. 190.	216
Geißler, Max, in Struppen	94
Godin, A., in Hannover	134
Goethe, August von, (Ungedruckter Nachlaß) .	250
Goethe, Ottilie von, (Ungedruckter Nachlaß) .	249
Grützner, Prof. Dr., in Tübingen	71
Haarhaus, Julius M., in Leipzig	168
Häcker, Gustav, in Tübingen	240
Hase, Paul von, in Hannover.	247
Herold, Franz, in Prag . 43. 93. 118. 248.	283
Jean Paul (Ungedruckter Nachlaß) . . 17. 56.	78
Jensen, Wilhelm, in München	14
Jordan, Gustav, in Bischweiler	240
Itterott, Georg Karl, in Stendal	189
Keller, Gottfried, (Ungedruckter Nachlaß) 27. 101. 177.	225
Klie, Anna, in Braunschweig . . . . . 118.	286
Knuffert, Rudolf, in München 118. 162. 189.	284
Körner, Theodor (Nachlaß)	293
Kretschman, Lily von, in Berlin	249
Kunze, Wilhelm, in Salder	248
Lingg, Hermann, in München . . . 7. 235.	282
Löbner, Heinrich, in Landsberg a. W. 93. 118.	224
Loens, Hermann, in Münster i. W.	20
Loewenberg, J., in Hamburg	14
Mackowsky, Hans, in Berlin	38
Meinhardt, Adalbert, in Hamburg	12
Meißner, Rudolf, in Göttingen	133
Menzel, Wolfgang, (Ungedruckter Nachlaß) . .	275
Meynert, Theodor, in Wien	25
Mörike, Eduard, (Ungedruckter Nachlaß) 265.	287
Möncheberg, Karl A., in Hamburg . . 93.	189
Mühle, W. v. d., in Wandsbeck	259
Olfers, Marie von, in Berlin 57. 81. 105. 119. 129.	169
Ottmer, F., in Berlin	240
Petri, Julius, in Berlin . . . . . 134.	248
Philippi, Felix, in Berlin . . . . . 64.	86
Preuschen, Hermine von, in Nervi	239
Rethwisch, Ernst, in Berlin	239
Rodenberg, Julius, in Berlin	196
Roeber, Friedrich, in Elberfeld . . . 241.	261
Roquette, Otto, in Darmstadt . . . 1. 33.	44
Rübsaamen, Rosa, in Weidenau	195
Salmer, Bruno, in Hamburg . . . 111. 162.	259
Salus, Hugo, in Prag . . . . . 70.	283
Schad, Adolf Friedrich Graf von, in München.	171
Schellwien, Robert, in Quedlinburg . . 50.	73
Schönaich-Carolath, Prinz Emil von, in Davos . . . . . 222.	236
Sittenberger, Hans, in Wien . . 215. 239.	269
Stern, Maurice von, in Zürich-Außersihl . .	14
Telmann, Konrad, in Stettin 94. 153. 181. 205. 229. 253.	277
Valentin, Veit, in Frankfurt a. M. 126. 143.	175
Vischer, Friedrich Theodor, (Ungedruckter Nachlaß) . . . . . 102.	178
Vorbeck, Otto, in Berlin	151
Waiblinger, Wilhelm, (Ungedruckter Nachlaß).	221
Werherr, Armin, in Achach . . . . . 133.	214
Wilbrandt, Adolf, in Rostock . . . . . 8.	39
Wildenbruch, Ernst von, in Berlin . . 18.	20

Digitized by Google

Inhalt des X. Bandes.

Seite

Novellen und Erzählungen.

Der Tugendpreis. Novelle von Otto Roquette 1. 33
Eifersucht. Novelle von Adalbert Meinhardt . 12
Der Schmetterling. Novelle von Marie von Olfers 57. 81. 105. 129. 169
Santi Pellegro. Novelle von Konrad Telmann 153. 181. 205. 229. 253. 277

Lyrik.

Gedichte von Hermann Lingg:
Abendstern 7
Papyrus 7
Verloren 7
Erbarmung 7
Seefahrt 7
In der Schlacht. Von Wilhelm Jensen . . . 14
Sei bereit. Von J. Loewenberg 14
Tröstung. Von Maurice von Stern 14
April. Von Hermann Loens 20
Schwere Nacht. Von Karl Bienenstein . . . 20
Erinnerung. Von Friedrich Adler 38
Flötender Faun. Von Hans Mackowski . . 38
Einsamkeit. Von Franz Herold 43
Passah. Von Albert Benda 70
Sommer. Von Otto Badke 70
Meine Liebe. Von Hugo Salus 70
Im Feld. Von Gottfried Doehler 70
Eingeregnet. Von Franz Herold 93
Gottes Sonne, Gottes Gnade. Von Heinrich Löbner 93
Erste Liebe. Von Karl A. Mönckeberg . . . 93
Sommerabend. Von Max Geißler 94
In der Jugend Stadt. Von Konrad Telmann 94
Die Künstler. Von Otto Ernst 111
Mondzauber. Von Bruno Salmer 111
Später Frühling. Von Gottfried Doehler . . 111
Traute Linde. Von Ottilie Bibus 111
Heimkehr. Von Karl Bienenstein 118
Blumen. Von Rudolf Knussert 118
Ahnung. Von Heinrich Löbner 118
Gewitter. Von Franz Herold 118
An das Glück. Von Anna Klie 118
Ewige Liebe. Von Armin Werherr 133
„Lied des Kreuzfahrers". Nach Neidhard von Rauenthal von Rudolf Meißner 133

Seite

In Mittagsstille. Von Gustav Brandt . . . 134
Sterne. Von A. Godin 134
Der Wind. Von Julius Petri 134
Der Obmann. Von Friedrich Adler 142
Zwei Sonette aus dem Spanischen. Übersetzt von Otto Braun:
Fin de siècle. Von Manuel del Palacio . . 162
An einen Neider. Von José Estremera . . 162
Stille Liebe. Von Rudolf Knussert 162
Sonnenlicht. Von Bruno Salmer 162
Waldidyll. Von Otto Ernst 168
Gewitterschwüle. Von Karl Bienenstein . . 170
Frühlingszauber. Von Hugo Feeß 170
„Auch deines Geistes frommes Licht..." Von Rudolf Knussert 189
Sonntagswanderung. Von Alfred Beetschen 189
„Das Menschenherz ist dunkel..." Von Karl A. Mönckeberg 189
An der Unstrut. Von Georg Karl Itzerott . 189
Pythia. Von Friedrich Adler 195
Verloren. Von Rosa Rübsaamen 195
Das Lied der Philister. Von Armin Werherr 214
Glosse. Von H. Sittenberger 215
Bootfahrt. Von Albert Benda 215
„Bleich liegt die Welt..." Von Gustav Brandt 221
Natur und Kunst. Von Wilhelm Waiblinger. (Ungedruckter Nachlaß) 221
Sommerabend. Von Heinrich Löbner . . . 224
Unter Tempelruinen. I. II. Von Hermann Lingg 235
Passionsblume. Von Hermine von Preuschen 239
Altdeutsches Lied. Von Hans Sittenberger 239
Sonnenhuld. Von Ernst Rethwisch 239
Heimfahrt. Von F. Ottmer 240
Gedankengruß. Von Gustav Jordan 240
Muthige Wanderschaft. Von Gustav Häcker . 240
Liebesglück. Von Paul von Hase 247
Henriette. Von Karl Beck. (Ungedruckter Nachlaß) 247
„O Mutter, Mutter!" Von Wilhelm Kunze . 248
Die Wasserrose. Von Julius Petri 248
Getrost! Von Franz Herold 248
„Nicht im Lenze..." Von Hans Sittenberger 259
Lerchenjubel. Von Bruno Salmer 259
„Du willst ins Herz mir schauen..." Von W. v. d. Mühle 259
In trüber Stunde. Von E. Fahrow . . . 259
Der deutsche Jude. Von Friedrich Adler . . 260

Digitized by Google

Seite

Zweifel. Von F. K. 260
In der Heimat. Von Gottfried Doehler . . 260
Gedichte von Eduard Mörike. Mitgeteilt von Prof. Dr. Jakob Bächtold:
I. An Margarethe 265
II. An Gretchen. Den 10. Juli 1852, Morgens 3 Uhr 265
III. Meinem Gretchen. Zum 10. Juni 1853 . 266
IV. Meinem lieben Gretchen. Am 10. Juni 1859. Mit einem Messerchen und einem kupfernen Fingerring 266
Einmarsch der Marodeure. Von Hermann Lingg 282
Der Glaube. Von Franz Herold 283
Der Freundschaftsaltar. Von Hugo Salus . 283
Sommerabend. Von Anna Klie 286

Tenzonen.

Das Zentrum der Litteratur. Freirhythmischer Hochgesang von Ernst Eckstein 286

Parabeln, Sprüche und Aphorismen.

Sprüche von Felix Dahn 11
Aphorismen von Jean Paul. (Ungedruckter Nachlaß) 17. 56. 78

Epische Dichtungen.

In der Silvesternacht. Von Ernst von Wildenbruch 18
Die Berufung Rafaels. Von Julius R. Haarhaus. 168
Don Juans Tod. Von Prinz Emil von Schönaich-Carolath 222. 236
Die Märtyrerin. Eine Dichtung von Rudolf Knuffert. Nach dem Gemälde von Gabriel Max 284

Dramatische Dichtungen.

Lucifer. Schauspiel in vier Aufzügen von Adolf Wilbrandt 8. 39
Am Fenster. Lustspiel in einem Aufzug von Felix Philippi 64. 86
Der Tartüff. Lustspiel in fünf Akten von Molière. In deutschen Versen von Ludwig Fulda 211. 135. 163. 190. 216
Die Philosophin. Lustspiel in einem Aufzuge von Friedrich Roeber 241. 261

Essays.

Die Geschichte des Erstlingswerks.
Mein Erstling: „Eine ägyptische Königstochter“. Von Georg Ebers 15
Mein Erstling: „Waldmeisters Brautfahrt“. Von Otto Roquette 44
Mein Erstlingswerk? Von Ludwig Fulda . 95
Meine Erstlinge. Von Marie von Olfers . 119
Mein Erstlingswerk: „Lothar“. Von Adolf Friedrich Graf von Schack 171
Mein erster Waffengang. Von Julius Rodenberg 196

Seite

Heines Nachlaß. Nach ungedruckten Quellen. Von Karl Emil Franzos. I. 21. II. 45. III. 98. IV. 120. V. 201. VI. 297
Die Suggestion und die Dichtung. Gutachten von Prof. Dr. Theodor Meynert 25, und Prof. Dr. Grützner 71. Schlußwort von Karl Emil Franzos 72
Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer. IV. 27. V. 101. VI. 177. VII 225
Die Wahrheit in der Dichtung. Von Robert Schellwien . . . . . I. 50. II. 73
Toni Adamberger 123
Die Einheit der Goethe'schen Faustdichtung. Von Veit Valentin . . . . I. 126. II. 143. III. 175
Neuere oberösterreichische Dialektdichtung. Von Alfred von Ehrmann 147
Neue Schriften von Hans Hoffmann. Besprochen von Otto Borbeck 151
Dichtungen von August und Ottilie von Goethe. Mitgeteilt von Lily von Kretschman . . . 249
Aus den Tagen der Censur. Ungedruckte Briefe an J. L. Deinhardstein von F. A. Brockhaus, Dräxler-Manfred, H. C. Andersen, Friedrich Freiherr de la Motte-Fouqué und Wolfgang Menzel 267
Aus Eduard Mörike's Briefwechsel. Mitgeteilt von Prof. Dr. Jakob Bächtold. Briefe Mörike's an Johannes und Elise Mährlen 287
Zu Theodor Körner's hundertstem Geburtstag . 291
Ein Manuskript Theodor Körner's 294

Litterarische Notizen.

Wilhelm Kühn: „Goethes Leben und sein Faust“ 31
Theodor Fontane: „Quitt“ 32
Hans Gerdenitsch: „Märzenluft und Maienklänge“ 32
G. Fr. A. Schuster: „Lehrbuch der Poetik“ . 32
Bernhard Stern: „Bauernfeld“ 56
Leo Gregorovius: „Die Verwendung historischer Stoffe in der erzählenden Litteratur“ . 79
L. Hasper: „Goethe als Dramatiker“ . . . 79
Max Hobrecht: „Neue Novellen“ 80
Marie von Redwitz: „Oft und Weit“ . . . 80
Hans Werder: „Junker Jürgen“ 80
G. Milanis: „Licht und Schatten“ 104
Alexandrine von Holmblad: „Professor Sylvans junge Ehe“ 179
A. J. Groß von Trockau: „Ein Nürnberger Kind“. 179
Karl Gjellerup: „G-Dur“ 179
Theodor Supf: „Verse“ 180
L. Spach: „Heinrich Farel“ 180
Sophie Junghans: „Eine Versuchung“ . . 180
Karl Leimbach: „Zur Einführung in das deutsche Volkslied“ 227
G. Lingen: „Myosotis“ 227
Gottfried von Leinburg: „König Fjalar“ . 227
Leo Tolstoi: „Krieg und Frieden“. 227
Marie Baner: „Eine arme Seele“. 227

Digitized by Google

Seite

„Germania. Deutſche Dichter der Gegenwart“ . 228
Euſemia, Gräfin Ballestrem: „Lanzen gefällt zur Attacke“ 250
Franz Keim: „Stefan Fadinger“ 250
Karl Knortz: „Humoriſtiſche Gedichte“. . . . 251
Armin Meinrad: „Eine Fahrt in's neue Deutſchland“ 251
Joſefine Gräfin Schwerin: „Hedda“ . . . 251
Anny Wothe: „Suſe“ 251
Helene Pichlers Schilderungen aus dem Seeleben 252
L. von Hoya: „Gedichte“ 252
M. Stona: „Erzählt und geſungen“ 252
Dr. Eduard Langer: „Aus dem Adlergebirge“ 276
Konrad Fiſcher-Sallſtein: „Rheinlands-Geſchichten 276
K. Dorenwell: „Deutſches Liebesleben in Lied und Spruch“ 298
„Schillers Leben und Wirken. In zwanglos gebundener Rede dargeſtellt von Einem Ungenannten, aber doch Bekannten“ 299

Seite

J. C. Heer: „Blumen aus der Heimat . . . 299
Joſef Joachim: „Die Brüder“ 300
Oſkar Schwebel: „Verfeſtet“ 300
C. Quandt: „Gertrud von Loden“. 300

Autographen.

Ernſt von Wildenbruch: Spruch 20
Ludwig Fulda: Spruch 96
Theodor Körner: Aus dem Manuſkript des „Grünen Domino“ 293

Porträts.

Ernſt von Wildenbruch. Nach einer Photographie aus dem Verlage von Fr. Hanfſtängl in München 19
Ludwig Fulda. Nach einer Photographie gezeichnet 95
Adolf Friedrich Graf von Schack. Nach einer Photographie gezeichnet 171
Theodor Körner. Nach der Zeichnung von Emma Körner 191

Digitized by Google

Der Tugendpreis.

Novelle von **Otto Roquette.**

Herr Jakob van der Ende hatte, da ihm keine Leibeserben oder sonstige Verwandte geblieben waren, sein gesamtes Vermögen der Stadt hinterlassen. Sein Testament zeigte in zahlreichen Paragraphen sehr genaue Bestimmungen über die Verwendung für öffentliche Anstalten, und enthielt unter anderem eine Stiftung, welcher er den Namen „der Tugendpreis" beilegte. Es sollte demgemäß nach Ablauf jedes dritten Jahres, von Eröffnung des Testaments an gerechnet, die Summe von zweitausend Gulden demjenigen Bürger zuerteilt werden, welcher sich durch seinen Lebenswandel einer solchen Auszeichnung am meisten würdig gemacht, auf daß Tugend und Ehrsamkeit unter der Bürgerschaft aufrecht erhalten, und durch Anspornung gefördert werde. Als nun das Jahr, auf welches diese Bestimmung zum erstenmal zur Ausführung kommen sollte, sich zum Ende neigte, mußte der Stadtrat, der das Preisgericht zu bilden hatte, die Angelegenheit wohl in Überlegung nehmen. Es ging dabei den Vätern der Stadt nicht anders, als den übrigen Bewohnern, so daß sie bei der ersten Sitzung über Kopfschütteln, Achselzucken und sonstige Geberden zweifelvollen Nachsinnens wenig hinaus kamen. Man ging eine Reihe von Bittschriften durch, deren einige das Gelächter des Gerichtshofes herausforderten. Denn es gab, wie sich zeigte, in der Stadt allerhand Leute, welche sich des Preises für würdig erachteten, indem sie sich ihre Bedürftigkeit schon für Tugend anrechneten. Unter diesen war ein Schneider, der mit Hintansetzung aller Satzbildung und Rechtschreibung eine hochtrabende Schrift aufgesetzt hatte, darin er sich als Vater von neun Kindern bekannte, seiner Verehrung der Tugend inbrünstigen Ausdruck gab, und im Hinblick auf seine zahlreiche Nachkommenschaft dringend um die Zuerteilung der zweitausend Gulden bat. Der Bürgermeister warf das Schreiben, nachdem er es vorgelesen hatte, auf den Tisch und die Mehrzahl der Stadträte lachte. Allein es stellte sich heraus, daß der Schneider einige von den Herren bereits für sich gewonnen hatte, die denn doch für ihn einzutreten suchten. Es wurde ihnen entgegnet, daß der Besitz von neun Kindern noch nicht als Beweis von Tugend zu erachten sei, und daß man es hier nicht mit einem Werk der Unterstützung oder Wohlthätigkeit, sondern mit der „Krönung eines idealen Verdienstes" zu thun habe.

„Wenn das Wort Tugend nur nicht einen so allgemeinen Begriff bezeichnete," so nahm der Bürgermeister das Wort. „Es giebt viele Eigenschaften, welche als Tugend zu betrachten sind! welche von ihnen soll man in's Auge fassen? Und wie sollen wir, da uns eine thatsächliche Handhabe nicht vorliegt, richtig Erkenntnis und Irrtum von einander scheiden. Wir sehen in der Stadt viele, in ihrem äußeren Wandel recht ordentliche Leute. Und doch — wie oft täuscht man sich in seinem Urteil über sie!"

„Sehr richtig!" rief Herr Wenzel, der Weinhändler. „Wenn es gälte, die Untugenden der Leute aufzuzählen, Jedermann würde uns ein langes Register seines lieben Nachbars überreichen. Wenn es aber schwierig erscheint, bei den ordentlichen Leuten eine besondere Tugend heraus zu finden, so behaupte ich, daß es oft leicht ist, in Einem, den man wegen Untugend verschreit, einen ganz ordentlichen und guten Kerl zu erkennen. In einer Weinstube trinkt Mancher ein Schöppchen über den Durst, und es giebt Leute, die ihm das verdenken — aber wenn es drauf ankommt, zu einem guten Zweck

Digitized by Google

etwas in die Büchse zu sammeln — meine Herren! der Durst ist keine Untugend, sondern Naturgabe. Und wer keinen Durst hat, oder den Wein verschmäht, ist nicht tugendhaft, sondern von der Natur nur unzureichend ausgestattet. Damit ist bewiesen, daß man sich über Tugend und Untugend sehr täuschen kann."

Die Versammelten nickten dem Sprecher, dessen logische Wendungen sie kannten, lächelnd zu, und der Bürgermeister hob in guter Stimmung die Sitzung für diesmal auf.

Die Nachricht, daß die erste Beratung über die Erteilung des Tugendpreises bereits stattgefunden habe, veranlaßte überall in der Stadt lebhafte Gespräche. Wurden dieselben in den Kreisen von Handwerkern und kleineren Geschäftsleuten ganz ernsthaft geführt — denn es handelte sich um die Summe von zweitausend Gulden — so nahm man die Sache in den Bier- und Weinstuben, besonders wo jüngere Männer verkehrten, welche überzeugt waren, daß ihnen der Preis nicht zufallen könne, durchaus von der lustigen Seite. Man ergoß über die künftigen Empfänger des Preises bereits allen Spott und Humor, zumal auch die Bewerbung des Schneiders mit den neun Kindern nicht unbekannt geblieben war. Das Wort „Tugendpreis" wurde zum geflügelten Ausruf, durch welchen man jedem tollen Einfall oder schlechten Witz eine Belohnung in Aussicht stellte. Auch in den Kreisen der Frauen wurde über die merkwürdige Stiftung verhandelt, und nicht zuletzt in den Nachmittagskränzchen der jungen Damen das für oder wider erwogen. In einem der letzteren war Christiane, die Tochter des Bürgermeisters, eine maßgebende Persönlichkeit. Sie erklärte sich durchaus gegen die ganze Stiftung. „Ich würde", sagte sie, „eher geneigt sein, einem Mann etwas zu vergeben, als ihn, mit einem solchen Preise gekrönt, besonders schätzen!" Und da nun die versammelten jungen Damen sich ebenfalls unverheiratete Männer unter den Tugendpreiskandidaten dachten, so fiel die ganze Schar Christianen bei. Denn mit dem Begriffe Tugend verbanden sie irgend etwas Unheimliches oder Langweiliges, wobei Annehmlichkeiten wie Tanzen oder Lachen nicht in Betracht kommen dürften.

Als nun die Väter der Stadt sich zu einer zweiten Beratung vereinigten, erschienen sie schon etwas mehr vorbereitet, da sie manche Erkundigung eingezogen hatten über diesen und jenen Bürger, den sie etwa in Vorschlag bringen wollten. Darin waren die Meisten im Einverständnis, daß man die prüfende Überschau auf den sogenannten Kleinbürgerstand zu beschränken habe, damit, neben der Ehre, der Preis als Belohnung doch auch noch einen realen Wert habe. Da traten nun aber die beiden Gönner des Schneiders auf und erklärten, daß sie in diesem Falle ihren Klienten durchaus mit auf der Liste sehen wollten, zumal sie sich inzwischen überzeugt hätten, daß derselbe nicht nur bedürftig, sondern auch als Mann von dem reinsten Lebenswandel bekannt sei. Die Beratung wurde nun aber grade durch die Vorbereitung der Väter recht schwierig, ja sie drohte endlos zu werden, denn jeder hatte eine ganze Reihe von Namen mitgebracht, über deren Träger man Gutes berichtete, während von den übrigen Vätern oft starke Einwände gemacht wurden. Schwand die Reihe der vorgeschlagenen Namen auf der Liste nach Verlauf einiger Stunden auch etwas zusammen, so blieben ihrer doch immer noch sehr viele, und es war schlimm, daß sich eigentlich keiner von den Räten auch nur für einen einzigen recht erwärmen konnte. Ermüdet strich man sich die Stirn mit dem Taschentuche, die Verhandlung begann sich erfolglos hinzuschleppen, da begann der Bürgermeister: „Meine Herren! Wir werden auch heut noch nicht zum Ziele kommen, und wir sind auch nicht verpflichtet dazu. Ehe wir aber heut voneinander gehen, möchte ich Ihre Blicke nach einer andern Seite hinlenken. Die Liste, welche ich vor mir sehe, zeigt lauter Namen von älteren Männern oder doch von Leuten in gesetzten Jahren, Familienvätern, braven Menschen mit gutem Leumund, welchen wir Gutes gönnen und mit welchen wir, als unsern Mitbürgern, nur zufrieden sein können — aber doch keinen einzigen mit einer besonderen Eigenschaft, die ihn des Vorzugs entscheidend würdig machte. Wie wär' es, wenn wir dem gegenüber einmal eine Musterung unsrer *jungen* Männer vornähmen? Das Sprichwort „Jugend hat keine Tugend" will nicht viel sagen. Im Falle seiner Richtigkeit aber wird es jedenfalls Ausnahmen zulassen, und die Ausnahme ist dann um so bemerkenswerter. In gesetzten Jahren sich ordentlich zu halten ist kein großes Verdienst, wenn aber *junge* Männer sich durch einen tugendhaften Lebenswandel auszeichnen, so ist das durchaus verdienstlich und des Preises wert."

Die versammelten Väter, durch diese Rede etwas überrascht, schüttelten die Köpfe, rieben sich

Digitized by Google

die Ohren, räusperten sich bedenklich, und als der Bürgermeister geendet hatte, drang die Gegenrede von allen Seiten auf ihn ein. Freilich war in der Bestimmung des Stifters kein Lebensalter des Preisempfängers vorgesehen, so daß auch wohl ein jüngerer Bürger in Betracht gezogen werden konnte, allein, so warf man ein, wie wäre unter der Jugend der Stadt Jemand zu finden, dem man eine solche Auszeichnung erweisen könnte? Man redete hin und her, bis eine Stimme rief: „Es müßte denn sein, daß der Herr Bürgermeister bereits eine bestimmte Persönlichkeit in Vorschlag zu bringen hätte?"

„Warum nicht?" entgegnete Herr Tillmann, das Haupt der Stadt. „Ich glaube den jungen Peter Bogner als des Preises würdig vorschlagen zu können."

„Peter Bogner? Wer ist das?" Keiner von den Räten kannte den jungen Mann.

„Nun," fuhr der Bürgermeister fort, „wenn keiner von den Herrn bisher seinen Namen gehört hat, so kann auch keiner von ihnen etwas Übles über ihn vernommen haben. Das ist immer schon etwas. Und doch ist Peter Bogners Name schon ein paarmal in der Öffentlichkeit laut geworden. Vor zwei Jahren, bei dem großen Brande in der Vorstadt, hat er sich nicht nur beim Löschen ausgezeichnet, sondern auch mit eigner Lebensgefahr die Kinder einer Familie aus den Flammen geholt. Dafür wurde ihm bald darauf die Rettungsmedaille zuerteilt. Dieselbe wurde mit der ehrenvollsten Anerkennung erneuert, als er im vergangenen Jahre wiederum sein Leben auf's Spiel setzte, um das Leben Anderer zu retten. Und damit" setzte Herr Tillmann hinzu, indem er lächelnd im Kreise umherblickte „damit hätte der junge Mann schon die Qualifikation zum üblichen Helden einer Geschichte, wie sie häufig zu lesen ist, käme sie gleich selten im Leben vor! Doch", so fuhr der Sprecher ernsthafter fort, „ich lege darauf weniger Gewicht, da ein junger Mann, selbst von etwas mutwilligerem Lebenswandel wohl auch das Gleiche hätte thun können. In der Bürgerschaft ist er aber bekannt genug geworden, obgleich man ihn wenig zu sehen bekommt. Er lebt sehr für sich, ist ungemein fleißig und arbeitsam, besucht kein Wirtshaus — oder doch nur selten — denn ich sehe jeden Abend, oft bis in die Nacht, das Licht in seinem Zimmer. Er wohnt mir nämlich gegenüber, und so konnte ich, eigentlich ohne Absicht, sein Treiben seit einigen Jahren beobachten. Peter Bogner ist der Neffe des vor drei Jahren verstorbenen Orgelbauers Lebrecht Stock, dem wir das schöne Orgelwerk in unsrer Stadtkirche verdanken, und woran der junge Mann mitgearbeitet hat, um sich, nach dem Ausspruch des Alten, die Meisterschaft zu verdienen. Er spielt selbst auch ganz vortrefflich —"

„Ach, ist es der?" rief der Ratsherr Brünig. „Da ich nahe an der Kirche wohne, höre ich häufig gegen Abend die Orgel spielen, und manchmal mit einer Vehemenz, daß bei mir die Fensterscheiben klirren, und man im Zimmer kaum ein Wort versteht. Ich kann nicht sagen, daß mir die Tugend dieses Spielers bisher sehr angenehm gewesen wäre!"

„Ich will auch sein Orgelspiel ebenso wenig wie seine Rettungswerke hier in Anschlag bringen!" entgegnete der Bürgermeister lächelnd. „Nur auf ihn hinweisen wollte ich, und überlasse nun meinen Herren Kollegen, fernere Erkundigungen über ihn einzuziehen. In acht Tagen, denke ich, verhandeln wir weiter über die Sache." Den Preisrichtern war es am Ende ganz recht, daß sie für's Nächste ihr Augenmerk auf eine einzige bestimmte Persönlichkeit zu richten hätten, und sie trennten sich, wenn auch mancher zweifelhaft sein mochte, daß man den Preiswürdigen in Peter Bogner finden werde. —

Der junge Mann, welcher heut, ohne eine Ahnung davon zu haben, Gegenstand des Gespräches der Väter geworden war, mochte immerhin das Lob verdienen, welches ihm der Bürgermeister gespendet hatte. Als eine ziemlich in sich verschlossene Natur hatte er unter seinen Lebensgenossen nur wenige Bekannte, die ihn zwar schätzten, ihm aber seine Zurückgezogenheit vorwarfen, aus welcher sie ihn nur selten hervorzulocken vermochten. Den früh Elternlosen hatte sein Oheim, der Orgelbauer, in sein Haus aufgenommen, und ihn in seinem Kunstgewerbe erzogen. Als der Alte starb, war Peter Bogner eben mündig geworden und führte, als Erbe des Verstorbenen, das Geschäft fort. Die kinderlose Witwe des Meister Lebrecht Stock, von ihren Neffen die Base genannt, verwaltete nach wie vor den Haushalt, in welchem sie Peter Bogner, trotz seiner Jugend, durchaus als Hausherrn anerkannte. Da es nun für die Stadt nicht immer Orgeln zu bauen gab, das Geschäft aber allbewährt und weithin bekannt war, wurde der junge Mann häufig an andere Orte berufen und

Digitized by Google

blieb auch wohl Monate lang abwesend. Lag darin mit ein Grund, daß die Beziehung zu Schul- und Altersgenossen nur lose zusammenhielt und er nur wenig Verkehr in der Stadt hatte, so war die Hauptursache seiner Zurückgezogenheit doch in seiner Schüchternheit den Frauen gegenüber zu suchen. Obgleich seine Erscheinung und sein gutes Aussehen überall des besten Entgegenkommens hätte sicher sein können, fühlte er nicht das geringste Selbstvertrauen in weiblicher Gesellschaft und es überfiel ihn eine wahre Angst, wenn er sich in die Lage versetzt sah, mit einem jungen Mädchen zu sprechen. Er schalt sich selbst darüber, hätte gegen sich wüten mögen, wenn er fühlte, das ihm in solchen Fällen die Röte in das Gesicht stieg, und er in der Verlegenheit nur wenig Worte hervorstottern konnte und sich linkisch benahm.

Und nun stand seinem Häuschen gegenüber das Haus des Bürgermeisters Tillmann, und an einem Fenster desselben pflegte Christiane, in der Familie Christel genannt, mit einer Näharbeit, einer Stickerei, auch wohl mit einem Buche zu sitzen. Häufig am Tage richteten sich seine Augen nach jenem Fenster, und es traf sich auch, daß sie den Augen Christianens begegneten. Dann aber mußte er, errötend und wie innerlich ertappt, die seinigen niederschlagen, und wenn er gleich darauf noch einen verstohlenen Seitenblick hinüber wagte, dann glaubte er in den Zügen des Mädchens nicht Gleichgültigkeit, sondern Hohn und verächtliche Ablehnung zu erkennen. Gesprochen hatte er niemals ein Wort mit Christianen, aber dieser stumme Verkehr von hüben und drüben gab eine Art Augensprache, zu der er sich täglich fast gezwungen fühlte, um dabei in Zorn gegen sich selbst zu entbrennen. Eigentlich lebte er in dauerndem Zwiespalt mit seinem eignen Wesen. Er fühlte den Drang sich zu bethätigen, einem gewissen Dämon, der in seiner kräftigen Natur arbeitete, freie Hand zu lassen, er hätte, gleich Anderen, wenigstens einmal austoben mögen, aber sein bürgerlich sittliches Gefühl setzte ihm Schranken, die er selbst verwünschte, ohne den Entschluß, sie zu durchbrechen. Der Augenblick, wo es für Andre zu handeln galt, fand ihn entschlossen, mutig, seiner selbst nicht achtend; in seinem geschäftlichen Verkehr fühlte er sich ganz sicher und wußte er sich zu vertreten; im geselligen Leben aber empfand er eine unüberwindliche Scheu und Befangenheit. Er schalt sich einen Philister und ihm graute, daß er ein solcher wirklich werden könne, aber er glaubte nicht aus sich heraus zu können. Wenn er sich dann gar nicht mehr zu lassen wußte, eilte er nach der Stadtkirche, setzte sich an die Orgel, deren tiefste Geheimnisse er kannte, um sein Inneres in gewaltigen Tonmassen auszuwüten. Er zog alle Register, ließ den Sturm der Harmonien rasen, daß das Gewölbe dröhnte und zu schüttern schien, bis die Klänge endlich beruhigt und weihevoll dahinfluteten. Und es war vorgekommen, daß ohne sein Wissen sich zwei Gestalten in einem dunklen Winkel lauschend zusammenduckten, und wenn er geendet hatte, hastig davon und hinaus eilten. Leute, welche sich nichts dabei dachten, glaubten die Tochter des Bürgermeisters erkannt zu haben, welche mit ihrem kleinen Bruder aus der Kirchenthüre trat. —

Nun lebte aber Peter Bogner doch nicht so zurückgezogen, daß er nicht von den Gesprächen in der Stadt über den Tugendpreis auch schon allerlei gehört hätte. Sorgte doch auch die Base, welche fleißigen Verkehr mit Nachbarn und Bekannten hielt, daß man hübsch im Zusammenhang blieb mit Allem, was unter den Leuten vorging. So war ihm auch bekannt geworden, wie man in Wirthshäusern über den künftigen Empfänger des Preises bereits spottete, und er dachte ganz einverstanden damit; ja, auch von der Bewerbung des Schneiders mit den neun Kindern hatte er erfahren. Und noch mehr, sogar Christianens Ausspruch, daß sie einem Manne eher etwas vergeben, als ihn um des Tugendpreises willen besonders schätzen werde, war ihm zu Ohren gekommen, und er konnte nicht umhin, den Preisgekrönten schon im Voraus als eine höchst lächerliche Person zu betrachten.

Es fiel ihm nicht auf, daß die Base berichtete, es sei in der Nachbarschaft hier und da nach ihm gefragt worden, auch nicht, daß Herr Stadtrat Wenzel, der Weinhändler, in seiner Abwesenheit dagewesen, und ein langes Gespräch mit ihr geführt habe. Peter Bogner wollte den Besuch des Herrn Wenzel demnächst entgegnen, und erfragen, was ihm zu Diensten stehe?

Nach einigen Tagen aber trat die Base, von einem Ausgang heimkehrend, mit strahlendem Auge in seine Werkstatt, und rief: „Peter — sie reden bereits Alle davon, ich muß es Dir sagen, Du bist zum Tugendpreis vorgeschlagen!"

Peter fuhr erschrocken auf, dann aber lachte

Digitized by Google

er der Base in's Gesicht, und hieß sie solchen Unsinn nicht glauben. Sie aber entgegnete ausgiebig, nannte mehrere Namen, deren Träger dergleichen wissen konnten — die Herren im Rate mochten das Amtsgeheimnis über ihre Verhandlungen nicht sonderlich bewahrt haben — und wurde nicht müde, das große Glück und die Ehre zu preisen, die ihm bevorstünde.

Dem jungen Manne wurde heiß vor Besorgnis und Zorn. Er sah nichts von Glück und Ehre, er witterte nur den Makel der Lächerlichkeit, der mit einer solchen Wahl über ihn kommen müsse. Aber es war ja nicht möglich — er suchte sich die Gedanken über das Gerücht aus dem Kopfe zu schlagen. Allein als er Tags darauf über die Straße ging, wurde er von vielen Seiten darauf angesprochen. Leute, die er nur wenig kannte, grüßten ihn zuerst, blieben stehen, wünschten ihm Glück und meinten, die Räte hätten keine bessere Wahl treffen können; jüngere Männer aber sahen ihn schmunzelnd an, und er glaubte mehrmals das Wort „Tugendpreis" in höhnischer Betonung hinter seinem Rücken zu hören.

Peter kam, außer sich vor Ärger und Befürchtung, nach Hause. Was hätte er nicht darum gegeben, wenn er, anstatt seines tugendhaften Rufes, etwas aufzuweisen gehabt, wovon gar nichts an ihm war, nämlich den Leumund des liederlichsten Schlingels der Stadt! Es drängte ihn fast, öffentlich noch etwas ganz Lasterhaftes zu thun, um die Gefahr von sich abzuwenden; aber wie er auch nachsann, es wollte ihm keine Nichtsnutzigkeit einfallen — oder, was ihm etwa einfiel, lag für ihn doch auch wieder außerhalb aller Möglichkeit. Und immer rief es in ihm: „Wenn das Gefürchtete zur Thatsache werden sollte, was wird Christel sagen!" Der Gedanke an Christel trat plötzlich mächtiger in ihm auf, und im Verlaufe der nächsten Tage ging all sein Denken zu dem Hause gegenüber, in Aufregung, Unruhe, Besorgnis und ingrimmiger Rastlosigkeit. Er sah sie nicht mehr am Fenster — wollte sie bereits seinem Anblick ausweichen? Ein ihm bisher unbekanntes Gefühl überkam ihn, er wußte mit einemmal, daß er Christianen liebte. —

Da trat eines Vormittags die Base in seine Werkstatt, klopfte ihm auf die Schulter und sagte geheimnisvoll: „Peter! Heute wird's! Die Herren sind im Ratshause versammelt, der Bürgermeister muß bald nach Hause kommen!"

„Nein!" schrie Peter aufspringend. „Es wird nicht, und es soll nicht werden! Mich aber soll man jetzt kennen lernen!" Er ließ die erschrockene Base stehen, stürmte in sein Schlafzimmer und legte hastig seine Sonntagskleider an. Dann stellte er sich an das Fenster und bewachte mit ungeduldigen Blicken die Straße und das Haus gegenüber. Er mußte für seine Aufregung viel zu lange warten, bis er den Bürgermeister kommen und in die Hausthür treten sah. Es entging ihm nicht, daß derselbe auf der Schwelle lächelnd einen Blick über die Schulter zu ihm hinüber warf.

Mit ein paar Sprüngen war er über die Straße, stürmte die Treppe hinauf und pochte stark an die nächste Thür. Auf das „Herein!" öffnete er hastig, fuhr aber zurück, als er nicht nur den Bürgermeister, sondern auch dessen Gattin und Christianen im Gespräch vereinigt fand. „Ei, guten Tag, Herr Nachbar!" rief ihm Herr Tillmann entgegen. „Sie kommen mir zuvor. Ich wollte heut noch einen Besuch bei Ihnen machen. Aber Sie sehen ja so verstört aus —?"

„Ist es wahr?" — stammelte Peter, den die Gegenwart der Frauen verwirrte. „Ist es wahr, Herr Bürgermeister, daß man mich zum Gespött der Stadt machen will?"

„Zum Gespött? Wie so denn?" entgegnete der Bürgermeister. „Im Gegenteil, man denkt sehr gut von Ihnen. Aber was meinen Sie nur?" —

„Die Leute reden — man bringt mich in Verbindung mit etwas — mit einem Preise —"

„So? Spricht man schon davon? Nun, und wenn man Sie für den Tugendpreis ausersehen hätte?"

„Nein, nein, nein!" rief der junge Mann mit Heftigkeit. „Das darf nicht sein! Man lacht darüber! Ich lasse den Fluch der Lächerlichkeit nicht über mich kommen!"

Der Bürgermeister stand sehr verwundert, seine Gattin nicht minder, Christiane richtete einen scharfen Seitenblick auf den erregten Gast. „Ich bin nicht tugendhaft und verschmähe es, dafür bekannt zu sein. Wie es mit meiner Tugend steht, werde ich Ihnen gleich beweisen," damit Sie noch beizeiten anderen Sinnes werden!" Der Geist der Verwegenheit war über ihn gekommen. Seine Augen funkelten zwischen der Frau Bürgermeisterin und ihrer Tochter hin und

Digitized by Google

her. Plötzlich stürzte er sich — nicht auf Christianen, sondern auf deren Mutter, riß sie in seine Arme und gab ihr einen derben Kuß.

Die gute Dame that erschreckt einen leisen Schrei und suchte ihn abzuwehren. Als sie aber sah, wie ihr Gatte sich vor Lachen schüttelte und auf einen Stuhl sank, that sie desgleichen, wenngleich mit einiger Verlegenheit. Peter aber machte mit glühendem Gesicht eine Bewegung auf Christianen zu. Das Mädchen wich nicht zurück, sondern sah ihn scharf und stolz an, in der Zuversicht ihn durch einen einzigen Blick zu bannen, wenn nicht zu vernichten. Darin aber täuschte sie sich, denn schon fühlte sie sich von den Armen des Rasenden umschlungen, und leidenschaftliche Küsse auf ihren Lippen.

Jetzt sprang der Hausherr auf. „Nachbar!" rief er: „Wenn meine ganze Familie von Ihnen durchgeküßt werden soll — meine Arme stehen Ihnen offen! Machen Sie schnell, es ist Mittagszeit!"

„Nein, Herr Bürgermeister!" schrie Peter. „Sie umarme ich nicht! Ihnen werfe ich die Fenster ein, auf daß Sie meiner Tugend inne werden!" Er sprang zum Fenster und fuhr mit der Faust in die Scheiben, daß die Splitter nach allen Seiten klirrten.

Die Hausfrau ließ einen schon etwas ernsteren Schreckensschrei ertönen, Christiane aber rief mit vor Zorn gerötetem Gesicht: „Vater, Du wirst dem pöbelhaften Menschen hoffentlich die Thür weisen!"

Der Bürgermeister ging an das Fenster, scheinbar um den Schaden zu betrachten, richtete seine Blicke aber prüfend auf die Straße. Es war stille Mittagsstunde, niemand in der nächsten Nähe zu sehen, vielleicht war der Vorfall unbemerkt geblieben. „Es sind nur drei Scheiben," sagte er mit Ruhe. „Mutter, schicke zum Glaser!"

„Gott im Himmel!" rief die Hausfrau zu Peter Bogner gewendet: „Ihre Hand ist ja von Blut überströmt!"

Peter merkte die Schnittwunde auch und wickelte rasch das Taschentuch um die Hand.

„Wir reden noch, Herr Nachbar! Nehmen Sie Platz!" sagte Herr Tillmann mit einem Wink für die Frauen. Die Hausfrau entfernte sich kopfschüttelnd, Christiane verschwand durch eine andre Thür.

Peter starrte ihr mit wilden Blicken nach, denn ihre letzten Worte klangen noch furchtbar vor seinem Gehör. Da ihm aber augenblicklich, trotz seiner zähneknirschenden Aufregung nichts Neues von unerhörter Lasterhaftigkeit einfiel, folgte er der Aufforderung des Bürgermeisters und nahm ihm gegenüber Platz.

„Was sind Sie für ein rabiater Mensch!" begann Herr Tillmann. „Jetzt sagen Sie mir, wie kommen Sie zu einem solchen Vorurteil gegen eine Auszeichnung, auf die jeder Andre stolz sein würde?"

„Nein! Keineswegs! Nicht jeder Andre! Hören Sie nur, wie man den Empfänger des Tugendpreises öffentlich beurteilt! Schon lange zuvor spottete man ihn aus, wie einen Hanswurst! Auf der Straße ruft man ihm das Wort nach, als trüge er einen bürgerlichen Makel. Nicht nur in den Straßen, in jedem Hause hält man sich lachend über ihn auf. Selbst Ihre Tochter spricht es aus, daß sie einem Manne eher etwas Böses verzeihen, als ihn wegen eines Tugendpreises besonders schätzen würde —"

„Thorheiten! Gespräche junger Mädchen!" unterbrach ihn Herr Tillmann. „Was meine Tochter darüber denkt, braucht für Sie von gar keinem Belang zu sein."

„Es ist mir aber von Belang!" schrie Peter, jetzt zum äußersten Wagnis entschlossen. „Denn ich — ich — ja, ich — ich liebe Ihre Tochter! Es muß heraus! Ich liebe sie — bis zum Rasendwerden!"

„Was? Sie — Sie lieben meine Tochter?" rief der Bürgermeister in höchster Überraschung. „Und am Ende gar — was sagt Christiane dazu?"

„Das weiß ich nicht, und sie selbst weiß auch nichts von meiner Liebe! Aber daß sie mich jetzt verachtet, das liegt am Tage —"

„Schreien Sie nur nicht so!" fand der Bürgermeister für gut, dazwischen zu rufen.

„Wie hätte ich ein Wort an Christianen über meine Lippen gebracht!" schrie Peter weiter. „Ich wünschte, sie fiele in's Wasser und wäre nahe am Ertrinken, daß ich sie retten könnte! Dann würde ich es ihr vielleicht sagen können!"

„Aber wer wird denn zu den einfachsten Zwecken so außerordentliche Mittel verlangen!" sagte der Bürgermeister halb ärgerlich. „Mäßigen Sie sich, Nachbar, denn wir haben vernünftig mit einander zu reden! Lassen Sie Ihre Empfindung für meine Tochter jetzt bei Seite! Was Sie mir anvertraut haben, muß Geheimnis

Digitized by Google

zwischen uns beiden bleiben. Am besten schlagen Sie sich das ganz aus dem Kopfe. Sprechen wir von der Auszeichnung, welche die Stadt Ihnen zugedacht hat. Also — wir haben Sie zum Empfänger des sogenannten Tugendpreises gewählt, und morgen soll Ihnen derselbe in aller Form überreicht werden. Widerstreben Sie nicht thöricht —!"

„Gott sei Dank, daß ich ihn noch nicht habe, und daß noch bis morgen Zeit ist," unterbrach der junge Mann den Sprecher. „Ich will dieses lächerlichen Tugendpreises nicht würdig sein, und werde heut noch zeigen, daß ich es nicht bin. Ich gehe zu Abend in's Wirtshaus, treibe allen denkbaren Unfug und Skandal, ich besaufe mich in Grund und Boden, daß ich nach Mitternacht auf einer Karre nach Hause geschoben werden muß!"

(Schluß folgt.)

Gedichte von Hermann Lingg.

Abendstern.

Wie wenn ein Mädchen, aufgewacht
Aus schwerem Traum, und noch mit nassen
Und süßen Augen wieder lacht —
So hell ob dunklen Wolkenmassen
Erglänzt der erste Stern der Nacht:

Mit schwarzen Flügeln aber streift
Den Duft die Nachtphaläne
Von Allem, was mir hold gereift, —
Und aus dem Herzen Deine Thräne.

Papyrus.

Wo Kinderseelen schufen
Der großen Götter Bild,
Bedecken Kiesenstufen
Ein weites Grabgefild;
Die stolzen Säulen sanken
Doch steigt in Lichtgedanken
Was niederschrieb ein Rohr
Noch aus dem Schutt empor

Verloren.

Du gingst, und Niemand sagt, wohin?
Ins Unglück sagen aber Alle,
Und ich — ob ich nicht schuldig bin
An deinen Thränen, deinem Falle?
Ich frag es mich wohl tausendmal;
Ach, sah nur ich nicht deine Qual?

Verriet dein müdes Augenlicht
Nicht deiner Seele heimlich Trauern?
Merkt ich aus deinem Lächeln nicht
Den Wahnsinn, die Verzweiflung lauern?
O hätt' ich treuer dich bewahrt,
Du lieblich Kind, so schwach und zart!

Wie willst du junges Rosenblatt,
Wie willst du mit dem Schicksal ringen?
Ein Dunkel, nie von Opfern satt,
Wird wie die andern Dich verschlingen,
Ach Du — in fremder Welt allein,
Verloren Du? Es kann nicht sein!

Erbarmung.

Erbarmung! — Von den höchsten Stufen,
Vom Himmel zu der tiefsten Qual
Steigst du von unserm Schmerz gerufen
Hernieder, schönster Sonnenstrahl!

Du eilst von Harmonie'n der Sphären
Zum Stöhnen einer schweren Schuld,
Du legst zur Trauer dein Verklären,
Und zur Verzweiflung deine Huld!

Und wo dir nichts mehr blieb zu geben,
Erleichterst du der Sünde Last,
Indem du ihr, um sie zu heben,
Die Mitschuld beigegeben hast.

Auch noch im Abgrund atmet Treue.
An ihrer thränenmassen Brust,
Verschmerzt sich leichter selbst die Reue,
Und einer Seligkeit Verlust.

Ob tot die ganze Welt erscheine,
Wenn die nur, die dich irregeführt,
Der Liebe zarte Hand die deine
Mit sanftem Drucke noch berührt.

Seefahrt.

Längs dem Schiffsdeck auf und nieder
Schreitet windumbraust ein Mann,
Singend seine Jugendlieder
In den Sturm so laut er kann.

Segel rauschen, Schlote rauchen,
Stolzer geht des Gotes Lauf,
Seiner Feinde Schatten tauchen
Vor dem Manne wieder auf.

Immer hab ich so gesungen,
Denkt er froh und schwingt den Hut,
Über alle Lästerungen
Hob mich stets ein frischer Mut.

Aufrecht bin ich auch gestanden,
Wenn sie sich voll Neid und Haß,
Kriechend in den Sümpfen wanden
Fern den Pfaden zum Parnaß!

Wie der Sturm die Taue schüttelt! —
Hohes Glück, von Lüge rein,
Wenn die Zeit an Allem rüttelt,
Frei und sich getreu zu sein!

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Lucifer.

Schauspiel in vier Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

(Fortsetzung.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen: **Bartels** und **Lehfeld.**

Bartels (kommt mit Lehfeld aus der Seitenthür des Saals und über die Plattform die Stufen herunter. Mit einiger Feierlichkeit). Empfangen Sie, hochverehrter Herr Doktor, unsre ganz ergebene und herzliche Begrüßung. Also die Stunde ist nun da; die Versammlung wartet. Indessen, wenn Sie gestatten, daß wir Ihnen zuvor noch eine kleine anregende Erfrischung —

Wolf (aemütlich lächelnd). Das gestatte ich nicht, Herr Bartels. Ich danke. Die Versammlung soll nicht länger warten; ich bin ganz bereit. (zu Pfeifer) Ich verlasse mich also auf Sie . . . (ihm auf die Schulter klopfend) Jeder thut seine Pflicht! (Geht mit Bartels und Lehfeld zum Saal hinauf; Rabe folgt. Auf den Stufen wendet Wolf sich zurück und spricht leise mit Rabe.)

Pfeifer (für sich, widerwillig murmelnd). Das hat er schön gesagt: „Jeder thut seine Pflicht!" (Die Vier treten in den Saal rin; man hört lebhaftes Klatschen der unsichtbaren Menge. Die Thür wird geschlossen. Pfeifer, nach hinten gehend, horcht.) Es scheint, der Herr Bartels spricht. — Ah! Nun kommt ein andrer Ton, eine Glockenstimme: mein Herr Doktor Grumbach. Ja, ja. Wie der einsetzt: so fest, so ruhig — als wär' nichts geschehn. Als hätte hier nicht eben diese unglückliche Dame — dieses himmlische Geschöpf — — und als wär' nicht ein Sturm im Anzug . . . (Kommt langsam wieder nach vorn.) Unbegreiflicher Mensch. Aufregung, Gefahr, das ist alles Wollust für ihn: da kriegen seine Kräfte Flügel. Und mir sinken die Beine unter dem Leibe weg! (Setzt sich an den Tisch, wo sein Wein steht; schenkt ein, trinkt. Sich erregend.) Ich bleib' nicht bei ihm. Mein Herr Doktor Grumbach, nehmen Sie's nicht übel: diese Reise über den Besuv mach' ich nicht länger mit; ich habe die Nerven nicht, ich bin ein gewöhnlicher Mensch! Sie werden noch in irgend einen Krater stürzen, dafür garantier' ich Ihnen; und mit Grazie mitzustürzen hab' ich nicht die „Kraft"! (Trinkt. Beruhigt wieder in seine Plauderergeschlagenheit, fährt sich mit der Hand über den Kopf.) Na ja! So sag' ich. Dann sieht er aber so über die Achsel, so vornehm, so ironisch: „Zaunkönig! Thu' deine Pflicht! Kannst ja doch nicht von mir lassen; hab' ja deinen Willen. Hab' auch deine Kraft. Hab' für uns beide genug. Räsonnier' du nur, alter Schafskopf; für alles Andre sorg' ich!" (Geht den Kopf, runzelt die Stirn, blickt zornig auf die Seite, als stehe dort der Mann, der eben gesprochen hat. Schlägt endlich mit der Faust auf den Tisch.) „Schafskopf", sagen Sie . . . Das hab' ich nun satt! — Meine Existenz ist ja unwürdig; indigna; intolerabilis. (aufstehend, sich über den Tisch lehnend) Sie machen es mit mir wie die Buben mit ihren Tonnenreifen, die sie die Straße entlang jagen: der Tonnenreif darf ihnen nie zu nah an die Beine kommen, sonst läuft er nicht mehr — aber auch nie zu weit weg, sonst regieren sie ihn nicht mehr. Ich bitte um Aufklärung, Herr Doktor: bin ich ein Tonnenreif, oder bin ich ein Mensch?

Siebenter Auftritt.

Pfeifer: **Reinhold,** der **Wirt, Bürger** (zuerst hinter der Scene).

Reinhold (draußen, hinten rechts). Ich muß in den Saal hinein! Machen Sie doch Platz!

Wirt (ebenso). Auch für mich, wenn's gefällig ist! Wir gehören dazu!

Ein Bürger (ebenso). Wenn's aber unmöglich ist! Der Saal ist ja voll!

Zweiter Bürger (ebenso). Herr, Sie sehen doch, wir sind auch nicht mehr hineingekommen, stehn hier wie die Narren —

Wirt. Aber der Doktor Euler! Gott's Blitz! Ihr kennt doch den Euler! Er hat denen da drinnen was zu sagen, ihr Herren, und er muß hinein!

Pfeifer (für sich). „Er muß hinein!" Alle Teufel, ich muß ja auch hinein. Zaunkönig, thu deine Pflicht! (Will nach hinten rechts.)

Reinhold (draußen). Ihr Herren! Ihr Bürger von Mainz!

Erster Bürger (draußen). Hört den Doktor Euler! Hört! Hört! (Zurufe aus der Menge.)

Wirt. Kann man hier nicht hinein, dann giebt's ja noch eine Thür. Wer den Doktor Euler hören will, der geh' mir nur nach!

Erster Bürger. Doktor Euler hoch!

Zweiter Bürger. Vorwärts an die andre Thür! (Stimmen, Lärm. Der Wirt voran, dann Reinhold und ein Haufe gut gekleideter Bürger eilen von rechts herein.)

Digitized by Google

Wirt (zu Pfeifer, der hinaus will). Aus dem Weg, wenn ich bitten darf. (Pfeifer weicht vor der Menge zurück nach links in den Vordergrund. Der Wirt sprengt die Stufen hinauf, schlägt auf der Plattform stehend, mit der Faust gegen die Saalthür. Laut) Macht auf, wenn's gefällig ist! Hier sind auch noch Leute! (Schlägt von neuem gegen die Thür.) Wir haben mit dem Herrn, der da spricht, auch ein Wort zu reden; wir gehn nicht wieder fort, geben auch nicht Ruh; also macht auf, macht auf, wenn's gefällig ist!

Achter Auftritt.

Die Vorigen; Lehfeld, dann Wolf, dann Rabe und Volk.

Lehfeld (tritt aus der Saalthür auf die Plattform, die Thür offen lassend). Das ist unerhört. Eine ruhige, gesetzliche Versammlung so zu stören —

Wirt. Wir wollen hinein! mit dabei sein! Weiter wollen wir nichts!

Lehfeld. Hier kommt Niemand hinein — und der Saal ist voll. Laßt uns in Ruh und geht eurer Wege!

Reinhold (in höchster Erregung, mit voller Stimme). Mein Weg geht zum Herrn Grumbach, der da drinnen spricht; er soll mir Rede stehn — jetzt, in dieser Stunde. Vor dem versammelten Volk will ich ihm beweisen, daß er ein Lügner und ein Schurke ist; daß ihr ihn verachten, verdammen, hinausjagen müßt, statt ihn anzuhören. Darum will ich hinein!

Wolf (tritt in die Thür). Hier wird deklamiert, wie ich höre; gegen mich deklamiert. (Sich an die unten stehenden Bürger wendend, ohne Reinhold und den Wirt zu beachten) Hat man in Mainz eine eigene Redefreiheit, meine Herren? Spricht man hier drinnen und draußen? Darf hier Jeder schreien, wo und wie er will?

Rabe (kommt von hinten rechts, mit einem Arbeiterhaufen, der ungestüm und drohend vordringt; die Bürger weichen allmählich nach links zurück, Pfeifer, von diesen gedrängt, verschwindet zuletzt vorne links in der Coulisse). Wer nimmt sich denn heraus, einen Lärm zu machen, daß man im Saal kein Wort mehr verstehn kann? Lassen Sie uns in Ruh, meine Herrn, oder wir schaffen uns Ruh!

Reinhold. Wenn es heute brennt, kann man nicht morgen löschen. (auf den Stufen stehend, auf Wolf deutend) Ihr Bürger dieser Stadt, seht auf diesen Mann! Er ist hierher gekommen, wie er sagt, euch seine politische Weisheit zu bringen; aber er hat euch seine Sittenlosigkeit, seine frechen Gelüste, seine Verderbtheit gebracht. Nicht zu den Männern von Mainz ist der Mann gekommen, sondern zu ihren Töchtern und Frauen; er will eure Stimmen nicht, das ist ihm zu wenig, er will eure Ehre, er will euer Glück!

Wolf (auf der Plattform). Hört, ihr Bürger, ihr Arbeiter, hört! So ein Schensal bin ich. Das sind die Pfiffe und Kniffe dieser klugen Herren, die mehr gelernt haben als ihr, die mehr besitzen als ihr, die mehr gelten als ihr: nimmt Einer sich eurer an, Anathema über ihn! Der ist ein Spitzbube, ein Lump, ist wohl gar der Teufel! — So haben sie euch eingeseift all die Jahre lang, all die Jahrhunderte lang; darum kommt ihr auch nicht vom Fleck. Ihr Männer ans dem Volk, ihr seid Millionen; ihr seid eine Überzahl, für die's keinen Namen giebt; erdrücken könntet ihr diese Wenigen, die euch aussaugen und beherrschen, zwischen Finger und Daumen könntet ihr sie zerquetschen, wie man ein kleines Ungeziefer zermalmt; aber — sie nasführen euch, übertölpeln euch! Ihr hört sie an, ihr glaubt ihnen, statt sie in den Grund zu schlagen; darum bleibt ihr ein Sklavenvolk!

Rabe. Nein, wir glauben nichts! Nieder mit den Ehrabschneidern, nieder mit den Verleumdern!

Reinhold (auf den Stufen). Hört mich an! Ich sag' euch —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen; Bartels.

Bartels (tritt aus dem Saal, in dem schon lange ein dumpfes Getöse war, in die Thür). Meine Herren, die Versammlung ist aufgehoben! Der Herr Kommissar —

Reinhold. So red' ich hier wie Mann zu Mann; Den da lass' ich nicht los. In sein freches Angesicht sag' ich's ihm hinein: Dieser Priester der Freiheit ist ein Priester der Unzucht; er verhöhnt, verachtet, vergiftet, was euch heilig ist! Viele von euch kennen mich, ihr wißt, wer ich bin; ich sag'le und lüge nicht. Der Mann, der da steht —

Wolf (höhnisch lachend). Ich will es euch sagen; ich. Dieser Herr ergrimmt so, weil ihm sein Liebchen fortgelaufen ist — und wie er glaubt, zu mir!

Reinhold. Elender Du . . . Diese Stirn — — Ihr hört's, ihr hört's, wie schamlos er davon spricht. Ihr seid deutsche Männer! Ihr habt Frauen, Kinder! Ihr wollt Freiheit, nicht Unzucht; das schauerliche Lächeln des Wüstlings läuft euch kalt über die Brust. Denkt ihr, so ein Mensch lebt für Andre? für euch? Er lebt nur für sich, für die Entladung seiner selbstischen, sittenlosen „Kraft". Alles, was die Erde trägt, opfert er seinem Götzen, seinem scheußlichen Ungott, der keine Güte, keine Reinheit, keine Liebe kennt, nur Kraft und Gewalt!

Wirt (gleichfalls auf den Stufen). Darum weg mit ihm!

Wolf (ist während Reinhold's Rede in wachsende Unruhe geraten; nach einem Blick über die erregte Menge, für sich). Da steht dieser Pfeifer. (laut) Hört auch mich, ihr Herrn! (Hebt beide Hände wie beschwörend empor, den Blick nach vorne links in die Coulisse gerichtet. Von dort fällt gleich darauf ein Schuß.)

Rabe. Was ist das? Wer schießt da?

Wolf (sieht, sowie der Schuß fällt, seine Hände wie getroffen zurück, wirft einen Blick darauf, wickelt sie mit einigen raschen Bewegungen in sein Taschentuch). Ihr Herrn, das galt mir. Die Brandrede hat gewirkt! — So kämpfen diese Sittenpriester gegen eure Befreier. Duldet ihr das?

Digitized by Google

Seid ihr Hunde? Schafe? Habt ihr keine Fäuste mehr gegen solchen Feind?

Rabe. Schlagt ihn doch nieder, den Brandredner!

Stimmen aus der Menge. Nieder mit den Mördern! (Aus dem Saal dringt Volk auf die Plattform und bedroht Reinhold von oben; Rabe und sein Haufe dringen von unten gegen ihn an.)

Wirt (neben Reinhold auf den Stufen, streift sich die Ärmel auf). Kommt nur heran, wenn ihr Lust habt. Wo ich hinschlage, wächst kein Gras —

Bartels (der durch die Thür in den Saal zurückblickt). Ruhe! Ruhe! Der Kommissar —! (Trommelschlag draußen rechts.)

Erster Bürger. Die Soldaten kommen!

Rabe. Schlagt ihn nieder, eh sie kommen! (Wildes Handgemenge beginnt; einer der Angreifer, vom Wirt getroffen, taumelt die Stufen hinunter.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Ein Zimmer in Wolfs geheimer Wohnung in Mainz; klein, einfach, doch nicht ohne Geschmack eingerichtet. Hinten ein Erker, durch dessen geöffnete Fenster man den oberen Theil einer kleinen Kirche sieht; das Zimmer liegt eine Treppe hoch. Links eine jetzt offene Thür zu dem zweiten Zimmer; rechts die geschlossene Thür zum Vorplatz und zur Treppe. — Beginnende Abenddämmerung.

Erster Auftritt.

Eva.

Eva (bleich, abgehärmt, ein schwarzes Schleiertuch um den Kopf gebunden, geht, in sich versunken, langsam hin und her; geht ins Nebenzimmer, kommt zurück; bleibt stehen). Wie das Auf- und Niedergehn doch müde macht. (Blickt zurück, in das Nebenzimmer.) Der Weg ist so kurz. Auf einmal steh' ich da drüben wieder vor der graublauen Wand — oder hier an der Thür. (Schließt die Augen, seufzt lange, tief. Nimmt dann von einem Tisch ein Buch, setzt sich. Stiert eine Weile hinein; legt es wieder auf den Tisch.) Ich kann nicht lesen. Ich merke nicht, was da steht. — Lieber wieder hin und her gehn; (steht auf) aber den Spiegel da fortnehmen; so oft ich vorbeikomme, seh' ich mein Gesicht... (Nimmt einen kleinen Spiegel, der nahe bei der offenen Thür hängt, von der Wand herunter. Wirft einen Blick hinein, erblickt gemartertes die Augen zu.) Das ist also Eva Palm! — — O Gott! — — Noch das Tuch von heute Nacht . . . (Will es sich vom Kopf nehmen. Von hinten, durch die offenen Erkerfenster, ertönt gedämpftes Orgelspiel. Eva läßt die Hände sinken, horcht verwundert, träumend.) Woher kommt die Musik? — — Das ist Orgelspiel. Ist hier eine Kirche? (wie erwachend) Da war ja eine Kirche; ja, ja. (Wendet sich nach hinten.) Das hatt' ich vergessen. Ich vergesse Alles; (ein Schauder überläuft sie) nur nicht — — (Verstummt. Horcht. Nach einer Weile, schwermuthsvoll.) O, wie klingt das süß. Wie in jenem Mai, als ich mit Irene Abends vor dem Thor, bei der kleinen Kirche — — (wieder wie erwachend) Diese Kirche war's. Eben diese Kirche. Ich erkenn' sie ja. An der Straße nach Zahlbach, glaub' ich . . . Wir standen so still vor der Thür, gingen nicht hinein, hörten die Maiandacht, Orgel und Gesang, und ich wunderte mich so sehr über die schöne Welt . . . (Thut wieder einen langen seufzenden Athemzug.) Also da steht dieses öde Haus. Nun weiß ich doch wo ich bin. — — O Gott! Wär' ich im Grab! (Gesang aus der Kirche.) Auch Gesang, wie damals. Sind wir denn wieder im Mai? (eine Hand an die Stirn legend) Ich bin wie verrückt. Wir sind ja im Mai. Das ist eine Maiandacht; in der Abendstille . . (Plötzlich in Thränen ausbrechend sinkt sie langsam auf die Kniee. Nachdem sie eine Weile geweint, geschluchzt.) O mein Gott und Herr! Was ist mir geschehn? Wie kam das? Wo ist Eva Palm? Wo ist die geblieben? (mit halb irrem Blick in die Luft starrend) Da war kein Gesang — aber die Geigen seufzten durch die blitzende Nacht — und es sagte Jemand wie an meinem Ohr:

Die mit allmächtigem Wonneverlangen
Furchtlos das glühende Leben umfangen —

(Entsetzt sich vor sich selbst, springt auf.) Diese Worte — zu dem Gesang. Wo kommen diese Worte her . . . (Setzt die Zähne knirschend auf einander.) Ich will nicht mehr denken. Ich denke mich verrückt. (Weicht, wie vor etwas Siedendem, in den Erker zurück, wirft sich dort in einen Lehnsessel. Der Gesang endet.) Nein, nein — hört nicht auf. Gesang. Gesang. Laßt mich sterben bei dem Gesang. So in Gottes Armen. Laßt mich nicht mehr denken!

Zweiter Auftritt.

Eva; Wolf.

Wolf (schließt die Thür rechts auf, tritt ein. Er hat einen leichten Mantel auf den Schultern, den er von sich wirft; dann schließt er von innen zu, steht den Schlüssel ab. Eva späht scheu nach ihm, wendet ihr Gesicht dann ab, drückt es an die Lehne. Wolf geht langsam durch das Zimmer, ohne sie zu sehn. Nach der offenen Thür des Nebenzimmers blickend, für sich). Sie wird drinnen sein. — — Also zur Eifersucht „war und ist kein Grund". Ich war also ein hitziger, jugendlicher Thor; hab' nun diese Kugel am Bein; das war unzweckmäßig. Nun, mein guter Thor: was man in der Aufregung übereilt gethan, das mit kaltem Blut dann zum Nützlichen wenden — das ist Vernunft! (Tritt links in der Thür.) Eva! — — Nicht da. (Blickt umher.) Ah! Im Erker sitzt sie. (sanft, freundlich) Sahst Du mich nicht kommen?

Eva (nach einer Stille, sich zum Sprechen überwindend). Doch. Ich sah Sie kommen — (Verstummt.)

Wolf. Es ist Abend geworden; später, als ich dachte. Die Versammlung war — bald zu Ende — (mit halbem Lächeln) man ließ mich nicht ausreden — aber auf allerlei sonderbaren, notgedrungenen Umwegen lavirte ich dann hierher. Jetzt handelt es sich um uns — — Sie sehn mich nicht an. Sie hören doch, was ich sage?

Eva. Ich höre alles; o ja. (Kommt ins Zimmer. Um etwas zu sagen, tonlos) Man ließ Sie nicht ausreden?

Wolf. Nein. Die Versammlung ward aufgelöst; es kam sogar die „bewaffnete Macht" — die ist ja in Mainz überall — und ich löste mich geschwind in der Menge auf, um nicht gar angehalten, eingesetzt zu werden. (durch's Zimmer gehend, für sich) Und

Digitized by Google

was sie mit diesem Euler gethan haben, das weiß nun der Teufel! (Kommt zurück.) Du zitterst.

Eva. Ich? — Vor was noch?

Wolf. Hoffentlich nicht vor mir. Glauben Sie mir, Eva: Sie haben es mit einem ritterlichen, edlen Mann zu thun — wenn er auch kein Edelmann ist. Was ich Ihnen schuldig bin, werd' ich nie vergessen; (auf eine Bewegung Eva's) richtiger gesagt: was ich für Sie fühle, wird mich nie verlassen. Ich werde Ihnen die Welt und das Leben zeigen, das Sie noch nicht kennen; Sie werden erstaunen, wie viel Schönes, wie viel Herrliches es giebt. Sie werden Ihr Schicksal noch segnen, wie Sie es heute verwünschen!

Eva (leise, dumpf vor sich hin). Ich verwünsche nicht mein Schicksal — nur mich.

Wolf. Was sagten Sie?

Eva. Nichts. — — Könnt' ich nur immer schlafen! schlafen! nicht wissen, wer ich bin!

Wolf (nach kurzem Schweigen). Ich fühle, was Sie leiden, Eva; sehne mich, Ihnen zu helfen. Heute Morgen, als Sie so fassungslos — — als Ihre brennenden Augen so nach Schlaf begehrten — gelang es mir wunderbar gut, Ihnen das zu schaffen. Wenn ich Sie wieder einschläfern soll —

Eva. Wie heute Morgen?

Wolf. Ja.

Eva (vor sich hin starrend). Wie war das nur möglich? Wie kam das? So auf einmal schlief ich —

Wolf. Weil Sie die Empfänglichkeit haben — und ich die „Kraft". Wundern Sie sich nicht: es giebt Viele wie Sie; und auch wohl Manche wie mich. Sie schliefen sanft und fast plötzlich ein wie ein Kind; schliefen dann stundenlang —

Eva (die Hände faltend, doch ohne ihn anzusehn). O lassen Sie mich wieder so in das Nichts versinken! Es ist fast wie Glück!

Wolf. Ich will ja Ihr Glück. (Er legt eine Hand zart auf ihren Arm. Sie fährt zitternd zusammen; läßt sich dann aber stumm zu einem Armsessel führen, der hinter dem Tische steht, auf den sie vorhin das Buch legte. Neues Orgelspiel. Er horcht eine Weile.) Lassen Sie sich nieder und denken Sie, das sei eine Schlummermusik. Wie Sie wohl als Kind beim Gesang Ihrer Mutter oder Ihrer Amme in den Schlaf versanken . . . (legt der Sitzenden sanft die Hand auf die Stirn, dann auf den Scheitel. Sie von der Seite betrachtend, für sich) Still wie eine Statue; die Augen geschlossen; als wär' sie schon weg. Aber was glänzt denn da? (Sieht näher zu. Fast zerührt) Über die Wange läuft ihr langsam eine Thräne hinab. (Neuer Gesang aus der Kirche. Er horcht.) Hören Sie den Gesang?

Eva (mit geschlossenen Augen) Ich weiß nicht.

Wolf. Nein, Sie wachen noch. — Aber nun schlafen Sie ein. Es legt sich wie eine Wolke über Ihr Gehirn. Ihre Gedanken, Ihre Gefühle wirren sich durcheinander; Sie können nicht mehr denken. (Tiefer Seufzer Eva's.) Sie können die Augen nicht mehr öffnen. Ihre Glieder schlafen. Eva Palm schläft. — — Hören Sie noch den Gesang?

Eva (mit schwacher Stimme). Ich weiß nicht.

Wolf. Haben Sie Frieden?

Eva. Ja.

Wolf (betrachtet sie; für sich). Nun kann sie mir nützen. Mit diesem Gesicht, in diesem Schlaf thut sie, was ich will. (laut, mit weicher Stimme) Nicht wahr, Sie hören, wie dort in der Kirche Ihre Schwester Irene singt.

Eva (leise). Ach, ich hör' es; ja.

Wolf. Sie lieben sie so sehr. Sie würden sie gerne sehn. (Neuer Seufzer Eva's.) Aber sie ist nicht hier. Sie werden ihr schreiben, Eva, daß sie kommen soll; Sie werden die Augen öffnen (sie thut es) und hier vom Tisch diese Feder nehmen, und schreiben; hier auf dieses Papier. Sie werden nichts weiter schreiben als diese wenigen Worte: (sie schreibt — mit starrem, maskenhaftem Gesicht und nichts als die Hand bewegend — was er sie dictirt) „Meine teure Irene! Wenn du mich noch liebst, komm sogleich zu mir; du allein, ganz allein. Komm, und deine Eva zu retten!" (Er deutet sich vor, das Geschriebene zu sehn. Für sich) Eine so zierliche Schrift . . . (zu Eva) Es ist gut. (Ihr die Hand auf die Stirn legend) Nun sinken Sie wieder in den Schlaf, der Sie glücklich macht; schließen Sie die Augen. (Sie thut es. Er nimmt das beschriebene Blatt und liest es zusammen. Für sich) Freilich, die Aufschrift fehlt — (Klopfen rechts an der Thür. Betroffen) Was heißt das? Jemand im Haus? — — Ah! Das wird Rabe sein. (Geht zur Thür, schließt auf.)

(Schluß folgt.)

Sprüche von Felix Dahn.

I.

Meine Herren: Zweierlei
Sind Leidenschaft und Schweinerei.

II.

Ein Flügelroß? Unwirklich! Dumm!
Wir sahn noch keinen Pegasum!"

Ja, freu dich, edler Pegase:
Du sahst auch nie die Herrn, juchhe!
Denn deren Dichtung, grün, doch faul,
Schleppt Kehrichtwärts ein Karrengaul. —

Felix Dahn.

Digitized by Google

Eiferſucht.

Novelle von **Adalbert Meinhardt.**

(Schluß).

Die Männer machen ihm eine Bahre aus den Brettern ſeines Gerüſtes. Don Terenzo, der Sindaco und der Notar, der ſofort herzukam, geleiten ihn. Alles Volk ſtrömt nach. So tragen ſie ihn, der, leiſe röchelnd, bewußtlos daliegt, in der Mittagsſonne am Bach entlang das ſchöne Thal des Serrona aufwärts bis zu der alten Olivenmühle.

Faſt gleichzeitig trifft der Arzt dort ein. Es ſei ein Blutſturz, erklärt er, von Erregung und Überanſtrengung hervorgerufen. Von ſolchem Übel könne geneſen, wer jung und kräftig. Jung wäre nun zwar der Mario noch. Aber kräftig . . .

Don Terenzo ſchüttelt betrübt den Kopf. Er und der Notar bleiben einſtweilen in der Mühle.

Die Nachricht von dem Kampf war natürlich ſofort nach San Michele gelangt. Brachten doch die Unterlegenen ihren Zorn und ihre Wunden ſelbſt mit heim. Als ſie von der Höhe der Villa Pagana zum Hafen herabſtiegen, ſo erzählt man, habe die Michelina, wie immer klöppelnd, an ihrer Hausthür geſeſſen, das Geſicht ihnen entgegengerichtet. Beim Nahen der Schritte hob ſie den Kopf ſpähend, mit leicht gerunzelten Brauen, mit geſpannt erwartender Miene. Aber als ſie die Schiffer erkannte, ließ ſie ſchnell das Haupt wieder ſinken, und ihre Augen blieben ſtill auf die Arbeit geheftet. Neben ihr in den Nachbarhäuſern gab es Lärm genug von Flüchen und zornigen Drohungen. Man ſcheute ſich nur, ihr zu erzählen, was geſchehen war, ging es ſie doch mehr an, als Alle. Und man konnte nie ſo recht wiſſen, wie Michelina eine Sache auffaſſen werde.

„Es iſt ein Schimpf, den die von Santa Margherita uns und ihr anthun," ſprachen die Männer.

„Was wird ſie ſagen, daß nun ihr Bild dort doch gemalt iſt, am offenen Platze und von Einem, der ſie zweimal im Stich gelaſſen?" fragten die Weiber.

Die Roſa ward herzugerufen, man ſtand in Haufen flüſternd beiſammen. Von der Seite her ſchielten ſie forſchend, was für ein Geſicht Michelina machte. Sie aber ſchien nicht darauf zu achten. Nur einzelne Worte von dem Geziſchel müſſen wohl zu ihr gedrungen ſein.

„Auf dem Marmorbalkon, eine ſchöne Dame, in ſeidenem Kleide, ſtolz und vornehm." —

„Und ihr ſieht ſie ähnlich." —

„Ja, und er, der ſchwächliche Menſch, hat ſich tüchtig gewehrt; die Unſeren ſelbſt geſtehen es zu." —

„Wer das gedacht hätte von dem!"

„Nun, er wird es büßen müſſen, heut oder morgen, ſicherlich bald." —

„Das ſollen ſie zu Santa Margherita denn doch nicht ſagen, daß wir uns ungerügt ſchlagen laſſen. Er komme nur her!" —

Wie der Tag ſich neigen wollte, zog Michelina ihre Stecknadeln aus den Kiſſen. Sie löſte die fertige Spitze ab, legte ſie fein ſäuberlich gefaltet zuſammen, räumte mit gewohnter Ordnung, nur früher, als ſie ſonſt Abend machte, ihr Arbeitsgerät, ihren Strohſtuhl, das längliche Kiſſen auf die Seite, band ſich ein ſchwarzes, ſchmales Tüchlein, wie die Mädchen es am Feiertag tragen, über ihren Haarknoten feſt und nahm den Korb mit den Spitzen darin.

„Wohin willſt Du?" fragte die Roſa ganz erſchrocken, „es iſt ja nicht Samſtag."

Aber jene:

„Nach Santa Margherita will ich. Halt mich nicht auf. Ich meine doch, ich bin kein Kind, dem man wehren kann, über die Kirchſpielsgrenze zu gehn. Und daß die drüben mich

Digitized by Google

ausweisen sollten, wie dazumal aus ihrer Schule, braucht Ihr auch nicht mehr zu befürchten. Ich muß für mich selber sehen, was mich angeht. Also gedulde Dich. Wenn's auch schon spät ist, vor der Nacht bin ich sicher heim."

Damit weis't sie die Hand der Rosa, die sie noch halten will, von sich ab, hebt den Arm zu ihrem Körbchen und schreitet mit ihren ruhigen Schritten den Weg hinauf zur Villa Pagana und fort von den Häusern von San Michele.

Es hat aber über vierzig Jahre von dem Abend gewährt, bis sie den Weg zurückgekehrt ist, von drüben her im Sarg getragen.

In Santa Margherita, da sie vom Meer aus in die Straße einbog und nun zu der Piazza kam, an welcher das Eckhaus seine breite Seitenwand in glänzend frischem Farbenschmuck zeigte, blieb sie stehen. Vom Balkon dort beugte sich die vornehme Dame. Das arme Mädchen blickte von unten fragend hinauf. Und wie nun die scheidende Sonne, durch die schweren Dünste rotglühend, das schöne Antlitz droben noch streifte, da ging es wie ein Strahl des Erkennens von der Einen zur Anderen. Schwesterlich schienen sie sich zu grüßen. Und die Lebende bewegte die Hand, als ob sie der Gemalten droben Dank sagen wolle. Und aus ihren tiefgesunkenen Augen strahlte ein Licht, schöner, glänzender, als es dort die warme Sonne aus den neugemalten Farben hervorlocken konnte.

Michelina verstand die Sprache des Bildes, wußte, was es ausdrücken sollte, was der gedacht, der es gemalt In Santa Margherita war jetzt ein Marmorpalast, wie sie ihn sich als Kind geträumt, war eine vornehme, stolze Dame in Seidenkleidern. Und die Dame war sie selbst. Und der sie geschaffen, hatte es ihr zu Liebe gethan.

Sie zögerte nicht mehr. Wenn der Mario nicht wagte, zu ihr zu kommen, — sie ging zu ihm.

Als die Leute das Mädchen, das Jeder kannte, daher kommen sahen, wich man ihr aus. Wie schwebend ging sie die Straße dahin, am Kirchhof vorüber und weiter thalaufwärts neben dem Bach. Die Seiler hörten grade auf mit ihrem Fleiße und hoben den Hanf, wie die fertigen Stricke von den Gestellen. Ein paar Frauen kamen aus der kleinen Kirche von San Siro, die hier am Wege liegt, und blieben stehen und sahen ihr nach.

Sie aber trat nicht ein in die Kirche, um Segen für ihren Gang zu erflehen. Sie schritt dahin, so stolz, so leicht, als habe sie Flügel an ihren Sohlen. Und jeder Schritt war ein Gebet, und jeder Atemzug war ein Dank, ein wortloser, heißer Dank nach oben. Denn alles Glück, das in der Welt ist, schien sich vom Himmel hernieder senken zu wollen auf ihr bangendes, schwerklopfendes Herz. —

In dem kleinen Hof vor dem Mühlenhaus am Bach standen mehrere Männer beisammen: Don Lorenzo, der Sindaco, der Notar und der Arzt. Da sie die Michelina erkannten, stockte ihr Gespräch. Unwillkürlich machten sie Platz. Keiner wagte es, etwas zu sagen, sie aufzuhalten. Sie, mit dem erhobenen Haupte, den leuchtenden Augen, ging vorüber.

Im Flur lehnte weinend die alte Gianna. Die that ihr die Thür auf. Drinnen im Zimmer brannten zwei Kerzen. Und auf dem Bette lag der Jüngling, den sie so lang, so lange erwartet, dem sie endlich ihre niedergekämpfte Liebe als Dank für die seine, vielgetreue, zum Geschenk hatte bringen wollen.

Er lag mit schwer geschlossenen Augen, starr und tot.

Das ist die Geschichte der Michelina von San Michele. —

„Nun wißt Ihr's also," sagte die Jüngste der drei Frauen, die mir am Strand dort, im Schatten neben dem alten Schiffsrumpf, dies Alles erzählten, „nun begreift Ihr's, wie sie hier zu wohnen kam, obwohl sie nicht zu uns gehört hat. Der Mario hatte ihr, gleich bei seiner Rückkehr in die Heimat, für den Fall seines Todes all' sein Hab' und Gut verschrieben. So lang die alte Gianna bei ihr war, blieb sie in der Mühle. Seit die gestorben, lebte sie allein dort oben im zweiten Stock des großen Hauses, an dessen Seitenwand ihr Bild ist.

Aber sie sah dem Bild längst nicht mehr ähnlich. Denn weil sie jedes Jahr, wenn der Winterregen darüber gegangen, die Farben auffrischen ließ, veränderte sich auch alljährlich das Antlitz droben. Mit jedem Frühling schien es sanfter zu lächeln. Sie aber blickte trostloser drein. Ihre Augen brannten wie Kohlen aus tiefen Höhlen, ihr Haar war grau und ihre Gestalt hager geworden. Wir Kinder versteckten uns, wenn sie daherkam.

Sie war im Grunde wohl nicht sehr zu fürchten. Nur traurig war sie, fremd und einsam.

Digitized by Google

Ihre Heimatgenossen haßte sie jetzt, weil jene den Mario erschlagen hatten. Nie wollte sie mehr auch nur einen Fuß nach San Michele hinübersetzen. Doch hat ihre Leiche hinüber getragen werden müssen. Es war die erste, die man von hier aus dort beerdigt, seit vor Kurzem der Grenzstreit endgültig entschieden worden ist, und zwar zu Gunsten jener Gemeinde. Da ist denn heute, — Ihr habt's ja gesehen, — die alte Eifersucht, die so lange schon geschwiegen, wieder hellicht ausgebrochen. Ob die drüben ihren Neid noch nicht zur Ruhe bringen werden, nun sie Alles besitzen, was sie begehrten; ob die Unseren ihnen den heutigen Sieg so geduldig hingehen lassen, ob, nun die Michelina im Grab liegt, die Zwietracht ruhen wird, oder bald um eine Andere wieder entflammt, wer kann das sagen? Nur Eines weiß ich," — so sprach die junge Frau zum Schluß, den Kopf von ihren Klöppeln erhebend, und nickte mir zu, — „man soll stets zu denen halten, zu denen man einmal gehört. Und mir kann's nimmer so bös ergehen, wie der Michelina. Denn ich bin hier daheim und glücklich, ich begehre gar nicht nach Besserem." —

Ja, wer auch stets zufrieden sein könnte! Denn wer allzu viel träumt und unerfüllbare Wünsche im sehnsüchtigen Herzen trägt, dem wendet das Glück, das launische, nur zu leicht den Rücken, auch wenn nicht zweier Ortsgemeinden neidischer Wettstreit sein Leben zerreißt. —

In der Schlacht.

Die Kugel pfeift, es fällt dein Nebenmann,
Und wieder einer — wieder — Lück' um Lücke.
Die Fahne weiter, noch ein Stück hinan!
Und vorwärts! Weiter! Nicht den Blick zurücke!

Das ist die Schlacht, der große Todespfad —
Erblick' in deiner Brust die Jammerschreie!
Vorbei! — Wer nur? Dein liebster Kamerad?
Vorwärts! Nur zu! An dich auch kommt die Reihe.

Zerdrück' in deiner Brust den Marterstich!
Laß ab, des Freundes kalte Hand zu fassen!
Du läßt sie nicht — die Toten ließen dich!
Sie wurden kalt. Du mußt die Toten lassen.

Sie ließen dich. Halt' deine Treuen fest!
Die Lebenden schließ' enger in die Arme!
Mit Herzensvollkraft halte dich gepreßt
An warmer Brust! Denn dein ist nur die warme.

Denn magst du ruhen noch im Kriegsgezelt,
Wo leere Schatten dich im Traum umschweben.
Es dröhnt: der neue Tag ruft neu in's Feld,
Und wieder um dich fällt's: Das ist das Leben.

Wilhelm Jensen.

Sei bereit.

So mild, so sonnig, wie ein Spätherbsttag,
Als ob er zu des Maien Zeiten,
Sich heimlich versteckt im tiefsten Hag,
Um nun auf Feld und Flur zu gleiten.

Die Fülle des Lichtes blendet fast
Nach dieser Wochen Nebelgrauen;
Es liegt ein duftig schimmernder Glast
Verklärend auf den kahlen Auen.

Ein leises Klingen die Luft durchweht,
Ein Hall wie fern verrauschte Lieder;
Durch Baum und Strauch ein Zittern geht:
Wacht auf, nun kehrt der Frühling wieder!

— So grüßt dich oft ein Blick, ein Wort,
So will's sich holdend zu dir neigen,
Als ob versunkenen Glückes Hort
Könnt' wieder hell zu Tage steigen.

O Herz, trau nicht dem süßen Wahn,
Nicht neuer Hoffnung Knospen trage;
Sei kampfbereit! — die Stürme nahn,
Es kommen die kalten, dunkeln Tage.

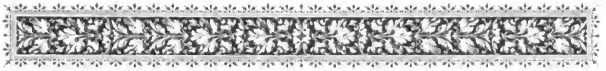
J. Lorwenberg.

Tröstung.

Du schämst dich deiner Kläglichkeit
Vor Gott? — Du Thor! —
Der Schöpfer der Kläglichkeit
Hat auch Humor.

Maurice von Stern.

Digitized by Google



Die Geschichte des Erstlingswerks.

Mein Erstling: „Eine ägyptische Königstochter“.

Von Georg Ebers.

Welche meiner frühsten Schriften soll ich mein Erstlingswerk nennen? Von den heute noch ungedruckten Gedichten, zu denen schon den Knaben mancherlei begeisterte, oder den Aufsätzen in der „Prima“ kann hier natürlich nicht die Rede sein, aber Erstlingswerke waren die letzteren dennoch, und hatte man sie eingereicht, so erwartete man kein geringeres Lob als das „sehr gut“, das erste und höchste von allen. Wie sicher glaubte man damals noch zuweilen dies stolze Zeugnis verdient zu haben, und wie fern lag uns der Gedanke, daß jeder Schritt vorwärts, uns weiter von der sicheren Erwartung entfernen werde, es noch einmal zuerkannt zu erhalten, sei es durch uns selbst, sei es durch den vielköpfigen Magister „Kritik“.

Leider will es mir nicht mehr gelingen, mir von der Beschaffenheit dieser längst verlorenen Opuscula eine auch nur ungefähre Vorstellung zu bilden. Nur eins in gebundener Rede blieb erhalten, und wollte ich die frühste meiner Schriften, die gedruckt ward, mein Erstlingswerk nennen, so würde ich auf diese poetische Erzählung zurückzugreifen haben. Ich dichtete sie kurz vor dem Abiturientenexamen für den öffentlichen Aktus und trug sie in der Aula des Gymnasiums vor. Das Thema, dessen Wahl uns freigestellt war, lieferte mir der nämliche alte Herodot, dem ich nun vieles später den Stoff für mein eigentliches Erstlingswerk, „Die ägyptische Königstochter“ entnahm. Übrigens erbarmte sich die Kunst Gutenbergs jener poetischen Erzählung erst drei und dreißig Jahre nach ihrer Entstehung, und der Druck ist nur wenigen zugänglich geworden; denn er findet sich in der hübschen, aber nie in den Buchhandel gelangten Festschrift, die der Direktor des Quedlinburger Gymnasiums zur Feier des 350jährigen Jubiläums dieser trefflichen Schule herausgab.*)

Ein noch früher entstandenes Heldengedicht „Heinrich der Städteerbauer“ ist so wenig in den Druck gekommen wie die meisten meiner lyrischen Sachen, doch lehrt es mich, wie früh sich schon der Drang zum Epischen in mir regte. Manche Begebenheit, die mir das Herz hob, und deren Hergang sich recht treu auf der Netzhaut meines inneren Auges abspiegelte, trieb mich an, sie dichterisch nachzugestalten, und eigenste Erfahrung ließ mich in meiner „Elisen“ dem Juvenal die Verse in den Mund legen:

„Empfinden können alle Menschen gleich,
Das Schau'n und Schaffen nur sind Künstlergaben,
Die wir, ja wir allein — das macht uns reich —
Als köstlichstes Geschenk empfangen haben.
Mir, dem Poeten, mir gewährt es Lust,
Was mir das Herz erregt, im Wort, dem schnellen,
Was mich erhebt, was mir bewegt die Brust,
In klarem Wohllaut redend darzustellen.“

Nachdem ich mich auf der Universität dem juristischen Studium abgewandt hatte und zu meinen lieben Alten zurückgekehrt war, unter denen die Ägypter mich bald besonders anzogen, füllte sich mir die ganze Seele mit Vorstellungsbildern, die mich um so dringender zur Nachgestaltung reizten, je festere Umrisse und kenntlichere Farben sie in mir gewannen. Doch ich hielt mich anfänglich zurück und hätte es während der Semester, in denen ich mich mit Leidenschaft der gelehrten Arbeit hingab, für ein Unrecht gehalten, den grammatischen, archäologischen und

*) Sie steht im Anhang und trägt die Überschrift: „Atys und Adrast. Zum Actus 1837 gedichtet und vorgetragen von dem Abiturienten ꝛc. Georg Ebers.“

Digitized by Google

philosophischen Studien einer alten Neigung zu gefallen die Zeit zu kürzen. Als Resultat der eigenen Forschung entstand endlich die in lateinischer Sprache geschriebene Dissertation über die sechs und zwanzigste Herrscherreihe des ägyptischen Königshauses, und ihr gegenüber könnte ich mich wieder versucht fühlen, sie mein Erstlingswerk zu nennen; denn sie bildet ein selbständiges Ganzes und wurde gedruckt. Freilich möchte ich damit der Absicht des Herrn Fragestellers kaum entsprechen; und doch verdient jene gelehrte Schrift der Erwähnung; denn mein erster Roman „Eine ägyptische Königstochter" wurzelt in den Vorstudien für dieselbe. Die sechs und zwanzigste ägyptische Herrscherreihe ist nämlich diejenige, unter deren letzten Regenten das Nilthal den Persern unter Kambyses anheimfiel, und die lange und eingehende Beschäftigung mit ihr führte mich so tief in das staatliche und private Leben der drei Weltmächte ein, die sich damals in freundlichem und feindlichen Sinn am nächsten berührten — Ägypter, Griechen und Perser, — daß es mich drängte, der erwähnten, in mancher Hinsicht interessanten Epoche eine ausführlichere Darstellung zu widmen. Indem ich mir Jacob Burckhardts „Zeit Constantin des Großen" zum Vorbilde nahm, begann ich eine Geschichte des Heimfalles Ägyptens an die Persische Weltmacht, und ich besitze noch die ersten Kapitel dieses nie vollendeten historischen Werkes. Eine neue Idee zog mich von ihm ab; denn während ich kritisch untersuchte, in wie weit die Erzählung des Herodot von der an den Hof des Kambyses gesandten Prinzessin Nitetes glaubwürdig sei, wurden mir die Menschen, um die es sich dabei handelte immer vertrauter, und eines Tages faßte ich den Entschluß, die ägyptische Königstochter zur Heldin einer frei erfundenen Erzählung zu machen. Was Herodot von dieser unglücklichen Jungfrau berichtet, ist auch zweifellos ein brauchbarer Stoff für den Epiker, und F. Th. Vischers Ausspruch, jeder gute Roman solle ein Kulturroman sein, stärkte mir den Mut.

Heimisch in der zu behandelnden Zeit und in psychologischen Studien nicht übel bewandert, glaubte ich lesend und im lebhaftesten Verkehr mit sehr verschiedenen Menschen in Deutschland und auf mancher Reise erkannt zu haben, daß die Grundzüge des menschlichen Wesens, die Triebfedern der Handlungen unserer Gattung jederzeit und überall sich im Ganzen gleich geblieben seien; was aber im Kreise der drei darzustellenden Kulturvölker an Sitten, Gebräuchen, religiösen und sittlichen Anschauungen sich abweichend von den unseren gestaltet hatte, konnte leicht berücksichtigt werden.

So ging ich ans Werk, und mit frischerer Lust ist wohl selten eine Dichtung geschaffen worden, als die ägyptische Königstochter von ihrem jungen Verfasser.

Wie ich sie für vollendet hielt, legte ich sie, deren Werden ich auch vor den nächsten Freunden verborgen gehalten hatte, natürlich mit nicht geringem Zagen, dem Altmeister meiner Wissenschaft Richard Lepsius vor. Er, der ein treuer Leiter meiner gelehrten Studien gewesen war, und der wußte, daß ich im Begriff stand, mich der akademischen Lehrthätigkeit zu widmen, zeigte sich nicht wenig erstaunt, als ich ihm das dicke Manuskript eines dreibändigen Romans überreichte, und er ließ mich auch merken, daß ihn mein Ausflug in das alte „romantische Land" nicht eben angenehm überrasche. Als ich aber etwa vierzehn Tage später wieder bei ihm vorsprach, gab er mir die Freude über „dies treue, fesselnde und eigenartige Gemälde aus dem Altertum" — diese Worte entnehme ich einem seiner späteren Briefe — so lebhaft zu erkennen und wußte dabei Einzelnes, was er gerne noch anders gesehen hätte, so verständnisvoll hervorzuheben, daß ich ihn glücklich und dankbar verließ.

Nachdem mein Erstlingswerk auch die Billigung des Meisters gefunden, hatte es mir einstweilen geleistet, was ich von ihm erwartet. Es war mir auch noch nicht eingefallen, einen Verleger zu suchen, als ich ein Vierteljahr später im schwäbischen Wildbad mit dem Stuttgarter Buchhändler Eduard Hallberger zusammentraf. Dieser seltene Mann, der später der liebste meiner Freunde werden sollte, kam mir bald recht nahe, und als ich ihm natürlich auch von meinem Manuskripte sprach, wünschte er es zu sehen. Beim gemeinsamen Abendessen übergab ich es ihm, und der Unermüdliche, den ich in späteren Jahren sogar während seines Tutzinger Sommeraufenthaltes, wenn sein Schloß von Gästen wimmelte, halbe Nächte der Arbeit widmen sah, kam uns schon am nächsten Morgen beim Frühstück mit seiner schönen Gattin froh entgegen und rief meiner lieben, jetzt auch dahingegangenen Mutter in seiner anmuthig heiteren Weise zu: „Das hat der Georg gut gemacht, und ich druck' es. Der zweite Band ließ mich nicht

Digitized by Google

los, und es dämmerte schon, als ich ihn zuschlug.“

So ging denn mein Erstlingswerk in die Welt, und es war ihm ein recht ungewöhnliches Schicksal beschieden; denn es dauerte ein Lustrum, bis die erste kleine Auflage erschöpft war; dann aber wurde es, obgleich weder die äußere Form noch der Inhalt bemerkenswerte Veränderungen erfuhr, immer lebhafter verlangt, und jetzt — 26 Jahre nach seinem Erscheinen — geht es — immer noch von vielen begehrt — dem vierzehnten Neudruck rüstigen Schrittes entgegen.

Die Kritik erwies sich der ägyptischen Königstochter, wo sie ihrer überhaupt gedachte, gleich nach ihrem Erscheinen recht freundlich, doch veranlaßte sie nur wenige sie zu lesen. Es wurden ihr auch nur kurze Anzeigen gewidmet, bis Carl Frenzel sie in einem großen Feuilleton der Nationalzeitung dem Flaubert'schen Roman Salammbo zur Seite stellte. Gewiß zog seine kluge, ausführliche und dabei wohlwollende Würdigung manches Auge auf das Erstlingswerk des jungen unbekannten Autors, das schnellere Tempo gewann der Marsch des Romanes indes erst mehrere Jahre später. Ich habe dies Eintreten für mein ältestes Geisteswerk Carl Frenzel nie vergessen, und einem Dichter kann auch auf der Schwelle seiner Laufbahn kein schöneres Geschenk zu Teil werden, als die eingehende und verständnisvolle Würdigung seiner ersten größeren Leistung von Seiten eines allgemein anerkannten, feinsinnigen Kritikers an einer so vornehmen Stelle wie es die Nationalzeitung schon damals war.

Mein Lehrer Richard Lepsius wurde der Pathe der Königstochter, indem er die Widmung annahm, und bis ans Ende versäumte er selten, es mir mitzutheilen, wenn er aus dem Munde hervorragender Männer ein besonders günstiges Urteil oder eine recht zutreffende Bemerkung über den Roman vernommen hatte. Bis zum heutigen Tag ist derselbe in sechszehn Kultursprachen übertragen worden, und das freut mich; denn der Satz, den ich irgendwo las, daß das Urteil des Auslandes das der Nachwelt anticipiere, scheint mir wohl wert der Beachtung.

Mögen diejenigen, welche selbst der Drang beseelt, dichterisch zu schaffen, ermessen, was es mich kostete, nach den Erfolgen, welche mein Erstlingswerk längst geerntet hatte, dreizehn Jahr lang die Muse zurück zu weisen, so oft sie mir winkte; und sie that es nicht selten. Dennoch ist es mir gelungen, während dieser langen Zeit ausschließlich der ernstesten wissenschaftlichen Forschung und meinem akademischen Lehreramt zu leben. Erst als sich mir der Stoff zur Uarda in Theben aufgedrängt hatte, konnte ich daheim dem mächtigen Triebe ihn poetisch auszugestalten, nicht wiederstehen, und später fand ich, daß es sehr wohl angeht, der Muse den Willen zu thun und doch der Minerva ein treuer Diener zu bleiben. Beide sind Göttinnen, und wenn man jeder zur rechten Zeit opfert, braucht sich, denk' ich, weder die eine, noch die andere beeinträchtigt zu fühlen.

Aphorismen.

Von **Jean Paul.** (Unzedruckter Nachlaß.)

Alles Vergnügen kommt von ungefähr und fällt aus den Wolken; an dem, was lange erwartet, ist selten viel.

Zwei Menschenarten sind gleich glücklich: jene, die durch ihre Geistigkeit und durch den Genuß davon das Sinnliche in sich zerstört und jene, die das Sinnliche genießen, das Geistige entbehren.

*

In den meisten Fällen denkt sich der Mensch zu einer Handlung, die er aus eigennütziger Absicht unternommen, eine tugendhafte hinzu. Die Tugend soll das Agio derselben sein.

*

Es giebt Menschen — giebt man ihnen eine Ohrfeige, so bitten sie, sich deutlicher zu erklären.

*

Mancher hat nicht das Genie, das Genie hat ihn.

*

Die Recensenten müssen die Auswüchse des Genies zu unterdrücken suchen; so treibt man das Vieh auf die Getreideäcker, damit es nicht zu stark schieße.

*

Die Dummen halten alle Keinen für falsch.

*

Ich kann noch immer nicht unsre Religiosität der der Alten nachsetzen. Wenn diese oft Komödien anstellten, weil sie damit den Göttern zu gefallen glaubten, so kann ich nicht ableugnen, daß wir in unsern Tempeln ebenso oft aus Religion Komödie spielen.

Digitized by Google

In der Sylveſter-Nacht.

Von Ernſt von Wildenbruch.

Kehrt ein Jüngling in der Nacht nach Hauſe,
In der Nacht vom alten Jahr zum neuen,
Kommt vom üppig wilden Bachanale,
Wo man Punſch getrunken und Champagner,
Sinne taumelnd; ſeine Pulſe klopfen,
Wenn er denkt der frechen Weiberſchönheit,
Zwiſchen der er ſaß als wie im Treibhaus,
Wenn er denkt der roten heißen Lippen,
Die den würz'gen Becher ihm kredenzten.
Schwül umfängt ihn noch der Duft, der ſchwere,
Der aus ſeidenen Gewändern ſtrömte;
Seine Finger ſpielen in Erinnrung,
Fühlen taſtend noch einmal den warmen
Alabaſter nackter Frauenſchultern —
Sieh — da wandelt in der nächt'gen Straße
Eingehüllt in dunklen Wintermantel
Vor ihm her ein Mädchen. —

Anfangs kaum mit halbem Blick ſie ſtreifend,
Sieht er jetzt, daß gleicher Weg ſie beide,
Alſo ſcheint es, führt; mit raſchen Schritten
Wendet ſie um jede Straßenecke,
Die er wenden muß zu ſeiner Wohnung. —
Und da kommt ihm plötzlich ein Erinnern —
Heut zur Stunde ſind es ja zwei Jahre,
Als zum letzten Male er mit Lenchen,
Mit des alten Kantors jungem Kinde
Arm in Arm gegangen. —

Aus dem Städtchen, wo ſie beide wohnten,
Waren ſie vereint hinausgeſchritten
In der Nacht vom alten Jahr zum neuen,
Immer weiter, bis hinaus zum Walde,
Deſſen hohe, ſchneebedeckte Fichten
Lange Schatten in den Mondſchein warfen.
Alſo ſtill war's, daß ſie ihre Herzen
Schlagen hörten, daß ſein leiſes Flüſtern
Als er ſprach: „Ich liebe Dich, mein Lenchen",
Wiederhall erweckte von den Bäumen, —
Wiederhall, der heute ihm zurück kommt
Nach zwei langen Jahren des Verlaſſens,
Des Vergeſſens. —

Ja — wie war's denn? — Als mit ſanften Armen
Sie ſich neſtelte an ſeine Seite,
Als des weichen, lieben, holden Leibes
Wärme er an ſeinem Leibe fühlte,
Sprühte ihm das Blut, und ſeine Liebe
Ward zum heißen gährenden Verlangen,
Und er küßte ſie mit wilden Lippen.
„Werde mein", ſo ſprach er, „werde mein".
Und die großen nicht verſteh'nden Augen
Sah'n ihn an, „ich bin ja Dein", ſo ſprach ſie;
Aber heißer an die Bruſt ſie preſſend
„Gieb Dich ganz mir", ſprach er, „ſei mein eigen,
Gieb mir Deinen Leib und Deine Seele,
Es verlanget mich nach Deiner Schönheit."
Da erbebte ſie in ſeinen Armen,
Und es ſank ihr Köpfchen, und ſie ſagte:
„Vor der Hochzeit?" —

Da zerſtoben plötzlich alle Sterne,
Die in ſeinem Herzen leuchtend ſtanden,
Seine Liebe fiel ihm vor die Füße
Wie ein Blütenkeim vom Reif getroffen,
Schweigend wandt' er ſich, und ſtumm und ſchweigend
Führt' er ſie zu ihres Vaters Hauſe.
An der Thür noch ſtanden ſie beiſammen,
Thränen füllten ihre lieben Augen,
Einmal noch die lieben Arme warf ſie
Um den Hals ihm. —

Doch er küßte ſie mit kalten Lippen,
Ging von dannen — hinter ſeinem Rücken
Hört' er ſchluchzend ſeinen Namen rufen,
Doch er wandte nicht das Haupt zurück mehr,
Von den Häuſern, welche finſter ſtanden,

Digitized by Google

Ging der Wiederhall der armen Stimme,
Wiederhall, der heute ihm zurück kommt
Nach zwei langen Jahren des Verlassens,
Des Vergessens. —

Und nun sieht er dort das Mädchen schreiten —
Ganz die Art, wie Lenchens schlanke Füße
Sich bewegten — ganz so schwank und zierlich
Wiegte auf dem Nacken sich das Köpfchen.
Gang, Bewegung, Alles — wär's denn möglich — ?
Und er hastet, daß er sie erreiche,
Hastig geht auch sie — er schreitet langsam,
Langsam geht auch sie — er steht, so steht sie —
Wenn er weiter geht, so
geht sie weiter —
Immer so das gleiche. —

Bis er endlich an sein
Haus gekommen,
Sieh, da wendet plötzlich
sich das Mädchen,
Steht im Flackerscheine
der Laterne. —
„Bist Du's, Lenchen?" —
nickt sie schweigend
Antwort,
Blickt ihn an mit großen
stummen Augen:
Ja, das sind ja Lenchens
süße Augen;
Ihre Blicke haften in
den seinen,
Doch ihm ist, als gingen ihre Blicke
Weit hinaus. —

Fragt er stammelnd: „Sprich, was führt zur Nacht
Dich
In die fremde Stadt?" Sie lächelt langsam:
„Bin ich nicht Dein eigen?"
„Hast Du Obdach? Willst Du zu mir kommen?"
Nickt sie schweigend; klirrend geht die Pforte,
Gähnend öffnet sich der schwarze Hausflur:
„Fall' nicht, Lenchen, auf der dunklen Stiege". —

Lautlos, ohne Straucheln steigt empor sie,
Gleich, als wäre sie die fremden Stufen
Hundertmal im Leben schon geschritten,
Angelangt im Zimmer, zündet Licht er,
Mitten in dem Zimmer steht das Mädchen —
Sieht ihn an mit großen stummen Augen —
Immer — immer. —

Und er fragt — ihm ist, als schnürten Hände
Ihm die Kehle — „bist Du müde, Lenchen?
Willst Du sitzen?" Schüttelt sie das Köpfchen —
„Willst den schweren Mantel von Dir legen?"

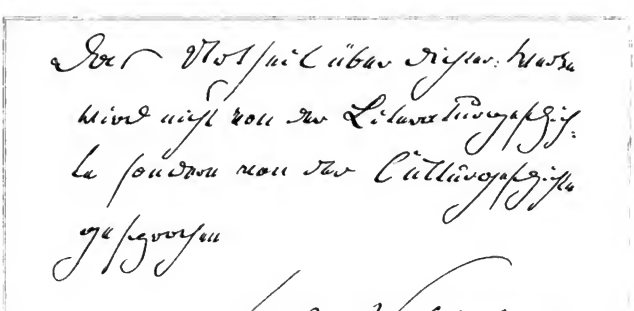
Und sie löst den Mantel, thut ihn von sich,
Nimmt alsdann den Hut von ihrem Haupte,
Lang vom Haupte fließen ihre Haare,
Langsam dann mit bleichen Händen öffnet
Sie das Kleid, die nackten Schultern quillen
Und die weißen Arme aus dem Kleide —
Spricht er staunend: „Lenchen — was beginnst Du?"
Blickt sie groß ihn an und langsam:
„Bin ich nicht Dein
eigen?"

Weiter nestelt sie an
ihrem Kleide,
Immer weiter, und der
weiße Busen
Athmet aus der Haft,
die jungen Glieder
Leuchten wie der lichte
Schnee im Mondschein,
Und sie breitet ihre
weichen Arme
„Wolltest mich zu eigen
— bin Dein eigen" —
Und sie naht sich —

Aber schaudernd weicht er
rückwärts — rückwärts
Auf den Lippen sterben ihm die Worte,
Nur das Wort, das sie ihm einst gesprochen,
Kommt ihm wieder: „Lenchen — vor der
Hochzeit!"
Sieh, da geht ein Zucken und ein Zerren
Durch das liebe Antlitz, und die Augen
Werden schwarz wie dunkel tiefer Abgrund:
„Hochzeit", spricht sie, „ist nicht mehr vonnöten,
Hochzeit mach' ich fürder nicht auf Erden,
Niemehr — niemehr —"

Und da ist's, als wehte eis'ger Odem
Von dem nackten Weib zu ihm herüber,
Das Entsetzen schlägt die wilden Krallen
In das Haupt ihm, schreiend aus dem Zimmer,
Aus dem Hause stürzt er auf die Straße,
Durch die Straßen, durch die toten stillen,
Hin und her, und ohne Ziel und Ende —
Weiter — weiter — weiter. —

Digitized by Google



In derselben Nacht im kleinen Stadtchen,
In der Nacht vom alten Jahr zum neuen
Rauft der alte Kantor sich die Haare,
Als drei Männer, stumm gesenkten Hauptes,
Ihm sein Leuchen in das Zimmer tragen,
Das sie eben aus dem Strom gezogen,
Wo sie Heilung suchte vom Verlassen
Und Vergessen —.

April.

Laut flötet der Wind durch den Haselnußstrauch,
Schneeflocken durchwirbeln den Hain,
Bald Hagel, bald Regen und eiskalter Hauch,
Bald lachender Lenzsonnenschein;
Ich weiß ja, daß kurz dieser Sonnenblick dauert,
Daß Hagel und Regen und Schneefall schon lauert
Und Nordwinds erstarrendes Weh'n,
Und dennoch mich freudige Hoffnung durchschauert,
Es ist ja so schön, ach so frühlingshaft schön!

Erfrieren die Veilchen, die gestern erblüht,
Verstummt auch der Buchfink im Wald,
So lieb' ich, April dich, in meinem Gemüt
Ist's auch heute warm, morgen kalt;
Auch dich hatt' ich lieb, die so oft mich belogen,
So oft mich mit Lachen und Weinen betrogen,
Dich, Mädel, trotz Falschheit und Lug,
Ja Zauberkraft war's, die zu dir mich gezogen,
Ja Trug, doch berauschender, seliger Trug!

Schon lange ist's her, schon manch langes Jahr,
Hab' immer gern deiner gedacht,
Du rosige Backe, du goldblondes Haar,
Du Auge voll tiefblauer Pracht,
Ihr Lippen, wie konntet ihr lachen und schmollen,
Ihr Augen, wie konntet ihr strahlen und grollen,
Bald Höllenpein geben und bald Paradies;
Was half mir mein besseres Wissen und Wollen,
Ja Lüge und Trug war's, doch süß, ach so süß!

Ich weine den Blumen des Herzens nicht nach,
Schon morgen erblüht frisches Glück,
Und wenn auch der Nordwind die Lenzblüten brach,
Ein Jahr und sie kehren zurück:
Ja Hagel und Regen und Sonne und Schneien,
Und Wechsel von Trauer, von Lust und Gereuen,
Bald jauchzend, bald düster und still,
Die Lust nicht verachten, die Schmerzen nicht scheuen —
Ich lieb' euch, falsch Mädchen und falscher April!

Hermann Locus.

Schwere Nacht.

Schwer durch die Nacht
Donnern die Wogen mit stürmischer Macht;
Irrender, flirrender, silberner Schein
Streut seine blitzende Funkensaat drein. —
Glücklos und einsam, fremde im Land,
Schreit' ich dahin durch den knirschenden Sand. —
Schmerzvolles Sinnen! — Thränen, sie rinnen
Schwer in der Nacht.

Schwer durch die Nacht
Hallt nun ein schluchzendes Lied und entfacht
Sehnsucht. Die bricht aus dem Herzen hervor.
Loderl verzehrend in Flammen empor. —
Ferne ach, ferne bist du nun mir!
Nichts auf der Erde bringt mich zu dir! —
Stillt meine Gluten, donnernde Fluten! —
Du, schwere Nacht!

Karl Bienenstein.

Digitized by Google

Heines Nachlaß.

Nach ungedruckten Quellen.

Von Karl Emil Franzos.

„Vergeblich würde man einem Ausländer, einem Engländer oder Franzosen, ja vielleicht sogar einem Chinesen unsre neueste Errungenschaft, die Heine-Hetze, klar zu machen suchen. Daß man einem Volke grade in den Tagen gesteigerten Selbstgefühls zumuthet, auf einen kostbaren Bestandteil seines besten Schatzes, seiner Litteratur, zu verzichten, und dies im Namen der nationalen Ehre; daß wir ein Juwel, welches uns zugehört, plötzlich als Glasfluß betrachten und wegwerfen sollen, ist an sich unfaßbar. Aber noch weitaus seltsamer ist, daß es nachgerade nötig wird, mit jener Mäßigung, welche ein Kennzeichen gerechten Denkens ist, derlei Zumutungen abzulehnen. Man möchte sich an die Stirne fassen und fragen, ob noch zwei mal zwei vier ist, wenn man es als Notwendigkeit empfindet, wieder einmal zu betonen, daß Heinrich Heine denn doch einer der größten Lyriker der Deutschen ist, aber die Zeit, wo es nicht überflüssig erscheint, daß auch diese Wahrheit ab und zu wieder gedruckt wird, wird bald gekommen sein. Wenn sie nicht schon da ist. . . .

Die Heine-Hetze ist zur litterarischen Mode geworden, und es wäre eine interessante Aufgabe, ihre Entstehung und ihr Wachstum zu verfolgen. Wer dieselbe löst, wird sich weder über Mangel an Stoff beklagen, noch über die planmäßige Anordnung desselben in Sorge sein dürfen. Der Widerspruch kehrte sich vor Allem gegen den Menschen, und zwar keineswegs grundlos, im Gegenteil mit vielem Recht. Aber die alte Erfahrung, daß die moralische Entrüstung oft sehr unmoralische Quellen hat, bewährte sich auch hier. Zunächst war es der Neid der Mittelmäßigen, welcher dem Dichter an seinen Charakter griff, da er ihm nicht an sein Talent greifen konnte, das Gute an ihm leugnete, das Schlechte maßlos vergrößerte und entstellte: die Mode des steinmachens, wie sie mit Ausgang der fünfziger Jahre in unsere Litteratur kam, sorgte dafür, daß unvergessen blieb, was der Neid zusammengetragen. Der Vorwurf der Wankelmüthigkeit und Bestechlichkeit bildete dann die Brücke, auf der man die zweite Position Heines stürmen konnte, seine Bedeutung als politischer und socialer Schriftsteller; der Niedergang des freiheitlichen Gedankens und das Aufstammen eines erregten Nationalgefühls ließen bald auch diesen Chorus gewaltig anschwellen. Den Dichter aber ließ man vorläufig in Frieden; wer noch 1880 behauptet hätte, daß die Lorelei kein gutes Gedicht sei und Heine überhaupt kein ursprünglicher Lyriker, wäre vor dem gesammten Deutschland dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen.

Heute wird auch dies gewagt. Die Einen stellen a priori den Satz auf, daß ein Mensch, dessen Großvater „ein kleiner Jude mit einem großen Bart" gewesen, unmöglich als deutscher Dichter Hervorragendes habe leisten können und erachten darum jeden weiteren Beweis für ihre Behauptung als überflüssig. Die Andern, haltlos und lediglich von der herrschenden Mode getrieben, bekämpfen Heine heute aus demselben Grunde, aus welchem sie ihn einst unendlich gerühmt hätten, eben weil sie durch ihr schwaches Können darauf angewiesen sind, das Segel ihres Schiffleins stets nach dem Winde zu stellen. Die Dritten endlich, Querköpfe und Silbenstecher, wagen an Heine den stärksten Hang ihrer Natur, den des Verneinens, auszulassen, weil dies an Größeren nicht mehr straflos geschehen könnte. Fast möchte man den Kämpfern letzteren Schlages dankbar dafür sein, daß auch sie ihre Stimme in den Chorus mengen, denn die rohen Ausbrüche des Rassenhasses können nur betrüben oder entrüsten, aber wenn man den eingehenden Beweis liest, daß Heine der deutschen Sprache und der Metrik nicht Herr gewesen, so hilft uns ein herzhaftes Lachen über die peinliche Empfindung hinweg.

Die Unwahrheit kann zuweilen wie ein Sturm daherrasen, aber ihr Atem ist kurz. Daß der Lyriker Heinrich Heine ein Schmuck und Stolz unserer Litteratur ist, wird man nach zehn Jahren so allgemein wieder glauben, als man es vor 1880 nicht bezweifelt, und mit einer andern Waffe, als eben diese Schmähungen und Sticheleien niedriger zu hängen, ist dagen zu kämpfen überflüssig. Anders stellt sich die Sache bezüglich des Menschen Heine, dessen Andenken man einen sehr bedenklichen Dienst erwiese, wenn man ihn als einen gänzlich einwandfreien und fleckenlosen Charakter darstellen wollte, wie dies in neuester Zeit wiederholt versucht worden ist. Heinrich Heine war sein Ausbund der Sittenlosigkeit, der Verlogenheit und der Wankelmütigkeit, wie er heute geschmäht und ausgeschrieen wird, aber es heißt sich an der Wahrheit vergehen, wenn man sich nicht blos bemüht, sein Bild von ungerechter Verläumdung zu säubern, sondern und auch an seine unbedingte Wahrhaftigkeit und Gesinnungsstärke glauben zu machen. Er war ein Mensch mit menschlichen Schwächen, ein Produkt seiner Erziehung und seiner Zeit, edel und unedel, dankbar und undankbar, treu und untreu, wahrheitsliebend und verlogen, frivol und sittlich zugleich, eine ursprünglich nicht blos geistig, sondern auch moralisch treffich ausgerüstete Natur, der es jedoch an dem rechten Halt gebrach und der unbesondere eine verhängnisvolle Eigenschaft des Elternhauses das ganze Leben lang wie eine Kette nachschlirrte: der Hang zum Wohlleben und der Anspruch auf dasselbe, ohne die Kraft, sich die Mittel dazu selbst zu verschaffen. Ich möchte den Menschen Heine dem Ansturm seiner Widersacher nicht preisgegeben, aber ihm auch nicht, um ihn zu schützen, die Toga römischer Männertugend umgelegt wissen; beides scheint mir gleich ungerecht. Was aber den Politiker und Zeitschriftsteller Heine betrifft, so sollten wir, meine ich, gleichfalls nicht in den Fehler der Gegner verfallen, und bedingungslos verteidigen oder gar nachäten, was jene bedingungslos verdammen, sondern Kern und Schale sondern. Es scheint mir unhistorisch und darum lächerlich, von dem existierten Heine zu verlangen, daß er sich in Paris in dem Sinne als Deutscher gefühlt haben sollte, wie einer von uns, in dessen Jünglingsjahre die Tage von Wörth und Sedan gefallen und der sich nun als Glied des mächtigsten Volkes in Europa fühlt. Aber ebenso unhistorisch und darum ebenso lächerlich wäre es, wenn wir Männer, die wir an die Sache der Freiheit glauben und an ihr festhalten, jeden radicalen Dithyrambus Heines als unser Programm anerkennen und befolgen wollten. Wir lesen jene Schriften als das, was sie sind, als historische Dokumente zur Geschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, welches unter so ganz andern Sternen abrollt, als sie an seinem Anfgange geleuchtet, und werden nie vergessen dürfen, strengstens zu unterscheiden, was an diesen Schriften vergänglich und was bleibend ist. Heine war

Digitized by Google

ein deutsch und freiheitlich gesinnter Mann, beides in seiner Art und der Art seiner Zeit. Seine Art und seine Zeit sind nicht die unsrigen; in Einigem werden wir ihm beistimmen können, in Vielem nicht mehr. Wir brauchen andere Bannerträger für einen andern Kampf."

So habe ich mich vor Jahren in dieser Zeitschrift über Heine ausgesprochen. Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob der Leser diesen rein persönlichen Standpunkt billigen kann oder nicht. Als Thatsache aber darf ich betonen, daß die ungeheure Mehrheit der Gebildeten in Deutschland nicht geneigt ist, den Schriftsteller Heine zu den Toten zu werfen, geschweige denn den Lyriker. Ein Beweis dafür sind die Auslieferungskonti der deutschen Verleger. „Der Börne kostet Ihnen zu viel," sagte Heine eines Tages zu Campe, „und er will noch immer nicht ziehen." — „Aber Börne wird ziehen, wenn Sie lange vergessen sind," gab Campe zurück. Wenn dieses Bruchstück eines Zwiegesprächs zwischen Heine und seinem Verleger, welches uns Strodtmann überliefert, wahr ist, dann hat sich selten eine Prophezeiung so schlecht erfüllt, wie jene des sonst so klugen und scharfsichtigen Hamburger Buchhändlers. Börne wird heute nur noch von Wenigen gelesen, geschweige denn gar gekauft, Heine „zieht" wie kaum ein Lebender. Seit dem Erlöschen der gesetzlichen Schutzfrist von Börne's Werken ist eine einzige Ausgabe derselben veranstaltet worden und angesichts der traurigen Erfahrungen, welche der Verleger damit gemacht, bis heute die einzige geblieben, während seit dem Januar 1887, wo Heine's Werke Gemeingut geworden, eine Menge von Gesamt- und Einzel-Ausgaben erschienen ist, die man kaum noch übersehen kann. Neben den drei im Verlage von Hoffmann & Campe erschienenen Gesamtausgaben, der großen kritischen, von Strodtmann zusammengestellten, in 22 Bänden, einer mittleren in 18 Bänden ohne kritischen Apparat, und endlich der billigen 1885 veranstalteten Sammlung, haben seither G. Grote in Berlin und das Bibliographische Institut in Leipzig je eine große kritische Ausgabe, Bensinger in Wien eine illustrierte, Cotta, Dürfelen, Reklam und Hendel je eine billige Ausgabe veranstaltet. Daneben gehen „ausgewählte" Werke, Einzelausgaben des „Buchs der Lieder," des „Atta Troll" u. s. w. mit und ohne Illustrationen und jede Messe mehrt die Menge. Zu diesem Sinne, dem des äußeren Erfolges — freilich nur in diesem! — hat der deutsche Buchhandel Heine neben Schiller und Goethe gestellt; es giebt keinen vierten deutschen Autor, dem Ähnliches begegnet wäre. Der deutsche Buchhandel? Das deutsche Volk! Die Ausgaben werden veranstaltet, weil sie Käufer finden.

Aber auch eine andere Thatsache kann erweisen, daß Heine ein Lebender ist: man hat nicht an dem genug, was von ihm bekannt ist, sondern will noch mehr haben. Welchem anderen Dichter unseres Jahrhunderts wäre nachzusagen, daß die Frage seines Nachlasses die Gebildeten gleich stark und nachhaltig beschäftigt? Es fällt mir nicht entfernt bei, Heine auf gleiche Stufe mit Goethe zu stellen, und für jenen sonderbaren Schwärmer, welcher das „Buch der Lieder" über Goethes Lyrik erhoben, hätte ich nur dieselbe Antwort, die ihm von anderer Seite zu teil geworden. Aber ich frage, welcher Fund mehr Aufmerksamkeit erregt hat, jener der Heineschen „Memoiren", oder des „Urfaust", und welches der beiden Bücher mehr Leser gefunden? Und ich meine, kein Unbefangener wird über die Antwort im Zweifel sein, mag er nun die Thatsache an sich erfreulich oder betrüblich finden.

Freilich hat ein äußeres Moment dieses Interesse gesteigert. Wie merkwürdig auch der Inhalt jener Aufzeichnungen sein mag, welche Heinrich Heine über sein Leben hinterlassen — ich muß dies als Hypothese aussprechen, weil diese Aufzeichnungen nach meiner Überzeugung erst teilweise bekannt sind — er kann kaum reicher an überraschenden Wendungen sein, als jene Debatte, welche seit einem Menschenalter über das Manuskript geführt wird – seit jenem Februartage von 1856, der uns den Dichter geraubt, – und kaum verblüffender als das äußere Schicksal des Manuskripts. Nach Ähnlichem wird man vielleicht in der gesamten Litteratur vergeblich suchen, sowohl was das Geheimnis, als was seine vorläufige Lösung betrifft. Die vorläufige, betone ich, denn nach meiner Überzeugung ist sie nicht die endgültige Lösung.

Vier Stadien hat die Angelegenheit bisher durchlaufen, jede war abenteuerlicher als die andere.

Man urteile selbst

Das erste Stadium war das der völligen Ungewißheit, ob Heine überhaupt Memoiren geschrieben. Jahrzehnte lang ging der Streit darüber in den Zeitungen fort. Vergeblich wiesen Freunde des Dichters einzelne Briefe desselben auf, in welchen er in klaren Worten von diesem Werke sprach und Andeutungen über seinen Inhalt gab; der Zweifel regte sich doch immer wieder. „Briefe beweisen wenig," hieß es, „vielleicht wollte Heine nur seine Feinde schrecken, vielleicht seinen Verleger durch die Mitteilung seines Planes seinen Wünschen gefügiger machen. Und wenn er wirklich Memoiren geschrieben, warum erscheinen sie nicht?" Da es auf diese Frage keine rechte Antwort gab, so wurden die Zweifel von Jahr zu Jahr lauter. Das Schweigen der Familie, der Verlagshandlung verstärkte sie noch, schließlich wagte Niemand mehr ernstlich an die Existenz des Manuskripts zu glauben. Da erschienen in rascher Folge einige Publikationen, welche das Gegenteil bewiesen, die Briefe Heine's und die Biographie des Dichters von A. Strodtmann; Beide, der Dichter und sein Biograph, sprechen von den Memoiren als von einer Thatsache. Das Zeugnis eines Mannes, den man damals für unbedingt vertrauenswürdig hielt und der auch jetzt noch nach dieser Richtung als verläßlicher Gewährsmann gelten darf, mußte die letzten Zweifel beseitigen; Alfred Meißner teilte mit, daß er die Memoiren in Heines Händen selbst gesehen, wiederholt über das Werk mit ihm gesprochen.

Die Sache trat in ihr zweites Stadium, viel lichtvoller als das erste war es nicht. Heine hatte also Memoiren geschrieben, aber wo waren sie? Die Familie schwieg noch immer, die Vermutung, die Kombination hatte vollen Spielraum; aber neben jenen Stimmen, welche das Manuskript da oder dort suchten, tauchten andere auf, die davon abmahnten, überhaupt

Digitized by Google

noch zu suchen. „Heine mag Memoiren geschrieben haben", hieß es nun, „aber wer bürgt uns, daß er sie nicht selbst vernichtet hat?" Auch hierfür gab Meißner Bürgschaft; er erklärte, er habe nach Heine's Tode im Landhause der Wittwe desselben in Asnières die Memoiren gesehen; Herr Henri Julia, der Rechtsfreund Mathildens, habe sie ihm gezeigt. Aber dem gegenüber wurde Heine's eigenes Zeugnis geltend gemacht; in unzweifelhaft echten Briefen berichtet er ja selbst, daß er das Manuskript vernichtet. Und so war man denn wieder so klug wie zuvor.

Als ich im Sommer 1879 in Folge einer äußeren Veranlassung mich mit der Frage zu beschäftigen begann, erschien sie mir zunächst nur als ein Tohuwabohu, in welches kein Licht zu bringen sei.

Diese Veranlassung war eine seltsame. Ich habe heute keinen Grund mehr, sie irgendwie zu verschweigen, nur zwei Namen abgerechnet, weil ihre Nennung die beiden Männer wahrscheinlich zu Grunde richten würde. Im Juni 1879, wenige Tage, ehe ich Wien verlassen und in die Sommerfrische abreisen wollte, erhielt ich den Besuch eines kaiserlich-königlichen Beamten, eines Mannes von hervorragender Stellung. Er sei, eröffnete er mir, nicht durch seine amtliche Stellung, sondern durch das Vertrauen eines andern Beamten Mitwisser eines litterarischen Geheimnisses geworden, welches zu verschweigen ihm sein Gewissen nicht gestatte: im Archiv eines kaiserlich-königlichen Ministeriums in Wien liege ein wichtiges, bisher ungedrucktes Manuskript von Heine: seine Memoiren, nebst einigen Gedichten politisch-satirischen Inhalts. Auf meine Frage, wie sie dahin geraten sein sollten, erwiderte mein Besucher, er könne mir lediglich mit einer Vermutung dienen, von deren Wahrheit er persönlich allerdings überzeugt sei. Herr Gustav Heine habe die Gedichte um 1850 seinem Bruder abgekauft, weil die Veröffentlichung derselben seine (Gustavs) damals eben begonnene Karriere als offiziöser österreichischer Journalist voraussichtlich sehr störend unterbrochen hätte; die Memoiren seien kurz darauf pfandweise an ihn gekommen; um sich bei Hofe beliebt zu machen, habe Gustav die Manuskripte dann gegen Ersatz seiner Baarauslagen an die österreichische Regierung verkauft. Er selbst, fügte mein Besucher hinzu, habe die Manuskripte nicht gesehen, wohl aber sein Gewährsmann, den er mir nannte. Auf meine Frage, ob er mir nicht einige Blätter zur Einsicht anvertrauen könne, erklärte er mir dies als unmöglich, jedoch stehe voraussichtlich kein Hindernis im Wege, wenn ich dieselben gegen das Gelöbnis strenger Verschwiegenheit gelegentlich in jenem Archiv einsehen wolle. Ich erklärte, daß ich dies im Herbste thun und, nachdem ich mich mit eigenen Augen überzeugt, sicherlich thatkräftig für die Freigebung der Manuskripte eintreten würde.

Damit schieden wir, nicht ohne daß mir der Beamte — er war Hofrat in einem Ministerium — die energische Beteuerung gegeben, daß weder er noch sein Freund jemals irgend welches Entgelt für ihre Mitteilung beanspruchen oder auch nur annehmen könnten; es sei ihnen lediglich um den Ruhm des Dichters zu thun.

Was ich damals darüber dachte, kann sich der Leser selbst sagen. Für leichtfertig erfunden konnte ich die Mitteilung nicht halten, für unwahrscheinlich allerdings. Aber ist nicht Oesterreich das „Land der Unwahrscheinlichkeiten"? Da ich die Beweise erst im Herbste einsehen sollte, und mich die Sache begreiflicherweise lebhaft interessierte, so beschloß ich mir in der Zwischenzeit wenigstens darüber Gewißheit zu verschaffen, ob sie überhaupt wahr sein könne. So nahm ich denn in die Sommerfrische mit, was ich an äußeren Zeugnissen über die Frage, ob Heine Memoiren geschrieben und hinterlassen, erhalten konnte.

Die Urteile, die bis dahin abgegeben worden, bildeten, sagte ich schon, einen eben so lauten als wirren Chorus. „Die Memoiren haben nie existiert," versicherten die Einen; „sie waren da und sind vernichtet worden," die Andern; „sie sind noch da," die Dritten. Aber klarer als die der Andern sprach die Stimme des toten Dichters selbst. Nachdem ich seine vierbändige von Strodtmann herausgegebene Briefsammlung*) daraufhin durchgelesen, schien mir zum mindesten das Eine unbegreiflich, wie man die Thatsache, daß er Memoiren geschrieben, anzweifeln könne. Denn diese Thatsache war ja nicht blos durch eine, sondern durch etwa zwanzig Stellen aufs klarste beglaubigt.

Diese Briefstellen sind seither wiederholt zusammengestellt worden. Ganz entbehrlich sind sie für die Zwecke dieses Aufsatzes gleichwohl nicht, doch kann ich mich auf knappe Hinweisungen beschränken.

Die erste Erwähnung findet sich in einem Briefe an Dr. Immanuel Wohlwill, Berlin, den 7. April 1823. „Ich weiß nicht," schreibt Heine da, nachdem er dem Freunde seine Ansichten über das Hamburger Leben entwickelt, „ob du mich verstanden; wenn du einst meine Memoiren liest, und einen Hamburger Menschentroß geschildert findest, wovon ich Einige liebe, Mehrere hasse und die Meisten verachte, so wirst du mich besser verstehen." Mehrere Monate später, 27. November 1823 schreibt er an Ludwig Robert: „Vielleicht erleben Sie es noch, meine Bekenntnisse zu lesen und zu sehen, wie ich meine Zeit und meine Zeitgenossen betrachte und wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee übergeht." Ein Brief an Moses Moser vom 25. Oktober 1824 bringt die Notiz, er habe im letzten Sommer „ein paar Bogen an den Memoiren" geschrieben, am 4. März 1825 meldet ein Brief an Ludwig Robert: „Ich schrieb blos an einer Art „Wahrheit und Dichtung", die nur in sehr späten Zeiten erscheinen darf," und wenige Wochen später, 1. April 1825, wird diese Nachricht für denselben Freund mit den Worten bestätigt; er schleppe sich „mehr mit Ideen zu Büchern, die für die Folge berechnet sind, als mit solchen, die für die Gegenwart passen, z. B. ein angefangener Faust, meine Memoiren und dergleichen."

Durch zwölf Jahre schweigen nun die Briefe über das Werk. Erst am 20. Dezember 1836 schreibt Heine an seinen Verleger nach einer bitteren Klage über die

*) Briefe von Heinrich Heine. Vier Teile. Hamburg. Hoffmann & Campe 1876. (Zugleich XIX.—XXII. Band der „Werke".)

Digitized by Google

geringe Freigebigkeit ſeines Oheims Salomon Heine: „Gottlob, als ich meine Memoiren ſchrieb, wo er oft beſprochen werden mußte, ſtanden wir noch brillant und ich habe wahrlich ihn con amore gezeichnet," und am 1. März 1837 teilt er anläßlich ſeiner Verhandlung mit dem Stuttgarter Verlagsbuchhändler Scheible mit, er habe dieſem geſagt, er ſei „nicht geneigt, einen kurzen, dürren Lebensabriß zu geben, ſondern ein großes Buch, vielleicht mehrere Bände, welche den Schluß der Geſamtausgabe bilden ſollten und die ganze Zeitgeſchichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfaſſen, ſamt den markanteſten Perſonen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutſche Zuſtände bis zur Julius-Revolution, die Reſultate meines Aufenthalts im Foyer der politiſchen und ſozialen Revolution, das Reſultat meiner koſtſpieligſten und ſchmerzlichſten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet." Und in demſelben Briefe heißt es: „Ich habe nämlich wirklich ſchon begonnen, mein Leben zu ſchreiben, nur der Zeitumſtände wegen zögere ich gern mit dieſer Publikation, ich wollte ihr auch den höchſten Glanz verleihen und lange daran ſchreiben." Schon zwei Wochen ſpäter, 17. März 1837 ſchreibt er an dieſelbe Adreſſe: „Tag und Nacht beſchäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Roman meines Lebens und jetzt erſt fühle ich den ganzen Wert deſſen, was ich durch den Brand im Hauſe meiner Mutter an Papieren verloren habe. Ich hatte die Abſicht, dieſes Buch erſt in ſpäteren Zeiten herauszugeben, aber angeregt durch die Idee der Geſamtausgabe ſoll es das Nächſte ſein, was das Publikum von mir erhält . . . Sie wiſſen, ich prahle nicht und ich kann ſchon jetzt das Außerordentlichſte prophezeien, da ich das Publikum kenne und genau weiß, über welche Perſonen, Zuſtände und Ereigniſſe es belehrt und unterhalten ſein will." Am 13. April 1837 ſchreibt er an Campe, ſein „Leben" werde ſein nächſtes Buch ſein. Am 3. Mai: er habe noch einige Briefe der Rahel über den St. Simonismus; „ich denke für meine Lebensbeſchreibung davon Gebrauch zu machen, wo ich überhaupt dieſes merkwürdige Weib plaſtiſch darſtelle." Am 3. Juli: „An meinem Leben habe ich weiter geſchrieben." Am 5. Auguſt an ſeinen Bruder Maximilian: „Mein wichtigſtes Werk ſind meine Memoiren, die aber doch nicht ſo bald erſcheinen werden, am liebſten wäre es mir, wenn ſie erſt nach meinem Tode gedruckt würden." Und endlich am 15. September wieder an Campe: „Begreifen Sie meinen Schrecken, als ich mich erblinden fühlte, mitten in meiner großen Arbeit!"

Nun folgt eine Pauſe von zwei Jahren. Erſt am 15. Februar 1840 ſchreibt der Dichter an ſeinen Verleger, daß ihn die Spannung und die Neugier, womit ſein Buch über Börne bereits erwartet werde, ein wenig ängſtige. „Ich habe mich daher entſchloſſen, ein ganz beſonderes Opfer zu bringen, und aus den Tagebüchern, welche ein integrierender Teil meiner Memoiren, detachierte ich eine ſchöne Partie, welche die Enthuſiasmus-Periode von 1830 ſchildert und in meinen „Börne" zwiſchen dem erſten und zweiten Buch vortrefflich eingeſchaltet werden könnte, was dem Ganzen, wie Sie ſehen werden, ein geſteigertes Intereſſe verleiht . . . Sie ſehen, ich thue Alles für das Wert und ich ſakrifiziere ihm nicht blos den Honorarbetrag von 5 bis 6 Druckbogen, ſondern auch die weit unberechenbareren Intereſſen eines meiner koſtbarſten Manuſkripte." Aus demſelben Jahre, 14. September 1840, ſtammt die Äußerung: „Ich weiß, die Zukunft gehört mir; ſelbſt wenn ich heute ſtürbe, ſo blieben doch ſchon vier Bände Lebensbeſchreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten, und ſchon ihres hiſtoriſchen Stoffes wegen . . . auf die Nachwelt kommen."

Abermals ſchweigen nun die Briefe lange über das Werk, volle zwölf Jahre. Erſt am 31. März 1852 ſchreibt Heine an Campe: „Rückſichten für Ueberlebende ſacrifizierte ich den größten Teil meiner Memoiren und es klingt wie eine Ironie, wenn ich jetzt in Bezug auf letztere Anträge erhalte, die Sie in Erſtaunen ſetzen würden." Ein halbes Jahr ſpäter, 12. September 1852 fällt die Äußerung: „Mein Bruder Guſtav kann auch nichts wiſſen über meine Memoiren, wovon in der That ein großer Teil vernichtet iſt. Er hat nur Vermutungen und ſagt immer mehr, als er weiß." Am 7. März 1854 ſchreibt er: „Herr Trittau wird Ihnen gewiß die Mitteilung gemacht haben, daß ich mich mit Heroismus einer ganz neuen Abfaſſung meiner Memoiren unterziehe, und ich hoffe, daß dies die Krone meiner Schriften ſein wird. Aber Heroismus war es, ſtatt zu flicken, gleich wieder Neues zu geben, und ich hoffe, wenn ich ohne Störung bleibe, ſchon in dieſem Jahre eine große Portion fertig zu machen und unverzüglich zu publizieren. Da ich jetzt weiß, was ich nicht ſagen darf, ſo ſchreibe ich mit großer Sicherheit und nichts hindert mich mehr, das Geſchriebene ſchon bei Lebzeiten vom Stapel laufen zu laſſen." Am 21. April 1854 heißt es, gleichfalls in einem Brief an Campe: „Ich glaube jetzt, wo mein Buch fertig, mit Seelenruhe die Frühlingskur anfangen und mich dem luſtigen Memoirenſchreiben, das für mich keine Arbeit, ſondern eine Erquickung, ergeben zu können." Endlich aber ſchreibt der Dichter am 5. Oktober 1854 an Joſeph Lehmann: „Da ich, ſobald ich wieder zur Ruhe komme, mich ganz in meine Memoiren verſenken werde, kann irgend eine Mitteilung über Schickſale und Transformation landsmänniſcher alter Freunde für mich von einigem Nutzen ſein." Das iſt die letzte Erwähnung des Werkes in den Briefen. Heinrich Heine iſt erſt anderthalb Jahre ſpäter und in anderm Sinne, als er trotz unſäglicher Qualen noch immer gehofft, zur Ruhe gekommen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Digitized by Google

Die Suggestion und die Dichtung.

VII.

Das folgende Gutachten ist nicht bloß durch die wissenschaftliche Autorität seines Verfassers, des berühmten Psychiaters der Wiener Hochschule, Professor Dr. Theodor Meynert, sondern auch durch seinen Inhalt bemerkenswert. Herr Professor Meynert hat sich das höchst dankenswerte Ziel gesetzt, die Erscheinungen der Suggestion und Hypnose in eingehender, auch dem Laien verständlicher Weise als mechanische Vorgänge im Gehirn zu erklären. Er schreibt uns:

Hochgeehrter Herr!

Die glaubwürdigen Zustände der Hypnose umfassen nichts, was irgend ein müßiger Mensch nicht ganz willkürlich zur Schau bringen könnte. Um sie einer wissenschaftlichen Beachtung wert zu achten, würde das Zusammenwirken von Personen, deren die Eine die Andere um das psychische Gleichgewicht zu bringen angiebt und letztere diesen Verlust zur Erscheinung bringt, gar nicht einladend sein, wenn nicht jede durch die zweite Person aktiv zu erreichende Absicht streng ausgeschlossen ist. Die Einleitung der Hypnose gewinnt aber ein ernstes Gepräge als Naturerscheinung, wenn sie, wie bei Charcot's klinischen Demonstrationen aus einem imponierenden hysterischen Anfall von Bewußtlosigkeit mit höchst kraftvoller, allgemeiner Muskelstarre, einem sogenannten lethargischen Stadium mit ihren weiteren Erscheinungen hervorbricht. Mit dieser Bürgschaft der Ungekünsteltheit ist der Zustand ein ernstes Beobachtungsobjekt und keine Phase desselben ist interessefos, besonders soweit wissenschaftliche Erklärbarkeit ihr innewohnt.

Das Nervensystem, und hier kommt das Gehirn in Frage, zeigt keine Lebenserscheinung, in diesem Bezug Bewußtseinserscheinung, ohne die Ernährung durch das arterielle Blut. Gedenkt man aber des Gehirnes und der Bewußtseinsvorgänge im Sinne Goethe's als Werkstätte der Gedankenfabrik, in welcher die Schifflein hinüber und herüber schießen, die Fäden ungesehen fließen, erwägt man, daß die Rindenbilder sich in den Schlußprozessen, in gesetzmäßiger Weise aber so fein und gesondert aus dem ganzen Vorrat der im Leben angehäuften Erinnerungsbilder vereinigen und voneinander trennen, daß das Bewußtseinsorgan in seinen Teilen nicht massenhaft zusammenwirkt, sondern in feinster Auslese in den Gedankenverbindungen zusammenwirkender, mikroskopischer, selbstständiger Leitungsbahnen und Zellengruppen sich wirklich wie ein Muster eines Gewebes zu den schärfsten und ausdrucksvollsten Bildern zusammenfügt, so zwingt sich folgende Auffassung auf: Würde die Ernährung dieses Gehirnorgans von der Stoßkraft der Herzpumpe abhängig sein, so wäre das dem Falle gleich, daß man ein feines Wasserwerk durch eine allgemeine Überschwemmung in Gang setzen wollte, und zwar nutzlos, so fein auch das Röhrennetz der ernährenden Kapillargefäße wäre. Virchow hat uns gelehrt, daß die tierischen Zellen und Gewebsbestandteile durch ihre eigene Saugkraft in feinster Besonderheit ernährt werden, und daß der Reiz ihrer Lebenstätigkeit durch eine molekulare Anziehung der oxydierenden Blutbestandteile mit einer Gewebsschwellung verbunden ist, deren Maß sich nach der Kraft der Funktion richtet. Der Zustand des Bewußtseins, eine Reizhöhe der Nervenzellen und Fasern des Gehirns, entspricht nun dieser ernährenden Saugtätigkeit, einer molekularen Leistung des Zellleibes, des Protoplasma. Innerhalb der sehr zusammengesetzten Leistungen des Bewußtseins wirkt die nutritive Aktion mit periodischem Nachlaß. Solcher Nachlaß tritt im Einschlafen der vorher noch wachen Kinder sehr rasch hervor. Jeder Bewußtseinsverlust beruht auf einem, wie immer verursachten Nachlaß der molekularen ernährenden Saugkraft der Hirnelemente. Diese Saugkraft bedingt aber andererseits eine Zufuhr von Blutvorrat durch die Herzpumpe. Wenn nun bei plötzlichem Nachlaß der Leistungen des Bewußtseinsorgans, der beiden großen Hirnhalbkugeln, welche 80 Prozent der ganzen menschlichen Gehirnmasse ausmachen, das durch die Herzpumpe in die Arterien getriebene Blut wegen mangelhafter Vorwärtsbewegung durch die Saugkraft in diese Masse nur minimal eindringen kann, so dringt es mit der verfügbar gewordenen Blutfülle als gesteigerter Reiz in die auf dem Schädelgrunde liegenden Hinteile ein, deren Leistung mit dem Bewußtsein nicht zusammenhängt und dieser Reiz giebt sich in dem gleichzeitigen starren Muskelkrampf des lethargischen Stadiums kund. Die innere Carotis, die Gehirnarterie ist das Hauptleitungsrohr für den Blutstrom, welcher sich durch Teilung dieses Rohres in einen oberen Zweigstrom für die Halbkugeln, den cortex und in einen unteren für die Hirnorgane unter dem cortex, die auf der Schädelbasis aufliegen, teilt. Je enger die obere Strombahn wird, um so mehr Blut muß in die untere Zweigbahn getrieben werden. Nach einer halben Stunde und mehr Zeit aber hat das Bewußtseinsorgan wieder etwas an seiner Saugkraft zurückgewonnen, so daß schwache Bewußtseinsäußerung noch ohne ein Erwachen in Traumbildern sich äußert, Charcot's somnulantes Stadium. Einige Zeit darnach vermag das Bewußtsein in einen sehr schwächlichen Verkehr mit der Außenwelt zu treten, in dieses Stadium des Anfalls fallen die hypnotischen Erscheinungen der Suggestion, der Einredung. Das höchst abgeschwächte Gehirn ist einer vielörtlichen nutritiven Attraktion, also der vielfach in einandergreifenden Leistungen des wachen Ge-

Digitized by Google

hirns nicht entfernt fähig; sich selbst überlassen, unthätig, findet es in äußeren Reizen seinen ganzen Inhalt, um so mehr, als die Organe für den Eindruck der Sinneserregungen, nach Hagen's Ausdruck, das Sinnenhirn, nicht im Bewußtseinsorgan eingeschlossen sind, sondern in jenen 11 Percent der ganzen Gehirnmasse, welche außer dem Kleinhirn nach Abzug der Großhirnhalbkugeln noch erübrigen, und welche sich in der vorerwähnten hohen Erregung befinden, weil die Herzpumpe, welche durch die noch wenig erholte nutritive Saugkraft das mächtige Bewußtseinsorgan wenig zugänglich findet, das Blut als Reizmittel in das durch seine Arterien dem Herzen näher liegende Stammhirn treiben muß. Die Sinnesbahnen, welche die Eindrücke benützt, sind das Gehör und der sechste Sinn, das Bewegungsgefühl, das Lagerungsgefühl der Glieder. Die Worte des Einreders rufen im Bewußtsein einige eng an sie geknüpfte Associationen hervor, in dem gleichsam elenden Bewußtseinsumfang stellen sich dem Inhalt der Worte keine kontrollierenden Sinneswahrnehmungen in einem reicheren Spiel von Gedankengängen entgegen, der Hypnotisierte glaubts, auf hölzernem Stuhl sitzend, wenn man ihm vorgiebt, er sitze zu Pferde; die Hypnotisierte glaubt, wenn ihre eine Hand den Druck ihrer Andern empfindet, an eine Liebesszene und drückt durch Mimik und Worte etwas von solcher Wahrnehmung aus. Der Einredner ist vollauf in der Macht, den Hypnotisierten zu täuschen. Wenn er vorgiebt, ein Arm der Hysterischen sei gelähmt, so glaubt sie, ihn wirklich nicht bewegen zu können und kann dies wahrscheinlich auch einige Zeit nach dem Erwachen nicht, wenn er ihr nicht versichert, der Arm sei wieder beweglich. Dies erklärt sich daraus, daß die Gefäßnerven, deren Zentren auch in dem übererregten, nicht zum Bewußtseinsorgan gehörigen Gehirnanteil liegen, sehr erregbar sind, was sich schon in dem mimischen, sehr affektvollen Geberdenspiel kundgiebt. Die Affekte sind eine siebente Sinneswahrnehmung, die Wahrnehmung vom Chemismus des Gehirns, welcher mit der Arterienverengerung und Erweiterung wechselnd zusammenhängt. Der Arterienverengerung entspricht in gewisser Unabhängigkeit von der molekulären Attraktion der Hirnelemente ein Ernährungsmangel und eine Hemmung der Leistung; diese Hemmung ist mit der traurigen Stimmung, mit dem Krankheitsbilde der Melancholie verknüpft. Die Arterienerweiterung eines entsprechenden Grades ist mit der freudigen Stimmung und der ungehemmten Funktion verknüpft; redet der Experimentator der Hypnotischen eine traurige Verstimmung durch Vorspiegelung einer Lähmung ein, so wirkt dieser Affekt auf die halbbewußte Urteilslose als Bewegung hemmend ein, und nach Art einer Traumwirkung in hemmend, zweifellos nach dem Erwachen noch schwachen Hirnzustande, zu einer Nachdauer dieser Hemmungswirkung. Erfährt sie: der Arm sei wieder beweglich, so kommt der heitere Affekt mit seiner Funktionserhöhung und behebt die vorhergeglaubte Lähmung. Seit den Beobachtungen Charcots über die Spontanhypnose, hat man die Hypnose, die Erscheinungen der Eindrücke auch an Menschen ohne hysterische Anfälle hervorgerufen, aber immer wieder bestätigt, daß die geeignetsten Menschen hierzu die ausgesprochen Hysterischen sind. Die Grundlage für den Verlust des Bewußtseins ist nun immer eine Schwäche der molekularen Saugkraft der Hirnelemente und da nicht Alle zur Hysterie durch Veranlagung Berufenen glücklicherweise zu hysterischen Anfällen auserwählt sind, muß man die Eignung zum Hypnotisiertwerden gleichsetzen der Veranlagung zur Hysterie bei Männern sowohl als Frauen.

Die von Nancy aus eingeführte Übung besteht in der Hervorrufung eines Erwartungsaffektes, daß die Versicherung des Hypnotiseurs, der Kranke werde das Bewußtsein verlieren, eintreffen soll. Ein Erwartungsaffekt ist immer die Ablenkung des Bewußtseins von dem umgebenden auf einen nichtvorhandenen Zustand und es liegt ein Moment der Erschöpfung für die umgebende Wahrnehmung in diesem Affekt eingeschlossen, der sich bei Veranlagung zum Verluste des psychischen Gleichgewichtes begreiflich geltend macht, aber immer eine anomale Erschöpfbarkeit der Gehirnthätigkeit voraussetzt.

Das Verständnis der Hypnose erklärt aus dem Gehirnbau und seinen Ernährungsbedingungen, welche sich zu einer durchschaubaren Mechanik vereinigen. Rätselhaft ist diese Mechanik nicht mehr, und die ganze Hypnose nicht merkwürdiger, als jede andere, unter veränderten Bedingungen abweichende, krankhafte Gehirnthätigkeit. Ein Beziehen des Hypnotismus auf den Magnetismus steht nicht höher als Irrereden. Ist gleich der Nervenvorgang an sich kein elektrischer, so giebt es gleichwohl Einwirkungen der Elektricität auf die Nervenerregung. Den Magneten aber hat bezüglich denkbarer Beziehungen zum Nerven Dubois-Reymond mit einem Aufwand an wissenschaftlichen Institutsmitteln geprüft, mit denen die wohlfeilen Magnete eines behandelnden Arztes gar nicht zusammenzustellen sind und der Physiologe Hermann hat neuerlich mit ebenso hochstehenden Untersuchungsmitteln nachgeprüft, ob überhaupt Beziehungen tierischer Gewebe zum magnetischen Felde existieren. Es ist aber aufgemacht, daß der Magnet mit gar keinem tierischen Gewebe in Relation zu setzen ist, außer als Bestandteil eines elektrischen Apparates, sondern einzig Eisen anzieht. Auf Hysterische wirken auch hölzerne Hufeisen, die für Magneten gehalten werden durch die Erwartung einer Wirkung. Noch abfälliger muß aber die Vorspiegelung beurteilt werden, das Hypnotisieren beruhe auf einer persönlichen Eigenschaft des Hypnotiseurs, der sich dann lieber Magnetiseur nennt, auf einem unwägbaren Fluidum, das er dabei verliere und das ihm billiger Weise in irgend einer Kompensation widererstattet werden muß. Es ist aber nach den oben entwickelten Erklärungsmitteln, die im Gehirnmechanismus liegen, gar nicht gestattet, die hypnotischen Erscheinungen unerklärbar zu finden, oder durch ein gegenstandsloses Wort wie Einbildung zu decken. Die Konsequenzen der Mechanik sind der Inhalt der wissenschaftlichen Denkweise, wer sie nicht zieht, verfällt in Irrtum. Ein Mann der Wissenschaft, der als solcher mit nicht genug zu würdigendem Verdienste die Konsequenzen der Mechanik zu ziehen pflegt, ist Charcot. Er hat als Diagnostiker auch die mechanischen Verhältnisse in der Anatomie der Arterien-

Digitized by Google

Verteilung im Gehirne scharfsinnig gewürdigt. Nur einmal hat er eine kleine Gehirnarterie nicht mit in die Berechnung gezogen, welche am leichtesten ihren Blutgehalt einbüßt, erstens ihrer Dünnheit wegen, und zweitens, weil sie nicht wie andere dünne Arterien der Hirnbasis durch zweiseitigen Blutzufluß begünstigt ist. Diese ausnahmsweise Lücke in seinem reichen anatomischen Denken brachte ihn dazu, das Symptomenbild hysterischer Lähmung durch „Einbildung" der Kranken zu erklären. Dieses Symptomenbild kommt mir etwa 20 Mal im Jahre vor, Charcot gewiß noch weit öfter. Alle diese Kranken sollten sich nun ohne mechanische Nötigung übereinstimmend einbilden an Arm und Bein einer Körperhälfte, fast immer mit Ausschluß der gleichseitigen Gesichtsmuskulatur, gelähmt zu sein, auf der Haut dieser Körperhälfte nicht zu empfinden, auf dem gleichseitigen Auge nicht zu sehen, in der gleichseitigen Nasenhälfte nicht zu riechen. Alle die Gehirnteile, auf deren ungestörter Leitung der Vollzug dieser bei Hysterischen fehlenden Funktionen beruht, werden aber durch jene kleine, leicht außer Blutfüllung zu setzende Arterie versorgt. Was ist nun wahrscheinlicher, daß sich eine solche Menge außer Beziehung zu einander stehender Personen eine ganz gleiche Gruppierung von Symptomen einbilde, oder daß diese Symptomengruppe aus einer Störung in der Mechanik der arteriellen Ernährung vor sich geht, welche prompt geeignet ist, sie herbeizuführen?

Charcot ist der initiative Forscher und Kenner der Erscheinungen der späteren Hypnose und der Lehre von der Einredung, Charcot aber verwirft die Hypnose vollkommen als ein Mittel der ärztlichen Behandlung und hat die Hypnotiseure dadurch zu Gegnern. Ein ausgezeichneter Kliniker über Nervenkrankheiten, Strümpell, sagt in seinem Lehrbuch: „Hypnotisieren heißt hysterisch machen. Übrigens ist es nicht schwer zu prophezeien, daß mit dem allgemeinen Bekanntwerden des eigentlichen Wesens der Hypnose dieselbe bei den Kranken auch ihren Nimbus und damit auch ihre Heilkraft verlieren wird." Das eigentliche Wesen besteht in der Leichtgläubigkeit, zu meinen, was der Hypnotiseur sage, werde eintreffen, wem diese fehlt, der kann nicht künstlich hypnotisiert werden.

Außer als Behandlungsmittel will man die Hypnose noch als Erziehungsmittel gebrauchen. Dies ist neu und war im alten Mesmerismus noch nicht vorgesehen. Man glaubte bis heute das Gehirn für die Erziehung kräftigen zu sollen, nun will man beginnen es für Erziehungszwecke zu schwächen.

Die Erziehung strebt eine Gleichartigkeit der menschlichen Gehirnäußerungen an, Gleichartigkeit wird allerdings durch eine psychische Epidemie, wie sie der Hypnotismus zu unserem Trotze in Deutschland heute nicht darstellt, erreicht werden können. Die Erscheinungen des Hypnotismus treten allerdings über die naturgesetzmäßige Einfachheit hinaus, welche ich oben als erklärbar dargestellt habe, wenn zur Leichtgläubigkeit der Hypnotisierten sich noch die Leichtgläubigkeit der Hypnotiseure den Angaben ihrer Klienten gegenüber gesellt. Dadurch kommt in die hypnotischen Erscheinungen eine dramatische Belebtheit und auch die erwünschte Unerklärbarkeit, weil als unerklärbar nur dasjenige nicht veraltet, was sich nie und nirgend hat begeben. Wenn ein Schriftsteller von diesem so bereicherten und erweiterten Inhalte der Hypnose Gebrauch machen will, so liegt es an ihm und an seinen Lesern durch recht rätselhafte Seelenerscheinungen bewegt zu werden.

Wien, im Februar 1891.

Hochachtungsvoll
Theodor Meynert.

Mit der Mitteilung des Gutachtens eines berühmten Physiologen, Prof. Dr. Grützner in Tübingen, werden wir in einem der nächsten Hefte diese Diskussion schließen.

Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer.

IV.

Unser letzter Aufsatz teilte das Schreiben Vischers mit, welches das Ersuchen der Stuttgarter Firma J. Engelhorn an Keller begleitete, für sie den Text zu einem illustrierten Prachtwerk über die Schweiz zu schreiben, und zugleich Vischers Entschuldigung über die „mißlungene Anlage" seines Essays enthielt, die er im Juli 1874 über Kellers Werke in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht hatte. Einige Hauptstellen dieses Essays haben wir den Lesern gleichfalls bereits in Erinnerung gebracht.

Auf dieses Schreiben Vischers — vom 29. Januar 1875 — erwiderte Keller, wie folgt:

Zürich, 31. Januar 75.

Lieber und verehrter Herr und Freund!

Ein glücklicher Zufall hat gewollt, daß ich heut schon in stiller Sonntagsruhe das Papier zurecht gelegt hatte, um an Sie zu schreiben, als ich Ihre freundliche Sendung erhielt, wodurch wenigstens mein schlechtes Gewissen etwas beschwichtigt wurde. Das Anerbieten des Herrn Engelhorn ist mir sehr schmeichelhaft; allein ich kann schwerlich darauf eingehen, weil ich für die spontanen Eingebungen kaum Zeit gewinne und überdies wegen meiner amtlichen Stellung die Betreibung eigentlich industrieller Schriftstellerei, wie die Textlieferung zu rein buchhändlerischen Unternehmungen doch ist, sich nicht schicken und zu böswilligen Auschuldigungen über meine Zeitanwendung Anlaß bieten würde ꝛc. Ich danke Ihnen inzwischen bestens für die wohlwollende Vermittlung.

Ihre Arbeit über meine Wenigkeit habe ich noch in Wien angefangen zu lesen, kam dann in's Tirol, wo eine englisch-wienerische Altburg-Bewohnerin (Matzen bei Brixlegg) die sämmtlichen Nummern

Digitized by Google

hatte und stolz darauf war, den Gegenstand einer solch stattlichen Auseinandersetzung persönlich betrachten zu können.

Ich statte Ihnen jetzt spät, aber darum nicht minder herzlich meinen Dank ab für Alles, was Sie so freundlich, aufmunternd und auch im kritischen Theil so unabringend und sachgemäß gesagt haben. Es ist die erste wirklich eingehende Arbeit dieser Art, die ich erlebt habe, und es hat mich Alles gefreut, namentlich auch die humane Art, wie Sie das Compositions-Uebel am grünen Heinrich behandelten. Es verpflichtet mich diese Großmuth, den tragikomischen und naiv-dummen Hergang gelegentlich doch einzugestehen und zu beschreiben. Vielleicht kann ich mit dergleichen das Curriculum vitae bestehen, zu dem ich mich leichtsinniger Weise von Lindau habe engagiren lassen: denn ich habe ja fast nichts gemacht und gelebt, was sich dort sagen ließe, namentlich nach solchen 24-Pfündern, wie Sie einen abgefeuert.

Bei diesem Anlaß muß ich Lamberts gedenken. Er hat salomonisch bei Pfarrer Lang den Handel wegen der Druckfehler damit geschlichtet, das er ihm angab, er sei ermächtigt, zu verkünden, das Wort klar gehöre dem Alexander Schweizer und gediegen dem H. Lang. Ich hab' gedacht, 's ist am besten, man theilt's! sagt er mit drolligem Gesicht, das Sie kennen! Ich mußte sehr lachen.

Den 29. Juni 1875.

Sie sehen, verehrter Freund, was mir die exkusitisch-frömmliche Prädambel oben genützt hat! Ein halbes Jahr Unterbruch. Heute bin ich zur endlichen Fortsetzung aufgestachelt worden durch den frischen Fleiß und munteren Styl Ihres Sohnes, von dem mir wieder eine Arbeit in die Hände kam. Wie ein kleiner fetter sauler Hamlet sehe ich diesen jungen Forstsbruss mit seinen Gewaffneten vorüberstürmen!

Zuerst muß ich Mörikes gedenken, dessen Tod ich nicht zur Zeit, sondern nachträglich vernommen, d. h. aus sekundären Zeitungsnotizen errathen habe. Wie so ein stiller Berggeist aus einer Gegend verzieht, ohne daß man es weiß. Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten!

Emil Kuh, von dem Sie mir geschrieben hatten, ist mir voriges Jahr nicht mehr zu Gesicht gekommen, da meine Reiszeit und -Lust vorüber war. Ich hörte in Wien, daß er etwas ermüdend sei im persönlichen Verkehr. Als brieflicher Freund ist er liebenswürdig und mittheilsam, eine Tugend, die sonst aus der Welt verschwunden ist unter den jüngeren Autoren. Das schreibt möglichst kurze Billete, immer nur Geschäft, wie wenn jede ungedruckte und unhonorirte Zeile ein Verlust wäre.

Wegen Ihrer Aufsätze über meine Siebensachen muß ich aber doch ein bischen widerbellen, natürlich nur unter uns, in zwei Punkten. Ihre strafende Bemerkung über gewisse Unzukömmlichkeiten, Batzen, wie Sie's nennen, sind mir nur an zwei Orten verständlich und auch da sind die vermeintlichen Schweinereien eine tragikomische Folge einer an sich harmlosen Künstelei, die dadurch bestraft wurde.

Nämlich die „Nasenzöpfe" in einer der Legenden, mit diesen verhält es sich so. Ich wollte, unter dem Eindruck des Krieges, nationale Tendenzen hineingeheimnissen. Guhl, der Geschwinde (Guhl allemannisch Hahn, z. B. bei Hebel) sollte Frankreich vorstellen, Maus, der Zahllose, den Panslavismus, welche die Muttergottes als deutscher Recke succssive besiegt. Das äußere Wesen des Slavischen sollte unter anderem durch allerlei gezopftes Haar- und Schnauzwerk gemalt sein und dachte ich mir als Uebertreibung wirkliche lange barbarische Nasenbaare als Zöpfchen und fiel mir nicht ein, daß etwas wirklich Ekelerregendes ins Spiel komme. — Die andere Stelle ist in den gerechten Kammachern, wo einer derselben ruft: „Ich sehe, wie die verehrte Jungfer Bünzlin mir wollüstig zuwinkt und die Hand auf" — das Herz legt, sollte es heißen. Hier sollte der Witz darin bestehen, daß der Tölpel sagen wollte, liebreich oder zärtlich zuwinkt und aus Unkenntniß der Sprache das Wort wollüstig gebraucht, wobei aber die falsche Prüde sofort eine nicht zu duldende Unanständigkeit oder Sauerei versteht und ihn unterbricht, aus gleicher Dummheit. Anstatt den Satz: „die Hand auf's Herz legt" ruhig auszuschreiben, wollte ich drastischer unterbrechen, ohne zu merken, wie vertraut die Sache aufgefaßt werden kann. Ich sah das erst nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe. Als ich die Korrektur der zweiten Auflage erhielt, sah ich die scheinbare Zote wieder und wollte sie corrigiren, vergaß es aber glücklich! So strafen sich die allzu ausgedüftelten Schnurren!

Eine kleine Berichtigung muß ich noch anbringen wegen des „Spiegel das Kätzchen". Dieses Märchen ist stofflich ganz erfunden, und hat keine andere Unterlage als das Sprüchwort „der Katze den Schmeer abkaufen", welches meine Mutter an einem unvortheilhaften Einkaufe auf dem Markte zu brauchen pflegte. Wo das Sprüchlein herkomme, wußte weder sie noch ich und ich habe die Composition darüber ohne alles Vorgelesene oder Vorgehörte gemacht. Nun aber nehmen Sie diese verjährten Quängeleien nicht übel!

Die letzte Seldwyler Geschichte haben Sie, wie ich bei der Frau Heim hörte zu tendenziös und lokal gefunden. Ich glaube, der Hauptfehler liegt darin, daß es eigentlich ein kleiner Romanstoff ist, der novellistisch nicht wohl abgewandelt werden kann. Daher Biel-beducirend und resumirend vorgetragen werden mußte, anstatt daß es sich anekdotisch geschehend abspinnt, daher der tendenziös langweilige Anstrich. Im Übrigen glaubte ich mich zum Schluß in einem modernen ernsteren Culturbild versuchen zu sollen und es schien mir der Mühe werth, nachzuzeichnen, wie auch in den verfeinerten Verhältnissen der sogenannten freisinnigen Religiosität Unheil und Familienstreit entstehen kann. Übrigens ist nach meiner tiefen Überzeugung die social conventionelle freie Theologie und Kirchlichkeit nicht haltbar und der vulgäre Glaube, „etwas müße sein wegen der Plebs", wird wie jede Selbstanlügerei unter Umständen ein schlimmes Ende nehmen. Die bewußte

Digitized by Google

Verlogenheit aber macht sich bereits im Charakter der Neupriester geltend und zu den alten Lastern kommt noch die Eitelkeit und rhetorische Prunksucht, das Histrionenthum.

Die Wirkung dieser Novelle in Zürich war einigermaßen drastisch und lehrreich. Während ein Alexander Schweizer und Biedermann sich nichts anmerken lassen und sich nach wie vor mit mir benehmen, ist ein Lang wie des Teufels. Er macht in der Predigt wiederholte Ausfälle, indem er wohlweislich die eigentliche Pointe ignorirt und nur den Unglauben denuncirt und Göthe'sche Citate, aus Faust ꝛc. entgegensetzt und ganz so predigt, wie es in der Geschichte vorgezeichnet ist, wie wenn er davon behext wäre, so daß ich eigentlich eitel darauf sein sollte. So treibt er's auch in theologischen Aufsätzen. Andere desgleichen. Auch schiebt der grobklotzige Pfaff mir gesprächsweise falsche und verwerfliche Motiven unter ꝛc. ꝛc. Wenn diese Herren könnten wie sie wollten, so könnten wir einpacken, ob wir wollten oder nicht, das ist sicher! Und daß sie Urtheil und Denkart der Gebildeten und Ungebildeten, die durch Kirchenbesuch die „gute Sache der Aufklärung" glauben unterstützen zu sollen, verwirren und corrumpiren, davon hat man auch schon Proben.

Doch wenn ich meine Tiraden nicht endlich schließe, so kommt der Brief nicht fort. — Ich brüte immer über einer ästhetisch-literarischen Kundgebung herum, um einmal nach dieser Richtung hin etwas zu thun und mich aus dem mysteriösen Muttern ebel abgeschiedner einsamer Producirlichkeit herauszuarbeiten. Aber die Zeit will fast nirgends langen. Doch wird eine glückliche Wohnungsänderung hiezu Bahn brechen. Ich wohne jetzt auf dem Bürgli (über der Terrasse) in der Enge und bleibe Abends meistens zu Hause. Grüßen Sie bestens Ihren Herrn Sohn und bleiben Sie mir gewogen.

Ihr ergebener

G. Keller.

Der Brief bedarf einiger Erläuterungen. Daß Keller das Anerbieten der Stuttgarter Firma ablehnt, kann uns nicht überraschen; bemerkenswert ist, daß er neben dem inneren Grunde, den jeder denkende Leser ohnehin voraussetzt, auch einen äußeren anführt: seine Stellung als „Staatsschreiber" und die Befürchtung, daß die Annahme eines derartigen Auftrags zu „böswilligen Anschuldigungen" über seine „Zeitanwendung" Anlaß bieten würde. — Der Dichter war im Juli 1874 mehrere Wochen in Wien; dort kam ihm Vischers Anzeige zu Gesichte, deren Veröffentlichung in Nr. 203 der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom Mittwoch dem 22. Juli begonnen hatte; über die „englisch-wienerische Alteburg-Bewohnerin" wissen wir nichts Näheres zu sagen. — In welcher „humanen Art" Vischer das „Kompositions-Libel" am „Grünen Heinrich" behandelt, wissen unsere Leser aus dem zuletzt (Band IX. S. 306) mitgetheilten Zitat; wir vervollständigen es noch durch die folgende Stelle, die sich der bereits mitgetheilten über die „Anferstehung des Dichters" unmittelbar anschließt:

„Ich quäle den Leser mit dieser Dialektik, wie ihn der Poet mit dem Schlusse quält, dem die Dialektik gilt. Aber sie war nicht zu umgehen; sie liefert den Beweis zu meinem Satze: daß es etwas Schiefes ist um poetisirende Selbstbiographie. Wir stehen hier, dieß mußte ich nachweisen, in der Wahl: entweder dem Selbstbiographen mit unzarten Schlüssen in sein Privatleben hineinzugreifen oder dem Dichter eine phantastische Symbolik, einen närrischen Sprung aus der Illusion der objectiven Darstellung in den Kopf des Lesers unterzulegen, und beides taugt nichts. Summa Summarum — eine tolle Art von Abschluß, ein Schnacken, eine Mücke, eine „naupengeheuerliche Geschichtsklitterung."

Übrigens, um auf die zweite Deutung zurückzukommen, ist es erst nicht so gewiß, ob wir denken sollen: es sei ein Dichter, der außerstanden ist. Denn der Verfasser scheint auch Anstalten zu machen, seinen grünen Heinrich zu einem Manne des öffentlichen Wirkens zu erziehen. Er führt ihn auf der Heimreise über Basel, läßt ihn hier einem Schützenfest beiwohnen, die ganze, für die Schweiz allerdings wesentlich politische Bedeutung dieser Feste erkennen und fühlen, beschäftigt sich mit der Lage der Heimath in dem bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt, dem zuerst die Freischaarenzüge gegen Luzern, dann der geschlossene Staatenkampf und die gesunde Frucht desselben, die neue Verfassung der Schweiz, folgten; er durchdringt und sättigt den Charakter seines Helden mit mannhaftem Bürgerbewußtsein und Spannkraft zum Streite gegen die Mächte der Lüge und Unfreiheit. Doch diese Wendung darf uns wohl nicht irre machen; der Dichter, der es schreibt, wird eben denken: Dichtkunst allein mache noch kein Mannesleben, und seine Meinung wäre, wenn die zweite der obigen Deutungen richtig ist: vom Tod ersteht ein Dichter auf, der zugleich ein ganzer Mensch und Mann ist".

Kellers Vorsatz, „den tragikomischen und naivdummen Hergang", wie jener Kompositionsbruch in seinen Erstlings-Roman gekommen, „gelegentlich doch einzugestehen und zu beschreiben", ist wenigstens in Kürze zur Ausführung gekommen. Der Aufsatz „Autobiographisches", den er 1876 für Paul Lindaus „Gegenwart" schrieb (Jahrgang 1876, Nr. 51 und Jahrgang 1877, Nr. 1), enthält die folgenden Andeutungen über dies Thema:

„Allerlei erlebte Noth und Sorge, welche ich der Mutter bereitete, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gingen. Dies war meines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz, den ich mit Bewußtsein gefaßt habe und ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt. Es schwebte mir das Bild eines elegisch-lyrischen Buches vor mit heiteren Episoden und einem expressendunklen Schluß, wo Alles begraben wurde. Die Mutter kochte unterdessen unverdrossen an ihrem Herde die Suppe, damit ich essen konnte, wenn ich aus meiner seltsamen Werkstatt nach Hause kam.

Als jedoch ein Dutzend Seiten geschrieben waren, gab es unversehens eine klangvolle Störung. Wie früher die Erzeugnisse der letztvergangenen Literatur, las ich jetzt diejenigen der zeitgenössischen. Eines Morgens, da ich im Bette lag, schlug ich den ersten Band der Gedichte Herweghs auf und las. Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenstoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt . . . Und nun begann es in allen Fibern rhythmisch zu leben, so daß ich genug zu thun hatte, die Masse ungebildeter Verse, welche sich täglich und stündlich hervorwälzte

Digitized by Google

mit rascher Aneignung einiger Poetik zu bewältigen und in Ordnung zu bringen . . . Da kam das Jahr 1848 und mit ihm zerstoben Freunde, Hoffnungen und Theilnahme nach allen Winden und meine junge Lyrik saß frierend auf der Haide . . . Und so zog ich zum zweiten Male aus, um an deutschen (Maler-) Schulen, wo es gut schien, meinen Aufenthalt zu nehmen.

Auf diesen Fahrten nahm ich den einst angefangenen Roman wieder zur Hand, dessen Titel: „Der grüne Heinrich", schon existirte. Ich gedachte immer noch, nur einen mäßigen Band zu schreiben; wie ich aber etwas vorrückte, fiel mir ein, die Jugendgeschichte des Helden oder vielmehr Nichthelden als Autobiographie einzuschalten, mit Anlehnung an Selbsterfahrenes und Empfundenes. Ich kam darüber in ein solches Fabuliren hinein, daß das Buch vier Bände stark und ganz unförmlich wurde. Ursache hiervon war, daß ich eine unbezwingliche Lust daran fand, in der vorgerückten Tageszeit einen Lebensmorgen zu erfinden, den ich nicht gelebt hatte, oder richtiger gesagt, die dürftigen Keime und Anfänge zu meinem Vergnügen poetisch auswachsen zu lassen. Jedoch ist die eigentliche Kindheit, sogar das Anekdotische darin, so gut wie wahr, hier und da blos in einem letzten Anfluge von Nachahmungstrieb, von der confessionellen Herbigkeit Rousseaus angehaucht, obgleich nicht allzu stark . . .

Endlich aber mußte das Buch doch ein Ende erreichen. Der Verleger, welcher sich erst über die unverhoffte Ausdehnung und das langsame Vorrücken desselben beschwert hatte, interessirte sich zuletzt für den wunderlichen Helden und flehte als Vertreter seiner Abnehmer um dessen Leben. Allein hier blieb ich pedantisch an dem ursprünglichen Plane hängen, ohne doch eine einheitliche und harmonische Form herzustellen. Der einmal beschlossene Untergang wurde durchgeführt, teils in der Absicht eines gründlichen Rechnungsabschlusses, teils aus melancholischer Laune. . . . So wurde der grüne Heinrich also begraben. . . ."

Lambert war ein in Zürich lebender, mit Keller und Vischer befreundeter Kaufmann aus der Rheinpfalz. Ein „Druckfehler" war es nun eigentlich nicht, den er den beiden Züricher Theologen, Alexander Schweizer und H. Lang gegenüber schlichtete. In seinem selbstbiographischen Essay: „Mein Lebensgang" („Altes und Neues" III. S. 331) hatte Vischer über seine Zeitgenossen in Zürich u. A. geschrieben:

„Mit gehaltener Würde lehrte und predigte der klare, gediegene Alexander Schweizer; Heinrich Lang wurde damals nach Meilen und nach dem tief betrauerten Tode Hirzels an dessen Stelle in Zürich berufen."

Herr Prof. Dr. Robert Vischer bemerkt nun hiezu in einem Schreiben an uns:

„Möglich, daß H. Lang in dem Umstande, daß sein Wirken in jenem Satze nicht qualifizirt wurde, ein ablehnendes Urtheil vermuthete. Allein mein Vater konnte nicht wissen, wie er dachte und predigte, da er erst nach seinem Abgang in Zürich angestellt wurde. Nur seine freisinnige Richtung war ihm bekannt. Um ihn zu beruhigen, scheint ihm der kleine dicke Lambert die besagte Auskunft gegeben zu haben."

Der Aufsatz Robert Vischer's, durch dessen „frischen Fleiß und munteren Styl" Keller zur Wiederaufnahme seines Schreibens bewogen wurde, war „Hamlet in Rom" betitelt und stand in der damals erscheinenden Wochenschrift: „Die Literatur," 1874, Nr. 33—36. — Eduard Mörike war am 4. Juni 1875 in Stuttgart gestorben

Die rügende Stelle in Vischer's Essay, gegen welche sich Keller verteidigt, lautet („Allgemeine Zeitung," Nr. 210 S. 3283):

„Wir müssen noch einen etwas verdrießlichen Punkt berühren, der immerhin bei der Compositionsfrage zur Sprache gebracht werden muß. Es handelt sich von gröblichen Klößen, die an einer und an anderer Stelle aus diesen feinen Bildern herausstarren. Keller ist eine Natur und steht daher mit der Natur auf gutem Fuß. Nun aber führt die Natur wohl im Ganzen ihre Kinder mit sicherer Hand; die Natur, die wir meinen, ist ja nicht die blinde, sondern ein geistig zartes und tactvolles Wesen, aber sie hat doch auch Launen, läßt einmal den Zügel ihrer Hand entgleiten und ihre Lieblinge auf die schlammige Erde fallen. Daher braucht es außer der Natur doch auch noch Disciplin. Keller erscheint auf einzelnen — zwar nur sehr wenigen — Punkten als eine Natur, die mit der Disciplin noch nicht ganz fertig geworden ist. Habe ich im Anfang dieser Charakteristik im besten Humor an Mörike's „herbstesten" Rettig erinnert: an diesen Stellen sieht ein ungenießbarer schwarzer Rettigschwanz heraus. Wohl ist, wie wir ja mit allem Nachdruck schon gesagt haben, ein himmelweiter Abstand zwischen Keller's Erdreich und der beliebten Hülle seines Landsmanns Bitzius, und seine Derbheit geht in der guten Stunde nur so weit, als sie Namens des Ur- und Grundrechts der Poesie gehen darf, die, so lang es Dichter gab, den Teufel nach zimperlichen Gouvernanten und Tanten gefragt hat. Aber da sind nun alte aushandswesste doch gewisse Knollen, Knorren, Bogen — unapperlisch, plump, unverdaulich. Ich nenne nur die Stellen: „gr. Heinrich" 2, 273; auch gegen das Tabakrauchen beim Theaterspiel hat der Schulmeister (367) ja doch Recht; ferner: „Leute von Seldwyla," B. 2. S. 137. B. 3. S. 32. „Sieben Legenden" S. 56 (die großen Zöpfe des Ritters „Maus der Zahllose"); die zwei urwüchsigen Turnierritter sind überdies gar zu tolle Gestalten.

Weiter nichts, es ist wenig, aber doch viel zu viel. Solche Dinge sind nicht nett, nicht lustig, sind klobig."

Um dem Leser Gelegenheit zur sofortigen Vergleichung zu bieten, ob Vischer mit seiner Rüge oder Keller mit seiner Vertheidigung Recht hatte, setzen wir die Stelle von den „Nasenzöpfen" hierher:

„Zum Zeichen seiner Stärke hatte er („Maus der Zahllose") die aus seinen Nasenlöchern hervorstehenden Haare etwa sechs Zoll lang wachsen lassen und in zwei Zöpfchen geflochten, welche ihm über den Mund herabhingen und an den Enden mit zierlichen rothen Bandschleifen geschmückt waren."

Die Stelle aus den „Kammmachern" zitiert Keller selbst, jene aus dem „grünen Heinrich" wolle der Leser, wenn sie ihm genügend interessieren, nach dem ersten (Braunschweiger) Druck des Werkes selbst aufschlagen. Was Keller über die Schlußnovelle der „Leute von Seldwyla": „Das verlorene Lachen" sagt, ist sehr bemerkenswert und bedarf keiner Erläuterung; nicht verschwiegen jedoch sei, daß uns das Urteil über H. Lang von verschiedenen Seiten, wo wir Auskunft gehalten als überaus hart und ungerecht, ja als „unbegreiflich schief" bezeichnet worden ist.

Endlich haben wir noch die Frage zu beantworten, ob Keller den Ausstellungen Vischer's bei neuen Auflagen oder bei der Redaktion seiner Gesamt-Ausgabe Rechnung getragen. Vischer selbst scheint dies bestimmt vorausgesetzt zu haben, wozu er ja auch durch den vor-

Digitized by Google

liegenden Brief mindestens bezüglich zweier Stellen berechtigt war; in dieser Voraussetzung ließ er auch beim Wiederabdruck des Essays (im 2. Heft von „Altes und Neues") das oben mitgeteilte Verzeichnis weg und ersetzte es durch die Worte: „Ausnahmsweise stößt man doch auf etwas knollige Stellen, die ich nicht angebe, weil ich glaube, daß sie der Dichter in folgenden Ausgaben von selbst ausebnen wird." Dem war jedoch nicht so; Keller hat keinen Buchstaben geändert; selbst die oben erwähnte „scheinbare Zote" ist auch in der Gesamt-Ausgabe zu finden.

(Ein fünfter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— „Über kein Werk der neueren Litteratur, ja vielleicht der ganzen Litteratur überhaupt ist so viel geschrieben worden, wie über Goethe's Faust". Mit dieser nicht gerade neuen, aber unbestreitbaren Behauptung beginnt ein Herr Wilhelm Kühn seine „Untersuchung": „Goethe's Leben und sein Faust" (Berlin, Mayer & Müller 1891). Worum auch nicht? Ist schon so viel über den „Faust" gedruckt worden, ohne uns die Freude zu unserem größten Dichterwerk zu verderben, so kann ein Broschürchen dazu auch keinen Schaden thun. Aber noch mehr: Herr Kühn's Schrift gehört sogar zu jenen, die entschieden Nutzen stiften können, denn erstens hat er endlich die Erklärung für alle Mysterien des Werkes gefunden, die bündige, einzig richtige Erklärung und zweitens weiß er sie so anmutig und fein durchzuführen, daß der griesgrämigste Leser aus dem Lächeln nicht herauskommen wird. Was also ist der „Faust"? „Das Leben Goethe's selbst", erwidert Herr Kühn, „weiter nichts." „Merkwürdigerweise," fährt er fort, und in der That ist es höchst merkwürdig, daß noch Niemand dies (wie des Columbus recht angeschaut, „hat man diese Erklärung noch nie näher untersucht; der Zweck dieses Buches ist nun, dies zu thun". Das „Buch" hat allerdings nur 32 Seiten, aber der Zweck ist erreicht; wer nach der Lektüre noch daran zweifelt, daß Herr Kühn Recht hat, dem ist nicht zu helfen. Sein erster Grund ist, daß Goethe „in einem einzigen größeren Werke, der „natürlichen Tochter", objektiv etwas vorzustellen versuchte, nämlich die Französische Revolution", und dabei einen schweren Mißerfolg" hatte. Alles Übrige ist persönlich, wie sollte es nicht sein Hauptwerk sein?! Wenn etwa Jemand sich erdreisten sollte, Herrn Kühn mit der Bemerkung ins Wort zu fallen, daß ja immerhin noch ein Unterschied ist zwischen der Verarbeitung persönlicher Motive und Erfahrungen und einer Selbstbiographie in Form eines Drama's, so beseitigt dies Herr Kühn mit kühner Sicherheit: „Ich glaube, daß er in seinem Hauptwerke nur der ihm eigentümlichen Richtung folgen, ja sich nicht einmal mit bloßen Anspielungen auf sein Leben begnügen konnte. Goethe wollte sein Größtes liefern und mußte, daß es seine Art war, nur Selbsterlebtes darzustellen, daß er hierin das Größte leistete; wie nahe lag es da für ihn, sein ganzes Leben im Faust zu schildern!" Angesichts dieses erdrückenden Beweises muß es mit aufrichtiger Verehrung vor unseres Forschers Gründlichkeit erfüllen, daß er auch noch mit anderen Gründen aufwartet. Warum hat Goethe den Faust so spät vollendet? Wie viele Leute haben sich darüber den Kopf zerbrochen und — „wie einfach aber löst sich die Sache bei unserer Annahme; daß Faust das Leben des Dichters darstellt! Dann konnte er eben niemals fertig werden als an seinem Lebensende, dann mußte er das Ganze hinschleppen und vielleicht Fragment werden lassen." Natürlich! — so ist es, es fällt einem wie Schuppen von den Augen, wenn man es nur erst gehört hat! Aber der unerschöpfliche Kühn hat noch einen dritten Grund bereit: Goethe faßte den Plan „in Frankfurt, vielleicht schon in Straßburg," damals „war die Zeit des Sturmes und Dranges," welche andere Figur konnte Goethe als das Spiegelbild seines Ich wählen, wenn nicht den Faust?! Endlich aber — hat's Goethe selbst gesagt! Im Briefwechsel mit Schiller äußert er, die ganze Arbeit sei „in das heißt, erklärt Herr Kühn, „die Idee der Schilderung eigener Erlebnisse." Ferner meinte er einmal zu Eckermann: „Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust verkörpert habe; als ob ich das selbst wußte!" Natürlich, denn was weiß ein Mann Klares über sein eigenes Leben, auch wenn es ein Goethe ist und eine Selbstbiographie in Form eines Dramas schreibt?! In „Kunst und Altertum" aber heißt es: „Im Faust ist für immer die Entwicklungsperiode eines Menschengeistes festgehalten." Ha, ruft Herr Kühn triumphirend, „die Entwicklungsperiode festgehalten,' der Mensch muß also wirklich gelebt haben!" Damit ist freilich noch nicht der volle Beweis erbracht, daß Goethe sich selbst gemeint, aber — wer anders könnte wirklich gelebt haben, von dem er's bestimmt wußte?! In einem Briefe an Wilhelm von Humboldt sagt Goethe, das Gedicht sei ihm von Anfang an ganz vor Augen gestanden, die Konzeption bei ihm von vornherein ingendlich klar gelegen. Das Erstere bezweifelt Herr Kühn, das Letztere spricht für ihn. Denn diese klare Konzeption („Gedanke," „Plan," sagt er erläuternd hinzu) kann ja nicht Anderes gewesen sein, als eben: Ich werde leben und mein Leben dedichten. Was in aller Welt könnte auch gleich klar oder noch klarer sein?! Und mit alledem haben wir erst registriert, was Herr Kühn als „Allgemeines" anzuführen weiß, nun erst erbringt er Szene für Szene den Beweis im Detail. Da heißt es in der Zueignung: „Mein Leid ertönt der unbekannten Menge" — das heißt, sagt Herr Kühn: „das Leid, das Goethe hatte, ist im Faust dargestellt." Allerdings, das „Vorspiel auf dem Theater" und noch mehr das „Vorspiel im Himmel" bieten keine Ausbeute; in letzterem ist sogar, wie sonst ganz vernünftige Menschen meinen, die Grundidee der Dichtung klar ausgesprochen, aber diese Idee ist „künstlich hereingebracht," und zwar von — Schiller, darf uns also weiter nicht beirren. Nun Faust im Studierzimmer — Goethe's Kindheit — was sonst?! „So mag wohl der junge Goethe gedichten haben über das Stübchen, auf das er gebannt war, wie Faust über sein Studierzimmer; sowie Faust nachher beinahe zum Selbstmord greift, so drohte auch er seinen Eltern, Hand an sich legen zu wollen, wenn Gretchen und seinen Freunden etwas zu Leide geschehe." Der Erdgeist verbildlicht „das Alter der Pubertät Goethe's" — hier sühlen wir uns verpflichtet, die Seite beizufügen, wo das gedruckt steht: S. 12 — mit Wagner ist Goethe's Hofmeister gemeint, die Szene vor dem Thor ist eine Darstellung der „Ausflüge in die Umgegend von Frankfurt", Faust's Gespräch mit Mephisto giebt Goethe's Stimmung in Leipzig wieder (S. 14!). Die „Hexenküche" verbildlicht die Zeit, „wo Goethe unter Leitung des Fräulein von Klettenberg frommen Betrachtungen und alchymistischen Versuchen sich hingab" (S. 16). Gretchchen ist natürlich Friederike von Sesenheim („Friederike durfte Goethe nicht sagen, um nicht in Sesenheim zu verletzen") — die „Walpurgisnacht" deutet auf die „große Frankfurter Zeit". Der zweite Teil giebt womöglich noch reichere Ausbeute; wir greifen nur einiges Wenige heraus, teils mit Rücksicht auf den Raum, teils weil uns vor so viel Geist und Scharfsinn nachgerade doch zu schwindeln beginnt. Faust am Hofe des Kaisers — die erste Weimarer Zeit, der Mummenschanz — das lustige Leben in Weimar, die Zumuthungen, die Mephisto seitens der Hofleute zu erleiden hat — „so wurde auch Goethe's Zeit damals zu seinem Verdrusse

Digitized by Google

vom Hofe übermäßig in Anspruch genommen". Aber das passiert ja Mephisto, nicht Faust? Thut nichts! Was ist denn Mephisto? „Die andere Seite des Faust!" (S. 23). Etwas sehr Merkwürdiges bedeutet der „Homunculus", nämlich — „Goethe's naturwissenschaftliche Theorien". . . Aber genug, übergenug! Man greife selbst nach dem Büchlein und freue sich daran, bis Wilhelm Kühn sein neues fertig hat. Er wird für „Wilhelm Meister" denselben Beweis erbringen: nichts als Selbstbiographie! Möge dem genialen Forscher bald die Muße werden, damit er uns dies neue Werk bescheeren kann. r. g.

— „Quitt". Roman von Theodor Fontane. Berlin. Wilhelm Herz 1891. Mit großen Erwartungen haben wir nach diesem Buche gegriffen, denn Fontane war sein Leben lang ein frischer, grundtüchtiger Künstler und seine Erzählung: „Irrungen, Wirrungen", die er in seinem 70. Lebensjahre vollendet, war ein vollgiltiger Beweis, daß ihm die Kraft mit den Jahren nicht geschwunden, sondern gewachsen ist. Nun, diese Erwartungen sind nur in bescheidenem Maße erfüllt worden und mit den andern Büchern Fontane's, geschweige denn mit dem eben genannten prächtigen Buch darf „Quitt" nicht in eine Reihe gestellt werden. Schon deßhalb nicht, weil es nicht echter Fontane ist, aber nicht deßhalb allein. Lehnert Menz, ein Stellmacher im schlesischen Gebirge, nahe der böhmischen Grenze, verwundet den Förster Opitz, einen hochmütigen Menschen und Leutedrücker, der ihn im Kriege von 1870 durch Verleumdungen um's wohlverdiente eiserne Kreuz gebracht, tödtlich, läßt den Sterbenden, dessen Hülfsruf er noch am nächsten Tage, von seinem Gewissen zum Thatort zurückgetrieben, vernimmt, hilflos verenden, und flüchtet nach Amerika. Dort nach mancherlei Schicksalen in eine Mennoniten-Gemeinde aufgenommen, erwirbt er sich die Liebe der trefflichen Ruth, der Tochter seines Dienstherrn Obadja Hornbostel, rettet ihr das Leben, wird ihr Bräutigam, stirbt aber kurz darauf bei dem Bestreben, seinem künftigen Schwager das Leben zu retten, auf ähnliche Weise, wie einst sein Opfer: er verwundet sich bei einem Sturz im Felsgestein und verendet hilflos, nachdem er noch vorher mit seinem Blut das Wort „Quitt" auf ein Zeitungsblatt geschrieben. Etwas geringere Anziehkraft der beiden Todesarten, etwas weniger Berechnung und das Buch würde weit tiefer wirken; die Komposition ist viel zu künstlich, um künstlerisch zu sein, das Streben, die Mitsethat bis auf's I-Tüpfelchen gesühnt sein zu lassen, führt den Dichter fast in's Pedantische und schädigt die menschliche, wie die dichterische Wahrheit der Erfindung. Auch bezüglich der Charakteristik sind weit mehr Einwendungen zu machen, als sonst bei Fontane; gut, scharf und treffend gezeichnete Menschen von Fleisch und Blut sind eigentlich nur die Mutter Menz und der Förster; die amerikanischen Figuren sind alleamt Schemen; keine lebt, keine spricht zu unserm Gemüt und unsern Sinnen; die Götter mögen wissen, etwas welchen mittelmäßigen Hinterwäldler-Romanen sich Fontane diese Gestalten zusammengebraut hat; hätte er gute gelesen, die Gesellschaft wäre nicht so schattenhaft geworden. Der Held steht so in der Mitte zwischen Wahrheit und Unwahrheit, Natur und Unnatur; einzelne Züge deuten auf einen Menschen, wie ihn Fontane sonst zu zeichnen verstanden, andere erinnern an jene Art Charaktere, die nicht im Leben, nicht in der ernsthaften Litteratur, sondern in der „Gartenlaube" zu finden sind. Ganz verfehlt ist der Städter-Chorus, Nat Eipe und Familie. Was wir von den Charakteren gesagt, gilt auch vom Lokal-Kolorit, das amerikanische ist gar nicht, das schlesische viel schwächer getroffen, als wir's von Fontane gewohnt sind. Das Buch ist schwach und wenig erfreulich, aber sein Schöpfer bleibt deshalb doch ein Prachtmensch und einer der erfreulichsten Dichter, die wir haben. Wer's noch nicht gethan, lasse „Quitt" ruhig ungelesen und schlage dafür „Irrungen Wirrungen" zum zweiten oder dritten Mal auf . . . h. m.

— „Wenn ich nachtstehend einen etwas bunten Strauß von Gedichten der Öffentlichkeit übergebe, so geschieht solches gewiß nur gegen meinen Willen; denn ich habe mir meine Gedichte nur zu meinem Privatgebrauche gemacht und lasse sie jetzo drucken nur deshalb, weil's ein paar hirnverbrannte Freunde und etliche noch hirnverbranntere Freundinnen so haben wollen." Das ist der erste Satz aus der Vorrede, welche Hans Gerdenitsch seinen „ausgewählten Gedichten und Gedanken" „Märzenluft und Maienklänge" (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz] 1890) voranschickt und er hat uns sofort mit freudigen Hoffnungen erfüllt, aber wie weit hat sie das Buch überboten! Daß der Verfasser sich nicht an jene ängstlichen Reimgesetze hält, welche pedantische Perrücken ausgetüftelt und verwegen „Gott" und „Tod", „Stadt" und „Fall" u. s. w. reimt, daß er gleichermaßen die Gesetze der deutschen Sprache verachtet: „Nur in meinem Herz ist's Winter — nur in meinem Herz ist's kalt" — hat uns noch nicht so sehr imponiert, aber welch' echt faustisches Drängen ist in dieser Brust! Gerdenitsch wünscht sich z. B. kein Herz zu haben und singt:

„O bist ein Gott der Güte du,
Willst du der Menschen Glück,
So nimm, o Herr, ich bitte dich,
Dein Teufelsg'schenk zurück!"

— weil er nämlich leider (S. 10) ein „unfriedschwang'res Herz" hat. Und wie geschmackvoll ist dieser junge Dichter! Über Goethe's „Iphigenie z. B. urteilt er streng, aber gerecht:

Von Handlung nicht viel, doch recht viel Worte,
Ein griechisches Drama von schlechtester Sorte,
Hellenische Körper mit christlichen Seelen —
Bei Dünger nur kann's nicht den Eindruck verfehlen.

Noch viel schlechter kommen Heine und Heyse fort Nur einen Dichter und sein Werk rühmt Gerdenitsch enthusiastisch, aber es handelt sich ja auch um den tiefsten, künstlerisch bedeutsamsten Künstler unserer Tage und um ein Epos von unvergänglichem Werte: Rudolf Baumbach's Zlatorog:

Ein Alpenlied voll Frische,
Wie Thau am Bergeshang;
Das hert macht's weit und weiter
Wie Lerchen Morgensang u. s. w.

Wir wiederholen, das Buch leistet mehr, als das Vorwort verspricht und nun einen Poeten zur Veröffentlichung eines solchen Opus zu drängen, dazu reicht es nicht hin, „hirnverbrannt" zu sein, sondern man muß schon geradezu in der Zwangsjacke stecken. r. g.

— Das Lehrbuch der Poetik für höhere Lehranstalten", welches der Director des Realgymnasiums zu Hannover, Dr. C. Fr. A. Schuster im Anschluß an die von ihm besorgten neuen Auflagen der Hoffmann'schen Lesebücher (Halle, A. Mühlmanns Verlag, 1890) hat erscheinen lassen, bietet zu einer eingehenden Besprechung an dieser Stelle keinen Anlaß. Der Verfasser hat Vischer (daneben Carrière) fleißig benutzt und war bemüht, einen brauchbaren Leitfaden für den Schulunterricht zu schaffen. Daß ihm dies im Wesentlichen gelungen ist, beweist der Umstand, daß das Büchlein in dritter Auflage vorliegt. Einzelnes freilich hat uns seltsam berührt; ist es z. B. ein innerer ästhetischer Unterschied zwischen Volks- und Kunstlied, daß bei letzterem der Autorname genannt wird, bei ersterem nicht? Und giebt es zwischen Novelle und Novellette keinen anderen Unterschied, als den äußeren Umfang? Geradezu komisch aber berührt die Scheu des Herrn Directors, den Namen eines lebenden Autors zu citiren. Lieber nennt er als Muster eines Intriguen-Lustspiels Schillers „Neffen als Onkel", also eine Übertreibung! Und das geschieht am grünen Holze, Schuster ist im ganzen ein Mann, mit dem sich reden läßt. r. g.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Hasad in Berlin.

Digitized by Google

Der Tugendpreis.

Novelle von **Otto Roquette.**

(Schluß.)

„Aber sind Sie denn ganz des Teufels?!“ rief Herr Tillmann. „Was läge denn für ein Ruhm in einem so albernen Betragen? Und wie können Sie sich durch ein ganz thörichtes Vorurteil bestimmen lassen, in der Ehre, die wir Ihnen erweisen, etwas Unangenehmes zu erblicken?“

„Nein, nein, lieber Bogner —!“ fuhr der Bürgermeister fort, in den Ton väterlicher Mahnung übergehend — „Sie werden Ihren häßlichen Vorsatz heut Abend nicht ausführen! Dergleichen liegt garnicht in Ihrer Natur. Sie würden es morgen sehr bereuen. Sie werden es auch um unseretwillen nicht thun, die wir in der besten Meinung über Sie waren, und bleiben wollen. Sein Sie überzeugt, man ist in der Stadt einverstanden, daß wir richtig gewählt haben!“

Peter sprang auf und trat an's Fenster. Es klang von der Straße herauf wie Zusammenlaufen vieler Leute, dazu verworrene Stimmen durcheinander.

„Was ist das?“ fragte der Bürgermeister, sich ebenfalls dem Fenster nähernd. Eine Menge Volk, von der anerkannt schlechtesten Sorte, war unten versammelt und blickte in drohender Haltung zu Peter Bogners Hause hinauf. Unter der Menge machte der vielbesprochene Schneider (der sich der Vater von neun Kindern rühmte) den Volksredner. Nur verworrene Worte drangen von seinen Lippen herauf, da der Beifall, welchen er erntete, viele Sätze verschlang. Aber zu vernehmen waren die Ausrufe: „Heißt das gerecht sein? Einem jungen Menschen, der sein gutes Auskommen hat, und gesunde Kräfte, sich etwas zu erwerben — was? dem zweitausend Gulden aus der Stiftung zuwenden? Unsereins muß sich die Seele aus dem Leibe arbeiten für Weib und Kinder, und für geringen Lohn, aber immer kriegen das Geld die Reichen. Was bleibt für die Armen?“

„Hören Sie, Herr Bürgermeister, wie man mir Glück wünscht?“ rief Peter Bogner. „Ich will meinen Gönnern Dank sagen!“ Damit eilte er hinunter, um sich mit starken Fäusten und Ellenbogen bis zu seiner Hausthür Platz zu machen. Sein Zurückwerfen der ärgsten Schreier, sein Auftreten von unerwarteter Seite her, seine Erscheinung selbst, brachten eine plötzliche Ruhe, ja einen gewissen Rückzug zuwege. Der Schneider verbarg sich schnell hinter die breiten Rücken zweier betrunkener Packträger. „Was will man von mir?“ donnerte Peter, daß es durch die ganze Straße erscholl. Eine tiefe Stille erfolgte, zumal man den Bürgermeister erblickte, welcher dem jungen Manne gefolgt war, und sich jetzt an seine Seite stellte. Da niemand antwortete, fuhr Peter fort:

„Es scheint, man ist unzufrieden damit, daß mir der Stadtrat einen gewissen Preis zugesprochen hat. Ich bin aber so unzufrieden damit, denn ich will kein Geld geschenkt haben. Noch hat man es mir nicht gebracht, bringt man es mir aber, so werde ich es in die Armenkasse der Stadt geben. Das erkläre ich hiermit!“

„Brav, junger Mann!“ rief der Bürgermeister, indem er seine Hand auf Peters Schulter legte: „Mit diesem Entschluß haben Sie sich des Tugendpreises nur noch würdiger gemacht!“

In der Menge brachte eine Stimme ein Hoch auf Peter Bogner aus, und Alle schrieen und jubelten ihm jetzt entgegen. Der Gefeierte aber, hochrot vor Zorn und Beschämung, entsprang dem Geschrei und barg sich in der Tiefe seines Hauses.

Das Haupt der Stadt sprach darauf mit

Digitized by Google

ernst verweisenden Worten auf die Menge ein, welche sich bereits verminderte, und hieß sie den Platz vollends räumen. „Ihr aber, Meister Zwirn!“ rief er noch dem Schneider zu: „Ihr verkriecht Euch vergeblich vor mir! Ihr habt den Lärm wieder angezettelt — hütet Euch! Wäret Ihr arbeitsamer und brächtet nicht halbe Nächte im Wirtshause zu, Ihr würdet weniger zu klagen haben!“

Der letzte Müßiggänger war von der Straße fort, und so beeilte sich Herr Tillmann, endlich zu Tische zu gehen, wo die Suppe wohl schon kalt geworden sein mochte. —

Um diese bekümmerte sich Peter Bogner heute garnicht, zum Leidwesen der Base, welche nicht begriff, was für ein Geist über den jungen Menschen gekommen war. Und da er selbst längst aufgegeben hatte, der sonst so braven Frau irgend etwas begreiflich zu machen, so ließ er sie auch diesmal im Unklaren über seinen Zustand, in welchem er das Mittagessen aufgab und sich in seiner Schlafkammer einriegelte. Denn diese lag nach dem Hofe hinaus und schützte ihn dadurch vor der Gefahr, von der Straße aus, oder gar von den Fenstern gegenüber, gesehen zu werden. Die Schmach des Tugendpreises, welche er halb und halb von sich abgewälzt zu haben glaubte, trat in ihm mehr und mehr zurück hinter die Gedanken an Christiane. Der Kuß, den er ihr geraubt, durchrieselte ihn noch, wie ein wonniges Gefühl des Triumphes, aber tief erbitterte ihn zugleich ihr zürnendes Verlangen, daß der Vater dem „pöbelhaften Menschen“ die Thür weisen möge! Und sein Gewissen klagte ihn zugleich an, daß er sich im Hause des Bürgermeisters wirklich recht schlecht aufgeführt habe. Auch die Schnittwunde an seiner linken Hand mahnte ihn daran, und er mußte sich selbst einen Verband anlegen, so gut es eben ging. Er schalt sich ferner, daß er Herrn Tillmann das Geheimnis seines Herzens in der Hast verraten hatte. War doch seine Liebe völlig aussichtslos — er glaubte es aus den knapp hingeworfenen Worten des Vaters zu hören, daß er sich das am Besten ganz aus dem Kopfe schlage! Da das nun aber nicht gleich möglich war, im Gegenteil die Gedanken an Christianen nur heftiger darin rumorten, so war er wirklich in den nächsten Stunden in einer recht üblen Verfassung. Die Enge seiner Kammer drückte ihn, er wäre lieber in's Freie gelaufen, aber er fürchtete unliebsame Begegnungen. In seiner jetzigen Stimmung, das wußte er, lief er Gefahr irgend einem lächelnden Gesichte mit der Faust die Nase einzuschlagen. Endlich verließ er doch seine Kammer, schloß aber die Hausthür zu und steckte den Schlüssel in die Tasche, so daß auch die Base zu ihrem Leidwesen für die nächsten Stunden auf das Haus beschränkt blieb. —

Gegen Abend ging der Bürgermeister mit seiner Gattin im Garten hinter seinem Hause auf und nieder. Er hatte ihr von dem hastig verratenen Herzensgeheimnis des Nachbars erzählt, und sie führten ein langes ruhiges Gespräch darüber.

„Wie Christiane über ihn denkt, weiß ich nicht,“ sagte die Mutter. „Nach seiner heutigen Aufführung wohl nicht zum Besten. Sie ist zwar still, scheint aber innerlich stark erbittert. Er trieb es auch wie ein Verrückter — und sonst ist er so ordentlich, und dabei wirklich ein hübscher Bursch.“

„Ja, ja!“ entgegnete Herr Tillmann schmunzelnd, „der Kuß, den er Dir aufdrückte, hat Dich weniger erbittert, als der andre, den Deine Tochter bekam!“

Die schmucke Frau gab ihm lächelnd einen kleinen Schlag auf die Hand. „Der arme Junge war eben ganz außer sich, so daß man ihm etwas zugute halten muß. Er nimmt das mit dem Tugendpreise aber auch gar zu schwer! Freilich hab ich auch schon gehört, daß viele Leute sich darüber lustig machen, obgleich mancher die Summe gern empfangen hätte. In dem Peter Bogner aber, den ich von Kindheit an drüben habe aufwachsen sehen, hätte ich einen solchen Stolz und Trotz nicht vermutet. Doch mit der Zeit würde sich das wohl geben, und wenn Christel wollte —“

„Nur nichts verfrühen, Mutter!“ mahnte der Hausherr dazwischen. „Frage sie nicht! Ich behalte mein Geheimnis auch für mich. Wir haben freilich mit unsrer Tochter höher hinaus gewollt, und — man würde sich immerhin in der Stadt wundern. Die Tochter des Bürgermeisters —! Und Bogner ist doch nur —“

Die Hausfrau legte ihren Arm in den ihres Gatten.

„Weißt Du“ begann sie, „dem August Tillmann, der vor zwanzig Jahren um mich warb, sah man den künftigen Bürgermeister auch noch nicht an, und ich nahm ihn doch! Die Leute

Digitized by Google

mochten damals auch darüber reden — was lag uns daran? Sie haben sich auch längst beruhigt.“ Der Bürgermeister sah seine Gattin mit einem herzlichen Blicke an, und drückte ihre Hand. Sie aber fuhr fort: „Sie sind Beide noch sehr jung — ich weiß, er wird erst vierundzwanzig. Aber er ist geschickt, er wird sein Geschäft ausbreiten. Die Base, die ich neulich sprach, erzählte mir beiläufig, er habe so viele Aufträge und Bestellungen, daß er sie schier in Jahren nicht bewältigen könne, und in dem kleinen Hause bald keinen Platz mehr haben werde.“

„Ja, ja, das ist Alles recht schön, muß aber abgewartet werden!“ sagte der Vater. „Um Alles, thu nichts dazu, daß die jungen Leute etwa bald einig werden! Ich müßte durchaus dreinsprechen! Sagte ich jetzt gleich gutwillig ja — die Leute müßten denken, ich hätte ihn zu dem Tugendpreise vorgeschlagen, weil ich ihn zu meinem Schwiegersohn haben wollte! Die zweitausend Gulden hätten wohl gar zur Aussteuer dienen sollen!“

Die Hausfrau lachte. „Auf was für Gedanken ihr Männer auch kommt! Jetzt treibst Du es in der Sorge um Deinen guten Ruf nicht besser, als der Peter Bogner! Solche Möglichkeiten sind ja schon abgewendet durch seine Erklärung, daß er das Geld in die Armenkasse geben will! Was reden wir aber auch! Wir wissen ja noch nicht, wie unsre Christel denkt!“

Christel aber stand in der Abenddämmerung an ihrem Fensterplatze, durch den Vorhang gedeckt, mit Hut und Handschuhen, zum Ausgehen gerüstet. Wie Peter Bogner vormittags vom Fenster aus die Thür des Hauses gegenüber mit den Augen bewachte, bis zur Heimkehr des Hausherrn, so beobachtete die Tochter des Bürgermeisters jetzt Peter Bogners Thür. Sobald er herausträte, wollte sie hinunter und ihm folgen, denn sie hatte beschlossen, ihn zu sprechen, wo es auch sei. Der heftige Zorn gegen den Nachbar war schneller verflogen, als sie selbst für möglich gehalten. Denn nachdem sie, erbittert über sein Betragen, das Zimmer verlassen, hatte sie in der Nebenstube das ganze Gespräch Peters mit ihrem Vater angehört. Die Thür war ja nur angelehnt — aber auch wenn sie geschlossen gewesen, Christel hätte es hören müssen, da Peter so geschrieen hatte, daß man es durch die ganze Wohnung hören konnte. Und welch ein Bekenntnis schlug an ihr Gehör! Er liebte sie! Es ging wie ein Aufatmen durch ihre Seele, wie eine Erlösung, denn sie wußte nun, daß sie sich selbst nicht mehr zu schelten brauchte wegen ihrer Gedanken an den schweigsamen und ablehnenden Nachbar. Sie gestand sich, daß ihr Herz ihm seit lange gehörte, und so verzieh sie ihm im Stillen sein unbotmäßiges Betragen. Aber sie erschrak zugleich über seine Drohung, daß er Abends im Wirtshause Schreckliches zu thun beabsichtige, sich sogar betrinken wolle! Seinem aufgestachelten Trotze war jetzt auch das zuzutrauen. Aber das sollte nicht sein, das wollte sie verhindern. Wenn sie ausgesprochen, daß sie einem Manne auch wohl etwas vergeben könne, so schien ihr der Kuß und das eingeschlagene Fenster jetzt reichlich genug dazu. Niemand sonst hatte den Vorgang gesehen. Aber ein öffentliches schlechtes Betragen im Wirtshause, nur aus ärgerlicher Absicht, ein Streich, den er aus Vergeltungslust, und doch gegen sich selbst, vorhatte — nein! Einer so ärgerlichen Enttäuschung, einer so lächerlichen Bloßstellung vor der Stadt sollte ihr Vater nicht ausgesetzt werden! Und ein so beschämender Rückschlag der guten Meinung sollte über Peter Bogner nicht kommen. Sie hatte beschlossen, ihn zurückzuhalten. Und wenn sie ihn an der Thür des Wirtshauses erst einholte, um noch seine Hand zu ergreifen, sie hoffte ihn von seinem Vorsatz abzubringen.

Endlich trat er aus seiner Thür. Sie huschte die Treppe hinunter und sah ihn um die nächste Ecke biegen. So rasch er ging, sie mußte auf seinen Fersen bleiben, und es gelang ihr, obgleich ihr fast der Atem stockte. Aber was war denn das? Da lag das Wirtshaus, welches, wie sie von ihren Freundinnen erfahren hatte, die jungen Männer Abends zu besuchen pflegten — Peter aber trat nicht ein, sondern ging vorüber! Wollte er den Schauplatz seiner bösen Absicht in ein anderes, vielleicht geringeres Wirtshaus verlegen? Es wäre schrecklich! Sie mußte ihm weiter folgen. Jetzt war sie in die Nähe der Stadtkirche angelangt, und sie sah, wie er an dem Türmchen halt machte, dessen Wendeltreppe zum Orgelchor hinauf führte. Er zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete das Pförtchen, und verschwand darin. Christel atmete beglückt auf. Er hatte seinen bösen Plan jedenfalls aufgegeben, er war an seine Orgel gegangen! Bald darauf hörte sie die gedämpften Klänge durch die Wölbung rauschen. Ihr Herz zog sie mächtig nach — aber die Kirche war um diese Zeit verschlossen. Wenn er das Pförtchen des Turmes offen gelassen hätte —?

Digitized by Google

Ja, sie fand es nur angelehnt, und pochenden Herzens tastete sie sich die finstere Wendeltreppe hinauf. Sie sah ihn, trotz der tiefen Dämmerung, ganz versunken in sein Spiel, vor der Orgel, und schlüpfte in den untersten Winkel, um ihm unentdeckt zuzuhören.

Der junge Mann zog heut nicht alle Register, um sein Inneres auszustürmen, denn es war nach einem Entschlusse ruhiger in ihm geworden. Er wollte morgen in aller Frühe die Stadt für einige Zeit verlassen. Ein paar Aufträge, welche er empfangen, hätten ihm über lang oder kurz eine Reise doch nötig gemacht, und nun schien es ihm zweckmäßig, dieselbe gleich anzutreten und für künstlerische Zwecke etwas weiter auszudehnen. Seinen Koffer hatte er bereits gepackt, und jetzt war es gleichsam ein Abschied, den er in der ihm geläufigen Tonsprache nehmen wollte, ein Abschied von schönen Lebenshoffnungen, welche ihm erst kürzlich aufgegangen waren, um sich ihm heut als trügerische Gespinste zu erweisen. So erging er sich eine Weile in einem düster melancholischen Phantasieren, fast nur mit der rechten Hand, da der Verband an der linken ihm hinderlich war. Plötzlich aber riß er diesen ab, denn er brauchte wieder den vollen Grundton der Harmonien. Es war, als ob eine neue Zuversicht über ihn käme, die er mit einem Hallelujah begrüßte. Dann ließ er die Tasten ruhen, und saß eine Zeitlang schweigend davor, eigen berührt von der Stille in dem weiten Raume.

Wenig entfernt von ihm saß Christiane, vom Dunkel gedeckt, im Innersten berührt durch seine Tonsprache, so tief, daß Thränen ihren Augen entströmten. Als er aber die Klänge verstummen ließ und ernstes Schweigen den Raum beherrschte, überfiel sie eine nicht geringe Besorgnis. Sie mußte vor ihm den Chor verlassen, um nicht von ihm eingeschlossen zu werden. Er konnte sich jeden Augenblick erheben und die wenigen Schritte bis zur Pforte thun, während sie einen längeren Weg dahin zu machen hatte. Daher erhob sie sich rasch. In ihrem neuen Schreck aber sah sie jetzt, daß das Mondlicht durch das große Kirchenfenster fiel, und einen hellen Schein grade bis zur Pforte hinwarf. Es war ihr, als hätte sie einen breiten Strom bis zum andern Ufer zu überschreiten. Aber sie durfte nicht zögern, wenn sie unentdeckt hinaus gelangen wollte, und mit angehaltenem Atem versuchte sie das Wagnis.

Da wurde Peter Bogner aus seinen Träumereien aufgescheucht durch einen Schatten, der sich plötzlich langhin, bis in seine Nähe, über den Boden warf. „Wer ist da?“ rief er aufspringend. Christiane aber entsetzte sich dermaßen vor dem laut durch die Wölbung dröhnenden Rufe, daß ihr die Kniee wankten. Schon war Peter an ihrer Seite, und wiederholte seine Frage. Geschah es gleich mit jetzt gemäßigtem Tone, so war Christel nicht weniger erschrocken, da sie von ihrer Gegenwart Rechenschaft geben sollte.

„Verzeihen Sie, Herr Bogner“ — stammelte sie. „Ich wollte — Ihrem Spiel nur ein wenig zuhören!“ —

Peter erkannte ihre Stimme. „Fräulein Christiane — Sie?“ rief er in äußerster Überraschung. „Sie mochten noch mein schlechtes Orgelspiel anhören — nach meiner heutigen Aufführung in Ihrem Hause?“

„Ach, lassen wir das!“ entgegnete Christel befangen. „Ich bin — mit meinem Betragen auch nicht zufrieden!“

Hätte Peter jetzt in die Tasten greifen können, er würde Jubelakkorde hervorgerufen haben. Aber da er sich allein mit Christianen befand, und reden sollte, hatte er nur Herzklopfen und mühsam erzwungene Worte. „Da ich Sie heut noch sehe,“ begann er, „kann ich mich Ihnen wenigstens empfehlen. Ich will morgen früh verreisen.“

„So? Morgen schon? Werden Sie sehr lange ausbleiben?“ entgegnete Christel leise.

„Ich dachte — drei Wochen. Es könnte auch länger dauern.“

„Es ist vielleicht recht gut so! Bei Ihrer Rückkehr werden die dummen Gespräche, die Ihnen so unangenehm sind, in der Stadt wohl schon aufgehört haben.“

Peter that einen langen Atemzug, dann wagte er die Frage: „Bitte, sagen Sie mir Eins! Bin ich in Ihrer Achtung noch tiefer gesunken, seit man mir diesen widerwärtigen — Preis zuerteilt hat?“

„O nein! Gewiß nicht. Sie sind mir auch so — ganz — ganz —“

Nach diesem Gedankenstrich kann von einem eigentlichen Gespräch zwischen Christel und Peter kaum noch etwas berichtet werden, obgleich sie noch geraume Zeit auf dem Kirchenchor neben der stummen Orgel verweilten. Wie es plötzlich über sie gekommen, wußten sie selbst nicht, aber

Digitized by Google

sie hatten sich gefunden und umschlungen, und selbst der Raum, in welchem sie sich befanden, durfte ihr unschuldiges Glück nicht als Entweihung betrachten. Dann aber mußte ein Entschluß gefaßt werden, und da es ein Wagnis galt, fühlte sich Peter ganz in seinem Elemente. Inzwischen gab es noch ein fröhliches Abenteuer unter Kichern und manchem Verweilen. Denn Peter mußte ein Streichhölzchen nach dem andern anzünden, um Christel auf der finstern Wendeltreppe voraus zu leuchten, bis das letzte an der Ausgangspforte verbraucht war. —

Einige Tage darauf lasen die Bewohner der Stadt in ihrer Zeitung, daß der vielbesprochene Tugendpreis Herrn Peter Bogner zugesprochen worden sei, dieser aber die damit verbundene Geldsumme von zweitausend Gulden nicht angenommen, sondern vor seiner Abreise durch eine schriftliche Urkunde großherzig der Armenkasse überwiesen habe. So erfuhr man daraus zugleich, daß er verreist sei. Die Spötter hielten es für gut, nun doch zu schweigen, da das allgemeine Urteil sich jetzt erst recht zu seinen Gunsten neigte. Wohin er gereist sei, erfuhr man nicht, selbst die Base wußte es nicht genau anzugeben, noch auch erfuhr man, was sich am Abend vor seiner Abreise im Hause des Bürgermeisters ereignet hatte. Wie Christel und Peter Hand in Hand vor die Mutter getreten, da sie dieser zuerst begegneten, wie sie dann, unter der zögernden Führung derselben, sich in das Zimmer des Hausherrn begaben, und wie der Bürgermeister, allen seinen Entschlüssen zum Trotz, sich sehr inkonsequent und gütig gezeigt hatte. Nur an einer Bedingung hielt er fest, und diese lautete: Vorläufiges Geheimnis und Aufschub! Und welch ein Fest im Stillen begangen wurde, merkten selbst die Hausgenossen nicht; denn da der Herr Nachbar Bogner zweitausend Gulden in die Armenkasse geschenkt hatte, mochte der Herr Bürgermeister Abends doch wohl ein paar Flaschen draufgehen lassen!

Bald war in der Stadt von dem Tugendpreise nicht mehr die Rede, denn eine große Wanderversammlung der deutschen Gastwirte tagte in ihren Mauern, und die gehaltvollen Reden, Verhandlungen der für die gute Sache vereinigten Männer, noch mehr das große Festmahl und der darauf folgende Ball, nahmen die allgemeine Teilnahme in Anspruch. Diesen Ball besuchte Christel nicht, obgleich sie in sehr lebensfroher Stimmung war. Sie empfing täglich einen Brief und gab täglich einen solchen zur Post —

Und als drei Jahre vorüber gegangen, und die Väter der Stadt wieder an den Tugendpreis denken mußten, hatte sich manches verändert. Die Base lebte nicht mehr gemeinsam mit ihrem Neffen, sondern hatte Miether in ihr Häuschen genommen, mit welchen sie recht gut stand. Peter Bogner aber bewohnte mit seiner jungen Frau ein großes Haus, welches für sein Geschäft nötig geworden war, und ein kleiner Peter wurde auch schon von Christel umhergetragen.

Das Preisgericht aber hatte auch diesmal manche harte Sitzung zu überwinden. Da man den Preis zuletzt einem jungen Manne gegeben hatte, so sollte er diesmal einem älteren Bürger zuerteilt werden. Aber die Schwierigkeit der Wahl schien mit den Beratungen zu wachsen, und es machten sich Stimmen laut, welche vorschlugen, den Preis diesmal garnicht zu verleihen. Der Bürgermeister gab zur Überlegung, ob man sich denn wirklich so bloßstellen wolle, zu erklären, daß in einer Stadt von so viel tausend Bürgern kein einziger des Preises würdig sei? Endlich vereinigte man sich auf einen tugendhaften Knopfmacher, den man eigentlich bis dahin auch noch nicht gekannt hatte, der aber als bieder, sehr alt, kränklich und mit seiner kinderlosen Frau in musterhaftem Einvernehmen lebend geschildert wurde. Der Alte hatte sich um die Angelegenheit kaum gekümmert, als er aber die Nachricht über die unverhoffte Ehre und zugleich die Geldsumme erhielt, bekam er vor Freude einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte. Drei Wochen darauf starb er.

Hatten die Väter der Stadt bei den ersten Preisverleihungen nicht eigentlich von Glück zu sagen, so soll sich das mit der Zeit geändert haben. Ein gewisses lächelndes Sträuben des Empfängers und seine Versicherung, des Tugendpreises nicht würdig zu sein, wiederholte sich, wie man erzählt, von drei zu drei Jahren, aber keiner der Gekrönten soll daran gestorben, keiner darüber erbost gewesen sein, und keiner das Geld in die Armenkasse gegeben haben.

Digitized by Google

Erinnerung.

Ich hatt' ein paar Gedichte vorgelesen.
Verschiedner Art, in altbekanntem Kreis.
Nun sprachen Lob sie mit verzücktem Wesen.
Man kennt ja solchen leicht erkauften Preis,
Alltäglich, leer, er macht nicht kalt, nicht heiß.
Ich schwieg. Doch einer wies noch lange nach
Den schönen Keim, das Wort und die Empfindung.
Mir aber, da die Stimme langsam sprach,
Stieg auf ein Bild in seltsamer Verbindung.
Und einen Knaben seh' ich, schlecht gekleidet,
Obgleich es Winter und die Kälte schneidet.
Vor der geschlossnen Thüre steht er bang
Und zieht die Klingel. Bei dem leisen Klang
Erschrickt er zitternd: viel zu laut erscholl
Für seinen Mut der Meldeton der Schelle.
Nun wartet er mit Beben auf der Schwelle,
Daß jemand kommen und ihm öffnen soll.
Man hat ihn nicht gehört. Zum zweitenmal
Schon läutet er, unendlich dauert's heute.
Nun wird es nötig, daß er stärker läute;
Er thuts und zuckt, es bleibt ihm keine Wahl.
Und endlich hört er oben lautes Schelten,
Es war zu stark, nur ihm allein kann's gelten;
Man öffnet ihm. Wie ein Verbrecher schleicht
Hinauf die Stufen er und tritt ins Zimmer,
Er küßt die Hand, mit scheuem Kuß wie immer,
Die kalt und mürrisch stets ihm wird gereicht.
Dann setzt er sich in seine stille Ecke
Und wartet schweigend auf das Mittagsbrot,
Das ihm geschenkt wird hier. Es hat nicht Not,
Daß ihm das Essen jeden Tag wohl schmecke:
Denn Hunger bringt er mit. Es dauert lange —
Sie haben Zeit — bevor das Mahl im Gange.
Doch endlich kommts. Er ißt nicht mit Behagen,
Doch ißt er, streng verlangt sein Knecht der Magen.
Er sieht nicht viel herum, denn Krohes sieht
Er selten hier und ißt nur fort in Eile.
Doch heute merkt er, etwas Schlimmes zieht
Hier durch die Luft, schon eine gute Weile.
Und endlich sagt die alte Frau recht spitz:
„Dein Vater ist sehr krank, du weißt nicht, Fritz."
Er wußte nichts und er erschrickt und gleich
Stehn ihm im Auge seine heißen Thränen,
Und wie er dasitzt, schweigend, still und bleich,
Stockt ihm das Essen ängstlich in den Zähnen.
Da gellt die Stimme wieder: „Schäm' dich doch,
Der Vater ist so krank, da frißt er noch."
Da schiebt der Knabe weg das Eßgerät,
Würgt schwer hinab den Rest im Mund und geht.
Und draußen rinnt die Thräne mit Gewalt.
Der arme Bursch, zwölf Jahre ist er alt. —
Und heute sitz ich in demselben Zimmer
Und alles um mich her im Lampenschimmer
Und findet nicht genug der warmen Worte —
Dieselben Leute und am selben Orte!
Wie hätte einst dem armen trüben Jungen
Ein einzig freundlich Wort ins Herz geklungen;
Nun ist es spät! Der erste süße Thau
Ward weggefegt, der kräftigt für das Leben.
Der Morgen fehlt. Mag sich die Sonne heben,
Ihr heißer Strahl verscheucht nicht mehr das Grau.
Das Herz wird älter, doch es klafft die Lücke,
Die ungefüllt blieb von der Jugend Glücke.
Und schmerzlich drängt im lauten Plauderchor
Die heiße Sehnsucht mir nach Lieb' empor
Und wieder fühl' ich — lange schien's begraben —
Das bittre Wehe des verlassnen Knaben.

Friedrich Adler.

Flötender Faun.

Auf dem Zweig, dessen dunkle Blätterfülle
Sankt sich niederneigt in den stillen Weiher,
Sitzt ein junger Faun und bläst auf der Flöte.
Lockend schmeicheln die Klänge über die Wasser,
Wecken drüben im thauigen Röhricht
Blauer Libellen flatternde Scharen,
Schallen hinüber, schallen herüber,
Wiegend und wogend.
Leise plätschert es da, aus dem Wasser
Taucht hervor eine schlanke Nixe,
Funkelnde Perlen im blonden Haar.
Schmiegt sich zu Füßen des flötenden Faunes,
Lauschet sinnend den weichen Klängen,
Die hinüber, herüberschallen,
Wiegend und wogend.
Seltsam schwebt ob dem Weiher die Weise,
Lockt und flieht, und bittet und liebkost,
Schmeichelt und ruft und scherzt und tändelt
Neckenden Spieles.
Dunkler glühen des Faunes Augen,
Bis die Flöte in klagender Sehnsucht
Zitternd verstummet.
Liebverlangend streckt die braunen Arme
Nach der weißen Nixe der Faun,
Spricht zu der Holden.
Aber die blonde Nixe, erschrocken
Ob dem rauhen, tierischen Klang der Stimme,
Taucht dem blendenden Kiesel gleich
Nieder ins Wasser.
Schlängelnd in Kreisen wellt sich der Weiher,
Aus der blauen Tiefe erschallt
Neckend Gelächter. —
Träumerisch schaut der Faun in die weiten Kreise,
Die allmählich sich auf der Flut verlieren,
Späht und lauschet
Hinunter.
Silberblau schweiget die Tiefe.
Über den See zum thauigen Röhricht
Ziehen vereinzelt blaue Libellen,
Hinter den Erlen neigt sich die Sonne.
Durch den Abend hallen der Flöte Klänge,
Lockend und bittend, liebkosend und schmeichelnd;
Schallen hinüber, schallen herüber,
Wiegend und wogend.

Hans Mackowsky.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Lucifer.

Schauspiel in vier Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

(Schluß.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen; Pfeifer. (Gesang und Orgelspiel haben aufgehört.)

Wolf (mit gedämpfter Stimme). Sie sind's? — Wie kommen Sie denn herein? Ich hatte doch unten die Hausthür abgeschlossen — und es wohnt hier Niemand —

Pfeifer. Rabe gab mir seinen Schlüssel. (Erblickt die schlafende Eva.) Ah —!

Wolf. Leise. Was wollen Sie?

Pfeifer. Ihnen den Revolver wiederbringen, Herr Doktor. (Zieht ihn aus der Tasche.)

Wolf. Danke. Noch geladen?

Pfeifer (nickt.) Bis auf den einen Schuß.

Wolf. Nun, und was — ist mit ihm geschehn? — Mit dem Euler, mein' ich.

Pfeifer. Ein paar Faustschläge; weiter nichts. Die Soldaten kamen; grade zur rechten Zeit.

Wolf. Schade! (Geht zum Tisch, legt den Revolver daraus. Nimmt Eva's Brief, kommt zu Pfeifer zurück.) Sie tragen nun diesen Brief zu Fräulein Irene Palm; Sie wissen ja, wo sie wohnt. (Pfeifer nickt.) Sie geben ihn aber nur ihr, keinem andern Menschen. Sie bleiben da, bis sie gelesen hat. Das Fräulein wird Sie dann fragen, wo ihre Schwester ist; Sie erbieten sich, sie hierher zu führen; aber nur sie. Das Weitere dann hier. Vergessen Sie jetzt nicht, unten die Hausthür wieder zu verschließen. Adieu! (Pfeifer ab. Wolf, in sorgende Gedanken versinkend) Kommen wird sie gewiß; daran zweifl' ich nicht. Aber dann? Was dann? (Betrachtet Eva eine Weile.) Wie sie da liegt. In meinem Schlaf, so zu sagen. Als fragte mich ihr erstarrtes Gesicht: was soll dein Geschöpf noch thun? Was hast du mir noch aufzutragen oder zu gebieten? — — Holde Maske, ich wüßte noch was für dich; das thät'st du aber nicht so leicht, so gern, wie vorhin den Brief. Wer weiß, ob du's thätest . . . Ein verruchter Gedanke. Noch von Niemand gedacht, bilde ich mir ein. Wenn er aber zweckmäßig ist . . . Mir scheint, daß er es ist. — Etwas zu versuchen, das noch Niemand versuchte, das wär' eine Probe der „Kraft", eine wunderbare . . . Auf Ja oder Nein! (nahe an Eva's Ohr, leise) Du schläfst.

Eva (die nach dem „Du" das Gesicht verzieht, zögernd). Ja.

Wolf. In Ruh' und Frieden.

Eva. Ja, ja.

Wolf. Du bist mir dankbar, nicht wahr, für den süßen Schlaf. (Sie nickt.) Würdest gerne thun, was ich will. (Sie bewegt sich nicht.) Du wirst deine Schwester sehn. Sie wird kommen.

Eva (freudig, doch immer mit schwacher Stimme). Ja, ja.

Wolf. Wenn sie nun aber kommt, was wirst du ihr sagen? (Sie schweigt.) Ich will dir's sagen, gieb Acht; denn du weißt es nicht. Wenn deine Schwester nun kommt und dich fragen wird: „warum schriebst du mir? was ist Dir geschehen?" dann wirst du ihr sagen: Ich hab' eine Bitte an dich. Doktor Grumbach ist dir so gut, sei auch du ihm gut. Ich will nichts von ihm. Vergiß, vergieb, was geschehen ist, rette mich aus meinem Elend, erhöre seine rasende, eifersüchtige Liebe, die uns dahin brachte, werde seine Frau! (Eva bewegt sich unruhig; ihre Gestalt zuckt und zittert. Wolf für sich) Wie ihre Seele sich sträubt. — Nun, welche thäte das nicht? (zu Eva) Gieb Acht. Du verstehst noch nicht. Du wirst begreifen, was ich sage, und dann wirst du's thun. Sobald Irene dich fragt, so wirst du ihr sagen: Dein großes Herz kann uns alle retten. Vergieb mir und ihm. Ich will nichts von ihm. Werde seine Frau! (Sie stöhnt, verzieht qualvoll das Gesicht.) Niemand zwingt dich, das weißt du; frei bist du wie der Vogel in der Luft, du hast deinen eigenen Willen; und aus diesem eigenen, freien Willen wirst du es dann thun. (Sie ist ruhig, sie nickt mehrmals. Wolf für sich) Sie hat genickt, sie wird's thun; sie hat meinen Willen. — Und die Andre? Die Stolze? — So eine große Seele, denk' ich, kann nur Großes reizen. Die wird es erst entsetzen, dann erschüttern, hoff' ich, daß aus diesem Mund — wie durch Gottes Stimme — — Es kann mißlingen, kann glücken; es kann ihren jungen Schwärmergeist umnebeln und berauschen. Ich hab' nichts zu verlieren; nur wer wagt, gewinnt! — —

Digitized by Google

(auf die still dastehende Eva blickend) Laß' ich sie noch so oder weck' ich sie? — Ich könnte — (Hinter der Scene ein Pfeifen, den Wachtelruf nachahmend. Er horcht. Es wiederholt sich.) Das ist Rabe. — Er hat den Schlüssel nicht, er kann nicht ins Haus. (Geht in den Erker, blickt hinunter.) Da steht er. — Er winkt mir, ich soll kommen? Was giebt's? Keine Ruhe heute? (mit einer Handbewegung) Ich komme. (Schließt die Fenster; kommt zurück.) Also dann sie wecken. (nahe an Eva's Ohr, mit halber Stimme) Du wirst nicht vergessen, was dein Wille thun will. (Sie schüttelt langsam den Kopf.) Nun zähle ich bis drei; bei drei wachst du auf. (langsam) Eins. Zwei. Drei. (Eva öffnet die Augen, bewegt sich, blickt verwundert, will noch starren Augen, umher.) Ich bin hier. Sie schliefen; einen schönen und guten Schlaf. Jetzt verlaß' ich Sie — aber nur auf kurze Zeit. Da steht die Lampe — und das Feuerzeug — wenn Sie's heller wollen. Auf Wiedersehen; bald! (Rechts ab; von draußen verschließt er die Thür.)

Eva. Es dunkelt. (Steht auf, mit schweren Bewegungen, wie schlaftrunken.) Was hab' ich geträumt? (Horcht verwundert auf.) Sagte ich nicht eben: „was hab' ich geträumt?“ Und ich weiß doch nichts; hab' doch nicht geträumt. Ich lag nur so da; (sich entsinnend) von ihm eingeschläfert. (nach einer Stille, in langsam erwachender Angst) Nein, nein. Eine Stimme. Jemand sprach zu mir; — also doch im Traum. Herzweh; — hier, hier thut's noch weh. Warum thut's denn weh? Was? Was? — Wie ein Hauch ist's fort. (beklommen) Unbegreifliche Welt! Sind wir so geschaffen, daß wir fühlen, was doch nicht ist? oder daß etwas ist und wir's doch nicht wissen? — — Denken macht verrückt. (umherblickend) Und ich — wie kam ich hierher? Hierher? — — Gestern Abend, in meinen Thränen um Reinhold, um Irene — o mein Gott, mein Gott, wie war ich noch glücklich!

Vierter Auftritt.

Eva; Pfeifer und Irene.

Pfeifer (draußen rechts). Ich werde mit einem Zündholz leuchten. — Dort ist die Thür.

Irene (draußen). Ja, ja.

Eva. All' ihr Heiligen! Irene! Sie ist's! (Flieht in den Erker, kauert sich nieder, an den Lehnstuhl gedrückt.)

Pfeifer (schiebt auf; halblaut) Bitte, treten Sie ein.

Irene (tritt ein; blickt bang' und verstört umher. Mit wenig Stimme.) Ich sehe sie nicht. Wo ist sie?

Pfeifer. Vielleicht nebenan — — Nein. Dort. (Deutet auf den Erker. Eva rührt sich nicht.)

Irene (hebt zusammen; fährt sich mit der Hand nach dem Herzen. Dann, sich fassend, voll Mitleid und Liebe). Eva! (Eva liegt still.) Eva! Liebe Schwester!

Eva (springt auf, stürzt ins Zimmer und an Irenens Brust). Schwester! — Ich hab' noch eine Schwester! (auf die Kniee niedersinkend, Irenens Gewand mit den Händen fassend) Hab' noch eine Schwester!

Irene. Steh auf. (Sieht sie empor, umschlingt sie.) Wie könnten wir je — — Ich hab' dich, du mich. Wir müssen. Leg' dich hier an die Brust!

Pfeifer (schluckt. Nach einer Weile). Na ja. So sind diese — — Das halt' ich nicht aus. Solche Wesen, solche — — und die leiden zu sehn —

Irene (da Eva in plötzliches Weinen ausbricht, halblaut). Bitte, seien Sie still!

Pfeifer. Verzeihen Sie — ich kann nicht. Dazu ist nicht die Zeit! Er wird wiederkommen . . . Er will Sie verderben, Sie auch; natürlich; und ich soll dabei helfen. Das halt' ich nicht aus. Ein solches Wesen wie Sie — (wieder schluchzend) Das ist ja des Teufels!

Irene. Was wollen Sie denn thun?

Pfeifer. Ein solches Wesen wie Sie! Ich verehr' Sie ja, staune Sie ja an seit der ersten Stunde! Und nun stehn Sie da wie ein Engel vom Himmel — die Barmherzigkeit in Person — — und ich soll ihm helfen. Ich will's nicht. Ich will nicht mehr feig' sein! Für Sie in den Tod!

Irene. Guter Herr, ich dank' Ihnen . . . So helfen Sie uns. Lassen Sie uns hinaus! Führen Sie uns fort!

Pfeifer (plötzlich verzagt) „Führen“ . . . „Hinaus“ . . . Aber er kommt ja wieder. Wenn er uns begegnet — auf der Treppe — draußen — in der ersten Sekunde schlägt er mich schon nieder, und ich steh' nicht mehr auf. Verzeihen Sie, schöne Dame — da fehlt's. (mit hilflosen Geberden) Ich führ' das nicht durch. Was die sogenannten Helden können — oder die Heiligen — das kann ich nicht; dazu reich's nicht mehr. Wenn man so verlumpt — entschuldigen Sie, meine schöne Dame, daß ich das Wort gebrauche — so geht diese Lampe aus. Und hundert Schritte von hier wartet Rabe auf mich, will seinen Schlüssel zurück. Der hat Knochen wie Eisen . . . (mit den Achseln zuckend) Hinaus bring' ich Sie nicht!

Eva (an Irenens Halse hängend, halblaut). Ich will auch nicht mehr hinaus. Will hier sterben, Schwester!

Irene (leise, weich). Sei still. (Macht sich sanft von ihr los; winkt Pfeifer, geht mit ihm nach rechts zur Thür. Leise) Armer guter Mann. Und Sie möchten uns doch hilfreich sein — (Betreffende Geberde Pfeifers.) So gehn Sie in das Haus, zu dem Herrn — hier auf dieser Karte steht's. Dort finden Sie Doktor Euler; sagen Sie ihm, wo wir sind, er soll kommen, sogleich! Wollen Sie das thun?

Pfeifer. So wahr ich hier stehe. (ängstlich besorgt) Wenn aber der — Andre mittlerweile kommt —

Irene (ein Grauen, das sie überkäuft, abschüttelnd). Ich fürchte mich nicht vor ihm!

Pfeifer. Sagen Sie das nicht. Seien Sie nicht zu tapfer, zu stolz, reizen Sie ihn nicht! Was ist ihm eine Menschenehre oder ein Menschenleben

Digitized by Google

wenn er rasend wird; wenn sein „Lucifer“ — — Sie kennen ihn noch nicht. Seien Sie klug, besonnen, halten Sie ihn hin — bis wir kommen — versprechen Sie mir das. Möchte sagen: geloben Sie mir das —

Irene. Ich gelob' es Ihnen. (Giebt ihm die Hand.) Gehn Sie!

Pfeifer (gerührt). Sie geben mir gar diese stolze — diese weiche Hand. Einem Kerl wie ich . . . (Unterdrückt ein wieder aufsteigendes Schluchzen.) Ich war sehr für Sie von der ersten Sekunde an. Für Sie verrat' ich meinen Herrn; das ist auch etwas. Jeder nach seinen Kräften . . . Adieu! (Rechts ab.)

Irene (kommt zu Eva zurück, die mit hängenden Armen, mit gesenkten Augen mitten im Zimmer steht). Eva. Also nun — zu dir. (mit leise bebender Stimme) Sag mir: was ist geschehn. — Warum schriebst du mir?

Eva (beginnt zu zittern, schlägt die wilden Augen auf; richtet sie lange und starr auf Irene). Warum schrieb ich Dir? — Du kannst mich retten, Irene; kannst uns alle retten. Du — — Dein großes Herz. Vergieb mir, was ich — — und vergieb auch ihm. Seine eifersüchtige Liebe . . . Er ist Dir so gut. Ich will nichts von ihm. Sei auch Du ihm gut. Werde seine Frau!

Irene (eine Weile regungslos). Ich versteh' Dich nicht. Dieses Menschen, dem Du — — (Eva nickt, zögernd Irene erschüttert, doch nicht begreifend) Und das kommt aus Dir? (Eva nickt.) Aber wie Du mich ansiehst; mit diesem starren Gesicht. (plötzlich aufschreiend) Ah! Großer Gott, sie ist wahnsinnig!

Eva. O nein, nein. Das nicht. Wollte Gott, ich wär's! (Hält sich an einer Lehne aufrecht, zittert, starrt in die Luft.)

Irene (tritt näher; weich). Eva. Du siehst aus wie nach schwerem Schlaf. Hast Du das alles geträumt? (Faßt Eva an beiden Schultern, die sie leise und zart bewegt.) Denke nach. Bemüh' Dich. Streng' Dich an. Was hast Du geträumt? Wie kam Dir das in den Sinn, daß ich — — Wer gab Dir das ein?

Eva (hat in mißvollem Sinnen schwer gestimt; endlich, wie erwachend). Wer mir das eingab' . . . Er. Ja, er gab mir's ein. (sich erinnernd) So an meinem Ohr. — — O Teufel! — — O Gott! (plötzlich auf die Kniee sinkend und Irenens Kniee umfassend) Er ist ein Teufel, und ich sein Geschöpf. So erbärmlich bin ich. Irene! Verachte mich! Sag mir's, Irene, daß Du mich verachtest! Das, hoff' ich, giebt mir den Tod!

Irene. O still. — Ich weine um Dich. — Wie er durch seine grauenhafte Kunst Dir eingab, so zu mir zu sprechen, so hat er auch gestern — — Ach, ich faff' es nicht. Aber steh auf. Steh auf. Deine Schwester, die Dich liebt, kann Dich nicht so sehn. Es schüttelt mich. Steh auf!

Eva. Nein, nein, laß mich so. Ja, so kam's; Du hast Recht. Wie ein höllischer Wahnsinn ist es über mich gekommen . . . Und dann starrte ich mein Schicksal an und begriff es nicht . . . Und ging fort mit ihm: wie kannt' ich euch wiedersehn . . . Aber nun seh' ich Dich doch; und wie bist Du gut. (Faßt nach Irenens Händen; Irene will sie emporziehn.) Nein, so meint' ich's nicht. Aufstehn noch nicht. Nur Deine Hände küssen — Du Gebenedeite. Ich Verlorene. Aber wie siehst Du mich an, mit Deinem süßen Gesicht. Nein, ich will nicht sterben; ich will sühnen, büßen — bis an meinen Tod. Dein verzeihendes, liebendes Gesicht ist mir wie die Sonne, die zum Leben aufweckt. Leben, um zu büßen!

Irene. Arme Eva. Ach, meine süße Eva . . . Ach, was willst Du thun?

Eva. Ich will das werden, was Du jetzt für mich bist — .

Irene. Was meinst Du?

Eva. Eine barmherzige Schwester, mein' ich; nicht für kranke Seelen wie du, das hab' ich versucht; aber die auf dem Siechbett liegen — für die — — und nur für die auf der Welt. O nicht wahr, zum Pflegen habe ich Talent; hab's damals gezeigt, als ich Dich — mit ihm — — Ach, in diesem wunderlichen, unheimlichen Leben war das meine schönste Zeit! (mit zitternder Stimme) Und wenn Du dann mit ihm —

Irene. Mit wem?

Eva. Nein, nein, fürchte nichts: mein höllischer Traum kommt nicht wieder. Unsern Reinhold mein' ich; — ach, er war mehr Dein als mein. Ist nun ganz, ganz Dein! — Schüttle nicht den Kopf. Das ist ein Stück von meiner Buße . . . (Springt auf, umschlingt Irene.) O laß mich noch einmal so an Deinem Halse liegen! Du hast mir verziehn! Du liebst mich! Ich liebe Dich ohne Grenzen — kann es Dir nicht sagen. Ach, wie war es möglich: wie kannt' ich auf Dich eifersüchtig sein. Du Reine — Du Gebenedeite . . . (Irenens Kopf zwischen ihre zitternden Hände nehmend) Küsse mich! Zum letzten Mal!

Irene (küßt sie, zweimal, lange). So. — So. — Aber was spricht Du: „zum letzten Mal“: „von ferne“. Du bleibst bei mir, ich bei Dir!

Eva (sie mit großen Augen tief ernst anblickend). Bist Du die Irene und kannst mir das sagen? — Sühnen, sühnen; das weißt Du. Solltest mich nur küssen, um mir Kraft zu geben; die hab' ich nun; aus Deiner Seele in meine. Nun finde ich meinen Weg!

Fünfter Auftritt.

Eva, Irene; Wolf. (Es dunkelt.)

Wolf (tritt von rechts ein). Die Thür nicht verschlossen . . (Erblickt die Beiden.) Ah! (Eva läßt sich langsam aus Irenens Armen; tritt, in stillem Grauen, ein wenig nach links zurück. Wolf, nach längerem Schweigen, zu Eva:) Ich hätte mit Ihrer Schwester zu reden; bitte, lassen Sie uns für eine Weile allein. (Geht auf Eva zu, um sie zur Thür zu führen.)

Digitized by Google

Eva (weicht zurück; leise, fast flüsternd). Nicht berühren; bitte. (Geht rückwärts bis zur Thür, zieht sich langsam das Schleiertuch über das Gesicht. So links ab.)

Wolf (geht ihr nach, verschließt die Thür, zieht den Schlüssel ab. Geht dann wieder nach rechts; Irene bleibt in der Mitte. Im Gehn für sich). Hat sie's ihr gesagt? Es scheint so . . . (Betrachtet Irene forschend. Laut) Möchten Sie mich eine kurze Weile ruhig, gelassen anhören; — es wäre gut für Sie beide.

Irene (sich zur Ruhe zwingend). Sprechen Sie. Ich höre. (Für sich) Ich hab's ihm gelobt!

Wolf. Sie sehn, wie es hier steht. (Nach links deutend) Die will nichts von mir. Das Schicksal hat sich besonnen, wie es scheint: es hatte Lust, eine Dritte zwischen uns zu stellen — aber diese Dritte zieht sich, gleichsam mit feierlicher Entsagung, zurück. (Unruhige Bewegung Irenens.) Freilich, Sie selber wollen nichts von mir. Sie verdammen, verwünschen mich. Sie haben diesen edlen Ritter gegen mich gehetzt, um mich zu vernichten; daß es nicht glückte, ist nicht Ihre Schuld. — Ich verarg' Ihnen das nicht; o nein. Zwischen uns war Krieg —

Irene. Ist Krieg. (Sich wieder beruhigend) Aber sprechen Sie!

Wolf (durch ihre Ruhe überrascht, erfreut). Ich danke Ihnen; Sie gönnen mir das Wort. Die Wahrheit, die aus mir spricht — (ausforschend) oder sonst irgend ein guter Geist — macht Sie so duldsam, so gut. Ich hab' mich anzuklagen, und das thue ich: in einer wilden, wütenden Verblendung, hingerissen von Eifersucht, hab' ich gestern Abend — — Erlassen Sie mir, mehr davon zu sprechen. Kurz, so — — so sind wir nun hier. Durch eine schmerzliche Verkettung der Dinge sehe ich Sie hier wieder — Sie, der ich angehöre; glauben Sie mir, ich übertreibe nicht. Alles, was Herz an mir ist, zuckt und lebt für Sie. Wie für die Sache, der ich diene, könnt' ich für Sie sterben —

Irene. Und das wagen Sie mir zu sagen, der Sie meine Schwester — —! (Bezwingt sich mit Gewalt, verstummt.)

Wolf. Sie wollten mich anhören, mein Fräulein. (Sie hat die Augen geschlossen; sagt ihm durch eine Geberde, daß er reden soll.) Ich habe mich angeklagt; entschuldigen kann mich nichts als eben die Leidenschaft, die mich so verbrecherisch krank machte, weil ich — Sie für schuldig hielt. Sie haben mir gesagt, daß dem nicht so ist. Ich berene unendlich. Ich wende mich nun aber an Ihr großes, edelmütiges Herz! Nehmen Sie an, es gäbe aus dieser Verwicklung einen ungewöhnlichen, wunderbaren Ausweg; nehmen Sie an, auch Ihre Schwester sähe ihn dafür an; Sie aber hätten dabei ein großherziges Opfer des Widerstrebens, des Eigenwillens zu bringen . . . Es handelt sich um Sie und mich. Sie könnten einen Menschen fast nach Ihrer Art aus mir machen, wenn wir uns verbänden; ich aber würde aus Ihnen eine große, königliche, geistig strahlende Frau machen in der großen Welt. Was dem Lassalle mißlang, würde mir gelingen: ein vornehmes, weithin leuchtendes Dasein mit einer hochstehenden, gleichgesinnten Frau!

Irene (mühsam). Und Sie meinen, die Andre — Eva —

Wolf. Würde uns nicht hindern. Im Gegenteil: auch sie würde begreifen, daß Ihr Opfermut uns alle erlöst; daß ungewöhnliche Menschen auch nur das Ungewöhnliche zur Erlösung führt. Reden Sie mit ihr; fragen Sie sie —

Irene. Ich habe sie schon gefragt. Sie spricht nicht anders als Sie —

Wolf. Das hofft' ich.

Irene. Wie sollten Sie auch nicht: sie sprach Ihre Worte!

Wolf. Sie verzeihn: ich verstehe nicht. Ein Mädchen wie Ihre Schwester, sagt nur, was sie fühlt —

Irene (in heftiger Bewegung umher und nach oben blickend). Nein, nein, nein. Ich werde Seinesgleichen, wenn ich länger schweige! — — Sie haben, ich weiß nicht wie — in einem Schlaf der Seele — der Unglücklichen ins Herz gelegt, was sie nicht denken kann. Durch die Eine wollen Sie die Andre fangen und verderben —

Wolf (sucht zu lächeln). Welche Phantasie —

Irene. Lügen Sie nicht mehr! Ich weiß es! Sie hat mir's bekannt! — — Nur waren Sie diesmal doch nicht bei Verstand. Sie bildeten sich ein, Sie als Seelendurchschauer, mich bis auf den Grund zu kennen; und Sie trauten mir zu, aus überspannter „Großherzigkeit", mit Eitelkeit vermengt, würd' ich diesen erhabenen Gedanken ergreifen, mich dahinzuopfern. Denn für Menschen wie Sie ist ja unser Idealismus eine Art von Wahnsinn, den der Kluge benützen soll . . . Aber all diesen großen, fürchterlichen Gaben, die Gott Ihnen und Ihresgleichen anvertraut, all diesem kalten, glitzernden Verstand gab er doch auch einen Fluch mit: daß Sie uns, die „Wahnsinnigen", doch nur halb verstehn. Wie der Maulwurf den Adler! Wie der Teufel den Gott!

Wolf (in noch verhaltener Wut). Sie werden toll. Sie vergessen —

Irene. Höllischer Gaukler! Betrüger! Satan! — daß ich alles sage. Suchen Sie sich ein Weib unter Ihresgleichen, bei den bösen Geistern — nicht wo man Sie haßt, verabscheut und verachtet!

Wolf. Sie wollen nicht für wahnsinnig gelten, und Sie sind es doch. Wer einen Menschen wie mich so auf den Tod beleidigt, der wünscht sich selber den Tod; und wenn er ein Weib ist, wünscht

Digitized by Google

er ſich noch mehr. Sie ſind hier in meiner Macht; wiſſen Sie das nicht? Das Haus iſt verſchloſſen, leer; die Gegend iſt wie ein Grab. Dieſe Muskeln von Stahl brechen Dich wie ein Rohr; Dich und Deinen Willen. Ich achte und ich fürchte nichts, wenn mir das angeſchoſſene Ich ſo zu Stoffe ſteigt . . . Nimm all Deine Worte zurück; auf den Knieen zurück; — oder Du fragſt Dich morgen, ob Du Irene oder Eva biſt!

Irene (weicht mit einem Aufſchrei nach links hinter den Tiſch zurück). Rühren Sie mich nicht an!

Wolf. Auf den Knieen, ſag' ich — (Will auf ſie zu.)

Irene (deren Augen umherirren, erblickt auf dem Tiſch den Revolver, greift zu). Eine Waffe. — Gott, Gott, wie ich Dir danke!

Wolf (lacht auf). Der iſt nicht geladen —

Irene. Ich ſeh' Ihnen an, daß Sie lügen. Meinen Schritt mehr näher, oder ich ſchieße. Ich hab's gelernt. Ich kann's. Bleiben Sie da ſtehn!

Wolf. Beim ewigen Lucifer —! (Stampft auf die Erde. Nach Worten ſuchend.) Sie ſind außer ſich. Sie nehmen das zu ernſt, was ich im erſten Zorn — — Hören Sie mich an — (Stimmen draußen, ſich nähernd. Er horcht auf.)

Sechster Auftritt.

Wolf, Irene; Reinhold, der Wirt und Andere.

Reinhold (draußen). Das iſt das Haus. Hinein!

Wirt (draußen). Die Thür iſt verſchloſſen —

Reinhold. So ſchlagen wir ſie entzwei!

Irene. Reinhold! Reinhold! — O Gott!

Wolf (eilt in den Erker, blickt hinunter). Ein halb Dutzend Menſchen. (Schläge auf die Hausthür, dumpf vernehmbar.) Welcher Satan führt die hierher? und ihn? (Kommt zurück. Mit den Zähnen knirſchend.) Wenn die mich fangen, iſt's aus . . .

Reinhold (draußen). Laßt mich! Die Thür iſt ja nicht von Stein! (Stärkere Schläge.)

Wolf. Hätt' ich nur eine Waffe, ſchlüg' ich mich noch durch. Im Dunkeln käm' ich davon . . . Aber ohne den Revolver nicht. (Zu Irene.) Geben Sie ihn mir! Ich beſchwöre Sie! Den Revolver da!

Irene. Lieber hier ſterben, als ihn Ihnen geben.

Wolf. Hören Sie an, was ich Ihnen ſage! Ich will Sie nicht berühren, ich will nichts von Ihnen — nur mich ſelber retten. Darauf mein Eid! mein Schwur!

Irene. Was iſt mir Ihr Schwur?

Wolf. Bei Allem, was mir — (Stockt.)

Irene. „Heilig iſt"? Was iſt Ihnen heilig? — — Dieſe Waffe in Ihre Hand geben, gegen ihn? Sind Sie ſo von Sinnen?

Wolf (mit faſt heiſerer Stimme). Irene! Irene! Haben Sie Erbarmen. (Sie ſchüttelt den Kopf. Wuchtige Schläge auf die Thür. Wolf ſtampft wieder auf die Erde, knirſcht mit den Zähnen.) So ein Engel hat kein Erbarmen. — Nun, ſo zwing' ich Dich. Du wagſt nicht zu ſchießen — auf mich. (Mit bald wahnſinnigem Blick und Ausdruck langſam auf ſie zu gehend.) In mir iſt die „Kraft". In mir iſt Lucifer! Du wagſt es nicht!

Irene (blickt nach oben). Ich wag's. (Drückt ab. Wolf ſtößt einen zuckenden Laut aus, fällt. — Krachendes Zuſammenbrechen der Hausthür. An die Thür links pocht Eva.)

Wolf (ſich noch ein wenig aufrichtend, legt ſich eine Hand auf's Herz). Ja, ja, ja — das iſt's. — Das iſt's. — — (Verzerrt das Geſicht.) Hab' mir zu viel zugetraut; und der da zu wenig . . . (Mit verlöſchendem Blick.) Die „Kraft" nimmt Abſchied von mir. — Oh! (Stirbt in einem röchelnden Seufzer.)

Reinhold (tritt haſtig rechts ein, hinter ihm der Wirt und Andere). Er — er liegt da!

Irene. Ja. — Hab' ich das gethan? — Das hat Gott gethan. — Gerettet! Gerächt! (Stürzt ihm an die Bruſt.) Reinhold!

(Der Vorhang fällt.)

Einſamkeit.

O Einſamkeit, wie langſt du mir das alte dunkle Zauberlied,
Das meine Seele willenlos in ſeine tiefen Wirbel zieht!
Zur Seite faſſeſt Du mir ſchon im alten, grauen Vaterhaus
Und führteſt mich an jager Hand in die getränmte Welt hinaus.

Und ſucht' ich müde, wund, gehetzt, Vergeſſenheit und Schlaf und Nacht,
Du haſt die Stube mir erhellt, Du haſt das Feuer mir entfacht:
Und ward's auf Erden finſter hier, Du zeigteſt hin zum Himmel fern,
Und in der Seele dunkle Kluft ſank wiederſtrahlend Stern um Stern.

Doch vor dem Saal, der lampenhell, wo Lüge wandelt mit dem Wahn,
Da bleibſt Du ſtehen an der Thür und ſahſt mich nur ſo eigen an,
Und weihelos und wehevoll trug mich zur Welt der irre Fuß,
Und wie ein Sünder ſchlich ich fort, vernahm ich Deinen leiſen Gruß.

Und traurig ſah' ich nun am Weg' — da fehl ſich's leiſe neben mich,
Was ungeſehn, doch ſtets gefühlt zur Seite allezeit mir ſchlich:
Die durch die Wälder zog mit mir in traumverlor'ner Jugendzeit,
Du, Freundin, Schweſter, Tröſterin, Du Mutter mir, o Einſamkeit.

Franz Herold.

Digitized by Google

Die Geſchichte des Erſtlingswerks.

Mein Erſtling: „Waldmeiſters Brautfahrt“.

Von **Otto Roquette.**

Wenn ich etwas von der „Geſchichte meines Erſtlingswerkes“ erzählen ſoll, ſo iſt unter dieſem vermutlich das Gedicht „Waldmeiſters Brautfahrt“ verſtanden, welches im Frühjahr 1851 veröffentlicht wurde. Es war aber ein Jahr vorher ſchon ein kleines Luſtſpiel von mir (Waldeinſamkeit) bei der Eröffnung des Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theaters in Berlin gegeben worden, und der O. Gruppeſche Muſenalmanach auf dasſelbe Jahr hatte eine Reihe von Liedern von mir enthalten. Auch eine Novelle von mir war bereits gedruckt, und unter nicht wenigen dramatiſchen Manuſkripten konnte das Gedicht „Gevatter Tod“ (welches freilich erſt fünfundzwanzig Jahre ſpäter erſchien) in der erſten Faſſung für abgeſchloſſen gelten. „Waldmeiſters Brautfahrt“ war es doch, deren günſtige Aufnahme mich ſelbſt am meiſten überraſchte.

Das Gedicht hatte ich mehrere Jahre vorher als Student in Heidelberg niedergeſchrieben, in einer noch ziemlich flotten und loſen erſten Form. Das Jahr 1848 mit ſeinem Ernſt und ſeiner Zerſtreuung machte ſolche Spiele vorerſt vergeſſen. Das nächſte Jahr in Berlin brachte mir die frühere Stimmung auch nicht wieder. Ich ſiedelte nach Halle über, um zu promovieren. Dort fand ſich ein Kreis von Studenten zuſammen, alle jünger als ich.

In einer befreundeten Familie hatte ſich eine jugendliche Geſelligkeit gebildet, in welcher jedes Mitglied, einmal wenigſtens, eine eigne poetiſche Arbeit vorleſen mußte. Die Fremde entdeckten mein Heidelberger Manuſkript (ſie hatten vorher ſchon Tragödien von mir anhören müſſen!) und verlockten mich, dasſelbe an einem Abende mitzuteilen.

Es fand Beifall, und man verlangte die Veröffentlichung. Einer griff nach einem zunächſt liegenden Buche — es waren Schillers Gedichte. J. G. Cottaſche Buchhandlung. — Dahin muß das Manuſkript geſchickt werden! ſo hieß es.

Ich verſprach nichts. Aber nach und nach trat mir die Arbeit doch wieder näher. Ich fing an, das noch ganz ſkizzenhafte Gedicht weiter auszuarbeiten, und gab endlich nach, es wirklich nach Stuttgart zu ſchicken, obgleich ich mir nichts davon verſprach. Nach vierzehn Tagen jedoch erhielt ich bereits die Nachricht, daß die Cottaſche Buchhandlung ſich zu dem Verlag verſtehen wolle (ſelbſtverſtändlich vorerſt ohne Honorar), das Büchlein jedoch erſt nach Ablauf eines Jahres zu veröffentlichen beabſichtige. Ich erſchrak gradezu über dieſe unerwartete Entſcheidung, und erbat mir das Manuſkript noch einmal zurück, um es gründlich umzuſchmelzen.

Der Umfang wurde dadurch verdoppelt, denn es kam nun erſt die Epiſode von dem wilden Jäger und dem Wiegenkinde hinzu, die Rundgeſänge gegen den Schluß, und was nicht Alles! Damit war die letzte Faſſung dieſer Moſaikarbeit abgeſchloſſen.

Über die fernere Geſchichte desſelben iſt nichts hinzuzufügen. Das Gedicht machte — was man ſo „Glück“ nennt, welches doch im Laufe der Zeit bittre Erfahrungen im Gefolge hatte. Denn fortan ſollte jede neue Arbeit auf denſelben Ton geſtimmt ſein, und wurde häufig ſo gut wie abgelehnt, wenn künſtleriſche Notwendigkeit dieſes Verlangen nicht befriedigen durfte oder konnte. Ich habe mich ſpäter darüber in einer, in dieſen Blättern bereits mitgeteilten Strophe ausgeſprochen:

Daß jung ich ſang, was mich erfreute,
Ihr machtet, daß ich's längſt bereute,
Denn daß ich auch andres, als Freud', erfahren,
Iſt nun Verbrechen ſeit vierzig Jahren.

Digitized by Google

Heines Nachlaß.

Nach ungedruckten Quellen.

Von **Karl Emil Franzos.**

II.

Prüft man die Briefstellen Heine's, die ich im ersten Aufsatze mitgeteilt habe, nicht bloß bezüglich Datum und Wortlaut, sondern auch mit Rücksicht auf Heine's Verhältnis zu seinen Adressaten und den Zweck, den er verfolgte, so ergiebt sich zunächst das Resultat, daß Heine fast sein ganzes Schriftstellerleben hindurch den Gedanken festgehalten hat, Memoiren zu schreiben. Das ist auch so natürlich; war er doch der subjektivste deutsche Poet, leuchtet doch fast aus jedem Werke, welches wir von ihm besitzen, das Streben hervor, alle Strömungen der Zeit an sich selbst zu exemplifizieren und sein Ich als ihren Brennpunkt erscheinen zu lassen. Keinem Poeten läge ein solcher Plan näher, und so darf es uns nicht wundern, wenn ihn bereits der dreiundzwanzigjährige Jüngling ausspricht und noch der vierundfünfzigjährige Mann mit Wärme verficht.

Aber auch die Thatsache, daß Heine wirklich zur Ausführung des Planes gekommen ist, wird durch diese Stellen außer Zweifel gesetzt, denn es giebt keinen irgend erdenkbaren Grund, welcher ihn dazu bewogen haben könnte, seine Freunde und seinen Verleger dreißig Jahre hindurch konsequent zu belügen.

Als ein Werk stetigen Fleißes erscheinen die Memoiren freilich schon nach diesen Briefstellen nicht. Dieselben drängen vielmehr den Schluß auf, daß Heine vier Male daran gegangen, den Plan auszuführen.

Das erste Mal geschah dies 1823 und 24, der Eifer mußte wohl bald erkalten, ein Jüngling, selbst wenn er frühreif und begabt wie Heine ist, kann eben keine „Zeitmemoiren" schreiben, weil ihm sein kurzes Leben noch nicht den Stoff dazu bietet. Das zweite Mal, als Mann, 1830, hierauf 1836 und 37; in den beiden letzteren Jahren hat er mit regem Fleiße, mit großer Ausdauer daran gearbeitet und das Werk weit über den ursprünglichen Rahmen ausgedehnt. Das dritte Mal 1840; nachdem er für sein Buch über Börne einen Abschnitt aus den Memoiren geopfert, wendet er sich wieder dem Manuskripte zu und kann im September desselben Jahres darauf hinweisen, daß, wenn er heute stürbe, seine Memoiren ihn überleben würden. Endlich aber beginnt er, nachdem er „den größten Teil sakrifiziert", die Arbeit im Frühling 1854 von neuem und zwar mit regem Eifer, wenn auch mit erlahmender Kraft.

Jene Stimmen also, sagte ich mir damals, welche läugnen, daß die Memoiren jemals existiert hätten, sind durch den Dichter selbst widerlegt, die andern jedoch, welche behaupten, daß er sie vernichtet, können sich auf sein eigenes Zeugnis berufen. Giebt es also Memoiren von Heine, so können es nur die Reste dessen sein, was er nicht „sakrifiziert," sowie die Anfänge der 1854 begonnenen Arbeit, welche der todtkranke Mann nicht allzuweit fortgeführt haben kann. Spricht daher Heine selbst durchaus die Wahrheit, so braucht zwar mein Hofrat gerade nicht falsch unterrichtet zu sein, aber was in diesem Falle in jenem Wiener Archiv liegt, ist keinesfalls ein sehr bedeutender Schatz, und kann nicht schon 1852 bei Lebzeiten Heinrichs pfandweise an Gustav gekommen sein, sondern erst nach seinem Tode und auf irgend eine andere Weise.

Ist es aber, fragte ich mich ferner, völlig ausgeschlossen, daß Heine seinem Verleger eine Unwahrheit geschrieben? Durch das gesamte Verhältnis wahrlich nicht; es war ja auf beiden Seiten kein Muster an Geradheit und Offenheit. Was aber diesen besonderen Fall betrifft, so mußte eine nähere Prüfung die Vermutung einer Notlüge immer plausibler machen. Wie erklärt es sich — fragte ich mich, — daß Heine, der ewig mit Geldnöten kämpfende Mann, sein bereits 1837 nahezu fertiges Manuskript all die Jahre hindurch im Pulte behält? Innere Gründe können ihn nicht dazu bestimmt haben, hat er doch wahrlich seinen Zeitgenossen auch sein geheimstes Leben nicht verschwiegen. Es kann also nur ein äußerer Grund gewesen sein, seine finanzielle Abhängigkeit von seinen reichen Verwandten; er wußte, daß diese ihm Indiskretionen, die sich ja in den Memoiren gar nicht vermeiden ließen, nicht verzeihen würden, und wollte den größeren pekuniären Vorteil, sein von diesen bezogenes Jahrgehalt, gegen den geringeren, das Honorar Campe's, nicht in die Schanze schlagen. Darum hören wir wahrscheinlich von 1840 ab durch zwölf Jahre nichts mehr von diesem druckbereit gehaltenen Werke, bis Heine plötzlich am 31. März 1852 seinem Verleger die „Sakrifizierung" meldet. Muß man daraus auf Vernichtung schließen? Hat mein Hofrat etwa Recht und ist Gustav Heine um 1850 durch irgend ein Geldgeschäft, welcher Art immer, in den Besitz der Memoiren gelangt, dann waren sie ja gleichfalls „sakrifiziert"! Freilich spricht eine andere Stelle ausdrücklich von Vernichtung, — aber wie lautet sie? „Mein Bruder Gustav kann auch nichts wissen über meine Memoiren, wovon in der That ein großer Teil vernichtet ist. Er hat nur Vermutungen und sagt

Digitized by Google

immer mehr, als er weiß." Das heißt mit andern Worten doch etwa nur: „Mein Bruder Gustav hat Ihnen gesagt, daß er meine Memoiren besitzt, glauben Sie ihm nicht!" Wie aber sollte Gustav, er mochte im Übrigen noch so wenig wahrheitsliebend sein, zu einer derartigen Mitteilung an Campe gekommen sein, sofern nichts, gar nichts an der Sache war?!

Man sieht, es lag für mich Anlaß genug vor, danach zu forschen, ob nicht etwa äußere Zeugnisse für ein derartiges Geschäft zwischen beiden Brüdern vorhanden seien. Und siehe, sie waren in genügendem Maße zur Stelle!

In Adolf Strodtmanns Buche „Heine's Leben und Werke" (Berlin, Duncker, Bd. I. S. 355; in der dritten, bei Hoffmann & Campe 1854 erschienenen Auflage, Bd. I. S. 385) war an das oben mitgeteilte Citat aus Heine's Brief an Campe vom 11. September 1840 folgende Mitteilung geknüpft: „Es sind dies ohne Zweifel dieselben „Memoiren", an welchen Heine mit oftmaliger Unterbrechung bis an sein Lebensende schrieb und welche er nach einer Äußerung gegen seinen Verleger im Frühling 1851 in einer Geldnot seinem Bruder Gustav verpfändet hatte. Herr Gustav Heine bestätigte mir im Juli 1861, daß er wirklich im Besitze dreier Bände Memoiren seines Bruders sei, dieselben aber vorerst nicht veröffentlichen wolle, da noch lebende Personen durch einzelne Äußerungen verletzt werden möchten. Wenn diese Angabe wahr ist, so wird das interessante Manuskript wohl noch lange der Welt entzogen bleiben und schwerlich jemals in unverstümmelter Gestalt an das Licht der Öffentlichkeit gelangen." An einer anderen Stelle seines Werkes spricht Strodtmann von den „bis auf den heutigen Tag, wo nicht auf immer, durch Schutt der Familie dem Publikum vorenthaltenen Memoiren des Dichters" und in einer Anmerkung zum zweiten Band wird konstatiert, daß „der sonst in Angelegenheiten seines Bruders so erklärungslustige Herr Gustav Heine der oft wiederholten Behauptung, daß er der österreichischen Regierung die Memoiren und andere Nachlaßpapiere des Dichters verkauft habe, trotz aller öffentlichen Mahnungen niemals widersprochen hat."

Dies war Alles, aber es schien mir genügend, um der Mitteilung des Hofrats nicht von vornherein zu mißtrauen. Da Heine selbst seinem Verleger die Verpfändung, Gustav Heine Strodtmann den Besitz eingestanden, da Gustav Heine den nach Strodtmanns Angaben bereits früher öffentlich an ihn ergangenen Mahnungen kein Dementi entgegensetzt, was er ja sonst unzweifelhaft gethan hätte, sofern es ihm nur möglich gewesen wäre, so handelte es sich nun noch um die Frage, ob nicht etwa der Hofrat jene Umstände aus Strodtmanns Buche erfahren und sie in das Gewand einer positiven Mitteilung gekleidet. War aber ein solches Verfahren ihm oder seinem Freunde zuzumuten? Ich suchte mich des Näheren über den Charakter beider Herren zu unterrichten. Da ich meinem Besucher von vornherein auf seinen Wunsch unverbrüchliche Diskretion zugesichert hatte, so mußte ich dies vorsichtig und auf Umwegen thun. Das Resultat war das denkbar günstigste: Beide Männer wurden mir als unbedingt ehrenhaft und zuverlässig, als treue Freunde und durch das Band gemeinsamer geistiger Interessen verknüpft bezeichnet.

Das Wichtigste freilich fehlte noch: die Einsichtnahme in die Manuskripte selbst; ehe dies geschehen, wollte ich nicht in die Debatte eintreten. Ein Zufall brachte mich davon ab: der Hofrat besuchte dieselbe Sommerfrische, in welcher damals ich verweilte (Velden am Wörthersee), wir begegneten einander am Seeufer und ich teilte ihm die oben entwickelten Resultate mit. Wenn dem so sei, meinte er, so dürfe ich nicht länger zögern, die Sache anzuregen; er wolle dies nicht als Vertrauensbeweis von mir fordern, stellte mir jedoch anheim, ob ich auch nur die leiseste Vermutung irgend einer absichtlichen Täuschung haben könne. Im weiteren Verlauf des Gesprächs teilte er mir mit, was er von dem Inhalt erfahren habe. Von den Memoiren wisse er nur, daß sie bis etwa 1840 reichten, intime Familienverhältnisse berührten, sowie Anekdoten über die Eltern und die Brüder mitteilten, hingegen habe sein Freund einige der beiliegenden Gedichte so fest seinem Gedächtnisse eingeprägt und ihm so oft citiert, daß auch er mir einzelne Stellen auffagen könne. Dies that er denn auch. Mein subjektiver Eindruck war, es seien thatsächlich einzelne Strophen aus bisher ungedruckten Heine'schen Gedichten. In der Erinnerung geblieben ist mir nur, daß einige gegen Österreich, andere gegen Preußen gerichtet waren.

Unter dem Eindruck dieser Unterredung beschloß ich, die Angelegenheit sofort öffentlich zur Sprache zu bringen, wenn auch ohne Nennung meines Namens, ohne Verbürgung meinerseits, lediglich nach dem Satze: „Relata refero." Ich schrieb eine Notiz, in welcher ich die mir gewordenen Mitteilungen kurz zusammenfaßte und sandte sie an den Redakteur des „Deutschen Montagsblattes," Herrn Dr. Arthur Levysohn in Berlin. In meinem Begleitschreiben teilte ich ihm mit, auf welche Weise ich zur Kenntnis der Angelegenheit gekommen, und stellte ihm frei, ob er daraufhin die Veröffentlichung unternehmen wolle.

Die nächste Nummer des Blattes enthielt meine Notiz. Sie wurde sehr viel nachgedruckt, auch von österreichischen Blättern, von diesen allerdings mit jenen Auslassungen, welche die Rücksicht auf den Staatsanwalt nötig machte. Fast allgemein fand sich der Zusatz, nun würden ja wohl Herr Baron Heine und die österreichische Regierung erklären, ob etwas an der Sache sei oder nicht. Eine derartige Erklärung erfolgte nicht, was mir und Andern damals sehr auffällig war, und was auch heute noch als eine immerhin nennenswerte Thatsache, wenn auch keineswegs als ein höchst wichtiger oder gar entscheidender Umstand zu verzeichnen ist.

Ein Aufsatz von Alfred Meißner, gleichfalls im „Deutschen Montagsblatt" veröffentlicht, nahm, an meine Notiz anknüpfend, die Frage auf. Heines Freund stellte sich zu derselben beifällig so wie ich selbst. Er betonte mit allem Nachdruck, daß die Memoiren vorhanden sein müßten. „Heine", erzählte er, „hat mir selbst einmal — nur weiß ich nicht mehr, in welchem Jahre — das Manuskript seiner Memoiren gezeigt. Es war auf Foliobogen sehr sorgfältig von seiner eigenen Hand geschrieben und mußte meiner Schätzung nach mindestens drei

Digitized by Google

Bände füllen. Es sah riesig aus." Daß die österreichische Regierung das Manuskript angekauft, fügte er hinzu, scheine ihm sonderbar, aber doch möglich. In diesem Falle werde gewiß die Verbreitung meiner Notiz genügen, „um zu veranlassen, daß dem Todten wie der Litteratur, die auf das Buch einen Anspruch hat, Recht geschehe und die Memoiren Heinrich Heines das ihnen so lange verlagte Licht wiedersehen." Nur nach einer Richtung zweifelte Meißner die Richtigkeit der mir von meinem Gewährsmann gegebenen Mitteilungen an: daß sich neben den Memoiren auch politische Gedichte in dem Archiv fänden. „Ich müßte", versicherte er, „diese Gedichte kennen, wenn sie existieren. Heine war ja gewohnt, mir, so oft ich nach Paris kam, die mittlerweile entstandenen Gedichte zu zeigen." Als noch wichtigeren Grund führte Meißner an, daß Heine „nicht der Mann gewesen, irgend Jemandem Gedichte zu verkaufen, d. h. gegen Geld abzutreten — oder vielmehr er hätte dies auf seine eigene und in der einzig vernünftigen Weise gethan: d. h. er hätte dem sonderbaren Manne, der eine solche Summung an ihn gestellt hätte, die von ihm begehrten Blätter gegeben, und die Abschrift behalten." Schließlich äußerte Meißner, daß er an die Existenz dieser Gedichte auch deshalb nicht glauben könne, weil er sonst die Abschriften im Nachlaß, den er geordnet, hätte vorfinden müssen.

In einem kurzen Aufsatz für dasselbe Blatt dankte ich Meißner zunächst für seine Bundesgenossenschaft, betonte jedoch, daß die von ihm angeführten Gründe mir nicht genügend schienen, um die Existenz der Gedichte zu bezweifeln. Wenn er meine, daß „Heine nicht der Mann gewesen, irgend Jemandem Gedichte zu verkaufen", so müßte ich daran erinnern, daß kein unbefangener Richter, dem die bisher bekannt gewordenen Akten zu Heines Biographie vorlägen, würde leugnen können, daß dieser leider noch viel Wertvolleres als einige Gedichte um Geld verkauft; es gäbe z. B. doch wohl keine Diskussion mehr darüber, daß Heine nicht gerade aus tiefster Überzeugung in seinen Briefen an die Augsburger „Allgemeine Zeitung" die Regierung Louis Philipps verteidigt. Wenn Meißner ferner meine, daß Heine in einem solchen Falle die von ihm begehrten Blätter gegeben, und die Abschrift behalten hätte, so müßte ich dagegen einwenden, daß diese Handlungsweise keineswegs die „einzig vernünftige", sondern eine simple Schurkerei gewesen wäre; habe doch Gustav Heine durch den Ankauf nicht etwa als enthusiastischer Autographensammler Abschriften von den berühmten Dichters Hand erwerben, sondern als schlauer Rechner die betreffenden giftigen Reime unschädlich machen, d. h. vor dem Abdruck bewahren wollen. Auf das etwas seltsame Motiv, daß die Gedichte schon deshalb nicht existieren könnten, weil Heine sie Meißner nie gezeigt, glaubte ich nur durch eine kurze Wendung, welche das Selbstgefühl des alten Herrn am Bodensee nach Möglichkeit schonte, eingehen zu sollen, wogegen ich seine Behauptung, es habe sich Alles im Nachlaß vorgefunden, was Heine an Versen geschrieben, durch eine Thatsache widerlegen konnte. Im Jahre 1846 kaufte der österreichische Komponiste Hoven (Pseudonym für Besane von Püttlingen) von Heine sechs kurze Lieder zur Komposition, einschließlich des Veröffentlichungsrechts und ließ sie kraft dieses Rechtes im Oktober 1847 ohne Zuthun und Wissen Heines in den Wiener „Sonntags-Blättern" erscheinen. In dem Nachlaß fanden sich nur Abschriften von dreien dieser Lieder vor, die andern wurden erst aufgenommen, nachdem Strodtmann auf die „Sonntags-Blätter" aufmerksam gemacht worden war. Ich selbst, fügte ich hinzu, hätte die Gedichte, sowie die Memoiren weder gelesen, noch gesehen, aber meine Kenntnis komme mir von an sich glaubwürdigen Personen. Jede Möglichkeit, daß etwa ich oder meine Gewährsmänner der Öffentlichkeit Proben daraus vorlegen könnten, sei gänzlich und für alle Zukunft ausgeschlossen, da dies nur durch einen Mißbrauch der Amtsgewalt, eine Preisgebung anvertrauten Gutes geschehen könne, die wir schärfstens verhorrescierten. Unsre Anregung habe eben nur den Zweck, jene Faktoren, welche zur Veröffentlichung der Memoiren berechtigt seien, zu derselben zu bewegen. Gegen diese Veröffentlichung spreche ja weder das Interesse des Baron Gustav Heine, noch seines Rechtsnachfolger, also angeblich der österreichischen Regierung, während dies vielleicht bei den Gedichten der Fall sein könne. Aber auch aus inneren Gründen sei nur auf die Freigebung der Memoiren Wert zu legen, und es müßte schärfstens betont werden, daß zwischen jenen wenigen Gedichten und dem großen Manuskripte der „Memoiren" kein innerer Zusammenhang bestehe; einen künstlichen Zusammenhang hergestellt zu haben, sei nach den mir gewordenen Mitteilungen einzig das Werk des Herrn Baron Gustav von Heine-Geldern. Er wisse sehr gut, daß in den Memoiren kein Wort stehe, dessen sich Österreich, und nun gar das moderne, verjüngte Österreich erwehren müßte, habe jedoch zwei persönliche Gründe, um das Manuskript vor Druck zu bewahren, die Scheu vor der Veröffentlichung der Familienverhältnisse, insbesondere des Vermögensstandes seiner Eltern, und seine persönliche Eitelkeit, welche Heine in den Anekdoten über ihn nicht geschont. Wie ich in diesen Angaben ganz und gar den Mitteilungen meines Gewährsmannes folgte und jede eigene Äußerung unterdrückte, so auch in der Darlegung, wie Baron Gustav Heine von Anbeginn operiert. Wie plausibel, ja glaubwürdig dieselben klangen, mag der Leser selbst aus dem folgenden Auszug erkennen:

„Baron Heine wünschte den Druck zu verhindern, und zwar für alle Zukunft. Auf legalem Wege ging dies nicht; jene Gedichte hatte er erworben; die Memoiren besaß er nur als Faustpfand für den Betrag von 5000 Franks. Eben darum wagte er es nicht, die Manuskripte glattweg zu vernichten, wobei es ihm noch anderdem um das Geld leid sein mochte, welches an ihnen haftete. Indem er nun beide Manuskripte um den Betrag, den sie ihm gekostet, an die österreichische Regierung verkaufte, schlug er nicht weniger als vier Fliegen auf einen Schlag: er erwarb die Dankbarkeit des Hofes, indem er ihm Gedichte auslieferte, deren Veröffentlichung in hohen Kreisen nicht Recht große Verstimmung hervorgerufen hätte, er erhielt sein Geld zurück, glaubte nun für den Fall einer Klage der Rechtsnachfolger Heines vor allen Folgen sicher zu sein, und

Digitized by Google

hielt die Werke seines Bruders für immer der Welt entzogen."

Man sieht, so klappt Alles. Angenommen, daß mein Gewährsmann selbst die Unwahrheit sagte oder Lügnern vertraute, dann war doch die Lüge so geschickt, daß ihm alle Welt hätte glauben müssen, nicht bloß ich. Und thatsächlich wurde ihm allgemein geglaubt. Auch dieser Artikel wurde viel citiert und dringlicher als vorher wiederholte man die Frage, was Wahres an der Sache sei. Eines mindestens, meinte man, sei nun erreicht: Baron Heine und die österreichische Regierung könnten nicht länger schweigen.

Sie schwiegen dennoch; das ist eine Thatsache.

Was aber nun des ferneren geschehen sein soll, darf ich wieder lediglich als eine Mitteilung verzeichnen, die mir wurde, einen Beweis dafür besitze ich nicht, habe ihn auch damals nicht erhalten. Mein Gewährsmann nämlich, der den Rest des Sommers in einer benachbarten Sommerfrische zubrachte, suchte mich einige Tage nach dem Erscheinen des obigen Aufsatzes auf und teilte mir mit, man habe eine Disciplinar-Untersuchung gegen die Beamten des betreffenden Archivs eingeleitet. Ich kann versichern, daß dies im Tone aufrichtiger Bestürzung und unter Angabe von Details geschah, die mich an der Wahrheit nicht zweifeln ließen. Gleichwohl fragte ich sofort, ob damit etwa die Möglichkeit abgeschnitten sei, im Herbste gelegentlich die Manuskripte einzusehen. Aber ich erhielt die Beruhigung, daß dies wohl nicht der Fall sei, daß sich ein Weg dazu werde finden lassen.

Unter diesen Umständen beschloß ich, die einmal ergriffene Feder nicht wieder aus der Hand zu legen bis volle Gewißheit geschaffen war. Mir persönlich blieb vorläufig, obwohl ich lediglich als Referent aufgetreten, gleichwohl noch die Erfüllung der moralischen Pflicht übrig, zu beweisen, daß ich thatsächlich auf gute Gründe hin das Wort ergriffen. So erbrachte ich denn in zwei Aufsätzen unter Anführung der oben mitgeteilten schriftlichen und mündlichen Äußerungen Heinrich Heines, sowie der mündlichen Erklärung Gustav Heines an Strodtmann den Beweis, daß Heine Memoiren geschrieben, daß Gustav Heine zugestanden, dieselben zu besitzen, daß er aber darüber geschwiegen, wo sie nun seien, und schloß mit der Frage, warum er auch nun noch nicht spreche, wo Reden Pflicht sei. Auch diesmal hatte Baron Gustav Heine schwere Stunden, weil er von allen Seiten gefragt wurde, wann er darauf erwidern werde. Und auch diesmal blieb die Erwiderung aus.

Ende September 1879 kehrte ich nach Wien zurück, suchte den Hofrat auf und fragte an, wann mir Einsichtnahme der Manuskripte möglich sein werde. Er versprach, mit seinem Freunde darüber zu reden, und brachte mir schon am nächsten Tage den Bescheid, der zaghafte Mann fürchte, durch den Besuch eines Schriftstellers im Archiv kompromittiert zu werden, da man ja ohnehin einen Verdacht gegen ihn hege. In einigen Monaten, fügte der Hofrat hinzu, werde er sich beruhigt haben. Ich meinerseits erklärte darauf selbstverständlich, daß ich ohne diese entscheidenden Beweise in der Sache nichts mehr thun könne. Aus Mißtrauen geschah dies nicht, klang doch auch diese Erklärung so plausibel und lag doch als Resultat des bisherigen Feldzuges das hartnäckige Schweigen Gustav Heines vor. Nicht bloß ich selbst, auch jeder Unbefangene, mit dem ich die Sache besprach, war der Meinung: „Er hat die Memoiren wirklich besessen, und hat sie wirklich verhandelt, sonst hätte er geredet."

Mit andern Arbeiten beschäftigt, dachte ich im Laufe jenes Winters nicht mehr an die Sache. Da brachte die „Neue Freie Presse" in ihrem Feuilleton vom 4. März 1880 einen Artikel, in welchem die von mir im „Montagsblatt" veröffentlichten Aufsätze in der schärfsten Weise angegriffen, ja verdächtigt wurden.

Und wer war der Mann, der diese Verdächtigung gegen mich erhob? Ich traute meinen Augen nicht und auch den Leser wird es seltsam berühren. Es war mein Bundesgenosse in dieser Frage, der bisher Schulter an Schulter und in demselben „Deutschen Montagsblatt" mit mir gekämpft: Alfred Meißner!

Der Inhalt seiner Ausführungen sei hier kurz wiedergegeben, weil er zuerst jenes Moment in die Sache bringt, welches, freilich in gerade entgegengesetztem Sinne, als es Meißner meinte, vielleicht etwas klareres Licht in die Sache bringen kann.

„Merkwürdig ist", begann Meißner, „daß abgesehen von den Fr. Steinmann'schen Publikationen unter Heines Namen, die bald demaskiert wurden, zwei Mal unter sehr abenteuerlichen Formen der Versuch gemacht worden ist, eine Anzahl politischer Gedichte, die nicht von Heine sein können, unter Heines Namen einzuschmuggeln. Es muß eine Persönlichkeit existieren, die eine Anzahl in Heines Manier geschriebene, nach 1848 entstandene Gedichte und Pamphlete auf den Markt werfen möchte, aber dazu noch nicht gekommen ist. Beide Versuche sind von Wien ausgegangen, und es wäre eine interessante Aufgabe für einen Mann von Spürgeist, zu ermitteln, wie es sich damit verhalte." Der jüngere Versuch sei durch eine Reihe von Artikeln im „Deutschen Montagsblatt" gemacht worden, „welche die Existenz einer Anzahl sehr boshafter Gedichte Heines in einem Wiener Archiv verfochten — mit den Gedichten sei auch das Manuskript der Memoiren da. Diese Angabe wurde als abenteuerlich bezweifelt und mit Recht." Daran schloß sich eine Wiederholung jener Zweifel, die im Tone schmerzlicher Klage vorgebrachte Bemerkung, daß „der Mann in weiteren Artikeln seine Behauptung mit großer Schärfe und erstaunlicher Gewandheit verteidigt" und dann die Verdächtigung:

„Offenbar lag ein Versuch vor, nach solcher vorbereitender Notiz Pseudo-Heiniana zu verwenden, und schon sieben Jahre zuvor war etwas Ähnliches geschehen." Bald nach Louis Napoleons Sturz sei in Paris ein Buch „L'Allemagne aux Tuileries" erschienen, welches unter andern Briefen an Napoleon III. auch den eines „Conservateur des musées à Vienne" veröffentlicht, welcher durch Vermittelung des Herzogs von Grammont der französischen Regierung verschiedene Manuskripte Heines, darunter 67 Gedichte Heines gegen den König von Preußen um den Preis von 30,000 Franks angeboten. „Die Offerte wurde nicht angenommen. Ob aber, möchte ich fragen, nicht eine Verbindung zwischen dem ‚Conservateur' und dem ‚vertrauenswürdigen Gewährs-

Digitized by Google

mann' bestehlt". Mit diesem letzteren Ausdruck hatte ich in meinen Artikeln den Hofrat bezeichnet.

Obwohl ich jene Aufsätze nicht mit Namen gezeichnet, empfand ich diese Verdächtigung selbstverständlich nicht minder schwer. Zum Glück war es leicht, sie abzuwehren, was ich in einem offenen Brief an Meißner in der nächsten Nummer des „Montagsblatts" that. Ich konstatierte zunächst, daß ihm, der meine Anregung „sehr erfreulich und dankenswert" genannt, am wenigsten das Recht zustehe, von „sehr abenteuerlichen Formen" zu sprechen, und daß er ferner durch seine Angabe, in meinen Artikeln seien die Gedichte die Hauptsache, die Memoiren nur nebenbei erwähnt gewesen, den wahren Sachverhalt geradezu auf den Kopf gestellt; just das Gegentheil sei richtig. Die Verdächtigung aber, daß meine Artikel der Versuch gewesen, eine Anzahl von Gedichten, die nicht von Heine sein könnten, unter Heines Namen einzuschmuggeln, könnte ich nicht blos als unwahr, sondern als geradezu unsinnig zurückweisen. „War es", fragte ich, „ein Versuch, Fälschungen zu verwerten, wenn ich von vorn herein erklärt, die betreffenden Manuskripte nie in der Hand gehabt zu haben und dieselben nie veröffentlichen zu können, wenn ich mich darauf beschränkt, alle, die es ehrlich meinten, aufzufordern, die legale Herausgabe der Memoiren zu befürworten?" Von den Gedichten hätte ich aber ausdrücklich gesagt, sie könnten ruhig dort bleiben, wo sie wären, ja es sei von ihnen meinerseits überhaupt nur deshalb wiederholt die Rede gewesen, weil Meißner mich hierzu veranlaßt. Demgemäß forderte ich ihn auf, jene Verdächtigungen öffentlich zurückzunehmen.

Meißners Antwort im „Deutschen Montagsblatt", welche zwei Wochen später erfolgte, sprach zunächst sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß er „seine Auffassung der Sache in jenem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" leider, wie er hinterher sehe, zu kurz und zu fragmentarisch angedeutet, um richtig verstanden zu werden". Den Autor jener Aufsätze, also mich, oder auch nur meinen Gewährsmann irgendwie zu verdächtigen, sei ihm nicht entfernt beigefallen, er habe nie den geringsten Zweifel an unserm guten Glauben gehabt, nehme aber an, daß es einen „Simonides" gebe, der zuerst jenen Konservateur und dann meinen Gewährsmann zu täuschen versucht. Denn an die Existenz von Gedichten Heines, die ihm unbekannt geblieben, könne er nicht glauben. Aber er halte es ferner nun auch, im Gegensatz zu seiner früher ausgesprochenen Ansicht, für unmöglich, daß die Memoiren an ein Wiener Archiv gekommen, und zwar aus zwei Gründen. Erstens habe er die Artikel des „Deutschen Montagsblatt" durch einen Freund an den Reichsfinanzminister von Hofmann gelangen lassen, und darauf von diesem Freunde die Antwort erhalten: „Wer schenkte dem Publikum wohl die Memoiren Heines lieber als Baron Hofmann? Er hatte schon, ehe mir Ihre Sendung zukam, Kunde von den geheimnisvollen Enthüllungen erhalten, und Nachforschungen angestellt. Aber im Archiv des Ministeriums finden sich, der Natur der Sache gemäß, keine litterarischen Manuskripte. Als der Herr Kriegsminister hierauf den Baron Heine interpellierte, versicherte dieser ihn, keinerlei Kenntnis von den hinterlassenen Memoiren seines Bruders zu haben. Es ist lächerlich anzunehmen, daß um einiger Gedichte willen, die leicht vernichtet werden können, die Regierung die Verantwortung auf sich nähme, das bedeutende Werk eines nationalen Dichters der Welt vorzuenthalten und dasselbe zu verstecken. In unserer Zeit, bei der großen Zugänglichkeit der Archive, ist dies geradezu undenkbar." Der zweite Grund für seinen Unglauben aber bestehe darin, daß er noch Heines Tode, am 4. Mai 1856, im Beisein Henri Juttas, des Rechtsbeistandes Mathilde Heines, das Manuskript gesehen. Sei nun dasselbe 1856 noch dort gewesen, so könnte es nicht um 1860 an seinen Bruder Gustav verpfändet worden sein.

Mir erschien an diesem Aufsatz nur Eines von Wichtigkeit, die Zurücknahme jener Verdächtigung, alles Übrige war leicht zu widerlegen oder bedurfte überhaupt keiner Widerlegung mehr, wie z. B. Meißners Dogma: „Was Heine an Gedichten geschrieben, hat er mir gezeigt, und was er mir nicht gezeigt hat, kann er nicht geschrieben haben." Ob der „Conservateur" nicht durch einen „Simonides" getäuscht worden, wußte ich damals freilich nicht (heute weiß ich und werde beweisen, daß dies nicht der Fall war), aber daß jener Archivbeamte jenen Namen nicht verdiene, unterlag ja wahrlich nicht dem geringsten Zweifel: ein Mann, der von vorn herein ein ihm anvertrautes Manuskript auch nicht für eine Stunde aus dem Schranke entfernen und es zuletzt nicht einmal an Ort und Stelle einsehen lassen wollte, wäre zum mindesten doch ein höchst seltsamer „Simonides" gewesen! Jedoch auch die Gründe Meißners bezüglich der Memoiren waren windig genug. Kein Mensch, am allerwenigsten ich, war damals so unsinnig gewesen, zu behaupten, die Manuskripte befänden sich im Archiv des erst 1867 gegründeten Reichs-Finanzministeriums, dem damals Baron Leopold Hofmann vorstand; mit derselben Vernünftigkeit wie an ihn hätte sich Meißner etwa an den Landeshauptmann von Vorarlberg wenden können, und Hofmanns Versicherung, die Manuskripte lägen nicht in seinem Archiv, hatte daher genau denselben Wert, wie wenn etwa jener Landeshauptmann erklärt hätte, sie lägen weder in Bregenz noch in Feldkirch. Und welche Bedeutung hatte Angesichts der Äußerung Baron Heines gegen Strodtmann vom Juli 1861, daß er im Besitze dreier Bände Memoiren sei, seine angebliche Beteuerung gegen Hofmann („Kriegsminister" war, wie mir Meißner einige Wochen später selbst sagte, ein lapsus calami für „Finanzminister"), daß er keinerlei Kenntnis von denselben habe! Und warum hatte derselbe Gustav Heine, als er im Sommer zuvor hundertfach öffentlich interpellirt worden war, diese Versicherung nicht öffentlich abgegeben? Warum schwieg er, warum die Regierung?! Warum räumte sie jene „lächerliche Annahme" nicht wenigstens jetzt öffentlich hinweg, statt sich mit einer privaten Erklärung irgend eines Anonymus an Meißner zu begnügen? Und wie ferner sollte der Hinweis auf die Zugänglichkeit der Archive beweiskräftig sein? Jenes, in welchem sich die Manuskripte nach der Versicherung meines Gewährsmannes befanden, war ja thatsächlich nicht zugänglich. Blieb also nur die Behauptung Meißners, das Manuskript sei noch

Digitized by Google

im Mai 1856 in Asnières gewesen. Ich fragte nicht, wie es sich erkläre, daß Meißner dieses Umstandes in seinem ersten Artikel für das „Montagsblatt", wo er noch die Existenz der Memoiren für möglich gehalten, keine Erwähnung gethan, und denselben nicht für beweiskräftig erachtet; mir genügte es, daß er auch jetzt nicht beweiskräftig war. „Herr Julia," erzählte er nun, „hob einzelne Blätter empor, wir betrachteten nachdenklich die charakteristischen Schriftzüge, dann wurde der Wandschrank wieder geschlossen." Meißner hatte also weder die Blätter gelesen, noch den Umfang abgeschätzt. Was er da gesehen, sagte ich mir, waren offenbar die Anfänge jener Memoiren, die Heine 1854 nach seinen eigenen Mitteilungen von neuem zu schreiben begonnen.

Diese Gegengründe im „Montagsblatt" oder anderwärts geltend zu machen, erschien mir, nachdem ich zuerst dazu entschlossen gewesen, bei reiflicher Überlegung unpraktisch. Entweder gelang es mir, die Manuskripte einzusehen, und dann war die Widerlegung von Hypothesen überflüssig, oder dies gelang mir nicht und dann stand besten Falls der einen Hypothese eine andere gegenüber. Dies sagte ich auch Meißner, als er mich kurz darauf in Wien besuchte, indem ich mich ihm gegenüber offen als Verfasser jener Aufsätze im „Montagsblatt" deklarierte; entweder erscheine also, sofern ich volle Gewißheit erlangt, über die Angelegenheit eine Broschüre von mir unter Nennung meines Namens, oder ich würde ganz schweigen. Dasselbe teilte ich am nächsten Tage dem Hofrat mit. Seine Antwort ging dahin, daß sich bei der gegenwärtigen Sachlage eine Einsichtnahme der Manuskripte meinerseits nicht mehr ermöglichen lasse. Besuchte ich, dessen Autorschaft an jenen Artikeln in litterarischen Kreisen kein Geheimnis mehr sei, seinen Freund in seinem Bureau, so sei dieser ein verlorener Mann; er sehe nun ein, daß er einen unverzeihlichen taktischen Fehler begangen, indem er mir nahegelegt, die Angelegenheit vor Einsichtnahme anzuregen; sein Freund sei ja eben durch den Lärm zaghaft geworden. Daß mir diese Mitteilung nicht angenehm war, wird man begreiflich finden; irgend welchen Unwillen zu äußern, lag mir fern, denn ich hatte den subjektiven Eindruck, daß er die Wahrheit sage.

Mit welchem kuriosen Schlußeffekt diese Episode mit meinem Hofrat abschloß, sei ein nächstes Mal berichtet.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Die Wahrheit in der Dichtung.*)

Von Robert Schellwien.

I.

Wenn Macaulay recht hätte, so gehörte die Wahrheit ausschließlich der Wissenschaft an, die Dichtung aber hätte keinen Teil daran, sie wäre ein schöner Wahnsinn, der zum Vergnügen oder auch zur Erbauung der Menschen seine Einbildungen gestaltete. „Wahrheit", sagt er†), „ist freilich der Poesie wesentlich, aber es ist die Wahrheit des Wahnsinns. Die Folgerungen sind richtig, aber die Voraussetzungen sind falsch. Nachdem die ersten Annahmen gemacht worden sind, ersteht Alles folgerichtig, aber diese ersten Annahmen erfordern einen Grad von Gläubigkeit, der fast zu einer teilweisen und vorübergehenden Geistesstörung steigt. Daher sind Kinder am meisten der Einbildung fähig. Sie überlassen sich ohne Rückhalt jeder Illusion. Jedes Bild, das ihrem geistigen Auge stark eingeprägt wird, bringt bei ihnen den Eindruck der Wirklichkeit hervor. Niemand, wie stark auch seine Empfänglichkeit sein mag, ist jemals von Hamlet oder Lear so ergriffen, als ein kleines Mädchen es ist von der Geschichte des armen Rotkäppchens. Sie weiß, daß die Geschichte falsch ist, daß Wölfe nicht sprechen können, daß es keine Wölfe in England giebt. Aber trotz ihrer Kenntnis glaubt sie, sie weint, sie zittert, sie wagt nicht in einen dunkeln Raum zu gehen aus Furcht, die Zähne des Ungetüms an ihrem Halse zu fühlen. So stark ist die Herrschaft der Einbildung über naive Geister."

Dem entsprechend ist nach ihm auch im Kindesalter der Menschheit die Kraft der Poesie am größten und sie sinkt ab in dem Maße, als die Civilisation steigt, die Wissenschaft schreitet fort, die Poesie nicht, die Generalisationen, die der Erkenntnis unerläßlich sind, verdrängen in der Sprache durch allgemeine Worte die bilderreichen Ausdrücke einer frühern Zeit und im Geiste der Menschen durch die Erkenntnis allgemeiner Gesetze die Empfänglichkeit für die konkreten Gestaltungen der Einbildungskraft; das Wörterbuch eines vorgeschrittenen Zeitalters ist philosophisch, das eines halbcivilisierten Volkes poetisch; die Theorien werden besser und die Gedichte schlechter.

Wenn dem nun in der That so wäre, so könnten ernste Geister der Poesie keine nachhaltige Aufmerksamkeit widmen. Das wahre Sein, inmitten dessen wir stehen, in dem wir leben und wirken, sinnen und denken, macht all' unser Interesse aus; Produktionen, die in diesem

†) Macaulay, Essays, Milton. S. 7 Tauchnitz Edit.

*) Wir gaben dem vorliegenden Aufsatz in der „Deutschen Dichtung" deshalb Raum, weil er in anregender, wenn auch keineswegs einwandfreier Art eine ästhetische Streitfrage behandelt, die heute die Geister sehr — unseres Erachtens allzusehr — beschäftigt, nicht aber deshalb, weil er sich etwa ganz und gar mit unserer eigenen Überzeugung deckt. Wir unsererseits halten an der Überzeugung fest, daß Fragen wie die vorliegende weniger durch ästhetische Untersuchungen, als durch das stönen großer Dichter gelöst werden, und halten für die „Deutsche Dichtung" an dem Programm fest, daß nur eine litterarische Partei in Deutschland zu bekämpfen ist, jene der Nichtskönner; im übrigen scheint uns das milde Wort des Evangeliums: „In uns'res Vaters Hause sind viele Wohnungen", nirgendwo beherzigenswerter, als gerade in der Litteratur. D. Red.

Digitized by Google

wahren Sein keine größere Bedeutung hätten, als Seifenblasen, die nach kurzem Farbenspiel verdientermaßen zerplatzen und keine Spur ihres Daseins zurücklassen, könnten in der That, nachdem wir der Kindheit entwachsen, unsere Teilnahme nicht mehr fesseln. Was uns bewegen, was uns interessieren soll, es muß unsere Kenntnis des wahren Seins vermehren, unser reales Lebensgefühl und unsere Thatkraft erhöhen; wie aber vermöchte das die Dichtung, wenn sie der Wahrheit ermangelt?

Indessen Macaulay hat nicht recht. Wir befinden uns hier vor einer jener glänzenden Antithesen, die bei dem geistreichen Essayisten häufig vorkommen, und die wir mehr bewundern würden, wenn nicht die Einseitigkeit, mit der dabei einzelne Momente einer Sache mit Übergehung der übrigen bis zur Unwahrheit übertrieben werden — und das könnte man auch eine Art schönen Wahnsinns, Wahnsinn der Komposition, nennen —, gar zu sehr den Widerspruch herausforderte.

Es ist nicht richtig, daß die Wissenschaft alle unsere Erkenntnis in sich schließt und daß sie die ganze Wahrheit des Seins umfaßt. Die Wissenschaft stellt die Gesetze und nur die Gesetze des Seins fest. Damit erstreckt sie sich, so weit es sich um die Gesetzmäßigkeit handelt, allerdings auf das ganze Sein, denn es kann nichts geschehen, es kann sich keine Bewegung vollziehen, es sei im physischen oder psychischen Sein und Leben, als gemäß den Gesetzen, die alles Seiende beherrschen. Aber diese Gesetzmäßigkeit zeigt uns die Dinge nur, insofern sie alle, oder diejenigen von bestimmter Art, einander gleich, gleichmäßig gewissen Gesetzen unterworfen sind, nach denen allein sie sich bethätigen können.

Indessen die Dinge sind ungeachtet ihrer gesetzmäßigen Gleichheit auch absolut verschieden von einander, jedes Einzelwesen eine ursprüngliche, aus seinem Gesetze abzuleitende Individualität, die nur sich selbst gleich ist, ein Unicum. In der anorganischen Natur ist diese Einzigkeit der Monaden, weil sie nur in Massen und Verbindungen auftreten, latent, aber in der organischen wird sie offenbar, in den Pflanzen und Tieren, und am deutlichsten in der Persönlichkeit des einzelnen Menschen. Nehmen wir einen bestimmten Menschen, er heiße Lucius. Von der Wissenschaft werden wir erfahren können, was dieser Lucius mit allen übrigen Menschen gemein hat, die Gesetze, denen er in seinem Verhältnis zur umgebenden Natur, in seinem physischen Leben und seiner geistigen Thätigkeit unterworfen ist, wie jeder andere Mensch. Aber dieser Lucius ist trotz seiner solchergestalt erkennbaren und aus seiner Erscheinung erschließlichen Gleichheit mit allen übrigen Menschen außerdem ein einzigartiges, nur sich selbst gleiches Wesen, er hat eine Physiognomie und einen Charakter, wie kein anderer Mensch, nur er allein; darüber aber kann uns die Wissenschaft, die nur das Gesetzliche und Gleichmäßige lehrt, nicht den geringsten Aufschluß geben, sie kann es weder definieren noch erklären, der Begriff versagt seine Kraft, das Denken findet sich vor einem inkommensurablen Objekt, und nur die lebendige Anschauung und die künstlerische Darstellung vermag den Lucius in seiner einzigartigen Individualität wiederzugeben. Mehr noch, Lucius ist nicht nur eine einzigartige Gestalt, sein ganzer Lebenslauf, obwohl er in jedem Momente der Gesetzlichkeit unterliegt, vor der alle Menschen gleich sind, ist ein Vorgang einzig in seiner Art und insofern von dem Lebenslaufe jedes andern Menschen verschieden. So setzt sich die Geschichte des Menschendaseins aus lauter Biographien der einzelnen Menschen zusammen und alle diese Einzelgeschichten stimmen wieder zusammen zu einer Geschichte der Welt, die, eine schlechthin einzige Aufeinanderfolge von Begebenheiten und Handlungen zu immer neuen, und, so oft auch auf diesem Wege lange Sumpfstrecken durchwatet werden müssen, immer höheren Zielen sich fortbewegt. Ein jeder Moment der dahin rollenden Zeit ist lebendiger Zeuge der unverbrüchlichen Gesetzlichkeit, von der das Leben beherrscht wird, ein jeder aber auch konkreter Träger der schlechthin einzigen Bewegung der Weltgeschichte.

Das reale Sein selbst also ist ein Zugegriff einzigartiger Individuen, die in fortwährend fließendem Leben einerseits eine unverbrüchliche, immer sich gleich bleibende Gesetzmäßigkeit bewähren, andererseits eine konkrete, in einzigartiger Weise fortschreitende geschichtliche Bewegung hervorbringen. Beide Momente erst machen das ganze Sein aus, und weder läßt sich aus der Gesetzmäßigkeit das individuelle Leben, noch aus diesem die Gesetzmäßigkeit ableiten.

Es entspricht diesem Wesen des realen Seins, daß der auf Erkenntnis des ganzen Seins gerichtete Geist — unter Geist verstehe ich nichts weiter, als den Menschen in seiner durch innere Erfahrung erkennbaren Funktion des Denkens und Dichtens, unter letzterm die Kunst überhaupt, alle Zweige der gestaltenbildenden Produktion inbegriffen — eben in Denken und Dichten sich bethätigt, indem er durch das Denken die unveränderliche Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, durch das Dichten das konkrete Leben und seine geschichtliche Fortbewegung zu interpretieren sucht. Das erstere Gebiet gehört der Wissenschaft, das letztere der Kunst, in erster Linie der Dichtkunst, von der hier allein die Rede sein soll. Die Wahrheit gehört keiner von beiden allein an, und, wie sie beide einem und demselben Geiste entspringen, einander ergänzende Momente des Seins bilden, so wird auch jede von ihnen auf ihrem eigenen Gebiete um so eher der Einseitigkeit und den Irrwegen entgehen, je mehr sie sich der lebendigen Zusammengehörigkeit beider Momente bewußt ist, sofern nur jede auch ihrem eigenen Gebiete wiederum treu bleibt, denn die Wissenschaft darf nicht dichten, die Dichtkunst nicht demonstrieren. Die Wissenschaft überschreitet ihre Grenzen und fällt ins Leere, wenn sie vergißt, daß sie das Sein voll individuellen Einzelbesonders, das sie als ihre Voraussetzung erfahrungsmäßig vorfindet, nicht erklären, daß sie nur die in jeder Bewegung desselben waltende Gesetzmäßigkeit konstatieren kann, wenn sie unternimmt, aus dem Gleichen das Verschiedene, aus der Quantität die Qualität abzuleiten und, ohne Rücksicht auf das den Individuen lustamtiell inne wohnende Leben, aus der bloßen Gruppierung und Zusammenwirkung der gleichen Elemente eines Urstoffes die erfahrungsmäßige Welt voll individuellen Lebens entstehen zu lassen. Diese mechanische Weltanschauung, die der lebendigen Erfahrung widerspricht, ist eine graue Theorie ohne Wahrheitsgehalt, welche die Wissenschaft eben so schädigt, wie das Leben, wenn auch glücklicherweise nur „die Gebildeten" davon betroffen werden. „Ein Geist", sagt Laplace — ich citiere nach Dubois-Reymond — „der für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte kennte, welche die Natur beleben, und die gegenseitige Lage der Wesen, aus denen sie besteht, wenn somit er umfassend genug wäre, um diese Angaben der Analyse zu unterwerfen, würde in derselben Formel die Bewegungen der größten Weltkörper und des leichtesten Atoms begreifen: nichts wäre ungewiß für ihn, und die Zukunft, wie die Vergangenheit wäre seinem Blicke gegenwärtig." Damit indessen schießt der große Astronom weit über das Ziel hinaus; selbst im Gesetzmäßigen ist die „Formel" nur Ausdruck für das Quantitative, das individuelle Leben aber und seine einzigartige Geschichte, so sehr auch darin absolute Notwendigkeit herrscht, wird durch keine Formel bestimmt.

Andererseits verliert sich die Dichtkunst ins Irrwege, wenn sie in offenen Widerspruch zur Gesetzmäßigkeit des Seins tritt und willkürliche Gestaltenbildung zur unwahren Einseitigkeit des subjektiven Beliebens übertreibt. Sie hat zwar niemals die Gesetzmäßigkeit des Geschehens, das sie darstellt zu demonstrieren — das ist durchaus unkünstlerisch —, aber sie muß in wesentlichem Einklang mit der Gesetzmäßigkeit des Seins sich befinden, und, wenn sie derselben Hohn spricht, so wird sie notwendig auch die Wahrheit des individuellen Lebens, die

Digitized by Google

allein ihr Wert verleihen kann, verstehen. Es folgt hieraus nicht, daß der Dichter schlechthin an das erfahrungsmäßige Maß der Dinge gebunden und das Märchenhafte ihm versagt ist: wenn er nur mit solchen Mitteln innere Wahrheiten des individuellen Lebens eben so gut, wie durch exacte Darstellung der Realität, oder besser illustriert, so wird der Gebrauch dieser Mittel dem Dichtwerke keinen Eintrag thun, und auch heute noch, wo die dem Kindesalter der Menschheit angehörige naive Märchendichtung längst verklungen, wenn auch nicht vergessen, wo der gesetzmäßige Naturlauf jedem Bewußtsein gegenwärtig ist, kann gegen die Einführung märchenhafter Elemente in die Dichtung, wenn sie nur der poetischen Wahrheit dienen, kein gegründeter Einspruch entgegengesetzt werden; das sind Kunstmittel, die in der Dichtkunst ebenso gestattet sind, wie in der Wissenschaft die Annäherung und Vergrößerung von Objekten durch Fernrohre und Mikroskope.

Aber leere Spiele der Phantasie, allegorische Schattenbilder und subjektive Schwelgereien in willkürlichen Gestaltungen sind keine Dichtwerke mehr.

Das reale Leben selbst ist Gedicht und so wird auch die menschliche Dichtkunst Wahrheit zum Inhalte haben, wenn sie dem Urdichter getreulich nachdichtet; vorausgesetzt, daß die ursprüngliche gestaltenbildende Weltkraft auch dem Geiste des Menschen, obwohl nur als eine nachbildende, innewohnt. Hieran aber wird niemand zweifeln können, der, unbeirrt von Theorien, der innern Erfahrung nachgeht und der Stimme des intellektuellen Gewissens Gehör giebt, der sich die Thatsachen des Bewußtseins nicht durch die Dogmatik und Scholastik vermeintlicher Wissenschaft wegdemonstrieren läßt.

Es ist das Wesen unseres, des menschlichen, Geistes, daß er nichts ursprünglich hervorbringen, sondern Alles nur aus dem ihm durch die sinnliche Erfahrung zukommenden Stoffe nachschöpferisch bilden, immer nur das bereits vorhandene Sein für sich reproduzieren kann. Immer auch ist unser Bewußtsein von den Bildern erfüllt, die wir auf die jeweilige Einwirkung der Außenwelt ihm erzeugen müssen. Wäre diese Gebundenheit an die Einwirkung der ungebenden Natur, welche die fortwährende Grundlage unseres Geistes bildet, auch seine absolute Grenze, so könnte es weder Denken noch Dichten geben. Aber wir haben noch eine andere Erkenntnisfrage, den intellektuellen Willen. Der Wille oder die Freiheit, die sich rein aus sich selbst bewegende Kraft, ist eine Thatsache. Der wollende Geist reproduziert das ihm durch die Sinne Gegebene frei ans sich, um es zu erkennen, d. h. aus sich zu verstehen. In der That ist nun, in dieser freien Reproduktion, das durch die Sinne Gegebene noch immer dasselbe, aber es ist auch mehr, als das: der freithätige Geist hat sich selbst in seinen Vorstellungen, nicht als ein Anderes, sondern ein in ihnen als ihr eigenes Wesen Lebendiges, denn alles Wissen ist ihre Identificierung, in der das Objekt im Geiste und der Geist im Objekte aufgeht, es ist der Prozeß, durch den der Geist sich nachschöpferisch zu der ihm durch die Sinne offenbarten Welt gestaltet. Nun aber, indem der Geist nachschöpferischer Thätigkeit frei und in sich allein ist, haben auch die vorgestellten Dinge und Bewegungen ein neues Leben, das dem sich in ihnen darstellenden Geiste entstammt und sie offenbaren ihm sein und ihr Wesen zugleich, sowohl seine ursprüngliche gestaltgebende Macht, der sie sich unterwerfen zeigen, als die innere Wahrheit der individuellen Charaktere und Vorgänge, die er in sich selbst, als der Quelle alles individuellen Lebens, findet; nun erst giebt es Denken, das den Gesetzen des Seins nachgeht, und Dichten, welches das individuelle Leben in seiner Wahrheit erfaßt; der Geist ist die Wahrheit.

Es besteht kein Widerspruch zwischen der sinnlich gegebenen, äußerlich bestimmten Realität und ihrer Wiedergeburt durch die Freiheit von innen heraus, die Notwendigkeit herrscht durchaus, die äußere in der gegebenen Realität, die innere in ihrer Wiederzeugung aus dem schöpferischen Grunde, die beiden Seiten des Seins ergänzen und durchdringen sich zum ganzen wahren Sein. Dies nur darf nie vergessen werden, daß im menschlichen Geiste die äußere Notwendigkeit der inneren voransteht, die Folge dem Grunde, und daß wir die Kraft unseres Bewußtseins immer nur so weit erhellen, als die Freiheit in uns mächtig und thätig ist. Darin aber ist sie bei den einzelnen Menschen an ein individuelles Maß gebunden; in ihrem Fortgange, sowohl im Einzelleben, als der Gesamtentwickelung der Menschheit, giebt es keinen Abschluß, sondern immer nur fortschreitende Bewegung, und in jedem Punkte dieser Bewegung greifen stets die äußere und die innere Notwendigkeit in einander zu einem wiederum notwendigen Ergebnis, sei es, daß die Freiheit eine Position gewinnt und erhellt, sei es, daß der gegebene Inhalt des Bewußtseins ihr widersteht und sie verdunkelt.

Nicht anders ist das Walten der praktischen Freiheit. Auch hier stehen im Bewußtsein des Menschen stets voran die Empfindungen und Leidenschaften, welche die von der Außenwelt erregten Triebe hervorrufen. Die Freiheit kann und will diesen Inhalt, den sie nicht zu ersetzen vermöchte, auch nicht verneinen, sie will und kann aber verbieten, daß diesem Bewußtseinsinhalte Handlungen entspringen, die den Gesetzen widersprechen, welche sie, das Prinzip alles Seins, die Macht des Guten und Schönen, vorschreibt, sie will und kann alle Handlungen durch den Willen gesetzmäßig regeln. Ob und inwieweit sie dabei siegreich ist, hängt im einzelnen Falle von ihrem invidivell bestimmten Maße und der Stärke der ihr gegenüberstehenden Leidenschaft ab, auch hier giebt es immer nur notwendige Ergebnisse, die durch das Maß und die Stärke der beiden Komponenten der moralischen Bewegung, der Leidenschaft und der Freiheit, bedingt werden, auch hier hat man niemals absolute Freiheit zu erwarten, sondern immer nur fortschreitende Befreiung.

Diese große Bewegung, dieses beständige Ringen zwischen der Leidenschaft und der Freiheit auf moralischem, zwischen der sinnlichen Realität und der geistigen Wiedergezeugung auf intellektuellem Gebiet, ist der vornehmste Gegenstand der Dichtkunst, und eine unendliche Fülle dieses sich immer gleichen, aber auch immer individuell einzig gearteten Stoffes liegt in Raum und Zeit vor ihr ausgebreitet und harrt der Wiedergeburt durch die freie Nachschöpfung des Geistes.

Nach zwei Seiten hin also hat sich in jedem Falle die Dichtung als Wahrheit zu erweisen, erstlich durch Übereinstimmung mit der sinnlichen Realität, die allein ihr wahren Stoff verleihen kann, und zweitens durch die Wahrheit des innern Lebens, mit dem sie diesen Stoff in der freien Reproduktion erfüllt. In erster Hinsicht entscheidet die Erfahrung, in letzterer das intellektuelle Gewissen; in ersterer kann nicht exakte Übereinstimmung mit irgend einem, nach Ort und Zeit bestimmten wirklichen Geschehen, sondern überhaupt nur treu und lebendig empfunden und beobachtete Realität gefordert werden, in letzterer Hinsicht wird die Dichtung um so höheren Wahrheitsgehalt haben, je mehr sie, mit Überwindung bloß subjektiver Regungen, Ausfluß des Weltgeistes ist, der in der menschlichen Produktion sich nachschöpferisch bethätigt. Dieser Weltgeist ist es auch allein, der das Findliche nicht nur darstellt, sondern zugleich darüber erhebt, aus dem der Humor und die Heiterkeit fließen, die der Wirklichkeit den Stachel rauben, der Gebilde schafft, die nicht nur wahr, sondern auch schön sind; die Stärke in diesem Weltgeiste ist es, was den großen Dichter macht.

Nahe verwandt ist der Dichtung die Geschichtschreibung. Der Historiker hat ein wirklich Geschehenes in thunlichster faktischer Treue darzustellen, und dazu muß er, in wesentlich wissenschaftlicher Forschung, den thatsächlichen Stoff aus den Quellen sammeln und

Digitized by Google

kritisch fichten; wenn er dann aber an seine Hauptaufgabe herantritt, die Darstellung des konkreten geschichtlichen Verlaufs, es sei für einen kürzeren oder längeren Zeitabschnitt, mit seinen Völkerphysiognomien und Einzelgestalten, seinen Charakterzügen einzelner Epochen und der darin hervorragenden Menschen, seinen zu unvermeidlichen Katastrophen hindrängenden Ereignissen und Thaten, seinen prägnanten Momenten und dramatischen Vorgängen, so wird ihm die Wissenschaft nicht mehr helfen, und er wird seiner Aufgabe nur genügen können, wenn sein geistiges Auge das Auge eines Dichters und seine Feder das Werkzeug eines Künstlers ist. Der Dichter, obwohl auch auf erfahrene Realität wesentlich hingewiesen, ist nicht an die Wiedergabe eines wirklich Geschehenen und die Schilderung bestimmter Personen gebunden, die Geschichtschreibung läßt ihm den ganzen Reichtum möglicher Gestalten, wenn sie auch niemals in den engen Kreis unserer wirklichen Erfahrung eingetreten sind, übrig, und seiner Erfindung, wenn sie nur von gesunder Realität gestützt und von innerer Wahrheit ist, sind keine Schranken gesetzt.

Geschichtschreibung und Dichtung vereinigen sich, wenn auf geschichtlicher Grundlage Einzelleben in freier Erfindung geschildert wird. In dieser Kunstart sind die Dichtungen von K. F. Meyer Meisterwerke, in wohlthuendem Gegensatze zu solchen sogenannten historischen Romanen, in denen schablonenhafte, am Draht geleitete, mit altertümlichen Kostümen bekleidete Puppen ein verständnisloses Lesepublikum ergötzen, dessen habituelle Langeweile noch größer ist, als diejenige, die durch solche Bücher hervorgerufen wird.

Auf Wahrheit in der Dichtung dringt eine litterarische Richtung unserer Tage, der Naturalismus, mit großem Nachdruck und dem Anspruche, für diese Wahrheit neue Wege angebahnt zu haben. Aber was ist Wahrheit? Diese Frage muß man, wenn man auch kein Skeptiker ist, doch immer von Neuem einem Jeden stellen, der von Wahrheit spricht, und da die Antwort auf diese Frage bei dem größten Teile der etwas buntscheckigen Gesellschaft der Naturalisten entweder ausbleiben oder sehr verschiedenartig ausfallen möchte, so wollen wir uns an denjenigen halten, der nicht nur als hervorragend unter den Naturalisten anerkannt ist, sondern sich über das Wesen des Naturalismus in zahlreichen Schriften eingehend und klar ausgesprochen hat, Emile Zola.

Wenn man sich bewußt ist, daß der Realismus in der Dichtung, d. h. ihre Erfüllung mit lebendigem aus der Erfahrung geschöpftem Stoff, immer schon Sache der großen Dichter war von Homer bis Goethe, so darf man gespannt sein zu erfahren, was der Naturalismus hierin Neues bringt. Auch Zola weiß, daß der Realismus nicht von gestern datiert. „Gewiß", sagt er, „der Realismus ist eine Theorie so alt, wie die Welt, nur versüngt sie sich mit jeder litterarischen Periode." Mag er uns nun sagen, worin die Verjüngung des dichterischen Realismus durch den heutigen Naturalismus besteht.

Da stoßen wir nun zuerst auf die überraschende Enthüllung, daß der neue, verjüngte Realismus wissenschaftlich ist, seine Methode das Experiment, und seine höchste Leistung le roman expérimental.

Zur Erläuterung bezieht Zola sich auf Claude Bernards „introduction à l'étude de la médecine expérimentale." Claude Bernard hält die experimentelle Methode, die in der Physik und Chemie geübt wird, für anwendbar auch auf lebende Körper und will sie in die Physiologie und die Medizin einführen; Zola strebt eine fernere Ausdehnung derselben auf die Soziologie, auf den passionellen und intellektuellen Menschen und sein Verhältnis zum sozialen Körper an, und dieser neue Teil der Wissenschaft soll dem naturalistischen, experimentellen Roman zufallen, der damit nur eine notwendige Aufgabe in der geistigen Bewegung unserer Zeit erfüllt, denn „die Rückkehr zur Natur", meint er, „die naturalistische Entwicklung, die das Zeitalter beherrscht, treibt alle Äußerungen der menschlichen Intelligenz auf denselben wissenschaftlichen Weg." Wie es nun anzufangen ist, in einem Roman wissenschaftlich zu experimentieren, wird nicht jedem sogleich klar sein, und es ist am besten, den Autor selbst diese schwierige Sache auseinandersetzen zu lassen. Er wiederholt zunächst die völlig zutreffenden Ausführungen von Claude Bernard, denen zufolge alle Naturforschung auf Beobachtung von Phänomenen beruht, zuerst solchen, die sich von selbst oder zufällig darbieten, dann von solchen, die durch Experiment planmäßig hervorgerufen werden, indem der Forscher, geleitet von einer Idee oder Hypothese, einer Erwartung bestimmter Phänomene unter bestimmten Umständen, die Natur in diese Umstände versetzt und dann zusieht, ob die erwarteten Phänomene eintreten oder nicht, so daß auch bei dem Experiment das Resultat immer wieder auf Beobachtung beruht, aber auf einer Beobachtung, welche die Natur ohne das Experiment gar nicht, oder nur zufällig, oder unvollkommen darbieten würde.

Dann läßt er sich, wie folgt, vernehmen:

„Kehren wir zum Roman zurück, so sehen wir, daß der Romancier ebensowohl Beobachter, als Experimentator ist. Der Beobachter in ihm giebt die Thatsachen, wie er sie beobachtet hat, bestimmt den Ausgangspunkt und den festen Boden, auf dem die Personen sich bewegen und die Phänomene sich darstellen. Dann erscheint der Experimentator und macht das Experiment, d. h. setzt die Personen in einer besondern Geschichte in Bewegung, um zu zeigen, daß die Folge der Thatsachen darin so sein wird, wie der Determinismus der zur Untersuchung gezogenen Phänomene es erfordert."

„Ich führe als Beispiel an die Geschichte des Baron Hulot in der „Cousine Bette" von Balzac. Die allgemeine von Balzac beobachtete Thatsache ist die Verheerung, welche das amouröse Temperament eines Mannes in ihm, in seiner Familie, in der Gesellschaft herbeiführt. Nach der Wahl seines Gegenstandes ist er von beobachteten Thatsachen ausgegangen und hat dann sein Experiment gemacht, indem er Hulot einer Reihe von Proben unterwarfen, ihn durch verschiedene Umgebungen hindurchgeführt hat, um den Mechanismus seiner Leidenschaft in Thätigkeit zu zeigen. Es ist klar, daß da nicht nur Beobachtung ist, sondern auch Experiment, weil Balzac sich nicht stritt, wie ein Photograph, an die von ihm gesammelten Thatsachen hält, sondern direkt intervenient, um die handelnde Person in Umstände zu versetzen, deren Meister er bleibt. Das Problem ist, zu wissen, was eine bestimmte Leidenschaft, wirkend in einer bestimmten Umgebung und unter bestimmten Umständen, hervorrufen wird in Ansehung des Individuums und der Gesellschaft, und ein experimenteller Roman, die Cousine Bette z. B., ist einfach das Protokoll des Experiments, das der Romancier unter den Augen des Publikums wiederholt. Die ganze Operation besteht darin, die Thatsachen in der Natur zu ergreifen und dann den Mechanismus der Leidenschaft zu studieren durch Einwirkung auf sie mittelst der Modifikationen der Umstände und der Umgebungen. Schließlich ergiebt sich die Kenntnis des Menschen, seine wissenschaftliche Kenntnis in seiner individuellen und sozialen Bethätigung."

„Es ist unleugbar, daß der naturalistische Roman, so, wie wir ihn jetzt verstehen, ein echtes Experiment ist, das der Romancier anstellt über den Menschen, gestützt auf Beobachtung."

„Die Idee des Experiments führt mit sich die der Modifikation. Wir gehen durchaus von wahren Thatsachen aus, die unsere unzerstörbare Grundlage bilden, aber, um den Mechanismus der Thatsachen zu zeigen, müssen wir die Phänomene hervorbringen und leiten; darin liegt unser Anteil, die Erfindung, das Genie, in dem Werke. Ohne einzugehen auf die Frage der Form, des Stils, die ich später untersuchen werde, konstatiere ich jetzt nur, daß wir die Natur modifizieren müssen,

Digitized by Google

ohne von ihr abzuweichen, wenn wir in unsern Romanen die experimentelle Methode anwenden."

„Ich fasse diesen ersten Abschnitt zusammen, indem ich wiederhole, daß die naturalistischen Romanciers beobachten und experimentieren, und daß ihr ganzes Geschäft von dem Zweifel anhebt, in den sie sich versetzt finden angesichts mangelhaft bekannter Wahrheiten, unentwickelter Phänomene bis zu dem Augenblick, in dem eine experimentelle Idee eines Tages plötzlich ihr Genie erweckt und sie treibt, ein Experiment anzustellen, um die Thatsachen zu analysieren und zu beherrschen."

Ein Naturforscher, der von dieser Art zu experimentieren hört, wird lächeln, und, wenn ihm der ganze Humor der Sache aufgeht, herzlich lachen. Ein Naturforscher wird nicht glauben, daß er experimentiert, wenn er die zu einem Experiment erforderlichen Veranstaltungen erzählt und die Phänomene, die sich nach seiner Idee bei der Ausführung des Experiments ergeben müssen, beschreibt, sondern nur dann, wenn er die Veranstaltungen des Experiments in Wirklichkeit ausführt und die Entscheidung der Natur selbst entgegennimmt in den realen Phänomenen, die sie ihm als Antwort auf die in dem Experiment gestellte Frage zeigt, möge dieselbe nun der Erwartung entsprechen oder auch nicht. Der experimentierende Naturforscher geht nicht nur von der Beobachtung aus, sondern er kehrt auch immer zu ihr zurück, und nur, was wirkliche Beobachtung lehrt, was die Natur selbst in realen Phänomenen ihm offenbart, wird er als wissenschaftliches Resultat gelten lassen. Wenn der naturalistische Romancier in der That experimentieren wollte, dann müßte er sich einen lebendigen Hylot und andere leibhaftige Repräsentanten der Leidenschaften, die er untersuchen und darstellen will, in geeigneten Exemplaren halten und diese Personen, nicht blos auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit in bestimmte Umgebungen und Umstände versetzen, um dann zu beobachten, wie sie ihre Leidenschaften und mit welchen Folgen für sie selbst, für die Familie und die Gesellschaft kund geben, und schließlich das Protokoll darüber dem Publikum zu übergeben. Aber schwerlich würde er dies dann noch einen Roman nennen, abgesehen davon, daß dieser kostspieligen und zeitraubenden Praxis auch unüberwindliche Hindernisse von Seiten der Sittenpolizei und der Kriminaljustiz sich entgegenstellen würden. Ein Naturforscher wird auch nicht glauben, daß er durch einzelnen Fall, ein einziges Experiment eine naturwissenschaftliche Wahrheit, ein Naturgesetz, feststellen könne; erst, wenn er das Experiment öfter sorgfältig wiederholt und der Natur durch Variirung der Umstände Kreuz- und Querfragen vorgelegt, nach alledem aber doch von ihr eine konstante Antwort erhalten hat, wird er auf letztere einen wissenschaftlichen Satz gründen. Der Romancier, und wenn er auch naturalistisch ist, kann doch aber immer nur einen einzelnen Fall vorführen, der noch dazu, wenn er auch erfahrungsmäßigen Stoff enthält, fingiert ist, eine konkrete Geschichte, in der Alles, Personen, Handlungen und Schicksale, individuell, einzigartig, bestimmt ist. Es ist einleuchtend, daß aus dieser Operation auch nicht das geringste wissenschaftliche Resultat hervorgehen kann, denn ein solches ist immer nur das Gesetzmäßige, dasjenige, worin alle Einzelwesen gleicher Art sich unter gegebenen Umständen, abgesehen von ihrer individuellen Einzigkeit, schlechthin gleichmäßig verhalten; Zola aber will dies auch seinem Meister Claude Bernard nicht glauben, obwohl derselbe ausdrücklich sagt: „In den Künsten und in der Litteratur herrscht die Persönlichkeit durchaus. Es handelt sich da um eine freie Schöpfung des Geistes und das hat nichts gemein mit der Feststellung der natürlichen Phänomene, in welchen unser Geist nichts hervorzubringen hat." Wir wollen hier nicht mit Claude Bernard darüber rechten, wie viel der Geist auch bei der induktiven Naturforschung hervorzubringen hat, nicht zwar durch produktive fingierter Phänomenen, sondern durch freie Reproduktion der wirklichen Erscheinungen, durch die allein erst das Gesetzmäßige sich erschließt, darin aber hat er ganz recht, daß aus einem Kunstwerke niemals eine wissenschaftliche Erkenntnis hervorgehen kann. Nicht deshalb freilich ist dies ausgeschlossen, weil ein Kunstwerk auf einer freien Schöpfung des Geistes beruht, denn auf einer solchen beruht auch die wissenschaftliche Erkenntnis des Gesetzmäßigen, nicht auch deshalb, weil ein Kunstwerk weniger, als die wissenschaftliche Forschung von der sinnlichen Erfahrung ausgeht, sondern deshalb, weil beide ganz verschiedene Seiten des Seins zum Gegenstande haben, die Wissenschaft: das Gleiche, Gesetzmäßige, das Kunstwerk: das Individuelle, Einzigartige.

Macaulay sieht die Poesie nur beim Aufsteigen der Wissenschaft herabsinken, Zola will sie ganz in die Wissenschaft auflösen. „In den ersten Tagen der Welt," sagt er, „bei den kindlichen Völkern, ist die Poesie der Traum der Wissenschaft gewesen. Von den beiden Fähigkeiten des Menschen, zu fühlen und zu begreifen, hat die erstere die Poeten hervorgerufen, die zweite die Gelehrten."

Ich weiß nicht, ob Zola auch das Gefühl abschaffen will; wenn nicht, ist zu besorgen, daß die Poesie aus dieser ihrer Quelle immer von neuem hervorbrechen und dem wissenschaftlichen Roman den Markt verderben wird. Das wäre sehr übel für ihn, denn bei der Wissenschaft wird er keine Unterkunft finden. Die Wissenschaft wird sich entschieden weigern, den naturalistischen Roman als wissenschaftliche Forschung anzuerkennen und den Romantier Zola in ihre Reihen aufzunehmen, eher fände er wohl noch einen Sitz in der Akademie.

Die Wissenschaft kann auf dem von Zola eingeschlagenen Wege nichts gewinnen, die Poesie aber wird verdorben. Die Poesie wird verdorben, denn sie wird von ihrem wahren Gegenstande abgelenkt und auf eine Aufgabe hingewiesen, die sie nicht erfüllen kann. Zola selbst stellt uns die unerquicklichste Aussicht, wenn er sagt: „Man (sc. der Naturalismus) wird damit endigen, einfache Studien zu geben ohne Schicksalswendungen und Entwickelung, die Analyse eines Lebensjahres, die Geschichte einer Leidenschaft, die Biographie einer Person, die aus dem Leben gegriffenen und logisch geordneten Aufzeichnungen". Da haben wir recht schöne Bücher zu erwarten, und es ist nur zu hoffen, daß sie wegen ihrer unvermeidlichen Langweiligkeit auch bald wieder verschwinden werden. Da muß der Genius der Dichtkunst, der im einzelnen eine Welt gestalten und jedes Kleinste zum Spiegelbild des Alls machen will, sein Antlitz verhüllen. Fortan giebt es nur noch Stückwerk und Protokolle und Protokolle der Wirklichkeit. Da man beständig auf allgemeine Wahrheiten ausgehen wird, so werden die Personen und Dinge mehr noch, als es jetzt schon der Fall ist, zu bloßen Exemplaren einer Gattung, zu Schablonen, erblassen, und, da man die organische Schöpfung von innen heraus verborgen sieht, wird in den naturalistischen Romanen die Aufhäufung öden Materials aus der Wirklichkeit immer mehr anwachsen. Gewiß muß die Dichtung mit dem Lebensblute der sinnlichen Erfahrung, mit der gegebenen Realität, erfüllt sein, aber der wahre Dichter wird seine Aufgabe nicht darin erblicken, diesen Rohstoff zu registriren, sondern darin, ihn frei aus dem nachschöpferischen Geiste zu gestalten, er wird die realen Momente, die sein Gegenstand mit sich bringt, wahrheitsgetreu wiedergeben, aber er wird alle ausscheiden, die nicht für seinen Gegenstand charakteristisch sind, er wird uns nicht ganze Mobiliare und andere Dinge spezifizieren und beschreiben, wie ein Auktionskommissärius, und er wird uns nicht, wie Zola in le rêve, mit wiederholten, seitenlangen, mit Citaten in Altfranzösisch versetzten Anzügen aus einer alten Legendenchronik belästigen, die uns doch nicht glaubhafter machen, daß Angelique in ihr ganz weltfremdes Traumleben verfällt.

Wenn jemand von Wissenschaft spricht, so wird man ihn erst recht verstehen, wenn man das Dogma kennt, das seine wissenschaftliche Richtung bestimmt. Zola's Dogma ist, daß es Freiheit nicht giebt, sondern

Digitized by Google

nur mechanische Causalität, und nur die auf dieser Annahme beruhende Forschung ist ihm Wissenschaft, die Wissenschaft, die, wie er glaubt, das 20. Jahrhundert beherrschen und alles Andere, Religion, Philosophie und Poesie in ihrem Feuer verzehren wird.

Es ist eine weit verbreitete Meinung, daß die mechanische Welttheorie ein wissenschaftliches, unwidersprechliches Ergebniß der modernen induktiven Naturwissenschaft ist, und doch ist diese Meinung sehr irrig. Die induktive Naturwissenschaft — und eine andere giebt es heute nicht, oder sollte es wenigstens nicht geben — ist garnicht in der Lage, ein Weltsystem zu begründen, sie kann lediglich die in der sinnlichen Erfahrung sich darstellenden Phänomene, mögen sie nun ohne Weiteres zugänglich oder durch Experimente hervorgerufen sein, konstatieren und die Gesetzmäßigkeit derselben feststellen. Die induktive Forschung bringt es mit sich, daß dabei der Blick in erster Linie oder ausschließlich auf die mechanischen, äußeren Verhältnisse der Dinge zu einander gerichtet ist, und, da die Menschen eine starke Neigung haben, ihr Berufswissen zu einem Weltkanon zu machen, so können auch viele Naturforscher der Versuchung nicht widerstehen, das mechanische Verhältniß der Dinge zu einander zu einer Welttheorie zu erweitern; die eigentlichen Träger der mechanischen Weltanschauung aber sind die „gebildeten“ Laien, die aus den zahlreichen Erzeugnissen populärer Naturwissenschaft ein trauriges Halbwissen für das Gewisseste von Allem, ihre eigene Freiheit, eintauschen.

Es kann dahin gestellt bleiben, ob Zola auch ein Opfer dieses Dilettantismus oder durch pessimistische Gemüthsrichtung in die mechanische Weltanschauung getrieben ist: daß er der letzteren unbedingt huldigt, darüber läßt er selbst keinen Zweifel bestehen, und bedient sich dabei der stärksten Ausdrücke, wie „menschliche Bestie“ und „die bestimmten Einflüssen unterworfene menschliche Maschine“.

Es wird eine kurze Erwägung genügen, um darzuthun, daß die mechanische Weltanschauung nur einer Seite des Lebens gerecht wird, und daß die menschliche Freiheit, ohne den geringsten Widerspruch mit den Naturgesetzen, faktisch besteht. Es soll dabei nichts Metaphysisches vorkommen und nur von Thatsachen die Rede sein.*)

Es ist durchaus wahr, daß eine bestimmte mechanische Lage bestimmter Körper, in äußerm Verhältnis zu einander, eine bestimmte Wirkung zur Folge hat, die, wenn die entsprechende mechanische Lage vorhanden, naturgesetzlich notwendig, wenn sie nicht vorhanden, naturgesetzlich unmöglich ist. Obgleich aber danach die mechanische Lage die notwendige Voraussetzung, Bedingung der Wirkung ist, so folgt daraus noch nicht, daß sie auch als die wirkende Ursache betrachtet werden muß; diese wird vielmehr dem Ansich der wirkenden Dinge, welches so geartet ist, daß es bei einer bestimmten mechanischen Lage in einer notwendigen Weise wirken muß, zuzuschreiben sein, denn wenn zwei Körper bestimmter Art und Temperatur bei der Annäherung an einander sich chemisch verbinden, zwei andere aber von einer andern bestimmten Art unter übrigens völlig gleichen Verhältnissen indifferent bleiben, so wird man dieses verschiedene Verhalten nur dem verschiedenen Ansich dieser Dinge zumessen können; und ebenso, wenn ein Stück Eisen dem angenäherten Magneten zueilt und sich an ihn heftet, ein Stück Kupfer von gleicher Form aber bei gleicher Annäherung unbewegt bleibt, so kann auch hier die Verschiedenheit nur in dem verschiedenen Ansich des Eisens und des Kupfers liegen.

Man wird darauf sagen können, gleichviel, wenn das Ansich der Dinge bei einer bestimmten mechanischen Lage in einer notwendigen Weise wirken muß, so kommt es, wenigstens praktisch genommen, auf eins heraus, ob man das Ansich der wirkenden Dinge oder die mechanische Lage als die Ursache der eintretenden Wirkung betrachtet, und das gilt für den Menschen eben so gut, wie für andere Dinge. Das ist wiederum wahr: wenn nun aber das Ansich des Menschen nicht in Reaktion auf eine äußere Erregung, sondern rein aus sich, spontan, seinen Körper bewegt, und ihn in mechanische Wirkungslagen bringt, die ohnedem nicht, und ihn von solchen zurückhält, die andernfalls unfehlbar eingetreten wären, so zeigt sich hier offenbar ein wirkender Faktor, der nicht mechanisch ist, der Wille oder die Freiheit. Daß der Wille solchergestalt seinen Körper bestimmt und dadurch mechanische Lagen und daraus folgende Wirkungen hervorbringt, die sonst nicht wären, und solche verhindert, die andernfalls eintreten müßten, ist Thatsache. Diese Thatsache ist auch kein Widerspruch gegen die naturgesetzliche mechanische Kausalität, denn das Naturgesetz fordert nur, daß, wenn eine bestimmte mechanische Lage vorhanden ist, eine bestimmte Wirkung eintreten muß; daß aber eine bestimmte mechanische Lage sei, dafür giebt es kein Naturgesetz. Auch die Freiheit kann nur wirken, wenn sie die mechanische Lage herbeiführt, welche die notwendige Voraussetzung der gewollten Wirkung ist, aber sie kann mit der Macht, die sie über ihren eigenen Körper hat, mittelst desselben in jedem Moment die vorhandene mechanische Lage, soweit das mechanische Vermögen und die mechanische Wirkungssphäre ihres Körpers reicht, ändern und der von ihr gewollten Wirkung entsprechend modifizieren. Die mechanische Kausalität erfüllt in jedem Augenblicke in erster Stelle das Leben und Bewußtsein des Menschen, aber sein Wille regt sich auch in jedem Augenblicke, um nach seinem Gesetze, dem Gesetze der Freiheit, zu bestimmen, was geschehen soll und was nicht geschehen soll. Was hieraus in jedem Momente sich ergiebt, ist wiederum schlechthin notwendiges Resultat, aber dieses Resultat ist nicht mehr das der mechanischen Kausalität allein, sondern es ist die Einwirkung der Freiheit darin jedesmal enthalten. Unsere Freiheit ist nur, insoweit sie wirkt, aber sie wirkt beständig und durch jedes menschliche Individuum nach dem individuell bestimmten Maße der Kraft, die sie in ihm hat, sie ist ein beständiges Aufstreben von Unfreiheit, ein fortwährendes Ringen mit der blinden Naturgewalt draußen und den Leidenschaften im Innern, und ein, obwohl in einem unendlichen Progresse, fortschreitendes Vordringen in der Gestaltung der menschlichen Verhältnisse nach dem Gesetze der Freiheit.

Daß der Wille besteht und wirkt, ist eine unleugbare Thatsache; daß er aber auch Freiheit, Beherrschung der mechanischen Kausalität, ist, kann man eben so wenig bezweifeln, wenn man sieht, wie er sich schlechthin und aus eigner Kraft zur mechanischen Kausalität und dem, was aus ihr allein folgt, in Gegensatz stellt, und dann, diesen Gegensatz auflösend, in Aktion tritt und nach einem höheren Gesetze, als dem der mechanischen Kausalität, die Wirklichkeit maßgebend bestimmt. Man sehe ihn, wie er als intellektueller Wille in einem experimentierenden Forscher die vorhandene mechanische Lage bei Seite schiebt und dann durch das Experiment eine solche veranstaltet, die nur seinem Zwecke dient, nämlich Phänomene zu beobachten, welche die vorgefundene mechanische Lage ihm nicht darbietet, man sehe ihn in Thätigkeit als moralischen und Rechtswillen, wie er die durch die mechanische Kausalität erregten Leidenschaften hindert, mittelst des Körpers in Aktion zu treten, wie er arbeitend durch seinen Körper in der Wirklichkeit Veranstaltungen trifft, um sittliche Zwecke zu fördern, wie er die Staatsgewalt errichtet, um die Privatgewalt zu bändigen, und eine die Freiheit Aller gewährleistende Rechtsordnung in Kraft setzt oder wenigstens beständig auftrebt: dann wird man nicht zweifeln können, daß der Wille nicht aus der mechanischen Kausalität stammt,

*) Zur näheren Begründung muß ich mich auf meine eingehenderen Erörterungen in früheren Schriften beziehen, insbesondere: der Wille, die Lebensgrundmacht; das Gesetz der Kausalität in der Natur; Optische Häresien I und II.

Digitized by Google

sondern eine spontane Kraft und Funktion des menschlichen Ansich ist; man müßte denn dem seltsamen Gedanken — an dem es freilich auch nicht fehlt — Raum geben, daß die mechanische Kausalität, wenn sie in das menschliche Gehirn eintritt, sich in dem Willen selbst einen Herrn schafft und sich selbst durch einen dialektischen Umschlag aus mechanischer Notwendigkeit in Freiheit umsetzt, damit wäre aber praktisch nichts geändert, der Wille wäre darum doch da und wirkte und wirkte als Freiheit, gleichviel ob diese Freiheit aus dem Ansich des Menschen, oder aus der praktischen Selbstwiderlegung der mechanischen Kausalität hervorginge.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Aphorismen.

Von Jean Paul. (Ungedruckter Nachlaß.)

Mit den poetischen Genies möcht' ich in ihrem Alter, mit den philosophischen in ihrer Jugend umgehen, des Herzens wegen.

*

Genies zu bloßen Schul- oder gewöhnlichen Staatsämtern anstellen, heißt einen Mozart zum Unterrichten in Klavierstunden anstellen.

*

Hippel war ein heiliger Geist, in den der Teufel gefahren war. Aber er gehört unter die Autoren, die man auffchlägt, wo man will und fortliest.

*

Niemand ist gegen die Welt- und Vaterlands-Revolution kälter, als die jetzigen Dichter und Künstler; wie anders bei den Alten!

*

Ein Autor von anerkanntem Geist braucht nur Liebe zu zeigen, und zu gefallen: ein Mann von Güte wieder mehr Kopf und Einsicht.

*

Die rechtschaffnen Weltleute scheinen dem Weltnichtkenner unwahr, weil er bloß ihre Sprache nicht versteht; sie drücken dasselbe nur anders und zarter aus als er.

*

Es ist der größte Irrtum, zu lebhafte Menschen für unbefangen und wahrhaft zu halten.

*

Ich kann leichter die Gewöhnlichen erraten, als diese mich; warum denn Zorn über ihr Nicht-Erraten?

*

Oft sind am besten Menschen dessen größte Tugenden und größten Flecken unbekannt.

*

Ein gewöhnlicher Kopf wagt selten etwas kindisches.

*

Man verdirbt unter Leuten, die einen nicht übertreffen.

*

Mein eigentlicher Sonntag besteht im Sonnabend Abend.

*

Im Leben, wie bei Schreib- und Druckbüchern sind die ersten und letzten Blätter leer.

*

Bei dem männlichen Geschlecht grenzt Liebe und Achtung gegen das andre mehr zusammen, als beim weiblichen.

*

Die Jünglinge wollen gerade die kräftigste Jungfrau am ersten heiraten, denken aber nicht daran, wie diese noch kräftiger erwachse, sie aber schwächer nacharten.

Litterarische Notizen.

— Ein gut gemeintes Buch, dessen Titel freilich mehr verspricht, als der Inhalt gewährt, ist: „Bauernfeld. Ein Dichterporträt. Mit persönlichen Erinnerungen. Von Bernhard Stern" (Leipzig. Litterarische Anstalt August Schulze, 1890). Unmittelbar nach des Dichters Tode rasch hingeworfen, giebt es in geschickter Kompilation das Wichtigste aus Bauernfeld's „Erinnerungen" und biographischen Gedichten, ferner aus den Quellen über ihn, wieder; ein erschöpfendes Gesamtbild ist dies freilich nicht und von gründlicher Bearbeitung des Stoffes ist wenig, von selbständigem Urteil fast nichts zu spüren. Einzelnes bedarf der Korrektur. Wenn z. B. Stern mit großer Sicherheit behauptet: „Von seinen Gedichten und seinen novellistischen Versuchen hielt er selbst nicht viel", so ist dies so unrichtig, als nur irgend möglich; von einzelnen seiner Gedichte, z. B. der kleinen Ballade vom „Thränenkrug", hat er dem Schreiber dieser Zeilen wiederholt gesagt: wenn irgend etwas aus seiner Feder, so verdienten diese Verse ihm zu überleben und daß sein Roman „Die Freigelassenen" seines Erachtens nicht genügend anerkannt worden, ging ihm noch zu einer Zeit nahe, da ihn die Erinnerung an kleine Mißerfolge auf dramatischem Gebiete lange nicht mehr schmerzte. Das Kapitel: „Bauernfeld in Gesellschaft" ist gewiß nicht aus eigener Erfahrung geschrieben; Bauernfeld hatte den echt Wienerischen „losen Mund", aber ungezogen, grob, tümmelhaft wurde er nie. Wollten wir die kleinen Irrtümer berichtigen, die Stern bei Schilderung des Menschen Bauernfeld, seiner Gewohnheiten und seiner Umgebung unterlaufen, so würde dies mehrere Spalten erfordern; die „persönlichen Erinnerungen" sind sichtlich recht dünn. Gleichwohl mag, wer sich für den „österreichischen Aristophanes" genügend interessiert, das Buch lesen; es ist anregend, pietätvoll und nirgendwo langweilig geschrieben. Fr.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Der Schmetterling.

Novelle von **Marie von Olfers.**

I.

An einem lieblichen Fluß erhob ſich auf grüner Anhöhe ein altergraues Schloß; es hatte ſich gewiß nicht träumen laſſen, welchem Beruf es nach der Ritterzeit anheimfallen würde. Rieſige Fabrikgebäude ſtempelten es zu einer Feſtung der Neuzeit; düſter und mißmutig ſchien es dreinzuſchauen, gehüllt in die ruſſigen Wolken himmelhoher Schornſteine, umgeben von mächtigen Bäumen, welche jeden Lichtſtrahl ausſchloſſen.

Am jenſeitigen Ufer dagegen ſtand Alles in voller Sonne. Duftige Wieſen, blühender Hag, glänzende Sommerpracht. Blumen aller Farben, goldiges Grün umdrängten das kleine Haus, das ſelbſt wie eine Blüte inmitten all dieſer Lieblichkeit lag. Hier ſchien, was drüben Arbeit war, Schmuck und Luſtbarkeit; der ſilberne Fluß umkränzt von Vergißmeinnicht, umjubelt von Vögeln, umgaukelt von Schmetterlingen.

Luſtiges, übermütiges Geſchrei drang aus dem Haus, eine Schaar Bübchen in allen Lebensaltern quoll aus der kleinen Thür, kollerte auf die grünen Wieſen, ſprang über die Gräben in der Wonne fröhlichen Daſeins.

Ihnen voran ein junges wildes Ding von einem Mädchen, bunt und ſchimmernd anzuſehn wie ein Schmetterling, trällernd, herumflatternd, als hätte ſie Schwingen. Sie war die Älteſte aber das hinderte ſie nicht, die Tollſte zu ſein; ihr Kindergeſicht voll Schalkheit, ihr Mund voller Lachen. Bewundernd ſagten die Brüder: „Caterly hat mehr Zähne als irgend ein andrer Menſch, das blitzt nur ſo.“

Es war eine tüchtige Kinderſchar, ſechs Buben, der Jüngſte noch im Mädchenrock. Das purzelte und ſtolperte übereinander, einem Manne entgegen, der über die Wieſe kam. Sie hingen ſich an ihn wie die Kletten.

Strafend erſchien Tante Lenette, die allſeitige Pflegerin:

„Ihr werdet den Vater umbringen, Ihr Tolpatſche!“

Der aber ſchlug eine helle Lache auf, ſchüttelte ſich, wie ein Neufundländer die kleinen Kleffer abſchüttelt, und ſagte: „Gut, wenn man alle Angreifer ſo leicht los würde.“

Die Buben rollten nach allen Seiten in das Gras; nur Caterly hielt feſt. „Mich wirſt Du überhaupt nicht los!“ rief ſie, „es iſt zu ſchön bei Dir.“

„Wir gehören auch zuſammen, wir Blonden“, antwortete er, „von dieſen dunkelhaarigen Schlingeln wollen wir nichts wiſſen. Ja, lacht nur, Ihr ſchwarzen kleinen Teufel!“

„Du verziehſt Catarina“, murrte Tante Lenette, „wie wir leider Alle.“

„Weshalb ſollen wir nicht!“ rief der Vater. „Sie iſt unſre Freude, unſre Luſt, unſer Stolz! Nicht wahr, Jungens?“

Der wilde Chor jubelte zu in allen Tönen. Im Triumph wurde ſie in das Haus getragen.

Godwin war Arzt. Als er ſich jung mit einer geliebten Frau hier niederließ, gab es keinen glücklicheren Menſchen. Alle Jahr ein Kindchen in der Wiege, alle Jahr dieſelbe Seligkeit darüber; jedes empfangen wie ein Prinz, obgleich durchaus keine Ausſicht auf irgend welche Glücksgüter war. Es hatte immer gereicht, warum ſollte es ſpäter anders ſein. Viel Sorge, Leid, Tod ſah er in ſeinem Beruf, aber eh' man nicht Bekanntſchaft gemacht an ſeinem eignen Fleiſch, kennt man den Schmerz nicht.

Er traf ihn mitten in das Herz. Mit dem letzten eben gebornen hülfloſen Kindchen ließ die Mutter ihn allein. Sie wußte nicht einmal, daß ſie fortging, ſchloß die Augen in ſeiner Umarmung

Digitized by Google

und er, der so oft geholfen, stand machtlos an ihrem Lager.

Wie halberstarrte Vögel saßen die Kinder herum, wagten nicht zu plaudern, nicht zu lachen. Nach der schwarzen Trauer kam der Gram, dieser Druck auf den Gemütern, als läge der Grabstein der Verlornen auf aller Herzen. Ein Todesbann auf dem Leben.

Da kam Tante Lenette wie der Lenz in Person. Ihre kleine rundliche Person vergnüglich anzusehn; die frische rosige Haut straff übergespannt, daß allerwärts Glanzlichter entstanden, die schwarzen freundlichen Augen zwinkernd und winkend, als hätten sie Jedem etwas Lustiges zu sagen.

Nun erschien die Sonne wieder am Himmel der im Dunkeln sitzenden Kinderschar. Jedes bekam seinen besonderen Strahl. Sie errieht die allgemeine und die besondere Not des Einzelnen. Das arme Kleinste, welches auf dem besten Wege war, der Mutter nachzugehen, kehrte um, bekam rote dicke Bäckchen und wurde ein lustig blühendes Menschenkind.

Und so entstand das fröhliche Leben, welches im sonnigen Häuschen wohnte. Wenn es die Verklärte von droben sah, lächelte sie gewiß mit, denn droben ist ja alles Freude und Licht.

Dem lustigen Vorgang auf der Wiese hatte ein Mann zugesehn, der am gegenüberliegenden Ufer des Flusses stand. Hager und groß, bleich von Farbe, mit zusammengezognen buschigen Brauen, sah er finster aus seinen melancholischen Augen auf die übermütige Schar.

Was berechtigte sie zu der Lust? Sorgen hätten sie haben müssen, so viel als Haar auf dem Kopf. Ihm dagegen gehörte jetzt die Freude; hatte er sie nicht sauer erworben, redlich verdient?

Weshalb kam sie nicht? Weshalb blieb es dunkel und traurig um ihn her?

Er war ein strenger harter Herr; wer sich aber nichts zu Schulden kommen ließ, konnte vor ihm bestehen. Aus tiefer Not, aus Schande, aus Entbehrung jeglicher Art kam er her. Der Vater hatte sich, als Alles verloren schien, in eben dem Fluß, der glänzend vor ihm lag, das Leben genommen. Er kannte die Stelle, an der sie ihn herauszogen, hörte der Mutter Schrei, als sie zusammenbrach, gelähmt an Körper und Seele.

Aber das war ja nun lange vorbei. Jetzt sollte und mußte es anders werden. Was dem Vater nicht gelungen, woran er zu Grunde gegangen, er hatte die Schwingen, die Jenem gefehlt!

Wie im Fieber ging er vorwärts, manches Mal dicht am Abgrund; immer empor. Jetzt stand er auf der Höhe, weshalb schien ihm die Sonne nicht, die auf den Menschen im Wiesengrund lag?

Es hatte keiner Freude an seinem Glück. Nicht einmal die Mutter; im kleinsten Stübchen im Haus lag sie krank und elend. Er ärgerte sich darüber.

„Was müssen die Leute davon denken?“ fragte er sie.

„Laß sie denken was sie wollen, Martin!“ war ihre Antwort, „in Deinen Prachtsälen drunten halt ich's nicht aus. Sie sind wie ein Hohn für meinen Jammer. Hier droben im Dachstübchen träum' ich mich zurück in die Heimat, in mein kleines Kämmerchen, zu dem der Kastanienbaum hineinsah. Es ist das Einzige, was mir noch gut thut.“

Als sie dem schönen, unternehmenden Manne als blutjunge Frau folgte, hatten die Eltern kopfschüttelnd nachgesehn. Bei ihrem ersten Besuch, der Taufe Martins, war ihnen in dem großen Schloß ganz wüst zu Mut; tiefbetrübt kehrten sie zurück. Denn schon damals tauchten Schulden auf, vor deren Größe ihr kleines, sauer erworbnes Eigentum wie nichts erschien. „Mir ist,“ meinte das sorgende Mütterchen, „als führen sie in leckem Kahn auf hoher See.“ — „Ja, und ohne Steuer und Ruder,“ setzte der Vater hinzu. Obgleich sie den Ruin klar vor Augen hatten, gaben sie ihren letzten Heller; natürlich umsonst.

Die Tochter sah die Eltern durch ihres Mannes Schuld im Elend sterben. Dergleichen vergißt sich nicht; von dort her konnte Martin kein Sonnenschein kommen.

Von drüben wollte er ihn sich holen. Wie oft stand er und sah den lustigen Spielen zu. Sehnsucht befiel ihn. Nicht an die tobenden Buben dachte er. Eine feine schimmernde Gestalt löste sich davon ab, flatterte hinüber, dicht an sein Herz, das verbitterte, das noch Niemand geliebt, der bunte, lustige Schmetterling.

Für sie mußte es ein Glück sein. Er wußte genau, wie es mit dem Vater stand. Schloß der die Augen, war die Familie am Bettelstab; das Haus, in welchem sie wohnten, wie alles Land ringsum, gehörte Martin.

Godvin war Arzt seiner Arbeiter, oftmals gab es Streit. „Er verdirbt mir die Leute“ murrte Martin, „solche Menschen wissen nicht,

Digitized by Google

was sie mit ihrer übel angebrachten Güte sich und Andern einbrocken." Caterlys wegen vertrug er sich immer wieder.

Seit heut war er entschlossen, auf sein Glück nicht länger zu warten; es fror ihn fast in den hohen, dunklen Gängen des Parks. Modriges Moos überzog Bäume und Grotten; die Wasser der Springbrunnen schienen kalt und farblos. In den weiten Sälen summte nicht einmal eine Fliege, auch sie brauchte mehr Luft und Licht und seine Gedanken schweiften hinüber zur grünen Wiese, auf der die Schmetterlinge im Sonnenstrahl tanzten und flatterten.

II.

Im kleinen Hause ging es dagegen desto lustiger zu, freilich nicht ohne Knuffe und Puffe, aber dort war alles Spaß, und wenn man etwas daran tadeln wollte, konnte man sagen, das Lachen fände kein Ende. Immer wieder zuckte es über die frischen Gesichter und kein Stirnrunzeln der lustigen runden Tante konnte es hemmen.

Erst als der Vater das Märchen vom Schloß erzählte, wurde es still. Er erzählte es wohl zum hundertsten Mal, immer wieder baten sie darum. Von klein auf hatten sie es in seiner finstern, unverständlichen Pracht angestaunt.

„Die Thüren," sagte Godvin, „sind von Gold, die Blumen glühn wie Karfunkel, ein Drache hütet den Eingang. Dort wohnt ein Prinz, der hat sein Lachen dem Mammon verhandelt."

Recht glaubten sie es nicht, wenigstens nicht alles, etwas doch, und das Interesse für den Besitzer stieg. Hinüber durften sie nicht, das war streng verboten. Catarina sagte:

„Vater, Du hilfst doch so vielen Leuten, kannst Du dem armen Menschen nicht helfen?"

„Ich nicht," antwortete er lachend, „eher ein lustiges Mädel, wie Du. Aber das läßt er um keinen Preis in seine Nähe kommen."

Nachmittags wanderte die ganze Kindergesellschaft in den Wald. Tante Lenette wollte Catarina zu Haus behalten, um in der Wirtschaft zu helfen, aber das erregte einen Sturm der Entrüstung, und da sie gut genug wußte, daß diese Hülfe nur eine Not mehr sei, gab sie den Schmetterling seufzend los.

Sie lagen im Wald, in ihrem Wald. Wem gehörte er mehr als ihnen, wer genoß ihn besser! Ließ der liebe Gott nicht für sie die prächtigen Tannen wachsen, die schönen Blumen blühn, die süßen Beeren reifen?

Sie behandelten ihn auch ganz als ihr Eigentum; schnitten sich Stöcke ab, wo es ihnen paßte, steckten Tannensprossen an ihre Mützen, suchten Erdbeeren in den Schonungen. Der alte, sonst strenge Förster ließ ihnen alles durch. Manches Mal zwar führte er Klage, aber er wußte am Besten, daß Knaben wie Spatzen immer zur verbotnen Frucht zurückkehren. Godvin war sein Wohlthäter, aus schwerer ansteckender Krankheit hatte er ihm die Frau und den einzigen Sohn gerettet.

Die Burschen saßen in einer Lichtung und teilten unter gewaltigem Geschrei die heutige Beute. Catarina lag, die Hände über den Kopf verschränkt, im hohen Gras. Über ihr tummelten sich schillernde Falter im lichten Blau, aber ihre Seele durchwanderte das düstre Schloß, suchte den Unglücklichen und wünschte ihm zu helfen. Sie könnte es, hatte der Vater gesagt.

Da sah sie plötzlich einen hagern Mann, der Bob schüttelte und rief: „Ihr Raubgesindel, ich werde euch lehren, andrer Leute Eigentum zu ehren!"

Bob, auf das bitterste gekränkt, zupfte sein Hemd zurecht. „Wir sind kein Raubgesindel", murrte er. „Wir haben ein Recht hier zu sein, fragt nur den Förster."

„Ja, den werd' ich auch fragen", schrie der Fremde, „fragen, wie er solchen Unfug in meinem Wald dulden kann."

Sein Wald! Es war also der Besitzer des Schlosses, der Mann aus dem Märchen. Betreten wichen sie zurück. Catarina war erschreckt aufgestanden; wie häßlich er war, wie zornig er aussah!

„Ich werde den Förster entlassen, daß er so schlecht aufpaßt", fuhr Martin fort.

„Der alte Dietrich ist ganz unschuldig", rief Bob, sich breit vor ihn hinstellend, „er hat uns oft genug gescholten. Seitdem wir wissen, daß Sie uns nicht wollen, werden wir nie wieder hier her kommen. Sie brauchen uns garnicht so gering anzusehn."

Eben kam der alte Mann herangehumpelt.

„Sie sind entlassen", herrschte ihn Martin an.

Die Jungen drückten sich, bis auf Bob, beim Herannahen dieses Sturmes.

„Es ist Unrecht", rief jetzt auch Catarina, „wir hätten die Strafe haben müssen."

Digitized by Google

„Sie“, erwiderte Martin „was hätt' ich ihnen thun sollen, Fräulein Catarina? Eine Tracht Prügel wäre den Schlingeln gesund gewesen. Aber dazu halt' ich mir meine Wächter und wenn sie nichts taugen, entlaß ich sie.“

Der alte Dietrich jammerte und klagte; er suchte, um Verzeihung bittend, die Hand des Herrn zu küssen.

Martin stieß ihn unsanft zurück: „Ihr wißt, ich kann die Kriecherei nicht leiden. Ihr seid entlassen! Was ich einmal gesagt, dabei bleibt es!“

„Jetzt begreif' ich“, rief Bob empört, „daß, wo Sie hinkommen, keine Freude gedeiht, wie der Vater sagt.“

„So, sagt er das?“ erwiderte Martin. „Freilich, er redet den Schuldigen immer das Wort!“

„Wollen Sie nicht auch fröhlich werden, wie wir es sind?“ bat Catarina und sie begriff nicht, woher ihr der Mut kam. „Man lebt viel glücklicher, wenn man gütig, als wenn man gerecht ist.“

„Güte wäre hier Schwäche“, entgegnete er. „Dietrich ist unbrauchbar und ungehorsam. Schon ein Mal hab ich ihn gewarnt.“

Als sie den Rückweg einschlugen, machte Bob die Faust hinter ihm her. „Ich wollte, der Drache, der an seiner Thür sitzen soll, fräße ihn!“ murrte er giftig. „Aber leider giebt es noch böse Menschen, aber keine Drachen mehr.“

Auch Catarina dachte Martins mit Groll; seine grauen Augen verfolgten sie.

Die Knaben standen sich entschuldigend um das zürnende Nettchen. „Bob wehrte sich schon“, meinten sie, „und was soll einem Mädchen geschehn? Für die Beiden war die Sache lang nicht so gefährlich als für uns. Und dem armen Dietrich konnte keiner helfen.“

Bob und Catarina kamen sehr niedergeschlagen heran.

„O Tante Lenette“, sagte sie, „ich habe nicht geglaubt, daß es so grausame Menschen giebt. Den kann Niemand lustig machen! Die Freude an unserm Wald hat er uns ganz verdorben.“

„Ich brauche seinen Wald nicht“, rief Bob, „die Welt ist weit und am Fluß eben so schön.“ —

III.

Unzufrieden mit sich selbst ging Martin nach Hause. Das war ein schlechter Anfang für seine Liebesgeschichte, aber konnte er anders? Unrecht mußte doch gestraft werden; was sollte daraus werden, wenn er dergleichen duldete. Was ging ihn auch die Freude dieser wilden Bursche an! Wenn er Catarina heiratete, wollte er schon Mittel finden, sie fern zu halten.

Die Sonne neigte sich zum Untergang; noch dampften und arbeiteten die Maschinen, bald mußte alles still sein, das Schloß lag schon in tiefem Schatten.

Er stand am Fluß und sah nach dem Häuschen, dessen Fenster im Abendglanz funkelten. Natürlich, da war die lärmende Bande wieder. Catarina kam mit dem Kleinsten, sie setzte sich auf den grünen Hügel am Rand des Wassers, sie sah ihn stehen.

Ein wildes Spiel begann, ein Spritzen, ein Jubeln. Lustig sah es aus. Noch wilder, toller als im Wald.

„Wie unvernünftig!“ schalt Martin, „solch ein gefährliches Spiel zu erlauben.“

Gefahr! Sie kannten eben keine, hatten nichts erlebt. Immer übermütiger wurde das Geschrei.

„Wir brauchen seinen Wald nicht, wir amüsieren uns hier viel besser!“ brüllte Bob, damit es Martin hören sollte.

„Für die Kleider“, jammerte Tante Lenette, die nur zu dieser Warnung aus der Thür sah, „ist es dagegen weit schlimmer. Ich wollte, Herr Martin hätte die in Ordnung zu halten. Denkt daran, daß ihr keine Fische seid.“

Aber sie dachten an Nichts, als an die Herrlichkeit dieses köstlichen Elements nach der Hitze des Tages. Jetzt hatten sie Gottlieb vor, den Zartesten, das „Mädchen“, wie sie ihn nannten. Gegen seinen Willen wurde er in eine Tonne gezwängt, die am Ufer schwamm.

„Er soll das Fürchten verlernen!“ schrie Bob, „sobald er auftört zu heulen, hol ich ihn heraus.“

„Das läßt du bleiben“, rief Catarina empört. Aber der Tolle hatte die Tonne längst fortgestoßen und Alles lachte über die jämmerliche Miene des Seefahrers wider Willen.

Eilend trieb das Fahrzeug stromabwärts im Abendwind.

Darauf hatte der Bursche nicht gerechnet. „Halt dich nur brav!“ rief er, „ich komme mit dem Kahn!“

Aber das ging nicht so schnell. In fieberhafter Hast rüttelte Bob an der Kette. Drüben sammelten sich die Arbeiter, man hörte Rufe des Schreckens. Alles sah entsetzt auf das schwanke Fahrzeug. Wenn es in die Nähe der Dampfmühle geriet, war es verloren.

Digitized by Google

Catarinas Mund entrang sich ein Schrei; sie wußte nicht, war es ein Laut, ein Name.

Drüben sprang Einer in den Fluß und schwamm mit großen Stößen auf Gottlieb zu.

Wie lang es gedauert, was nun geschah, sah sie nicht, ihr flimmerte es vor den Augen. Jetzt lag Lieb bewußtlos in ihrem Schoß, vor ihr stand Martin und starrte mit abwesendem Ausdruck auf den bleichen Knaben. Eine andre grausige Scene trat vor seine Seele; er kam erst wieder zu sich, als er fühlte, daß das Mädchen ihm inbrünstig die Hände küßte.

Rasch entzog er sie ihr. „Was soll das, Fräulein Catarina", rief er. „Da kommt der Vater, der wird weiter helfen, mich brauchen Sie nicht mehr. Aber sollte mir der rohe Bursche, der den Kleinen hineingestoßen, einmal unter die Finger kommen, so soll er sich in Acht nehmen."

Lieb schlug unter des Vaters Pflege bald die Augen wieder auf, und dem Bösewicht Bob ward in dieser versöhnlichen Familie, da er jetzt mehr geheult, als je Lieb, endlich vergeben.

Tante Lenette nur zürnte noch, nicht ihm, sondern Martin, weil er verschwunden, eh' sie ihm danken konnten.

„Es ist mir, als müsse ich an dem Gefühl ersticken," klagte sie, „der herzlose kalte Mensch hat eben keinen Maßstab für dergleichen. Catarina, Du hast ihn gerufen, Du hättest sein Leben auf dem Gewissen, wenn er verunglückt wäre. Du mußt hinüber, ihm zu danken!"

„Ich?" rief das Mädchen erschreckt. „Um keinen Preis! Er kann ja mich und die Buben nicht leiden!"

„Daß er den tollen Bob nicht mag, versteh ich, aber an dem sanften Lieb und Dir kann nur ein Unmensch keine Freude haben. Gehst Du nicht hin, gehe ich, — aus Menschenliebe. Er soll erfahren, was das heißt."

Wenn Tante Lenette glaubte, den Weg der Menschenliebe zu gehen, hatte sie eine wahre Löwennatur. Am nächsten Morgen machte sie sich mit dem widerstrebenden Lieb auf; da ihr noch dazu Godvin gesagt, Martin habe sich verletzt, er sei eben drüben gewesen, ihn zu verbinden.

Vor den teppichbedeckten Marmorstufen sank ihr der Mut; sie hätte die Schuh ablegen mögen. Herrliche Pflanzen standen in den Ecken, durch bunte Fenster fiel farbiges Licht, es war wie in einer Kirche.

Sie gingen durch viele große Säle, trotz der Hitze draußen kalt, und leer trotz der vielen prächtigen Möbel. Es wurde ihnen ganz wunderbar, wenn sie an ihr kleines Häuschen dachten, in dem sie alle Platz fanden. Fast wie eine Unmöglichkeit, wie ein Spielzeug schien es neben diesem Bau.

Martins Arbeitszimmer dagegen enttäuschte sie. Es sah doppelt garstig aus durch den Vergleich; überfüllt, schlecht erleuchtet, geschmacklos eingerichtet. Am Schreibtisch saß der Gefürchtete; unwillig wandte er sich um, als er gestört wurde; seine Stirn erheiterte sich nicht beim Anblick der Beiden. Lieb wollte ausreißen, aber Tante Lenette hielt fest.

„Wir kommen, Ihnen zu danken, Herr Martin", begann sie.

Er sah sich die kleine behagliche Persönlichkeit von Kopf bis zu Füßen an und antwortete wegwerfend:

„Keine Ursache, ich hätte dasselbe für jedes Tier gethan."

Nun stieg Tante Lenetten der Zorn zu Kopf. „Für uns", sagte sie, „ist Lieb mehr als ein Tier und der Dank die einzige Münze armer Leute."

Er sah sie nochmals scharf an, er dachte an Catarina. „Sie arm!" wiederholte er, „mit diesem Reichtum an Lustigkeit und Glück."

Jetzt strömte sofort Tante Lenettens Herz über. „Sie haben Recht", rief sie, „hier ist nichts dergleichen. Könnten wir helfen! Die Buben würden sich eine Ehre daraus machen, sie sollten auch ganz artig sein. An fremden Orten sind die wildesten Kinder meist die zahmsten."

Da zog er die Stirn wieder kraus. „Mit der Bande lassen Sie mich zufrieden", rief er, „von der hab ich genug gesehn!"

Meinte er Catarina? Die konnte sie doch nicht allein herüber schicken?! „Lieb", fing sie wieder an, „ist nicht bös. — Die Wilden zwar auch nicht", setzte sie hinzu. „Buben richten immer Unheil an, selbst die Besten, es ist als wäre die Welt nicht groß genug für sie, überall stoßen sie an. Am Besten wär's, Sie kämen ein Mal herüber."

Das hatte er ja gewollt. Er würde kommen, erwiderte er.

„Siehst Du", sagte Tante Nettchen Catarina, als sie nach Hause kamen. „Wir haben dem armen Menschen die Thür geöffnet. Arm ist er wirklich; ich bedaure ihn."

Digitized by Google

„Ich auch, Tante Lenette", antwortete sie, „wär er umgekommen, ich hätt' es mir nie verzeihen können. Denn ich hab ihn wirklich gerufen. Trotz seiner finstern Mienen, wußt' ich, er würde kommen."

IV.

Herr Martin konnte sich der lieblichen Gestalt nicht mehr erwehren: immer stand sie vor ihm, errötend, leuchtend wie das Glück. Glück unter einer ganz neuen Gestalt. Hatte er jetzt nicht ein Recht auf sie? Er war es satt, jeden neuen Tag von der Mutter durch ihre Totenglocke eingeläutet zu hören, er wollte Freude um sich sehen.

Langsam stieg er die Treppen zur Stube der alten Frau hinan, sagen mußte er es ihr.

Als er öffnete, rief sie ihm zu, schnell die Thür zu schließen. „Du kommst immer mit solch kaltem Zug und dann ist es so hell draußen. Zieh den Vorhang zu, ich mag die Sonne nicht sehn, wir beide brauchen kein Licht."

„Ich doch, Mutter."

Sie richtete sich mühsam auf und sah ihn erstaunt an. „Seit wann, Martin?"

„Seit heut, seit lange, wenn Du willst, ich bin noch zu jung, um mich, wie Du, bei lebendigem Leibe zu begraben."

„Ich starb mit ihm", flüsterte sie, „aber Du freilich —."

„Ich will glücklich sein. Glücklich und froh!"

„Du mit Deinem finstern Temperament?! Du hast es von mir, ich aber hab' es vom Schicksal. Damit wird man nicht froh."

„Deshalb wähl ich mir ein sonniges. Mutter, Du hast mir nie Liebe gezeigt, ich brauche sie, brauche ein Herz, das mir angehört. Ich will heiraten."

„Heiraten!" wiederholte sie tonlos. „Als ob damit das Glück einem gewiß wär und ein Herz. Menschenliebe ist ein elend Ding, Martin, ich verließ mich auch darauf, es hat nicht gehalten, es ging von mir im Unglück."

„Der arme Vater wußte nicht mehr, was er that."

„Nun, und wem willst Du Dein Glück anvertrauen?"

„Catarina Godvin."

„Dem Schmetterling! . . . Sie werden sich gratulieren, solch einen Goldfisch zu angeln."

„Hältst Du mich für so wenig liebenswert!"

„Nach dem Wert der Seelen geht es nicht in der Welt."

„Sie haben, was uns fehlt, Liebe für einander."

„Mir kann es gleich sein. Das Haus ist groß, ich brauche sie nicht zu sehen."

„Das wirst Du mir nicht anthun, Mutter. Sie wird auch Dir die Fröhlichkeit bringen, die sie umgiebt, wie Lebensluft."

„So? Meinst Du, Martin? Ich will Dir etwas anderes sagen: in unserer Luft gedeiht kein Schmetterling. Das Beste wäre, sie würde, wie wir sind."

„Nie soll das geschehen!"

„Gut, hol Dir das schillernde Ding von drüben in das Haus! Krankheit und Tod zur Seite, wirst Du ja sehn, was Du an ihr hast."

„Krankheit und Tod sind doch nicht immer neben uns!"

„Nicht? Ich denke doch! Ihr seht sie nur nicht! Aber was hilft mein Mahnen, Du thust doch, was Du willst —"

Wie immer ging er mit einem Dorn in der Seele aus ihrem Zimmer. Wie wohl würde es ihm thun, ein freundliches, fröhliches Gesicht um sich zu haben.

Die Glocken läuteten friedlich den Sonntag ein; wohlgeputzt wanderten die Leute zur Kirche. Leise plätscherten die Flußwellen am grünen Ufer, als Martin den Kahn löste, um hinüber zu fahren. Schon von fern hörte man das Lachen der Kinder, die, als wär's ein Bienenstock, am Häuschen aus- und einschwärmten.

Es wurde ihm wunderbar warm ums Herz. Welch ein Zauber trieb ihn zu diesem Schmetterling; sonst hatte er noch kein Mädchen angesehen. Die Frau zählte bis jetzt nur als Sorge und Plage in seinem Leben; daß es anders sein könne, ahnte ihm jetzt.

Ein wundervoller Morgen breitete sich vor ihm aus, aber er war kein Naturfreund. Wetter betrachtete er nur als gut und schlecht, jenachdem es seine Arbeit hemmte oder förderte.

Tante Lenette saß nichts ahnend in der Bohnenlaube vor einem Haufen Lumpen und Lumpchen, die sie mit großer List ineinanderfügte, um aus ihnen eine neue Generation Gewänder entstehen zu lassen, in denen sie des Einen Schwäche mit des Andern Stärke deckte. Daß sie am heiligen Sonntag solche Arbeit that, entschuldigte sie immer mit einer langen Predigt, die sie den Jungen hielt, welche sie in diese Schuld durch all die Löcher stürzten. Die längste Woche sei nicht lang genug, um sie heil zu machen. Eben

Digitized by Google

überlegte ſie, wie Caterly mit herangezogen werden könnte, das Kind ſolle Pflichten kennen lernen. Die laſterhafte egoiſtiſche Freude, welche Godvin und ſie an dem muntern Ding hätten, müſſe ein Ende haben. Wie ſollte ſie es nur anfangen? Ja, wie ſpannte man einen Schmetterling an einen Laſtkarren? Eher noch ein Untier wie den Pegaſus von Herrn Schiller.

Auf der Wieſe tollten die Jungen, Caterly in ihrer Mitte.

„Jetzt wenigſtens ſind ſie glücklich," ſeufzte Tante Lenette, indem ſie die Hand durch ein großes Loch ſteckte, „wer kann für das Zukünftige ſorgen?"

Plötzlich ſtand wie ein großer Schatten Martins hagre Geſtalt vor ihr.

Sie fuhr erſchrocken empor, umſonſt bemüht, die Schäden der Familie zu verdecken, der ganze Korb voll Lumpen fiel ihm vor die Füße.

Sie entſchuldigte ſich tief errötend.

„Als ob ich Arbeit nicht kennte und hochſchätzte," erwiderte er. „Grad die niedrigſte oft am meiſten, Fräulein Lenette."

„Ich werde den Bruder rufen," ſtammelte ſie.

Aber er drückte ſie nieder und ſagte: „Ich möchte erſt mit Ihnen ſprechen."

Wilde Fantaſien durchtobten ihr Hirn. Ob die Buben wieder etwas angerichtet? fragte ſie bebend.

Nein, an die hätte er gar nicht gedacht.

„Was denn?

Auch Martin ſtockte verlegen; ſo ſaßen ſie eine Zeit ſchweigend, deſto deutlicher hörte man das Toben der luſtigen Bande.

„Sie ſind ſehr vergnügt," bemerkte er endlich.

„O ja, daran fehlt es nicht. Etwas Ernſt könnte nicht ſchaden, beſonders dem Mädchen."

„Grad Fräulein Catarine würd ich es am Wenigſten wünſchen."

Sie ſah ihn überraſcht an.

„Da bin ich andrer Anſicht," ſagte ſie, „Mädchen brauchen oft mehr Ernſt als die Jungen. Aber die tanzt, lacht, ſingt von früh bis ſpät, trotz all meiner Moralpredigten. Na, ſollte ſie heiraten, wird es ihr der Mann einmal beibringen."

„Wer weiß!" entgegnete Martin.

Sie wollte eben in moraliche Entrüſtung ausbrechen, da kam Catarina auf die Laube zugeſtürzt, alle Jungen hinterdrein. Ihre blonden Zöpfe flogen in toller Unordnung um ihr liebliches Geſicht, lockige Sprühhaare fielen wie ein goldner Schein auf ihre feinen Brauen. An den Flügeln hielt ſie einen wundervollen Schmetterling.

„Wir haben ihn! wir haben ihn!" ſchrie ſie ſchon von Weitem. „Endlich haben wir den blauen Schillerfalter!"

Beim Anblick Martins ſtutzte die ganze Geſellſchaft. Der männliche Teil verflüchtigte ſich ſofort bis auf das Dickerchen, welches noch Vertrauen zur Menſchheit beſaß.

Martin war aufgeſtanden und betrachtete den Falter in Catarinas Hand.

„Er iſt ganz unverletzt," ſagte er, „ein ſchönes Exemplar! Soll ich Ihnen beim Aufſtechen helfen, Fräulein Catarina. Ich verſteh mich darauf."

„Töten!" rief ſie, ihre Hand fortziehend. „Nein! nein! er ſoll leben, ſich ſeiner Freiheit freu'n, ich wollte ja nur ſeine ſchimmernden Flügel ſehn. Aber ſeit ich ihn fing, glänzt er nicht mehr, er braucht Sonnenlicht. So, da haſt Du Deine Freiheit, flieg auf zum blauen Himmel, wo Du hingehörſt!"

Sie öffnete die roſigen Finger und der Falter ſchoß empor in die ſonnige Luft.

„Man möchte es ihm nachmachen," ſagte ſie.

„Wir Menſchen müſſen auf der Erde bleiben, Fräulein Catarina!"

„Nun, es iſt auch ſo übel hier nicht."

„Beſonders wenn man ſolch ein ſonniges Eckchen hat!"

„Glücklicherweiſe ſcheint die Sonne überall."

„O nein, Fräulein Catarina, drüben iſt Schattenſeite, ich wollte, ich könnte etwas Sonne von hier mitnehmen."

Da durchzuckte Tante Nettchen ein Blitzſtrahl; ſie ſammelte ihren Flicktorb auf, nahm das Dickerchen und wollte unter dem Vorwand dringender Arbeit entfliehn.

Aber Catarina hielt das Kind zurück, es war ihr Angſt, ſie wußte nicht warum. Natürlich hatte ſie keine Ahnung, in welcher Gefahr ſie ſchwebte; verlieben, heiraten waren ihr noch unbekannte Begriffe. In ihrem Haus hat man keine Romane, höchſtens Indianer- oder Räubergeſchichten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Am Fenster.

Lustspiel in einem Aufzuge von **Felix Philippi.**

Personen.

Commerzienrat **Lüders.**	Seine Frau.
Gabriele, seine Tochter.	Bernsdorf.
Max von Hillern, Verlagsbuchhändler.	Oertel.
Walter Reinick, Maler.	Johann, Diener bei Lüders.
Justizrat **Krause.**	Gäste.

Zeit: Die Gegenwart. Ort: Berlin.

(Ein geräumiges, elegant eingerichtetes Gemach; an der linken Wand [vom Zuschauer] zwei Fenster, an der Rückwand zwei Fenster, zwischen beiden eine weitgeöffnete Balkonthüre. Man sieht die gegenüberliegenden Häuser mit Fahnen und Guirlanden geschmückt. Rechts zwei Thüren zwischen beiden ein Buffet. Daneben ein Teletzhen. Am Ofen in der linken Ecke ein [praktikabler] chinesischer Wandschirm. Vorn links in der Nähe des ersten Fensters ein kleiner runder Tisch.)

Gabriele (ist am Buffet beschäftigt). (Man hört durch die geöffneten Fenster von der Straße herauf die Stimme eines Zeitungsverkäufers „Extrablatt, meine Herrschaften, mit den Bildern des hohen Beamtenacco. Extrablatt nur zehn Pfennige.")

Gabriele (geht an das erste linke Fenster). Welch' ein Trubel! Die Menschenmenge Kopf an Kopf und es ist erst acht Uhr morgens.

Johann (bringt mit dem Dienstmädchen einen runden Tisch durch die zweite Thür, welche während der ganzen Scene offen bleibt und durch welche man in ein behagliches Zimmer sieht). Ist es so recht, Fräulein?

Gabriele. Ja, stellen Sie ihn nur in die Mitte. (Zum Mädchen.) Dann decken Sie. Einige Dutzend Teller, Bestecke und Gläser für Rot- und Weißwein. Ich kann mich ja auf Sie verlassen, Johann. Hat Papa auch Champagner angeordnet?

Johann. Eine Flasche Röderer soll ich kaltstellen.

Gabriele. Eine Flasche? Wie sonderbar! Auf dem Buffet dort werden die kalten Speisen aufgestellt. War der Koch schon da?

Johann. Nein.

Gabriele. Acht Uhr und noch nicht geschickt. Wie unpünktlich!

Lüders (im Schlafrock, steckt den Kopf aus der ersten rechten Thür heraus). Johann, wo ist denn mein Frack?

Johann. Im Schlafzimmer des gnädigen Herrn.

Lüders. Holen Sie ihn.

Johann. Gnädiger Herr, da schlafen ja der Herr Justizrat mit Frau. Da kann ich doch nicht hinein.

Lüders. Wecken Sie sie! (Er schlägt die Thür zu).

Johann (zweite Thüre ab.)

Gabriele (zum Mädchen). Den Wein und die Liqueure stellen Sie nur auf diesen Tisch, so daß Jeder nach Belieben zugreifen kann.

(Stimme des Zeitungsverkäufers „Extrablatt, immer noch zehn Pfennige".)

Johann (aus der zweiten Thüre mit dem Frack; er klopft an die erste Thür, tritt ein und kommt sofort wieder heraus). Glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß wir genug Stühle aufgestellt haben?

Gabriele. Wir wollen sehen. (Sie geht vom Fenster zu Fenster.) Sorgen Sie auch für einige Fußbänke.

Lüders (aus der ersten Thür, indem er sich den Frack anzieht) Johann, ich habe die gestrigen Abendzeitungen noch nicht gelesen, wo sind denn die?

Johann. Im Fremdenzimmer.

Lüders. Holen Sie sie.

Johann. Da schlafen ja die Herrschaften aus Königsberg.

Lüders. Wecken Sie sie. (Schlägt die Thür wieder zu.)

Johann. Jetzt bin ich doch schon 24 Jahre in dem Hause . . . (kopfschüttelnd) aber so etwas! (Zweite Thüre ab.)

Gabriele (zum Mädchen). Marie, ich brauche Sie vorläufig nicht mehr. Ordnen Sie jetzt draußen alles Nötige und lassen Sie sich nachher wieder sehen.

Johann (wieder zurück an die erste Thür; er klopft). Herr Kommerzienrat! ich kann die Zeitungen nicht bekommen. Die Herrschaften wollen nicht öffnen. Frau Bernsdorf wäre noch bei der Toilette. (Mädchen zweite Thüre ab.)

Lüders' (Stimme). Kreuzmillionendonnerwetter!

Gabriele. Johann, wieviel Personen sind wir denn?

Johann. Es werden wohl zwischen dreißig und vierzig sein. (An den Fingern herzählend) Eins, zwei, drei, vier Logiergäste, Herr Oberſteuerrat Bergmann mit Frau und drei Töchtern, Herr Banquier Ulrici

Digitized by Google

mit Frau und Schwiegermutter, Herr Assessor von Langen, Herr Baumeister Wollner und (vertraulich) . . . er kommt auch.

Gabriele. Wer?

Johann. Herr von Hillern.

Gabriele (gleichgültig). So?

Johann. Das sollten das gnädige Fräulein nicht wissen?

Gabriele. Papa hat mir den Besuch des Herrn von Hillern nicht angekündigt.

Johann. Weil es auf eine Überraschung abgesehen ist. Er kommt ganz bestimmt.

Gabriele. Jetzt machen Sie wieder Ihr feierlichstes Gesicht, wie ich es seit meiner Kindheit bei besonderen Gelegenheiten bei Ihnen kenne.

Johann. Weiß auch Besonderes, liebes, gnädiges Fräulein, weiß auch. —

Lüders (aus der ersten Thür den Kopf herausstreckend). Johann, die heutigen Morgenzeitungen.

Johann. Die Zeitungsfrau muß wohl nicht mehr bis zu unserm Hause durchgekommen sein.

Lüders (wütend). Natürlich! Die Zeitungsfrau konnte nicht mehr durch; aber all' die uneingeladenen Gäste, die werden sich pünktlichst einstellen. Nette Wirtschaft! (Zur zu).

Johann. Gestern Mittag, als Fräulein ausgegangen war, besuchte Herr von Hillern den Herrn Papa. Ich mußte ein Frühstück servieren und da hörte ich denn beim Ab- und Zugehen große Dinge. (Leise.) Herr von Hillern hat um Ihre Hand angehalten.

Gabriele. Ah?

Johann. Die Antwort des Herrn Kommerzienrates konnte ich nicht genau verstehen, das Dragonerregiment zog gerade mit Musik vorüber. „Er fühle sich sehr geehrt und wolle ihn auch in seinen Bemühungen unterstützen. Schließlich aber müßten doch Sie entscheiden." Und dann und er Herrn von Hillern zu dem heutigen Einzuge der Prinzessin Braut ein. Und dann riet er ihm, während des Festzuges, wenn die anderen neugierigen Menschen alle zu den Fenstern herausschauen, mit Ihnen zu sprechen. Der gnädige Herr würde schon dafür sorgen, daß Sie Beide ungestört bleiben. Dieses Fenster (auf das erste linke deutend) soll ausschließlich für Sie und Herrn von Hillern reserviert bleiben.

Gabriele (für sich). Ich ahnte schon, daß es darauf hinauskommen würde.

Johann. Und dann giebt's heute noch Verlobung und in ein paar Monaten Hochzeit und der alte Johann darf mit auf die Hochzeitsreise. (Man hört Lüders' Stimme: „Johann".) Aber Fräulein verraten mich nicht.

Gabriele. Seien Sie unbesorgt. Ich danke Ihnen, Johann.

Lüders' Stimme. Johann! Johann!

Johann. O weh! Schlechte Laune.

Lüders (aus der ersten Thür). Wo stecken Sie denn? Ich suche Sie ja im ganzen Hause. Die Gurilanden an den Fenstern müssen fester gesteckt werden; sonst fallen sie womöglich einem Schutzmann auf den Kopf und ich kann noch Strafe zahlen wegen Sachbeschädigung.

Johann. Wird sofort besorgt.

Lüders. Und auf den Balkon noch einige Teppiche. Bettvorleger werden sich dazu am besten eignen. Donnerwetter, ist das hier eine Kälte. Die Fenster bleiben geschlossen, bis die Gäste kommen. Wir werden heute noch früh genug Alle blaue Ohren und rote Nasen haben.

Johann (nach dem Balkon, wo er beschäftigt bleibt).

Gabriele. Guten Morgen, Papa.

Lüders. Guten Morgen, mein Kind.

Gabriele. Du bist zerstreut oder ärgerlich.

Lüders. Wütend bin ich. Mich so aus meiner Ruhe herauszubringen! (Ihr ein Packet geöffneter Briefe entgegenhaltend.) Da! Weißt Du, was das ist?

Gabriele. Vermutlich Briefe.

Lüders. Straferlasse sind's! (Lesend.) . . . „von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch machen und den Einzugsfeierlichkeiten, welche ja an Großartigkeit alles in Berlin bisher Gesehene übertreffen werden, von Ihren Fenstern mit meiner Familie beiwohnen. Bergmann, Oberstleutnant."

Gabriele. Ah, Deine Kissinger Badebekanntschaft von vor fünf Jahren.

Lüders (wütend umherlaufend). Natürlich. In den ganzen fünf Jahren bin ich ein einziges Mal dem Herrn Rat begegnet und zwar auf dem Steueramt, als ich mich bei ihm über zu hohe Einschätzung beklagen wollte. Und weißt Du, was dieser Herr Rat darauf gethan hat? In eine noch höhere Steuerstufe hat er mich eingestellt. Angenehme Bekanntschaft! (Sich plötzlich umsehend.) Wo ist denn das Sopha, das hier immer stand?

Gabriele. Auf dem Boden. (Es mußte heute ausgeräumt werden.

Lüders. Wahrscheinlich kann ich also meinen heutigen Nachmittagsschlaf dort oben in der Nähe der Telephondrähte halten! (Schreiber, immer mit Bezug auf die Briefe.) Und hier, ein Herr von Ollech „entsinnt sich der angenehmen Beziehungen", von denen ich keine Ahnung mehr habe, und der Herr Bezirksvorsteher „entsinnt sich", und Herr Professor Herzfeld „entsinnt sich" und Fräulein Rothmann, Deine Pensionslehrerin „entsinnt sich" . . . . Herrgott, haben diese Leute auf einmal ein gutes Gedächtnis! Ich müßte grade doppelt so viele Fenster als die Ulanenkaserne oder der „Kaiserhof" in meinem Hause haben, wollte ich ihnen allen gerecht werden. Aber es kommt noch

Digitized by Google

immer besser. (Leise.) „Wieviel verlangen Sie für ein Fenster zum Einzuge? Ich zahle hundert Mark.“ „Wieviel fordern Sie für Ihren Balkon? Ich zahle fünfzig Mark!“

Gabriele (lachend). Ja, ja, Väterchen, das ist die Strafe für Deinen Leichtsinn. Warum mußtest Du allen fremden Leuten, die wir auf unseren Badereisen trafen, von unserer schönen Wohnung auf dem Pariser Platz und der prachtvollen Aussicht auf die „Linden“ erzählen. Jetzt ist die Gelegenheit da und nun beschwerst Du Dich. Du kannst doch nicht geradezu unhöflich sein. Nun heißt es büßen!

Lüders (im Umherlaufen sich plötzlich wieder umkehrend). Wo ist denn mein Schreibtisch?

Gabriele. Im Keller. Ich mußte für das Buffet Platz gewinnen.

Lüders. Den Nachmittagsschlaf auf dem Boden, die Korrespondenz im Keller, es ist wirklich allerliebst!

Gabriele. Es handelt sich ja doch nur um einen unruhigen Tag. Morgen hast Du ja wieder Deine gewohnte Bequemlichkeit.

Lüders. Glaubst Du? Die lieben Verwandten aus Anklam . . .

Gabriele (begütigend). Es sind die einzigen, wenn auch entfernten Verwandten der seligen Mutter.

Lüders (ärgerlich). Ich wünschte, sie blieben auch möglichst entfernt. Entsinnen sich auch plötzlich, daß wir in Berlin leben und telegraphieren im letzten Augenblick, daß sie kommen werden. Sind natürlich so rücksichtsvoll, mit dem letzten Zuge anzukommen. Der Zug ist noch rücksichtsvoller und trifft um dreiviertel ein Uhr nachts mit ein und ein halbstündiger Verspätung ein, während deren ich auf dem zugigen Perron herumlaufen kann. Bis ich sie in dem Gewühl nur erst gefunden habe! Endlich fühle ich zwei enorme Reisetaschen, schon mehr Felleisen, in den Händen; sie sind es. Murmeln etwas von „Kommissionen besorgen, Weltstadt besichtigen, mehrere Tage hierbleiben.“ Mehrere Tage! Im Fremdenzimmer die liebe Verwandtschaft aus Königsberg, in meinem Schlafzimmer Herr Justizrat Krause mit Gattin und einem Hund aus Anklam und ich kann die Nacht auf der Chaiselongue im Badezimmer kampieren. Angenehmer Zustand! Hätten wir nicht noch das eine Sopha dort, ich hätte mich wahrscheinlich aus reiner Nächstenliebe in die Badewanne legen können! Und alles dieses Einzugs halber! Da soll man nicht wütend werden! Und was das Schönste ist bei der Geschichte: die beiden Familien sind sich spinnefeind. Weiß der Himmel, durch welchen Klatsch das entstanden sein mag. Wenn die Biere sich hier treffen. Und dieser Krause ein alter Chicaneur, ein Krakehler und dabei stocktaub!

Johann (zweite Thür). Herr von Degenroth läßt fragen . . .

Lüders (wütend). . . . „ob es vielleicht noch möglich wäre, der Einholung von hier aus beiwohnen zu können.“ Ja wohl! Es würde mir eine ganz besondere Ehre sein; ich hätte noch fünf Fenster disponibel, nach dem Hofe heraus, mit der Speisekammer sechs!

Gabriele. Es wird sich schon einrichten lassen. (Johann ab.)

Lüders. Übrigens, Kind, in der Toilette kannst Du heute nicht bleiben. Ein helles Kleid, einige Blumen . . .

Gabriele. Du liebst doch sonst die Einfachheit.

Lüders. Die Verwandten sollen doch wenigstens sehen, daß ich ein hübsches Töchterchen habe.

Gabriele. Nur die Verwandten? Oder ist vielleicht wieder einmal am Horizonte ein Mann aufgetaucht, der (parodierend) „der Glücklichste der Sterblichen wäre,“ wenn ich so freundlich wäre, ihn zu heiraten?

Lüders Du machst mir die Sache leicht, mein Schatz. Der Verlagsbuchhändler Herr von Hillern hat um Dich geworben.

Gabriele. Wie gütig! Ich glaubte, der habe nur Sinn für sein Geschäft.

Lüders. Liebenswürdiger Mann, gute Manieren . . .

Gabriele (fortfahrend). . . . gebildet, geachtet, glänzende Verhältnisse — ich kenne ja Dein Programm zur Genüge.

Lüders. Ich dächte, daß Du Dir die Sache doch noch einen Augenblick überlegen könntest. Gegen den Charakter Hillerns ist nichts einzuwenden. Durch den vor kurzer Zeit erfolgten Tod seines Vaters ist er alleiniger Besitzer des illustrierten Weltblattes geworden. Diesen Sommer in Norderney schien er Dir doch nicht zu mißfallen.

Gabriele. Er hat mich schrecklich gelangweilt. Ein Mann, der nur für sein Geschäft denkt und lebt. — Der hat ja schon eine Braut.

Lüders (auffahrend). Hier in Berlin?

Gabriele. Nein, in Stuttgart. Seine illustrierte Zeitung. „Mein Fräulein, ziehen Sie nicht auch die Heliogravure der Photographie vor?“ „Mein Fräulein, stellen Sie sich nicht auch diesen Wellenschlag in Kupferätzung prächtig vor?“ (Sich auf seinen Schoß setzend.) Nein, Papachen, wir heiraten nicht das illustrierte Familienblatt. Und deshalb bitte ich Dich, erspare mir den für beide Teile peinlichen Augenblick, dem Manne „Nein“ sagen zu müssen.

Lüders. Reizt Dich denn nicht ein wenig die Krone des Herrn von Hillern?

Gabriele. Erhöht das vielleicht den Wert des Sohnes, weil der Vater sich große Verdienste, oder richtiger Reichtümer erworben hat? Der Mann, dem ich mich zu eigen gebe, muß sich selbst eine Krone verdient haben, eine Krone aus Lorbeern,

Digitized by Google

welche ihm die Welt als Lohn für seine Thaten reicht.

Lüders. Ach was, Mädchenschrullen! Das wirst Du mir noch so oft sagen, bis Du eine alte Jungfer geworden bist. Und anstatt Dich glücklich an der Seite eines geliebten Mannes zu wissen, werde ich . . .

Gabriele. Jetzt kommt die Grube.

Lüders. Jawohl! werde ich in die Grube fahren müssen und Dich allein und unbeschützt zurücklassen.

Gabriele. Aber, Papa! (Sie küßt ihn.)

Lüders. Ja, ja, mit Deinen Schmeicheleien. Der Mann, der Dein Herz höher schlagen machte, müßte erst noch geboren werden.

Gabriele. Dann wäre ich ja viel zu alt für ihn. Du kennst ja meine Ansichten über die Ehe, und diese Ansichten verdanke ich einem lieben, alten Manne, der mir einmal erzählt hat, daß sich ein schönes, reiches, vielumworbenes Mädchen in einen armen jungen Mann verliebte und allen Hindernissen zum Trotz den Junker Habenichts heiratete. (Innig.) Das Mädchen war meine Mutter, und sie ist sehr, sehr glücklich mit ihm geworden.

Lüders (streichelt ihr das Haar). Mein Kind!

Gabriele (aufstehend, lustig). Und nun schwöre, daß Du mich nie mehr mit langweiligen Anträgen „geachteter Männer aus guter Familie" quälen willst, und einwilligst, wenn ich Dir ein Mal sage: „Papa, das ist der Rechte."

Lüders. Und da willst Du unerfahrenes Ding Dich ganz allein auf Dein Herz verlassen?

Gabriele. Auf mein Herz und meine guten Augen. Ja, ja, es nützt Dir Nichts, ich warte auf meinen Ritter und traue meinem guten Stern. (Johann ist eingetreten und hat eine Flasche Champagner im Eiskübel auf das Büffet gestellt.) Da plaudern wir und haben alle Hände voll zu thun. Johann, haben denn die Herrschaften aus Königsberg schon gefrühstückt?

Johann (lachend). Jawohl.

Lüders. Was giebts denn da zu lachen?

Johann. Herr Bernsdorf befahl ein Beefsteak und seine Frau Schinken und Eier, die Frau Justizrätin wünschte Thee, als ich ihr den Kaffee servierte und der Herr Justizrath Bouillon und ein Rumsteak mit Sardellenbutter.

Lüders. 'Ne angenehme Verwandschaft! Hôtel Lüders! Billige Preise, ausgezeichnete Betten, exquisite Verpflegung. Man klingelt einmal nach dem Oberkellner, das bin ich, zweimal nach dem Stubenmädchen, das bist Du, dreimal nach dem Hausknecht, das sind Sie! Und all' Das dieses Einzuges wegen! Bei aller Hochachtung vor dem liebenswürdigen Prinzen, warum mußte er auch auf die Idee kommen, zu heirathen! Er hat es doch als Junggeselle in seiner Garnison ganz angenehm gehabt. (Es klingelt am Telephon.) Johann, sehen Sie nach, was es giebt.

Johann (am Telephon). Hier Johann Schmidt (sich verbessernd) hier Kommerzienrat Lüders . . . wer dort? Ja . . . jawohl . . . allmächtiger Gott . . . nicht möglich? . . .Der Herr Kommerzienrat wird Sie umbringen.

Lüders. Schafskopf, wen werde ich denn umbringen?

Johann. Der Traiteur telephoniert, er könne mit dem kalten Buffet nicht mehr durchkommen. Das Gedränge auf den Straßen wäre schon zu groß. Es sei für Wagen schon Alles abgesperrt.

Lüders. Zum Kukuk! Dann soll das kalte Buffet zu Fuß kommen. (Unten Trommelwirbel vorüberziehender Truppen. Er eilt ans Telephon.) Sind Sie noch da? Wie? . . . verstehe kein Wort! (Er imitiert wütend das Trommeln; es klingelt draußen.)

Gabriele (am Telephon). Öffnen Sie, ich werde schon Rat schaffen. (Johann ab.)

Lüders (am Telephon). Warten Sie noch einen Augenblick, bis das Militär hier vorüber ist. (Trommeln hört auf.) Also jetzt! Was? Ja, zum Donnerwetter, das ist ja, um aus der Haut zu fahren! Jetzt zieht bei dem Koch wieder Musik vorüber und nun versteht er mich nicht. (Er klingelt wieder am Telephon.) Kummer? Ja, den bereiten Sie mir. Aber noch lieber wäre es mir, wenn Sie mir Hummer, verstehen Sie, Hummer bereiten würden. Kleine Mauerstraße abgesperrt? Dann also durch die Dorotheen- und Neue Wilhelmstraße. Auch abgesperrt? Hol' Sie der Teufel! . . . bis spätestens zehn Uhr. Schluß! Nein, dieser Wirrwarr! Jetzt haben wir nicht einmal etwas zum Essen da!

Gabriele. Der Konditor hat bereits geschickt.

Lüders. Baisertorte und Pumpernickel mit Schlagsahne. Früh Morgens um halb neun. Ein schauderhafter Gedanke.

Johann (mit bedeutsamen Augenzwinkern auf Gabriele). Herr von Hillern. (Ab.)

Gabriele. Die illustrierte Zeitung. Man abonniert in allen Buch- und Kunsthandlungen.

Hillern (aus zweiter Thür mit einem Bouquet, welches er Gabriele überreicht).

Lüders (für sich). Jetzt hat sich der Unglücksmensch auch noch in Unkosten gestürzt.

Gabriele. Wie liebenswürdig, Herr von Hillern, besten Dank. Ich will die Blumen nur gleich in's Wasser stellen, damit sie sich frisch erhalten. (Sie geht an's Büffet, beschäftigt sich dort und stellt dann den Strauß auf den kleinen Tisch vorn links.)

Lüders (räuspert sich, mit einem Blick auf Gabrielen). Schlechtes Wetter, Herr von Hillern.

Hillern (der den Sinn seiner Worte nicht versteht). Das finde ich gar nicht.

Digitized by Google

Lüders (sehr ängstlich). Das Barometer ist sehr gefallen. Unter Null!

Hillern. Mir ist sehr warm!

Lüders (für sich). Ist der Mensch schwer von Begriff. Na, Du wirst noch abgekühlt werden.

Gabriele. Sie sind wohl auch nur noch mit aller Mühe durchgekommen?

Hillern (mit ihr an das erste Fenster tretend). Ja, es ist ein fürchterliches Gewühl. Sehen Sie nur diese Menschenmassen. Mein Arm ist mir ganz steif, denn, um das Bouquet zu schützen, mußte ich es immer hoch über die Köpfe der Menschen halten.

Lüders. Recht angenehme Situation.

Hillern. Selbst die Dächer übersäet, jeder Mauervorsprung besetzt, Bäume und Laternen Unter den Linden lebendig garniert und an der Wilhelmstraße sah ich sogar ein lebendes Bild, welches sich vorzüglich zu einer Illustration geeignet hätte: ganz hoch oben auf einer Sodawasserbude eine Kaffee kochende Familie.

Gabriele. Haben Sie die Prinzessin schon gesehen?

Hillern. Ja, in Baden-Baden.

Gabriele. Ist sie hübsch?

Hillern. Sehr! (Er nimmt eine Zeitung heraus.) Das Bild hier auf diesem Extrablatt ist natürlich ganz unähnlich; billigste Herstellung. Gewöhnlicher Holzschnitt. (Während Gabriele das Bild betrachtet.) Bei dem allgemeinen politischen großen Interesse der Hochzeit bereite ich für meine illustrierte Zeitung eine Jubelnummer vor, welche ausschließlich dem hohen prinzlichen Paare gewidmet sein wird. Teils Heliogravure, teils Verfahren Meisenbach, welches übrigens noch lange nicht genug gewürdigt wird.

Gabriele (für sich). Jetzt kommt die Kupferätzung.

Hillern. Vielleicht lasse ich die Bilder auch in Kupfer ätzen. Um die Hauptmomente des Einzuges, welcher ja wirklich glänzend werden wird, für mein Blatt festzuhalten, habe ich meine drei ersten Zeichner von Stuttgart hierherbeordert. Der Eine ist am Anhalter Bahnhof postiert, um den Empfang zu skizzieren, der Zweite hat einen wundervollen Tribünensitz am Schloßplatz und den Dritten, übrigens dem Besten, war die Hauptsache, der Einzug durch das Brandenburger Thor, übertragen worden. Und nun denken Sie sich, telegraphiert mir dieser Unglücksmensch, er sei plötzlich Vater geworden und könne nicht von Hause fort.

Lüders. Ich gratuliere.

Hillern. Ich bin ratlos. Und jetzt im letzten Augenblicke ein Ersatz unmöglich.

Gabriele. Können Sie denn nicht selber zeichnen?

Hillern. O ja! Aber das würde kein Mensch erkennen.

Gabriele. Da ist guter Rat teuer.

Lüders (für sich). Vor lauter Geschäft scheint er wirklich den Zweck seines Besuches ganz zu vergessen.

Johann (meldet). Herr Justizrat Krause und Frau!

Lüders. Gerechter Gott, die Anklammerer! (Zu Johann.) Öffnen Sie jetzt Fenster und Balkonthüre. (Zu dem eintretenden Krause und Frau, welche kleinstädtisch auffallend gekleidet ist.) Guten Morgen, gut geschlafen?

Krause (setzt ein Hörrohr an's Ohr, wie er dies immer thut, wenn Jemand mit ihm spricht; zu seiner Frau). Was hat er gesagt?

Frau Krause (in das Rohr sprechend). Ob wir gut geschlafen haben?

Krause (immer sehr laut). Miserabel! Früh morgens dieser Spektakel auf der Straße.

Lüders (für sich). Das will der gehört haben.

Frau Krause (sehr fein). Bei uns in Anklam ist es allerdings viel ruhiger.

Krause. Da habe ich mich von meiner Frau überreden lassen, die Geschichte mitzumachen. Ich wünschte, wir wären zu Hause geblieben.

Lüders (für sich). Das wünschte ich auch.

Hillern (am Fenster zu Gabriele). Dem Herrn ein Geheimnis anzuvertrauen, muß seine Schwierigkeiten haben.

Krause (mit seiner Frau und Lüders auf den Balkon tretend). Sehr neblig hier.

Frau Krause (sehr fein). Bei uns in Anklam ist allerdings viel bessere Luft.

Lüders (für sich). Ich möchte die Beiden auch an die Anklamer Luft setzen.

Krause. Die Fenster müssen natürlich geschlossen werden.

Lüders (in's Rohr schreiend). Dagegen werden aber die anderen Gäste protestieren.

Krause. So schreien Sie doch nicht so, lieber Lüders.

Frau Krause (frei). Wir bleiben nicht allein?

Lüders. Nein, ich erwarte noch mehr so angenehme Gäste. (Ziemlich laut, für sich.) Kreuzmillionendonnerwetter!

(Die Drei bleiben im Hintergrunde.)

Hillern (vorn am Fenster, zu Gabrielen). Aber ich vergaß ganz in meiner leicht begreiflichen Aufregung, mich meines frühen Besuches willen bei Ihnen zu entschuldigen.

Gabriele. Sie wissen ja aus Nordernei, daß ich nicht zu den Langschläfern gehöre.

Hillern (fortfahrend). Aber wenn ich heute ganz besonders früh kam . . .

Gabriele (einfallend). So geschah das nur, um Ihr von geschäftlichen Sorgen belastetes Herz auszuschütten. Ich weiß, ich weiß! (Lachend.) Ach, sehen Sie nur auf der Magistratstribüne all' die weißgekleideten, jungen Damen. Wie die Ärmsten frieren.

Digitized by Google

Hillern. Prachtvoller Vorwurf für einen geschickten Illustrator.

Gabriele. Und Else Martini soll mit einer Ansprache der Prinzessin den Kranz der Stadt überreichen. Wäre sie nicht die Tochter des Stadtverordneten, so wäre sie auch nicht zu der Ehre gekommen. In der Schule stieß sie nämlich fürchterlich mit der Zunge an. Auf ihre Anrede bin ich neugierig.

Hillern. Wieso?

Gabriele. Sie hat sich nämlich eine Ansprache aufertigen lassen, in der der Buchstabe S nicht ein einziges Mal vorkommt. (Sie lacht.)

Johann (meldet). Herr Bernsdorf mit Frau.

Bernsdorf (mit Frau). Guten Morgen, lieber Lüders.

Frau Krause (dreht sich um und bemerkt, ihren Mann anstoßend, Bernsdorf).

Bernsdorf. Frau Bernsdorf. Krause. Frau Krause. (gleichzeitig). Ah!

Lüders (für sich, singend). Es giebt ein Wiedersehen! (Er nimmt die Mitte der Bühne.)

Bernsdorf (von links zu Lüders). Diese Begegnung hätten Sie uns wohl auch ersparen können.

Frau Krause (von rechts, zu Lüders). Sehr zartfühlend von Ihnen, uns mit diesen Leuten zusammenzubringen.

Lüders (reibt sich vergnügt die Hände.) Famos, famos, um so schneller werde ich sie wieder los.

Bernsdorf (von links zu Lüders). Wenn Die (mit dem rechten Daumen über die Schulter weisend) vielleicht glauben, daß wir ihretwegen das Feld räumen, dann irren sie sich gewaltig. (Mit dämlichem Blick auf Krauses.) Lächerlich! (Er geht zu seiner Frau nach hinten.)

Frau Krause (vorn rechts zu Lüders). Und wir weichen keinen Schritt aus diesem Hause solcher Leute wegen. (Wie oben.) Lächerlich! (Sie geht zu ihrem Mann nach hinten.)

Lüders (wütend). Lächerlich? Schanderhaft ist es.

Johann. Gnädiger Herr, ein Herr läßt fragen, ob er nicht . . .

Lüders (außer sich). Sagen Sie, wir wären verreist, wir wären aus Berlin nach Bernau verzogen, wir wären schon seit zwei Jahren gestorben, sagen Sie, was Sie wollen.

Johann. Der Herr behauptet aber, den Herrn Kommerzienrat ganz genau zu kennen.

Lüders. Woher denn?

Johann. Er sagt, er sei mit Ihnen schon mehrere Male in der Stadtbahn gefahren.

Lüders (wütend). Ein sehr triftiger Grund, von hier aus den Einzug zu besichtigen. Das ist doch wirklich der Gipfel der Frechheit! (Johann ab, er geht nach hinten, während des Folgenden kommen immer neue Gäste hinzu, so daß die hinteren Fenster nach und nach völlig besetzt sind.)

Gabriele (zu Hillern). Bitte, treten wir doch einen Augenblick vom Fenster zurück. Ein Herr, der da unten steht, sieht unverwandt herauf. (Sie sieht durch den Vorhang.) Ist der Mensch aber keck! Jetzt grüßt er sogar und winkt mit dem Taschentuch. Das ist aber doch zu stark.

Hillern. Solchen Ungezogenheiten sind nur junge und hübsche Damen ausgesetzt.

Gabriele. Wo habe ich denn mein Opernglas? Ach hier. (Sie nimmt es vom Reinen, dreht hinter ihr stehenden Tisch und sieht auf die Straße.)

Hillern. Aber gnädiges Fräulein, wie unvorsichtig!

Gabriele (plötzlich). Ah! Reinick!

Hillern (schnell). Wer? Wer? . . . Hörte ich recht: Reinick? am Ende gar Walther Reinick?

Gabriele. Jawohl, der berühmte Maler, der Jahrelang der erste Zeichner an Ihrem Blatte war.

Hillern. Es ist nicht möglich. (Plötzlich.) Herrgott, den sendet mir der Himmel. (Er grüßt unaufhörlich mit Hand und Taschentuch hinunter.)

Gabriele (laut) Papa, Papa!

Lüders. Was schreist Du denn so? Ist Jemand vom Dach heruntergefallen?

Gabriele (freudig). Papa, Papa!

Lüders. Das hast Du mir jetzt schon vier Mal gesagt.

Gabriele. Du, sieh' doch mal durch das Glas den Herrn da unten, direkt an der Laterne, auf der oben ein Straßenjunge sitzt.

Lüders. Es sitzt doch auf jeder Laterne ein Straßenjunge. (Mit dem Glase vor den Augen). In der Nähe der Tribüne?

Gabriele (aufgeregt). Ja, ja, ganz richtig. Noch eine Idee weiter links. (Sie führt ihm das Glas.) So, jetzt. Erkennst Du ihn?

Lüders. Ja, Tausendsapperment, das ist ja Reinick. Der Mensch ist hier und besucht uns nicht!

Hillern. Herr Kommerzienrat, (indem er unaufhörlich zum Fenster hinauswinkt). Sie kennen Herrn Reinick? Um so besser! Das erleichtert mir ja eine Bitte. Wenn Sie mir gestatten wollten, Herrn Reinick heraufzurufen und er so gütig wäre, von hier aus den Einzug der Prinzessin zu skizzieren, so wäre mir ja aus jeder Verlegenheit geholfen.

Lüders. Bitte sehr. Es wird mich sehr freuen, Ihnen einen Dienst zu leisten und meinen guten Reinick hier begrüßen zu können.

Hillern. Und Fräulein haben auch nichts dagegen?

Gabriele (lächelnd). Nicht das Mindeste!

Hillern. Tausend Dank! (Er gestikuliert sehr lebhaft nach unten.)

Lüders. (ist wieder nach hinten, um Gästen Plätze anzuweisen).

Gabriele (für sich). Er ruft ihn selbst herauf! Gerade ihn!

Hillern. Gott sei Dank, endlich hat er mich verstanden. Er kommt, er kommt!

Gabriele (leise, mit zitternder Stimme). Er kommt!

Digitized by Google

Hillern. Kennen Sie Herrn Reinick genau? Oder ist er vielleicht gar verwandt mit Ihnen?

Gabriele. Ach nein, (nach hinten zeigend) von denen haben wir schon genug. Es ist ein lieber, guter Freund von uns. Wir lernten ihn vor anderthalb Jahren in Gastein kennen und haben uns dort sehr angefreundet.

Hillern. Sie haben mir sehr viel von diesem Sommer in Gastein erzählt. Von Herrn Reinick aber sprachen Sie nie.

Gabriele. Ach, das hatte ich wohl vergessen.

(Schluß folgt.)

Passah.

Feiernd sitzt die ernste Runde
Um des weißen Tisches Bord,
Lauschend aus des Jüngsten Munde
Köstlichem Vertheilungswort:
„Du erhörst, die wandernd stehen
In der Wüste heißem Sand:
Sicher ist das Wiedersehen
Über's Jahr im heil'gen Land.

Aus der Knechtschaft Schmach und Mühen,
Höchster, willst du uns befrein;
Nimmer soll in uns verglühen
Dieser Hoffnung Strahlenschein.
Nimmer soll in uns verwehen
Dieser Trost, von dir gesandt:
Sicher ist das Wiedersehen
Über's Jahr im heil'gen Land."

Und verstummt im trauten Kreise
Ist der Knabenstimme Laut.
Ruben reicht den Becher leise
Seiner anmutvollen Braut;
Doch der Ahnfrau Augen gehen
Auf ein Bild an dunkler Wand:
Sicher ist das Wiedersehen
Über's Jahr im heil'gen Land.

Albert Benda.

Sommer.

Goldner, warmer Sommertag
Über dem Gefilde lag;
Wogten leis' die Ährenfelder,
Rauschten rings die Buchenwälder.

Seit' an Seite schritten wir
Durch des Sommers Luftrevier,
Einer glücklich durch den andern;
Ach, was war's ein selig Wandern!

Laß uns so die Spanne Zeit,
Die das Schicksal uns verleiht,
Wallen durch dies Thal der Schmerzen,
Sommer um uns, Lieb' im Herzen.

Otto Gabke.

Meine Liebe.

's gibt Menschen, die nicht lieben können,
Wenn Lieben heißt: in Glut entbrennen,
Auflodern plötzlich hell in Brand —,
Die nur mit stillem Herzen lieben,
Ganz flammenlos, ohn' Funkensprühen,
Doch ruhig, fest und unverwandt.

Sie lieben auch! Nicht wie die Quelle,
Die stürmisch an des Tages Helle,
Des Drucks befreit, hellschäumend schießt,
Sie lieben auch, doch gleich dem Bache,
Der unterm dichten Blätterdache
Stillmurmelnd zwischen Auen fließt.

So bin auch ich! Mit glüh'nden Sinnen,
Mit trunkner Lust nicht kann ich minnen,
Mit schäumend wilder Herzensglut:
Ich kann nur still in's Aug' dir schauen
Und felsenfest auf dich vertrauen,
Treu kann ich sein, recht treu und gut.

Hugo Salus.

Im Feld.

Auf den vollen Weizengarben
Saßen wir im Stoppelfeld,
Ringsum Frieden, tiefe Stille
Unter'm hohen Himmelszelt.

„Feierabend", rief die Glocke
Drin im Gutshof, „geht zur Ruh!"
Wankend fuhr das letzte Fuder
Roggen noch der Scheuer zu.

Eine goldne Feuerkugel
Sank die Sonn' am Himmelsrand,
Und mit leisen Flügeln schwebte
Mutter Nacht durch's weite Land.

Gottfried Bechler.

Digitized by Google

Die Suggestion und die Dichtung.

VIII. (Schluß.)

Wie wir jüngst bereits mitgeteilt, schließen wir die Reihe der uns zugekommenen wissenschaftlichen Meinungs-Äußerungen durch die Mitteilung des Gutachtens eines hervorragenden Physiologen, Herrn Professor Dr. Grützner in Tübingen. Er schreibt uns:

Sehr geehrter Herr!

In Erwiderung Ihrer Anfrage betreffend die Glaubwürdigkeit der drei in Ihrer Zeitschrift „Deutsche Dichtung", B. IX, S. 71 u. flgde. aus verschiedenen Wochen- und Tagesblättern mitgeteilten Geschichten erlaube ich mir, gestützt auf meine ziemlich zahlreichen Erfahrungen in dem Gebiete des Hypnotismus, die ich mir in Schlesien, der Schweiz und Württemberg gesammelt habe, Folgendes mitzuteilen. —

Daß es sogenannte posthypnotische Suggestionen giebt, steht für mich außer allem Zweifel fest. Habe ich doch selbst gar viele Fälle beobachtet, in denen die betreffenden Personen der festesten Überzeugung waren, freiwillig dies oder jenes zu thun, während sie lediglich nur die ihnen im hypnotischen Schlafe erteilten Befehle ausführten.

Ich halte deshalb die erste Geschichte an und für sich für möglich; unwahrscheinlich ist mir allerdings der Umstand, daß der suggerierende Maler selbst geisteskrank ist.*) Die Deutung des Sachverhaltes jedoch auf Seite 72, „daß ein Mann im Handumdrehen den Willen einer Frau dergestalt unterjocht, daß er sie binnen wenigen Stunden trotz der erschwerendsten Nebenumstände aus einer ehrbaren Frau zu seiner Geliebten macht u. s. w." halte ich nicht für zutreffend. So gefügige Werkzeuge dürften wohl kaum im Handumdrehen selbst aus zur Hypnose geeigneten Personen geschaffen werden. Man muß sie (nach meinen Erfahrungen) wenigstens einmal in Hypnose versetzt haben. Und auch dann gelingen diese posthypnotischen Suggestionen keineswegs regelmäßig und bei allen Personen.

Die beiden anderen Geschichten erinnern mich daran, wie von Laien sogenannte Zauberkunststücke wie das Verschwinden und Wiederauffinden eines Ringes, eines Vogels und dergl. aufgefaßt und erzählt werden. Die Hauptsachen bei all' diesen Kunststücken werden nämlich nicht beachtet und deshalb nicht mitgeteilt. So ähnlich auch hier.*) Man weiß nichts Genaueres, was zwischen dem jüngeren und dem älteren Buchbinder vorgegangen ist und das ist gerade das Wichtigste bei der ganzen Angelegenheit. Über die Deutung des Vorganges auf Seite 73, „daß ein Mann dem andern ohne Worte ganz bestimmte, sehr verwickelte Handlungen suggeriert habe," möchte ich Folgendes bemerken. Auch das halte ich an sich nicht für unmöglich, wohlgemerkt aber natürlich nur dann, wenn man aus gewissen, vielleicht ganz einfachen Geberden bestimmte Befehle oder Willensäußerungen mit Sicherheit erschließen kann. Eine Hypnose, sowie bestimmte und in Worte gefaßte Befehle müssen dann aber immer diesen Geberden vorausgegangen sein.

Letzteres gilt ganz besonders von der dritten Geschichte, bei welcher eine sogenannte „Telepathie", d. h. im vorliegenden Falle also angenommen wird, „daß ein Mensch dem andern auch ohne persönliche Berührung (und ohne mündlichen oder brieflichen Verkehr) durch die Gefängnismauern hindurch seinen Willen suggerieren kann." Etwas derartiges habe ich nie gesehen und halte es für Unsinn oder etwas milder ausgedrückt, für eine falsche Beobachtung. Allerdings haben mir nüchterne und ruhige Beobachter (Ärzte) hin und wieder mitgeteilt, daß sie derartige Willensübertragungen ohne irgend welche Sprache und Worte oder Geberden beobachtet hätten. Ich habe mich es nie verdrießen lassen, die Fälle selbst auf das Genaueste an Ort und Stelle zu prüfen und sie haben sich immer — was auch die betreffenden Ärzte hinterher selbst anerkannten — als Täuschungen erwiesen. Sie haben ferner auf das Überraschendste gezeigt, wie viel man oft aus Geberden ohne jegliche Worte erraten oder erschließen kann.

Vielleicht beansprucht folgender Fall ein allgemeines Interesse. Man sagte mir, ein im hypnotischen Schlafe befindlicher junger Mann empfinde jeden körperlichen

*) Gerade dieser einzige Umstand, der Herrn Prof. Grützner unwahrscheinlich erscheint, ist leider — anläßlich des jähen Todes des Künstlers — von allen Seiten, auch von psychiatrischen Autoritäten, in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise als wahr bestätigt worden. Es dürfte daher wohl auch unsere, übrigens von den meisten Gutachtenden geteilte Überzeugung richtig sein, daß zwar dieser Umstand glaubwürdig überliefert ist, nicht aber manches Andere, was der Unglückliche in jenem Zustande gethan oder angestrebt haben soll. Bemerken wollen wir auch, daß Herr Prof. Grützner irriger Weise in unserer Bemerkung, der Künstler solle jene Frau „im Handumdrehen" bethört haben, eine „Deutung" unsererseits erblickt; wir haben diesen Umstand einer Berliner Wochenschrift, welche uns vornehmlich als Quelle diente, entnommen und ihn unsererseits nur deshalb nochmals hervorgehoben, weil wir gegen diesen Punkt eben den allerfürsten Zweifel hegten.

*) Wir möchten die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses Urteil besonders hingelenkt haben. Er scheint uns den Nagel auf den Kopf zu treffen. In derselben Weise aber, wie diese von uns seinerzeit mehreren, nebenbei bemerkt, durchweg geachteten Zeitungen und Zeitschriften nacherzählten Geschichten sind die meisten anderen angefertigt, die dann als hypnotische Wundermären durch die Blätter gehen.

Digitized by Google

Schmerz des Hypnotiseurs, den sich dieser z. B. selbst beibringe, in ähnlicher Art, wie der Hypnotiseur selbst, ohne diesen zu sehen oder irgend etwas von ihm wahrnehmen zu können. Der Versuch wurde gemacht. In einem Zimmer befand sich der Hypnotisierte, in dem benachbarten durch eine offene Thür getrennten der Hypnotiseur. Keiner konnte von dem Andern irgend etwas wahrnehmen. In der Thür selbst aber stand, um beide zu beobachten, eine dritte Person. Ich war nun im höchsten Maße erstaunt — auch als ich die Mittelsperson machte —, daß der Versuch mehrere Male hintereinander gelang, d. h. daß der Hypnotisierte sich z. B. unter schmerzhafter Verziehung seines Gesichtes an den Fuß faßte, wenn der Hypnotiseur sich den Fuß gedrückt oder an den Kopf, wenn er diesem einen Schmerz zugefügt hatte u. s. f. Bald aber fand ich die Lösung des Rätsels; sie lag in einer unbewußten Blickrichtung der Mittelsperson, die, wenn auch noch so wenig, abwärts blickte, wenn der Hypnotiseur sich an dem unteren Teil seines Körpers zu schaffen machte oder nach oben, wenn er seinen Kopf berührte u. dergl. Kein Versuch gelang mehr, als ich, während der Hypnotiseur sich den Fuß berührte, mir fest einbildete, er habe sich den Kopf oder einen andern Teil seines Körpers berührt und danach meine ganze Haltung (ich möchte sagen instinktiv) einrichtete. Mancher, der in diesen Sachen wenig Erfahrung hat und sie vielleicht nur aus Büchern kennt, wird sagen: Das ist ja eine äußerst simple Geschichte, auf deren Zusammenhang Jeder sofort verfallen muß. Darauf möchte ich antworten, daß thatsächlich mehrere ruhige und geübte Beobachter die Erklärung nicht gefunden hatten, und daß es einem fast bei jedem Kunststück so geht, sobald man erfährt, wie es gemacht wird. Man schämt sich und hält es kaum für möglich, daß man so hinters Licht geführt worden konnte. —

Schließlich noch die Bemerkung, daß ich alle diejenigen Leute, die in irgend wie nennenswerter Art den hypnotischen Einwirkungen unterliegen, für zur Zeit oder für überhaupt nicht normal, also für mehr oder weniger nervenkrank oder psychopathisch halte. Ich glaube, daß völlig gesunde Menschen mit normalem Nervensystem den hypnotischen Einwirkungen nicht unterworfen sind, gebe aber andererseits gern zu, daß es oft gar breite Übergänge vom Normalen zum Pathologischen giebt, und daß die Zahl der „psychopathischen Minderwertigkeiten“ vielleicht viel größer ist, als man sich gemeiniglich vorstellt. Im Grunde genommen ist das allerdings nicht sehr verwunderlich, wenn man sieht, wie in unserer an und für sich aufreibenden Zeit mit ihren Reizmitteln (ich denke nur an den Mißbrauch des Alkohols) Psychopathische häufig Ehen eingehen, ohne daß sie selbst oder ihre Angehörigen sich irgend wie darüber Gewissensbisse machen oder auch nur daran denken, daß ihre Kinder mit einiger Wahrscheinlichkeit ebenfalls psychopathisch werden, gar oft zu ihrem eignen Unheil und zum Unheil ihrer Mitmenschen.

Tübingen, Februar 1891.

Hochachtungsvoll

Grützner.

Damit sei diese Diskussion geschlossen. Sie ist räumlich und daher auch zeitlich weit über jene Grenzen hinaus gediehen, die wir ihr ursprünglich zu geben gedachten. Und zwar keineswegs bloß aus dem äußeren Grunde, weil sie unsere Leser in denkbar lebhaftester Weise interessierte, weil die Tagespresse immer wieder von diesen Beiträgen Notiz nahm, weil Zeitungsstimmen und Briefe uns aufforderten, die Debatte nicht eher einzustellen, bis so viel Klarheit in die Sache gekommen sei, als eben bei dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Forschung möglich wäre. Ausschlaggebend war für uns der innere Grund: so viel, als uns möglich, zu thun, um eben eine Klärung der Anschauungen herbeizuführen. Wollten wir dies, so durfte keine Richtung unvertreten, kein hervorragender Forscher ungehört bleiben. Und so sind denn allmählich aus den beabsichtigten drei Aufsätzen deren acht geworden und die Zahl der Gutachtenden auf Sechzehn gestiegen, die nun zu Worte gekommen.

Diesen Männern der Wissenschaft nochmals und auch an dieser Stelle unseren herzlichsten Dank zu sagen, ist bei Schluß dieser Diskussion unsere erste und gern geübte Pflicht. Es sind dies — nach den von ihnen gelehrten Disziplinen und der Reihenfolge des Abdrucks ihrer Gutachten geordnet — die Physiologen: Du Bois-Reymond (Berlin), W. Preyer (Berlin), H. v. Helmholtz (Berlin), S. Exner (Wien), Otto Binswanger (Jena) und Grützner (Tübingen); ferner die Psychiater August Forel (Zürich-Burghölzli), Friedrich Jolly (Berlin), Richard von Krafft-Ebing (Wien), E. Mendel (Berlin) und Theodor Meynert (Wien); endlich die Nerven-Pathologen und Kliniker Albert Eulenburg (Berlin), Hermann Nothnagel (Wien), Fr. Fuchs (Bonn), L. Hirt (Breslau), A. Kahler (Wien). Mit Berufsgeschäften überbürdet und zum großen, ja größten Teil der Mitarbeit an anderen, als fachwissenschaftlichen Organen prinzipiell abgeneigt, haben diese Forscher mit einer Freundlichkeit, die wahrlich nicht genug zu schätzen ist, unserem Wunsche entsprochen, weil sie fühlten, daß er ernst gemeint und ernst zu nehmen sei, daß die zunächst von uns aufgeworfene Frage, die an der Grenze zwischen ästhetischer und naturwissenschaftlicher Betrachtung steht, einer eingehenden Beantwortung wert und darüber hinaus die Ansicht des Laien-Publikums über die Erscheinungen der Suggestion und Hypnose einer Klärung bedürftig sei.

Aber dankbar dürfen wir ihnen nicht blos für ihre Bereitwilligkeit sein, sondern auch für das Resultat, welches wir ihren Leistungen verdanken. Dasselbe ist weitaus größer und bedeutsamer, als wir je zu hoffen gewagt.

Was vor Allem jene Frage betrifft, die für uns, nach dem Programm unserer Zeitschrift, die wichtigste sein mußte, die Frage, ob die Art, wie der Naturalismus jene Erscheinungen in der Dichtung verwerte, der Natur der Wahrheit entspreche — so hat sie nicht blos klare, sondern sogar einstimmige Beantwortung gefunden: „Nein!“ — ein unzweideutiges Nein von allen Seiten, und gerade das entschiedenste aus dem Munde Jener, die sich eingehend mit diesen Er-

Digitized by Google

scheinungen beschäftigt und ihnen gewisse Bedeutung beizumessen geneigt sind. Wenn wir seinerzeit das Hauptmotiv zu dieser Debatte in die Worte gefaßt haben: „Novellen und Dramen gelangen auch heutzutage noch zu größerer Verbreitung, als ernste, wissenschaftliche Werke; kein Wunder also, daß sich das Publikum heute nachgerade von der Thatsache der Vererbung ungeheuerliche, die Gemüter beängstigende, die Köpfe verwirrende Ansichten gebildet hat, — Ansichten, die sich von dem, was die Wissenschaft für erwiesen hält, sehr erheblich unterscheiden; wie ungleich größer aber ist diese Gefahr bei der Suggestions-Theorie, eben weil sie auf die Phantasie des Dichters, wie seines Lesers ungleich tiefer einzuwirken geeignet ist", — und wenn wir es als Hauptzweck der eingeleiteten Diskussion bezeichneten, dieser Gefahr zu begegnen, so dürfen wir heute schon hoffen, daß dieser Zweck voll und ganz erreicht ist. Auf die Natur, die Wahrheit, die Erfahrung, die Wissenschaft wird sich der Naturalismus nicht berufen dürfen, wenn es ihn gelüsten sollte, mit der Suggestions-Theorie denselben Mißbrauch zu treiben, wie mit der Vererbungs-Theorie.

Ein anderer Zweck, mehr Licht in diese Erscheinungen selbst zu bringen, ist zum guten Teil erreicht — und nicht einmal bloß für den Laien. Aus der Feder eines unserer hervorragendsten Naturforscher stammt das Wort: „Wer immer sich in Zukunft mit den Fragen des Hypnotismus und der Suggestion vom Standpunkte der Naturwissenschaften oder der Geschichte der Naturwissenschaften beschäftigen wird, wird den IX. und X. Band der „Deutschen Dichtung" nicht unbeachtet lassen dürfen." Wir dürfen diese Worte anführen, denn das Verdienst daran gebührt einzig unseren gelehrten Mitarbeitern. Einstimmige Resultate allerdings sind hier nur bezüglich weniger Fragen zu verzeichnen. Von allen Seiten, auch von den entschiedensten Verfechtern dieser Erscheinungen, wird zugegeben, daß dieselben maßlos mißbraucht, maßlos überschätzt werden; die Warnung vor solchem Mißbrauch, solcher Überschätzung ist sogar das leitende Motiv aller Gutachten. Einstimmig wird ferner die „Telepathie" abgelehnt, als „unmöglich", als „undenkbar", als „Unsinn", nur von einem Gutachenden als „unbewiesen." In allem Übrigen allerdings herrschen verschiedene Meinungen: Zustimmung und Ablehnung halten sich auch in der Frage nach der therapeutischen Bedeutung numerisch nahezu die Wagschale. Dies im Detail zu resumieren, geschweige denn gar Kritik zu üben, muß sich der Laie versagen.

Und so dürfen wir diese Reihe von Beiträgen mit einiger Genugthuung schließen. Als wir sie begannen, fehlte es uns an mehr oder minder wohlmeinenden Mahnern nicht, in unserem Leserkreise, wie in der Presse. Von allen Seiten hörten wir: „Die bedeutenden Forscher werden es ablehnen, sich im knappen Rahmen eines Aufsatzes für ein belletristisches Blatt über eine so wichtige und umfassende Frage auszusprechen." Sie haben es nicht abgelehnt und es ist gewiß keine alltägliche Erscheinung, daß wir neben 16 Zusagen zwei Absagen zu verzeichnen haben. Der Eine lehnte ab, weil er mit Arbeit überbürdet sei, der Andere mit dem offenen Bekenntnis: seine frühere Stellung zur Sache habe er aufgegeben, seine gegenwärtige (ablehnende) einzugestehen, fehle ihm der Mut. An gutem Willen also hat es auch in diesen beiden Fällen nicht gefehlt.

Auch jenen unserer Leser, die uns zu dieser Debatte ihre Ansicht mitgeteilt oder Beiträge eingesendet, sei unser herzlicher Dank gesagt. Daß und warum wir von ihren Einsendungen keinen Gebrauch machen konnten, haben wir bereits wiederholt ausgesprochen. —

Die Wahrheit in der Dichtung.

Von Robert Schellwien.

II. (Schluß.)

Wenn wir nun zur Dichtung zurückkehren, so werden wir sagen dürfen, daß ihr wesentlichster Gegenstand die Freiheit ist, die Freiheit in individueller Gestalt und Thätigkeit, im Ringen mit der Wirklichkeit, mit dem eigenen Herzen und mit der Gesellschaft, in Freud und Leid, in Sieg und Tod, alles dies in Darstellungen, die erfüllt sind von dem warmen Blute des sinnlichen Lebens und dem Hauche des freien Geistes. Was aber haben wir in den naturalistischen Romanen, welche die Freiheit leugnen und nur mechanische Kausalität anerkennen, zu erwarten? Die Sonne der Freiheit ist darin ausgelöscht, und nur die düstere Fackel des Autors leuchtet in die Winkel und Kloaken, die zu betrachten er uns nötigt.

Diese Schilderungen, welche die eine Seite des Lebens, die mechanische Kausalität, über das ganze Leben ausbreiten und die andere Seite, die Freiheit, gänzlich verleugnen, können nicht wahr sein. Die Freiheit ist die Seele des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens, und wenn sie außer Betracht gelassen wird, kann nur ein caput mortuum übrig bleiben; sie ist es, in ihrem Verhältnis zu den Neigungen und Abneigungen eines Menschen, die wesentlich seinen Charakter bestimmt, und ohne sie kann man nicht lebenswahre Gestalten, nur Puppen und Schablonen, als Repräsentanten gewisser Leidenschaften oder gewisser Gesellschaftsklassen, hervorbringen; sie ist wesentlich zur moralischen und intellektuellen Gesundheit, und, wenn sie weggestrichen wird, können nur noch pathologische Erscheinungen in Frage kommen. Alle diese Folgen des Abfalls von der Freiheit haben wir in der That in den naturalistischen Romanen vor Augen, und wir dürfen uns nicht wundern, daß diese Romane, weil doch nur die Freiheit das Leben interessant macht, so öde und langweilig, und, weil nur aus ihr alles Herzerfreuende und Schöne kommt, daß sie so widerwärtig sind.

Zola hält sich freilich überzeugt, daß das Leben so ist, wie er es schildert, und drückt dies in den stärksten

Digitized by Google

Worten aus: „Wir wenden," sagt er, „die naturalistische Formel auf alle Umgebungen und alle Personen an, und das Schrecklichste dabei ist, daß wir sogleich bei der menschlichen Bestie anlangen, unter dem schwarzen Rock, wie unter der Bluse."

„Unsere Analyse ist immer grausam, weil sie bis auf den Grund geht. Oben und unten stoßen wir immer auf die Brutalität. Gewiß, es giebt mehr oder weniger zahlreiche Schleier, aber, wenn wir sie alle beschrieben haben und den letzten heben, sieht man dahinter immer mehr Schmutz als Blumen. Darum sind unsere Bücher so schwarz, so streng. Wir suchen das Widerwärtige nicht, wir finden es, und, wenn wir es verbergen wollen, müssen wir lügen oder mindestens unvollständig bleiben."

„Das menschliche Tier ist überall dasselbe, nur die Beleidung ist verschieden."

Das ist alles nicht wahr. So viel es auch Laster und Verbrechen giebt, sie beherrschen nicht das Leben; über dieses Niveau erhebt sich schon weit das Durchschnittsmaß menschlicher Zustände, viel mehr aber noch die unbestimmbare Zahl edler und menschlich schöner Existenzen, die zu allen Zeiten und in allen Ländern das Leben durchsetzen, die freilich meistens wenig von sich reden machen und seltener auf den Höhen, als in den Niederungen des Lebens angetroffen werden, die aber der Dichter, der „mit freiem Liebesblick" in die Welt schaut, wohl zu finden weiß. Es ist auch nicht wahr, daß in jedem Kleide eine Bestie steckt: unter den verschiedensten Kleidern schlagen viele brave Herzen; und es ist nicht wahr, daß das menschliche Tier überall dasselbe ist, vielmehr ist jedes ein einzigartiges Wesen, das mindestens vor seiner Individualität Respekt verlangen darf.

Charakteristisch ist auch die Stellung, die bei Zola der Autor zu seinem Werke hat. „Ein großer Romancier," sagt er, „ist in unseren Tagen derjenige, der den Sinn der Realität hat und die Natur mit Originalität zum Ausdruck bringt, sie belebend mit seinem eigenen Leben." Das klingt fast annehmbar, aber man muß nur recht verstehen. Dieses eigene Leben ist nicht der freie objektive Geist eines Shakespeare oder Goethe, in dem die eigene Subjektivität nur noch zum Ausdruck kommt, wie der Dialekt in der Sprache, sondern es ist nichts, als die Subjektivität des Autors, die ohne Weiteres mit ihrer Besonderheit, durch „l'expression personelle" das Werk durchdringt. Und wenn dann weiter gesagt wird: man wird fortan nicht mehr den Menschen von seinem Werke trennen, man wird jenen studieren, um dieses zu verstehen, — so gewinnt es den Anschein, als ob der Autor die Hauptsache ist, und sein Werk nur dazu dient, ihn zu illustrieren und zu verherrlichen. Wie sich dies freilich mit der wissenschaftlichen Aufgabe des naturalistischen Romans, die doch nur erfüllt werden kann, wenn sie durchaus objektive, von der Subjektivität des Autors nicht beeinflußte Resultate liefert, reimen soll, ist schwer zu verstehen; um so unzweideutiger aber ist die Wichtigkeit, die der naturalistische Romancier seiner eigenen Person beimißt.

Nicht minder groß ist die Bedeutung, die er für seine Leistungen in Anspruch nimmt, und das kommt in einigermaßen erheiternder Weise zum Ausdruck, wenn er die Stellung des Naturalismus zur Politik erörtert.

So groß seine Meinung von der Litteratur ist versteht sich der naturalistischen, eine um so geringere hat er von der Politik, wenigstens für so lange, als sie nicht die naturalistische Methode annimmt und die Führerschaft der größten Geister der Nation, der naturalistischen Romanciers, adoptiert. „Man muß es deutlich sagen", läßt er sich vernehmen, „die Litteratur befindet sich mit der Wissenschaft auf dem Gipfel; dann folgt die Politik, ganz unten in der Reihenfolge der menschlichen Dinge." Er arbeitet wohl nicht gerade nach einem berühmten Muster, aber er erinnert stark an dasselbe, wenn er die Meinung ausspricht, daß die Politik sich heute besonders aus erfolglosen Litteraten rekrutiert, die „in der Politik eine mitleidige Mutter für alle Mittelmäßigkeiten gefunden haben."

Dies Thema wird dann noch weiter in recht ernüchterlicher Weise, wie folgt, behandelt:

„Ja, ich bin entrüstet über eine solche Ausstellung des schlechten und dummen Ehrgeizes. Nehmt einen Cretin, irgend ein schlecht gestaltetes Gehirn, und ihr werdet doch noch in ihm den Stoff eines Politikers finden. Ich habe solche gekannt, die ich nicht zu Bedienten haben möchte. Man braucht nicht Geist, nicht Kraft, nicht Originalität, sondern nur Verbindungen und eine gewisse persönliche Plattheit. Wenn man in Allem und überall durchgefallen, wenn man ein mittelmäßiger Advokat, ein mittelmäßiger Journalist, ein mittelmäßiger Mensch von Kopf bis zu Füßen gewesen ist, die Politik nimmt uns auf und macht aus uns einen oder so guten Minister, als einen andern, der als Emporkömmling mehr oder weniger bescheiden und liebenswürdig über die französische Intelligenz herrscht."

Wenn aber die französische Intelligenz erst der Führung des Naturalismus folgt, dann stehen große Dinge in Aussicht. Das ist noch wenig, wenn er verspricht: „Durch die Anwendung der wissenschaftlichen Formel wird es geschehen, daß man eines Tages Elsaß und Lothringen wieder gewinnen wird." Nachdem er von dem Bestreben des Physiologen und Mediziners, sich zum Herrn des Lebens zu machen und es zu leiten und die Dinge in den Zustand gehorsamer Räder zu bringen, gesprochen, entrollt er das folgende anziehende Zukunftsbild:

„Wohlan, dieser Traum des Physiologen und Mediziners ist auch der des Romanciers, der auf das Studium der natürlichen und sozialen Verhältnisse des Menschen die experimentelle Methode anwendet. Unser Ziel ist das ihrige; wir wollen ebenfalls Herren sein der Phänomene der intellektuellen und persönlichen Elemente, um sie leiten zu können. Wir sind, mit einem Worte, experimentierende Sittenlehrer, die durch Experiment zeigen, auf welche Weise sich eine Leidenschaft kennen werden, wird man sie behandeln und auflösen, oder mindestens möglichst unschädlich machen können. Und da zeigt sich nun die praktische Nützlichkeit und die moralische Höhe unserer naturalistischen Werke, die über den Menschen experimentieren, die Stück für Stück die menschliche Maschine zerlegen und wieder zusammenfügen, um sie unter dem Einfluß der Mittelursachen in Thätigkeit zu setzen. Wenn die Zeiten gekommen sein werden, wenn man die Gesetze besitzen wird, wird man nur nötig haben, auf die Individuen und die Mittelursachen einzuwirken, um zu dem besten sozialen Zustande zu gelangen."

Wir gönnen es den Naturalisten und ihren Anhängern, in diesem Zukunftsbilde zu schwelgen. Es ist nur zu besorgen, daß diese mechanische Glückseligkeit furchtbar langweilig werden wird, besonders wenn Alles fertig und nichts mehr zu thun sein wird, als höchstens die Räder zu ölen und von Zeit zu Zeit kleine Reparaturen zu machen. Wir haben doch auch schon einige Übung darin, ohne unser Zuthun glücklich gemacht zu werden, aber von der Höhe auch nur des Gedankens, bloße Rechnungsposten in dem Ansatz zu bilden, den die Meister und Arrangeure der mechanischen Glückseligkeit eines Tages machen werden, sind wir doch noch weit entfernt.

Man kann begreifen, daß Zola es den französischen Republikanern nicht zur Ehre sehr verübelt, daß sie die Wichtigkeit und Nützlichkeit der naturalistischen Romane nicht genügend einsehen und folgeweise auch die naturalistischen Romanciers nicht gebührend würdigen, worüber er sich ausführlich beklagt.

Diese Haltung der französischen Republikaner ist

Digitized by Google

sehr interessant und — tröstlich; es wäre sehr bedenklich für die Republik, wenn ihr der gesunde Menschenverstand so weit abhanden gekommen wäre, um eine der gröbsten logischen Verirrungen zu ihrem leitenden Prinzipe zu machen. Zola freilich ist anderer Meinung, und er ruft ihnen die Warnung zu: „Die Republik wird leben oder sie wird nicht leben, je nachdem sie unsere Methode annehmen oder verwerfen wird; die Republik wird naturalistisch oder sie wird nicht sein."

Da fühlt man sich versucht, ihm in Erinnerung an ein Wort von Ibsen zuzurufen:

„Nein, Herr Zola, nicht die naturalistischen Romanciers: Wahrheit und Freiheit, das sind die Stützen der Gesellschaft."

Wir kommen zu Henrik Ibsen. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" Wenn man Ibsen's Dichtung dem modernen Naturalismus einreiht, so ist dies nur von sehr bedingter Wahrheit. Nicht das Getriebe der Naturkräfte ist das Prinzip und die Seele seiner Dichtung, sondern der Wille ist es, die Freiheit. Das aber ist das Eigentümliche bei ihm, daß er uns fast immer die Freiheit nur im Gegensatze zum wirklichen Leben zeigt, nicht aber wie sie, zur Einheit mit diesem Leben durchdringend, es mit ihrem Geiste erfüllt.

Die Gegensätzlichkeit zum wirklichen Leben trifft allerdings das Wesen der Freiheit, aber sie trifft es nur von seiner einen Seite; die andere ist das thätige, wirkende und gestaltende Eingehen der Freiheit in das Leben.

Die allem Leben innewohnende urschöpferische Wesenheit, die, eines jeden Dinges lebendige Substanz, seine Einzeltriebe im Verhältnis zu den andern Einzelwesen und damit das ewig bewegte Leben der Natur bestimmt, regt sich beständig im Menschen, im Gegensatze zum wirklichen Leben, als die Alltkraft, regt sich mit der Forderung, daß der Mensch sie verwirkliche, daß er das natürliche Leben mit ihrem Geiste erfülle und zur Freiheit und Schönheit verkläre. Ihre Stimme im Menschen ist das Gewissen, und das in That umgesetzte Gewissen ist die Freiheit. Das Gewissen ist die ewige Mahnung im Menschen, in der sein Urwesen an das natürliche Leben die Forderung stellt, daß es seinem Ursprunge getreu sei, die Wiedergeburt im Geiste der Alltheit vollziehe, und diesen Geist der Wirklichkeit einpflanze. Das thätige Gewissen, die Freiheit, schließt beständig den Kreis des Seins, das im Urseins wurzelnde natürliche Leben mit dem Geiste des Urseins erfüllend und gestaltend.

Dies aber ist eine unendlich fortschreitende Bewegung, die nur immer höhere Ziele, keinen Abschluß, keine höchste Vollkommenheit kennt, und das gerade ist die Würde und Hoheit des ewigen Lebens, daß ihm die Vollkommenheit, die doch nur Tod und Erstarrung wäre, nicht droht, daß es in dem natürlichsten Leben den unvertilgbaren Stoff seines Wirkens hat. Die Freiheit will das natürliche Leben, aber sie will es aus sich zu immer höheren Entwickelungsstufen erheben, und hierin ruht sie nimmer, nichts kann ihr Genüge leisten, und stets von neuem erhebt sie Widerspruch gegen das, was ist, zu Gunsten dessen, was sein soll; nachsichtig und liebevoll im thätigen Eingehen in das natürliche Leben, bleibt sie unerbittlich das Absolute in ihrer „idealen Forderung". So ist also dies das dialektische Wesen der Freiheit, daß sie durchaus im Gegensatze zum natürlichen Leben sich erhebt, um diesen Gegensatz durch die That aufzuheben, und diesen Prozeß immer von neuem in jedem Momente vollzieht.

Dies Alles bedarf keines Beweises, es ist einfach psychologische Thatsache, und diese Thatsache, nur immer variiert durch die Umstände, ist der eigentliche Gegenstand von Ibsen's Dichtungen, und keiner hat sie mit ergreifenderer Wahrheit dargestellt, als er, aber freilich fast durchweg mit solcher Wahl der realen Situationen und der psychischen Lagen, daß darin die Freiheit ausschließlich oder doch überwiegend von der Seite ihres Gegensatzes zum natürlichen Leben erscheint.

Das Wesen der Freiheit ist an sich absolut, aber der einzelne Mensch, in dem sie ihre Stimme erhebt und durch den sie sich bethätigt, ist es nicht, und daraus ergiebt sich, daß ihre Strahlen durch das individuelle Wesen des Menschen immer in gewisser Weise gebrochen werden, und daß sie bald mehr von der Seite ihres thätigen Eingehens in das natürliche Leben, bald mehr von der Seite ihres Gegensatzes gegen dasselbe auftritt.

Eine große weltgeschichtliche Epoche wird von diesem Geiste des Gegensatzes beherrscht, die christliche. Es gab niemals einen großartigeren Protest der Freiheit gegen das natürliche Leben, als den das Christentum bot, aber es war zugleich seine impotente Einseitigkeit, daß die christliche Freiheit im Gegensatze gegen das natürliche Leben verharrte, daß es die Aufgabe, dieses Leben zu durchdringen und zu heiligen, gar nicht unternahm, sondern lediglich jene, dem Menschen durch den Glauben und die Kirche eine jenseitige, himmlische Seligkeit zu gewinnen; das natürliche Leben wurde preisgegeben, und es durch Askese zu verneinen, wurde der Stolz der Gläubigen.

Dieser christliche Gegensatz von Freiheit und natürlichem Leben hat keine Macht über Ibsen's Dichtung, er gehört durchaus dem modernen Geiste an, der diesen Gegensatz aufzuheben bestrebt ist, der die Freiheit im Diesseits verwirklicht sehen will. Aber auch, wenn die Freiheit sich so ihre Aufgabe stellt, wird sie dieselbe mehr oder weniger verfehlen, wenn, bei ihrer individuellen Erscheinung, das psychologische Moment des Gegensatzes einseitig überwiegt, und es werden sich dann Folgen ergeben, die jenen, die aus der Einseitigkeit der christlichen Freiheit entsprangen, durchaus verwandt sind, und die wir nirgends besser, als in den Ibsen'schen Dichtungen, die fast ausschließlich Freiheit und natürliches Leben in ihrem Gegensatze darstellen, studieren können.

Wenn der Gegensatz zwischen der Freiheit und dem Leben festgehalten wird, so erscheint das Leben der Freiheit entratend, matt und versumpft, und die Freiheit, welche die Vermittelung mit dem Leben nicht finden kann, wirkungslos. Nur, wenn sie das Leben liebt, kann die Freiheit das Leben gewinnen; nur, wenn sie selbst natürlich sein will, Natur zu sich erheben. Es sind namentlich drei Werke von Ibsen, in denen das Freiheitsstreben in vollem Gegensatze zu den Lebenszuständen, auf die es einwirken will, dargestellt wird: Brand, die Wildente, und der Volksfeind.

In allen Dreien sind die vorhandenen sozialen Verhältnisse von glatter Gewöhnlichkeit und völlig unsähig, aus eigner Kraft sich zur Freiheit zu erheben; in allen Dreien tritt der Held des Stückes als Befreier von außen an sie heran, aber ohne andern Erfolg, als den eines fruchtlosen Martyriums.

Brand, Prediger einer ländlichen Gemeinde in Norwegen, die sich kümmerlich nährt und in stumpfem Gleichmut, ohne irgend eine Regung zum Bessern, in ihren gedrückten Zuständen verharrt, will dieselbe zu einem wahrhaft menschlich-göttlichen, durch den freien Willen gereinigten und gehobenen Dasein erwecken. Der Siegespreis, den er zuletzt der Gemeinde vorhält, ist:

„— Des Willens Einheit,
Des Glaubens Schwung, der Seelen Reinheit;
Die Freudigkeit, die euch durchschauert,
Die alles opfert, überdauert;
Um eure Stirn die Dornenkrone,
Seht, das erhaltet ihr zum Lohne!"

Er selbst ist zu jedem Opfer bereit und bringt es auch, er verlangt aber auch von den Andern jedes Opfer; sein Losungswort ist „Alles oder nichts." Damit ist sein verhängnisvoller Irrtum deutlich ausgesprochen. Die Freiheit ist allerdings absolut, aber nur

Digitized by Google

in ihrer immer erneuten Forderung, die sie gegen das Beharren im Erreichten erhebt, nicht in ihrer Praxis; in dieser ist sie liebevoll und nachsichtig gegen das Leben und betrachtet schon das in jedem Augenblicke Erreichbare als Gewinn. Dieses fortwährende Eingehen in das Mögliche und die stete Erhebung daraus zum Weiterstreben ist das Gesetz ihrer Bewegung. Geister dagegen, wie Brand, wollen auch in der Praxis absolut verfahren und verfolgen den wahnsinnigen Gedanken, das Leben zu töten, um es zu reinigen und zu erheben. Mit seinem „Alles oder nichts“ wütet er gegen sich selbst, gegen seine nächsten Angehörigen, gegen alle Welt. Er verjagt seiner sterbenden Mutter den geistlichen Zuspruch, weil sie von ihrem in sündhafter Habsucht zusammengescharrten Gute nur einen Teil, nicht „Alles“ opfern will. Er läßt sein Kind vor seinen Augen sterben, weil er den bösen, sonnenlosen Felsenwinkel, in dem das Pfarrhaus liegt, nicht verlassen will; er veranlaßt sein treues, hingebendes, ganz von seinem Geiste beherrschtes Weib, sich jedes sinnlichen Erinnerungszeichens an das verlorene Kind, auch eines kleinen Mützchens, das sie zuletzt noch an ihrem Busen aufgehoben hat, zu entäußern, um sie von dieser höheren Auffassung hindernden Sinnlichkeit zu befreien; er erreicht diese Befreiung auch, aber nicht ohne sein Weib alsbald sterben zu sehen, nachdem sie ihm zugerufen: „Der stirbt, wer Jehovah schaute.“ Er führt zuletzt die Gemeinde, die ihm, dem Vogt und dem Probst zum Trotz, anhängt, in die Hochgebirgswüste und verlangt von ihr jedes Opfer um des Siegespreises willen den er ihr vorhält; aber nicht so hat die Gemeinde den Siegespreis und den Weg dazu sich vorgestellt, und als die Ermüdung, Hunger und Durst, die Not der Greise und Kinder sich geltend machen, wird es dem Vogt und dem Probst leicht, die „Irregeleiteten“ von ihm abzuziehen und zurückzuführen. Brand wird von seinen Anhängern gesteinigt und geht zuletzt durch einen Lawinensturz zu Grunde; die Gemeinde verfällt in ihren alten Zustand.

Wenn auch das Stück nicht eigentlich dramatisch und mehr eine fortlaufende Disputation über verschiedene soziale Probleme ist, so sind doch die Seelenzustände mit ergreifender psychologischer Wahrheit geschildert, besonders die des treuen Weibes Agnes, das, in seiner schönen Menschlichkeit, unsere Teilnahme in viel höherem Grade gewinnt, als der fanatische Brand selbst; und auf der andern Seite sind der Vogt und der Probst ein paar trefflich gezeichnete Figuren. Das sind die uns wohlbekannten Träger des Bestehenden, die das Böse nicht wollen, das Gute auch nicht, die immer nur das wollen, was ist, vor allem ihre eigenen bevorzugten Stellungen, niemals aber das, was sein soll.

Gregor Werle in der Wildente ist ein zweiter Repräsentant dieses doktrinären Befreiungsgeistes, der mit seiner „idealen Forderung“ an das Leben herantritt, um es in seinem Sinne zu gestalten, ohne Einsicht aber sowohl in seine eigene Unfähigkeit zur Ausführung dieses Werkes, als in die der von ihm beeinflußten Personen, denselben Genüge zu leisten. Brand wirkt, wenn auch nach falscher Methode, wenigstens in einem Berufe, aber Gregor Werle hat durchaus keinen Beruf, sich in die Angelegenheiten der Menschen zu mischen, die er beglücken will, und bei denen er sich sogar zu diesem Zwecke förmlich einmietet. Er richtet nichts aus, bringt die Verhältnisse der Menschen, die er moralisch aufrichten will, in die unheilvollste Verwirrung und führt schließlich eine tragische Katastrophe herbei durch den Selbstmord eines liebevollen Kindes, dem er, wenn auch in anderer Absicht, etwas von einer sinnlichen Opferthat vorgereded hat. Das Ganze wirkt höchst unerfreulich und verleugnet, und das um so mehr, als die geschilderten trübseligen Personen und Zustände in peinlicher Lebenswahrheit vorgeführt werden.

Der Volksfeind, der Arzt Otto Stockmann, ein offener, lebensfrischer, kreuzbraver Mann, ist eine recht sympathische Gestalt, und es ist herzerquickend, wenn er seinem Bruder, dem Bürgermeister, und auch Anderen so rückhaltlos und mit einem gewissen Humor die Wahrheit sagt; wenn er den Fußboden um der Stelle, wo sein Bruder eben gestanden und einen grundlosen gemeinen Verdacht gegen ihn ausgesprochen hat, gescheuert haben will; wenn er die Herren Hausstadt und Thomsen, die ihm infame Zumutungen gemacht haben, mit dem Regenschirm zum Hause hinausjagt. Indessen bei seiner großen Aktion, durch die er die Wahrheit über die Badeanstalt des Ortes, daß sie nämlich eine Giftbhöle ist, zur Anerkennung bringen will, wird unser Interesse wesentlich beeinträchtigt durch den Mangel an Einsicht, den er dabei an den Tag legt. Es war ohne Zweifel seine Pflicht als Badearzt und als ehrlicher Mann, sobald er von der Schädlichkeit der Badeanstalt sichere Kenntnis hatte, durch Anzeige davon weiteres Unheil zu verhüten, die Schließung zu beantragen und jedenfalls seine fernere Mitwirkung an der Anstalt als Arzt zu verlagen; wenn er einfach so, ohne alles Geräusch, handelte, so war dies männliches Thun und vollauf genügend. Statt dessen faßt er die Sache von vornherein ziemlich tumultarisch an, spricht davon zu jedermann, namentlich den Redakteuren des Lokalblattes, und handelt, da er auf ihm unerwarteten Widerstand stößt, mit immer steigender Leidenschaft in einer agitatorischen Weise, die ihre Spitze gegen die Stadtverwaltung richtet. Jeder leidlich erfahrene Bürger und Stadtverordnete hätte ihm sagen können, daß es so nicht geht. Die durch seine Entdeckung verletzten Interessen sammeln sich, die Bürgerschaft wird durch den Hinweis auf sehr bedeutende Kosten, die statt gehoffter großer Vorteile der Stadt infolge dieser Entdeckung erwachsen werden, gegen letztere ohne Mühe gewonnen, und so findet er sich plötzlich einer geschlossenen Opposition gegenüber, ehe er auch nur die Wahrheit, für die er kämpft, hat darlegen und beweisen können; nun aber ist es zu spät, denn niemand will ihn anhören, das Lokalblatt verschließt ihm seine Spalten und die Gastwirte die Säle, in denen er öffentlich reden möchte. Statt nun sich andere Wege zu suchen, die Wahrheit in wirksamer Weise bekannt zu machen, thut er das Überflüssigste von der Welt: er beruft in einen ihm von einem Freunde zur Verfügung gestellten Raum eine Volksversammlung und berichtet ihr nicht etwa über die Badeanstalt, sondern hält ihr einen Vortrag über einige politische Grundfragen, und zwar in möglichst paradoxer und verletzender Form. Er erreicht damit nur, daß er in der Versammlung durch eine Resolution für einen Volksfeind erklärt wird, und ihm nachher die Fenster eingeworfen werden. Damit ist aber eigentlich der Vortrag zu teuer bezahlt, denn er bringt nur halbe Wahrheiten zum Ausdruck. Es ist schon richtig, was darin gesagt wird, daß die in einer Majorität herrschende öffentliche Meinung immer nur bejahrte Wahrheiten anerkennt, denen eine vorgeschrittenere Erkenntnis Einzelner bereits gegenübersteht, die wieder erst öffentliche Meinung wird, wenn sie zu Jahren gekommen ist; aber das ist das ewige Gesetz der geistigen Bewegung, und die jungen Pionniere des Fortschritts, welche die Geduld der Arbeit nicht kennen, und sich in Anklagen gegen die bestehende öffentliche Meinung, daß sie nicht schon weiter ist, erschöpfen, werden sich stets erfolglos bemühen. Und wenn dann weiter gesagt wird, daß die gesellschaftliche öffentliche Meinung die der Mehrheit, d. h. der Dummen, ist und kein Recht hat über die Meinung der wenigen Klugen zu herrschen, so ist daran zu erinnern, daß wir ohne die gesellschaftliche öffentliche Meinung weder Staat noch Recht hätten, und daß sie uns auch wirksam vor den Mißgriffen und Willkührlichkeiten der „Klugen“ schützt. Man hat durchaus das Gefühl, daß der Doktor, statt diesen Vortrag zu halten, besser gethan hätte, sich hinzusetzen und diese Dinge gründlicher zu studieren. Auch mit der letzten Wahrheit, die er am Schlusse des Stückes enthüllt, hat

Digitized by Google

er nicht mehr Glück. Da spricht er aus, daß „der stärkste Mann der Welt derjenige ist, welcher — allein steht." Ja, der stärkste Mann ist derjenige, der allein stehen kann, aber auch derjenige, der allein stehen will. Der Doktor Stockmann hat nicht erwogen, daß er, auch in seinem Alleinstehen, einer staatlichen Gesellschaft angehört, die ihm Rechtsschutz gewährt und ihn dadurch stark macht. Ohne diesen Rechtsschutz befände er sich im Naturzustande und der erste beste physisch kräftigere Tölpel könnte ihn, den stärksten Mann, straflos todtschlagen.

Man kann gewiß sagen, daß dem Dichter nicht die Irrtümer seines Helden imputiert werden dürfen, daß er nur darstellt, wie ein solcher Charakter sich im gegebenen Falle geriert, aber man wird auch sagen müssen, daß er das Interesse an seinem Helden durch die Einsichtslosigkeit, mit der er ihn ausstattet, wesentlich abschwächt. Und weiterhin muß man ihn auch einer Übertreibung zeihen. So ganz von Interessen Einzelner und von Stimmungen einer unzurechnungsfähigen Menge beherrscht, wie er es darstellt, ist das kommunale Leben auch in kleineren Städten — ganz geringfügige können keinen Maßstab abgeben — nicht. Es giebt immer ein gewisses Durchschnittsmaß gesunden Sinnes und bürgerlicher Rechtlichkeit, welches das Ganze beherrscht. Man kann von demselben keinen Heroismus verlangen und erwarten, aber nicht nur derjenige, der zu stark darauf baut, wird daran scheitern, sondern auch derjenige, der ihm rücksichtslos mit seinem Einzelinteresse zu trotzen wagt. Der Doktor Stockmann hätte damit wohl ganz gute Erfahrungen machen können, wenn er nicht so kopflos gehandelt hätte.

Ibsen hält uns in diesem Stücke, wie meistens, in kleinstädtischen norwegischen Verhältnissen fest, und darum kann uns in demselben auch nur ein Sturm im Glase Wasser geboren werden. Ihm stände doch ein größerer Schauplatz zu Gebote, auf dem es an Byzantinismus, Strebertum und serviler Selbstentmannung wirklich nicht fehlt. Wenn er uns auf diesen Schauplatz führte und ihn im Lichte der Freiheit darstellte, wir würden ihm mit viel größerem Interesse lauschen.

Welche Stellung der Dichter selbst zu allen den Gegensätzen und Problemen übernimmt, die er in diesen Stücken vorführt, das erfahren wir nicht; er sagt es uns nicht.

Die hervorragendsten Werke Ibsens sind diejenigen, in denen er einen psychischen Verlauf im Leben einer Person — und das ist hier allemal eine Frau — schildert, bei welchem die Freiheit das bewegende Prinzip bildet, die Freiheit, die mit den Mächten des eigenen Gemütes und des äußern Lebens ringt, um schließend daraus hervorzugehen. Es sind wiederum drei Stücke, die vorzugsweise dieser Phänomenologie der Freiheit gewidmet sind: Nora, Rosmersholm und die Frau vom Meere.

Nora, die Gattin des Bankdirektors Helmer, führt mit leichtem Sinn ein fröhliches, harmloses Leben, das anscheinend von keinem Wölkchen getrübt wird. Sie liebt ihren Gatten oder bildet sich doch fest ein, ihn zu lieben, und glaubt eben so fest daran, daß er sie liebt. Der Ernst des Lebens ist ihr niemals nahe getreten, weder im Hause ihres Vaters, noch bei ihrem Manne, der sie immer nur wie ein hübsches, kostbares Besitztum behandelt, der immer nur sein „Eichkätzchen" liebkost, seine „Lerche" zwitschern hören will. Sie weiß es auch nicht anders, sie tändelt mit ihrem Mann und spielt mit ihren hübschen Kindern. Auch mit der Wahrheit, wenn sie nur ihres guten und liebevollen Willens sich bewußt ist — und das ist sie immer —, nimmt sie es nicht genau; sie erlaubt sich allerlei kleine Lügen gegen ihren Mann, nur um seine Stimmung nicht zu verderben. Aber da ist auch noch eine große Lüge. Sie hat vor längerer Zeit, als die Lebensrettung ihres Mannes von einer Reise nach Italien abhing, das dazu nötige Geld geborgt, und ihrem Manne vorgeredet, sie hätte es von ihrem Vater bekommen, und nun muß sie, um aus ihren häuslichen Einnahmen die Zinsen aufzubringen und das Kapital allmählig abzutragen, ihrem Manne immer von neuem Vorspiegelungen machen und den Verdacht der Verschwendung auf sich nehmen. Sie mußte nach ihrer Meinung so handeln, sie mußte ihrem Manne, der nie in die Aufnahme eines Darlehns gewilligt hätte, das Leben retten. Sie hat aber für diesen Zweck noch mehr gethan, sie hat damals, um das Darlehn zu erhalten, eine Fälschung begangen, sie hat unter eine angebliche Bürgschaft ihres Vaters dessen Namen geschrieben. Auch daraus hat sie kein Arg, es soll ja niemand um das Geringste verkürzt werden, und sie mußte das Leben ihres Mannes retten. Sie hat keine Ahnung davon, daß ihr vermeintliches Glück auf einem völlig brüchigen Boden steht. Dann aber macht ihr Gläubiger, der die Fälschung entdeckt hat und dessen Stellung bei der Bank durch ihren Mann bedroht ist, es ihr entsetzlich klar. Sie will es zuerst nicht glauben, es sei nichts sie hätte nur das Beste gewollt, die Gesetze könnten so nicht sein. Wie sie dann den furchtbaren Gedanken verscheuchen will, und wie er wieder kommt, immer wieder kommt, stets mit verstärkter Macht, bis er mit gräßlicher Klarheit all ihr Denken beherrscht, das ist meisterhaft geschildert. Ihre Versuche, die Gefahr abzuwenden, scheitern, der verhängnisvolle Augenblick, in dem ihr Mann das Entsetzliche erfahren muß, rückt immer näher. Sie hat aber in der tragischen Wendung ihres Geschicks zugleich eine gewaltige innere Wandlung erlebt, sie hat etwas ganz Neues entdeckt: ihr großes Herz, von dem sie nichts gewußt, ihren starken Willen, den sie nicht gekannt hat. Sie, die Liebe ihres Mannes nach ihrem eigenen Herzen bemessend, erwartet nichts anderes, als daß er ihre Schuld auf sich nehmen, sich für sie opfern werde, das aber soll er nicht, davor will sie ihn behüten durch ihren freiwilligen Tod. Sie klammert sich zuletzt noch an das Leben, ja mit tammelnder Lust auf einem Balle, sie sucht den entscheidenden Augenblick, wenigstens auf Stunden, hinauszuschieben, doch umsonst ist er da, und sie eilt zur Thür, um den Tod im Wasser zu suchen, aber — zu spät. „Nora!" ruft ihr Mann, mit dem verhängnisvollen Briefe in der Hand. Und nun trifft sie eine neue Erfahrung: die große Liebe, für die sie sterben will, erweist sich als eine große Täuschung. Der vergötterte Gatte zeigt sich klein und erbärmlich, bei der ganzen Sache bewegt ihn nur sein eignes Wohl, seine Stellung in der Welt, sein Weib — schilt und demütigt er; der Eindruck, den dies auf sie hervorbringt, wird noch verstärkt, als plötzlich die Gefahr abgewendet wird, der Gläubiger die gefälschte Urkunde zurückschickt, und Helmer nun wieder den alten Ton anstimmt, als ob nichts vorgefallen wäre. Wie sich Nora nun in ihrer Freiheit aufrichtet, das ist sehr schön. Die Freiheit ist immer herrlich, wenn sie erscheint, rein und groß. Nora weiß nun und sagt es ihrem Manne, daß ihre Liebe nur eine Täuschung, ihre Ehe nur ein Wahn war, daß sie in diesem Hause und bei diesem Manne nicht bleiben kann, und so geht sie hinaus, hinter sich ein verfunkenes Leben, vor sich eine dunkle Zukunft, mit dem Entschlusse, die begonnene Selbsterkenntnis fortzusetzen in Freiheit.

So vollzieht die Freiheit auch hier schließlich den Bruch mit dem Leben. Es scheint, daß dem Dichter selbst dieser Bruch etwas schwer auf das Herz fällt; er deutet leise, sehr leise, auf die Möglichkeit einer Heilung des Bruches in unbestimmter Zukunft hin, aber daran kann der Leser eben so wenig recht glauben, als Nora selbst.

In Rosmersholm hat Rebekka West sich durch leidenschaftliches Begehren in schwere Schuld verstrickt, die Gattin Rosmer's ist durch ihre Schuld zum Selbstmord getrieben worden und hat den Tod im Wasser gefunden. Rebekka hat dann im geistigen Umgange mit dem edeln Rosmer, zu dem sie eine so große Liebe hegt, wie er zu ihr, ihre Seele gereinigt und geadelt, aber diese genommene Freiheit kann doch nicht

Digitized by Google

das Lebensglück der Liebenden begründen. Die zu sühnende Schuld ist zu groß, und Rebekka kann nicht an die Stelle der von ihr in den Tod getriebenen Gattin Rosmer's treten. Wie sie dann ein volles Bekenntnis ihrer Schuld Rosmer abzugeben sich gedrungen fühlt, und dieser nun des Zweifels an ihrer Wahrhaftigkeit und ihrer Liebe nicht ledig werden kann, vermag sie ihn von diesem Zweifel nur durch ihren freiwilligen Tod von der Stelle aus, wo Rosmer's Gattin sich ins Wasser stürzte, zu befreien, und damit befreit sie ihn zugleich vom Leben, das er mit ihr zusammen aufgiebt.

Wieder ist das Ende der Bruch der Freiheit mit dem Leben.

Einen versöhnlicheren Ausgang hat die Frau vom Meere. Ellida, die Gattin eines edeln Mannes, des Arztes Wangel, den sie zuerst nicht aus Liebe gewählt, zu dem sie aber im Zusammensein wachsende Zuneigung gewonnen hat, kann das Lebensglück mit ihm nicht erreichen, weil ein „Grauenvolles" in ihrem Innern sie daran hindert. Das Grauenvolle ist, wie sie selbst sagt, was abschreckt und anzieht. Das Grauenvolle in ihr ist, daß sie, die am Meeresstrande aufgewachsen und einer mächtigen seelischen Verwandtschaft mit dem Meere unterworfen ist, vor ihrer Verbindung mit Wangel mit einem rätselhaften Seefahrer, dessen Augen die Farbe wechseln, wie das Meer, sie weiß selbst nicht recht wie und warum, eine Art Verlobung, bei der das Meer mitgespielt hat, eingegangen ist. Sie hat diese Verbindung längst gelöst, aber sie fühlt sich doch dadurch festgehalten. Sie weiß nicht, ob dieser freie Verlobungsakt sie nicht doch bindet, gegenüber ihrer ursprünglich ohne freie Wahl eingegangenen Ehe, es ist eine dunkle Naturgewalt, die sie beherrscht und ängstigt. Als nach Jahren der fremde Seefahrer wieder erscheint, um sie zu holen, nicht mit Gewalt, sondern wenn sie will, steigt ihre Not und Angst auf das Höchste, da aber naht auch die Befreiung. Der edelgesinnte Wangel auf sein Recht, sie zurückzuhalten, verzichtet, und die ganze Entscheidung ihrer freien Wahl und Verantwortung überläßt, erwacht in ihr mit der größten Liebe zu Wangel auch die freie Kraft, das Grauenvolle zu überwinden, sie weist den Fremden für immer fort, und wendet ihre ganze befreite Liebe Wangel zu.

Das Grauenvolle, wovon in dem letzten Stücke die Rede ist, weist auf einen charakterischen Zug der Ibsen'schen Dichtung hin. Es scheint, daß nach seiner Denkweise die Natur der Freiheit nicht nur einen relativen, sondern auch einen absoluten Widerstand entgegensetzen kann, daß, wenigstens unter Umständen, sich beide als gleichberechtigte Mächte gegenüber stehen, und daß dann ein unlösbarer Widerspruch zwischen beiden das Resultat ist. Es ist namentlich die Idee der Vererbung, die ihn stark beherrscht und stets in seinen Werken wiederkehrt, die Vererbung von Gesinnungen und Charakteren, Neigungen und Fehlern, physischen und geistigen Eigentümlichkeiten, ja sogar die Vererbung einer Schuld, welche die Nachkommen büßen müssen. Indessen die Natur steht ja in jedem Augenblicke der Freiheit als ein Zuüberwindendes und Widerstrebendes gegenüber, immer aber auch als etwas, das ihr verwandt und von ihr zu gewinnen ist. Wie soll denn nun aber das, was längst vor dem jedesmal entscheidenden Augenblick, ihr unbewußt, im dunkeln Schoße der Natur sich abgespielt hat, was soll die ganze Vorgeschichte des gegenwärtigen Augenblicks ihr besonders bedeuten? Es ist hier nicht zu erörtern, welche Bedeutung der Vererbung in der wissenschaftlichen Erkenntnis beizulegen ist, ob eine prinzipielle oder accidentelle, denn hier handelt es sich nur um die Dichtkunst und für diese hat die Vererbung durchaus keine Bedeutung. Die Dichtkunst gehört dem lichten Reiche der Freiheit an, die Freiheit aber ist wie die Sonne, sie bekämpft das Dunkel bis in seine letzten Schlupfwinkel. Aber eine dunkle Naturmacht sich vorzustellen, der gegenüber die Freiheit absolut ohnmächtig ist, das ist ein trüber Wahn, das sind „Gespenster". Es ist hier natürlich nur von der bewußten Welt, in der die Freiheit allein Einfluß hat, die Rede; das rein physisch Pathologische gehört überhaupt nicht in ihr Gebiet, aber darum auch nicht in das der Dichtkunst, und die „Gespenster" von Ibsen, die einen solchen physisch-pathologischen Gegenstand behandeln, haben mit der Dichtkunst nur noch insoweit etwas zu thun, als der Eindruck, den die dargestellten Krankheitserscheinungen auf das Gemüt haben, in Betracht kommt.

Das Ibsen'sche Dichten mit seinem es beherrschenden Gegensatze von Natur und Freiheit gehört der Übergangsperiode an, in der wir leben. Wenn Kulturzustände sich überlebt haben, erschallt immer der Ruf nach der Natur, und das bedeutet nichts weiter, als die Opposition gegen die bestehende Kultur. Der „Naturalismus" greift dann das Bestehende von allen Seiten an und sucht das Neue auf verschiedenen Wegen. Diesem kämpfenden Naturalismus gehört Ibsen in einer hervorragenden, ja in einer einzigen Art an. Daran wir ihm, daß er uns die Freiheit in so großartiger Weise zum Bewußtsein bringt, wenn auch nur die Freiheit im Gegensatze zum Leben. Wenn die siegreiche Freiheit als wahre Lebensherrscherin erscheinen wird, dann wird sie auch neue Werke hervorbringen von unvergänglicher Schönheit, Werke, die eine große Epoche beherrschen und bleiben, auch dann noch bleiben werden, wenn wieder der Ruf nach der Natur erschallt, und die Freiheit von neuem einen Gegensatz aufzuheben hat.

Aphorismen.

Von Jean Paul. (Ungedruckter Nachlaß.)

Recensionen statt Bücher lesen — Küchenzettel statt des Essens.

*

Die Kritik ist der Vorwand des nicht minorennen Genies.

*

Wie wenig Bücher gegen Bestehendes thun, sieht man aus der geringen Wirkung der Werke gegen die Katholiken, zumal in England, und gegen die Protestanten.

Jeder unterhält lieber, als er unterhalten wird.

*

Wir schämen uns mehr vor uns selber, wenn wir uns einer Thorheit, als eines Lasters erinnern.

*

Man schämt sich eines Sprachfehlers mehr als eines Denkfehlers, eines Gedächtnisfehlers mehr als eines Schleifsfehlers.

*

Censur hält den lauten Ventilator fest, der die schlechte Luft erfaust.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Einen sehr interessanten Stoff, der eine gründliche Darstellung wohl verdient, behandelt Leo Gregorovius in der Schrift: Die Verwendung historischer Stoffe in der erzählenden Litteratur (München, Buchholz & Werner 1891). Leider sind der ästhetische Geschmack des Autors und seine Fähigkeit, Prozesse geistiger, speziell dichterischer Entwicklung zu verfolgen, weitaus geringer, als sein Fleiß und seine historischen Kenntnisse. Um das Erstere zu erkennen, brauchte man kaum, wie wir es gethan, die ganze Schrift aufmerksam zu lesen, denn dieselbe eröffnet sich mit den folgenden Sätzen von geradezu verblüffender Naivetät: „Wenn man die erzählende Litteratur eines längeren Zeitabschnitts betrachtet, dann drängt sich der Gedanke auf, daß auch diese Produktion, wie alles, was auf Erden entsteht, auf gewissen Gesetzen beruhe. Die Erklärung dieser Gesetze wird aber kaum möglich sein. Denn das Material, welches zu diesem Zwecke bewältigt werden müßte, ist so ungeheuer groß, daß keines Menschen Zeit und Kraft dazu ausreichen würde." Wer also die Litteratur einer bestimmten Zeit darstellen will, muß nicht, wie wir bisher geglaubt haben, sehr viel und namentlich das irgend Wichtige, er muß sogar den erbärmlichsten Dutzendschund gelesen haben! Und kennt er den nicht, so wird er auch die Gesetze der Entwicklung nicht zu erfassen vermögen. Wir meinen aber, daß dies doch immerhin schon Einige mit Glück versucht haben; so lebt z. B. in Kopenhagen ein Mann, Namens Georg Brandes, der über die Hauptströmungen der Litteratur in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts ein Buch geschrieben hat, welches sich Herr Gregovorius gelegentlich ansehen mag. Beiläufig auf derselben Höhe, wie die hier angeführten, stehen die anderen Motive, warum der Autor auf die Betrachtung der Gründe verzichtet, welche eine Blütezeit des historischen Genres in der Erzählung begründen. Viel besser wird er mit der ästhetischen Definition der historischen Dichtung fertig: „Nicht die Darstellung historischer Personen oder thatsächlich stattgefundener Vorgänge macht eine Dichtung zu einer historischen, sondern die Darstellung einer historischen Idee und zwar auch nur dann, wenn diese historische Idee nicht etwa bloß als Hintergrund oder Beiwerk erscheint, sondern wenn sie die gesamte Handlung — gleichviel ob dieselbe geschichtlich, sagenhaft oder erfunden ist — sowohl in ihrer Voraussetzung als in ihrer inneren und äußeren Entwickelung bedingt." Das ist zwar nicht neu, aber klar und richtig gesagt und kann heutzutage, wo es wenige wirkliche Dichter historischer Romane und so entsetzlich viele Verfertiger von Kostüm-Romanen giebt, in welchen Männlein und Weiblein unserer Zeit in Bärenhaut oder ägyptischem Mantel vermummt erscheinen, nicht oft genug wiederholt werden. Daran schließt sich der mit ungemeinem Fleiß und sehr respektabler Sachkenntnis geführte Beweis, daß selbst der gelehrteste Dichter, (so Gustav Freytag) weder im Kostüm, noch in der Sprache völlig historisch sein kann; Einzelnes mag man als Splitterrichterei empfinden, so wenn er den Gebrauch zweizinkiger Haselzweige bei der Hochzeit des Cappan mit der Fridernn in Scheffel's „Ekkehard" deshalb bemängelt, weil die Gabel erst im XVI. Jahrhundert in Deutschland gebräuchlich geworden; auch mit seinen ästhetischen Urteilen wird man nicht überall einverstanden sein, wie denn z. B., um bei demselben Autor und Buch zu bleiben, die Sprache in „Ekkehard" doch wohl nicht kurzweg als „Frühschoppenton" zu bezeichnen ist. Im Ganzen und Großen hat Gregorovius in diesem Punkte Recht, viel weniger in der folgenden Ausführung, daß ein Dichter auch die Gedanken und Empfindungen begrabener Geschlechter nicht völlig getreu werde schildern können; dies wird ihm, sofern er eben auf den Namen eines echten Dichters Anspruch hat, zum Mindesten viel leichter gelingen, als die absolute Treue im Äußerlichen, die ja in der Sprache thatsächlich unmöglich, im Kostüm kaum möglich ist, wenigstens bisher Niemand gelungen ist. Auch ist es gewiß unzutreffend, wenn Gregorovius an das Drama in diesen Punkten geringere Anforderungen stellt, „weil die dramatische Dichtung, gleichviel ob wir ein Drama auf der Bühne aufgeführt sehen oder ob wir es lesen, in uns stets das Bewußtsein wach erhält, Dichtung vor uns zu haben." So urteilt gewiß nur, dem tiefere Empfindung für die Dichtung versagt ist; wer sie besitzt, wird bei einem Epos in Prosa und Vers ganz genau wissen, ob er einen Poeten vor sich hat oder nicht, wie beim Drama; wer sich da durch die äußere Form täuschen läßt, mag ein Historiker von ansehnlichem Wissen und ein scharfsinniger Mann sein, zum Kritiker unserer Dichter taugt er nicht. Daß dies auch sonst auf Gregorovius zutrifft, erweist seine Besprechung der Freytag'schen „Ahnen", die an Nüchternheit, Splitterrichterei und Gelehrten-, — sagen wir Gelehrtenstolz ihres Gleichen sucht, allerdings aber auch von unfreiwilliger Komik. Einzelnes macht den Eindruck einer bewußten und wohlgelungenen Parodie auf derlei Gelehrtenkritik und würde, in einem Witzblatt abgedruckt, heiter stimmen, so wenn Herr Gregorovius die echt poetische Ahnung, welche Viktor König über das Wirken seiner Ahnen übekommt durch das Rechenexempel ad absurdum zu führen sucht, daß Victor von seinem Vorfahren Ingo nur ein Teil sei, und zwar „$\frac{1}{32768}$!!! (S. 53). Wahrlich, der Aeschenspieß hat sich gelohnt oder weiß Jemand einen schlagenderen Beleg, wie weit sich ein sonst vernünftiger Mann ins Abirrbe verlieren kann, wenn er etwas versucht, wozu er nicht taugt?! Daß der Verfasser mit diesen und ähnlichen „Beweisen" weit über's Ziel hinausschießt, welches er sich selbst gesteckt hat, daß damit nur eben erwiesen ist, daß Freytag kein exaktes Geschichtswerk, sondern eine Dichtung geschrieben, erwähnen wir nur nebenbei. Auch wir sind keine begeisterten Freunde des historischen Genres, und vieles, was der Verfasser vom Standpunkte seiner Wissenschaft gegen die Modemuster des antiquarischen Romans sagt, erscheint vollends auch uns als wertvolles Rüstzeug gegen diese Gattung, aber die Art, wie er auch gegen den dichterisch wertvollen historischen Roman zu Felde zieht, kann vielfach nur ein Lächeln abloken, und wahrlich nicht auf Kosten Freytags oder Scheffels — und die Schlußforderung: auch der Poet dürfe heutzutage unter keinen Umständen mehr einen geschichtlichen Stoff behandeln, wird keinem Verständigen einleuchten. Im Gegenteil, Herr Gregorovius der Poet, darf mehr, weit mehr, als Sie glauben, und der Gelehrte weniger, weit weniger! K. B.

— Über „Goethe als Dramatiker" handelt Dr. L. Harper in einem Broschürchen von 22 Seiten (Leipzig, Gustav Fock 1889). Schon auf der ersten Seite erfahren wir, daß Goethe ein Mann war, „der sich nie beruhigt auf das Faulbett legte", und daß „der „Faust" aller theatralischen Gewohnheiten spottet", auf der zweiten aber, daß „die Jünglinge der Sturm- und Drangperiode in ihrem Kampfe für die zügellose Freiheit des Subjektes gegenüber den objektiven sittlichen Lebensverhältnissen die Raubritter der neueren Zeit waren", und daß „auch „Iphigenia" weiterlich den Verhältnissen, in denen Goethe zu Weimar lebte, zugebildet ist." Lebhaftes zum Beweise, daß wir Alles gelesen, zitieren wir noch das Gesamturteil auf der vorletzten Seite, daß „Goethes sogenannte Dramen als gelungene Lebensbilder durch die Wahrheit und Treue in der Darstellung des menschlichen Lebens zwar stets ein menschliches Wohlgefallen erregen," aber „niemals das Herz der Menge ergreifen werden". Aber deshalb ist dieser sogenannte Essay noch lange nicht kurzweilig genug, um auch nur unter diesem Gesichtspunkte empfohlen zu werden.

Digitized by Google

— Neue Novellen von Max Hobrecht (Athenow, Babenzien). Die feinen, zierlichen Arbeiten dieses Schriftstellers sind nichts für das große Publikum. Sie werden ihre Freunde hauptsächlich unter den Kennern zu suchen haben; diese werden sich gern an der feinen Ausarbeitung der mit vor winzigen Pinseln erfreuen. In den Hobrecht'schen Novellen geschieht nicht viel und das wenige bietet selten einen Vorgang oder ein Erlebnis von Bedeutung. Aber die Form der Erzählung ist allemal anmutig und liebenswürdig, der Stil feingeglättet, der Humor, mit dem einzelne Gestalten geschildert werden, freundlich, so daß, von all diesen Vorzügen unterstützt und durchleuchtet, das kleine Geschehnis eine Wichtigkeit und Farbe gewinnt, die ihm eine weniger feine Behandlung nie hätte verleihen können. In der Novelle „Der Triumph" z. B. ist es an sich nicht sonderlich von Belang, ob etwa ein Urahne des Bebenbinders Brettin vor nahezu 200 Jahren dem Städtchen Archenau das „Unterthor" erbaut und somit seinen möglichen Nachkommen eine Art Erbbegräbnisrechtigung mit Bezug auf Bestimmungen über dessen Umbau oder Abbruch vermacht habe. Nichtsdestoweniger fesselt sowohl der „geschulte" Blick, mit dem der neue Auskultator Hasserode vom Amtszimmer aus den altertümlichen römischen Bogen betrachtet, als auch das Auftreten des „unklugen" alten Besenbinders sofort das Interesse des Lesers. Die vom Magistrat beschlossene Niederlegung des baufälligen, den Verkehr hemmenden Thores ist auch an sich kein wichtiges Ereignis, ebenowenig, wie der hierbei gemachte Fund eines in dem Grundstein eingeschlossenen Dokumentes aus dem Jahre 1703, in dem die Veranlassung zum Bau des Thores und damit die Geschichte eines Bruderzwistes kundgethan wird. Es wird nämlich daraus ersichtlich, daß Gottfried Brettin lediglich deshalb, um seinen Bruder August zu ärgern, sein großes steinernes Gartenthor der Stadt geschenkt und selbiges an die Stelle des ehemals durch die Schweden zerstörten Stadtthores habe „transsocieren" lassen, um dadurch den Erbosten zu zwingen, trotz seines Schwures, „der Teufel solle ihn holen, wenn er jemals durch jenes Thor hindurchginge", belagte Passtage doch zu benutzen; worauf dann dieser sich wieder heimlich vom Magistrat die Erlaubnis erkauft habe, gleich neben dem Thor bei seinem Hause ein schmales Pförtlein durch die Mauer brechen zu dürfen. Wieder sind es die Schilderungen der Einzelheiten, die anmutigen Landschaftsbilder, die vortreffliche Wiedergabe des aufgefundenen Dokumentes, die den Leser erfreuen und anziehen. Die neuerliche und letzte Versetzung des „Unterthores", seine endgültige Bestimmung als Friedhofspforte, der Tod des alten Besenbinders und dessen feierliches Leichenbegängnis durch das Thor, um dies keine Novellen so viel gehoben, bildet den Schluß der Novelle, die ich, trotz ihres geringfügigen Kernes, was die Feinheit der künstlerischen Ausgestaltung betrifft, für die Perle des Buches halte. Die drei anderen Erzählungen sind im gleichen Sinne vornehm-liebenswürdig, doch ist es dem Autor bei keiner von ihnen in so hohem Maße, wie bei der ersten gelungen, dem schlichten Steinchen eine so reizvolle Fassung zu geben. o. v.

— Marie von Redwitz kann mehr, als viele ihrer Berufsgenossinnen, ohne jedoch die wenigen wirklich Berufenen unter ihren Schwestern zu erreichen. Sie versteht lebendig zu erzählen; die Bilder, die sie uns giebt, sind klar und scharf umrissen. Ihre Schreibart ist erfreulicherweise heinahe frei von den bekannten Wahrzeichen der weiblichen Dutzendarbeit. Doch ermangelt sie der zwingenden Kraft, die den Leser packt und unwiderruflich festhält. Man liest ihre Novellen nicht ungern, namentlich mit der Freude an der äußerst geschickten Verwendung ihrer mannigfaltigen Reiseeindrücke, vermißt aber die eigentliche und energische Vertiefung der Charakterzeichnung. Man sieht ihre Figuren wohl, aber man lebt nicht mit ihnen. Das Interesse an der Schilderung seelischer Konflikte wird gedämpft durch eine gewisse trockene Knappheit der Form, die nicht auf verbaltene Glut schließen läßt, sondern von der man empfindet, daß die Verfasserin alles ausgesprochen hat, was sie wußte. Ihre Erfindungsgabe ist, soweit es das vorliegende Novellenbändchen „Ost und West," (Berlin, Hertz) beurteilen läßt, nicht gerade machtvoll, aber auch keineswegs weichlich und die Führung der Handlung zielbewußt. In zwei der vier Novellen handelt es sich lediglich um die alte Frage des Mißverstehens unter Liebesleuten. In beiden Fällen erledigt sich die Angelegenheit ohne Sentimentalität mit einem vergnüglichen Ende. Den größeren Reiz verdankt „Seine Frau" den frendartigen, farbenreichen Bildern der Insel Cypern, während das „Kokettieren" sich mit den schon genugsam bekannten Tyroler Bergen behelfen muß. In „Fatma Hanum" besonders habe ich eine „größere Tiefe" der Charakteristik vermißt. Weder die Leidenschaft Henriks, noch seine Enttäuschung über die Heuchelei und Treulosigkeit der emanzipierten Mohamedanerin sind scharf genug gezeichnet. Fatmas schöne, von exotischem Reiz umfleidete Erscheinung bleibt uns eine fremde, unbegriffene Figur. Für die beste Erzählung im Buche halte ich „die Heilige der Steppe". Das Talent der Verfasserin für Schilderung von Begebenheiten tritt hier am meisten ins Licht. Über dem Genuß an der gewandten Darstellung dieses häßlichen Betruges auf Grund des kindlichen Wunderglaubens im Volke mag man vergessen, daß auch in dieser Geschichte die Gestalten kein wirkliches Leben atmen, ja, daß hier sogar an die Stelle des stummbereden Ringens im großen Seelenschmerz die Phrase getreten ist. o. v.

— Gewiß kein Buch von künstlerischem Werte und doch eine angenehme Unterhaltungs-Lektüre ist der dreibändige Roman „Junker Jürgen" von Hans Werder (Berlin, Otto Janke 1889). Wir wissen nicht, ob es sich um ein Erstlingswerk handelt — Einiges an dem Buche deutet, darauf hin, im Guten wie im Bösen — und selbst in Kürschners Litteraturkalender, der sonst auch das verborgenste Unkraut im deutschen Dichterwald verzeichnet, haben wir den Autornamen vergeblich gesucht; ganz gewiß aber ist es ein Pseudonym, der Autor eine Autorin und zwar höchst wahrscheinlich eine norddeutsche, adelige Dame. Die Erfindung der Fabel deutet nicht gerade auf originelle Phantasie; im Wesentlichen ist es der gewöhnliche Roman-Apparat, mit dem gearbeitet wird, auch werden einige so unmenschlich edle und einige so überaus niederträchtige Gestalten vor uns hingestellt, wie man ihnen gewiß nur in mittelmäßigen deutschen und englischen Frauenromanen begegnet, eine Französin brachte derlei gar nicht fertig. Und dennoch eine nette Unterhaltungs-Lektüre? Gewiß, und vielleicht mehr als dies: ein in einzelnen Abschnitten wirklich erfreuliches Buch. Es giebt in dem Roman keine unedle Frauengestalt, die Verfasserin idealisiert sie insgesamt, und dennoch sind es Gestalten von Fleisch und Blut, wirkliche, echte, leibhaftige Mädchen und Frauen unserer guten Gesellschaft, trotz aller romantischen Zuthaten — Dank dem Talent der Verfasserin — mit einer Fülle von Leben ausgestattet. Das gilt sogar von der Hauptgestalt, Ilse, die offenbar ebenso nach Marlitt'schem Muster gearbeitet ist, wie ihr Verhältnis zum Geliebten: glühender Haß, der in ebenso glühende Liebe umschlägt — man erwäge, wie viel Talent in der Verfasserin stecken muß, um sogar durch ein solches Muster nicht ganz erstickt werden zu können! Auch die Schilderungen aus dem Leben des norddeutschen Landadels zeugen für guten Blick und Darstellungsgabe; einzelne Naturschilderungen sind von wirklicher dichterischer Stimmung erfüllt. Der Roman hat bereits eine zweite Auflage erlebt. r. g.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Der Schmetterling.

Novelle von **Marie von Olfers.**

(Fortsetzung.)

Tante Lenette dagegen schwamm in ahnungsvoller Wonne. Schon sah sie ihren Liebling, ihren Edelstein in kostbarster Fassung; dazu solch ein braver angesehner Mann. Nun, für ihr Caterly war das Beste nur grad recht.

Schön war er freilich nicht; finster zog er die Brauen zusammen. Ihr Schmetterling würde sie ihm schon glätten. Liebe hätte schon mehr als das fertig gebracht. Liebe! aber sie liebte ihn gewiß nicht.

Kopfschüttelnd ging sie mit tausend Gedanken zur Wirklichkeit häuslicher Sorgen über. Schade, daß alles so verzwickt war in der Welt.

Und Martin fand das auch, er hatte es sich einfacher gedacht. Stumm saß er da. Bis jetzt mußte das Dickerchen mit allerlei weisen Aussprüchen die Lücken des Gesprächs ausfüllen.

Das Mädchen hatte ihn auf dem Schoß. „Wenn es Ihnen zu einsam ist in Ihrem großen Schloß und Sie Menschen Sonnenschein nennen, die sind ja leicht zu haben."

„Meinen Sie, Fräulein Catarina?! Aber nicht alle Menschen bringen Sonnenschein.

„Nun, lustige Leute," fuhr sie fort. „Wenn ich droben wär, ich wüßt es schon anzufangen, gäbe Feste mit Musik, Tanz, Feuerwerk."

„Feste! Was kennen Sie davon?"

„Tante Lenette erzählt davon In ihrer Jugend hat sie herrliche mitgemacht."

„Feste und Musik lieb ich nicht."

„Keine Musik!" rief sie erstaunt. „Und wir laufen jedem Leierkasten nach, der sich hierher verirrt!"

„Bei uns paßt dergleichen nicht," erwiderte er düster. „Hat Ihr Vater Ihnen nie von meiner Mutter erzählt? Er besucht sie doch!"

Catarina wurde dunkelrot.

„Ja," sagte sie leise; „was müssen Sie von mir denken! Ich vergaß es. Ich denke, Jeder muß leichten Herzens sein wie wir es sind. Verzeihen Sie . . ."

„Verzeihen! Ich möchte, Sie könnten mir diese Kunst lehren, Fräulein Catarina. Aber dazu müßten Sie hinaufkommen. Glauben Sie wirklich, Sie könnten dort leben und lustig sein?"

Nun erbleichte sie. „Tante Nettchen meint," stotterte sie, „ich taugte nicht für die Krankenpflege, ich sei zu gesund."

„Das glaub ich!" meinte er lächelnd. „Sie und ein dumpfes Krankenzimmer! Meine Mutter ist versorgt, die braucht andre Leute. . . . Ich brauche Sie, Catarina!"

„Sie mich, Herr Martin?! Tante Nettchen sagt, ich sei zu nichts zu brauchen!"

„Hierbei wird sie wohl andrer Meinung sein. Zur Frau brauch ich Sie, Catarina Ich liebe Sie. . . ."

„Sie, mich!" wiederholte sie erschreckt, „mich dummes Ding."

„Grad Dich mit Deinem frohen, lustigen Kindergemüt," rief er. „Fühlst Du es nicht? Ich liebe Dich, Catarina!"

„Nein, Herr Martin! Wie soll ich an so etwas glauben, ich hatte keine Ahnung —"

„Nenne mich nicht immer Herr," fuhr er auf. „Sag, ob Du willst, Catarina? Ob Du bei mir bleiben willst?"

„Und der Vater und die Brüder!"

„Die haben Tante Lenette, um sie zu versorgen. Notwendig bist Du nicht."

„Sie haben Recht; notwendig bin ich leider hier nicht."

„Ich aber brauche Dich, wie man den Atem braucht zum Leben, den Sonnenschein, die Luft.

Digitized by Google

Ich habe nichts als Trauer, Krankheit und Kummer. Du wirst die bösen Geister verscheuchen, ich werde aufleben, ich und die Mutter."

„Es ist mir so überraschend, so unbegreiflich," stotterte sie. „Als wüßt' ich und könnte doch nicht. . . . Lassen Sie mir Zeit, Herr Martin Ich liebe Sie nicht — noch nicht," verbesserte sie sich, sie mochte ja keinem Menschen weh thun. „Ich will mir alle Mühe geben . . . Verzeihn Sie mir," schluchzte sie endlich, „ach, was wird Tante Nettchen sagen!"

„Verzeihn!" sagte er hart, „was ist da zu verzeihn! Meine Mutter hatte Recht, ich bin nicht liebenswert. Es ist keine Schuld, es ist ein Unglück für mich; ich muß es tragen wie so Vieles!"

„O," rief sie thränenvoll, „dies ist der traurigste Tag meines Lebens! Vergessen Sie mich, Herr Martin."

„Vergessen? Ich vergesse nichts, wie sollt' ich auch?! Sehe ich Sie nicht täglich?! Hinübersehn werd' ich, wie ich all die Jahre gethan, und denken, wie glücklich die Menschen sind, die dort wohnen."

Jetzt kam Tante Lenette. Sie sah gleich, was geschehen war. Betrübt blickte sie von Einem zum Andern.

„Herr Martin," begann Catarina wieder zaghaft, „wenn Sie nun doch dann und wann herüber kämen. Wir werden auf andre Weise versuchen, Sie fröhlich zu machen. Lachen ist ansteckend."

„Ja, kommen Sie," bat Tante Lenette. „Sie würden etwas Besseres finden als Lachen. Herzen, die sich über Ihr Kommen freuen!"

Er antwortete nicht ja, nicht nein.

Der traurige Blick, der Catarina traf, kam ihr nicht aus dem Sinn. Nur mit halbem Ohr hörte sie die scharfe Predigt Tante Nettchens über den Leichtsinn, mit dem die Jugend das Glück verscherzte, welches ihr oft nur einmal im Leben angeboten würde. —

V.

Lang ging Herr Martin noch auf und ab in den dunklen Gängen, ohne Ruhe zu finden.

Als er am nächsten Morgen zur Mutter kam, sagte er kurz:

„Sie will mich nicht. Alles, was ich geben konnte, schien ihr nicht im Geringsten begehrenswert."

„Laß es Dir lieb sein," erwiderte sie, „es wäre ein Unglück für Euch Beide gewesen."

„Das glaube ich nicht!" fuhr er auf. „Übrigens kennst Du mich! Ich laß nicht von ihr."

„Das arme Ding! Es ist grad, als ob ein Schmetterling in Dornenhecken geriete, käm' sie zu uns alten grämlichen Leuten."

„Ich bin nicht alt, Mutter."

„Unglücksjahre zählen doppelt, Martin. Ich sage Dir, laß ab von ihr, grade, wenn Du sie liebst, laß ab."

„Ich kann nicht," antwortete er, und ging hinaus. —

Tante Nettchen war ganz entzwei über die Sache.

„Wär' ich nur dabei gewesen," wiederholte sie klagend Godvin, „ich hätt es gleich gemacht."

„Gut, daß Du dann nicht dabei warst, Lenette," meinte er. „Derlei Dinge macht man nicht, es ist keine dauerhafte Arbeit. Das dumme Kind war klüger. Dort paßt sie nicht hin und wie hätten wir sie hier vermißt."

„Natürlich! Egoistische Familienliebe hindert jede Heirat!" rief Lenette. „Wegen mancher Väter könnte die Welt aussterben, wenn sie nur ihre Töchter behalten. Nun mag sie eine alte Tante werden, wie ich es bin!"

„Wenn sie würde wie Du, Lenette! Besseres kenn' ich nicht!"

„Es giebt aber nicht überall einen so guten Platz, Godvin." —

. . . Der Herbst verging, der Winter kam.

Martin ließ sich nicht blicken. Obgleich Catarina nie seinen Namen nannte, mußte sie doch immer an ihn denken. In ihrem sonnigen Gemüt lag es wie der Schatten einer Schuld. Er hatte ihren Bruder gerettet und sie hatte ihm das Beheste gethan, das eine Frau dem Mann anthun kann.

Oft stand sie am Fenster und sah hinüber, wie der Schnee fiel und alles verhüllte. Obgleich er nicht da war, sah sie ihn einsam, traurig und allein . . . Ob er krank war? Sonst ging er doch immer am Ufer entlang.

Fragen mochte sie Niemand. Schade, daß er an den Burschen keine Freude hatte, sie hätte so gern einen hinübergesandt.

Endlich kam das Frühjahr. Der Strom belebte sich, Blütenbäume erhoben ihre rosigen Häupter.

Ein eignes Gefühl regte sich für Martin in

Digitized by Google

Catarinas Seele; eine wunderbare Zugehörigkeit zu diesem Fremden.

Abends spät, die Jungen waren alle zu Bett, der Vater fort, saß Catarina mit der Tante vor der Hausthür.

„Wie kam's," frug das Mädchen, „daß Du nie geheiratet hast, Tante Lenette?"

„Ich red' nicht gern davon," antwortete sie. „Es war eine Thorheit, daß ich es nicht that. Die vernünftigen Menschen hinderten mich. Ihnen freilich sah die Sache anders aus. Einen Elenden, einen Kranken zu heiraten, wie unerquicklich, wie unersprießlich. Ich wollt', ich hätt' es doch gethan, hätt' ihm seine letzten Jahre verschönt, denn wir liebten uns. Man muß sich sehr hüten vor dem Rate der klugen Leute, wenn das Herz mit im Spiel ist."

„War das nicht Mitleid, Tante Lenette?!"

„Mitleid und Liebe sehen sich oft ähnlich; ich weiß nicht ob's nicht beides war."

„Du liebtest ihn mit Leid?"

„Ja, mein Kind."

Als Catarina in ihrem Stübchen war, dachte sie viel über Tante Lenettens Liebesgeschichte nach. Also dem Mitleid konnte Liebe ähnlich sehen. Sie sah hinüber zu dem dunklen Schloß; ob sie auch diese Reue immer behalten würde, ihm weh gethan zu haben?

Zum ersten Mal in ihrem Leben schlief sie nicht, wandte sich auf ihrem Lager hin und her und konnte keine Ruhe finden. Aus dem Kindertraum hatte er sie aufgeschreckt.

Sie saß am Morgen auf ihrem alten Lieblingsplatz, auf der Anhöhe im Wald. Mit welcher rastlosen Thätigkeit sich drüben die Maschinen abarbeiteten! Heut' hatte ihr der Vater gesagt: „Er ist krank gewesen, er schont sich ja nicht." Wie ein Glück hätte sie empfunden, Martins hohe Gestalt einmal wieder inmitten seiner Leute zu sehn.

Als sie seiner so lebhaft gedachte, stand er plötzlich neben ihr. Er sah bleich und angegriffen aus und erschien ihr erst fast als ein Traumgesicht. Sie schrak zusammen.

Er lächelte. „Ein Gespenst bin ich noch nicht, Fräulein Catarina. Aber dergleichen hätte leicht aus mir werden können. Was wäre auch an meinem Leben gelegen gewesen!"

„Mir sehr viel," rief sie, die dargebotne Hand fassend. „Ich bin noch so tief in Ihrer Schuld! Wir wollten sie ja froh machen, aber Sie gaben uns noch keine Gelegenheit."

„Es wäre mir nicht gesund, zu sehn, wie glücklich Sie dort sind."

„O," sagte sie einfach, „ich bin nicht mehr glücklich, das haben Sie gestört. Ich muß immer an Sie denken, denken, daß Sie einsam sind und mich eigentlich brauchen. Ich glaubte, mich könnte Niemand brauchen."

„Ich brauche Sie, Catarina. Sie aber nicht mich und deshalb können wir niemals zusammen kommen."

Sie schwieg, er setzte sich neben sie. Die Grillchen zirpten im Grase, die Tauben girrten im Wald.

Gern hätte sie ihm ein freundliches Wort gesagt, hätte er sie nur einmal angesehen, aber er sah finster zur Erde.

Die Sonne lag golden auf der Gegend.

„Wenn Sie doch nur einmal aufblickten," rief sie entzückt, „dann würden sie erkennen, wie schön die Welt ist."

„Wie schön sie sein könnte, hab' ich nur zu gut gesehn! Nein, Fräulein Catarina, für mich ist die Dunkelheit, für Sie das Licht. Betrachten Sie mich als Ihren Schatten."

„O, Herr Martin, dann hätten Sie mir näher bleiben müssen. Ich fürchte, ich habe meinen Schatten vermißt!"

„Catarina," rief er und sah ihr voll in die Augen.

„Ich fürchte, ich brauche Sie jetzt wie Sie mich, wie eben Schatten und Licht nicht von einander können. Es wird wohl nicht anders gehn, ich muß zu Ihnen herüber kommen."

Er faßte heftig ihre beiden Hände.

„Nur wenn Du mich liebst, Catarina."

„Ich glaube, ich liebe Sie, Herr Martin."

Tante Lenette glänzte von uneigennütziger Freude, als sie es erfuhr, Godvin schüttelte den Kopf und die Jungen trauerten.

„Ich hätte es nie von Caterly erwartet," klagte Bob, „daß sie uns solch einen Streich spielen würde, diesen Brummbär zu unserm Schwager zu machen."

Den nächsten Tag brachte Martin Catarina zu seiner Mutter. Es wurde ihr feierlich zu Mut als sie durch die hohen Buchengänge gingen. Dunkelheit umgab sie, erst vor einem blühenden Rosenbusch lächelte sie wieder. Sie hatte schon einen großen Strauß in Händen, immer noch bat sie: „Die" oder „die."

Am Thor nahm er ihr die Blumen aus der Hand.

Digitized by Google

„Wir müssen sie unten lassen, die Mutter liebt keine Blumen," sagte er.

„Keine Blumen," wiederholte sie erschrocken, „ich glaubte, alle Menschen müßten sie lieben."

„Sie ist zu krank, kann den Duft nicht ertragen; der Duft macht ihr Herzweh. Sie denkt alter Zeiten, in denen sie glücklich war."

„Mich würden solche Gedanken erfreun."

„Im Unglück scheint vergangnes Glück bitter."

„Lieben Sie die Rosen auch nicht mehr?"

„Ich liebe sie wieder, in Deiner Hand sind sie für mich gegenwärtiges Glück."

Sie ging fröhlich mit ihm die Treppen hinan; auf der letzten Stufe wurde sie ernst.

„Deine arme Mutter," sagte sie, „ich liebe sie schon ihres vielen Kummers wegen."

„Laß Dich's nicht kränken, wenn sie herb ist," bat er, „Kranke sind oft verdrießlich."

„Ja, das sagt der Vater auch. Nun, ich bin es desto weniger."

Aus der klaren Helle der oberen Räume traten sie in eine Art Nacht. Catarina sah erst gar nichts, sie hörte nur Martin sagen:

„Mutter, ich bringe Dir Catarina. Sie will bei uns bleiben."

Eine abgezehrte Gestalt richtete sich auf und blickte mit erloschnen Augen auf das Mädchen.

„Komm her!" befahl sie, „ganz nah heran."

Forschend sah sie ihr in das liebliche Kindergesicht.

„Du!" sagte sie endlich, „Du willst den Martin heiraten? Willst hier glücklich sein? Ich sage Dir, lasse die Finger davon. Die Flügel wirst Du dir verbrennen, Schmetterling. Ich sah auch einmal aus, wie Du! Soll ich Dir sagen, was ich hier gefunden, soll ich Dir sagen, worauf dieser Reichtum gegründet ist? Unser Herzblut hat er gekostet. Alles was ich liebte, ging daran zu Grunde."

„Alles," stammelte erschreckt das Mädchen, „und Ihren Sohn, lieben Sie den nicht?!"

„Ich kann nichts mehr lieben. Hat Dir Martin nicht gesagt, wie es um uns steht? Durch Dich will er wieder hinein in das warme Leben, aber er ist tot, wie ich. Glaube ihm nicht, glaube mir, Du wirst hier verkommen. Die Luft, die Du brauchst, weht hier nicht, einfache gesunde Luft, Catarina, Heimatsluft . . . Ich kam auch aus solch fröhlichem Haus wie Du. Bleib davon Kind. Du weißt nicht, was Du verläßt."

Catarina kniete erschüttert am Bett.

„Mutter," flüsterte sie, „nicht um glücklich zu sein, um glücklich zu machen will ich kommen."

„Kann man das, ohne glücklich zu sein? . . . Ich konnte es nicht . . . Also aus Mitleid kommt sie, Martin!"

„Mag es sein, wie es will," antwortete er leidenschaftlich, „ich liebe sie."

„Lieben hieß für mich leiden," seufzte die Kranke, „mag es für Dich anders sein."

„Martin, für uns soll es Freude werden," rief das Mädchen, „ich will Dir das fröhliche Glück meiner Kinderjahre bringen, Sonnenschein."

„Sie nennen ihn golden, Gold ist von keiner guten Vorbedeutung hier," sagte Frau Martin. „Mir ist es verhaßt! Der Sonnenstrahl schmerzt. Schließe den Vorhang Martin, ich mag nichts mehr sehn noch hören. Du bist gewarnt, Catarina."

„Wenn ich es hindern kann, sollst Du nicht oft hier herauf," äußerte Martin, als sie die Treppe hinuntergingen. „Der Mutter ist nicht zu helfen. Hätt' ich Dich nicht gefunden, ich wär ihr gleich geworden. Du hast mich gerettet. Wo Du bist, muß alles hell werden."

Und er gab ihr den Rosenstrauß, der ihr im Sonnenlicht in tausend Liebesfarben entgegenglühte. —

VI.

Hochzeit auf dem Land! — wie schön, wie feierlich! Nicht wie in der Stadt, wo alles durcheinander wogt: Braut- und Leichenwagen, Luxus- und Arbeitgefährt, Omnibus, Eisenbahn. Gaffend guckt Einer oder der Andere in die Kutsche, um zu sehn ob was Lustiges oder Trauriges darin sitzt. In der Kirche meist Neugierige.

Da ist es Anders auf dem Lande. Von der Taufe bis zum Grabe begleitet uns eine Art Familien-Interesse.

An dieser lieblichen Braut nahm alles Teil. Mit etwas Besorgnis sah man sie neben diesem finstren Mann stehen; aber sie lächelte. Die Brüder lachten, kicherten, stießen sich an, bis Martin mit einer Donnerstimme Ruhe gebot.

„Ich weiß garnicht, was der will," äußerte Bob empört, „er hat uns garnichts zu befehlen. Vater wird schon sagen, wenn wir still sein sollen. Was sich in der Kirche schickt, wissen wir besser als er, er kommt ja nie hinein. Ich bin ihm sehr bös, nicht ein einziges Vergnügen sollen wir haben. Hochzeit ist doch keine Leichenfeier."

Martin hatte sich jede Lustbarkeit, jeden

Digitized by Google

Empfang verbeten. „Ich haſſe dergleichen," ſagte er.

„Dann kann er ſich nicht wundern," murrte die Knabenſchar, „wenn es trüb und langweilig bei ihm iſt."

„Ich hole alles nach," tröſtete Catarina. „Ihr ſollt eurer Freude nicht verluſtig gehn. Es iſt ihm ungewohnt, er kennt es nicht. Nie hat er Geburtstag, Weihnachten wie wir gefeiert."

Da ergriff ſie doch Mitleid mit einem ſolchen Zuſtand und ſie ließen ſich dieſen feſtlichen Tag rauben.

Still und ohne Begleitung ſtieg Martin mit ſeiner jungen Frau in das kleine Boot, welches ſie zur neuen Heimat hinübertrug. Die Lichterchen der alten winkten und blinkten. Ab und zu ſtieg eine ſtolze Rakete in die Luft, das hatten ſich die Jungen nicht nehmen laſſen.

Als ſie im Finſtern landeten, wurde Catarina bang, ſie faßte Martins Arm feſt.

„Fürchte Dich nicht," ſagte er, „ich finde den Weg im Dunkeln, es iſt zu unangenehm, ſich von den Leuten begaffen zu laſſen."

Der alte Diener ſtand an der Schloßthür, kein Anderer durfte da ſein, oben noch die alte Salome auf der Treppe, ſie, die die Mutter Martins auf den Armen getragen, dann ihn. Es war mehr eine Freundin als eine Dienerin. Alt aber rüſtig; das Äußere rauh, das Innere voll Wohlwollen.

Sie empfing das junge Frauchen mit einem Knix und dem Mißtrauen einer alten Henne, die eine junge auf dem Hühnerhof erſcheinen ſieht.

Martin ließ Catarina keine Zeit zu vielen Begrüßungen. In den rieſengroßen Räumen erſchienen die Lampen düſter; die Finſternis behielt die Oberhand. Alles totenſtill, nicht einmal der Wiederhall ihrer Schritte, überall lagen Teppiche.

Von Saal zu Saal gingen ſie, immer drang Catarina weiter. Das Herz ſchnürte ſich ihr zuſammen, es war ſo anders als zu Haus.

„Was ſuchſt Du?" frug Martin endlich.

„Ach, Martin, ein kleines, lauſchiges Stübchen, wo wir eng bei einander ſitzen, wir zwei; man verliert ſich ſo im großen Raum. Nur für heut, ich werd mich ſchon daran gewöhnen. Für die Buben iſt's ja herrlich; fröhliche Geſichter werden es füllen."

Es ärgerte ihn, daß ſie gleich an die Burſche dachte, aber er ſagte nichts, ſondern öffnete ſein Zimmer.

Da ſchlug ſie vergnügt die Hände zuſammen.

„Hier iſt's hübſch," rief ſie, „grad wie in des Vaters Studierzimmer; nun ſchick noch den Diener fort, dann kann ich wieder plaudern und luſtig ſein und denken, ich bin zu Haus."

„Zu Haus," ſagte er, ſie leidenſchaftlich in die Arme ſchließend, „ſollſt Du jetzt nirgend ſein, als in meinem Herzen."

VII.

Catarina war nun vierzehn Tage im Schloß. Ihr kam es wie viele Jahre vor. Tauſend Mal hatte ſie hinüber gewollt, wagte aber nicht, darum zu bitten. Er that, als gäb' es nichts mehr dergleichen für ſie. Jeder Vergleich verſtimmte ihn. Umſonſt bemühte ſie ſich, die Pracht zu bewundern, die er ihrethalb überall angebracht.

Sie konnte in dem prächtigen Schlafgemach keine Ruhe finden. Waren es die goldnen Amoretten, die den Baldachin hielten und ſie an ihr Dickerchen erinnerten, welches Morgens im Schlafgewand kam, ſie zu herzen und zu küſſen? War es die dunkle Tapete, die keinen Lichtſtrahl duldete?

Martin mußte viel fort ſein. Er hatte ihr geſagt: „Miſch Dich nicht in die Wirtſchaft, Du verſtehſt nichts davon. Salome führt ſie meiſterhaft und weiß, wie ich's liebe und gewohnt bin, Du haſt hier nichts zu thun, als vergnügt zu ſein."

Vergnügt ſein! Als ob das hier ſo leicht wär! Ja, zu Haus!

Das fröhliche Gekicher der Dienerſchaft drang bis zu ihr heraus; beſchämt fühlte ſie etwas wie Neid. Sie waren doch in einer Gemeinſchaft; ſie war allein. Noch nie hatte ſie die Größe dieſes Worts ermeſſen.

Sie ſchlich hinauf zur Mutter, „könnt ich etwas für Dich thun?"

„Nein, mein Kind, ich habe meine gewohnte Pflege. Kranke ſind darin pedantiſch. Martin würde ſagen, ich ſolle mich an Deinem friſchen Anblick erfreuen. Es iſt wahr, Du ſiehſt aus wie ein Maimorgen. Aber in mir bleibts Winter und der Winter hat nichts mit dem Frühling zu teilen."

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Am Fenſter.

Luſtſpiel in einem Aufzuge von **Felix Philippi.**

(Schluß.)

(Muſik vorüberziehender Truppen. Von links.)

Reinick. Mit klingendem Spiele hatte ich meinen Einzug in Ihr Haus, Herr Kommerzienrat; darf man denn eintreten?

Lüders. Ja, ſind Sie es denn wirklich?

Gabriele (ihm beide Hände entgegenhaltend) Herzlich willkommen.

Lüders. Da ſtellt ſich der Menſch nun unten Schildwache und findet nicht einmal den Weg zu meinem Hauſe.

(Die Muſik verſtummt.)

Reinick. Ja thatſächlich, Herr Kommerzienrat, ich fand den Weg nicht bis zu Ihrer Thüre. Ich denke, Sie werden mir auf mein Wort glauben, daß meine erſten Gedanken, als ich heute Morgen hier ankam, Ihnen und . . . Ihrem Hauſe galten. Bis zum Pariſer Platz konnte ich mich noch durchwinden. Aber dann fand ich mich plötzlich von einer Menſchenmauer umgeben und konnte mich (zu Gabriele) nur noch pantomimiſch verſtändlich machen. Ich kam mir vor, wie Ritter Toggenburg. „Bis die Liebliche ſich zeigte u. ſ. w.“

Lüders. Und jetzt ſind Sie mit einem Male ſo ſchnell heraufgekommen?

Reinick. Die Kraft der Verzweiflung. Sehen Sie ſich dieſe Ellbogen an, ſie ſagen Ihnen Alles.

Hillern (vorſtellend). Herr Reinick.

Reinick (freundlich ihm die Hand reichend) Ah, Herr von Hillern.

Hillern. Wie ich mich freue, Sie wiederzuſehen. Ich kann es Ihnen gar nicht ſagen.

Reinick. Ja, ich entnahm das ſchon aus Ihrer ungewöhnlich lebhaften Geſtikulation.

(Johann ſerviert hinten mit dem Dienſtmädchen.)

Lüders. Natürlich auch zu dem Einzuge hier?

Reinick. Wie Sie vielleicht wiſſen, Herr Kommerzienrat, bin ich ſeit einiger Zeit aus der feſten Stellung der illuſtrierten Zeitung des Herrn von Hillern geſchieden . . .

Hillern. Leider!

Reinick. Sehr liebenswürdig! . . . um frei meinem Berufe zu leben. Ich bin heute nach Berlin gekommen, nicht mit der Abſicht, zu arbeiten, ſondern um (ausweichend, als ob er plötzlich nach einer Ausrede ſuche) den Einzug, der ja wirklich impoſant werden wird, als ſimpler Zuſchauer auf mich wirken zu laſſen, und vielleicht hier und dort ein ſpäter zu verwendendes Motiv zu erobern.

Gabriele (geht langſam nach hinten).

Reinick (dreht ſich während des Folgenden mehrere Male nach Gabriele um).

Hillern. Alſo nicht Soldat, ſondern nur Schlachtenbummler, das iſt himmliſch. Zu aller Kürze, lieber Reinick. Mein Zeichner iſt zu kommen verhindert. Würden Sie nicht aus alter Anhänglichkeit an das Blatt, deſſen erſter Mitarbeiter Sie jahrelang geweſen, mir eine Skizze des Empfanges am Pariſer Platz entwerfen? Fordern Sie, ich zahle jedes Honorar.

Reinick. Jedes Honorar? Sphärenmuſik für das Ohr eines Künſtlers. Ich bin Ihnen gerne gefällig, wenn der Herr Kommerzienrat mir ein kleines Winkelchen einräumen wollten, von dem aus ich meine Bleiſtiftoperationen vornehmen könnte.

Lüders. Aber natürlich, mein Lieber, keine langen Redensarten.

Reinick. Da unten war es nämlich ſchauderhaft kalt, dieſes Gedränge, neben mir ein berittener Schutzmann, deſſen Pferd keine große Sympathie für mich zu haben ſchien und direkt über mir auf der Laterne ein Straßenjunge, der immer mit einem impertinenten Lächeln herunterzufallen drohte. (Direkt zu der wieder vorkommenden Gabriele ſprechend.) Hier oben fühle ich mich viel, viel wohler.

Lüders. Sie erhalten natürlich den beſten Platz. Suchen Sie ſich nur irgend ein Fenſter aus.

Hillern. Würden Sie mir geſtatten, Herr Kommerzienrat, Herrn Reinick vor jeder etwaigen Störung zu ſchützen?

Lüders. Natürlich. Entſchuldigen Sie mich, ich muß jetzt zu meinen Gäſten. (Er geht nach hinten.)

Hillern. Vielleicht gleich das erſte Fenſter hier?

Digitized by Google

Reinick (hervortretend). Superbe Aussicht. Brandenburger Thor, Pariser Platz, die Linden. Das wird entschieden der günstigste strategische Punkt sein. (Gabriele tritt auch an das Fenster.) Mein Handwerkszeug habe ich bei mir. (Er zieht ein Zeichenbuch mit Bleistift heraus.)

Bernsdorf. Wenn die Fenster nicht geöffnet werden, kann man ja kaum eine Helmspitze, geschweige den goldenen Galawagen sehen. Ich bin doch nicht zwölf Stunden mit der Bahn hierhergefahren, um die Berliner Eisblumen an den Fensterscheiben zu betrachten.

Frau Krause (sehr scharf). Und wir nicht, um uns eine Lungenentzündung zu holen.

Krause (kommt von hinten nach vorn und will an das erste Fenster treten).

Hillern (vorstürzend). Ich bitte um Vergebung.

Krause (hält ihm das Hörrohr hin).

Hillern (in dieses sprechend). Das Fenster ist belegt. Der Herr muß hier zeichnen und darf nicht gestört werden.

Krause (nach hinten gehend). Ist das eine Chicanirerei! Ich gehe in's Nebenzimmer. (Im Abgehen nimmt er vom Theebrett Johanns einige Gläser, die er austrinkt, ebenso vom Theebrett des servierenden Dienstmädchens.) Diese Chicanirerei! (Ab.)

Hillern. Der erste Sturm wäre glücklich abgeschlagen. (Für sich, vorgänglich.) Und während er zeichnet, werde ich mit Gabriele sprechen. Das ist die beste Gelegenheit! (Besorgt um Reinick). Möchten Sie nicht ein wenig frühstücken, um sich erst zur Arbeit zu stärken? Vielleicht ein . . . illustriertes Brödchen?

Gabriele. Der Vorschlag sieht Ihnen ähnlich, Herr von Hillern.

Reinick (Hillern die Hand drückend). Sie sind ein wahrer Menschenfreund. Ehrlich gestanden, liebes Fräulein, dieser geniale Gedanke beschäftigt mich schon seit einer Viertelstunde. Die ganze Nacht durchgefahren: ich fühle ein großes Nichts in meinem Innern.

Gabriele (lächelnd). Vielleicht etwas Baisertorte oder Pumpernickel mit Schlagsahne?

Reinick (mit süßsauerem Lächeln). Etwas Kompaktes wäre mir, offen gesagt, lieber.

Gabriele. Der Koch hat mich im Stich gelassen, und . . .

Reinick. Nun gleichviel, so versüßen Sie mir die bittre Pille mit einem Glase Cognac oder Rotwein.

Gabriele. Ich werde sehen, was sich thun läßt. (Während sie den kleinen Tisch serviert und Reinick die Stühle hinstellt.)

Bernsdorf (hinten). Jetzt kommen sie! (Allgemeine Bewegung an den Fenstern.)

Frau Krause. Lächerlich. Eine leere Hofequipage. (Sie kommt etwas nach vorn.)

Gabriele. Tante Krause! Möchtest Du nicht an diesem Fenster (auf das zweite Fenster zeigend) Platz nehmen? Die Aussicht so prächtig, wie die Gesellschaft liebenswürdig. (Vorstellend.) Meine Tante, Frau Justizrätin Krause, Herr von Hillern.

Frau Krause (mit einem sehr großen Opernglas in der Hand tritt an das zweite Fenster).

Hillern (für sich). Fatale Störung! Statt der Nichte die Tante? Schlechter Tausch!

Gabriele (für sich). So, nun kann die Anklamer Tante auch einmal etwas Authentisches über Heliogravure und Xylographie und das Verfahren Meisenbach erfahren. Und Sie, Herr von Hillern, kamen hierher, um mich zu werben, das soll Ihnen heute nicht leicht gelingen. (Sie tritt an den Tisch zu Reinick.)

Hillern. Gnädige Frau haben da ein ungewöhnlich großes und schweres Opernglas.

Frau Krause. Ein Erbstück von meinem seligen Vater. Wir haben im Stadttheater in Anclam eigentlich Plätze im ersten Rang, aber mein Mann erlaubt mir nur, in's Parquet zu gehen. Er fürchtet immer, daß ich das Glas einmal fallen lasse und dann das größte Unglück anrichte.

Gabriele (zu Reinick). Nun, wie schmeckt's?

Reinick. Prachtvoll: die schönste Baisertorte meines Lebens. Das hätte ich mir heute Nacht im Schlafcoupé auch nicht träumen lassen, daß ich um neun Uhr morgens . . . Baisertorte in Ihrer Gesellschaft essen werde.

(Während er ißt, hört man aus dem Nebenzimmer sehr deutlich Krause's Stimme: „Ich muß doch bitten, nicht zu drängeln." Lüders verschwindet in dieser Richtung; Reinick und Gabriele lachen.)

Hillern. . . . denn die Heliogravure, verehrte Frau, und die Photographie . . . (er spricht weiter).

Gabriele. Das gönne ich der Tante.

Bernsdorf (von hinten auf das erste Fenster zukommend). Wenn die Herrschaften erlauben, nehme ich hier noch Platz.

Hillern (vorstürzend). Bitte um Verzeihung, das Fenster ist reserviert.

Bernsdorf. Pardon! (Er geht nach hinten.)

(Eine Stimme aus dem Publikum: „Hurrah! Moltke!")

(Lebhafte Bewegung an den Fenstern. Lüders wieder herein, ein Herr nimmt sich einen Polstersessel und stellt sich daraus.)

Lüders (zu Johann). Johann, holen Sie ein paar Küchenstühle herein, sonst kann ich morgen mein ganzes Mobiliar neu beziehen lassen. (Johann ab.)

Hillern (zu Reinick und Gabriele tretend). Das ist recht, Sie haben sich's bequem gemacht. Aber dann auch schnell auf Ihren Posten, sonst versäumen Sie die ganze Herrlichkeit. Der Hof, die Minister, die Generäle sind schon nach dem Bahnhof gefahren. Die Offiziere kommandieren, die Schuljugend raisonnieren, die Herren schimpfen, Mütter weinen, Kinder irren: Alles in vorgeschriebener Ordnung. Jetzt kann es nicht mehr lange dauern, bis der Zug vorüberrollt.

Reinick. Im Augenblick, Herr von Hillern. Rafael hat vermutlich auch nicht hungrig die Sixtinische gemalt.

Digitized by Google

Hillern (zu Frau Krause gehend). Ich verlasse mich ganz auf Sie, bester Reinick.

Reinick (tritt mit Gabriele an's Fenster). Woher kennen Sie denn Herrn von Hillern so genau? Er thut ja hier, wie zu Hause.

Gabriele. Unsere Badebekanntschaft von diesem Jahre aus Norderney.

Reinick. Ich war vor einem Jahre in Gastein, der Herr in diesem Sommer an der See, also . . . mein Nachfolger!

Gabriele. Und doch ein großer Unterschied.

Reinick. Wie so?

Gabriele. In Norderney ging Papa mit Herrn von Hillern spazieren und ich war dabei.

Reinick. Und in Gastein?

Gabriele. Da ging ich mit Ihnen spazieren und Papa war dabei.

Reinick. Ach, wie liebenswürdig! (Er küßt ihr die Hand.) (Ein Gast kommt von hinten nach vorn und will an das erste Fenster.)

Hillern (hält ihn zurück; der Gast entfernt sich wieder). Nun, Verehrtester, vertheidige ich den Posten gut? Schon fleißig bei der Arbeit?

Reinick. Nur diese ewigen Belästigungen fremder Menschen sind so störend. Man kommt ja gar nicht zur Sammlung.

Hillern. Da muß Abhilfe geschaffen werden. Verehrtes Fräulein, haben Sie vielleicht einen Wandschirm oder Aehnliches, um Herrn Reinick den Blicken neugieriger Zuschauer zu entziehen? (Er steht sich um.) Ah, vortrefflich! Wenn's erlaubt ist. (Er hebt den Wandschirm vom Ofen und stellt ihn so, daß er eine halbe Nische vor dem ersten Fenster bildet; vergnügt.) So, nun geht's und . . .

Gabriele. Ich sehe schon die strafenden Blicke des Herrn von Hillern, der fürchtet, daß ich Sie von der Arbeit abhalte und verschwinde.

Hillern (lächelnd). Sie haben, verehrtes Fräulein, meine Gedanken errathen. Vielleicht nehmen Sie hier am zweiten Fenster mit Platz? Denn ich befürchte wohl nicht grundlos, daß der Künstler hinter dem Freunde zurücktreten würde und der natürliche Austausch der Erinnerungen an den Gasteiner Sommer Herrn Reinick von der mir so wichtigen Arbeit abhalten wird.

Reinick. Im Gegentheil, Verehrtester, ich arbeite niemals schneller als wenn ich mich gut unterhalte.

Gabriele (scheinbar etwas pikirt). Nein, nein, Herr Reinick, ich will mir nicht die Ungnade des Herrn von Hillern zuziehen.

Hillern. Aber, gnädiges Fräulein, ich . . . bitte dringend, mich nicht mißzuverstehen.

Gabriele (wendet sich zum Gehen).

Hillern. Ich habe Sie erzürnt? Darf ich auch dann nicht auf Verzeihung hoffen, wenn ich Sie bitte, dringend bitte, Herrn Reinick bei seiner Arbeit mit Ihrem feinfühligen Urteil und guten Geschmack zu unterstützen? Seien Sie doch nicht so unerbittlich, gnädiges Fräulein!

Reinick (komisch wiederholend). Ja, seien Sie doch nicht so unerbittlich, gnädiges Fräulein!

Gabriele (lachend). Nun, den vereinten Bitten der Herren will ich nicht widerstehen.

Hillern (vergnügt zu Reinick). Sind Sie jetzt in der rechten Stimmung?

Reinick. Besten Dank, Verehrtester. (Beziehungsvoll.) Bequemer konnten Sie es mir wirklich nicht machen.

Hillern. Gott sei Dank! (Sich die Hände reibend.) Das habe ich großartig arrangirt. Nun werde ich aber erst nachher mit Gabrielen sprechen können. (Geht zu Frau Krause an das durch den Schirm verdeckte zweite Fenster.)

Reinick (mit Gabrielen am ersten Fenster). Ich bedaure heute nur Ihren armen Papa. Seien Sie versichert, liebes Fräulein, viele Umstände mache ich Ihnen nicht. Nur dieses bescheidene Plätzchen auf wenige Stunden und heute Abend bin ich wieder fort.

Gabriele. So schnell?

Reinick. Ja, so bald als möglich.

Gabriele. Und was haben Sie denn gethan in den letzten anderthalb Jahren?

Reinick (das Zeichenbuch in der Hand haltend). Ich habe . . . an Sie gedacht.

Gabriele. War das Ihre einzige Beschäftigung?

Reinick (fortfahrend). . . . und habe gearbeitet, um nicht mehr denken zu müssen.

Gabriele. Ja, gearbeitet haben Sie. Im vergangenen Winter waren Sie am Nil, im Frühjahr in Spanien, dann in den baierischen Bergen und zuletzt in Italien. Sie sehen, ich bin orientiert.

Reinick. Aber, mein Fräulein, das ist ja ein förmlicher Steckbrief. Woher wissen Sie denn das alles?

Gabriele. Aus den illustrierten Zeitungen unseres Fenstern achbarn. Ach ja, man muß Ihnen ja gratulieren zu der großen goldenen Medaille, welche Sie für Ihre „Madonna" auf der Kunstausstellung erhielten. Sie sind ja ein berühmter Mann geworden.

Reinick. Ja, der Stoff, der meiner Begabung recht fern lag, ist mir besonders gelungen. Er entstand auch in einer besonderen Stimmung.

Hillern (wendet sich zu einem Herrn, der von hinten nach vorn geht, um an das erste Fenster zu kommen; leise). Pst! Ich bitte nicht zu stören! (Der Herr wieder nach hinten).

Gabriele. Ich gratuliere Ihnen und sollte Ihnen sehr böse sein. Warum mußten Sie Ihrer „Madonna" auch gerade meine Züge geben? Das war nicht zartfühlend, Herr Reinick.

Reinick. Vergeben Sie mir. Aber ich that es ganz unbewußt. Ich verbesserte immer wieder an dem Bilde, und je besser es wurde, desto ähnlicher wurde es Ihnen. Wir Malersleute können mit

Digitized by Google

einer Variante sagen: „Wessen das Herz voll ist, davon fließt der Pinsel über!“

Gabriele. Wollen Sie jetzt nicht mit der Skizzierung beginnen?

Reinick (ernst). Ja, ich habe mich kopfüber in die Arbeit gestürzt, um all die schöne Zeit, die wir damals im Gebirge verlebten, zu vergessen. Denn verzeihen Sie mir den banalen Ausdruck, es war wirklich die schönste Zeit meines Lebens.

Hillern's (Kopf wird über dem Schirm sichtbar). Nun, geht's jetzt besser?

Reinick. Vortrefflich, Herr von Hillern, ich habe soeben das Werk begonnen.

Hillern. Bravo! Bravo! (Sein Kopf verschwindet wieder.)

Gabriele. Johann!

Johann. Gnädiges Fräulein!

Gabriele. Bringen Sie den Champagner hierher. (Zu Reinick). Ich muß Ihnen doch Ihre trüben Gedanken verscheuchen und unser Wiedersehen feiern.

Johann (mit dem Champagner und zwei Gläsern an den kleinen Tisch). Gnädiges Fräulein!

Gabriele. Was giebt's denn?

Johann (leise). Der Koch hat nichts geschickt und wir haben jetzt nichts mehr zu essen da. Der Herr Justizrat aus Anklam hat alle belegten Brödchen aufgegessen und auch die halbe Baiserforte zu sechs Mark von Kranzler. (Er wendet sich zum Gehen.)

Gabriele (aufstehend). Auf gute Freundschaft.

Reinick (langsam). Auf gute Freundschaft.

Johann (abgehend). Mit dem Einen soll sie sich verloben und mit dem Anderen trinkt sie Champagner? (Ab.)

Lüders (hinten). Der Vortrab biegt jetzt in's Brandenburger Thor ein.

Bernsdorf. Die Kürassiere sehen doch ganz brillant aus.

Gabriele (aufstehend). Aber hier am Tisch können Sie doch unmöglich die Braut sehen. Und dann wäre der Zweck dieser Stunde ganz verfehlt gewesen.

Reinick (mit ihr an's Fenster tretend). Verfehlt? Ich will es Ihnen nur gestehen, meine Reise hatte gar keinen anderen Zweck, als Sie wiederzusehen.

Gabriele. Sie hatten es uns längst versprochen, nach Berlin zu kommen. Warum thaten Sie es nicht?

Reinick. Weil ich Sie floh, weil ich die Qualen nicht erneuern, nicht vergrößern wollte. Aber plötzlich erwachte die Sehnsucht, Sie wiederzusehen, doch mächtiger, als je, in mir. Ja, ja, ich hörte mein Herz doch sehr viel lebhafter schlagen, als ich nach langer Zeit endlich einmal wieder den Klang Ihrer Stimme vernahm. (Innig.) Ich glaube, das war . . . die Freude! (Sie will gehen.) O, gönnen Sie mir doch das jahrelang entbehrte Glück, mit Ihnen ein paar Worte plaudern zu können. Die Bilder für die illustrierte Zeitung mache ich noch heute Abend.

Gabriele. Im Eisenbahncoupé?

Reinick. Solche Einzüge gleichen sich ja doch immer. Die Lokalität ist die Hauptsache und die kenne ich zur Genüge. Da zeichnet man denn den sechsspännigen Galawagen mit der holdselig lächelnden Braut und Vorreiter und Militär und Häuser mit wehenden Fahnen, auf den Tribünen schwenken die Herren die Hüte, die Damen die Taschentücher; darunter druckt man: „nach der Natur aufgenommen von unserem Spezial-Artisten“, und die guten Leser in der Provinz, die nicht dabei waren, schwören auf die Echtheit des Bildes. Ich besitze genug Fantasie. (Ernst.) Sie hat mir sogar schon einmal einen bösen Streich gespielt. Ich hatte mir auch einst ein festliches Bild entworfen, das der Wirklichkeit nicht entsprach, und habe daran geglaubt, wie die Leser in der Provinz.

Hillern (zu Frau Krause). Gnädige Frau, lassen Sie um Gotteswillen nicht Ihr Opernglas fallen. Sie sind nicht im Parquet des Stadttheaters zu Anklam.

Gabriele (verlegen, beschäftigt sich mit dem auf dem kleinen Tische stehenden Bouquet).

Reinick (sie ansehend, plötzlich). Potz Tausend, sind das schöne Blumen.

Gabriele. Ich bitte Sie, sprechen Sie doch leiser.

Reinick (leicht). Ei, ei! Wohl von einem Verehrer? Vielleicht gar vom zweiten Fenster? . . . (gedehnt) von Herrn von Hillern?

Gabriele (zuckt). Ja.

Reinick (sie prüfend ansehend). Rosen und . . . auch Myrten? Blumen sprechen meist eine beredte Sprache . . . die Sprache der . . . Liebe!

(Musik ertönt in der Ferne).

Gabriele (ernst). Ich glaube, Ihre Gedanken zu erraten.

Reinick (schnell). So bedeutet dieser Strauß eine Werbung?

Gabriele. Ja.

Reinick (an den Tisch tretend). Gestatten Sie mir noch ein Glas Champagner, mir ist die Kehle plötzlich wie zugeschnürt. (Er gießt ein und stürzt den Inhalt des Glases herunter.)

Gabriele (für sich, selig). Er liebt mich noch!

Reinick. Und nun erlauben Sie mir wohl, mein Fräulein, dort auf den Balkon zu gehen. Den Platz an diesem Fenster will ich Bevorzugteren einräumen. Man kann sich doch nicht immer auf seine Fantasie verlassen. (Er will gehen.)

Gabriele. Die Ihnen in diesem Augenblick wieder einen bösen Streich spielt. Nein, bleiben Sie, Herr Reinick. (Sie treten an das Fenster; während des Folgenden ertönt festliche Musik, bald leiser, bald stärker.) Ich entsinne mich noch sehr deutlich, als Sie mir in Gastein in Ihrer drolligen Weise schilderten, wie Sie mir ein Mal

Digitized by Google

auf meiner Hochzeitsreise am Arme eines schönen Mannes begegnen würden. Ich verneinte und sagte Ihnen, daß ich noch gar nicht an's Heiraten dächte. Wie Sie sehen, bin ich meinem Vorsatz bisher treu geblieben.

Hillern's (Kopf über dem Schirm sichtbar). Geht's vorwärts?

Reinick. Wir sind . . . ich bin im besten Zuge.

Hillern (verschwindet).

Reinick. Es war an jenem Sommernachmittage, als wir Drei, Ihr Vater, Sie und ich, wie alltäglich unseren Spaziergang gemacht hatten, und Ihr Papa, am Ziele angelangt, nach der ungewohnten Anstrengung ein wenig einnickte. Ja, wissen Sie es noch? Da standen wir auch an einem Fenster. Ein kleines Bauernhaus, aber weder wehende Fahnen, noch geputzte Menschen, nicht einmal Schutzleute. Nur die Natur in ihrer erhabenen majestätischen Einsamkeit. Rings um uns her die Berge, die grünen Matten und (Glockengeläute) grade wie in diesem Augenblicke, drang zu uns das Geläuten von dem Kirchlein im Thal. Ja, wissen Sie es noch, als sich da Alles, was ich für Sie empfand, mir über die Lippen drängte, als ich es zum ersten Male wagte, Sie „Gabriele" zu nennen und als ich, überwältigt von all' dem Liebreiz Ihrer Seele und Ihres Geistes Ihnen sagte, daß ich . . . Sie liebe? Wissen Sie es noch?

Gabriele. Es war am 19. August. Sie gaben mir eine Alpenrose, die Sie am Wege fanden.

Reinick. Und die nun verwelkt und verdorrt ist.

Gabriele (leise). Ich habe sie noch.

Reinick. Da sprachen Sie mein Todesurteil.

(Glockenläuten, Musik, entfernte Hochrufe.)

Bernsdorf. Jetzt übergiebt Fräulein Martin der Braut den Kranz der Stadt. Aber es ist noch zu entfernt, man kann nichts deutlich unterscheiden.

Reinick. Sie sahen mich lange an und ich glaubte, aus diesem Blick Glückseligkeit lesen zu dürfen. Ich armer Thor! Ich weiß noch genau Ihre Worte; ja, solche Worte vergißt man nicht. „Lassen Sie mir noch meine Freiheit; ich bin ja noch zu jung, lassen Sie mich erst das Leben mit seinem Glanz und seinen Freuden kennen lernen, lassen Sie mich noch bei meinem guten Vater, der allein steht und dem ich Alles bin!" Und da ich Sie fieberud anflehte: „Und dann, und dann?", da hörte ich ganz leise das eine Wörtchen: „Vielleicht." (erstaunschallend.) Und an dieses „Vielleicht" habe ich mich geklammert, dieses „Vielleicht" hat mich angespornt zu unermüdlichem Schaffen, es hat mich begleitet durch alle Weltteile und wenn es mir gelang, mir einen Namen zu erringen, den man mit Achtung nennt, so danke ich das nur Ihnen, mein liebes Fräulein, und diesem Wörtchen: „Vielleicht!" (Er faßt ihr sehr bewegt die Hand.) Sie schweigen? Mein Todesurteil wird bestätigt!

Frau Krause. Ach bitte, Herr von Hillern, holen Sie mir doch meinen Mantel, es wird mir hier doch zu kühl.

Hillern. Mit Vergnügen! (Ab.)

Gabriele. Ich habe Ihnen damals nicht die Unwahrheit gesagt, Herr Reinick. Der Wunsch nach Freiheit war in mir so mächtig, der Gedanke meinen Willen einem Anderen unterzuordnen, mir noch so fremd, die Sehnsucht, meinem Vater sein einsames Alter zu verschönen, so stark in mir, daß . . . (sie stockt)

Bernsdorf (hinten). Die Uniformen der fremden Offiziere . . . grandios . . . brillant.

Gabriele. Und ich habe in dieser Zeit, die zwischen damals und heute liegt, in der erlebnen Freiheit gelebt und habe gefunden, daß es doch recht nichtig um Glanz und Freuden des Lebens bestellt ist und daß man nur glücklich sein kann, wenn man glücklich macht. Meines Vaters Herzenswunsch ist es, daß ich heirate. Ich habe oft „Nein" sagen müssen, aber als er heute Morgen wieder in mich drang, habe ich mir gelobt, seinen Wunsch zu erfüllen.

Reinick (mit Eifer). Noch heut?

Gabriele (bedeutungsvoll). Noch heut!

Reinick (bittet). Ah, deswegen die Besorgnis des Herrn von Hillern, wir könnten unsere „Gasteiner Erinnerungen austauschen" und deswegen Ihre Bereitwilligkeit, seinem Wunsche zu willfahren! Dann darf ich wohl Ihnen und Ihrem Herrn Vater und (Hillern kommt mit dem Mantel zurück) . . . jenem Herrn meine Glückwünsche darbringen. Aber ich hätte es hübscher von Ihnen gefunden, mein Fräulein, wenn Sie noch einen Tag gewartet und Ihre Verlobung gefeiert hätten, wenn ich wieder über alle Berge bin.

Gabriele. Das können Sie beim besten Willen nicht verlangen; bei meiner Verlobung müssen Sie dabei sein.

Reinick. Sie fordern Unmögliches von mir.

Gabriele. Sie versprachen mir einmal, mir jeden Dienst zu leisten, den ich von Ihnen fordern würde und wollen mir den ersten und letzten Freundschaftsdienst weigern? . . . Und da! (Sie nimmt eine Rose von ihrer Brust und giebt sie ihm.) Nehmen Sie diese Rose als Dank für jene Alpenblume, und zur Erinnerung an die böse Stunde von damals und diese . . . schöne von heute.

Reinick. Ich danke Ihnen für das Almosen. (Er nimmt die Rose.)

Frau Krause (schreit laut). Ah!

Hillern. Um Himmelswillen, gnädige Frau, was machen Sie denn?

Lüders. Was giebt's?

Hillern. Die Frau Justizrat hat, als ich ihr in

Digitized by Google

den Mantel helfen wollte, ihr Opernglas hinunterfallen laſſen. Es muß gerade einem der Vereinsmitglieder, die hier unten ſtehen, auf den Kopf gefallen ſein.

Lüders. Nur ſchnell vom Fenſter weg, ſonſt gibt's noch die größten Unannehmlichkeiten. (Mit Frau Krauſe nach hinten.)

Hillern's (Kopf über dem Schirm ſichtbar). Bald fertig?

Reinick. Ich muß doch erſt die Braut ſehen.

Hillern. Ihr Wunſch wird im Augenblick erfüllt ſein. (Ab nach hinten.)

Bernsdorf. Sie kommen, Sie kommen! (Allgemeine Bewegung an den Fenſtern; eine Dame ſchreit: „Wo habe ich denn mein Taſchentuch?“)

Reinick (indem er ſich zum Gehen wendet). Und, nun leben Sie wohl, gnädiges Fräulein, werden Sie glücklich und machen ſie glücklich! Wo kann ich denn unbeobachtet verſchwinden?

Gabriele (leiſe mit geſenkten Augen). Und werden Sie auch reiſen, Herr Reinick, wenn ich das Todesurteil vernichte und Sie begnadige . . . zu lebenslänglicher Verbannung (indem ſie ſich abwendet) . . . mit mir?

(Hochrufe, Muſik.)

Reinick (das Zeichenbuch, das er noch immer in der Hand hielt, hinwerfend). Thränne ich, wache ich? Bin ich es denn wirklich? Ach Gott, mir ſchwirrt ja Alles vor den Augen . . . Gabriele . . . Sie . . . Sie wollten? . . .

Gabriele (ihm ſelig zulächelnd). Nicht mehr „Vielleicht“ . . . (leiſe) Ja . . . (etwas ſtärker) Ja . . . (jubelnd) Ja!

Reinick. Gabriele, ſüßes holdes Kind! Und all' dieſe Luftſchlöſſer ſo hoch, ſo himmlich ſchön?

Gabriele (voll Innigkeit). . . . ſollen Wahrheit werden. Denn, ich will es Ihnen nur geſtehen, ich habe Sie geliebt vom erſten Augenblick, da ich Sie ſah!

Reinick (indem er ſie umarmt). Und ich will Dich lieben bis zum letzten Augenblick meines Lebens! (Er küßt ſie ſtürmiſch, ſie ſehen ſich verklärt in die Augen; brauſende, ſchmetternde Muſik, Hochrufe, Glockengeläute, Kanonendonner; an den Fenſtern ſchreit Alles „Hurrah“ und weht mit den Tüchern.)

Hillern. Jetzt noch wenige Sekunden, meine Herrſchaften, dann können Sie das Brautpaar ſehen.

Reinick (vorn am Fenſter, Arm in Arm mit Gabrielen). Das könnten Sie ſchon jetzt!

(Man hört von der rechten zweiten Thür eine ſehr erregte Stimme: „Hier muß es geweſen ſein“.)

Oertel (in altmodiſchem Frack, mit einer Vereinsſchärpe und einer geplatzten Trommel, ſehr laut).

Ja wohl, hier von dieſen Fenſtern aus!

Frau Krauſe. Allmächtiger Gott! Der Mann mit dem Opernglaſe!

(Alle Gäſte wenden ſich nach und nach, von dem Lärm angezogen, von den Fenſtern fort und ſcharen ſich um die Mittelgruppe.)

Oertel (die Geſellſchaft muſternd, plötzlich auf Hillern und Frau Krauſe weiſend). Hier, dieſer Herr und dieſe alte Frau waren es. Ich erkenne ſie ganz genau. (Die Hochrufe werden nach und nach immer ſchwächer und die Muſik verſtummt ganz.)

Hillern (höflich). Erlauben Sie, mein Herr . . .

Oertel (heftig). Nein, erlauben Sie!

Lüders. Entſchuldigen Sie, wer ſind Sie denn?

Oertel (grob). Oertel, Vereinstrommler!

Lüders. Seien Sie ſo freundlich und dämpfen Sie Ihr Organ.

Oertel. Mit Ihnen habe ich garnichts zu thun.

Lüders. Ich bin der Wirt!

Oertel. Mir gleichgültig. (Auf Hillern und Frau Krauſe deutend.) Sie haben das Muſtrum heruntergeworfen. Mein Trommelfell iſt mir geplatzt.

Hillern (mitleid). Dann gehen Sie zum Ohrenarzt!

Oertel (auf der geplatzten Trommel das Opernglas hervorhebend). Dafür werden Sie beide büßen.

Frau Krauſe. Zu Hilfe, Krauſe! Krauſe! Man inſultiert Dein Weib!

Johann. Der Herr Juſtizrat ſchlafen ſchon ſeit einer Stunde im Nebenzimmer.

Oertel. Sie müſſen mit mir und der alten Trommel auf die Wache!

Frau Krauſe. Ich ſterbe!

Bernsdorf (vergnügt). Famoſer Kerl!

Hillern. So ſchreien Sie doch nicht ſo! Die gnädige Frau iſt ja bereit, Ihnen Ihren Schaden zu erſetzen.

Frau Krauſe. Fällt mir garnicht ein. Das iſt Ihre Sache! Hätten Sie mir den Mantel geſchickt angezogen, wäre das Unglück garnicht paſſiert.

Bernsdorf. Ne angenehme Dame!

Oertel. Der Schaden iſt garnicht zu erſetzen. Das iſt unſere Vereinstrommel, die war ſchon in den Freiheitskriegen mit. Ich hole jetzt einen berittenen Schutzmann und dann komme ich mit dem hierher. (Ab zweite Thür rechts).

Lüders. Das wird ſich ſchon alles finden. Nur Ruhe, Ruhe, meine Herrſchaften.

Bernsdorf (nach den Fenſtern zu ſpähend). Was iſt denn das für eine nutheimliche Stille da unten? (Die Gäſte eilen an die Fenſter.) Ich bitte, das war mein Platz. (Laut.) Donnerwetter, das iſt ſtark.

Lüders. Was giebts denn nun ſchon wieder?

Bernsdorf (grob). Nichts giebts! Der Wagen mit der Prinzeſſin-Braut iſt ſchon vorbei! (Allgemeine Rufe des Bedauerns und der Entrüſtung.) Sehen Sie, jetzt iſt er unten an der Wilhelmſtraße! Und da ſtiert man hier drei Stunden in dieſer Kälte und hat die Hauptſache nicht geſehen. (Wütend). Kreuzſchockſchwerenot!

Frau Krauſe. Wo iſt denn mein Mann, mein Mann? (Ab zweite Thür. Unter lebhafter Diskuſſion verſchwinden die Gäſte nach rechts.)

Lüders. Gabriele, Gabi, wo biſt Du denn?

Hillern. Ich beſchwöre Sie, Herr Kommerzienrat, ſtören Sie Herrn Reinick nicht. Er zeichnet ja.

Lüders (vorkommend und hinter dem Schirm die Beiden ſehend,

Digitized by Google

die sich umschlungen hatten und sich küssen). Ja, zum Donnerwetter, nennen Sie das „Zeichnen"? Herr!

Hillern's (Kopf über dem Schirm sichtbar). Hm? Was ist denn das?

Reinick. Paß mal auf, mein Schatz, jetzt werde ich großartig. Verehrtes Fräulein, darf ich Ihnen in diesem würdigen Manne meinen Schwiegervater vorstellen?

Lüders. Ja, zum Kuckuck, das ist ja eine ganz neue Form, um die Tochter zu werben.

Gabriele (sich an ihn schmiegend). Du, Papa, das ist der Rechte!

Lüders (wütend). Ja, das ist mir gerade der Rechte! Sie sind ja ein ganz pflichtvergessener Mensch! Sie sollen zeichnen und dann verloben Sie sich hier?

Hillern. Sehr richtig!

Reinick. Verzeihen Sie, Herr Kommerzienrat, ich hielt das wirklich für das Wichtigere.

Gabriele (bittend). Ach Vater, lieber Vater!

Lüders. Das ist ja eine förmliche Überrumpelung.

Reinick. Herr Kommerzienrat, einmal müssen Sie ja doch Schwiegervater werden. Thun Sie mir doch den kleinen Gefallen und werden Sie mein Schwiegervater! (Zu Hillern.) Und Ihnen, Verehrtester, tausend Dank für den . . . Schirm, den Sie uns gewährt.

Hillern (verblüfft). Für was?

Reinick. Ohne Ihre Beihülfe wäre es nicht so schnell geglückt.

Hillern (für sich). Da habe ich eine schöne Dummheit gemacht.

Reinick. Sie riefen mich herauf!

Gabriele. Sie baten mich selbst, Herrn Reinick Gesellschaft zu leisten!

Reinick. Sie sorgten dafür, daß wir nicht gestört wurden!

Gabriele. Sie sind ein treuer Freund!

Reinick und **Gabriele.** (mit ausgestreckten Händen ihm entgegentretend; gleichzeitig). Wir danken Ihnen!

Lüders (leise, schnell zu Hillern). Machen sie gute Miene zum bösen Spiel; sie hätte Sie so wie so nicht genommen.

Hillern (fein). Ich sehe, ich bin überlistet. Meine herzlichsten Glückwünsche! Und mein Bild? (Er hebt das Zeichenheft vom Boden.) Ja, Sie Unglücksmensch, Sie haben ja nicht einen einzigen Strich gezeichnet.

Reinick. Ich verspreche Ihnen feierlich, Sie sollen bis morgen früh Ihre Skizze haben.

Hillern (abgehend). Das Honorar war mir doch ein wenig zu theuer. (Verbeugt sich, ohne Affektation, liebenswürdig. zweite Thür ab.)

Johann. Herr Kommerzienrat, Frau Justizrat Krause will sofort abreisen.

Lüders (wütend umherlaufend). Vergnügtes Anklam! Und der Herr Justizrat?

Johann. Soeben aufgewacht! Ist noch im Nebenzimmer. (Johann ab.)

Lüders (vor Reinick und Gabrielen stehen bleibend). Und was mache ich nun mit diesem saubern Paar?

Gabriele (mit erhobenen Händen). Vater!

Reinick (gleichfalls). Schwiegervater!

Lüders. Sie . . . Sie Räuber meines Kindes, Sie . . . schrecklicher Mensch . . . Sie . . . Sie . . . Sie lieber, lieber Kerl! (Er umarmt ihn; er fällt erschöpft in einen Sessel.) Luft! Luft! An den Tag werde ich denken! Verlobung, Verhaftung, mir schwirrt der Kopf! Johann! Johann!

Johann. (zweite Thür links). Sie wünschen?

Lüders. Den Schreibtisch vom Boden herunter und das Sopha vom Keller herauf.

Johann. Umgekehrt, Herr Kommerzienrat! Der Koch ist soeben mit dem kalten Buffet angekommen.

Lüders. Herein damit! Nun wollen wir mal endlich gemütlich frühstücken. (Reinick und Gabriele umarmen sich.)

Oertel (zurück mit Krause). Einen Schutzmann habe ich natürlich nicht gefunden. Aber ich lasse es mir doch nicht gefallen.

Lüders. Zum Donnerwetter! jetzt möchte ich aber endlich mal meine Ruhe haben. Bringt der Kerl den berittenen Schutzmann am Ende mit herauf?

Krause (das Hörrohr ansetzend). Worüber beschweren Sie sich denn eigentlich?

Oertel (ihm in das Rohr schreiend). Schenken Sie mir mal jetzt Gehör!

Krause (ihn verdutzt ansehend). Ich soll Ihnen Gehör schenken? (Reinick, Gabriele, Lüders lachen.) Ich glaube, der Mensch ist verrückt!

Oertel (wieder in das Rohr). Mein Trommelfell ist mir geplatzt!

Krause (ihm auf die Schultee klopfend, beruhigend). Mir auch! (Zu Lüders.) Ich war dadrin ein wenig eingenickt. Wo ist denn eigentlich die Prinzessin-Braut!

Reinick (ihm in das Rohr schreiend, auf Gabriele weisend). Hier, Herr Justizrat!

(Während Johann und das Dienstmädchen mit reichbesetzten Theebretter hereinkommen,

fällt der Vorhang).

Digitized by Google

Eingeregnet.

Leiſer Regenſchauer
Klopft auf's Schindeldach.
Klopft die ſtille Trauer
In der Seele wach.

Zieht an mir vorüber
All mein Leid und Glück,
Und was lang hinüber,
Heute kommts zurück.

Aber Luſt — verſchönet,
Leid — in Luſt gekehrt,
Alles ſo verſöhnet,
Alles ſo verklärt.

Leiſe klopft der Regen
Auf das Schindeldach,
Klopft aus meinen Wegen
Lauter Blumen wach.

Franz Herold.

Gottes Sonne, Gottes Gnade.

Durch die Flur in Frühlingswonne
Ging ich einſam meine Pfade:
Ewig treu iſt Gottes Sonne,
Ewig treu iſt ſeine Gnade.

Was wir Schweres auch verſchuldet,
Seinen Frühling ſchickt er wieder;
Lächelnd hat er uns geduldet,
Lächelnd blickt er auf uns nieder.

Was im Lenz wir treu gelobten,
Wird des Sommers Glut verzehren,

Und den ſtummen Blick nach oben
Wird des Winters Grau uns wehren.

Ewig irren die Gedanken,
Kein iſt keine Erdenfreude:
Menſchenkind in Erdenſchranken
Halte Haus in Glück und Leide.

Und ſo lang die Erde findet
Hoch im Weltraum ihre Pfade,
Eins nur weiß ich, das nicht ſchwindet:
Gottes Sonne, Gottes Gnade.

Heinrich Löbner.

Zigeunerlager.

Sommermorgen. — Leicht des Kornfelds
Tau'ge Ähren ſtreift die Wachtel.
Wolfsmilch, Münz und Nießwurz hauchen
Schwere Düfte durch das Feld.

Blanker Tau perlt in dem Riedgras,
Koßgewieher grüßt den Morgen;
Um das morſche Lumpenwäglein
Lagert die Zigeunerbrut.

Rote Tücher ſchimmern brennend
Auf den braunen Mädchenköpfen;
Morgenwind, der Schelm, ſpielt neckiſch
In zerzauſtem, ſtraffem Haar.

Kräuſelnd ſteigen in dem Frührot
Blaue Wölkchen auf zum Himmel;

Dumpfe Klänge ſchweben leiſe
Durch den ſüßen Morgenduft.

Schaukelnd ob dem Reiſigfeuer,
Hängt und brodelt ſtill der Keſſel;
Schlägt der Bub mit ſeinem Stöckchen
Leicht daran, ſo tönt es dumpf.

Schwermutsvoller, ſüßer Singſang
Summt dazu in fremden Lauten;
Gelbe Kukuksblumen ſenden
Milden, feinen Sommerduft.

Blumenhauch der fernen Heimat
Weht mir zu der Sehnſucht Atem,
Taucht mir das Zigeunerlager
Traumhaft aus dem Morgentau.

Maurice von Stern.

Erſte Liebe.

Nie vergeß' ich den Tag, da zuerſt auf flatternden Flügeln
Amor, ein ſaufter Geſell freundlich dem Knaben erſchien;
Keine Pfeile noch führte der Gott im zierlichen Köcher,
Nicht unſägliche Pein ſchoß er ins blutende Herz.
Nein! er trieb ſeinen Spaß mit dem liebeahnenden Jungen,
Nahm ihm den Sinn und Verſtand, daß er ſich ſelber verlor,
Zauberte ihm mit reizender Liſt ein Bild vor die Augen,
Das er ſelber im Traum nie zu verſcheuchen vermocht —
Ach! der ehrliche Knabe, er wollt' es auch gar nicht vertreiben,
Denn das entzückende Bild lachte ſo lieblich ihn an —,
Hallen wollt' er es gern und feſt an den Buſen es drücken,
Doch er verſteckte den Wunſch tief in der innerſten Bruſt,

Digitized by Google

Und die heiligen Lippen, die ihm Orakel nur sprachen,
Rührte sein thörichter Mund niemals aus zagender Furcht —,
Bis ihm endlich das Blut in den Adern zu hitzig gebrodelt,
Bis sein bebender Arm haftig das Mädchen umschlang,
Bis der Mund, der oft die kleineren Schwestern liebkoste,
Jetzt erfuhr, daß ein Kuß selig zu machen versteht!
Heimlich sangen die Vögel aus leise säuselnden Zweigen
Und wir Kinder sahn fragend, verwundert uns an,
Sahn uns lange stumm in die Augen mit lächelnder Wehmut,
Fedor, als fürchtete er etwas, doch wußt' er nicht, was?
Und die Hände gaben wir uns und schieden betroffen,
Denn es schien uns die Welt plötzlich ein Rätsel zu sein,
Als nach Hause ich kam, kroch still ich, verstohlen ins Bette
Und ich fürchtete sehr, daß mich ein anderer sah,
Ja, ich küßte auch nicht zum Nachtgruß Vater und Mutter,
Denn mein brennender Mund, meint' ich, verriete mich bald.
Lange lag ich und sann. Kein Schlaf schloß sanft mir die Lider,
Bunt und lieblich und hell malt' ich die Zukunft mir aus,
Sah mich als werbenden Ritter das zarte Dornröschen erkämpfen,
Sah, wie mit wagender Faust oft ihr Befreier ich war,
Bis der wonnigste Traum in süßer Hoffnung mich wiegte,
Und ihr liebliches Bild sacht, wie ein Sternchen, erlosch.

Karl A. Möncheberg.

Sommerabend.

In rosigen Wolkenkähnen,
In zitternden Blumenthränen
Verglimmender Sonnenglast.
Fern über blauen Hügeln
Flattert auf goldenen Flügeln
Der Tag zur Rast.

Des Sprossers zarte Geige
In flüsterndem Gezweige
Schläfert in Traum den Baum.
Am Himmel Engel wandeln:
Sie zünden, — auf Silberkandeln,
Die Sterne an.

Und auf des Nachthauchs Schwingen
Schweben die Sulphen und singen
Die müde Welt zur Ruh:
Der grauen Sorge leise
Drückt ihre Zauberweise
Die Augen zu.

Das All in des Friedens Hafen! . . .
Nur Liebe mag nicht schlafen,
Nur Liebe rastet nicht.
Nun laß uns Wonne trinken,
Bis löschend die Sterne sinken
Ins Sonnenlicht . . . .

Max Geißler

In der Jugend Stadt.

Ich wandre mit dir Hand in Hand
Durch meiner Jugend alte Stadt,
Und alles nickt mir traut-bekannt,
Wieviel sich auch gewandelt hat.

Ich raune dir mit leisem Mund
Der Kindheit Märchen dabei zu, —
Geheimnisvollstes wird dir kund,
Denn du bist ich und ich bin du.

Durch winklig-enge Gassen trägt
Uns an den Strom hinab der Fuß, —
Begrab'ne erste Liebe regt
Noch einmal sich zu frummem Gruß.

Und hier, wo von verstunk'nem Leid
Noch jeder Stein nur zeugen will,
Umspielt vom Hauch der Jugendzeit,
Blick ich in's Aug dir ernst und still.

Da deine Hand sich warm und weich
Um die meine wieder schmiegt,
Weiß ich erst, wie so hell und reich
Ein neues Leben vor mir liegt.

Ich weiß, daß keine Jugend war
Die Zeit, die sonnenarm vertaun,
Daß jetzt, da mälich bleicht mein Haar,
Mir wahre Jugend erst begann.

Und so, auf uns'rer Wanderschaft
Durch dieser Gassen Labyrinth
Voll heißer Glut, voll junger Kraft
Ein sonnig Träumen mich umspinnt.

Du wirst zu der, die jugendhold
Mir erste Lieb' entzündet hat;
So wandern wir im Abendgold
Durch meiner Jugend alte Stadt.

Konrad Telmann.

Digitized by Google

Die Geſchichte des Erſtlingswerks.

Mein Erſtlingswerk?

Von Ludwig Fulda.

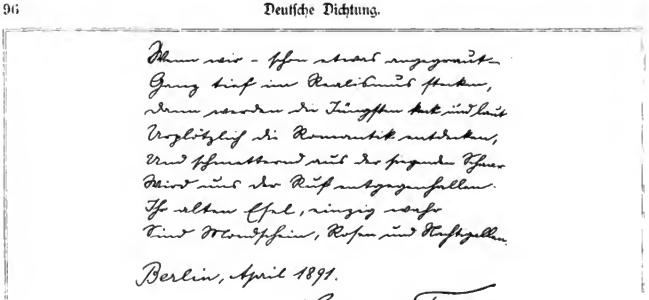
So hat mir noch ſelten das Herz gepocht und die Hand gezittert, als in dieſem verhängnisvollen Augenblick, wo mir nichts Anderes übrig bleibt als die Geſchichte meines Erſtlingswerkes zu ſchreiben. Mein verehrter Freund, der Herausgeber dieſer Zeitſchrift, wird mir bezeugen: ich weiche nur ungern, zögernd und kopfſchüttelnd ſeiner planmäßigen Verführungskunſt. Ich hätte ihm weit lieber ein Dutzend Oden, Hymnen und Canzonen, einen Cyklus von Elegien oder zweihundert Sprüche der Weisheit geliefert, ja ſogar Recenſionen über die dickſten Bücher, die ich wirklich vorher geleſen hätte. Aber er behauptet ſteif und feſt, daß es unter ſeinen Leſern Menſchen gebe, die ſich gerade für dieſes Thema intereſſieren — der unverbeſſerliche Optimiſt. Nun — er iſt ja der verantwortliche Redakteur; mag er zuſehen, wie er auch dies verantworten kann. Mir iſt trotz Alledem recht bedenklich dabei zu Mute.

Ludwig Fulda

Die Geſchichte meines Erſtlingswerkes?? Kaum flügge geworden, ſoll ich ſchon über mich ſelbſt Geſchichte ſchreiben? Die Legion der Selbſtbiographien um eine vollſtändig unberechtigte Nummer vermehren? Ach, ich fühle mich ſo ganz und gar nicht hiſtoriſch geſtimmt! Wie ſoll es mir gelingen, mit ruhigem Blick in die Vergangenheit zu ſchauen, während all meine Wünſche ihr ſehnſüchtiges Antlitz nach der Zukunft hinwenden! Von den tauſend Maſten, mit denen der Jüngling in den Ocean hinausſtrebt, ſind mir zwar ſchon einige abhanden gekommen; aber es blieben noch ſo viele übrig, um fröhlichen Sinnes die Meerfahrt zu wagen. Autobiographien hingegen ſind das gerettete Boot, auf welchem der Jubelgreis ſtill in den Hafen treibt. Zwar könnte man mir das Beiſpiel von manchen meiner noch jüngeren und jüngſten Kollegen vorbildlich anführen, die, nach ihrem eigenen Gebahren zu ſchließen, auf ihrem Denkmal geboren werden und ſchon ihr erſtes Liebeslied und ihre erſte Abhandlung über den Endzweck der Kunſt sub specie aeterni betrachten. Dieſe Sangeshelden, welche das kaum erlangte Zeugnis der Reife durch Zeugniſſe der Unreife in Schatten ſtellen, ſind viel zu abergläubiſch, um etwas Freies, Gerades und Ehrliches zu ſchaffen; denn ſie glauben mit heißer Inbrunſt an ſich ſelbſt und an ihre heilige Dreieinigkeit als Lyriker, Epiker und Dramatiker. Sie ahnen nicht, daß der ſteile Aufſtieg zu den Höhen der Kunſt im Thale des Zweifels beginnt. Die Beneidenswerten! Ach, wie vergnüglich muß es ſein, von dieſem ſtrotzenden Perſönlichkeitsgefühl keinen Augenblick im Stich gelaſſen zu werden. Wie viel weniger Arbeit und nagende Sorge gehört zu der Gepflogenheit, in den Spiegel zu ſehen, als zu dem redlichen Verſuch, ihn ſeiner Zeit vorzuhalten.

Nein — wenn es uns Ernſt iſt mit unſerer ernſten Sache, dann ſollten wir wirklich keine Stunde übrig haben, um an uns zu denken, und erſt recht keine, um von uns zu ſprechen. Und deshalb pocht mir das Herz und zittert mir die Hand, indem ich von mir ſelber ſprechen ſoll,

Digitized by Google



und ich habe ein niederträchtig schlechtes Gewissen. —

Mein Erstlingswerk? Schon türmen sich neue Zweifelsfragen. Ich habe — frei heraus gesagt — gar keine Ahnung, was eigentlich mein Erstlingswerk ist. Mit der früh entwickelten Bosheit, wie sie geborene Verbrechernaturen kennzeichnet, machte ich bereits Verse in jenem zarten Kindesalter, in welchem andere geistreiche Knäblein sich ihre Zukunft lediglich in der Gestalt eines Zuckerbäckers vorzustellen vermögen, der seine sämtlichen Erzeugnisse selbst aufißt. Nähme ich es also wörtlich mit meinen Erstlingen, so müßte ich von jenen lyrischen Ergüssen sprechen, welche in meinem siebenten Lebensjahr entstanden sind und sich litterarhistorisch auf die entscheidende Anregung der Kinderreime und Fibelverse zurückführen lassen. Natürlich gebe ich gerne zu, daß ich meine Vorbilder nicht ganz erreichte und noch weniger mich zu einem eigenen, individuellen Stil aufzuschwingen vermochte. Auch muß ich einräumen, daß der poetische Gehalt jener Dichtungen — zumal derjenigen, welche vor mein zehntes Lebensjahr fallen — mehr auf Intuition als auf Weltkenntnis und Erfahrung zurückzuführen ist. Selbst das Lustspiel in gereimten Versen, welches ich im vollendeten zehnten Jahre als erste größere Konzeption mir gestattete, kann ich heute gegenüber den Anforderungen eines vorgeschrittenen Realismus nicht aufrecht erhalten. Denn es ist — ganz zu geschweigen von unleugbaren technischen Mängeln — in der jetzt endgiltig abgethanen Romantik stecken geblieben. Sämtliche handelnde Personen sind — Blumen, und als Ort der Handlung schreibe ich vor: Das Blumenreich. — Man sieht: ein vollständig unmögliches Milieu. Ich muß deshalb alle Anerbietungen von Theaterdirektoren, dieses Stück zur Aufführung zu bringen, zurückweisen — wären sie auch noch so verlockend. Man denke auch nur an die Besetzungsschwierigkeiten! Welches Theater wäre im Stande, mir ein ganzes Personal glaubwürdiger Blumengestalten zur Verfügung zu stellen? Und bevor ich Konzessionen mache, bevor ich mein dramatisches Erstlingswerk dem veränderten Geschmack einer kritischen Gegenwart anbequeme — lieber lasse ich es ganz unaufgeführt. — Halt! Daß ich nichts unterschlage! Einmal ist es doch aufgeführt worden; über eine Bühne ist es doch gegangen — und zwar mit dem entschiedensten Erfolge: über die Bühne meines Puppentheaters. Neidische Menschen werden freilich behaupten, der große Erfolg sei nur dem Umstand zu verdanken, daß im Parterre die Verwandten des Autors in der Mehrzahl gewesen. Und allerdings — ich kann es nicht leugnen: Das Premièrenpublikum bestand ausschließlich aus meinen beiden jüngeren Geschwistern. Ja, wenn ich ganz offen sein soll, auch diese klatschten vielleicht nicht aus Enthusiasmus. Es beseelte sie weit mehr — entsprechend den aristotelischen Regeln — Mitleid und Furcht. Mitleid mit sich selbst, Furcht vor dem Autor. Denn ich war der Ältere und Stärkere, und in jenem zarten Knabenalter nimmt die berechtigte Antikritik gar so leicht elementare Formen an.

Der Weltruf, den dieser erste dramatische Versuch im Kreise meiner engsten Familie errang, ermutigte mich, auf der so glücklich eingeschlagenen

Digitized by Google

Bahn unentwegt weiter zu schreiten, und so dichtete ich denn in den schaffensfreudigen Jahren zwischen Untertertia und Oberprima eine Reihe von historischen Tragödien, deren ganze Traurigkeit zu schildern weder der Raum noch die Kraft meiner Feder ausreicht. Nur ist es leider ein schwieriges Ding, zwei Herren auf einmal zu dienen; das hat sogar der Olympier Goethe als Staatsminister seufzend empfunden. Auch ich ging aus dem Dilemma zwischen meiner gesegneten Fruchtbarkeit als Tragiker und meiner amtlichen Stellung als Gymnasiast nicht ungestraft hervor. Wie könnte man auch den Verben auf *re* oder den Sätzen mit quin und quominus eine freie Seele entgegenbringen, wenn man gleichzeitig damit beschäftigt ist, irgend einen beweinenswerten Hohenstaufen in der Blüte seiner Jahre aufs Schaffot zu schleppen! Die Folgen blieben nicht aus. Die Zahl fünf — die geheiligte Zahl des Dramatikers, der fünfaktige Trauerspiele in fünffüßigen Jamben schreibt — erschien immer häufiger in roter Tinte unter meinen Exercitien. Und als ich nun gar die Pflichtvergessenheit so weit trieb, meinem gestrengen Professor einige Gesänge der Odyssee in selbstverfaßter metrischer Übertragung vorzulegen, da hielt er mir eine Standrede, die mir heute noch Wort für Wort im Gedächtnis widerhallt. „Was! Sie verlegen sich auf solche Allotria, statt Ihre Zeit auf die Grammatik zu verwenden! Glauben Sie, daß dies so weiter gehen kann? Ich warne Sie; denn Sie sind auf einer schiefen Ebene.“ So sprach der weise Pädagog; ich war zerknirscht, zerschmettert, zermalmt und — dichtete heimlich weiter. Und gerade das Martyrium, welches ich solchergestalt für meinen Beruf zu erleiden hatte, gab mir den edlen Schmerz und den markigen Ton der Entrüstung, der aus den umfangreichen Monologen meines Konradin machtvoll zurückklang.

Mein Erstlingswerk? Nein, unter all diesen vorzeitigen Fingerübungen werde ich es nicht suchen dürfen. Es ist denn doch ein anderer Begriff, der unter diesem schönen Frühlingsnamen verstanden wird. Die Kunst ist kein Knabenspiel, und nicht einmal des Jünglings erstes Werk bedeutet in allen Fällen sein Erstlingswerk. Will man das Wort in seiner rechten Bedeutung fassen, so kann es nur gelten für jene Schöpfung, in welcher man sich zum ersten Mal erschöpft, für jene stille Entscheidungsthat, welche über uns kommt wie ein Sonnenaufgang, wie ein Frühling, wie ein wuchtiges Schicksal und eine große Liebe. Es ist der Augenblick, wo in der Mauer, die unsere Jugend umringte, sich plötzlich und ungeahnt ein goldenes Thor erschließt, und in seligem Rausche, schüchtern und tollkühn zugleich, treten wir hinaus in den jungen Tag, in die Kunst und in das Leben. Bei den Großen erwächst in solcher Stunde ein frühes Meisterwerk, bei uns Kleinen oft nur eine stammelnde, fehlerreiche Schülerarbeit, die uns aber dennoch heilig bleibt und in das ehrenvollste Alter noch hinüberleuchtet wie ein Strahl des Morgens und der Jugend. Einerlei, ob dieses wahrhafte Erstlingswerk verfehlt ist oder vollendet; einerlei, ob es niemals die Werkstatt verließ, oder rauschenden Erfolg gewann — das gilt unserer väterlichen Liebe gleich. Mögen wir längst darüber hinausgewachsen sein, mögen wir gern und willig uns selbst zum Besten haben — hier verstummen Spott und Scherz. Auch ich habe ein solches Erstlingswerk erlebt und erlitten. Ich habe es nicht veröffentlicht, weil es dessen nicht wert war. Und weil es mir zu wert ist, deshalb kann ich nichts davon erzählen. — —

Aber vielleicht habe ich das vieldeutige Wort noch immer nicht richtig gedeutet — richtig im landläufigen Sinne. Ein hochgeneigtes und hochverständiges Publikum begreift unter unserem Erstlingswerk etwas ganz Anderes: das Werk, worunter es zum ersten Mal sein bestätigendes Siegel gedrückt und seine wichtige gegenzeichnende Unterschrift gesetzt hat, indem es in die Hände klatschte oder in die Leihbibliothek lief. Der erste Erfolg! Für die Welt bist du nichts, als die Summe deiner Erfolge. Sie sind die Früchte, an denen sie dich erkennt, die Titel, welche sie dir verleiht, die Etikette, welche sie dir aufklebt. Vielleicht bist du weniger wert als deine Erfolge, vielleicht auch mehr: für sie ist das gleichgiltig. Der Erfolg ist dem Künstler gewiß unentbehrlich; aber er ist ihm auch gefahrvoll. Er heftet sich an seine Fersen wie eine Geliebte und wie eine Klette; selten gewährt er dauerndes Glück; aber ob man ihn liebt oder verwünscht, man wird ihn niemals wieder los. Es giebt Künstler, welche durch einen zufälligen Erfolg auf eine ganz andere Bahn verschlagen worden sind als diejenige, welche Überzeugung und freie Wahl ihnen vor-

Digitized by Google

schrieb; sie erniedrigen sich zu ihren eigenen Nachahmern, und was sie zuerst schufen, weil sie mußten, das wiederholen sie nun in immer schwächerem Aufguß, weil es gefällt. Es giebt auch Künstler, welche unverwirrt und rüstig weiterstreben, aber sich vergeblich abmühen, den unerwarteten Erfolg irgend einer Bagatelle durch ernste Thaten zu erreichen oder gar zu verdunkeln. Deßhalb darf man seinen Erfolgen niemals zu viel vertrauen; man muß diplomatisch mit ihnen verkehren wie mit einer sogenannten befreundeten Macht; indem man sich sonnt in den Strahlen ihrer Gunst, muß man bis an die Zähne bewaffnet bleiben, stets auf der Hut, sich nicht überrumpeln, nicht unterjochen zu lassen.

Während ich, volle dreiundzwanzig Jahre alt geworden, im Geist noch immer die Pläne zu historischen Trauerspielen und philosophischen Epopöen wälzte, schrieb ich — ganz nebenbei, wie ich damals glaubte — ein kleines Lustspiel, betitelt „Unter vier Augen". Ein Erlebnis, das mir ein Freund erzählte, gab mir die grundlegende Situation: zwei Eheleute erwarten eine Gesellschaft, und es kommt Niemand. Wie wäre es, sagte ich mir, wenn die Beiden gerade bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal die Stimmung fänden zu traulicher Aussprache, und so entstand in wenigen Tagen das einaktige Stückchen. Als ich es meinen Freunden vorlas, faßten sie ihr kritisches Urteil dahin zusammen, es sei keinen Schuß Pulver wert, und ich war überzeugt, daß sie Recht hätten. Später ging das Lustspiel mit Glück über alle Bühnen und erschloß mir die dreifach gepanzerten Herzen der Theaterdirektoren. Da hatte ich nun meine Etikette weg. Ich war geprägt und gestempelt und im Besitz der nur persönlich giltigen Konzession, zeitlebens einaktige Lustspiele zu schreiben. So und nicht anders bin ich zur Welt gekommen, und damit hätte ich denn — Gott sei gelobt — die Geschichte meines Erstlingswerkes zu Ende gebracht.

Und doch — es giebt vielleicht noch eine letzte und höchste Auffassung vom Erstlingswerk, und ich habe die Pflicht, auch ihr gerecht zu werden. Nicht der Dilettantismus des Knaben, nicht die freudig unbewußte Jugendthat, nicht der halb zufällige erste Erfolg, sondern der zusammenfassende künstlerische Ausdruck einer gereiften und abgeschlossenen Persönlichkeit. Dann wäre das Erstlingswerk das erste Werk, welches nicht nur das Publikum zufriedenstellt, sondern auch den Autor, das erste, unter welches auch er stolz aufatmend sein Siegel drückt: Seht her, das bin ich, hier bin ich ganz. Die Entstehungsgeschichte dieses Werkes muß ich bis zu einem viel späteren Jahrgang vertagen; denn ein solches Werk habe ich noch nicht geschrieben.

Heines Nachlaß.

Nach ungedruckten Quellen.

Von **Karl Emil Franzos.**

III.

Ich habe nun zunächst das, wie bereits angedeutet, recht kuriose Schluß-Kapitel meiner Beziehungen zu dem „Hofrat" zu erzählen. Wie dem Leser erinnerlich, hatte er mir zuletzt mitgeteilt, von einer Einsichtnahme der Manuskripte meinerseits könne nun keine Rede mehr sein, weil sein Freund in Folge des Zeitungslärms zaghaft geworden.

Das war um Mitte April 1880. Kurz darauf, am 27. April, besuchte mich der Hofrat und teilte mir mit, es „gehe etwas mit den Manuskripten vor", dieselben befänden sich nicht mehr in der Verwahrung seines Freundes. Auf meine Frage, was mit ihnen vorgehe, erwiderte mein Besuch: „Vielleicht hat man sie dem Gustav Heine zurückgegeben." Das glaubte ich nicht, erwiderte ich. „Vederemo," sagte mein Besucher lachend und empfahl sich.

Wie gesagt, das war am 27. April 1880. Zwei Tage später war im Wiener „Fremdenblatt" Folgendes zu lesen:

„Erklärung.

Seit mehr als Jahresfrist beschäftigt sich das „Deutsche Montagsblatt" in Berlin mit Angriffen auf meine Person, die Memoiren meines verstorbenen Bruders Heinrich als Ausgangspunkt wählend. Ich habe es ebenso für unnötig als unter meiner Würde gehalten, auf diese niedrigen*) Angriffe zu antworten, da ich Niemandem Rechenschaft über Privatangelegen-

*) Niemand wird den Baron Gustav Heine für einen unbefangenen Kritiker meiner Aufsätze halten. Gleichwohl konstatiere ich auch an dieser Stelle, daß sie durchaus sachlich gehalten waren.

Digitized by Google

heiten schuldig zu sein glaube. Bisher waren die gegen mich gerichteten Artikel anonym. Die letzte Nummer des genannten Blattes jedoch bringt einen offenen, direkt an mich gerichteten Brief mit der Unterschrift Erich Samber, und dies ist die Ursache, weshalb ich heute mit dieser Erklärung in die Öffentlichkeit trete. Der Schreiber desselben erhebt gegen mich den Vorwurf, daß ich das Grab meines Bruders auf dem Friedhof zu Montmartre in Paris in geradezu skandalöser Weise verfallen ließe . . .**)

Da ich nun schon gezwungen den Weg der Öffentlichkeit betreten habe, benütze ich gleichzeitig die Gelegenheit, die bündige Erklärung zu geben, daß die Memoiren Heinrich Heines sich heute noch in meinen Händen befinden und nirgend anderswo sich je befunden haben, daß dieselben aber auf ausdrücklichen Wunsch meiner verstorbenen Mutter niemals in die Öffentlichkeit gelangen werden.

Wien, 28. April 1880.

Gustav Heine."

Dies das sonderbare und wahrlich in mehr als einer Beziehung sonderbare Schriftstück. Daß die unmittelbar vorangehende Nummer des „Montagsblatt" einen mit „Erich Samber" gezeichneten Angriff gegen Gustav Heine enthielt, ist richtig; will man deshalb dennoch bezweifeln, daß es dieser Aufsatz gewesen, um dessentwillen Gustav Heine zur Feder gegriffen, so wird man reichliche Anhaltspunkte dafür finden. Meine Artikel waren anonym, „Erich Samber" hingegen ist ein Pseudonym, was Gustav Heine unzweifelhaft ebenso genau gewußt hat, wie jeder andere Schriftsteller; es ist sogar nur eines der vielen Pseudonyme, unter welchen der betreffende Autor, Herr Dr. A. Cohn-Mels, zu schreiben pflegt. Wer auf anonyme Angriffe nicht antwortet, brauchte es folgerichtig auch auf pseudonyme nicht zu thun. Ferner war die Tonart meiner Artikel unendlich sachlicher und ruhiger, als die des letzten Aufsatzes, und was in geringerem Grade Privatangelegenheit ist, ob das Schicksal eines umfangreichen, zum Zwecke der Veröffentlichung geschriebenen Manuskripts oder der Zustand einer Grabstätte, mag jeder Unbefangene beurteilen. Will man also vermuten, daß Gustav Heine den Aufsatz von Erich Samber zum Anlaß nahm, nun, wenn auch spät, so dennoch die Erklärung bezüglich der Memoiren abzugeben und daß er diese Erklärung nur deshalb so spät abgab, weil er sie nun erst abgeben konnte, d. h. weil er nun erst die Memoiren wieder in seinem Besitz hatte, so wird man darum wahrlich nicht der Phantasterei beschuldigt werden dürfen. Ein Beweis dafür ist allerdings nicht vorhanden.

Mit dieser Erklärung Gustav Heines war die Frage in ein neues Stadium getreten. Auf das erste der Ungewißheit, ob Heine Memoiren geschrieben, und das zweite der Vermutung, daß er sie selbst verbrannt, war nun das dritte gefolgt. Die Memoiren existierten, aber sie waren doch für immer verloren. Klarer als seine Vorgänger war dies Stadium, aber nicht hoffnungsreicher.

Damit schloß auch die Episode meiner Verbindung mit dem Hofrat. Sie hatte für die Heine-Sache nur das bescheidene Resultat einer traurigen Gewißheit gebracht.

Ein abschließendes Urteil über meinen Gewährsmann kann ich nicht fällen. Man hat, soweit ich die Sachlage bisher entwickelt, nur die Wahl zwischen zwei Eventualitäten, die beide seltsam genug sind.

Nimmt man an, daß er mir bewußt Unwahres mitgeteilt, so ist dies nur unter der Voraussetzung möglich, daß ein unbescholtener, angesehener Beamter plötzlich einem Schriftsteller Lügen mitteilt, und nahezu durch ein Jahr eifrig bemüht ist, sie ihm als plausibel erscheinen zu lassen. Aus welchem Grund? Etwa um Geld zu verdienen? Er begann ja damit, daß er kein Geld annehmen könne. Um Baron Heine Ungelegenheiten zu bereiten? Er konnte ja nicht voraussehen, daß dieser ein Jahr lang schweigen würde; hätte er auf die erste Notiz hin seine Erklärung abgegeben, so wäre die Sache schon damals zu Ende gewesen. Zu feindseliger Absicht gegen die Regierung, der er selbst diente? Auch dazu war das Mittel nicht geeignet. Log er, dann mußte er darauf gefaßt sein, daß alsbald ein Dementi erfolgen würde. Den subjektiven Eindruck, den er mir gemacht, und der ihm durchaus günstig war, will ich nicht betonen, es ist ja denkbar, daß ich mich getäuscht habe. Aber wenn er log, wie läßt sich dann das lange Schweigen Gustav Heines und vollends jenes der österreichischen Regierung, welches bis heute gewährt hat, erklären? Und nicht anders liegt die Sache, wenn man annimmt, daß mein Hofrat zwar in gutem Glauben gehandelt, aber von seinem Freunde, dem Archiv-Beamten, getäuscht worden.

Nimmt man hingegen an, daß der Mann die Wahrheit gesprochen, so muß man nicht bloß daran glauben, daß die österreichische Regierung mit Baron Heine einst ein derartiges Geschäft gemacht, sondern auch, daß sie, nachdem die Sache ruchbar geworden, es wieder aufgehoben und die Manuskripte an ihn zurückgegeben! Dies letztere fällt deshalb zu glauben schwer, weil kein rechtes Motiv dafür erfindlich ist; hatte man Gründe, die Manuskripte anzukaufen, so mußten dieselben auch genügend sein, sie festzuhalten! Und welcher Gegengrund könnte stärker gewesen sein? Etwa die Furcht vor der öffentlichen Meinung? Hatte man ihr ein Jahr lang schweigend getrotzt, so konnte man es auch länger thun. Ganz beweiskräftig kann es auch, rein objektiv genommen, nicht sein, daß der Hofrat bereits am 27. April wußte, was Baron Heine am 28. April in Druck geben werde. Er konnte das sehr wohl zufällig erfahren haben.

Im Folgegange dieser Darstellung wird auch noch eine dritte Eventualität vor uns aufdämmern, die zwischen den beiden eben entwickelten gleichsam die Mitte hält. Aber mehr als eine Möglichkeit wird auch dies nicht sein, und volles Licht bringt auch sie

**) Die hier anschließende Stelle, die weiter nicht zur Sache gehört, läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß nicht Gustav Heine, sondern Heinrichs Wittwe Mathilde die Sorge für eine würdige Erhaltung der Grabstätte des Dichters übernommen; auch befinde sich die Grabstätte keineswegs in vernachlässigtem Zustande.

Digitized by Google

nicht in die Sache. Die Episode bleibt rätselhaft, bis irgend ein Zufall volles Licht bringt. Man wird meiner Versicherung glauben, daß dies Niemand erfreulicher sein wird, als mir.

Kehren wir nun zur Hauptsache zurück.

Seit der durch mich endlich Herrn Baron Gustav Heine abgerungenen Erklärung vom April 1880 wußte man, daß er die Memoiren Heines besitze und sie niemals zu veröffentlichen gedenke. Da ergab sich drei Jahre später eine neue Wendung, die zuerst ganz unglaublich klang.

Mathilde Heine war im Februar 1883 zu Passy gestorben. Ihre Erbin war ein Fräulein Favart; ihr Testamentsexekutor Herr Henri Julia, ein ehemaliger Notar und Unter-Präfekt, welcher schon zu Beginn der Fünfziger Jahre, wo er sich auch litterarisch beschäftigte, mit dem Dichter und dessen Gattin in nähere freundschaftliche Beziehungen getreten und seither wiederholt als Rechtsbeistand der Wittwe thätig gewesen war. Einige Monate später, im Frühsommer 1883, brachten die „Pariser Nachrichten", eine als Manuskript für Zeitungen in deutscher Sprache erscheinende Korrespondenz, welche ein in Paris lebender Prager, Herr Friedrich Kohn, genannt Paul d'Abrest, redigierte, die Mitteilung, das Herr Julia im Nachlasse über tausend an Heine gerichtete Briefe vorgefunden, welchen ein überaus großer biographischer Wert beizumessen sei. Die Notiz ging durch viele Zeitungen, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erregen; nur die Hamburger Verwandten Heines, namentlich sein Neffe, Herr Louis van Emden, sollen daraufhin wiederholt energische, jedoch vergeblich gebliebene Schritte gethan haben, in den Besitz der Korrespondenz zu gelangen*). Weitaus größere Beachtung fand eine am 3. Oktober 1883 in derselben Korrespondenz erschienene Notiz, welche mitteilte, Herr Julia habe im Nachlasse Mathildens das von dem Dichter eigenhändig geschriebene Manuskript seiner Memoiren vorgefunden und werde es nächstens, sobald er mit einem Verleger darüber einig geworden, publizieren. Allzuviel Glauben fand die Nachricht zunächst nicht, und dies um so weniger, als Gustav Heine kurz darauf unter Berufung auf seine Mitteilung vom April 1880 erklärte: Da er das eigenhändige Manuskript der Memoiren besitze, so könne es kein Anderer besitzen oder veröffentlichen: es handle sich vermutlich um eine „Buchhändler-Spekulation", wie er sich vorsichtig ausdrückte, gegen welche er sich verwahre. Unmittelbar darauf veröffentlichte auch die Verlagshandlung Hoffmann & Campe eine Erklärung, in welcher sie gleichfalls die stärksten Zweifel an der Echtheit des Manuskriptes aussprachen, für den Fall jedoch, als dasselbe echt sein sollte, den deutschen Verlagsbuchhandel vor dem Ankauf warnte, da sie kraft ihrer mit Frau Mathilde Heine getroffenen Abmachungen über die rechtmäßige Besitzerin aller im Nachlaß des Dichters gefundenen Schriften sei. Nachdem die „Pariser Nachrichten" diesen Protesten nur allerlei ironische Glossen entgegengesetzt, brachte dieselbe endlich eine neue Erklärung des Herrn Julia: er werde die Echtheit des Manuskripts und sein Recht auf Veröffentlichung demnächst auf die einfachste Art beweisen, eben durch die Veröffentlichung.

Gewiß eine seltsame, ungeahnte, ja unerhörte Wendung. Nachdem es Jahrzehnte gewährt, bis die Feststellung eines Manuskripts dieser Art gelungen, gab es nun plötzlich deren zwei! Ein Effekt, wie ihn nur die Wirklichkeit bieten darf und kann, die Phantasie vermöchte es nicht! Kein Wunder, daß man die Wirklichkeit für Phantasie hielt; die Einen glaubten Julia, die Andern Gustav Heine, die Meisten keinem von Beiden. Für die Echtheit beider Manuskripte aber erhob sich keine Stimme.

Man wird es nach dem Vorausgeschickten begreiflich finden, daß es mich meiner Überzeugung gemäß drängte, für dies letztere auch öffentlich einzutreten. In einem Artikel in Nr. 2 der „Gegenwart" von 1884 sprach ich die Überzeugung aus, daß man sowohl Gustav Heine, als Julia Unrecht thue, wenn man die Echtheit ihrer Manuskripte bezweifle, und verteidigte die Ansicht, „daß Heine nicht dasselbe Werk zweimal geschrieben, sondern zwei verschiedene Werke über sein Leben hinterlassen hat, von denen sich das ältere im Besitze seines Bruders in Wien, das jüngere in jenem des Herrn Julia in Paris befindet . . . Mit apodiktischer Gewißheit", fügte ich hinzu, „vermag ich dies natürlich nicht auszusprechen, weil ein Indizienbeweis, selbst wenn er anscheinend noch so gut klappt, immerhin trügen kann; soviel aber kann zu bezweifeln, daß sie gutes und reiches Quellen-Material für die Biographie des Dichters enthalten. Auch bezüglich dieser Sammlung haben deutsche Zeitschriften und Verleger mit Herrn Julia wiederholt Verhandlungen angeknüpft, dieselben sind stets an der Höhe seiner Forderungen gescheitert, und die Briefe sind noch heute in seinem Besitze.

*) So erzählt Herr F. Kohn-Abrest in seiner Broschüre: „Les confisses d'un livre. A propos des mémoires de Henri Heine. Paris. Hinrichsen & Co. 1884." Die mit geringem Geschmack geschriebene Broschüre enthält wenig neue und authentische Angaben, und unter diesen Wenigen ist fast nichts, was die Öffentlichkeit interessieren könnte. Im Wesentlichen weiß der Verfasser uns eigener Anschauung nur zu berichten, durch welche Mittel es Herrn Julia gelungen, einen Teil des Nachlasses, das im Folgenden des Näheren erwähnte Memoiren-Fragment, teuer zu verkaufen, und ist dafür allerdings der beste Gewährsmann, da er es war, welcher für Herrn Julia die nötige Reklame in Deutschland besorgte. Daß Julia hinterdrein, nachdem das Geschäft gelungen, diese Dienste unbelohnt ließ, erzählt Kohn-Abrest selbst im Tone schmerzlicher Klage. Man hätte dies aber auch schon aus der wenig liebenswürdigen Art erkennen können, mit der er seinen ehemaligen Geschäftsfreund und Arbeitgeber behandelt. — Die Korrespondenz an Heine stellt Kohn-Abrest übrigens auch noch in dieser Broschüre als höchst interessant, ja als die „eigentlichen Memoiren Heinrich Heines" hin, sei es, weil er dies selbst glaubt, oder weil er nicht gut seinen Angaben widersprechen konnte, die er einige Monate zuvor über die Bedeutung dieser Papiere gemacht. Hingegen versichert Eduard Engel, daß unter den tausend Briefen etwa neunhundert gänzlich wertlos seien, und spricht der Sammlung überhaupt ein geringes Interesse zu. Vermutlich auch nicht ganz mit Recht; die „eigentlichen Memoiren Heines" stellen sie gewiß nicht dar, aber es ist noch den von Kohn-Abrest gegebenen thatsächlichen Angaben, die er schwerlich erfunden haben kann, doch

Digitized by Google

läßt sich behaupten, daß die kritische Durchsichtung des Materials diesen Schluß aufdrängt und keinen andern zuläßt". Um nicht bereits Gesagtes zu wiederholen, fasse ich die dort geltend gemachten Argumente hier nur kurz zusammen. Gegen die Vermutung, daß beide Manuskripte im Wortlaut identisch oder nahezu identisch seien, daß Heine selbst eine eigenhändige Reinschrift angefertigt, spreche schon die Zeit, wo er notorisch noch immer an den Memoiren gearbeitet; diese Arbeit habe bis in seine letzten Jahre, ja Wochen, fortgewährt, die Zeit seines furchtbaren körperlichen Siechtums. Daß ein Dichter unter solchen Qualen ein umfangreiches Werk zwei Mal von der ersten bis zur letzten Zeile selbst geschrieben, daß er sich gezwungen haben sollte, sein eigener Kopist zu sein, klinge gewiß unglaublich. Unglaublich sei ferner, daß Heinrich die eine eigenhändige Kopie an Gustav abgetreten und die andere im Besitz behalten haben sollte, weil eine derartige Handlungsweise dem Dichter zusammen kein Grund vorliege; was immer er gethan, derlei nicht. Man könne freilich sagen, daß Heines Handlungsweise, wenn er, wie ich annähme, seine Memoiren nach Abschluß des Geschäfts mit seinem Bruder und nach Ablieferung des Manuskripts an denselben von neuem zu schreiben begonnen, auch keine bessere gewesen, als in dem oben gesetzten Falle. Aber diese Behauptung, fuhr ich fort, wäre nur dann berechtigt, wenn erwiesen wäre, daß das jüngere Manuskript gleichfalls ebenso scharfe Ausfälle gegen die Familie enthalte, wie jenes, welches Gustav Heine besitze. „Dies ist ja aber durch nichts erwiesen. Wir kennen ja von dem Inhalt der im Besitze des Herrn Julia befindlichen Memoiren auch nicht eine Zeile. Bis dies erwiesen ist, wird man Heine keines Wortbruchs gegen seine Familie anklagen dürfen." Da Gustav Heine spätestens im Frühling 1851 in den Besitz seiner „drei Bände Memoiren" gelangt, um sie nie wieder aus der Hand zu geben und Heinrich Heine Alfred Meißner 1854 „mit einer Art Triumph zeigte, wie viel von den Memoiren schon vorhanden sei", da die Monche (Camilla Selden) aus dem Jahre 1855 erzählt: der Todkranke habe sich nur aufrecht erhalten, „par l'impétueux désir d'achever la rédaction des Mémoires", da seine Wärterin, Katharina Bourlois, bezeugt, daß er noch in seinen letzten Lebenstagen an einem Manuskripte gearbeitet, welches kein anderes sein könne, als die Memoiren, da endlich 1856 Alfred Meißner das Manuskript in Asnières sah, so gehe daraus hervor, daß sich im Besitze des Herrn Julia nur eben das später entstandene Manuskript befinden könne. Dasselbe beweisen auch des Dichters Briefe. Ich schloß: „Ob jenes ältere 1836—1840 entstandene, in den Händen Baron Gustav Heines befindliche Manuskript druckfertig ist, hierüber kann es nur vage Vermutungen geben. Das jüngere Manuskript jedoch 1853—55 (1854—56) geschrieben, ist jedenfalls ein Torso. Es käme einem Wunder gleich, wenn das Manuskript vollendet wäre."

Ich kann getrost behaupten, daß noch nie ein Aufsatz aus meiner Feder so vielen Widerspruchs gewürdigt worden, wie dieser. Wer ihn überhaupt erwähnte, gönnte sich auch einige Scherze über meine „Prophezeiungen"! Aber ich darf auch andrerseits betonen, daß wenige „Prophezeiungen" so voll in Erfüllung gegangen, wie dieser nüchterne Indizien-Beweis. Man weiß heute, daß die zuerst von der „Gartenlaube", dann in Buchform veröffentlichten Memoiren Heinrich Heines*) in Allem und Jedem das waren, als was ich sie von vornherein bezeichnet: ein in den letzten Lebensjahren des Dichters verfaßter, mit dem älteren Manuskripte nicht identischer Torso. Wahrscheinlich 1853 oder 1854 begonnen und bis knapp vor Heines Tode fortgesetzt, enthalten die Blätter, soweit sie in die Hände Julias und damit auch der Käufer übergegangen, lediglich die Jugendgeschichte des Dichters; ob dieselbe Hand, welche aus dem erhaltenen mit Bleistift auf Folio-Blättern geschriebenen Manuskript 26 Blätter herausgerissen (angeblich die Hand Maximilian Heines) nicht auch die Fortsetzung vernichtet, wird niemals festzustellen sein. Eine kritische Betrachtung des Erhaltenen gehört nicht in den Rahmen dieser Zeilen. Jedenfalls haben die Herren Kröner und Campe durch den Ankauf nicht bloß ein gutes Geschäft gemacht, sondern sich auch ein Verdienst um unsere Litteratur erworben, und ebenso gebührt dem Herausgeber Edward Engel für den Eifer und die Gewissenhaftigkeit, mit der er sich der Aufgabe unterzog, alle Anerkennung.

Vielleicht wäre es angesichts der eben entwickelten Sachlage nicht unangemessen gewesen, wenn ein sonst so gerechter Schriftsteller, wie Edward Engel, in seiner Einleitung zu den „Memoiren", sofern er meines viel beschdeten Essays in der „Gegenwart" überhaupt gedachte, dann auch des von mir geführten Indizien-Beweises in etwas objektiverer Art Erwähnung gethan hätte. Daß dieser Beweis doch im Ganzen und Großen geglückt war, daß sich den Inhalt des von ihm herausgegebenen Manuskripts zu einer Zeit richtig bestimmte, wo noch keine Zeile desselben bekannt geworden, erwähnt Engel nicht; er gedenkt desselben nur bezüglich eines andern Punktes, wo er mich im Irrtum glaubt. Hiervon ein nächstes Mal.

(Ein vierter Artikel folgt.)

*) Heinrich Heines Memoiren und nachgelassene Gedichte, Prosa und Briefe. Mit Einleitung herausgegeben von Edward Engel. Hamburg, Hofmann & Campe. 1884.

Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer.

V.

Zwischen dem zuletzt mitgeteilten Briefe von Gottfried Keller und dem nachstehenden liegt ein Zeitraum von zwei Jahren. Er ist ein herzlicher Glückwunsch zu Vischers 70. Geburtstag (30. Juni 1877) und lautet:

Zürich, 28. Juni 1877.

Hochverehrter und teurer Herr und Freund!

Auch ich kleiner Hafenmatrose komme, Ihnen als einem Hauptmann über siebenzig guter Kriegsschiffe,

Digitized by Google

so er auf der offenen See allezeit gegen den Feind und das Übel der Welt geführt, an Ihrem Ehrentage ein lautes und herzliches Heil! zuzurufen. Ich thue es um so fröhlicher, als ich der Meinung bin, daß zunächst noch mindestens zehn weitere wackere Fahrzeuge zum Auslaufen bereit liegen und daß erst nachher etwan die Streitfrage auftauche, ob der Herr Admiral anfange zu altern!

Ohne Concetti gesprochen, bringe ich Ihnen mit dankbarem Herzen für alle Güte und Liebe, die Sie der Welt und meiner Winzigkeit erwiesen, meine besten Glückwünsche zum schönen Geburtstagsfeste, und wünsche den Jahren, die Sie hoffentlich noch zahlreich zu genießen haben, einen allgemeinen und persönlichen Lebensinhalt, der dem Antwießer die verdiente Freude zu machen geeignet ist.

Ihr mit verehrungsvoller und freundschaftlicher Gesinnung längst ergebener

Gottfried Keller.

Vischer erwiderte:

Verehrter Herr und Freund!

Zuerst meinen herzlichsten Dank für Ihren schönen Glückwunsch zum 30. Juni. Das frische Wehen von der Bürkli-Terrasse her hat gar wohl gethan, umso mehr, da ich mit ziemlich bösem Gewissen auf einige Zeit unter die Poeten gegangen bin und Poetengruß daher ein ermutigendes Zeichen für mich ist. Und nun komme ich gleich mit der Bitte um eine Zulassung, auf die ich Sie im letzten Herbst schon vorbereitet habe.

In der Pfahldorfgeschichte, die einen Teil der närrischen Komposition bildet, werden nach dem Seedorf, wo die Handlung spielt, zwei Barden aus Zürich („Turif") eingeladen. Einer, ein Gelehrter, hält den Leuten einen Vortrag über neuerdings gemachte Funde, Spuren eines noch älteren Dorfes im Grunde desselben Sees. Er heißt Feridun Kallar, leicht merkbare Anspielung auf Ferd. Keller.*) Der andere hat den Pfahlmannen auf ihre Bitte einen neuen Hymnus zu ihrem großen Feste gedichtet und trägt ihn vor. Er heißt Guffrud Kullur. Zu dem Hymnus sind nun Teile Ihres Gedichts: „Willkommen, schöne Sommernacht" (Gedichte, Heidelb. 1845 p. 31) verwendet und mit Veränderungen, Zusätzen durchflochten, um es der Situation zu akkommodieren. Dies wäre nun eine große Unverschämtheit, wenn es nicht im Texte selbst abgeleten würde. Ich bringe die Pfahldorfgeschichte nicht als eigenes Produkt, sie wird einem seltsamen Kauz, von dessen Charakter und Lebensgang das Übrige meiner Komposition handelt, als Verfasser zugeschrieben. Es ist fingiert, daß ich sie herausgebe, nachdem dieser Verfasser gestorben ist. Bei dem Manuskript findet sich ein Zettel mit dem Auftrag, dem Dichter jener Strophen durch Erklärung und Entschuldigung des Diebstahls öffentliche Satisfaktion zu geben und ich, der wirkliche Verfasser, entledige mich im Buche dieses Auftrags. Dies jedoch, ohne Sie zu nennen; denn da sind nun noch ein paar Punkte. — Die Burschе und Mädchen singen gern ein Lied „Im Hahn", das denselben Dichterbarden zugeschrieben wird; dies ist ganz ein Versuch von mir, aber derselben Person als Urheber beigelegt, weil ich aus Gründen der Komposition eine persönliche Einheit für beide Sachen brauchte. — Der andere Punkt ist ein Spaß. Es giebt am Festessen nachträglich eine große Prügelei. Eine Hauptperson in der ganzen Pfahldorfgeschichte ist der Druide des Dorfs, ein Hauptpfaff, den freisinnigen Barden feind. In die Keilerei wird alles hineingezogen und im allgemeinen Austausch mißt Barde Kullur diesem Kerl einige tüchtige hinten auf.

Ich darf vorbringen, daß, wenn dieser und jener Zug in einem Ganzen auf eine bestimmte Person hindeutet, nach der poetischen Logik nicht folgt, es haben alle Züge diese Beziehung. Allein abgesehen davon: ich stehe Ihnen mit meinem Worte dafür: die Persönlichkeit ist so respektvoll behandelt, daß dieser letztere Spaß, auch wenn er bezogen wird, schlechtweg als absolut nur satirisch humoristisch wirken kann, — so daß jedermann den Eindruck haben muß, der Mann werde mitlachen.

Da Ähnliches bei der Ausführung des Feridun Kallar nicht vorkommt, d. h. da nicht wirkliche Stellen von dem, was er geschrieben, aufgenommen und mit Zuthaten durchschossen sind, so glaube ich mich nicht verpflichtet, an Ferd. Keller eine Bitte um Erlaubnis zu richten, wie an Sie. Ist auch subjektiv nicht nötig; die Rede, die der Kallar hält, wird dem Keller Spaß machen.

Ich hole nach: der Grund, warum ich jenes Gedicht von Ihnen brauchte, ist die Ahnung einer neuen Religion, die darin liegt und die ich besser, schöner nicht geben konnte. Um das dreht sich im Mittelpunkt die Pfahldorfgeschichte.

Was machen Sie? Dürfen wir hoffen, daß bald etwas Neues kommt? War gut Poeten-Wetter auf Bürkli-Terrasse? Bin sehr gespannt und freue mich darauf.

Für gefällig baldige Antwort bin ich Ihnen dankbar. Es gäbe noch manches zu ändern, wenn Sie nicht zuließen und doch soll es nach den Ferien bald in den Druck gehen. Mit bekannter Freundschaft grüßt Sie

herzlich

Stuttgart, 4. August 1877. Fr. Vischer.

Die „närrische Komposition" ist, wie jeder Leser weiß, der Roman: „Auch Einer". Das herrliche Buch gehört leider trotz der fünf Auflagen, die es bisher erlebt hat, noch lange nicht zu jenen, die wir in jedes Lesers Hand voraussetzen dürfen. Aber nicht etwa aus diesem Grunde — denn was noch nicht ist, sollte doch von rechtswegen werden — teilen wir im Folgenden die wichtigsten Stellen, deren Vischer gedenkt, mit, sondern um dem Leser das sofortige Verständnis des Briefes zu ermöglichen.

Die von Vischer zuerst citierte Stelle, das Bardenlied betreffend, lautet im Roman:

„. . . Der Mond war jetzt über dem See aufgegangen und warf seinen ersten, noch matten Schein auf den Filea, den Sänger-Barden, Guffrud Kullur. Er griff einige einleitende Töne auf der Harfe und

*) Der gelehrte Züricher Antiquar.

Digitized by Google

begann seinen Vortrag. Seine Dichtung war auf eine uralte Melodie gesetzt, die nur den Älteren in der Gemeinde noch geläufig war; im musikalischen Geschmack war seit einiger Zeit eine Wandlung eingetreten, man liebte bewegtere Weisen, doch bedurfte der Sinn für den Werth der alten, ernsten Gangart nur einer Weckung und der Barde war der Mann, solche ins Werk zu setzen:

„Sehe dich im Dunkeln leuchten,
Sehe dich im grauen, feuchten
Nebel sanft und stille brüten,
Samen alles Werdens hüten:
Willkommen, Auge du der Nacht,
Die auf den Wassern träumend liegt,
Gekrönt im Kranz der Sternenpracht,
Die spielend sich im Weltraum wiegt!

Weiße Schleier seh' ich wehen,
Lispeln hör' ich heil'ge Feen,
Tauchen auf und tauchen nieder,
Singen dunkle, alte Lieder:
Sie wissen, was da ist und war,
Ehe noch ein Menschenkind gelebt,
Dem Geisterblick ist offenbar,
Was werdend in den Nebeln schwebt.

Urgebirge seh' ich ragen,
Aus der Schöpfung ersten Tagen,
Felsenkämme breit geschichtet,
Hörner himmelan gerichtet:
Das schimmert von der Ferne her
Tiefschweigend wie ein Nachtgebet,
Dahinter höre ich das Meer
Im Geist und wie die Brandung geht.

Hier griff der Sänger gewaltig in die Saiten, denen er bis dahin am Schlusse der Strophen nur leise, zitternde Akkorde entlockt hatte; eine stürmische Tonflut brauste durch die stille Nacht und durch die erschütterten Seelen der Zuhörer, die noch tiefer schwiegen, als der kaum bewegte Spiegel des Sees im Strahle des Mondes. Der Barde ließ die mächtigen Laute noch fortrollen, während er die nächste Zeile sang, dann ging er wieder in die zart gegriffenen Töne über, denen er Pausen ließ, um noch hörbar unter dem gleich sanften Plätschern der Wellen im Röhricht und dem leisen Rauschen des nahen Haines zu verschweben und zu verhauchen:

Brausen hör' ich's allerwegen
Einem neuen Tag entgen,
Durch die weiten Geisterbahnen
Geht ein Träumen, geht ein Ahnen.
Wir sinnen, wo in weiter Welt
Die Thore wohl geöffnet sind
Und wann wohl seinen Einzug hält
Das längst ersehnte Heldenkind.

Brüte, Nebel, wärme, brüte
Dunkler Keime Wunderblüte!
Einst gelangt die Welt zum Worte
In der Göttin keuschem Horte:
Schon weicht der letzte, leise Spott
Und Zweifel aus des Herzens Grund;
Es ist, als thät' der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund.

Es folgte eine lange Pause allgemeiner Stille, nachdem die letzten Töne der Harfe fernhin verzittert waren. Dann begann ein Flüstern u. s. w."

Zur Vergleichung sei nun Gottfried Kellers Gedicht mitgeteilt:

Stille der Nacht.

Willkommen, klare Sommernacht,
Die auf betauten Fluren liegt!
Gegrüßt mir, goldne Sternenpracht,
Die spielend sich im Weltraum wiegt!

Das Urgebirge um mich her
Ist schweigend, wie mein Nachtgebet,
Weit hinter ihm hör' ich das Meer
Im Geist und wie die Brandung geht.

Ich höre einen Flötenton,
Den mir die Luft von Westen bringt,
Indeß herauf im Osten schon
Des Tages leise Ahnung dringt.

Ich sinne, wo in weiter Welt
Jetzt sterben mag ein Menschenkind —
Und ob vielleicht den Einzug hält
Das vielersehnte Heldenkind.

Doch wie im dunklen Erdenthal
Ein unergründlich Schweigen ruht,
Ich fühle mich so leicht zumal
Und wie die Welt so still und gut.

Der letzte leise Schmerz und Spott
Verschwindet aus des Herzens Grund;
Es ist als thät der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund.

Man sieht: Vischers Bemerkung über das Verhältnis seiner Umdichtung zum Original ist durchaus zutreffend; es ist wirklich nur eine „Akkommodierung" — aber was für eine! —

Das Gedicht „Im Kahn" findet der Leser im Roman auf S. 184 des I. Bandes. Der „Zettel", der die Entschuldigung enthält, (Band II S. 2) enthält die folgende Stelle:

„. . . Ich habe in dem Hymnus des Barden ein Gedicht von einem lebenden Dichter auf eine Weise verwendet, die unverantwortlich ist, wenn ihm nicht eine Genugthuung gegeben wird, falls der Spaß gedruckt erscheint. Ich habe seine Strophen erweitert, da verändert, dort unverändert gelassen. So verlangte es mein Zusammenhang. Es lieber durch ein anderes ersetzen? Das konnte ich nicht über mich bringen, weil ich einen gleich guten Grund für den gegebenen Zweck zu legen mich unfähig fühlte. Aber auf mein heilig Ehrenwort, es soll kein Diebstahl sein und ebensowenig eine wohlweise Verbesserung. Wer die Gedichte des Mannes kennt, der weiß, welches ich meine; wer sie nicht kennt, den geht dieser Umstand eben einfach nichts an. Noch eine andere Unthat habe ich begangen; demselben Poeten ist das Räuberlied zugeschrieben, das Alpin singt dort, wo über die Beschickung des Barden beraten wird. Taugt es nichts, so habe ich sehr gefrevelt. Es soll für beide Sünden seine Verzeihung, seine Zulassung eingeholt und dies im Buch angemerkt werden."

Zu dieser Erklärung des fingierten Dichters der Pfahldorfgeschichte, „A. E." macht Vischer die Anmerkung:

„Ist geschehen.
Anm. d. Herausg."

Wie es geschehen, wissen wir nun auch. —

Die Stelle, welcher Vischers zweite Bitte um Entschuldigung gilt, die Schilderung der Prügelei, lautet:

„. . . Wir haben noch keinen Augenblick gefunden, des Näheren zu erzählen, wie die Wirbel der Doppelbewegung am mittleren Tische nun deßen Mitte ergriffen, wo zwischen den zwei Barden der Druide saß. Der würdige Mann war nicht so überzart, nicht gegenzuwirken, als er von links und rechts Püffe erhielt; in der That erfrente sich jenes ganze Zeitalter noch eines hinreichend frischen Naturfinnes, um es nicht gar so fürchterlich zu finden, wenn ein Druide oder Barde einmal in die Wechselwirkungen einer Prügelei hineingerissen wurde.

Digitized by Google

Es konnte als Zufall gelten, daß der Barde Kullur einen seiner ersten Hiebe zu fühlen begann, dieser jedoch nahm es — aus Irrtum oder nicht, bleibe dahingestellt — als Absicht, zog mit der gebrungenen Kraft seiner kurzen, stämmigen Glieder den großen, etwas fetten und eben nicht abgehärteten Mann über die Bank herüber und bearbeitete gründlich seinen breiten Rücken, gründlicher seine fetten Sitzmuskeln. Es geschah eigentlich nicht aus Unmut wegen der Hymnenkonkurrenz, vielmehr im Grunde einfach, weil er ihn und Seinesgleichen überhaupt nicht leiden konnte. Des Weiteren aber verschwanden beide in die allgemeinen Bogen des Getümmels und waren als einzelne Wesen nicht mehr zu unterscheiden. Anders der Barde Kallar. Er wußte sich mit großer Gewandtheit nach den ersten Zerrungen und Stößen aus dem Gewirre zu entwinden, beiseite zu treten, stand, da Niemand Zeit hatte, ihn zu bemerken, ganz ruhig an einem Eichstamm und beobachtete mit übergeschlagenen Armen, gelassen lächelnden Lippen das Schauspiel wie ein merkwürdiges Naturereignis. Das ist die Ruhe, welche die Wissenschaft giebt! Er genoß sie rein, wolkenlos, ohne den geringsten Verdruß über das heißere Blut seines Kollegen.*

Die Rede endlich, die Vischer dem Kallar (Ferdinand Keller) in den Mund legt, findet sich Band I, S. 263 ff.

Keller gab die gesuchte Identität durch den nachstehenden, überaus charakteristischen Brief:

Zürich-Enge 6. VIII. 77.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Mit vielen Freuden vernahm ich die Realisirung des Pfahldorfprojekts und würde schon in Erwartung des bevorstehenden Vergnügens nicht im Stande sein, Ihre Kreise mit philosophischen Bedenklichkeiten zu stören, von deren Grundlosigkeit ich ja bei Ihnen zum Voraus überzeugt sein müßte. Als Compensation für das Zwiel an Ehre, das dem Gryffend Kullur durch Unterschiebung eines Gedichts von Ihrer eigenen Textur geschieht, soll derselbe sich bei Durchhaunng des Pfaffen nur um so rüpelhafter benehmen; ich ertheile Ihnen hiermit alle Vollmacht.

Ich lese soeben Emil Kuh's Hebbel-Biographie*), ein hoch interessantes Werk, das mir aber, bis jetzt wenigstens, die Furcht erweckt, daß die beabsichtigte Aufrichtung der Statue sich schließlich in eine Niederreißung derselben verwandeln wird.

*) Wien 1875.

Die Maßlosigkeit des heutigen gereizten Wienerischen Wesens, in welchem Kuh selbst wider Willen befangen ist, überschreitet hier die Grenzen, und ich glaube nicht, daß puncto Menschlichkeiten Einer das Recht hat, die Rousseau'sche Offenheit und Geschwätzigkeit im Namen eines Andern so weit zu treiben in Dingen, die zuletzt nur der leidende Theil selber ganz fühlt und kennt und mit dem nöthigen Selbsterhaltungstrieb behandeln kann. Auch fürchte ich, daß das Werk wiederum ohne Absicht, zum Theil ein Werk der Rache und Strafe für erlittene schnöde Behandlung ist. Manches kann ich mir fast nur hieraus erklären. Freilich muß man auch sagen, daß Kuh das Wühlen und Grübeln in schadhaften Hautstellen und hohlen Zähnen an sich für wissenschaftlich und verdienstlich gehalten hat. Künstlerisch ist es nicht und hierin ist der talentvolle Mann auch im Wiener Literatenthum verwachsen, aus dem er sonst so löblich hinaus gestrebt hat.

Nächsten Herbst erscheinen von meiner Wenigkeit zwei Bändchen Novellen oder Geschichten. Ich glaube und hoffe jetzt in der Lage zu sein, schrittweise nachzuholen, was ich während Decennien habe versäumen müssen, um, wenn ich noch ein Lustrum bei Kräften bleibe, doch noch einen geregelten Abschluß zu finden.

Meinen hiesigen Wohnsitz betreffend, muß ich Ihnen eine etymologische Berichtigung beibringen. Er heißt „auf dem Bürgli", nicht Bürtli; der Name rührt von einem kleinen festen Steinhause her, das in alter Zeit hier gestanden hat, dessen Geschichte man aber nicht kennt u. s. w.

In herzlicher Erwiderung Ihrer Grüße

Ihr alt ergebener

Gottf. Keller.

Eines Kommentars bedarf der höchst interessante Brief nicht; daß Kuhs Buch eine, allerdings nicht bewußte Rachethat für die Mißhandlungen war, die er einst durch Hebbel erfahren, ist eine Ansicht, die bisher unseres Wissens nie öffentlich ausgesprochen worden ist, aber zur Zeit, da das Buch erschien, in Wiener litterarischen Kreisen von Mund zu Mund ging.

Unser nächster Aufsatz wird Kellers Urteil über „Auch Einer" mitteilen.

(Ein sechster Artikel folgt.)

Litterarische Notiz.

Licht und Schatten. Gesammelte Novellen von G. Milanus, (Dresden und Leipzig Pierson), sind eine bunte Reihe von ziemlich schwächlichen Versuchen einer Frauenfeder. „Licht" bedeutet die Poste, „Schatten" die Tragödie des Lebens. Nach beiden Richtungen hin hat die Verfasserin in diesem Buch nicht viel Glück gehabt. Doch liegt ihre Begabung entschieden mehr nach der ersten. Sobald sie ernsthaft wird, verliert sie sich in ungesundem Schwulst, der auf den Leser ganz gewiß nicht die von ihr gewollte Wirkung ausübt. Für die relativ beste Novelle der vorliegenden Sammlung halte ich, „das erste Weihnachtsfest". Die Idee mit den zwei Riesenhunden, mit denen sich die beiden Eheleute mitreinwillig gegenseitig überraschen, ist gar nicht übel: nur muß sie eben sehr gut, meinetwegen ein bischen burlesk erzählt werden, wenn sie richtig wirken soll. Der Stil ist noch ziemlich mangelhaft.

o. v.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen, ist untersagt und wird Privatgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Der Schmetterling.

Novelle von **Marie von Olfers.**

(Fortſetzung.)

Dann ſaß ſie lange Stunden und wartete auf Martin. Zur Eſſenszeit kam er. Das Mahl eine feierliche Handlung im mächtigen Eßſaal. Diener in Livree bedienten, hinter jedem Stuhl Einer.

Es beängſtigte Catarina. Sie kannte nicht den Gebrauch all dieſes ſilbernen Handwerkszeugs, war immer in Sorge, etwas zu verfehlen. Traurig dachte ſie der luſtigen Gelage zu Haus. Die Tiſchdecke oft der Mooſesteppich im Wald; um ſie her das Gezwitſcher der Kinder und Vögel. Hier hätte ſie um keinen Preis ein Wörtlein ſagen können.

Martin merkte es wohl und ärgerte ſich. Erſt verſuchte er ſie zum Reden zu bringen, dann ſtand er auf und ging fort.

Sie mußte, er zürnte, weil ſie ſo ſtill war. Das machte ſie doppelt traurig.

Sollte die Mutter recht behalten? Konnte ſie keinen Sonnenſchein in das Haus bringen?

Eine Woche nach der andern verging; ein Mal wagte ſie an ihre alte Heimat zu erinnern. Ob ſie hinüber könnte, oder die Knaben herbitten? Aber er fuhr gleich auf. Dazu ſei ſpäter Zeit, erſt müſſe ſie ſich eingewöhnen.

Es regnete, ſie ſaß am Fenſter. Die Bäume tropften, im kleinen Haus war das ein Hauptſpaß geweſen. Jauchzend hielten die Knaben ihre Köpfe unter die rieſelnden Rinnen, machten Feſtungen mit Seen und Flüſſen, und ſie ſelbſt ſchüttelte einen Sprühregen auf ſich nieder von den blühenden Büſchen.

War ſie dieſelbe noch? Dies dieſelbe Welt? Grau, farblos, nicht einmal die Blumen freuten ſich, machte doch keine heiße Sonne ſie dürſten; ſie ſtanden geſchützt und vom Gärtner bekamen ſie ſo viel zu trinken, als ſie wollten.

Dabei kam ſie ſich ſo undankbar vor! Martin behandelte ſie wie ein koſtbares Juwel, es war rührend zu ſehn, wie er ſich bemühte, ihr ein Lächeln abzugewinnen. Nie kam er aus der Stadt ohne köſtliches Geſchenk. Ein herrlicher Flügel war das letzte. Das war etwas Anderes als ihr elendes Ding drüben, aber ihre einfachen luſtigen Liedchen klangen hier nicht; es fehlte der volle übermütige Chor der Brüder. Wenn nur ein einziges Mal die vergnügte Bande hier geweſen wär! Ihr ſchien, als müſſe davon ein Nachklang in dieſen kalten, leeren Sälen bleiben.

Als die Sonne hervorbrach, hielt ſie es nicht länger aus. Sie wollte Tante Lenette fragen, die wußte immer Rat. Verboten hatte ihr Martin ja nicht, hinüber zu fahren.

Schon auf den glitzernden Wellen wurde ihr beſſer. Das Gefpenſterſchloß verſchwand, eine friſche Wirklichkeit ſchien aufzutauchen. Sie hatte ja wie im Traum gelebt.

Von drüben hörte ſie rufen. Die Jungen hatten längſt ihre Fahrt entdeckt.

Lauter Jubel empfing ſie. Wie wohl ihr das that! — das hatte ihr gefehlt, dieſer ſchöne Spektakel. Tante Nettchen ſchalt: „Du verlangſt Unſinn! Herr Martin kann doch nicht ſchreien wie ſechs Buben.“

War das ein Herzen, ein Lachen, ein Puſſen, da fühlte man doch, daß man lebte. Bald ſaßen ſie ſelig tafelnd, alle zu gleicher Zeit ſprechend in der Geisblattlaube.

„Wie das ſchmeckt,“ rief Catarine. „Nie eſſen wir draußen. Martin meint, es fielen Raupen hinein oder andres Ungeziefer. . . Was würden auch die Livreediener davon denken. Mir iſt oft, als wären ſie und unſre Sachen die Haupt-

Digitized by Google

sache, wir nur Nebensache. Wir, die Herrschaft, sind ja auch entschieden der kleinere Teil."

„Sehn möcht ich's doch", meinte Bob, „all die Pferde, die Hunde."

„Ja, Ihr müßt jetzt herüber kommen", sagte Catarina, „das große Haus ist ja leer. Wenn ich im Dämmerlicht darin herum gehe, komme ich mir selbst wie ein abgeschiedener Geist vor."

Es war schon spät, da fiel ihr ein, daß sie zurück müsse. Die Speisestunde war schon überschritten.

Sie erschrak. „Was wird Martin denken!" rief sie.

„Der", meinte Bob, „der denkt an nichts als seinen Gewinn. Er wird Dich nicht vermissen wie wir Dich vermissen."

„Doch, doch, er ist die Pünktlichkeit selbst." Sie eilte hinüber unter dem Kriegsgeschrei der Bande und dem Gejeul des Dickerchen, welches sich an ihren Rock gehangen. Einen großen Strauß Feldblumen brachte sie mit.

Martin saß vor der Thür und wartete auf sie. Er sah bleich und verstimmt aus.

„Laß doch das Unkraut", sagte er, es ihr aus der Hand nehmend und fortwerfend, „es ist ja schon welk. Der Gärtner stellt Dir so viel Sträuße als Du willst in das Zimmer."

„O Martin", erwiderte sie schüchtern, „solche Sträuße hat er nicht! Dies waren lauter gute Bekannte aus der Heimat, hier wachsen sie nicht. Und dann — Sträuße, die der Gärtner pflückt, reden nicht. Seh' ich Blumen, die ich gepflückt, im Glas, seh' ich zugleich die blaue Luft, den Sonnenschein, in denen ich sie fand."

„Nun", sagte er, „dann pflücke Rosen im Garten."

Sie schwieg und folgte ihm in's Haus. Dies Mal war die Sache noch schlimmer, sie hatte drüben gegessen. Erst versuchte er noch ihr zuzureden, dann hörte er selbst auf zu essen.

„Du wirst Dich doch entschließen müssen, hier zu leben", sagte er.

„Martin", mahnte sie bittend, „ich war das erste Mal drüben, ich vergaß die Zeit, es soll nie wieder vorkommen."

„Sie können ja lieber zu Dir kommen", erwiderte er düster, „wenn es nicht anders ist."

„Du wirst selbst Freude haben an den muntern Jungen", rief sie. Wie froh sie war, daß sie sie nun einladen durfte!

„Auf meine Freude kommt es nicht an", wehrte er ab.

„Doch, doch Martin", erwiderte sie, „grad auf Deine Freude am meisten! Ich war selbst langweilig geworden, nun werd ich wieder munter. Wir brauchen Gesellschaft."

„Ich nicht", antwortete er finster, „ich brauche nur Dich."

Endlich kam der ersehnte Sonntag, an welchem die Brüder und Tante Nettchen herüber kommen sollten. Er kam als rechter Feiertag, gekleidet in Sonnenglanz, umblüht und umduftet.

Ganz früh schon hatten die Burschе herübergejodelt. Wie ein Schwarm Staare nahmen sie ihren Flug und ließen sich auf das vornehme stille Ufer drüben nieder, Tante Lenette eine gefährliche Hülfe beim Landen leihend. Sie umdrängten die Schwester, jeder wollte der Nächste sein, es war ein Geschrei, ein Gedränge, ein Gestoße.

Martin verlor die Geduld. „Betragt Euch doch anständig", rief er.

„Anständig!" dachte Tante Lenette. „Ist es nicht anständig, sich über die Schwester zu freun?" Laut aber entschuldigte sie: „Es ist Kinderart, Herr Martin. Wenn Sie erst selbst welche haben —"

Aber er unterbrach sie unwirsch: — „dann werd' ich sie besser erziehn."

„Ich möchte nicht sein Kind sein", raunte Bob den Geschwistern zu. „Wartet nur, nachher schlagen wir ihm ein Schnippchen, laufen davon und thun, was uns gefällt." Ein feierliches Frühstück im goldenen Saal dämpfte sie, es berührte sie wie eine Art heiliger Handlung. Hinterdrein schlich Einer nach dem Andern aus dem Zimmer.

Draußen standen sie und berieten.

„Ich würd' ihm zu gern einen Streich spielen, er hat es von uns verdient", meinte Bob.

„Pfui nein", rief Lieb, „das würde Caterly grämen! . . . Caterly sieht aus, als ob sie sich überhaupt gräme, sie hat ein ganz andres Gesicht bekommen."

Tante Lenette hatte Alles loben wollen, aber diese finstre Pracht beengte ihr gutes, dickes Herz. „So gern ich Bäume habe", begann sie, „hier ließe ich doch ein paar schlagen, Luft und Licht sind doch auch etwas wert. Es ist zum Ersticken."

„Hier wird nichts geändert, Tante Lenette", erwiderte Caterly, „hier sieht ein Tag aus wie der andre, grad wie die Backsteine aus der Ziegelmaschine kommen. Es ist nicht wie bei uns."

Digitized by Google

„Als ob bei uns etwa Veränderung wäre, Bälle, Luſtbarkeiten!“

„Keine Luſtbarkeiten?“ rief die junge Frau. „Der Tag war voll davon.“

„Es iſt Deine Schuld“, mahnte die Tante, „wenn es hier nicht iſt. Martin thut, was er Dir an den Augen abſehn kann.“

„Meine Vergnügungen würden aber für ihn Plagen ſein,“ wandte Caterly ein, „und um ihn zu plagen, bin ich doch nicht hergekommen. Er hat keine Liebe für das Leben, das mich drüben ſo glücklich machte.“

„Du mußt Dir ein Neues ſchaffen“, war die Antwort, „ein Leben der Pflicht, der Arbeit.“

„Das iſt hier noch ſchwerer für mich zu finden, als das Vergnügen“, ſeufzte Caterly. „Bei Euch war ich doch auch unnütz, aber deshalb nicht weniger froh. Er liebt mich nur, wenn ich froh bin. Ich werde ſeine Liebe verlieren! Sag mir ein Mittel, Tante, gieb mir Rat!“

„Armes Kind! Nimm einen der Buben zu Dir!“

„Das ginge am wenigſten, er iſt eiferſüchtig auf Euch Alle.“

Die Bande kam eben herangeſtürmt, in ihren Händen große Blumenſträuße. „Ihr Unglückspilze!“ ſchrie Tante Lenette, „wo habt ihr das abgeriſſen? Das ſind ja lauter ſeltene Pflanzen!“

„Deſto beſſer, wenn ſie ſelten ſind!“ rief Bob, „wir wollten auch etwas ganz Apartes für Caterly. Was ſiehſt Du ſo erſchreckt aus? Du liebſt doch noch Blumen?“

„Gewiß liebt ſie Blumen“, ſchalt empört Tante Lenette, wild vor Angſt. „Aber in einem fremden Garten oder Gewächshaus reißt man keine Blumen ab, noch dazu ſo unerſetzliche.“

„Fremder Garten!“ riefen die Knaben, „iſt's nicht Caterlys Garten?“

„Lieben Dott gehören die Blumen,“ ſchaltete das Dickerchen ein.

„Aber nicht hier“, höhnte Bob, „hier gehört Alles Herrn Martin, das ganze Caterly mit. Ihr glaubt wohl, wir haben noch eine Schweſter? I behüte, die behält er ganz für ſich. Seht ſie nur an, iſt ſie nicht vertaufcht, ſah unſer Caterly je ſo zu Haus aus?“

Tante Lenette verſtummte vor Schreck, denn zwiſchen ihnen ſtand Martin, eine drohende Wolke zwiſchen ſeinen Brauen.

„Ja“, rief er, „mir gehört Catarina! Mir ganz allein. Darein werdet Ihr Euch wohl finden müſſen. Unſchuldig nannten ſie dieſe Buben, Fräulein Lenette?! Sie haben in einem Tage mehr zerſtört als eben ſo viel Arbeiter in Wochen wieder herſtellen können. Die Waſſerleitung verdorben, Hof und Küche ſind überſchwemmt. Ich will ihre übrigen Thaten nicht aufzählen. Ihr ſeid Wilde. Eh' Ihr nicht beſſere Sitten gelernt, kommt Ihr nicht wieder her.“

Tante Lenette ſchwieg beſtürzt. Bob aber, der ſich nicht ſo leicht dämpfen ließ, ſagte: „Es thut uns leid wenn wir Schaden machten, Herr Martin. Wir wollten es nicht. Sie brauchen ſich aber nicht zu fürchten, daß wir wiederkommen, es iſt uns viel zu langweilig hier.“

„O Bob!“ rief Tante Lenette. „Sie haben Recht, Herr Martin, es fehlt ihnen alle Lebensart und ich bin ſchuld daran. Sie paſſen nicht in dies ſchöne Schloß; Catarinas neue Heimat muß ihnen fürs Erſte verſchloſſen bleiben.“

„Schönes Schloß!“ murrte Bob. „Der große, graue Kaſten! Ungemütlich iſt er, lieber wohnte ich in einer Hundehütte — und Caterlys Heimat“, ſetzte er lachend hinzu, „die iſt bei uns. Fragt ſie nur!“

Catarina hatte erſchreckt zugeſehn, mit einer Art Furcht wich ſie vor Martin zurück. „Verzeih uns“, bat ſie, „er meint die Kinderheimat. Wir bringen Dir nichts als Not.“

„Rechne Dich nicht mit denen zuſammen“, ſagte er heftig. „Du biſt kein Kind mehr und Deine Heimat iſt jetzt hier.“

So leidvoll hatte noch kein Feiertag geſchloſſen, nie hatten die Burſche ſo viel zornige Thränen geweint, ſolch eine Bußpredigt gehört: ihr Groll gegen Martin, der ihnen die Schweſter geraubt, wuchs daran.

Auch Tante Lenette fühlte, daß ſie von ihrem Liebling geſchieden ſei. Nicht ihnen gehörte ſie mehr, ſie gehörte ihm. Glücklich, wer ſein Kind wohl aufgehoben weiß, ihr Schmetterling war von rauher Hand gefaßt; wie ſollte es mit dem glänzenden Silberſtaub auf den ſchimmernden Flügeln werden?! —

VIII.

Seit dem Tag hatte Catarine Furcht vor Martin, immer ſcheuer zog ſie ſich zurück, immer ſeltener wurde ihr Lächeln. Am Liebſten ſaß ſie ſtill in einer Ecke bei der Mutter.

„Martin ahnt nicht, wie Dir zu Mut iſt,

Digitized by Google

armes Ding", sagte die alte Frau, „ich weiß es, helfen kann ich Dir nicht."

„Es ist kein Wunder, wenn Du bleich wirst," schalt er, „immer in der Krankenstube."

„Laß sie doch zufrieden", fiel die Mutter ein, „mit wem soll das Kind hier lachen oder sich vergnügen? Du hast ihr die letzte Freude abgeschnitten, ihre Jungen. Laß sie doch wenigstens hinüber."

„Als ob ich sie hielte?" erwiderte er, „sie kann gehn, wann sie will; daß sie dort lieber ist als hier, weiß ich selbst am Besten."

Er blieb jetzt häufig Tagelang fort, oft mußte er freilich in die Stadt, oft blieb er freiwillig fort, weil ihm ihr Anblick wehe that.

Der Winter lag dazwischen, der lange, einsame Winter, nun wurde es wieder Sommer. Den Vater sah sie ab und zu, auch Tante Lenette; es half ihr nicht viel, der ganze Tag blieb grau und eintönig.

Alles stand jetzt in voller Blüte; hier merkte man nicht viel davon, aber die Rosen, die das Häuschen umklammerten, sah sie von fern. Sie saß wie immer am Flußufer und blickte sehnsüchtig hinüber. Ihr kam vor, als sei sie ganz alt und das Leben eigentlich vorbei; ob andre junge Frauen auch so fühlten, wenn sie sich von der Familie trennen mußten? Das bitterste war, daß er sie trennte. Hätte er sie dann wenigstens recht nah an sein Herz genommen.

Als sie diesen kummervollen Gedanken nachhing, zupfte sie jemand am Kleid. Sie schrak zusammen. Es war Bob.

„Cati", flüsterte er, „wir sind alle hier, wir halten's nicht länger aus. Tante Lenette weiß darum, sie sagt, es sei ihm ganz recht, wenn wir hinter seinem Rücken zu Dir kämen. Die andern sind im Wäldchen versteckt. Komm! Wir wollen lustig sein, wie sonst. O das wird ein Spaß sein!"

Sie war ganz außer sich vor Freude, den Bruder wiederzusehn, nahm seinen dicken Kopf zwischen beide Hände, küßte und herzte ihn.

„Es kann kein Unrecht sein, sich lieb zu haben", rief sie.

„Unrecht! Brav, gut und treu ist es von Dir, Cati, aber Herr Martin darf es doch nicht wissen. Der würde uns gleich zum Tempel wieder herauswerfen."

„Ich werde Euch nicht verraten, Bob."

Die Leute von der Ziegelei waren mit im Geheimnis; sie waren immer dabei, wenn des Herrn Gebot umgangen wurde. Im Walde wurde ein großes Fest gefeiert, Catarina die seligste von allen; sie lief, sprang über Gräben, warf sich ins Gras.

Erst als es dunkel wurde, trennten sie sich und die Knaben fuhren über den Fluß nach Haus. Immer von neuem winkte sie ihnen nach.

An dem Abend sagte Martin zu seiner Frau, als er spät heimkam: „Wie frisch Du heut aussiehst! Der Sommer wird Dir gut thun."

„Ich war lang draußen", erwiderte sie errötend.

Diese heimlichen Freuden wiederholten sich nun oft. Catarina hatte ein schlechtes Gewissen, aber Tante Lenette meinte: „Er ist selbst Schuld; warum gönnt er Dir und den Kindern nicht dies harmlose Vergnügen. Tyrannen werden immer hinter das Licht geführt und verdienen es auch nicht besser!"

„Wie sollst Du auch hier lustig sein", sagte Bob, als er sie aus den steifen dunklen Alleen herausholte, „es ist ja alles tot hier, hier können sich nur Gespenster vergnügen."

Zur Mutter ging sie nur selten herauf; ihr war, als ob diese tief liegenden Augen ihr in das Herz sähen.

Die alte Salome wußte, was vorging, und schwieg; sie liebte eigentlich Catarina, obgleich sie ihr Thun von Morgen bis Abend mißbilligte.

Da tauchte ein neuer Stern auf. Tante Lenette war im siebenten Himmel. Jetzt war sie nicht nur geduldet, nein notwendig drüben, Godvin hatte es gesagt.

Es wurden mehr kleine Hemdchen und Jäckchen genäht, als für alle Bübchen des Doktors zusammen. Catarina war in seliger Erwartung. Nun mußte alles anders werden, nun mußte Jubel sein, wie drüben: silberhelles Kinderlachen, unschuldige Fröhlichkeit.

Oftmals lächelte sie still in sich hinein, wenn sie an den Läpchen nähte oder die Päckchen sauber zusammenband mit blauen Schleifen.

Martin hatte das Gefühl, als ob ein böser Bann sich löste und die Zeit wahren Glücks endlich für dies Dach gekommen sei.

Die Mutter weinte, als er es ihr sagte. „Grad so wie Du heut, freute sich Dein Vater auf Dich, aber selbst dies war kein Schutz vor der Verzweiflung, die ihn in den Tod trieb."

„Was ihn vernichtete, ist nicht mehr, Mutter", erwiderte er. „Geldsorgen sind, so weit man

Digitized by Google

überhaupt rechnen kann, für immer verscheucht und die andern verschwinden für mich in dieser Hoffnung."

Martin bewachte Catarina mit ängstlicher Sorgfalt. Eigentlich sollte sie keinen Schritt thun, immer auf dem Ruhbett liegen. Er trug sie herein, heraus.

Godvin verhöhnte ihn. „Er wird noch alles verderben", rief er, „kehr Dich nicht dran, Catarina. Bewegung ist gesund."

Vor Martin wagte sie nicht, den Rat zu befolgen, hinter seinem Rücken aber kamen die Knaben wie zuvor.

Bis jetzt hatten sie die Ziegelei als gefährlich vermieden, auch konnten sie dort am leichtesten überrascht werden, obgleich natürlich nur die Tage gewählt wurden, an welchen Martin in die Stadt mußte.

Heut' bat Bob wieder dringend: „Laß uns doch nur ein einzig Mal hin, wir wollen ganz vernünftig sein. Heut kommt Dein Mann erst spät nach Haus, dann sind wir längst fort."

Eine Weile schwankte Catarina noch. Sie hatte schon manches Zugeständnis gemacht, und von Einem kommt man leicht zum Andern.

Was sollte dort geschehn? Der Ziegelmeister würde die Jungen schon bändigen, er kannte sie gut genug. Von den Kindern wuchs keins auf ohne Doktor Godvins Hülfe. Sie steckten in den abgelegten Kleidern seiner Knaben, sie führten manchen lustigen Schwank mit ihnen aus. Es lockte Catarina selbst. Sie hatte noch nie dergleichen gesehn.

So ziehn sie aus, beladen mit Vesperbrod, erfüllt von den weitgehendsten Plänen. Das Korn steht voll blauer Blumen, alles bekränzt sich und ist in festlichster Stimmung. „Was kann daran Böses sein", denkt Catarina und Bob äußert großmütig: „Heut thut mir Dein Mann selbst leid, daß er nicht dabei ist und nicht versteht, sich mit uns zu freun. Heut bist Du wieder unser lustiger Schmetterling von zu Haus."

Lang sehn sie der Dampfmaschine zu, die rastlos arbeitet.

„Sie erinnert mich an Schwager Martin", erklärt Bob, „man ist froh, wenn man nicht unter die Räder gerät. Ich warte nur, bis sie still steht, dann wird der arme Pony frei, der immer in die Runde geht, und wir machen endlich die Lustfahrt, die uns des Ziegelmeisters Hannes versprochen hat."

Die Sonne sinkt, die Abendglocken läuten, das Pferdchen wird von seinem endlosen Rundgang erlöst. Mit schwärmerischer Bewunderung umgeben die Knaben den Pony, sie streicheln ihn, küssen ihn, bekränzen ihn mit Blumen. Er schüttelt mißbilligend und bedenklich seinen dicken Kopf als ahnte ihm, daß seine Ruhe in Gefahr ist.

„Wenn die Herrschaften wollen und die gnädige Frau erlaubt", sagt Hannes, „spann ich den Pony noch einmal ein. Die Fahrt mit dem Karren in den Wald dauert kaum zehn Minuten."

Der ganze Chor bestürmt Catarina, der Pony ist schon eingespannt, sie warten keine Erlaubnis ab, klettern eilig in die Wagen, unter tausenderlei Spaß und Gelächter.

Der Pony schüttelt wieder bedenklich seinen dicken Kopf und wackelt mit den langen Ohren, dann beginnt er seinen Gang bedächtig, mit philosophischer Ergebung.

Die Sache sieht sehr sicher aus und Catarina fängt an, sich des Jubelrufs der Knaben zu freun, der noch lang über das goldne Kornfeld zu ihr herüberschallt.

Das Dickerchen hat sie zurückbehalten, es sitzt, einen dicken Kornblumenkranz auf dem Blondkopf, in Catarinas Schoß. Bob verachtet ihn deshalb, aber er trägts mit Würde.

Der Abendschein war noch nicht erloschen, da hörte man schon von ferner die lustigen Stimmen der Heimkehrenden. Wie eine Silhouette setzte sich der wunderliche Zug vom lichten Abendhimmel ab. Sie schwenkten die Tücher und grüne Zweige, der Pony schien selbst merkwürdig erregt, er beschleunigte seinen Schritt. „Er merkt den Stall", meinte der Ziegelmeister, der aus der Thür getreten war. Catarina sah mit Erstaunen, daß Bob die Zügel hatte; Hannes hatte doch so sicher versprochen, sie unter keinen Umständen fortzugeben. Kurz vor der letzten Anhöhe entspann sich offenbar ein Kampf. Alles schrie wild durcheinander. Der Ziegelmeister rief Hannes zu:

„Paß auf! Nimm die Zügel! Es kommt die schlimme Stelle!"

Es war zu spät. In wirrem Gewühl polterte der Zug die Höhe hinab. Der Ponny blieb erschreckt stehn.

Die Kinder waren alle herausgefallen. Lachend krabbelten sie aus dem Gras hervor. Nur Einer blieb liegen und das war Bob.

Jetzt umstanden sie ihn mit bleichen Gesich-

Digitized by Google

tern. Angstvoll warf sich Catarina über ihn. Da schlug der Junge die Augen auf:

„Was ist denn los? Macht doch nicht solch' Geschrei! Ich werde gleich aufstehn. Heule nicht, Hannes, ich bin Schuld, ich ganz allein. Da ist es gerecht, daß ich etwas abbekomme."

Er versuchte sich zu erheben, aber statt empor zu kommen, sank er zurück und über sein Gesicht ging es wie ein Todesschatten.

Der Ziegler war gleich herüber zum Vater; ein dichter Kreis von Arbeitern umstand Catarina und Bob; sie schwatzten durcheinander, allerlei Möglichkeiten erwägend, mit Vorliebe das Schrecklichste:

„Er wird sterben, wenn er nicht schon tot ist. Der schwere Karren fiel auf ihn. Es bleibt eine Unglücksstätte."

Endlich kam Godvin, natürlich mit Tante Lenette; ihr dickes sonst so vergnügtes Gesicht war entstellt vom Schreck. Sonst schrie sie bei jeder Gelegenheit und war es nur eine Maus oder Spinne, heut blieb sie starr und stumm.

Godvin schickte mit einem Zorneswort die Neugierigen in ihre Häuser.

„Was wird es denn sein?" sagte er, „der Junge hat sich das Bein verstaucht. Steh auf, Catarina, Du machst es nur schlimmer."

Der Knabe hatte jetzt wieder die Augen offen; mit einem trostlosen hülfeflehenden Blick heftete er sie auf den Vater.

„Nimm mich nach Haus", flüsterte er, „nimm mich nach Haus. Laß mich nicht länger hier, hier sterb' ich, hier ist nichts als Unglück!"

Eben trat Martin, der aus der Stadt gekommen war, hinzu.

„Du brauchtest es nicht hier zu suchen, Tollkopf", sagte er herb. „Dir war es überall sicher! Geh nach Haus, Catarina!"

„Auch der Knabe muß hier bleiben," sagte der Vater.

„Sie werden ihn nicht herüberbringen, Godwin?"

„Ich kann nicht," antwortete der Arzt, „es wäre sein Tod; er ist auf Ihre Güte angewiesen, wie wir alle. Lenette, bringe die Knaben heim. Catarina hätte sie nie hier haben sollen."

Bob widerstrebte, als er aufgehoben wurde; er jammerte und schrie, als sie ihn in das Schloß trugen.

Seine Klagen drangen bis zu Martins Mutter herauf. Salome erzählte ihr auf ihre Frage Alles.

„Er ist noch trauriger dran als ich, Salome", erwiederte die alte Frau. „So jung! Wie lang wird er leiden müssen!"

„Sein Lebelang scheint's", klagte die Dienerin. „Ich hörte Herrn Godvin mit unserm Herrn sprechen. „Er bleibt ein Krüppel", sagte Herr Godvin, „haben sie Mitleid mit ihm, wenn er auch Schuld ist." Herr Martin aber: „Catarina ist Schuld" antwortete er.

„Arme Catarina," seufzte die alte Frau „sie hat es noch schwerer als ich, ich war auch unschuldig."

Es war wieder still im Schloß. Die Dämmerung war zur Dunkelheit geworden. Martin suchte Catarina; in ihrem Zimmer hatte er sie nicht gefunden. „Wenn sie mich liebte", dachte er bitter, „so wär dies nie geschehen! Aber sie liebt nur die da drüben. Wie hinterlistig hat sie gegen meinen Wunsch, gegen meinen Befehl gehandelt!"

Im ganzen Schloß suchte er sie umsonst, endlich fand er sie zusammengekauert unter Bobs Fenster. Der Thau hatte ihre Kleider durchtränkt; das Haar hing ihr wirr um die Schläfe.

Sie schrak zusammen, als er rief.

„Mache mir keine Vorwürfe", flehte sie, „ich bin hart genug bestraft."

„Es könnte doch noch härter kommen, Catarina", erwiederte er finster. „Komm herein! Weißt du nicht, daß du noch ein Leben in Gefahr bringst?"

„Ich wollte, wir wären alle todt", schluchzte sie.

„Es stirbt sich nicht so leicht", sagte er hart. „Hast du nicht Jammer genug angerichtet?"

„Verzeih", stammelte sie, „ich bin zu unglücklich, ich vergaß, Du kannst ja noch Freude an dem Kind haben, wenn es gesund zur Welt kommt. Ich denk' immer nur an mich und die Meinen."

„Ist es nicht dein Kind wie meins, Catarina?"

Sie antwortete nicht, versuchte aufzustehn und konnte nicht, er trug sie hinauf in ihr Zimmer, legte sie auf ihr Bett, schickte Salome und ging hinunter zu dem Knaben, dem der Vater den Verband anlegte. Keiner sprach, so saßen sie still neben einander und man hörte nur die Jammertöne Bobs.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Künſtler.

Denen, die der Wüſte Sand durchſchreiten,
Denen, die das wilde Meer befahren,
Wenn Verzagen ihren Geiſt umdunkelt,
Hilft die wunderthät'ge Fee Morgana.

Aus den Wellen, aus dem Sand erhebt ſie
Palmengrüne Küſten und Oaſen,
Hohe Säulentempel, die der Oſten
Überſpinnt mit wunderbarem Lichte. —

Unſrer Wüſtenwandrung winkt ein Eden,
Unſrer Meerfahrt ſolch ein ſelig Eiland;
Jene ſchauen's, die das Ruder lenken,
Die voran dem Wüſtenzuge reiten.

Schauen's nicht in ſeiner wahren Schönheit;
Zitternd nur in ferner Luft begegnet
Ihrem Blick das Trugbild der Morgana —
Und ihr Auge glüht in Seherflammen.

Und den wild verzweifelnden Genoſſen,
Die, am Boden ſchmachtend, ſich verfluchen,
Künden ſie mit ſchauerndem Erſtaunen
Alle Wonnen der beglückten Ferne.

Seltſam ſtrömt's von den beredten Lippen,
Und in nie gehörten, heil'gen Lauten
Singen in prophetiſcher Begeiſt'rung
Sie der Menſchheit kommende Vollendung.

Wer die Seher ſind? Wie oft, o Menſchheit,
Kafteſt du dich auf zu neuer Wandrung,
Wenn in ſel'gen Tönen und Geſtalten
Ihre Hoffnung ſang vom Paradieſe! —

Denen, die des Lebens Meer befahren,
Die des Daſeins Wüſtenſand durchſchreiten:
Wenn Verzagen ihren Geiſt umdunkelt,
Hilft die wunderthät'ge Fee Morgana.

Otto Ernſt.

Mondzauber.

Ach, du leuchteſt ſo mild herein,
Weicher, duftiger Mondenſchein,
Und dein gleitender, lauender Schimmer
Dehnt und weitet das enge Zimmer.

Hab' ich hier mit Sorgen gehauſt?
Hat mich hier der Kummer gezauſt?

Hab' ich hier das Glück vergeſſen,
Das ich lange Jahre beſeſſen?

Was nur frag' ich! Schimmerndes Licht
Gleiteſt über mein Angeſicht,
Gleiteſt und ſtiehſt, und all mein Leben
Will in wonnigen Traum verſchweben.

Bruno Salmer.

Später Frühling.

Der arme Lenz that niederkauern
Und harren trüb und ſtill,
Ihm bangte vor den Regenſchauern
Und Stürmen des April.

Doch ſchon erklang vom Eichenbaume
Durch Nebel und durch Dunſt,

Süßtraurig und wie halb im Traume
Der Amſel Liederkunſt.

Nun regt ſich's leiſe allenthalben,
Denn heimlich über Nacht
Kroch aus dem Laub, dem dürren falben,
Friſchgrün der Lenz und lacht!

Gottfried Boehler.

Traute Linde.

Traute Linde, läſſeſt ſacht
Blatt um Blatt hernieder fallen,
Deines Wipfels letzte Pracht
Mit dem Herbſte weiter wallen.

Stehſt dann einſam und beſiegt,
Kahl und grau, doch ohne Klagen;
Wie dein Schickſal es gefügt,
Alſo weißt du es zu tragen.

Traute Linde, auch zu Dir
Blicke ich die langen Stunden;
Dein Verhängnis, auch zu mir
Hat es ſeinen Weg gefunden.

Aber trotzig, einſichtslos
Klingt mein Herz mit ihm voll Beben,
Statt wie du, ſo ſanft und groß,
Sich dem Größ'ren zu ergeben!

Ottilie Bibus.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Tartüff.

Lustspiel in fünf Akten von **Molière**. In deutschen Versen von **Ludwig Fulda***).

Personen.

Madame Pernelle.
Orgon, ihr Sohn.
Elmire, seine Frau.
Damis, } seine Kinder
Mariane, } erster Ehe.
Valer, Mariannen's Verlobter.
Cleant, Orgons Schwager.
Tartüff.
Dorine, Mariannens Kammermädchen.
Loyal, Gerichtsdiener.
Ein Polizeibeamter.
Flipote, Dienstmädchen der Madame Pernelle.

Schauplatz: Paris, in Orgons Haus.

Erster Akt.

Erster Auftritt.

Madame Pernelle. Elmire. Mariane. Cleant. Damis. Dorine. Flipote.

Mad. Pernelle.
Jetzt hab' ich's satt! Komm, Flipote; gehen wir!

Elmire.
So eilig? Lassen Sie sich doch geleiten.

Mad. Pernelle.
Nein, Schwiegertochter, bleiben Sie nur hier;
Ja, bleiben Sie! Wozu die Förmlichkeiten?

Elmire.
Wir wissen, was wir Ihnen schuldig sind.
Doch, warum wollen Sie schon gehn?

Mad. Pernelle.
Ich kann die Wirtschaft hier nicht länger sehn!
Was ich auch rede — ihr seid taub und blind
Und thut das Gegenteil, mir grad' zum Torte;
Ein andrer halte so was aus!
Kein Funke von Respekt, und Worte hört man, Worte,
Als wäre man im Narrenhaus.

Dorine.
Ja . . .

Mad. Pernelle.
Sie, mein Kind, sind hier die Magd;
Ein großes Mundwerk! Eine freche Zunge!
Sie sollten warten, bis Sie jemand fragt.

Damis.
Indes . . .

Mad. Pernelle.
Du, Enkel, bist ein dummer Junge,
Und sage nur, Großmutter hat's gesagt.
Ich habe deinem Vater deine Gaben
Längst prophezeit: du bist ein Thunichtgut;
Er wird an dir noch viel Vergnügen haben!

Mariane.
Mir scheint . . .

Mad. Pernelle.
Mein Gott, die Schwester! Wie sie thut!
Dies Blümchen rühre mich nicht an!
Jedoch die tiefsten Wasser sind die stillen,
Und was dahinter steckt, das wittert man.

Elmire.
Verzeihn Sie, Mutter . . .

Mad. Pernelle.
Tochter, grad' heraus,
Sie sollten, ging's nach meinem Willen,
Das gute Beispiel sein für's ganze Haus;
Die sel'ge erste Frau, die war es allen.
Und was soll diese Geldvergeudung nutzen?
Wozu ist's nötig, so sich aufzuputzen?
Die Frau, die nur dem Gatten will gefallen,
Die braucht dazu kein fürstlich Kleid.

Cleant.
Nun, wenn auch . . .

Mad. Pernelle.
Ihnen, Schwager, alle Ehre,
Hochachtung, Liebe und Ergebenheit;
Doch wenn ich meines Sohnes Gattin wäre,
Würd' ich Sie dringend bitten, fortzubleiben.
Was Sie von Lebensweisheit offenbart,
Ist nichts für Leute, die es ehrbar treiben.
Nun wissen Sie's! Sprach ich zu wenig zart?
Frei von der Leber, das ist meine Art!

Damis.
Ihr Herr Tartüff wird glücklich sein zu hören . . .

*) Die in [] gesetzten Stellen werden bei der Aufführung gestrichen. Der Übersetzer.

Digitized by Google

Mad. Pernelle.

Das ist ein Ehrenmann, ein würdig Haupt;
Und muß mich's etwa nicht empören,
Wenn solch ein Schlingel sich erlaubt . . .

Damis.

Wie! Soll ich's dem Duckmäuser gönnen,
Daß seine Macht tyrannisch sich erstreckt,
Daß wir uns hier an nichts mehr freuen können,
Worein der Herr nicht seine Nase steckt?

Dorine.

Wenn man ihm glauben soll und hört ihn an,
Ist alles, was man thun mag, ein Verbrechen;
Denn allem spürt er nach, der fromme Mann.

Mad. Pernelle.

Gut, daß er nachspürt euren Schwächen.
Auf diesem Weg geht ihr zum Himmel ein.
Mein Sohn soll diesen Mann euch lieben lehren.

Damis.

Nicht hundert Väter können mich bekehren,
Je dieses Menschen Freund zu sein.
Ich wäre sonst ein Lügner und Verräter.
Seh' ich ihn nur, hält mich der Zorn benommen;
Ich fühl's, ich werde mit dem Leisetreter
Noch eines Tages aneinander kommen.

Dorine.

Von so 'nem Fremden ist's ein starkes Ding,
Sich als Gebieter bei uns festzusetzen,
Ein Bettler, der zuerst halb barfuß ging
Und einen Rock anhatte, ganz in Fetzen!
Der ist es, der seitdem den Herrn hier spielte,
Und nichts mehr ist ihm gut genug im Haus.

Mad. Pernelle.

Ja, weiß der Himmel, besser säh's hier aus,
Wenn seine fromme Mahnung Recht behielte!

Dorine.

Fromm ist er nur in Ihrer Phantasie;
In Wirklichkeit ist's pure Heuchelei.

Mad. Pernelle.

Schweig' sie!

Dorine.

Er und sein Diener, alle zwei —
Den Beiden traue ich im Leben nie.

Mad. Pernelle.

Den Diener kenn' ich nicht genauer;
Der Herr jedoch, das ist ein Ehrenmann,
Der euch nur deshalb nicht behagt,
Weil er euch allen blank die Wahrheit sagt.
Denn eure Sünden setzen ihn in Trauer,
Und nur der Eifer Gottes treibt ihn an.

Dorine.

Nun schön; doch ist's vielleicht vor Gott ein Makel,
Wenn uns besucht ein ehrenhafter Gast?
Ihm aber wird hier jedermann zur Last;
Bei jedem macht er einen Mordspektakel.
Und im Vertrau'n gesagt, was ist der Grund?
(Zeigt auf Elmire.)
Der gute Mann ist eifersüchtig.

Mad. Pernelle.

Still! Halten Sie den schnöden Lästermund! —
All' die Besuche hass' ich auch — und tüchtig!
Fortwährend wird treppauf, treppab gesprungen;
Die Thür mit Kutschen stets verschanzt,
Ringsum Lakaien aufgepflanzt —
Das giebt Gerede bei den bösen Zungen.
Und wenn ihr weiter auch nichts Schlimmes thut.
Man spricht darüber — und das ist nicht gut.

Cleant.

Man spricht! Verhindern Sie die Welt zu sprechen!
Das wäre mir ein sauberes Gesetz,
Wenn ich aus Angst vor thörichtem Geschwätz
Mit meinen besten Freunden müßte brechen.
Und wenn ich's thäte, würd' es etwas nützen?
Wär' das ein sich'res Mittel gegen Klatsch?
Vor der Verleumdung kann man sich nicht schützen! —
Drum kümmre sich wer mag um dies Getratsch.
Soviel wir können, thun wir Recht;
Die Andern mögen ihre Zunge üben!

Dorine.

Frau Daphne und ihr Mann im Haus da drüben,
Die machen uns besonders schlecht.
Am schnellsten wird die Andern schmähn,
Wer selbst was hat auf seinem Kerbholz stehn.
Wo die nur irgend etwas aufgegabelt,
Das eines Zweifels Schein erlaubt,
Da wird's mit Freude rings herum gefabelt,
Daß alle Welt wer weiß was glaubt.
Die Thaten Andrer werden bloßgestellt,
Damit man ihre eigenen verzeiht
Und irregeführt durch falsche Ähnlichkeit
Sie selbst für nicht viel schlimmer hält.
Wenn dann gerechter Tadel sie ereilt,
So haben sie ihn wenigstens verteilt.

Mad. Pernelle.

Nun, das mag unerörtert bleiben.
Orante jedoch lebt musterhaft gewiß;
Sie lebt dem Himmel. Trotzdem ist das Treiben
In diesem Haus auch ihr ein Ärgernis.

Dorine.

Das ist 'ne Frau! Ich weiß, wie hoch die steht!
Von der ist nur das Beste zu erfahren!
Doch wurde sie so fromm erst mit den Jahren,
Und sie ist tugendhaft, weil's nicht mehr anders geht.

Digitized by Google

So lang die Herzen ihr Tribut entrichtet,
So lange griff sie zu mit frischer Hand;
Erst seit der Glanz aus ihren Augen schwand,
Verzichtet sie, weil man auf sie verzichtet,
Und läßt nur noch im frommen, keuschen Schleier
Die abgeblaßten Reize sehn.
Wenn sich empfohlen hat der letzte Freier,
Dann müssen die Koketten in sich gehn.
Verlassen sind sie, und die schwere Bürde
Erleichtern sie durch Ehrenhaftigkeit,
Und sie entwickeln eine Würde
Und eine Strenge, welche nichts verzeiht.
Natürlich, daß die andern Frau'n nichts taugen!
Doch nicht aus Tugend, nur aus Neid
Ist ihnen Andrer Glück ein Dorn in Augen,
Ein Glück, das ihrem Alter nicht mehr blüht.

Mad. Pernelle (zu Elmire)

So dumm Geplapper freut wohl Ihr Gemüt?
Ich komme gar nicht mehr zu Wort;
Denn die Person hier schwatzt in einem fort.
Doch endlich möcht' auch ich zum Reden kommen:
Mein Sohn bewies den äußersten Verstand,
Als er den frommen Mann hier aufgenommen;
Der Himmel selber hat ihn hergesandt
Zur Rettung eurer arg verführten Seelen;
Ihm zu willfahren möcht' ich euch empfehlen;
Mit vollem Rechte nennt er euch bethört.
Besuche, Bälle, Unterhaltungsstunden,
Das Alles hat der böse Geist erfunden.
Wann wird hier je ein christlich Wort gehört?
Gottlose Reden, Gassenhauer, Possen
Und über euren Nächsten Spott und Hohn;
Denn nichts ist heilig euren Glossen.
Kopfweh bekommt ein kluger Mensch davon;
So toll geht's zu auf jedem eurer Feste.
Wirr durcheinander happeln alle Gäste.
Ein Doktor machte jüngst den guten Witz:
„Es ist der reine Turm von Babylon,
Denn Jeder happelt, als bekäm' er Lohn."
Die Sache, die war nämlich so . . .

(sieht Cleant lachen.)

Mir scheint, der Herr dort kichert. Ei der Blitz!
Wo anders suchen Sie sich Ihre Narren!

(Zu Elmire.)

Adieu! Ich schweig' und denke mir mein Teil.
Mit diesem Haus hab' ich nichts mehr zu schaffen,
Und bis ich wiederkomme, könnt ihr harren!

(Zu Flipote.)

Was stehst du hier und hältst Maulaffen feil!
Du Gans, (giebt ihr eine Ohrfeige) ich will dich lehren gaffen.
Marsch! Vorwärts!

(Sie treibt Flipote voraus und geht ab, gefolgt von Elmire, Marianne, Damis.)

Zweiter Auftritt.

Cleant. Dorine.

Cleant.

Nein, ich folg' ihr lieber nicht;
Von Neuem sonst begänn' sie ihre Suade,
Die gute alte Frau . . .

Dorine.

Wie jammerschade,
Daß sie's nicht anhört, wie man von ihr spricht.
Sie würde finden, daß sie sehr galant,
Und daß sie noch nicht in dem Alter steht . . .

Cleant.

Wie ist sie doch um nichts in Zorn entbrannt!
Ihr Herr Tartüff hat ihr den Kopf verdreht.

Dorine.

Das ist noch gar nichts gegen ihren Sohn.
Sehn Sie erst den! Der ist bei weitem schlimmer!
Vom Weltmann grad' bekam er einen Schimmer,
Hoffähig war er beinah schon.
Jetzt aber steht's mit seinem Geiste stan,
Seitdem er sich in den Tartüff verschossen;
Er hat ihn in sein Herz geschlossen
Weit mehr als Mutter, Tochter, Sohn und Frau.
Sein Rat erscheint ihm unentbehrlich;
Er weiht nur ihn in jed' Geheimnis ein
Und hätschelt ihn — mit der Geliebten schwerlich
Vermöchte man viel zärtlicher zu sein.
Den Ehrenplatz weist er ihm an bei Tisch,
Ist froh, wenn er sich vollstopft bis zur Rundheit,
Giebt ihm das beste Stück von Fleisch und Fisch,
Und wenn ihm aufstößt, ruft er: Zur Gesundheit!
Kurz, er ist völlig toll mit seinem Helden,
Weiß neue Wunder stets von ihm zu melden,
Ein groß' Mirakel scheint ihm, was er thut,
Und was er spricht, ist eine Offenbarung.
Der kennt natürlich seinen Gimpel gut
Und giebt mit schlauer Kunst ihm neue Nahrung.
Indes der Heuchler seinen Raub gewinnt,
Bekrittelt er uns alle, wie wir sind.
Sogar sein lump'ger Diener stimmt mit ein
Und maßt sich an, uns zu bekehren
Und uns scheinheilig zu verwehren
Die Bänder, Schminken, Schönheitspflästerlein.
Der Schurk' zerriß mit eigner Hand
Ein Schnupftuch, das er im Gebetbuch fand,
Und sagte, daß es schwerer Frevel sei,
Wenn Teufelskram ein Heiligtum berühre.

Dritter Auftritt.

Dorine. Elmire. Marianne. Damis (kommen zurück)

Elmire (zu Cleant).

Sie Glücklicher, Sie waren nicht dabei!
Sie hielt noch hübsche Reden vor der Thüre.
Mein Mann ist da, ich hab' ihn kommen sehr
Und will mich in mein Zimmer jetzt begeben.

Digitized by Google

Cleant.
Ich warte hier — nicht zum Vergnügen eben;
Ich will ihn nur begrüßen und dann gehn.
(Elmire, Marianne ab.)

Vierter Auftritt.

Cleant. Damis. Dorine.

Damis.
Vergessen Sie nicht meiner Schwester Ehe!
Den Vater hat, wenn richtig mein Verdacht,
Tartüff auch darin schon herumgebracht.
Davon hängt ab mein eigen Wohl und Wehe.
Denn meine Schwester liebt Vater,
So wie ich seine Schwester gerne mag.
Und wenn . . .

Dorine.
Da kommt er.
(Damis ab.)

Fünfter Auftritt.

Cleant. Dorine. Orgon.

Orgon.
Schwager, guten Tag!

Cleant.
Ich grüße Sie bei Ihrer Wiederkehr.
Da draußen auf dem Land ist's wohl noch kahl?

Orgon.
Dorine . . . (zu Cleant.) Schwager, wenn's beliebt . . .
Ich bin besorgt und will nur schnell einmal
Vernehmen, was es Neues giebt.
(Zu Dorine).
Wie ist's gegangen hier in den zwei Tagen?
Wie geht's? Wie steht's? Hat sich was zugetragen?

Dorine.
Vorgestern fieberte Madame recht heftig
Und legte wegen Kopfschmerz sich zu Bett.

Orgon.
Und Herr Tartüff?

Dorine.
Der ist gesund und kräftig,
Mit roten Backen, dick und fett.

Orgon.
Der Ärmste!

Dorine.
Abends aß sie keinen Bissen;
Ich tischte auf; doch ihr war's einerlei,
So schrecklich hat es sie im Kopf gerissen.

Orgon.
Und Herr Tartüff?

Dorine.
Der aß allein für zwei
Und ließ gar fromm ein Rebhuhn nach dem andern
Nebst Hammelbraten in den Magen wandern.

Orgon.
Der Ärmste!

Dorine.
So verstrich die ganze Nacht;
Die Schmerzen blieben ungelindert,
Und weil das Fieber sie am Schlaf gehindert,
Hab' ich am Bett bis morgens früh gewacht.

Orgon.
Und Herr Tartüff?

Dorine.
Ging, als er schläfrig war,
In seine Kammer mit gemess'nem Schritte;
Drauf legt' er sich in seines Bettes Mitte
Und schlief die Nacht ganz wunderbar.

Orgon.
Der Ärmste!

Dorine.
Endlich schickte sie zum Bader.
Der kam und ließ ihr gleich zur Ader,
Und darauf trat die Besserung ein.

Orgon.
Und Herr Tartüff?

Dorine.
Stand auf wie neugeboren,
Und teils zur Stillung seiner Seelenpein,
Teils weil Madame so sehr viel Blut verloren,
Trank er zum Frühstück eine Flasche Wein.

Orgon.
Der Ärmste!

Dorine.
Beiden geht's vortrefflich heut,
Und jetzt will ich doch gleich Madame vermelden,
Wie riesig ihre Heilung Sie erfreut. (Ab).

Sechster Auftritt.

Orgon. Cleant.

Cleant.
Die lacht Sie aus — und Ihren Helden,
Und — bitte, hören Sie mich an in Ruh' —
Sie hat weiß Gott ein Recht dazu.
Ist so was denn schon dagewesen!
Kann Sie ein Mensch mit Netzen so umziehn,
Daß Sie an nichts mehr denken als an ihn?
Ein Mensch, den Sie vom Pflaster aufgelesen,
Und den Sie . . .

Orgon.
Halt, urteilen Sie nicht blind!
Sie kennen nicht den Mann, den Sie verklagen.

Cleant.
Ich kenn' ihn nicht; allein, was will das sagen?
Denn um zu wissen, welchen Geistes Kind . . .

Digitized by Google

Orgon.

Herr Schwager, kennen Sie ihn erst und dann . . .
Sie sind entzückt, begeistert, hingerissen!
Das ist ein Mann, ein Mann, kurzum, ein Mann!
Wer willig ihm Gehör verleiht,
Wird nie den Seelenfrieden missen
Und hält die Welt für einen Haufen Dünger;
Ja, als sein aufmerksamer Jünger
Lern' ich, wie albern Lieb' und Zärtlichkeit.
Ich bin erlöst von allen Erdenscherben
Und sähe jetzt mit größter Herzenskühle
Frau, Mutter, Kinder, Bruder sterben.

Cleant.

Das ist der Gipfel menschlicher Gefühle.

Orgon.

O, hätten Sie gesehn, wie ich ihn fand,
Sie liebten ihn wie ich und noch darüber.
Zur Kirche kam er unverwandt
Und kniete mir alltäglich gegenüber.
Er flehte mit so brünstiger Geberde,
Daß Aller Augen auf ihm ruhten,
Mit so viel Seufzern, so viel Seelengluten,
Und dabei küßt' er jedesmal die Erde!
Ging ich hinaus, so war er schnell am Orte,
Weihwasser mir zu bieten an der Pforte.
Sein Diener, ganz ihm gleich in frommem Leben,
Erzählte mir, wie schlecht's dem Armen ging,
Und als er Gaben nun von mir empfing,
Wollt' er mir stets die Hälfte wiedergeben.
„Zu viel!" sagt' er. „Sie schenken viel zu reich;
Ich bin nicht wert, daß Sie sich mein erbarmen."
Und wenn ich es nicht wiedernahm sogleich,
Vor meinen Augen gab er es den Armen.
Endlich bestimmt' ich ihn, bei mir zu wohnen,
Und dafür will mich Gott belohnen:
Um Aller Seelenheil bemüht er sich,
Und höchst besorgt um meine Ehre,
Behütet er mein Weib vor zärtlichem Verkehre
Viel eifersüchtiger als ich.
Im Dienst des Herrn sich täglich anzuschärfen,
Beim kleinsten Fehl sich Sünden vorzuwerfen
Und sie zu büßen, wird er niemals matt;
In Selbstanklagen hat er jüngst sich noch ergangen,
Weil er beim Beten einen Floh gefangen
Und allzuzornig ihn getödtet hat.

Cleant.

Weiß Gott, Sie haben einen Sparren,
Herr Schwager, oder halten mich zum Narren!
Sie denken wohl, mit solchen Faseleien . . .

Orgon.

Freigeisterei hat Sie umgarnt,
Herr Schwager! — Ja, so reden diese Freien!
Ich habe Sie nun oft genug gewarnt:
Das könnte schlimme Folgen nach sich ziehen.

Cleant.

Man kennt die Logik, welche euch gefällt:
Als Freigeist wird von euch verschrieen,
Wer seine beiden Augen offen hält,
Und wen der eitle Schein nicht schon erbaut,
Der hört auch nicht der heil'gen Wahrheit Stimme.
Ich habe weder Furcht vor eurem Grimme
Noch vor dem Himmel, der in's Herz mir schaut.
Kein Flausenmacher soll mich je bekommen!
Ja, falsche Helden giebt's und falsche Frommen.
Denn geht es nicht zum Handeln und zum Streiche,
Dann sind die echten Helden stumm,
Und mit den echten Frommen ist's das Gleiche:
Die machen nicht so viel Brimborium.
Wie's Ziemt sich's, über einen Kamm zu scheeren
Die Gottesfurcht und Heuchelei,
Als ob es ganz dasselbe sei,
Statt des Gesichts die Larve zu verehren?
Das heißt, den Kunstgriff als Natur betrachten,
Die Wahrheit mit dem Widerschein,
Ein leer' Phantom mit dem lebend'gen Sein
Und falsches Geld mit echtem gleich erachten.
Die Menschen sind ein sonderbar Geschlecht:
Natur ist ihnen niemals recht,
Nie wird die Grenze der Vernunft gewahrt;
Sie müssen stets darüber huschen
Und selbst das Edelste verpfuschen
Durch Übertreibung jeder Art.
Beiläufig wollt' ich Ihnen das bemerken.

Orgon.

Jawohl, Herr Doktor hochgelahrt,
Bewundert und verehrt in Wort und Werken,
Sie ganz allein sind weise von uns Allen,
Ein Cato, ein Prophet für dies Jahrhundert!
Wir Andern, wir sind auf den Kopf gefallen.

Cleant.

Ich bin kein Doktor, den die Welt bewundert,
Und maße mir nicht große Weisheit an;
Doch was ich weiß und was ich kann,
Ist Falsch von Wahr zu unterscheiden.
Und weil an Wert nichts höher steht
Als eines frommen Mannes Gottergebung,
Nichts mehr zu preisen, zu beneiden
Als wahre Religiosität,
Kann ich die Heuchler auf den Tod nicht leiden
In ihrer angeschminkten Überhebung,
Die sauberen Quacksalber, die Zeloten
Mit ihrem lästerlichen Frazzenkram,
Die Mißbrauch treiben straflos, ohne Scham
Mit allen heiligen Geboten;
Die Leute, die von Eigennutz geblaht
Die Frömmigkeit erniedern zum Gewerbe,
Mit falschem Augenaufschlag und Gebet
Ein Amt erschleichen und ein fettes Erbe,

Digitized by Google

Die Leute, die den Himmelsweg da droben
Als Weg zu irdischem Genuß gewählt
Und jeden Tag, von Dünnut ganz beseelt,
Enthaltsamkeit bei vollen Schüsseln loben,
Die fromm im Arm des Lasters ruhn,
Nachsüchtig, treulos, heftig, voll von Ränken,
Und wenn sie Jemand zu vernichten denken,
Dies nur im Namen Gottes thun,
Dreifach gefährlich, wenn sie grollen,
Weil dieses Volk mit heil'gen Waffen ficht
Und seine Gier, durch Nachsicht angeschwollen,
Uns mit geweihtem Schwerte niedersticht.
Von dieser Sorte lebt ein ganzer Schwarm. —
Des Glaubens Reinheit zeigt sich rasch den Kennern,
Und unsre Zeit ist wahrlich nicht so arm
An höchst nachahmenswerten Gottesmännern.
Den Ehrentitel führen lange schon
Bei aller Welt Ariston, Periander,
Oront, Aleidamas, Klitander
Und machen doch kein groß Geschrei davon.
Vor solchem Dünkel sind sie auf der Hut;
Sie denken menschlich, auch in ihrem Glauben,
Und Alles zu bekritteln, was man thut,
Die Hoffart würden sie sich nie erlauben.
Sie brauchen nicht der Worte hohen Flug
Und wollen nur durch Thaten uns beschämen;
Von Andern gleich das Schlimmste anzunehmen,
Dazu sind sie nicht streng genug.
Da giebt es Kniffe nicht und Sonderbünde;
Ein edles Leben ist ihr einzig Ziel,
Sie sind nicht grausam, wenn ein Schwacher fiel,
Und hassen nicht den Sünder, nur die Sünde;
Sie werden nie des Übereifers Beute,
Sie greifen nie dem Himmel vor im Groll:
Das sind die Rechten, das sind meine Leute,
Das ist das Beispiel, dem man folgen soll.
Ihr Herr Tartüff kommt diesem Bild nicht nah,
Und wenn Sie Ihr Vertrau'n an ihn verschwendet,
So wurden Sie durch falschen Glanz geblendet.

Orgon.

Sind Sie nun fertig, lieber Schwager?

Cleant.

Ja.

Orgon (will gehen).

Empfehle mich!

Cleant.

Nein, von was Andrem jetzt!
Ich bitte drum! Vater, Sie wissen, hatte
Ihr Wort als Ihrer Tochter künft'ger Gatte.

Orgon.

Jawohl.

Cleant.

Der Hochzeitstag war festgesetzt.

Orgon

(nähert sich während des Folgenden langsam der Thür).

Gewiß.

Cleant.

Warum verschiebt man's immerfort?

Orgon.

Ich weiß nicht.

Cleant.

Sollten Sie's etwa bereuen?

Orgon.

Vielleicht.

Cleant.

Das heißt, Sie halten nicht Ihr Wort?

Orgon.

Sagt' ich so was?

Cleant.

Sie werden sich wohl scheuen,
Nicht zu erfüllen, was Sie zugesagt.

Orgon.

Je nun . . .

Cleant.

Wozu dies dunkele Gebaren?
Vater verlangt Bestimmtes zu erfahren.

Orgon.

Gelobt sei Gott!

Cleant.

Und wenn er mich nun fragt?

Orgon.

Was kümmert's mich?

Cleant.

Ich muß darauf bestehn,
Dem, was Sie planen, auf den Grund zu sehn.

Orgon.

Was Gott gefällt.

Cleant.

So reden Sie doch klar,
Ob Sie gesonnen sind, Ihr Wort zu brechen?

Orgon.

Ihr Diener. (Ab.)

Cleant (allein).

Seiner Liebe droht Gefahr;
Ich muß noch heute mit ihm sprechen.

(Der zweite und die weiteren Akte folgen.)

Digitized by Google

Heimkehr.

Ich schreite heim von Becherlust und Tanz
Und auf mein Haupt legt lind und schmeichelnd nieder
Das Mondlicht seinen bleichen Rosenkranz.

Von Silberfluten triefen Busch und Baum,
Und zitternd, stehend bricht nochmal durchs Dunkel
Ein Geigenlaut in lustdurchglühtem Traum.

Ich stehe still, von Moondenglanz umlaubt,
Und lausch', als sängen ferne Glück und Jugend
Und senke sinnend dann das heiße Haupt:

Wie bald — und deine Flamme hat verglüht,
Und dann — dann bist auf ewig du vergessen,
Sowie der Stern, der dort in Nacht versprüht.

Daß du gelebt, geliebt, wer denkt daran?
Auf deinem Grab erblühen helle Rosen,
Und leuchtend Leben zieht auf deiner Bahn.

Und wieder Tod! — Und wieder Glück und Leid! —
Und immerfort! — Wie du, du heiße Seele,
Erklimmt sich Schaar um Schaar — Vergessenheit,

Bis einst verglüht der letzte Lebensbrand
Und dann die Erde gleicht der Silberperle,
Todkühl, auf düsterblauem Sammtgewand.

Karl Bienenstein.

Blumen.

Seit ich mein Mädchen nimmer habe,
Mag ich von Blumen nichts mehr wissen.
Ich möchte selbst kein Blumenkissen
Nach meinem Tod auf meinem Grabe.

Nun prangt die Welt im Blütenfegen,
Der Ärmste sucht sein Heim zu schmücken
Und heimatlose Wandrer pflücken
Bestaubte Blumen an den Wegen.

Im Kerkerhofe duftet Flieder:
Dem Kranken bringt man Frühlingsboten
Und Blumen haben selbst die Toten: —
Mir blühen keine Blumen wieder . . . .

Rudolf Knussert.

Ahnung.

Schwer atmend liegt das weite Feld
Im schwülen Frühlingshauche,
Noch starrt die Flur, noch darbt die Welt,
Nur schüchtern schwillts im Strauche.

Mit Flocken schmückt sich silbergrau
Die blätterlose Weide,
Darüber streut der Abendtau
Sein blinkendes Geschmeide.

Nur wie in Träumen atmend regt
Schlaftrunken sich die Runde,
Und was ein Herz in Wünschen trägt,
Harrt still auf seine Stunde.

Im Frühlingshauch, im Dämmerlicht
Laß ruhen Hoffen und Bangen;
Wenn's erst heraus in Blüten bricht,
So ist es auch vergangen.

Heinrich Löbner.

Gewitter.

O hör' den Donner drohn,
Hör' die Gewitterwinde!
So winkt im Zorneston
Der Vater seinem Kinde.

Doch schon dem bangen Land
Ein sonnig Lüftchen schmeichelt —
Das ist der Mutter Hand,
Die ihm die Löckchen streichelt.

Franz Herold.

An das Glück.

Das sagte mir kein Ahnen,
Da ich zuerst ihn geschaut,
Daß nieder auf meine Bahnen
Das Glück des Himmels gellaut.

Das sagte mir kein Hoffen,
Da ich ihn staunend erkannt,
Daß tief seine Seele getroffen,
Was still auch in meiner entbrannt.

Du hast so manchem heiter
Den Kranz auf das Haupt gedrückt, —
Nur diesmal, o Glück! geh nicht weiter
Bevor du auch meines geschmückt.

Anna Klie.

Digitized by Google

Die Geſchichte des Erſtlingswerks.

Meine Erſtlinge.

Von Marie von Olfers.

Erſt hatte ich geglaubt, es ſei leicht, etwas über ſein Erſtlingswerk zu ſchreiben, aber ſchon im Anfang ſtocke ich.

Meine erſte größere Dichtung „Simplizitas“ hat lange Zeit gebraucht, um an das Tageslicht zu bringen. Wer druckt gern Verſe? — und dies iſt eine große gereimte Erzählung, geſchrieben in voller Jugendbegeiſterung, ohne Gedanken wofür, kaum weshalb, nach der Weiſe: „Ich ſinge wie der Vogel ſingt“.

In den mächtigen Baumhallen unſeres oſtpreußiſchen Landguts wurde ſie gedichtet im Auf- und Niedergehn; der Anlaß ein ſchönes ſchwachſinniges Mädchen, welches dort lebte. — Ich las ſie Verwandten und Freunden zum erſten Mal an einem köſtlichen Frühlingsmorgen im Zoologiſchen Garten vor — wegen ſeiner Stille und Einſamkeit, denn damals waren, glaub' ich, nur ein Fuchs und ein paar Papageien ſeine Bewohner.

Wenn ich an die Wonne denke, welche mir dies Dichten verſchaffte, ergreift mich immer wieder eine Sehnſucht nach dieſem Meer der Poeſie, in welchem unſer eins doch am liebſten ſchwimmt. Aber wer würde jetzt nicht, außer den dramatiſchen Dichtern, an das Land der Proſa gedrängt?! Glücklich, wer dann nicht wie ein Fiſch auf dem Trocknen zappelt. Zuletzt dichtet man ja immer, nur in andrer Sprache, und wer etwas Poetiſches zu ſagen hat, bringt es auch ohne Verſe fertig.

Die Proſa-Novelle, „Frau Evchen“, ein unſcheinbares Heftchen, klein wie ein Wieſenblümchen, ging als mein Erſtlingswerk im Druck „Simplizitas“ voran. Wie faſt all meine Geſchichten iſt es in jenem Dorfe Metgethen, unſerm Märchenland, entſtanden. Ich habe immer am Liebſten im Freien geſchrieben und meine Dichtungen ſind meiſt Sommervögel.

Eine verfallne Mühle, aus welcher eine Horde Kinder guckte, gab zu dieſer Erzählung die Staffage. Ich glaube, wenn ich all die Nöte dieſer Mutter erzählt hätte — die Situation wär noch viel bedenklicher geworden.

Ein bekannter oſtpreußiſcher Arzt ſagte mir über Frau Evchen: „Ich habe dieſe kleine Frau mancher meiner jungen Patientinnen mit großem Glück als ſtärkendes Mittel verordnet.“

Wenn Etwas dieſen Eindruck macht, iſt es meiſt mit eignem Herzblut geſchrieben; ſollte ich aber erzählen in wie fern, würde das einer Art Viviſektion gleichkommen, vor der ich zurückſcheue.

Es giebt viele Chriſtians auf der Welt und ich rate Jedem, der Einen der Art in der Familie hat, ihn zu behandeln, wie Frau Evchen den Ihren. Im ſchlimmſten Fall, ſollte er ſich nicht als echter Edelſtein bewähren, hat man die Zeit des Glaubens und Hoffens gehabt; wie manches Glück lebt hier auf Erden davon und dann — giebt es eine edlere Dienſtbarkeit als die der Liebe? — Keine edlere und keine lohnendere, denn kommt ſie dem Andern nicht zu gut, ſo ſchmückt und beglückt ſie doch die eigene Seele.

Digitized by Google

Heines Nachlaß.

Nach ungedruckten Quellen.

Von Karl Emil Franzos.

IV.

Das vierte Stadium der Memoirenfrage ist nach Engels Überzeugung unbedingt auch das letzte. Es gab, sagt er, allerdings ein älteres und ein jüngeres Manuskript; das jüngere liegt nun vor, das ältere existiert nicht mehr; Heine hat es selbst verbrannt. Hingegen meine ich: Heine hat es nicht verbrannt, sondern an Gustav Heine abgetreten, es existiert noch, in der Hand der Rechtsnachfolger Gustav Heines, wer immer diese sein mögen, und es ist darum die Hoffnung nicht auszuschließen, daß wir auch einmal in den Besitz dieses Manuskripts gelangen werden.

Auf welche Gründe sich meine Ansicht stützt, brauche ich nicht zu wiederholen. Die Gegengründe Engels sind die folgenden:

Engel glaubt nicht an die Verpfändung. Aber jener Bericht Strodtmanns, wonach Heinrich Heine seinem Verleger Julius Campe 1851 eingestanden, daß dieselbe thatsächlich stattgefunden? „An diesem Geständnis Heinrich Heines", erwidert Engel, „ist kein wahres Wort. Herr Julius Campe junior, der jetzige Inhaber der Verlagshandlung von Hofmann und Campe, Sohn von Julius Campe, hat mir auf meine Frage, ob sein Vater jemals von einer solchen Verpfändung gesprochen oder etwas gewußt, die schriftliche Versicherung gegeben, daß sein Vater nicht nur nichts von einer solchen Verpfändung gewußt, sondern stets der Meinung gewesen ist, Gustav Heines Behauptung, er besitze die Memoiren, sei unwahr." Darauf ist nur zu erwidern, daß jeder Unbefangene nach der Sachlage leichter an einen Irrtum von Campe junior glauben wird, als an eine unwahre Mitteilung Strodtmanns. Die unbedingte Wahrheitsliebe des Letzteren, die bis zum Äußersten getriebene Vorsicht in der Feststellung der Thatsachen steht wahrlich außer Debatte. Hätte ihm Julius Campe senior nicht eine derartige Mitteilung gemacht, er hätte sie nicht in sein Buch aufgenommen. Angenommen aber, er wäre durch die mißverständliche Auffassung einer mündlichen Äußerung Julius Campes dazu gekommen, jene Stelle in seinem Buch niederzuschreiben, warum in aller Welt hätte Campe, mit dem er im regsten Verkehr stand, für dessen Verlag er thätig war, ihn nicht darauf aufmerksam machen sollen? Dies kann nicht geschehen sein, sonst hätte Strodtmann die Stelle berichtigt. Und warum vollends steht sie unberichtigt in der dritten im Verlage von Hofmann und Campe erschienenen Auflage? Ein unbedingt wahrheitsliebender Mann läßt bei Lebzeiten seines Gewährsmannes eine Äußerung desselben drucken; dieser widerspricht nicht und gibt ihr sogar durch seine Druckerpressen weitere Verbreitung. Nach seinem Tode sagt nun sein Sohn: „Mein Vater kann diese Äußerung nicht gemacht haben." Und das soll ein Gegenbeweis sein, der Strodtmanns Erzählung glattweg ausstreicht! Dies aber scheint mir um so weniger der Fall, als Herr Campe junior sicherlich auch darin irrt, wenn er meint, daß sein Vater nie an Gustavs Besitz der Memoiren geglaubt. Als Strodtmann Gustav Heine 1861 in Campes Auftrag aufsuchte, bildete es einen Teil seiner Mission, Gustav zu einer bestimmten Äußerung über diesen Punkt zu bringen, und daß dies gelang, daß Gustav eingestand, die Memoiren zu besitzen, konnte doch unmöglich in Campe's senior Ansichten hierüber einen Umschlag bewirken. Daß Strodtmann selbst der festen Überzeugung war, Gustav habe ihn nicht belogen, weiß ich aus einem Schreiben, welches er wenige Monate vor seinem Tode an mich richtete.

Auch ein anderer Einwand, den Engel anführt, ist nicht stichhaltiger. Da er Heines Mitteilung an Campe für einen Irrtum Strodtmanns, und Gustav Heines Mitteilung an Strodtmann für eine Lüge Gustavs hält, so muß ihn die Frage beschäftigen, wie das „Gerede" entstanden. „Wahrscheinlich", antwortet er, „in dem Kreise Heinescher Freunde in Paris, die Kenntnis hatten von Geldgeschäften zwischen Heinrich und Gustav Heine. Der Dichter hatte sich nämlich durch einen deutschen Schwindler verleiten lassen, an einer Prager Gasgesellschafts-Gründung sich zu beteiligen. Er hatte an die Gründer eine ziemlich hohe Geldforderung — 16 000 Franks —, und dadurch in Geldverlegenheiten geraten, nahm er von seinem Bruder Gustav ein Baardarlehen an, beauftragte diesen aber, der ihn wahrscheinlich zu jener Spekulation mit verleitet hatte, seine Forderung an die Prager Gesellschaft einzuziehen."

Hier ist zweierlei zu prüfen. Zunächst die Richtigkeit der Darstellung an sich. Sie ist ganz und gar irrig, ich kann dies mit vollster Sicherheit auf Grund von Beweisstücken, die sich in meinem Besitze befinden, aussprechen. Ob Ferdinand Friedland — ihn meint Engel unter dem „deutschen Schwindler" — dies Epitheton ornans überhaupt verdient, werde ich später zu erörtern haben; daß es ihn im vorliegenden Falle unverdient trifft, ergibt die Geschichte des Prager Aktienunternehmens. Es war nicht blos nach Friedlands, sondern auch nach Anderer Meinung ein glänzendes Geschäft, Friedland selbst beteiligte sich daran mit nahezu seinem ganzen Vermögen. Die Finanzierung scheint

Digitized by Google

keinerlei Schwierigkeiten geboten zu haben; wenn er Heine anbot, sich daran zu beteiligen, so gestattet die Sachlage keinen Zweifel daran, daß es in dem Wunsche geschah, dem ihm befreundeten Dichter einen erheblichen Vermögensvorteil zuzuwenden. Daß Gustav seinen Bruder „wahrscheinlich mit verleitet habe", hierfür bietet sich nicht der geringste Anhaltspunkt. Nun gingen aber die Geschäfte in Folge von Umständen, die man als force majeure gelten lassen muß, schlimm. Heine erhielt auf seine Anteilscheine keine Dividende, und als er darauf von Friedland verlangte, er möge die Anteilscheine zurücknehmen und ihm das Kapital sammt reichlichen Zinsen zurückzahlen, lehnte dieser die Forderung ab. Daß Friedland juristisch dazu berechtigt war, läßt sich wahrlich nicht bezweifeln, aber auch vom moralischen Standpunkte wird man seine Weigerung nicht verdammen können, wenn man erwägt, daß er nahezu sein ganzes Vermögen in dem Unternehmen stecken hatte und die 16 000 Franks (nach einer Angabe in meinem Quellenmaterial wären es blos 14 000 gewesen) nicht zurückzahlen konnte, ohne sich zu ruinieren. Wie benahm sich nun Heine? Vorsichtige Beurteiler wie Strodtmann haben bisher zugegeben, daß „der arme Calmonius (so pflegte Heine in Erinnerung an einen bekannten Hofjuden Friedrich des Großen Friedland zu nennen) an ihm einen äußerst schwierigen Klienten hatte," und Meißner erzählt: „Kapriciös wie ein Kind habe sich der Dichter der Gewinnste erfreut, wenn es solche gegeben, sei aber immer bereit gewesen, Calmonium für Verluste verantwortlich zu machen, wenn die Operation nicht geglückt war. Er nahm den Gewinn wie einen schuldigen Tribut der Götter, der Verlust aber erbitterte ihn und machte ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll redlichen Eifers war, ihm nützlich zu sein, und als eine neue Spekulation gründlich mißrieth, brach Heine in schroffer Weise alle Beziehungen zu ihm ab". Man sieht, auch bisher waren Jene, die des Näheren um die Sache wußten, anderer Ansicht, als Engel. Meine Materialien jedoch ergeben, daß sich Heine, ich sage dies mit aufrichtigem Bedauern, gegen Friedland noch ganz anders benommen, als ein „kapriciöses Kind." Er ließ ihm drohen, daß er ihn lächerlich machen und seine Stellung in der Welt vernichten werde, falls er das Geld nicht zurückzahle, und verwirklichte diese Drohung insofern, daß er Meißner bewog, in einem Prager Blatt einen Spottartikel gegen Friedland erscheinen zu lassen. Friedland, der bisher den Dichter zu begütigen und durch Darlegung der Geschäftslage zu überzeugen gesucht, daß ihn keine Schuld treffe, griff nun in seiner Verzweiflung zu einem nicht minder bedenklichen Mittel: er setzte sich mit Heines Feinden in Paris in Verbindung und ließ ihm drohen, daß er, ganz wie es Heine mit ihm gethan, des Dichters Privatleben, insbesondere aber seine materielle Abhängigkeit von Guizot der Welt preisgeben werde, falls Heine mit seinen Angriffen fortfahre. Dies wirkte und da das Prager Unternehmen kurz darauf liquidierte, so brachte Gustav Heine einen Ausgleich zwischen seinem Bruder und den Liquidatoren der Gesellschaft zu Stande. Dies ist der wahre Sachverhalt. Ich habe ihn schon hier (eine ausführlichere Darstellung behalte ich mir für eine spätere Zeit vor) in Kürze erzählen müssen, um die Engel'sche Darstellung nicht unberichtigt zu lassen.

Was aber nun speziell unsere Frage betrifft, so ist es klar, daß der Zwischenfall ganz belanglos ist, selbst wenn Engels Darstellung richtig wäre. Aus dem Umstande, daß ein Bruder dem andern Geld leiht (nebenbei ein wohlhabender einem armen Bruder!) und von ihm den Auftrag erhält, eine juristisch unberechtigte Forderung im Vergleichswege hereinzubringen, entsteht noch kein Gerede von einem Pfandgeschäft, dessen Grundlage ein litterarisches Werk ist. Thatsächlich war im vorliegenden Falle das „Gerede" nicht im Kreise der Pariser Freunde entstanden, sondern weil Heinrich 1851 und Gustav ein Jahr später die Verpfändung Campe als Thatsache mitteilten. Freilich steht deshalb noch nicht fest und ist überhaupt durchs nichts bewiesen, daß es sich dabei um ein Pfand- und nicht etwa um ein Kaufgeschäft gehandelt. Darüber werde ich später sprechen. Hier nur soviel, daß jene beiden Gegengründe Engels, die wir bisher kennen gelernt wahrlich nicht im geringsten den Glauben daran erschüttern können, daß Gustav Heine um 1850 mit Heinrich ein Abkommen über das Manuskript getroffen und daß dasselbe damals in seinen Besitz gekommen.

Ein dritter Einwand, den Engel erhebt, betrifft das Verhältnis zwischen Gustav und Heinrich überhaupt. Gustav, sagt er, sei derjenige von des Dichters Geschwistern gewesen, mit welchem er „am wenigsten Geistes- und Herzensbeziehungen gehabt", und als Hauptbeweis hierfür citiert er einen Brief Heinrichs an einen Freund, in welchem dieser über Gustav Folgendes schreibt: „Ich berste vor Wut. Mein Bruder, dem ich nicht die Geheimnisse meiner Katze, viel weniger die meiner Seele anvertraue..." Engel fügt bei: „Ich denke, das ist klar gesprochen". Ja, gebe ich zu, es ist klar gesprochen, aber aus welcher Zeit datiert die citierte Äußerung? Vom Sylvestertage 1827! Also 23, schreibe dreiundzwanzig Jahre vor jener Zeit, von der wir hier handeln! Allerdings fügt Engel bei, Heinrich habe auch in der Folge seine Ansicht über Gustav niemals wesentlich geändert, aber Beweise dafür erbringt er nicht. In Wahrheit stand Heinrich mit Gustav Heine zu verschiedenen Zeiten verschieden: brüderlich gesiebt hat er ihn immer, auch immer das Seine gethan, um Gustav zu fördern, wie auch Gustav es mit Heinrich im Ganzen immer in seiner Weise treu und gut gemeint. Auch die briefliche Beziehung zwischen den Brüdern brach nie ganz ab, im Gegenteil ist sie eine überaus rege gewesen, und daß sie dies gewesen, behaupte ich nicht etwa im Gegensatz zu Engel, sondern in voller Übereinstimmung mit ihm. Er selbst sagt: „Zwölfhundert besitzt Gustav sicher mehrere hundert Briefe Heines an ihn selbst, ich schätze deren Zahl reichlich auf zweihundert, darunter viele sehr ausführliche. Dieselben enthalten aber sicherlich überwiegend Familienangelegenheiten und zwar vielfach äußerst unerquicklicher Art". Sehr richtig. Gustav Heine war thatsächlich der Vermittler zwischen dem Poeten und seiner Hamburger Familie;

Digitized by Google

mit daraus erklärt sich die überaus lebhafte Korrespondenz zwischen den beiden Brüdern, die so ungleich reger war, als jene mit Maximilian Heine. (Ich habe die Korrespondenz zwischen Heinrich und Maximilian Heine, soweit sie noch nicht publiziert ist, in Händen gehabt; die Gesamtzahl der Briefe Heinrichs an Maximilian stellt sich auf höchstens vierzig). Also weil Gustav mindestens fünfmal mehr Briefe von seinem Bruder erhielt als Maximilian, darum sollten wir glauben, daß er „am wenigsten Geistes- und Herzensbeziehungen zu ihm gehabt!“ Vollends aber war die Beziehung seit 1847, wo Gustav durch eine vorteilhafte Heirat und die Begründung des „Fremdenblatt“ seine Verhältnisse konsolidiert hatte und sich vielfach als materielle Stütze der Mutter wie der Geschwister erwies, gewiß kein kühles mehr; er lieh auch Heinrich Geld, kümmerte sich um dessen Geschäfte, suchte ihm durch seine Verbindungen mit der Presse zu nützen u. s. w. „In Wien“, schreibt Heinrich Heine am 21. April 1851 an Gustav Kolb, „stehe ich auch in starker Verbindung mit meinem Bruder Gustav Heine, der dort das „Fremdenblatt“ herausgiebt und ebenfalls (wie Laube) politisch nicht mit mir harmoniert; wir sind aber doch intime Freunde, und was die liberale Presse von Gegenteil wissen will, ist eitel Lug und Misere“. Es wird doch wohl gestattet sein, auf dieses Zeugnis aus der Zeit, wo der Handel eben perfekt geworden sein muß, größeres Gewicht zu legen, als auf jene Äußerung von 1827. Kurz, aus dem gesamten Verhältnis ergiebt sich durchaus nicht die Unmöglichkeit, daß besagter Handel zwischen ihnen abgeschlossen werden konnte. Im Gegenteil, derjenige Bruder, welcher zwischen Heinrich und seiner Familie vermittelte, ihm in Geldnöten beistand, sein „intimer Freund“ war, war auch am ehesten dazu geeignet.

Nehmen wir jedoch einen Augenblick an, daß Engel in gleichem Maße Recht hätte, als er thatsächlich Unrecht hat, so werden wir doch auch danach fragen müssen, ob es bei diesem Geschäft gar so sehr auf die Gesinnungen Heines gegenüber dem Kontrahenten ankommen konnte, und ob ihm nicht vielmehr die Thatsache genügen mußte, daß derselbe ein Familienglied war und ihm das Geschäft anbot. Man vergegenwärtige sich doch nur die Sachlage. Heine hat die Memoiren seit 1837, spätestens seit 1840 im Kasten liegen. Trotz aller Geldnöte zögert er mit der Veröffentlichung. Warum? Ich habe es bereits angedeutet und kann es nur wiederholen, weil es das einzig denkbare Motiv ist: er fürchtet, die Unterstützung der Hamburger Verwandtschaft zu verlieren und dieses dannum emergens erscheint ihm ungleich größer als das luemm cessans des Campeschen Honorars. Nun schreibt ihm Gustav, derjenige seiner Brüder, der mit den Hamburger Verwandten am besten steht, zugleich derjenige, der Geld hat: „Drucken kannst Du ja die Memoiren ohnehin nicht lassen, wohl aber kannst Du von mir sofort Geld dafür haben, wenn Du mir das Manuskript abtrittst“ (ob pfand- oder kaufweise, sei auch hier als vorläufig irrelevant noch nicht geprüft). Soll nun der in Geldnöten steckende kranke Dichter, der seit etwa dreizehn Jahren die Memoiren nicht an Campe zu verkaufen gewagt und sich selbst sagen muß, daß er nach der Sachlage nie den Mut dazu werde gewinnen können, daß vielmehr Gustavs Angebot noch ein relativ günstiges ist, darauf erwidern: „Mit Dir verhandle ich nicht, weil ich die wenigsten Geistes- und Herzensbeziehungen zu Dir habe; ich warte, bis mir einer schreibt, der mir sympathischer ist?“ Können wir dies glauben? Müssen wir nicht vielmehr sagen: war er überhaupt fähig und geneigt, ein derartiges Geschäft zu machen, dann gewiß auch mit Gustav Heine?!

Aber, erwidert uns Engel, und dies ist seine vierte Einwendung, Heine war eines solchen Geschäfts nicht fähig. In dürren Worten spricht er dies allerdings nicht aus, und das ist gut, denn es enthebt mich der für jeden Verehrer des Dichters Heine schmerzlichen Pflicht, aus andern Handlungen Heines den Gegenbeweis zu erbringen. Wohl aber erinnert er an einzelne Äußerungen Heines, welche das hohe (neuerdings bemerkt auch vollkommen begründete) Selbstgefühl seiner Familie gegenüber verraten, und an die nachstehende Stelle in einem Brief an Campe vom 4. Februar 1845: „Wahrlich, was ich schreibe, überliefere ich um keinen Preis einer Verwandten-Censur, aber ich will gern meinen Privatgroll verschlucken und gar nichts über das Lumpenpack schreiben, das sich alsdann seines obskuren Daseins ruhig erfreuen mag und seiner blöden Vergessenheit nach dem Tode sicher sein.“ Den Schluß: „Und ein solcher Mann sollte fähig gewesen sein, seine Memoiren der Verwandten-Censur zu unterwerfen?!“ sollen wir wohl selbst ziehen. Aber wir sind nicht in der Lage, diesen Schluß ziehen zu können. Die Stelle steht in einem Privatbrief an Campe, worin er diesen bittet, in dem Erbschaftsstreit, welcher nach dem Ableben Salomon Heines zwischen ihm und seinen Hamburger Verwandten entbrannt, als Vermittler zu wirken, und sie ein offizielles Schreiben, welches er beilegt, lesen zu lassen. Und in diesem offiziellen Schreiben an Campe heißt es: „Ich meinerseits bin bereit, einen Revers auszustellen, worin ich mein Ehrenwort gebe, nie eine Zeile zu schreiben, die meine Familie verletzen könnte. Die Abfassung dieser Verpflichtung möge so bindend als möglich sein — hat dieselbe ihre Billigung, so wird die Unterzeichnung unverzüglich erfolgen. Kann ich den Frieden mir sichern, so werde ich ebenso zahm und lenkbar sein, wie ich wild und zähe bin, wenn ich Krieg führen muß.“ Bezieht sich diese Bereitwilligkeit, sich unter die Verwandten-Censur zu stellen, nur auf seine zukünftigen Arbeiten und nicht etwa auch auf die Memoiren, die damals wohl geschrieben, aber noch nicht gedruckt waren?! Engel selbst meint, der Revers habe den Zweck gehabt, die Befürchtungen der Hamburger Verwandtschaft bezüglich der Memoiren zu beseitigen. Nun, wer um eines pekuniären Vorteils willen bereit ist, gewisse Teile eines Manuskripts nicht drucken zu lassen, wird auch geneigt sein, dieses Manuskript, wenn er dafür bezahlt wird, zu dem Zwecke, damit es ungedruckt bleibe, aus der Hand zu geben, besonders wenn ihm die Möglichkeit fehlt, es anderwärts zu verwerten.

Dies Letztere freilich bestreitet Engel gleichfalls und versichert, er sehe keinen Grund, warum Heinrich

Digitized by Google

zu dem Handel mit Gustav hätte geneigt sein sollen. Es hätte, meint er, „jedes Motiv der Geldnot dazu gefehlt.“ So S. 59, während er S. 53 aus demselben Jahre 1851 der Wahrheit gemäß von Geldverlegenheiten Heinrichs und den Darlehen Gustavs berichtet! „Wenn Heine Geld brauchte,“ fährt er fort, „so war Campe ohne allen Zweifel mit Freuden bereit, jeden beliebigen Vorschuß auf das kostbare Memoiren-Manuskript zu zahlen, ohne daß Heine darum nötig gehabt hätte, sogleich die Veröffentlichung der Memoiren vorzunehmen.“ Aber Campe hätte doch das Geld nicht zu demselben Zwecke gegeben, wie Gustav, nämlich um das Manuskript im Kasten behalten zu können, er hätte sich doch das Veröffentlichungsrecht zu einem späteren Termin, etwa nach Heines Tode, ausbedungen, und dies eben wollte der Dichter vermieden haben, um nicht den Zorn seiner Verwandten gegen sich oder seine Witwe zu erregen. Sagen wir, indem wir dies einwenden, Engel etwas Neues? Er selbst sagt ja einige Seiten vorher wörtlich: „Heine wußte, daß seine Hamburger Verwandtschaft, die sich inzwischen in die Pariser haute finance hineingeheiratet hatte, seiner Witwe die Pension schonungslos entziehen würde, falls sie nach seinem Tode die Memoiren veröffentlichen würde.“ Kann Engel glauben, daß der Effekt nicht derselbe gewesen wäre, wenn Heine das Manuskript selbst zur Veröffentlichung nach seinem Tode verkauft hätte?! Auch nach seiner Darstellung zahlte ja die Familie die Pension an Mathilde Heine gewissermaßen als Schweigegeld! Darum eben ist ja auch sogar das von Engel herausgegebene Memoiren-Fragment erst nach Mathildens Tode ans Licht getreten.

Während sich diese Einwendungen Engels schon auf den ersten Blick als leicht widerlegbar erweisen, muß eine andere zunächst als schwerwiegend gelten. „Gustav,“ sagt er, „kann das Manuskript der ersten Memoiren nicht von Heinrich erhalten haben, weil dieser sie bis auf wenige Blätter, die sich in dem Manuskript der zweiten Memoiren vorgefunden, selbst verbrannt hat.“ Angenommen, daß ihm dieser Beweis thatsächlich gelungen wäre, dann wäre es allerdings thöricht, das verbrannte Manuskript anderswo zu suchen. Aber es ist Engel nicht gelungen, und zwar nicht einmal bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit, geschweige denn, wie er glaubt, zur Evidenz. Dies werde ich in einem nächsten Aufsatz darzulegen haben.

(Ein fünfter Artikel folgt.)

Toni Adamberger.

In wenigen Monaten, am 23. September, wird Deutschland den hundertsten Geburtstag Theodor Körners begehen. Wer seiner gedenkt, wird auch seiner Braut nicht vergessen dürfen. Wir haben schon bisher aus mancher Quelle schöpfen dürfen, wie Toni Adamberger war und was sie dem Dichter bedeutete; die beste und reichhaltigste hat sich erst vor kurzem, also zu rechter Zeit für den Körnertag, erschlossen: die Erinnerungen ihres Sohnes, Alfred Ritter von Arneth, des berühmten österreichischen Historikers und Präsidenten der Wiener Akademie der Wissenschaften. „Als Manuskript gedruckt“ hat er vor einigen Wochen unter dem Titel „Aus einem Leben“ eine Selbstbiographie herausgegeben, die an Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit der Darstellung in unserer Litteratur kaum ihres Gleichen hat und dabei an Bedeutsamkeit des Inhalts mit anderen, ungleich selbstbewußter auftretenden Büchern dieser Gattung keinen Vergleich zu scheuen braucht. Da wir Auszüge und Besprechungen in Wiener Blättern finden, so sind wir der freundlichen Nachsicht des Autors gewiß, wenn wir Einiges aus jenem Kapitel mitteilen, welches dem Freund der Litteratur besonders willkommen sein muß.

Toni Adamberger war von Vaters- und Mutterseite ein Schauspielerkind, die Tochter des berühmten Tenoristen Valentin Adamberger und der noch berühmteren Schauspielerin am Wiener Burgtheater Maria Jacquet. Über ihre Kinderzeit (sie ist am 30. Dezember 1790 geboren) erzählt Toni in einer handschriftlichen Mitteilung, die nun der Sohn auszugsweise veröffentlicht, wie folgt:

„. . . Rousseau hatte seine verlockenden Schriften über die Welt verbreitet und jedenfalls sind ihr, was man auch über ihn sagen mag, seine Grundsätze zu gefährlichem Gifte geworden, am meisten für uns nachahmende Deutsche. Alles sollte nun geistsprühend sein und jeder wollte im Schoße seiner Familie eine Art Emil erziehen. Um die Mädchen mutig, kraftvoll, degagiert, wie man sich ausdrückte, zu machen, kleidete man sie als Knaben. Auf die Bäume zu klettern, über Stock und Stein zu springen, jede Art von körperlicher Ungezwungenheit auszuüben, war Mode geworden. Die Schaukel mit dem eigenen Bein so hoch als möglich zu schleudern, mußte erlernt, zu nicht sehr hohem Fenster aus- und einzuspringen, mußte versucht werden und jedes Haudgemenge mit Jungen gereichte den Mädchen zur Ehre. Ach, und auch ich war ein in diesem Sinne wohlerzogenes Kind. Außer meinem Bruder Heinrich, der fast sechs Jahre älter war als ich, war ich das stärkste unter uns Geschwistern. Kräftig gebaut, aber dafür auch unbändig, wurde mir das letztere immer verziehen, und wenn ich selbst nicht begreifen konnte, was denn Schönes an meinen Kämpfen mit meinen Brüdern sei, so unterhielten sie mich doch sehr, besonders wenn ich dabei die Siegerin blieb. Beklagte ich mich aber je einmal, daß sie mich allzu sehr geschlagen hätten, so meinte meine französische Bonne, die Schande für mich läge nur darin, daß ich mich nicht kräftig genug gewehrt hätte. Jede Ungezogenheit war mir erlaubt, jeder Mutwille als ein Zeichen von Geist beifällig belächelt, ja oft vor Fremden gepriesen.“

Dies Alles änderte sich „wie mit einem Zauberschlage“, als die kleine Toni ihr siebentes Jahr erreichte. Die Mutter gebar einen Spätling, dem sich nun ihre ganze Liebe zuwandte. „Meine Mutter ließ ihrer angeborenen Heftigkeit mehr und mehr, und insbesondere gegen mich freien Lauf, wozu ich ihr freilich reichlichen Anlaß bot. Da ich nicht gehen, sondern nur laufen und springen konnte, zerriß ich meine Kleider, brachte meine Haare in Unordnung, war beinahe immer nachlässig angezogen und that eigentlich niemals das, was ich hätte thun sollen, weil mir immer andere Dinge den Kopf durchkreuzten. Meine Mutter glaubte Alles versucht zu haben, wenn sie mich einfältig und strafte.“ Der sanftere Vater hingegen schützte mich und zähmte sie. „So zauberisch wirkte seine Stimme auf mich ein, daß ich fast ohne Übertreibung sagen kann, er überwand mich mit seiner Musik, wie Orpheus die wilden Tiere. Diese heiligen Stunden werde ich niemals vergessen!

Digitized by Google

Wenn er sang oder mit seiner Violine auf- und abgehend die Quartette Mozarts oder Haydns spielte, war ich wie verwandelt. Tausendmal hätte ich mein Leben für ihn, für meine Mutter, für meine Geschwister hingegeben, jedes Opfer wäre ich bereit gewesen zu bringen, große Thränen standen mir in den Augen und daher kommt denn wohl auch meine gar so große Vorliebe für diese Art von Musik . . . ."

Man sieht, seine harmonische Ausbildung, seine heitere Kindheit, aber frühzeitig die Spuren eines eigenthümlichen Naturells. Das elfjährige Mädchen sah bereits Sorge und Krankheit um sich, jüngere Geschwister, Vater und Mutter siechten dahin. In dieselbe Zeit fiel ihr erstes, theatralisches Debut. Zu einem wohlthätigen Zwecke wurde in Hietzing bei Wien ein Stück „Die kleine Ährenleserin" von Kindern dargestellt: „Ich mußte die rührende Mutter darstellen. Meine Angst war so groß, daß man behauptete, es sei kein Auge trocken geblieben, so rührend sei ich gewesen. So viel sprach man nach Beendigung der Vorstellung von meinem großen Talente und ich sah in den Augen meiner Mutter eine so lebhafte Satisfaktion darüber, daß ich aus dem Erstaunen gar nicht herauskommen konnte. Ja, dieses Erstaunen war noch viel größer als meine Freude, denn ich konnte gar nicht begreifen, wo denn das Talent gesteckt habe, von dem nun so viel gesprochen wurde und auf welches früher Niemand verfallen war."

Drei Jahre später folgte das erste Auftreten Toni's auf dem Burgtheater und wahrlich unter den eigenthümlichsten Umständen: „Durch ihre eigene, immer heftiger auftretende Krankheit und durch den Kummer, den ihr das Siechthum der Mehrzahl der Ihrigen verursachte, aufs Tiefste herabgebracht, mußte meine Mutter, welche nicht mehr im Stande war, ihren Berufspflichten nachzukommen, sich ihre Entlassung erbitten. Der damalige Direktor des Burgtheaters, Freiherr von Braun, der ihr freundschaftlich ergeben war, bewilligte ihr eine Benefiz-Vorstellung und unterrichtete sie von dem demjenigen Wunsche der damaligen Kaiserin Maria Theresia, Franz II. zweiter Gemahlin, sie möge sich, wenn auch krastlos und krank, doch an diesem Abend noch einmal dem Publikum zeigen. Meine Mutter konnte sich nicht entschließen, eine derartige Tragikomödie mit dem von ihr so hochgeachteten und so sehr geliebten Publikum zu spielen; auch fürchteten die Ärzte infolge der zu heftigen Gemüthsbewegung den Eintritt einer Katastrophe. So mußte denn ein hübsches, kleines Gelegenheitsstück von Kotzebue, welcher meiner Mutter immer sehr ergeben war, und der sie als Künstlerin wie als Frau unendlich hochstellte, bei Seite gelegt werden. Mein nachmaliger Lehrer, Heinrich von Collin, unternahm es, ein kleines Stückchen — „Der gestörte Abschied" — zu schreiben, in welchem ich das erste Mal vor das Publikum treten und für meine Mutter danken sollte. Es war am Geburtstage meines Vaters, den 22. Februar, und zwar im Jahre 1804, daß dies geschah. Der Senior der Schauspielergesellschaft, Joseph Lange, führte mich in dem Stücke einer kleinen Gesellschaft von Menschen vor, in der Frau Einzig ihre letzten Sommermonate zugebracht hat. Zum Tode erkrankt, sei sie nicht mehr im Stande, von ihnen Abschied zu nehmen, und sende zu diesem Behufe ihre Tochter . . . Meine Angst und meine Rührung waren so heftig, daß ich nur schluchzend reden konnte. Der Glanz der Lampen, die wie sprühende Kugeln vor meinen Augen tanzten, blendete mich so, daß ich keinen Schritt zu thun wagte; man mußte mich immer leiten und führen. Die ganze Vorstellung erbielt durch die Liebe der Schauspieler, denen meine Mutter nie auch nur einen Augenblick des Lebens verbittert hatte, einen so rührenden Anstrich, daß das Publikum ausnahmslos vom tiefsten Mitgefühl durchdrungen wurde. Auf der Bühne wie vor der Bühne weinte man so heftig, daß der Dialog mehrmals unterbrochen werden mußte. Keiner der mitspielenden Künstler hat jemals eine ähnliche Vorstellung erlebt, Allen erschien ich als das Kind ihres Herzens und Alle trugen die Liebe, die sie für meine Mutter empfanden, auf mich als deren Tochter über."

Wenige Monate darauf hielt der Tod seinen Einzug in das Elternhaus. Am 14. August 1804 starb ein Bruder, zehn Tage später der Vater, am 5. November die Mutter. Eine Tante übernahm die Erziehung der Verwaisten, die zudem auch pekuniär hülflos zurückgeblieben. „Nach mehreren Wochen, die wir im tiefsten Schmerze zubrachten, nahm mich mein unvergeßlicher Lehrer und Freund Collin (Heinrich, der Dichter) vor, um mich über den wahren Stand der Dinge vollkommen aufzuklären. Ich sei die Einzige unter uns, sagte er mir, welche Kraft und Gesundheit genug besitze, um für meine armen Geschwister wirken zu können. Es bleibe somit nichts übrig, als daß ich mich entschlösse, dem Stande, dem meine Mutter so viel Ehre gemacht, künftighin gleichfalls anzugehören. Ich gestehe, daß mich dieser Vorschlag . . . bis ins tiefste Innere erschreckte. Nur allzu oft hatte ich es mit angehört, wie meine Mutter sich gegen diese Berufswahl aussprach. . . . Aber Collin zeigte mir für die Zukunft ein Bild, das mich mit freudiger Begeisterung erfüllte. Er eröffnete mir die Aussicht, unsere Wohlthäter, die uns mit größter Selbstaufopferung zu sich nahmen, dereinst unterstützen, meinen Geschwistern besseren Unterricht und bessere Erziehung verschaffen zu können" u. s. w. Man sieht, aus künstlerischem Drange hat sich Toni Adamberger nicht der Bühne zugewendet. Aber ein hervorragendes Talent war sie deshalb doch und vermochte bald, durch trefflichr Lehrer (Collin und Streckfuß) und Vorbilder geleitet, Vortreffliches zu leisten. Als kaum Achtzehnjährige war sie bereits „pensionsfähige k. k. Hofschauspielerin", eine in ihrer Art einzige Carrière. Als Iphigenie, Klärchen, Thekla, Desdemona war sie bald „der erklärte Liebling des Publikums" — aber auch als naive und muntere Liebhaberin wußte sie sich in Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücken eine erste Stelle zu erkämpfen. Dabei war ihre sittliche Führung von seltener Makellosigkeit. „Gar manches Auge," darf der Sohn mit Recht berichten, „mag sich nicht nur bewundernd, sondern auch begehrlich, aber freilich ganz erfolglos zu der blendenden Schauspielerin mit den kohlschwarzen Augen und dem dunklen Haar erhoben haben, denn man wußte ja, daß sie jedem Versuch unzugänglich und ausser der eigenen Tugend auch noch von einer strengen Tante geschützt war, welche um deswillen zu jener Zeit den sie ehrenden Beinamen eines „dragon de vertu" erhielt."

Wie lesenswert auch die Mittheilungen sind, welche Arneth den Tagebüchern seiner Mutter über Kunst und Leben jener Zeit entnimmt, so glauben wir hier doch nur noch jene wiedergeben zu dürfen, welche ihre Beziehung zu Theodor Körner schildern:

„Ich war einer kleinen Erkältung wegen zu Anfang des Jahres 1812 mehrere Wochen hindurch in meinem Zimmer eingeschlossen gewesen, als der alte Schauspieler Krüger bei uns vorsprach, sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Auf die freundlichste Weise damit beschäftigt, zu meinem ersten Wiederauftreten auf der Bühne nach einer wenn auch nicht gerade bedeutenden Unpäßlichkeit, eine passende Vorstellung zu wählen, hatte ihm der Zufall oder die Vorsehung, die mich prüfen wollte in Glück und in Schmerz, ein angenehmes Mittel zur Erreichung seiner Absicht in die Hand gegeben. Von einem Freunde — ich glaube in Berlin — wurde ihm ein junger, talentvoller Dichter zugewiesen, der mehrere kleine Bühnenstückchen als Knospen späterer gediegener Früchte geschrieben hatte, die sowie sein Name bei uns ganz unbekannt waren. „Geh' Du nach Wien," hatte dieser joviale Mann ihm scherzend gesagt, „da sende ich Dich an meinen Freund Krüger, der hat eine bildschöne Tochter, für diese schreibst Du einige Rollen, verliebst Dich gelegentlich in das Mädchen und Dein Glück ist gemacht." Der junge Musensohn, kräftig und heiter wie er war, stimmte in lustiger Weise ein

Digitized by Google

und kam in den ersten Tagen des Januar 1812 nach Wien.

„Hier muß ich sagen, daß Netti Krüger wirklich ein bildschönes Mädchen war . . . Eine glühende Leidenschaftlichkeit schlummerte in ihrem Wesen; ihre Phantasie entrückte sie jedem natürlichen Zustande und gab ihrer Begeisterung einen Ausdruck von Wahrheit, der ihre Darstellungen hinreißend machte. Wenn sie als Johanna d'Arc die Fahne schwingend fortstürzte, so glaubte man ihr Flügel wachsen zu sehen, die sie aufwärts trugen in das Land ihrer geträumten Wünsche . . . Ich kann nicht beschreiben, mit welchem Vergnügen wir überhaupt zusammenwirkten, wie wir uns in unserer völligen Verschiedenheit verstanden und ergänzten, ja zwei Instrumenten gleich ineinanderflossen . . . Auch im Äußeren waren wir vollkommen verschieden. Ich war etwas kleiner, hatte dunkle Augen und Haare und eine starke und klare Stimme, ein Erbteil von Vater und Mutter. Ich war sehr beweglich und spielte mit gleicher Freude im Lustspiel, was mir ungemein leicht wurde, weil ungetrübte Heiterkeit das Element meines Wesens war, wie in der Tragödie, der ich ein so langes und eifriges Studium gewidmet hatte. Was aber Netti Krüger betrifft, so weiß ich nicht, ob es mir gelingen wird, diese gleichzeitig reizende und rührende Gestalt anschaulich zu beschreiben. Schwärmerisch blaue Augen unter einer hochgewölbten Stirn, die von den weichblonden Goldlocken umrahmt war, die Stimme hoch und zitternd, von dem rührendsten Lispeln, von den einschmeichelnsten Tönen bis zum leidenschaftlichsten Vibriren. Byndervoll war der Bau ihrer Glieder.

„Große Übung in irgend einem Fache bringt auch sehr viel Leichtigkeit in Erfüllung der denselben angehörenden Aufgaben mit sich, und daher konnte ich dem alten Krüger leicht versprechen, binnen drei Tagen die mir zugedachte Rolle in dem kleinen Lustspiele „Der grüne Domino“ zu erlernen, das ich mit seiner Tochter spielen sollte; denn es war in Alexandrinern geschrieben, die sich so leicht dem Gedächtnisse einprägen. „Die Braut“, ein Gegenstück dazu, auch nur zu zwei Personen, durch Krüger und Korn dargestellt, sollte vorangehen und so hofften wir dem Publikum einen angenehmen Abend zu bereiten. Wie viele tiefe Leiden und doch auch was für heilige Freuden bereitete dieser Abend mir. Und dennoch danke ich Gott gerührt und innig, daß er mich Beides erleben ließ.

„Der Wagen holte mich des Morgens um neun Uhr ab . . . Im Theater angekommen, wurde ich mit heiterem Jubel empfangen, denn man hatte mich wirklich lieb und „Toni, grüß' Gott, Toni!“ schallte es mir von allen Seiten lustig entgegen. Alle umringten mich, und die Herzlichkeit, mit der sie mich begrüßten, war wirklich rührend, weil sie so wahr und aufrichtig empfunden war. Mit ihrem gewohnten leidenschaftlichen Eifer rief Netti Krügern: „Nun, jetzt haben wir gleich einen Schiedsrichter, dessen Ausspruch wir uns unterwerfen.“ Und rückwärts deutend und gegen den Ofen gewendet sagte sie: „Ich bin im Streite mit diesem Herrn.“ Ein junger Mann stand im Halbdunkel des Zimmers und hatte der Szene mit lebhaftem Erstaunen zugesehen. Die großen, ausdrucksvollen, tiefblauen Augen ruhten auf mir mit dem Ausdruck höchster Verwunderung. Er hatte so oft und so viel von dem Neide und der Mißgunst reden gehört, welche unter dem so reizbaren Volke der Schauspieler leben sollten, daß ihm diese ungeheuchelte Freundschaft für mich ein günstiges Urteil für sie, wie für mich abnötigte. Ich sah ihn ebenso verwundert an und so standen wir einen Augenblick einander stumm gegenüber. Es war Theodor Körner.

„„Darf ein Kaiser seinem Publikum einen großen Kunstgenuß vorenthalten oder nicht? Darf er etwas versprechen, was er nicht hält oder halten kann?“ so schallte es bunt durcheinander in dem Kreise, der mich noch immer umgab. — „„Ja Kinder, wovon redet Ihr denn, ich weiß noch gar nichts.“ — Da sagte der alte Krüger: „Der Kaiser versprach seiner verstorbenen Gemahlin, „Maria Smart“ wegen des darin vorkommenden Streites der beiden Königinnen nicht mehr geben zu lassen, der ihr nicht edel genug schien. Nun dringt man mit Recht in den Kaiser, die Darstellung des Stückes wieder zu erlauben, er aber kann sich nicht dazu entschließen. Körner aber behauptet, ein Kunstwerk sei Eigentum der Gesamtheit.“ Da sagte ich ganz einfach: „Ich weiß durchaus nicht, was ein Kaiser darf und was er nicht darf. Aber ich weiß, daß ich als Mensch nie, unter keiner Bedingung das Wort brechen würde, das ich einem Menschen gegeben, — unter keiner Bedingung!“ Darüber wurden wir zur Probe gerufen. Ich sang und Körner meinte, ich sollte nicht mehr aufhören. Die Rolle der Maria war wie für mich geschrieben, denn Pauline mußte als Mann erscheinen, und ich glaube, im Stillen gefiel es ihm, als er hörte, ich hatte die thörichte Laune, nie als Mann erscheinen zu wollen. Die Vorstellung gefiel sehr, und die Freundlichkeit meiner Mitkünstler wiederholte sich bei meinem Erscheinen von Seite des Publikums: Körner aber wurde am Schlusse einstimmig gerufen.

„Wie wir uns dann öfter sahen, wie er all die Meinen durch sein edles, treuherziges Wesen gewann, wie er mir später gestand, daß dieser Augenblick über sein Herz entschieden hatte, wie sein Talent sich entwickelte, er für mich die „Toni“ schrieb, wie sein reges Vaterlandsgefühl jede andere Empfindung schweigen machte, und er das Jahr darauf fortzog, um nie wieder zu kommen, das wird mir noch immer schwer zu erzählen, auch noch nach vierundvierzig Jahren. — Seine Eltern kamen im Juli nach Wien, um mich kennen zu lernen, und sie segneten mich. Sein lieber Vater schien mit mir zufrieden, und die interessante Mutter gab mir mit den zärtlichsten Küssen eine Perlenschnur. Nie habe ich sie getragen, aus Ehrfurcht und andächtiger Scheu, aber gefühlt habe ich den Spruch eingetragen in mein Herz: „Perlen bedeuten Thränen“. — Als Theodor zu Tode getroffen fiel, hatte er mein Bild, von Lieder gemalt auf der Brust, einen Ring mit einem kleinen Herzen von mir am Finger, meine Briefe in den Taschen.

Unbeschreiblich ist die Wirkung des Beifalls, weit unbeschreiblicher aber noch die des Mitgefühls eines ganzen Publikums. Mit zerrissenem Herzen vor einem überfüllten, atemlos lauschenden Hause jubeln zu müssen über die Siege, welche dem eigenen Gemüte, das größte und schwerste Opfer auferlegt hatten, und nicht bloß zu ahnen, sondern zu wissen und zu hören, wie diese ganze Menge den unendlichen Jammer versteht, welcher im tiefsten Innern aufschreit, das ist und bleibt unsagbar und kann unmöglich beschrieben werden, das ist nicht wie glühendes Eisen ins kalte Wasser geworfen, es ist glühendes Erz, geschmolzen und zermalmt, woraus ein Schild geschmiedet wurde, gegen alle noch kommenden moralischen Leiden!“

Herr von Arneth fügt bei:

„Diese wenigen, aber für mich ergreifenden Worte sind Alles, was meine Mutter in ihren freilich nur sehr aphoristischen Aufzeichnungen über ihre Jugendzeit hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Körner, und noch dazu erst mehr als vierzig Jahre später, während eines Winteraufenthaltes in Nizza im Jahre 1857 zu Papier brachte. Nichts Näheres über ihren sie beide so beglückenden, fast ein Jahr dauernden Brautstand mit Körner, nichts über den lebhaften Verkehr zwischen ihnen, nichts über den schmerzvollen Abschied von ihm, in dem sie sich gleichwohl so standhaft und seiner würdig erwies, nichts über die Art und Weise, in der sie die niederschmetternde Todeskunde erhielt, nichts darüber, wie sie über die nächste Zeit nach derselben hinweglam. Ja sogar, wenn man das recht ins Auge faßt, was sie fast ein halbes Jahrhundert später niederschrieb, sieht man deutlich, wie schwer es ihr wird, von der glücklichsten und gleichzeitig schmerzlichsten Epische ihres Lebens überhaupt nur zu erzählen. Ist es nicht auf-

Digitized by Google

fallend, wie redselig sie noch ist, wenn sie von der Krüger spricht, welche doch eine verhältnismäßig nur geringe Rolle spielte in ihrem Leben, und wie einsilbig sie wird, wenn sie von dem redet, dessen glühende Liebe doch die Blüte dieses Lebens erst recht zur Entfaltung brachte? Und so war es auch, während sie noch unter uns wandelte. Sonst so heiter und so gesprächig, voll geistiger Anregung und voll froher Rückblicke auf ihre früheren Tage, brachte sie doch fast niemals die Rede auf Körner, und erfüllte dadurch auch uns Söhne mit einer Art von Scheu, ihr gegenüber dies Thema zu berühren. Daher wissen wir nichts Näheres über ihre Beziehungen zu Körner, als was in seiner und seines Vaters Biographie zu lesen steht . . . Ich füge nur noch hinzu, daß sie uns auch keine Briefe, keine Gedichte Körners oder sonstige Reliquien von ihm hinterließ."

Am 19. Juni 1817 wurde Toni Adamberger die Gattin des Historikers Josef Arneth. Es wurde eine der glücklichsten Ehen, die es je gegeben, aber ihres Bräutigams hat die edle Frau nie vergessen.

Die Einheit der Goethe'schen Faustdichtung.

Von Veit Valentin*).

I.

Unsere diesjährige Festversammlung zu Ehren Goethes steht unter einem ganz besonders günstigen Zeichen: noch sind wir alle erfüllt von der erhebenden Feier, mit der das Großherzogliche Hoftheater zu Weimar den in seiner Geschichte bedeutungsvollsten Tag begangen hat, den Tag, an dem Goethe die Leitung der Bühne in die Hand nahm. Mit ihm begann jene Fülle von heilsamen Anregungen, die von Goethe auf seine Künstler, von diesen auf Jahrzehnte hinaus sich über die ganze deutsche Bühne verbreiteten; mit ihm wurde aber auch die Stätte bereitet, die es unserem größten deutschen Dramatiker ermöglichte, aufs neue zum Volk zu sprechen, nachdem in eben jener Zeit die Last, die er, ein anderer Atlas, zu tragen übernommen, ihn hatte zusammenbrechen lassen: eben als Goethes apollinische Hand die Zügel des Thespiswagens zu kühner Sonnenfahrt ergriff, sann Schiller unter den heftigsten Anfällen sorgenvoller Krankheit auf eine neue Lebensbahn. Sie führte ihn mit Goethe zusammen, und der Schauplatz ihrer gemeinsamen Arbeit war nicht zum wenigsten das Gebiet, auf dem sie beide ihre ersten unbestrittenen Lorbeeren gepflückt hatten; als leuchtendes Wahrzeichen kündet uns diesen Bund der beiden Dichter mit der Bühne das im engsten Zusammenhang mit dem Weimarer Bühnenhaus stehende Dichterdoppelstandbild: ein Dreiverein seltenster Art und weitestgehender Bedeutung.

Als diese engere Verbindung Goethes und Schillers im ersten Werden war, hatte Goethe das ganz bestimmte Bewußtsein und sprach es Schiller gegenüber aus, daß dessen Teilnahme ihm zu emsigerem und lebhafterem Gebrauch seiner Kräfte aufmuntern werde. Und sofort geht Schiller mit jenem kühnen und großen Sinne, der all seinem Thun und Denken eigen ist, auf das ihm wichtigste Ziel los: wohl will er für die Vollendung des eben fertig werdenden Wilhelm Meister guten Rat geben; aber wertvoller wäre es ihm von dem im Winckelmannschen Sinne von ihm so bezeichneten Torso des Herkules, von Faust, weitere Bruchstücke kennen zu lernen. Damit treten diese beiden Werke für die nächsten Jahre in den Mittelpunkt des geistigen Verkehres der beiden Dichter. Wilhelm Meister wird allmählich von Faust abgelöst, und es ist unverkennbar, wie die gemeinsame Arbeit an dem einem Werke einen Rückschlag von entscheidender Bedeutung auf die Umgestaltung des anderen Werkes ausgeübt hat.

Bei der Beurteilung Wilhelm Meisters erfaßt Schiller sofort die großen Gesichtpunkte: von der „Idee" aus stellt er seine Forderungen, die darin gipfeln, daß unter der Schönheit der Dichtung im Einzelnen das Grundmotiv nicht verborgen bleibe. Klar und scharf betont er: „Meisters Lehrjahre sind keine bloße blinde Wirkung der Natur, sie sind eine Art Experiment." „Ein verborgen wirkender höherer Verstand" leitet „ihn von ferne und zu einem Zwecke, davon er selbst keine Ahnung hat noch haben darf." Um Wilhelm von einem leeren unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben zu führen, aber ohne daß er die idealisierende Kraft dabei einbüße, läßt ihn der Dichter alle möglichen Stufen durchmachen: „von jener unglücklichen Expedition an, wo er ein Schauspiel aufführen will, ohne an den Inhalt gedacht zu haben, bis auf den Augenblick, wo er — Therese zu seiner Gattin wählt, hat er gleichsam den ganzen Kreis der Menschheit einseitig durchlaufen": „wir scheiden von ihm auf dem Wege, der zu einer endlosen Vollkommenheit führt."

Indessen der Dichter läßt uns diesen Weg in den „Lehrjahren" nur ahnen: wohl aber nimmt er aus Schillers Gedanken die Anregung zu einer Fortsetzung

*) Vortrag, gehalten in der Jahres-Versammlung der Goethe-Gesellschaft zu Weimar am 8. Mai d. J. — Am Tage vorher hatte das Weimarische Theater durch eine Festvorstellung die hundertste Wiederkehr des Tages gefeiert, an welchem Goethe die Leitung dieser Bühne übernommen. Ein Bericht über diese Festtage liegt außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift; auch würde er ja nur im Wesentlichen eine Wiederholung dessen bieten können, was unsere Leser bereits aus sämtlichen größeren Zeitungen Deutschlands erfahren. Auch eine Würdigung der Goethe'schen Theaterführung würde für jenen Kreis, an welchen sich die „Deutsche Dichtung" wendet, kaum Neues bringen können. Liegen die neuen, eben entdeckten Materialien vor, welche die Goethe-Gesellschaft demnächst publizieren wird, so werden wir eine Zusammenfassung der neu gewonnenen Resultate folgen lassen.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

des Romans. Allein auch diese Fortsetzung konnte doch nur eine relative Lösung des Problems der Erziehung des Menschen geben: so lange das Ziel ein irdisches ist, läßt sich ein Zustand endloser Vollendung nicht denken. Sollte die Aufgabe ihre endgiltige Lösung finden, so mußte das Ziel nicht ein immanentes bleiben, sondern ein transszendentes werden. Dafür bot die Fabel des Romans keinerlei Handhabe: seine Größe beruht nach der dichterischen Seite hin ja gerade darauf, daß er die eigne Zeit des Dichters in ihren wesentlichen Zügen mit ebenso großer realistischer Wahrheit wie symbolischer Bedeutung und Allgemeingiltigkeit möglichst allseitig darstellt, alle diese Seiten kunstvoll einem einzigen großen Ziele, der Erreichung höchster Menschenbildung durch die Schule des Lebens, unterordnet und sie zugleich in einem mit innerer Notwendigkeit sich gestaltenden Wachstum hervorkeimen läßt. Dies Alles aber geschieht auf dem Boden reinsten und sachlichsten Menschentums, in dessen Grenzen auch alle die geheimnisvollen Bezüge und Vorgänge, mit denen der Dichter gerne spielt, ihre Erklärung und Begründung finden müssen und thatsächlich auch finden. Sollte ein transszendentes, ein über das irdische Dasein hinausführendes Ziel erreicht werden, so bedurfte es einer Maschinerie, die von vornherein das Übernatürliche als einfach Natürliches einführte, die eine gedachte Wirklichkeit als eine selbstverständliche wirkliche Wirklichkeit hinstellte und eben deshalb der Phantasie und der Schöpferkraft des Dichters keine anderen Grenzen setzte, als ihm seine eigne Natur gesteckt hatte. Eine solche Maschinerie ermöglichte dem Dichter die Fabel des genialen, noch in Frankfurt geschaffenen Jugendwerkes, sein Faust, jener unvollendete erste kühne Wurf, dessen Urgestalt wir seit dem Walten einer glücklichen Finderhand wieder unser eigen nennen dürfen.

Es ist kein zufälliges Zusammentreffen, daß, als Goethe nach Vollendung der „Lehrjahre" durch die Beschäftigung mit den Balladen wieder zu diesem Jugendwerk zurückgeführt war, er gerade jetzt den Entwurf wieder aufnahm und völlig neugestaltete: in dieser Neugestaltung findet er das Mittel, das von ihm selbst im Wilhelm Meister dichterisch behandelte Problem nun in dem erweiterten, größeren Sinne zu lösen, den ihm Schillers philosophischer Geist geoffenbart hatte. Der Urfaust war aus den, das tief gemütvolle Ringen der jugendlich aufstürmenden Seele wiederspiegelnden zwei Motiven erwachsen, der Sehnsucht nach der Natur und ihrer Erkenntnis, selbst wenn diese nur durch die Hilfe der Magie gewonnen werden könnte, und dem durch die Verlockung des Teufels auf Faust herbeigeführten tragischen Geschicke Gretchens: eine Verknüpfung dieser beiden Motive zu einer mit Notwendigkeit aus einem einzigen Keime erwachsenden Einheit ist jedoch noch nicht ersichtlich. In diesen Motiven findet jetzt der Dichter die Elemente, die geeignet sind, das neue größere Problem zur Lösung zu bringen: Die Erziehung des Menschen sollte keine immanente bleiben, sondern eine transszendente werden. Da will Goethe die Forderungen erfahren, die Schiller an das Ganze stellen würde, und Schiller muß ihm seine eignen Träume als wahrer Prophet deuten. Und Schiller, der nichts Näheres über Goethes Absichten kannte, thut dies mit ahnendem Geiste; bei Wilhelm Meister hatte er nicht nur gewünscht, daß der philosophische Inhalt des Werkes deutlicher hervorträte, sondern geradezu gefragt, woher es komme, daß Goethe „einen Menschen habe erziehen und fertig machen können, ohne auf Bedürfnisse zu stoßen, denen die Philosophie nur begegnen kann." Und hier erklärt er sofort, daß die Anforderungen an den Faust zugleich philosophisch und poetisch sind, daß somit die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung anflege, daß die Einbildungskraft sich zum Dienste einer Vernunftidee bequemen müsse. Für die Behandlung aber hebt er hervor, daß der Faust seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie erfordere, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen solle, daß deshalb Faust auch in das handelnde Leben geführt werden müsse. Freilich fügt er hinzu, daß, welches Stück der Dichter auch aus dieser Masse erwähle, es ihm durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfordern scheine, und beim Gedanken an die Totalität der Materie, die notwendig sei, gesteht er, für eine so doch anfzunellende Masse finde er keinen poetischen Reif, der sie zusammenhielte: „Nun, Sie werden sich schon zu helfen wissen", fügt er im Vertrauen auf die dichterische Gestaltungskraft des Freundes hinzu.

Und Goethe wußte sich zu helfen. Hatte Schiller die Forderungen gestellt und ihm so die Anregung gegeben, so hat er den Reif gefunden: nach dessen Festlegung konnte er je nach Stimmung und Neigung das Einzelne in sehr verschiedenen Zeiten ausführen. So erscheint zunächst der sogenannte erste Teil in dem neugewonnenen Zusammenhang, dann vom zweiten Teile ein Abschnitt, der ihn besonders tief ergreift, die Helena. Und erst gegen sein Lebensende hin drängt es ihn, beide Dichtungen, die immanente und die transszendente, zum Abschluß zu bringen: das größere Interesse liegt aber bei der höheren Aufgabe. Wilhelm Meister kam daher in den Wanderjahren nur notdürftig unter Dach, Faust dagegen fand seinen vollen Abschluß, wenn auch gegen Ende hin mit lakonischer Kürze, die dem Dichter noch wenige Wochen vor seinem Tode „neue Anfregung" zu größerer Ausführung der Hauptmotive gab: wenn es nun auch hierzu nicht gekommen ist, so ist doch das Werk dem einheitlichen Plane gemäß abgeschlossen und darf den vollen Anspruch darauf erheben, als künstlerisches Werk betrachtet und somit auf seine Einheitlichkeit hin geprüft zu werden. Läge diese nur in der Person oder nur in einer Idee und prägte sie sich nicht auch künstlerisch aus, so daß für alles Einzelne des dramatischen Forlganges ein notwendiger innerer Zusammenhang vorhanden ist, so sähe es mit dieser ersten Forderung, die man an ein Kunstwerk stellen muß, sehr schlimm aus. Nun hat aber Goethe nicht nur selbst das klarste Bewußtsein von diesem ersten und wichtigsten Erfordernis des Kunstwerks gehabt, er hat auch gerade bei seinem Faust unablässig an der Herstellung dieser Einheit gearbeitet: seine letzte Beschäftigung mit dem Faust besteht gerade darin, daß er im Januar 1832 mit Ottilie den ganzen zweiten Teil noch einmal durchlas — so gewann er gleichsam die Versicherung, daß er in der That ein Kunstwerk im

Digitized by Google

vollen Sinne des Wortes geschaffen hatte. Will man sein Werk nach dieser Seite hin erfassen, so darf man nicht bei den Widersprüchen stehen bleiben, die man nachgewiesen haben will: man muß zu der höheren Aufgabe weiter gehen, über diese vielleicht doch nur scheinbaren Widersprüche hinaus die künstlerische Einheit zu erkennen. Dies Ziel wird aber nur dann erreicht, wenn jedem Teil die Stelle angewiesen werden kann, die er in seiner Bedeutung für das Ganze hat und die ihm eben deshalb die Berechtigung seines Daseins giebt. Ein gerade in dieser Hinsicht viel umstrittener Teil ist die klassische Walpurgisnacht. Soll ihre Stellung in dem ganzen Aufbau klar werden, so ist ein Blick auf diesen selbst notwendig.

Der von Schiller verlangte Reif, der die ganze aufquellende Masse zusammenhalten sollte, wurde von Goethe in eben jenen Tagen der Wiederaufnahme des Faust thatsächlich gefunden: es ist die Wette, die Mephistopheles Gott anbietet, mit dem daraus folgenden Gewährenlassen von Seiten Gottes: Gott weiß ganz genau, daß der gute Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges dennoch bewußt ist und Mephistopheles müßte, wenn er überhaupt im stande wäre beschämt zu werden und eine Wahrheit einzusehen, schließlich diese Wahrheit beschämt bekennen. Wenn nun Mephistopheles es unternimmt, Faust von Gott abzulenken, trifft er es so günstig, daß Faust, in Verzweiflung darüber, daß er einerseits durch die Wissenschaft nicht erkennen kann was die Welt im Innersten zusammenhält, daß er andrerseits aber auch weder Gut noch Geld besitzt um die Welt wenigstens zu genießen, sich der Magie ergeben hat: er der nicht nur das Wesen des Weltalls nicht zu erfassen vermag, sondern nicht einmal den Erdgeist begreifen kann, er ergiebt sich leicht dem Teufel, der ihm nicht etwa die ersehnte Erkenntnis verspricht, sondern Faust verlockt, seine Befriedigung in der Welt selbst zu suchen. Aber freilich, Faust stellt ihm eine Bedingung, die Mephistopheles in ihrer Tiefe gar nicht verstehen kann: wenn Faust verlangt, daß er zum Augenblick soll sagen können: „Verweile doch, Du bist so schön!“, so verlangt er damit nicht eine Befriedigung für den Augenblick, sondern eine bleibende, vollkommene Befriedigung, die überhaupt nicht mehr aufgehoben werden kann: der Eintritt dieses dauernden Zustandes soll für ihn der Augenblick sein, in welchem Mephistopheles sein Recht soll fordern dürfen. Nur ein Mißverständnis dieses Inhaltes der Faustischen Forderung hat zu der Behauptung führen können: als Faust vor dem Bilde im Zauberspiegel der Hexenküche entzückt verweilen wollte, als er erklärte, schon mit einem Halstuch, einem Strumpfband seiner Liebeslust befriedigt zu sein, als er seine Liebesglut unendlich, ewig, ewig nennt, habe Mephistopheles sagen müssen: ich habe die Wette gewonnen; Faust giebt selbst die Antwort, daß es sich hier keineswegs um eine dauernde, jede weitere Sehnsucht ausschließende Befriedigung handelt: „So tauml' ich von Begierde zu Genuß. Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.“ Es waren also nur Versuche, deren Scheitern dem Dichter die Aufgabe stellt, den Mephistopheles zu immer neuen Versuchen weiterschreiten zu lassen: damit erhält aber der Dichter zugleich die Möglichkeit, durch Vorführen neuer Experimente der weiteren Forderung Schillers nach Darstellung der Totalität der Materie zu entsprechen: Mephistopheles hat nur dann Aussicht, sein Ziel zu erreichen, wenn er die Totalität der Materie erschöpft. Erst wenn er dies gethan hat, muß er, falls er dennoch die Bedingung nicht zu erfüllen vermocht hat, ein weiteres Verfolgen seiner Absicht aufgeben.

Dieses Suchen nach immer neuen Seiten der Materie zur Erreichung des begehrten Zieles wird nun die Triebkraft für den dramatischen Fortgang. Dieser erhält seine eigenartige Gestaltung jedoch dadurch, daß der Dichter jeden der beiden grundverschiedenen Charaktere das gesteckte Ziel aus der Besonderheit seines Wesens heraus verfolgen läßt: damit steht von vornherein fest, daß die Wege des Mephistopheles und des Faust nicht dauernd dieselben sein können. Es entsteht aber zugleich das dramatische Problem, das Streben, welcher der beiden das Übergewicht erlangen und das Handeln des Anderen in seine Bahnen zwingen wird. Mephistopheles übernimmt dem Vertrage gemäß zuerst die Führung. Seinen Plan enthüllt er in dem Monologe: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft.“ Durch flache Unbedeutendheit will er ihn schleppen, seine Begier durch Zeigen des Genusses reizen und ihn umsonst Erquickung erflehen lassen: so, meint er, müsse Faust in einen Zustand der Verzweiflung geraten, daß er zu Grunde gehen müßte, auch wenn er sich nicht dem Teufel ergeben hätte, sicherlich aber dann, wenn der endlich dennoch erlangte Genuß die ausgemachte Befriedigung biete. Aber Mephistopheles irrt sich nicht nur überhaupt darin, daß er von Anfang seines Sieges sicher ist: es ist auch wie der echteste Ausdruck seines Wesens, daß er für ein Ringen und Streben, wie es Faust erfüllt, überhaupt kein Verständnis hat und sich daher auch in den Mitteln vergreift. Es dauert daher nicht lange, so emanzipiert sich Faust von der Führung des Teufels und sucht sich, wie es Gott vorausgesehen und vorausgesagt hat, unbewußt seinen eigenen Weg, der schließlich der rechte ist. Damit ist des Mephistopheles Feldzugsplan durchkreuzt: hierauf ist der dramatische Fortgang von vornherein angelegt. Der Umstand, daß sein Plan nicht in Erfüllung geht, ist daher nicht ein Beweis gegen, sondern ein Beweis für die Einheit der dichterischen Gestaltung. In dem Entgegenwirken der beiden führenden Mächte, Gottes und des Teufels, muß des Teufels Führung selbstverständlich scheitern; dafür ist Gott sein Gegner. Aber sie muß auch rechtlich beseitigt werden: dies geschieht durch den sich zum rechten Wege unbewußt durcharbeitenden Faust selbst.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Der Schmetterling.

Novelle von **Marie von Olfers.**

(Fortſetzung.)

IX.

Mitternacht war längſt vorüber, der Mond hatte ſeine Strahlen hineingeſchickt und war vorübergegangen, da wurde es plötzlich im Hauſe lebendig. Die alte Salome kam hereingeſtürzt, Godvin eilte hinauf.

In dieſer Nacht wurde, zu früh, ein kleines Mädchen geboren; neues Leben ſchien zu erwachen, während der Tod in der Nähe ſtand, aber er ging vorüber. Wochenlang ſchwebte er über Bob, Catarina und ihrem elenden Kindchen.

Das ſo Heißerſehnte wurde jetzt kaum beachtet; nur die alte Salome hatte Freude daran, päppelte es, wartete es Tag und Nacht. Mutter Marthe wollte es nicht ſehen. „Es wird doch ſterben, wie alles um uns her", klagte ſie. „Bring es mir nicht, ich will nicht wieder mein Herz daran hängen."

Erſt war Catarina zu ſchwach, dann zu zaghaft, um es anzufaſſen.

„Ich verſteh' es nicht, Tante Lenette", ſeufzte ſie. „Hätt ich es nur bei Dir gelernt!"

„Ach was", meinte dieſe, „eine Mutter verſteht das von ſelbſt, oder der liebe Gott hätte ein Verſehen bei der Welteinrichtung gemacht."

„Seit ich", klagte die junge Frau, „das Unglück mit Bob angerichtet und Martins Liebe verloren habe, habe ich kein Zutrauen mehr zu mir."

„Liebe verliert ſich nicht wie das Röhrwaſſer", erwiderte Tante Lenette. „Wenn es ſo wäre, dann hätte der egoiſtiſche Menſch Dich nur gebraucht und nie geliebt."

„Ich dachte, das ſei eins, Tante Lenette."

„Behüte! . . . Das Beſte wär', Du kämſt eine Weile zu uns. Da wird er Dich ſchon vermiſſen und das Kind bekäme eine ordentliche Wartung bei mir. Die alte grämliche Salome und dies düſtre Haus ſind nichts dafür."

„Das beſte wäre es wohl", erwiderte Catarina, „aber wird er mich und das Kind ziehen laſſen?"

„Er macht ſich ja offenbar nichts aus Euch, auch kann er Euch ja wiederhaben, wenn er will. Bob kommt dann auch wieder zu uns und wir führen ein Veilchen das alte glückliche Leben!"

„Wenn das ſein könnte —", ſagte Catarina und eine Art Wiederſchein der vergangenen Freuden leuchtete auf ihrem bleichen Angeſicht . . . „Weshalb ich nur Bob nicht ſehen darf? Erſt hatt' ich ſelbſt Angſt davor, aber jetzt, da er beſſer iſt —"

„Ihr könntet Euch aufregen, meint der Vater. Bitte Martin um Urlaub."

Sie that es, ſobald ſie den Mut dazu gewonnen.

„Geh", ſagte er als Antwort, „Dein Herz war ja immer drüben, das Kind dagegen bleibt hier! Seine Heimat iſt doch wenigſtens bei mir! Es kann Dich ja beſuchen, wenn Du Dich danach ſehnſt."

Tante Lenette war entrüſtet.

„Der Barbar!" ſchalt ſie. „Du ſiehſt, nicht einmal dieſe Freude gönnt er Dir! Godvin ſagt, hier könne es nicht leben; es braucht Licht, Luft, Sonne. Du ſiehſt, er liebt es auch nicht."

„Ich glaube", meinte Catarina, „er liebt es nur zu ſehr, mehr als mich, Tante Lenette."

„Das wäre mir an Deiner Stelle ganz egal! Das Menſchengeſchlecht iſt recht mißartet. Solche Ungeheuer werden geliebt! Ich würde unter dieſen Umſtänden ſicher fortgehen."

„Meinſt Du, daß es ihm lieb iſt?"

„Ich meine garnichts . . . ich bin empört!"

„Vielleicht, wenn ich bei Euch wieder luſtig würde — nicht mehr ſo bleich und jammervoll ausſähe . . ."

„Armes Kind, morgen kommſt Du zu uns!"

Digitized by Google

Und so geschah es.

Wunderbarer Weise fing Martins Mutter an, sich für Bob zu interessieren. Zimmerfort fragte sie nach ihm, schickte ihm, was sie nur erdenken konnte.

Selten hatte es einen unleidlicheren Kranken gegeben; immerfort jammerte er nach Haus. Godwin hatte schon tausend Pläne gemacht, ihn herüberzunehmen, keiner war ausführbar. Alles fand Bob hier schlecht, nur zu Haus sei es gut. Er hatte schon manche zornige Szene, trotz seiner Leiden, von Martin dafür zu erdulden gehabt.

„Meine Schuld ist es nicht, daß Du hier bist", rief ihm dieser entgegen. „Catarina ist schuld. Sie ist längst wieder zu Haus. Sie liebt nur, was fröhlich ist und Du bist kein lustiger Anblick."

Bob schrie laut auf bei der Nachricht, antwortete aber dann ingrimmig:

„Du bist schuld, Du hast Sie so gemacht! Ich wollte, sie wäre toll vergnügt drüben, wie in alter Zeit. Ich gönne es ihr." —

X.

Zu Haus! wieder zu Haus! Sie hatte es sich doch nicht so schön gedacht. In demselben Zimmerchen, umgeben von Blütenduft, von Sonnenlicht, so heimlich, so wonnig! Gepflegt, verzogen von Tante Lenette als wär' sie selber wieder klein, um sie her die jubelnde Bande. Denn Kinder vergessen das Unglück, welches sie nicht sehen. Wohl dachte man ab und zu an Bob, aber nebenher ging der lustige Strom des Lebens in übermütigen Wellen.

Wie ihr von all' den jungen Herren der Hof gemacht wurde! Jeder that sein Bestes. Und die Umarmung des Vaters, wenn er heim kam, die Seligkeit, daß er sie wieder hatte!

Auf der blumigen Wiese lagen sie alle und dachten an nichts, als an die blaue Luft. Das Schloß lag wie ein finstrer, schrecklicher Traum hinter ihr. Schweiften ihre Gedanken hinüber, gab es ihr einen Stich in das Herz.

Sie hatte das Kind noch nicht verlangt, sie fürchtete sich davor.

Godwin wunderte sich, daß es lebte; er hatte nicht daran geglaubt. Tante Lenette gab eine Menge Ratschläge mit, die Salome sehr übel aufnahm, wenn er sie überhaupt bestellte. „Unser Kind können wir allein besorgen", pflegte sie darauf zu erwidern.

Warum Bob nicht kam, begriff Catarina nicht; alle Tage sagte der Vater, es ginge ihm besser und doch wurde er nicht gesund.

Sie frug Lenette.

„Man darf ihn nicht rühren", war die Antwort. „Du kannst Dir denken, wie gern wir ihn heim nähmen."

„Dann ist er wohl kränker, als Ihr sagt?!

„Wie man's nehmen will", antwortete die Tante diplomatisch, „in Gefahr ist er durchaus nicht; es ist nur langwierig und man kann leicht etwas verderben."

„Ich möcht ihn doch einmal sehen", sagte Catarina. „Auch das Kind. Ich wage nicht, es kommen zu lassen, ich weiß, es kränkt ihn. Könnt ich nicht heimlich herüber, Tante Lenette?!

„In den Heimlichkeiten hab' ich ein Haar gefunden, Catarina. Was hast Du für einen Grund, Dich zu verbergen, Du, seine rechtmäßige Frau!"

„Leider den schlimmsten, er mag mich nicht sehen!"

„Und so einem willst Du Dich aufdrängen!" rief Lenette empört.

Catarina ließ den Kopf hängen.

„Auf den Knieen müßt er rutschen, eh' ich käme!" rief die Tante.

„Das thut er sicher nie! Ich wollt ihn ja gern um Verzeihung bitten, aber was hilft's, da er mich nicht mehr liebt?!"

„Das laß auch lieber bleiben, wenn ich Dir raten soll! So etwas muß man den Männern nicht angewöhnen."

Tante Lenette hoffte Catarina von ihrem Vorsatz abgebracht zu haben, doch sie irrte sich.

Am nächsten Tage schlich sich Catarina fort. Vor Martin hatte sie große Angst. „Er verzeiht niemand", sagte sie sich trostlos.

Sie rief den Fährmann, er war auch gleich bei der Hand. Düster wie immer lag das Schloß da, es schien ihr noch düsterer als sonst.

Am Thor stand der alte Gärtner, er liebte sie, weil sie seine Blumen liebte.

„Ich sagte immer", rief er, „Sie würden kommen, sich die Rosen ansehen!"

„Später, Florentin. Wie geht es hier?"

„Nun, dem kleinen Fräulein gut. Aber Junker Bob! Den werden Sie kaum wiedererkennen!"

Sie erschrak und stürmte an ihm vorbei; ihr Herz klopfte, wie an dem Tage, als das Unglück geschah. Sie war ihm aus dem Weg gegangen, aber es war noch da!

Digitized by Google

Dieselben Laute wie damals trafen ihr Ohr. War es möglich, hatte er in Schmerzen gelegen die ganze Zeit, während sie — —. Ihr Lachen, ihre Lustigkeit traten mißtönend vor ihre Seele.

Leise öffnete sie die Thür: er hatte im Schlaf gestöhnt.

War das Bob? Dies Jammerbild, dessen abgezehrte Gestalt sich kaum unter dem Laken zeichnete?!

Die alte Salome stand von seinem Bett auf.

„Ich wußte nicht, wie es stand", flüsterte Catarina.

„Eben", erwiderte diese düster, „wenn man von Haus fortgeht, weiß man nie, wie es dort sieht."

Catarina rang nur stumm die Hände und setzte sich an den Platz der Dienerin.

Der Bruder schlug ein paar große Augen auf, ganz unähnlich jenen Bobs, so erfahren, so wissend.

Ein Lächeln ging über sein Gesicht, dem zwei Thränen folgten.

„Cati", flüsterte er. „Mit mir ist's vorbei, ich werde nie wieder lustig, auch nicht einmal bei euch."

„O Bob", rief sie, „dann mußt' ich verzweifeln. Du wirst wieder gesund!"

„Wenn man's gesund nennen will!" erwiderte der Knabe. „Nicht laufen, nicht springen, kaum kriechen! Ich hätte nie geglaubt, daß das Herz einem schwer sein könnte wie ein Stein. Du weinst? Auch das hätte ich nicht geglaubt, daß Du so weinen könntest! das Lachen vergeht einem bei meinem Anblick, deshalb haben sie Dich nicht hergelassen. Du solltest fröhlich und glücklich bleiben."

„Glücklich!" rief sie. „Als ob ich es einen Augenblick hätte sein dürfen, während Du hier elend lagst. Sie sagten, Du seist gewesen."

„Was hätte mir's geholfen, wenn Du traurig gewesen wärst!"

„Mir und Dir hätte es geholfen!" rief sie. „Wir hätten gefühlt, daß wir uns lieb haben. Ach Bob, erst jetzt weiß ich, was das heißt. Nie hatt' ich Dich so lieb, als heut, keine größere Freude wüßte ich, als Dich gesund zu sehn. Könnt ich nur kommen, Dich zu pflegen, das wäre schon eine Freude. Aber wegen Martin darf ich nicht!"

Zur Mutter wagte sie sich nicht, ging noch in die Kinderstube und sah, wie Salome die Kleine wickelte.

Es schrie und weinte.

„Hier gehts auch nicht immer lustig zu", sagte die Alte. „Nun zum Spaß ist so ein Ding nicht; manche Nacht muß ich mit ihm herumlaufen, aber wenn's dann wieder lacht, wie jetzt, vergißt man Alles."

Catarina streckte die Hände nach dem Kinde aus. Die alte Salome legte es ihr in den Schoß. Es lachte wieder, sah sie an mit Martins dunklen Augen, denen dies Licht einen besondern Reiz verlieh.

Sie drückte es an sich. „Dürft ich's doch mitnehmen", seufzte sie.

„Es ist des Herrn einzige Freude", erwiderte die Alte finster, „und die wollen Sie ihm auch noch nehmen? Männer machen sich sonst nichts aus solchem Zeug, aber der ist zu einsam; an etwas muß man sein Herz doch hängen. Lassen Sie's ihm, Frau Catarina. Ihr Vater sagt, es kann hier nicht leben, aber Sie sehn, es lebt und ist gesund. Vielleicht ist's, weil es nichts Anders gekannt hat, als dies sonnenlose Haus. Sie haben es ja noch nie drüben haben wollen."

Catarina legte das Kind in die Wiege und ging hinaus.

XI.

Sie schluchzte und weinte unaufhörlich, als sie wieder in ihrem Stübchen war. „Wie konntet Ihr mich so betrügen", stöhnte sie.

Tante Lenette geriet ganz außer sich.

„Es war doch zu Deinem Besten! Der grausame, egoistische Mensch! Das Kind für sich zu behalten."

„Ach, ich wollte, er behielte mich auch. Verachten muß er mich, daß ich in solcher Not fortging, um hier fröhlich zu sein; ich will wieder fort, ich will hin."

„Dummes Zeug, Du wirst Dich ihm aufdrängen! Der müßte lang bitten, eh ich käm. Sei vernünftig; Dein Kind kannst Du so viel haben, als Du willst. Sticht ihm sein Herz, eine Mutter hat das leicht!"

„O Tante Lenette!" schrie Catarina auf und erhob abwehrend die Hand.

„Ja, schlecht wird man", erwiderte die Tante, „hart wie er."

„Wär ich nur dageblieben", klagte die junge Mutter, „nun hab ich alles verloren. Ihn, mein Kind! Nun ist alles vorbei."

„Vorbei", wiederholte Tante Lenette, „wenn

Digitized by Google

das Kind erst mehr hier ist, wird er Dich zurückrufen."

Catarina ließ aber die Kleine nicht kommen. Sie hatte schlaflose, fieberhafte Nächte.

Unbeschäftigt lag sie da, den Blick freudlos auf die Herrlichkeit umher gerichtet. Sie fror in der heißesten Sonne.

Weiß und durchsichtig war sie geworden, kein Kräftigungsmittel des Vaters schlug an.

Verzweiflungsvoll ging Tante Lenette herum.

„Es ist grad als ob Du sterben wolltest", jammerte sie „als hätte er auch hier Dir die Luft vergiftet."

Von Bob brachte der Vater nun wirklich bessere Nachricht. Er könne nun herüber kommen.

Trotzdem verzögerte es sich.

Tante Lenette begriff es nicht. Im Schloß aber ging eine Veränderung vor. Zu aller Erstaunen zog Frau Marthe herunter in Bobs Nähe und nun begann eine regelrechte Belagerung seines störrischen Herzens. Bob war zuerst sehr empört und durchaus nicht liebenswürdig oder dankbar. Mitleid konnte er am Wenigsten vertragen.

Aber er hatte seine Mutter kaum gekannt und in Jedem lebt die Sehnsucht nach dieser Art Liebe.

Das half Mutter Marthe. Langsam gewann sie ihn. Sie konnte ihm ja körperlich nichts helfen, aber seelisch. Eine gewisse Verwandtschaft des Leidens verband sie.

Bald fühlte Bob, daß er ihr ebenso notwendig war, wie sie ihm. Oft gerieten sie hart aneinander, aber das war auch nicht so übel. Die langen schweren Stunden verkürzten sich. Es regte sich etwas von Kampfes-, von Lebenslust in Beiden.

Bob konnte jetzt zu ihr hereinhumpeln, sie blieb gelähmt. Wie stolz sie auf seine ersten Schritte war; wie glücklich, als etwas von der Tollkühnheit, die in seinem Charakter lag, wieder zum Vorschein kam. Alles was er wollte geschah. Früher durfte kein Zweig geschnitten werden, weil Frau Marthe das verhaßte Wasser nicht sehen konnte; um Bob die Aussicht auf die geliebte Heimat zu verschaffen, wurden die Bäume am Haus gekappt. Ein Glück für das Schloß, dessen Räume Licht und Luft erhielten.

„Unser Bob", sagte Salome, „kommt nicht wieder zurück; es wäre auch zu hart für uns, den haben wir redlich verdient."

Godwin war erst sehr böse. Tante Lenette zürnte. „Ihr habt noch genug drüben", meinte Bob, „ich hab mich jetzt eingewöhnt. Mutter Marthe und ich sind ein gutes Paar. Was soll ich drüben bei den gesunden Brüdern? Mit denen kann ich nicht mit und dort würd' ich erst merken, wie hart das ist!"

„Sie werden uns noch all unsre Kinder rauben", seufzte Tante Lenette eifersüchtig.

„Für Bob hast Du ja Catarina wieder", erwiderte er.

„Aber wie!" rief sie. „Für uns ist sie nicht mehr da, obgleich sie hier ist. Da möchte sie schon lieber auch drüben sein. Ich versteh' nicht, wie sie solch einen Mann lieben kann."

„Du thust, was Du kannst, um es ihr auszureden", meinte er.

„Aber es gelingt nicht."

„Desto besser", erwiderte er sehr ernst. „Ist sie doch nun einmal seine Frau! Freu Dich doch darüber!"

„Ich mich darüber freuen!" rief Tante Lenette. „Nein, dazu bin ich denn doch zu unverheiratet."

XII.

Sommer und Winter waren darüber hingegangen. Im kleinen Haus war es ungewöhnlich still, denn Catarina konnte keinen Lärm vertragen. Sie sagte es nie, aber die Jungen merkten es und Tante Lenette schickte sie so viel als möglich hinaus.

Heut gab's den ersten Frühlingstag. Der Schnee hatte einem beginnenden Blütenschnee Platz gemacht. Da erschien endlich die alte Salome, ein unförmliches Bündel im Arm, welchem sie mit vielen Reden eine Hülle nach der Andern abnahm, während Tante Lenette immerfort rief:

„Nein, das arme kleine Ding! Es muß ja ersticken, Godwin erlaubte das nie!"

Die Jungen standen neugierig im Kreis herum.

„Ach was!" entgegnete die Alte, „verschwitzt ist noch keiner, aber erfroren mancher."

Endlich war sie fertig und erklärte:

„Betrachtet Euch dies Prachtstück! So sehn bei uns die Kinder aus, Fräulein Lenette."

Das rosigste, frischeste Kindchen streckte jauchzend ein paar dicke Ärmchen aus. Es war auch gar nicht schen, als Catarina es zwischen Lachen und Weinen herzte und küßte.

Offenbar war die Kleine derlei Huldigungen gewöhnt, sie geriet sogar in wildes Entzücken, als die Schar der Jungen daran Teil nahm.

Digitized by Google

„Was sagen Sie nun, Fräulein Lenette“? frug Salome stolz. „Kann man bei uns leben und gesund sein?“

„Ich sage“, antwortete sie ausweichend, „daß Sie eine brave Person sind, die ihre Sache versteht.“

„Und wie der Herr sich an dem Kinde freut“, rief Salome. „Absolut lachen hab ich ihn gehört. Das will mir keiner glauben, aber ich weiß es. Ich stand hinter dem großen Rosenbusch am Haus; als unsre kleine Caterly Herrn Martin sieht, schreit sie vor Plaisir, kräht und will zu ihm hin. Da hat er gelacht.“

„Wir haben jetzt zwei Lieblinge drüben“, fuhr sie fort, „zwei Hauptpersonen, eins ist dies Dings da, das Andre Junker Bob. Bob für Frau Marthe, Caterly für Herrn Martin, wir sind versorgt Alles dreht sich um die, wie die Erde um die Sonne. Wir haben jetzt auch Sonne, Fräulein Lenette, und brauchen sie nicht erst von wo anders zu holen.“

Sie nahm das Kind wieder auf, wickelte es ebenso sorgsam wieder ein, und fuhr unter dem Kriegsgeschrei der Jungen wieder ab.

(Schluß folgt.)

Ewige Liebe.

Allabend legel Frau Sonne
Ihr rotergliihendes Antlitz
Dem alten Ocean
An das wogende,
In süßer Erwartung geheimer Wonne
Aufschauernde Herz.
Steiget hinab
In das purpurne, schwellende Bett
Des kühlen Herrn Gemahls
Und zieht die lichten,
Aus Abendrot gewebenen,
Gardinen vor das
Heiligtum der Liebe.

Schämig entzündet sie
Die schimmernde Nachtlampe, den Mond,
Der mit träumerisch-bläulichem
Dämmerlicht verschleiert
Das holde Geheimnis.
Neugierig öffnen die Sterne
Die schelmisch-blitzenden Augen,
Geheimnisvoll flüstern
Geschwätzige Winde
Noch mit dem schwarz vermummten Gesträuch,
Das still aufhorcht
Mit verhaltenem Atem
Und nur zeitweis aufrauscht
Vor wonnigem Schrecken.
Es neigen und nicken
Verliebte Blumengesichter
Mit silbernem Kichern sich zu.

Manchmal verraten
Nur klatschende Wellen
Das glückliche Lallen dem lauschenden Strande.
Manchmal aufblitzt es
Am Nachthimmel flammend empor
Von wildentfesselter Lust.

Ueidisches Sehnen
Erfasset das Menschenherz
Nach dem unsterblichen
Götterglück
Und läßt es erschauern
In seliger Ahnung
Unaussprechlicher Wonne.

Erwacht von dem Rausche
Der Liebe, entzündet
Die Sonne wieder die Fackel des Tags
Und rollet empor
Den rosig leuchtenden
Vorhang, die Morgenröte,
Entwindet sich
Frisch gebadet und neu verjüngt,
In blendender Jugendschöne
Dem nassen Arme des Meers
Und küsset, noch trunken von Liebe und Glück,
Mit alles belebendem
Kuß ihr schlafendes,
In Morgennebel gewickeltes Kind,
Die taufrische Erde
Wach zum Leben und Licht.

Armin Werherr.

Lied des Kreuzfahrers.

Grün will die Flur sich kleiden,
In frischem Laube steht der Wald:
Des Frosts Gewalt
Hielt hart im Zwang die beiden.

Gewendet hat sich nun die Zeit,
Mein sehnend Leid
Gemahnt mich der Geliebten, die ich muß in Schmerzen meiden.

Digitized by Google

Die Vöglein ſingen wieder,
Wie Lenzesfreude neu erblüht:
Ein frohes Lied
Gern ſäng' auch ich, ihr Brüder,
Das euer aller Dank mir bringt —
Doch hier verklingt
In wälſchem Volk mein Sang: o deutſche Heimat,
deutſche Lieder!

Ich ſandte ihr ſo gerne,
Der Holden einen Boten hin
(O fänd ich ihn),
Der weiß das Dorf, das ferne,
Wo ein Weib in Sehnſucht härmet ſich;
Sie meine ich, von der ich nie des Herzens treue Liebe
wenden lerne.

Zieh hin zum Heimatslande,
Du lieber Bote, über See:
In bangem Weh
Kühl' ich der Liebe Bande:
Sag' auch: nach frohem Wiederſehn,
Möchts bald geſchehn,
Steh' unſer Sinn: das breite Meer hält uns am fernen
Strande.

Mit treu ergeb'nem Sinne,
Sag' ihr, wollt ich ihr Ritter ſein.
Sie iſts allein
Die ich von Herzen minne
Vor allen Frauen immerdar,
Ely von ihr ich fahr,
Mag alles fahren dahin, was je zum Heil ich mir
gewinn.

Verwandten mögſt du ſagen
Und Freunden, daß ich bin wohlauf;
Und wenn darauf
Sie, lieber Bote, fragen,
Wie's ſteh' mit unſrer Pilgerfahrt,
So ſag', wie hart
Die Wälſchen uns gekränkt: wie wir's mit ſchwerem
Grolle tragen.

Daß ſich's gut möge enden,
Gewahr' mir Treu und eile dich.
Gott wird auch mich
In meinen Lieben ſenden,
So bald ſich's immer fügen mag;
Den frohen Tag
Mög' er uns ſchenken, da zur Heimat wir die Segel
wenden.

Nach Neidhardt von Rauenthal (um 1218) von Rudolf Meißner.

In Mittagsſtille.

Du kennſt die Stille wohl, die traumhaft zwingt
In ihren Märchenbann dein ganzes Fühlen.
Da klingt ein Laut von fern — und ſeltſam wird dir,
Daß ſah das Daſeins unbegriffenes Wunder
Die Seele dir erfüllt mit frommem Schauer.
Und einen Herzſchlag lang, dann biſt du edel,
Biſt rein und gut, und nichts Gemeines trübt dich:
Denn Gottes Hauch war's, der dein Herz getroffen.
Der Welt Gebet ſtieg in dem heiligen Schweigen
Zum Schöpfer auf, und liebend neigte nieder
Der Gütige ſich und ſprach ein leiſes Troſtwort:
Und ſeines Mundes Hauch, er traf auch dich.

Guſtav Brandt.

Sterne.

Den Himmel ſah ich lange nicht
In gleicher Funkelpracht,
All ſeiner bebenden Sterne Licht
Verſchwenderiſch entfacht.

Und lange in der eignen Bruſt
Kühlt' ich nicht gleichen Mut,
Es rinnt und regt ſich vollbewußt
Des Lebens ſtarke Flut.

O Geben, Nehmen! Segensfroh
Entſtrömt ihr ew'ger Macht,
Kein Stern am Himmel leuchtet ſo,
Durchfunkelt ſo die Nacht!

Amélie Godin.

Der Wind.

Über die Kluren wanderl der Wind.
Über die Haiden,
Über die Weiden
Wanderl er, wehl er gelind.

Wehl und wanderl und eilt und ſtiehl.
Durch wogende Felder,
Durch rauſchende Wälder,
Kraunt er ſein dunkeles Lied.

Kraunt mir dunkele Mären vor.
Vergeſſener Tage
Begrabene Klage
Küſſterl er leis mir ins Ohr.

Küſſterl und wiſperl und wanderl fort.
Über die Höhen,
Über die Seen
Wanderl von Ort zu Ort.

Wanderl auch über ihr fernes Grab;
Kraunt ihr die leiſen,
Klagenden Weiſen
Von Leben und Lieben ins Dunkel hinab. —

Julius Petri.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Tartüff.

Lustspiel in fünf Akten von **Molière**. In deutschen Versen von **Ludwig Fulda**.

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Orgon. Marianne (treten auf).

Orgon.

Marianne!

Marianne.

Hier, mein Vater!

Orgon.

Komm noch näher;
Ich möchte mit dir reden, ungestört.

Marianne

(zu Orgon, der in's Nebenzimmer sieht).

Was giebt's?

Orgon.

Ich will nur sehn, ob Niemand hört.
Dies Stübchen dort ist wie gemacht für Späher. –
Wohlan! — Zum Lobe hat mich stets bewogen
Dein gutes Herz, dein sanfter Sinn;
Ich habe dich auch immer vorgezogen.

Marianne.

Sie wissen, daß ich dafür dankbar bin.

Orgon.

Sehr gut gesagt, und weil es so bestellt,
Mußt du mir doppelt zum Gefallen leben.

Marianne.

Ich will mir alle Mühe geben.

Orgon.

Sehr schön. Nun sag', wie dir Tartüff gefällt?

Marianne.

Mir?

Orgon.

Ueberlege Deine Antwort erst!

Marianne.

Mein Gott, ich sage was Sie wollen.

Zweiter Auftritt.

Orgon. Marianne. Dorine, (tritt leise ein, lauscht erst von ferne und stellt sich dann hinter Orgon, ohne gesehen zu werden).

Orgon.

Sehr brav . . . Dann sag', daß Du den würdevollen
Und edlen Mann sehr hoch verehrst,
Daß Du ihn gerne siehst und glücklich wärst,
Wenn ich ihn Dir bestimmte zum Gemahl.
Nun?

Marianne (überrascht zurückweichend).

O!

Orgon.

Was?

Marianne.

Hab' ich recht verstanden?

Orgon.

Wie?

Marianne.

Erst wiederholen Sie mir noch einmal:
Wen soll ich gerne sehn und mit Vergnügen
Betrachten als den Gatten Ihrer Wahl?

Orgon.

Tartüff.

Marianne.

Nein, nein, das sag' ich nie,
Und wenn ich's sagte, würd' ich lügen.

Orgon.

Doch Wahrheit wird es bald, verlaß Dich drauf;
Ich will es so, und deinen Willen zähm' ich.

Marianne.

Sie wollten . . . !

Orgon.

Ja, durch diese Heirat nehm' ich
Tartüff in die Familie auf.
Er wird Dein Mann und damit fertig!
Deshalb . . . (Bemerkt Dorine, die dicht hinter ihm steht)
Was haben Sie denn hier verloren?
Aus Neugier sind Sie bald allgegenwärtig
Und haben überall die Ohren.

Dorine.

Ihr Heiratsplan ist schon herumgekommen,
Durch Zufall, oder hat man sich's gedacht;
Doch als man mir die Nachricht hinterbracht,
Ich hab' sie nicht für Ernst genommen.

Orgon.

Und was ist so unglaublich denn daran?

Digitized by Google

Dorine.

Sie reden sich wohl ein, das Sie dran glauben?

Orgon.

Das zu beweisen werd' ich mir erlauben.

Dorine.

Sie sind ein gar zu spaß'ger Mann.

Orgon.

Der Tag, der's offenbart, wird bald erscheinen.

Dorine.

Ach, Larifari!

Orgon (zu Marianne).

Kind, ich scherze nicht.

Dorine.

Ja, glauben Sie denn, was Ihr Vater spricht?
Er thut nur so.

Orgon.

Bei Gott . . . !

Dorine.

Sie finden Steinen,
Der's Ihnen glaubt.

Orgon.

Jetzt wird es mir zu bunt!

Dorine.

Und glaubt man's, werden Sie dann besser fahren?
Wie, was? Ein Mann, dem Anschein nach gesund,
Ein Mann, der ausgewachsen ist seit Jahren,
Der wäre so vom bösen Geist besessen . . .

Orgon.

Was für ein Ton! Sie scheinen zu vergessen,
Auf welchem Fuß wir mit einander stehn.

Dorine.

Na, kommen Sie deshalb nicht gleich in Wut.
Verbrechen sind noch nicht geschehn.
Für einen Frömmler ist Ihr Kind zu gut;
Sein Lorbeer blüht auf einem andern Felde.
Warum besteh'n Sie grad' auf der Partie
Und wählen sich mit Ihrem vielen Gelde
Den Habenichts zum Eidam?

Orgon.

Schweigen Sie!
Er hat nichts; darum grad' ist er zu schätzen;
Grad' seine Dürftigkeit und Blöße
Erhebt den Edlen über Erdengröße;
Denn seiner Güter ließ er sich entsetzen,
Weil nie an zeitlichen Besitz geknetet
Dem Ewigen sein ganzes Trachten galt.
Ich streck' ihm gern was vor, damit er bald
Sich aufhilft und sein Gut zurück sich rettet.
Die Ländere'n gehören ihm nach Recht;
Auch ist er adelig zur Welt gekommen.

Dorine.

Ja wohl, das sagt er; aber einem Frommen
Stehn solche Prahlereien schlecht.
Wer soviel Wesen macht mit heil'gem Leben,
Für den sind Nam' und Abkunft einerlei,
Und ist er wirklich gottergeben,
Macht er von diesem besser kein Geschrei.
Wozu der Hochmuth? — Doch davon genug;
Den Menschen selber schauen Sie sich an!
Und solcher Tochter solchen Mann
Zu geben, halten Sie für klug?
Sehn Sie denn nicht, was stets zu fürchten bliebe?
Was wird davon die Folge sein?
Die Tugend eines Mädchens setzt man ein,
Wenn man sie zwingt zur Heirat ohne Liebe.
Der Vorsatz, eine brave Frau zu bleiben,
Hängt ab vom Mann; die Ehemänner alle,
Auf die man mit den Fingern deutet, treiben
Durch eigne Schuld ihr Weib zum Falle.
Die Treu' zu wahren dieser Sorte Gatten,
Dazu hat keine Frau Geduld,
Und sündigt sie, dann ist es deren Schuld,
Die zu der Ehe sie genötigt hatten.
Ihr Plan ist deshalb ganz und gar gefährlich.

Orgon (zu Marianne).

Am Ende giebt man mir noch Unterricht.

Dorine.

Ja, passen Sie nur auf; es schadet schwerlich.

Orgon.

Kind, kümmre Dich um dies Gefasel nicht:
Bedenke das Du meine Tochter bist.
Das Wort, das ich Vater gab, kann nicht gelten:
Man sagt, das er dem Spiel verfallen ist.
Auch seinen Glauben hab' ich Grund zu schelten:
Die Kirche hat er längst nicht mehr betreten.

Dorine.

O doch! nur nicht zur Stunde, wo die Lassen
Hineingehn, um einander zu begaffen.

Orgon.

Um Ihre Meinung hab' ich nicht gebeten.
Tartüff steht mit dem Himmel du und du;
Dies Rüstzeug überstrahlt die andern weit.
Er führt Dich einer Musterehe zu,
Die triefen wird von Glück und Seligkeit.
Zusammen werdet Ihr in Lieb' und Glauben
Ein Leben führen wie die Turteltauben;
Nie giebt es einen Streit in eurem Haus,
Und an dem kleinen Finger lenkst du ihn.

Dorine.

O nein, sie wird ihn an der Nase ziehn.

Orgon.

Verdammt Gewäsch!

Digitized by Google

Dorine.

Der sieht mir darnach aus!
Der wird es schon zu Wege bringen,
Daß Ihrer Tochter Tugend flöten geht.

Orgon.

Ob Ihnen wohl der Mund nicht stille steht!
Beschäftigen Sie sich mit andern Dingen.

Dorine.

Als wenn mich nicht Ihr eigner Vorteil triebe!

Orgon.

Zu gütig! Schweigen Sie jetzt still!

Dorine.

Aus Liebe nur . . .

Orgon.

Ich danke für die Liebe!

Dorine.

So? Ich kann lieben, wen ich will.

Orgon.

Zum Kuckuck!

Dorine.

Ihre Ehre ist mir wert;
Ich will verhüten, daß man Sie verlache.

Orgon.

Still, sag' ich; sonst . . .

Dorine.

Es ist Gewissenssache,
Daß man Sie zur Vernunft bekehrt.

Orgon.

Zum Teufel, schweig, du unverschämte Schlange!

Dorine.

Seht mir den frommen Mann! Er flucht.

Orgon.

Weil Deine Frechheit ihres Gleichen sucht.
Hältst Du jetzt nicht den Mund, dann wird Dir bange.

Dorine.

Schön, ich bin still; doch denk' ich mir das meine.

Orgon.

Denk', was Du willst, nur möglichst innerlich!
Und damit basta! (zu Marianne.)
Kind, ich kam ins Reine,
Nachdem ich's reiflich überlegt.

Dorine (beiseite).

Ich kenche
Vor Wut.

Orgon.

Tartüff an und für sich
Ist kein Adonis . . .

Dorine (beiseite).

Eine Vogelscheuche.

Orgon.

Doch dafür ist er förmlich überladen
Mit inneren Reizen.

Dorine (beiseite).

Guten Appetit!
(Orgon wendet sich nach Dorine um, hört ihr mit gekreuzten Armen zu und sieht ihr in's Gesicht.)
An ihrer Stelle zög' mich ohne Schaden
Kein Mann gewaltsam zum Altare mit.
Dem würd' ich zeigen schon nach wenig Wochen,
Wie sich ein Weib zu rächen wagt!

Orgon (zu Dorine).

Was ist denn das? Hab' ich umsonst gesprochen?

Dorine (ohne ihn anzusehen).

Wieso? Zu Ihnen hab' ich nichts gesagt.

Orgon (auch geradaus blickend).

Zu wem denn sonst?

Dorine.

Ich rede nur mit mir.

Orgon. (beiseite).

Ich muß bei diesem unverschämten Drachen
Handgreiflich mich verständlich machen.
(Er setzt sich in Positur, um Dorine eine Ohrfeige zu geben, und bei jedem Wort, welches er seiner Tochter sagt, wendet er sich um, und sieht nach Dorine, welche vor ihm steht, ohne zu sprechen.)
Mein Kind . . . nun überlege Dir . . .
Den ich gewählt . . . das ist der rechte Mann . . .
(zu Dorine)
Du sagst ja nichts?

Dorine.

Ich werd' wohl fertig sein.

Orgon.

Ein Wörtchen nur.

Dorine.

Ich denke nicht daran.

Orgon.

Ich warte.

Dorine.

Dadrauf fall' ich nicht herein.

Orgon.

Dein Vater, Kind, erkor Dir ihn;
Das wirst Du Dir nicht zweimal sagen lassen.

Dorine (die flucht ergreifend).

So ein Gemahl, der würde grad' mir passen.

Orgon

(versucht Dorine eine Ohrfeige zu geben und schlägt gegen die Stuhllehne.)
Das Weib da hat die Hölle ausgespien.
Die bringt mich noch zu Greuelthaten!
Ich halt's nicht länger aus, ich bin am Schluß;
Ich bin wahrhaftig so in Wut geraten,
Das ich im Freien Atem schöpfen muß. (Ab.)

Digitized by Google

Dritter Auftritt.

Marianne. Dorine.

Dorine.
Ist Ihre Sprache denn gestört?
Muß ich denn völlig Ihre Rolle spielen?
Daß Sie den hirnverbrannten Plan gehört
Und nicht ein einzig Mal in's Wort ihm fielen!

Marianne.
Er ist mein Vater; kann er nicht befehlen?

Dorine.
Solch einer Drohung muß man sich entziehn.

Marianne.
Wie denn?

Dorine.
Ihm sagen, daß wir selber wählen,
Daß Sie für sich heiraten, nicht für ihn,
Daß Sie als Hauptperson in diesem Spiele
Von Ihrem eigenen Geschmack nicht wichen,
Und wenn Tartüff ihm gar so sehr gefiele,
Dann sollt er lieber selbst ihn ehelichen.

Marianne.
Ein Vater hat beim Kind so groß' Gewicht,
Daß ich die ganze Zeit den Mut nicht fand . . .

Dorine.
Valer jedoch hielt an um Ihre Hand:
Ich frage, lieben Sie ihn oder nicht?

Marianne.
Dorine! Kannst Du noch so grausam scherzen?
Wie könntest Du im Zweifel sein?
Du lasest hundertmal in meinem Herzen
Und weißt: ihn lieb' ich, ihn allein!

Dorine.
Weiß ich, ob Herz und Lippen einig waren,
Ob ungemindert noch die Glut?

Marianne.
Glaub' mir, daß Dein Verdacht mir wehe thut;
Wie warm sie brennt, hast du genug erfahren.

Dorine
Also Sie lieben ihn?

Marianne.
Bis in den Tod!

Dorine.
Und, wie es scheint, er Sie desgleichen.

Marianne.
Ich glaube.

Dorine.
Und ihr möchtet's bald erreichen,
Verbunden euch zu seh'n?

Marianne.
Das thät uns Not.

Dorine.
Und was die andre Heirat anbetrifft . . . ?

Marianne.
Wenn man mich dazu nöthigt, nehm' ich Gift.

Dorine.
Vortrefflicher Gedanke! Wundervoll!
Sie sterben und die Sache ist erledigt.
Dies Mittel hilft gewiß. — Mich macht es toll,
Wenn man mir solchen Unsinn predigt.

Marianne.
Dorine! warum wirst Du gleich so wild?
Du hast kein Mitgefühl mit Andrer Plagen.

Dorine.
Nicht, wenn Sie sich so unerhört betragen
Und sich verkriechen, wo's zu handeln gilt.

Marianne.
Ach Gott, ich hab' nur solche Angst . . .

Dorine.
Wer wahrhaft liebt, dem ziemt Entschlossenheit.

Marianne.
Mein Herz bleibt deshalb doch Valer geweiht.
Könnt' er nicht thun, was Du von mir verlangst?

Dorine.
Wie? Daß Ihr Vater, stolz auf seine Schwächen,
Von dem Tartüff beschwatzt und eingelullt
Jetzt im Begriffe steht, sein Wort zu brechen,
Daran ist gar wohl Ihr Geliebter schuld?

Marianne.
Und würd' ich mich zu lautem Trotz vermessen,
Dann wüßte mein Geheimnis alle Welt.
Soll ich für ihn, so hoch mein Herz ihn stellt,
Die Scham, die Kindespflicht vergessen?
Willst Du, daß allen Augen offenbar . . .

Dorine.
Nichts will ich, nichts. Ich sehe schon, Sie werden
Die Frau Tartüff. Wie unrecht es doch war,
Mich gegen dieses Glück so zu geberden!
So thun Sie doch, wonach der Wunsch Sie zieht!
Um solchen Freier sollte man sich reißen;
Ein Herr Tartüff, das will was heißen.
Ja, Herr Tartüff, wenn man's bei Licht besieht,
Das ist ein Mann, der sich mit Anstand schneuzt;
Sein Ehgespons hat Ursach', stolz zu blicken,
Weil man vor ihm in Ehrfurcht sich bekreuzt.
Er ist von Adel, hat ein Aeuß're zum Bestricken,
Ein angenehm Gesicht mit rothen Ohren:
Kurzum, Sie können sehr zufrieden sein.

Marianne.
Mein Gott!

Dorine.
Ja, leuchtet Ihnen denn nicht ein,
Welch hübscher Mensch zur Gattin Sie erkoren?

Digitized by Google

Marianne.
Nicht weiter, ich beschwöre Dich, sei still!
Errette mich von diesem Ehejoch.
Mir ist ja alles recht. So hilf mir doch!

Dorine.
Ein Kind muß wollen, was sein Vater will,
Und wählt er auch zum Eidam einen Affen;
Sie werden sich ein gutes Leben schaffen.
Zu seinem Städtchen geht's per Extrapost,
Wo Onkel, Vettern aus der Erde schießen;
Die füttern Sie sodann mit Geisteskost.
Die feine Welt wird Ihnen sich erschließen:
Erfreut kommt Ihnen schon im Flur entgegen
Die Frau Kanzleirat und die Frau Notar
Und wird Sie bitten, abzulegen.
Doch erst im Carneval wird's wunderbar:
Tanzkränzchen, Brummbaß und zwei Flöten,
Und manchmal gar Hanswurst und Puppenspiel.
Wenn dann der Herr Gemahl . . .

Marianne.
Du wirst mich tödten!
So kommen wir gewiß nicht an das Ziel.

Dorine.
Ich hab' die Ehre!

Marianne.
Bleib doch hier, Dorine!

Dorine.
Und das ist die gerechte Strafe jetzt.

Marianne.
Dorinchen!

Dorine.
Nein!

Marianne.
Wenn je der Tag erschiene . . .

Dorine.
Tartüff bekommt Sie; das ist festgesetzt.

Marianne.
Ich weiß, wie sehr Dir mein Vertrau'n gebührt:
Was räthst Du mir?

Dorine.
Sich Frau Tartüff zu nennen.

Marianne.
Nun, weil mein Schicksal Dich nicht rührt,
So will ich blind in mein Verderben rennen.
Verzweiflung wird mir schnell ein Mittel reichen.
Bei dem man keine andre Hülfe braucht. (Will gehen)

Dorine. (ihr nacheilend).
Halt, Halt! Mein Zorn ist halb verraucht.
Man läßt sich schließlich doch erweichen.

Marianne.
Glaub mir, bevor ich des Altares Stufen
Mit ihm besteige, lieber in den Tod!

Dorine.
Nur nicht so hitzig. Noch ist keine Noth . . .
Da kommt Vater — und grade wie gerufen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Vater.

Ich weiß nicht, Fräulein, ob man sich geirrt:
Mir ist da eine Nachricht zugekommen . . .

Marianne.
Was denn?

Vater.
Daß Herr Tartüff Ihr Gatte wird.

Marianne.
Mein Vater hat es sich so vorgenommen.

Vater.
Ihr Vater?

Marianne.
Ja, so lautet sein Entschluß;
Noch eben hat er mir's befohlen.

Vater.
Im Ernst?

Marianne.
Im vollen Ernst und unverhohlen
Sagt er, daß ich mich ihm verbinden muß.

Vater.
Und Sie besinnen sich wohl noch?

Marianne.
Ich weiß nicht . . .

Vater.
O, die Antwort ist vergnüglich!
Sie wissen nicht . . .

Marianne.
Nein. — Rathen Sie mir doch!

Vater.
Dann rath' ich: Nehmen Sie ihn unverzüglich!

Marianne.
Das ist Ihr Rath?

Vater.
Ja.

Marianne
Wirklich?

Vater.
Unbedingt
Die Wahl ist lobenswert, man muß gestehn!

Marianne.
Mein Herr, was Sie mir raten, soll geschehn.

Vater.
Ich merke, daß es Ihnen leicht gelingt.

Marianne.
Nicht leichter als das Raten Ihnen.

Digitized by Google

Valer.
Ich riet so, weil ich zählt' auf Ihren Dank.

Marianne.
Ich folge, um den Ihren zu verdienen.

Dorine
(sich nach dem Hintergrund zurückziehend; beiseite).
Mir scheint, das wird ein regelrechter Zank.

Valer.
Das also nennt man Liebe! Und Sie schworen
Mir einstmals . . .

Marianne.
Fangen Sie davon nicht an!
Sie haben klar gesagt, daß ich den Mann
Heiraten müsse, den man mir erkoren,
Und werd' ich jetzt willfährig sein,
So hab' ich Ihrem guten Rat gehuldigt.

Valer.
Sie meinen, daß Sie das entschuldigt?
Entschlossen waren Sie von vorn herein.
Gut, daß es einen nicht'gen Vorwand giebt,
Um Ihren Wortbruch zu verbrämen.

Marianne.
Sie haben Recht!

Valer.
Recht hab' ich anzunehmen,
Daß Sie mich wahrhaft nie geliebt.

Marianne.
Nehmen Sie's an! Ich habe nichts dagegen.

Valer.
So? Nichts dagegen? Mein gekränkter Sinn
Geht schon vielleicht auf ganz denselben Wegen:
Ich weiß ein Herz, dem ich willkommen bin.

Marianne.
Ich zweifle nicht. So groß Verdienst darf hoffen . . .

Valer.
Ach, mein Verdienst ist nicht der Rede wert;
Sie selber haben mich davon belehrt.
Allein ich hab' ein weiblich Herz getroffen,
Das gütig, wenn ein ältres Band zerrissen,
Mir bieten wird vollwertigen Ersatz.

Marianne.
Dem guten Herzen mach' ich gerne Platz;
Es wird Sie sicher schnell zu trösten wissen.

Valer.
Mein ganz Bemühn sey' ich daran!
Untreue muß man einem Weib vergällen,
Und wenn man sie nicht gleich vergessen kann,
Soll man sich wenigstens so stellen.
Denn eine Feigheit wär' es, ein Verbrechen,
Durch Liebe noch zu lohnen den Verrat.

Marianne.
Sehr männlich und sehr edel, in der That.

Valer.
Gewiß, und Niemand wird mir widersprechen.
Ja, soll ich Ihnen denn für's ganze Leben
Treu bleiben und in Lieb' ergeben,
Derweil Sie eines Andern Arm umfaßt?
Ist denn mein Herz nicht frei für neue Ketten?

Marianne.
Sie hören ja, daß mir's vortrefflich paßt.
Wenn Sie's nur schon verwirklicht hätten!

Valer.
Sie wünschen's?

Marianne.
Ja.

Valer.
Nun reißt mir die Geduld!
Sie wünschen's, Fräulein, und ich werd's vollbringen.
(Er macht einen Schritt zur Thüre.)

Marianne.
Sehr schön!

Valer (umkehrend).
Doch wohlgemerkt, nur Sie sind schuld,
Da Sie zum Äußersten mich zwingen.

Marianne.
Jawohl.

Valer (noch einmal umkehrend).
— Und da Sie zu dem ganzen Plan
Das Beispiel gaben.

Marianne.
Will ich zugestehn.

Valer (an der Thür).
Genug! Sie wünschen's, und es wird gethan.

Marianne.
Das freut mich sehr.

Valer (kommt wieder zurück).
Auf Nimmerwiedersehn!
(Geht nach der Thür. Kleine Pause.)

Marianne.
Auch gut!

Valer (dreht sich dort an der Thür um).
Wie?

Marianne.
Was?

Valer.
Sie riefen mir, nicht wahr?

Marianne.
Das träumten Sie.

Valer.
So eil' ich denn von hinnen!

Marianne.
Mein Herr!

Digitized by Google

Valer.
Mein Fräulein!
(Geht ganz langsam nach hinten.)

Dorine (zu Marianne).
Es ist sonnenklar,
Ihr alle beide seid von Sinnen.
Ich wollte sehn, wie weit ihr's würdet treiben;
Drum hört' ich dem Krakehl so lange zu. —
He! Herr Valer!
(Sie zieht Valer am Arm.)

Valer (scheinbar widerstrebend).
Dorine, was willst Du?

Dorine.
Hierher, ich bitte!

Valer.
Nein, ich darf nicht bleiben.
Was sie gewünscht hat, das geschehe.

Dorine.
Nur einen Augenblick!

Valer.
Es ist beschlossen.

Dorine.
O!

Marianne. (beiseite).
Meine Gegenwart macht ihn verdrossen;
Am besten ist es, wenn ich gehe.

Dorine.
(läßt Valer los und läuft hinter Marianne drein)
Jetzt die! — Wohin?

Marianne.
Laß mich!

Dorine.
Das darf nicht sein!

Marianne.
Dorine, suche nicht, mich zu verhindern . . .

Valer (beiseite).
Ich sehe längst, mein Anblick macht ihr Pein;
Nun, diese Marter will ich lindern.

Dorine.
(eilt von Marianne wieder zu Valer.)
Jetzt wieder der! Zum Henker! Wollt ihr endlich
Den Unsinn lassen! Kommt nur Beide her!
(Sie nimmt Valer und Marianne bei der Hand und nähert sie einander.)

Valer (zu Dorine.)
Was willst Du?

Marianne (zu Dorine.)
Was ist Dein Begehr?

Dorine.
Euch zu versöhnen, selbstverständlich.
(Zu Valer.)
Sind Sie denn toll, solch Zanken anzufangen?

Valer.
Du hörtest ja, wie sie mich aufgeregt.

Dorine (zu Marianne).
Ist's nicht verrückt, wenn man sich so beträgt?

Marianne.
Du sahst ja, wie er mit mir umgegangen?

Dorine.
Einfältig war't ihr alle zwei. —
(Zu Valer.)
Ihr einz'ger Wunsch ist, Ihnen zu gehören.
(Zu Marianne.)
Er liebt nur Sie und sehnt den Tag herbei,
Der ewig Sie vereint; ich kann's beschwören.

Marianne (zu Valer).
Wozu denn aber einen solchen Rat?

Valer (zu Marianne).
Wozu denn eine solche Frage grad?

Dorine.
Toll seid ihr, sag' ich! — Euch die Hand gereicht!
(Zu Valer.)
Was zögern Sie?

Valer (giebt Dorine seine Hand).
Die Hand?

Dorine (zu Marianne).
Und nun die Ihre!

Marianne.
Was soll das alles heißen?

Dorine.
Wird's vielleicht?
Ihr liebt euch beide tiefer als ihr denkt.
(Valer und Marianne halten sich bei der Hand, ohne sich anzusehen.)

Valer (sich zu Marianne wendend).
Ja, wenn man thut, als ob man sich noch ziere,
Und einem nicht einmal ein Blickchen scheukt . . .
(Marianne wendet sich lächelnd zu Valer).

Dorine.
Verliebten fehlt doch immer eine Schraube.

Valer (zu Marianne).
Gestehen Sie, ich war mit Recht verletzt.
Auch war's nicht hübsch von Ihnen, wie ich glaube,
Daß Sie mit Gleichmut mir den Schlag versetzt.

Marianne.
O Undankbarster aller Undankbaren . . .

Dorine.
Den Streitfall können wir uns noch versparen,
Jetzt fragt sich's, wie der Heirat man entgeht.

Marianne.
Nun sag', wie soll uns das gelingen?

Dorine.
Wir lassen alle Minen springen.
Ihr Vater ist verrückt — (zu Valer.) der Kopf ist ihm verdreht.
(Zu Marianne.)
Sie aber zeigen jetzt am besten Proben

Digitized by Google

Von Fügſamkeit, ſo bunt er's immer treibt;
Dann wird, wenn ſonſt nichts übrig bleibt,
Die Hochzeit weiter ſtets hinausgeſchoben.
Wer Zeit gewinnt, hat viel gewonnen.
Bald werden Sie vom Schnupfen angeſteckt,
Der nicht ſo ſchnell vergeht, wie er begonnen;
Bald hat ein Unglückszeichen Sie erſchreckt:
Ein Leichenzug, dem Sie begegnet,
Ein böſer Traum, ein Glas, das Sie zerbrochen,
Und ſchließlich — eh' das Jawort ausgeſprochen,
Giebt's keinen Prieſter, der Sie ſegnet.
Jedoch damit wir völlig ſicher gehn,
Darf Niemand euch beiſammen ſehn.

(Zu Valer.)

Drum fort! Die Freunde mögen Sie beſchützen
Vorm Wortbruch, den man Ihnen droht.
Der Bruder ſoll uns gleichfalls unterſtützen;
Auch Stiefmama gehört zum Aufgebot.
Mit Gott!

Valer (zu Marianne).

Was wir gemeinſam auch erſtreben,
Vor Allem giebt Ihr Herz mir Zuverſicht.

Marianne (zu Valer).

Für meines Vaters Willen bürg' ich nicht;
Ich hab' gewählt — für's ganze Leben!

Valer.

Das giebt mir Kraft! Und wenn Gefahren winken ...

Dorine.

Solch Pärchen hat doch nie ſich ausgeſchwätzt!
Nun fort mit euch.

Valer (zurückkommend).

Ich will nur ...

(Reicht Marianne hinter Dorinens Rücken die Hand.)

Dorine.

Fertig jetzt!
Sie gehn zur Rechten, Sie zur Linken.

(Sie ſtößt ſie mit leichtem Druck auseinander. Beide werfen ſich in der Thüre noch Kußhände zu, während Dorine, Luſt ſchöpfend, mit in die Seite geſtemmten Armen in der Mitte der Bühne ſteht.)

(Der dritte und die weiteren Akte folgen.)

Der Obmann.

Und wirklich ward ich einmal eingeladen.
Es war ein Kreis, der ſtreng geſchloſſen blieb;
Wie manchen auch hinein der Ehrgeiz trieb,
Der Grad kam nur nach vielen andern Graden.
Ich weiß nicht, wie viel der Jahrzehnte ſchon
Am ſelben Wirtshaustiſch der Kreis geſeſſen:
Kein Wunder, daß voll Würde war der Ton
Und vornehm ward getrunken und gegeſſen.
Geladen ſein, es galt für einen Orden,
Und die Erhöhung war auch mir geworden.
Mit einer ſcheuen Miene trat ich ein,
Sowie ein Neophyt betritt den Tempel.
Es trug hier alles der Gewohnheit Stempel,
Der lehrt uns Ehrfurcht (ſteht im Wallenſtein.)
Dem Obmann ward zuerſt ich vorgeſtellt
Und ich blieb ſtehn: So ragt in deutſcher Sage
Voll Majeſtät ein hoher Gott, ein Held,
Das ſchöne Wahrbild längſt verklungner Tage.
Das Haar lang wallend, blond, ſchon halb in braun,
Und blond der Bart, ein Wunder anzuſchaun:
Für einen Kotzbar, Hofer ein Modell,
Wie wenige. Ein Lächeln, leicht und hell,
Glitt über ſein Geſicht, da er mich ſah,
Wie ich da ſtand, vom Eindruck hingeriſſen.
Dann ließ man auch die andern alle wiſſen
Mein Nam und Art, was ziemlich raſch geſchah.
Die Unterhaltung ging dann wieder los,
Und war recht munter. Da in ſolcher Runde
Der Aufſpruch in der Regel nicht zu groß,
Verfloß behaglich Stunde hier auf Stunde.
Und alle ſprachen, brachten Anekdoten
Und auch manch ernſte Rede ward geboten
Nur einer ſprach nicht. Still und ruhig ſaß
Er auf dem Ehrenſitz und hörte ſchweigend,
Bald lächelnd, bald ſich höflich leicht verneigend,
Wenn einer feſtlich ihm gebracht ſein Glas.
Die Rede wogte hin und her, er ſchwieg
Und lächelte. Doch wann er immer nickte,
Da ſah ich, wie gleich alles auf ihn blickte,
Sein Augenwink entſchied der Rede Sieg.
Naturalismus, Bismarck, Strikegeſchichten,
Der jüngſte Straßenlärm in den Berichten
Verſchiedener Parteien, Bierkonſum,
Der Wähler Krieg, das ſchwarze Muckertum —
Das alles ward in Eifer abgehandelt.
Allein der Obmann blieb ſtets unverwandelt,
Er lächelte nach ſeiner ſtillen Art
Und ſtrich dazu den wunderbaren Bart.
Da wagt' ich an den Nachbar leis die Frage:
‚Iſt Euer Obmann heute nicht geſtimmt?'
‚Verſtimmt? O nein, ſo iſt er alle Tage.'
Ich fragte weiter: ‚Wann ward er gewählt?'
‚Gewählt und wann? Wenn man es richtig zählt,
Sitzt er auf dieſem Platz an fünfzehn Jahre.'
‚Was war der Anlaß wohl, ihn zu ernennen?'
‚Ich weiß es nicht. Selbſt käm' ich gern ins Klare:
Doch heut ſcheint keiner mehr den Grund zu kennen.' —
Und ſo erfuhr auch ich den Anlaß nicht. —
Um zwei Uhr Morgens ſtand mit viel Gewicht
Der Obmann auf und lächelte, ſtrich wieder
Den langen Bart. Raſch ſprangen alle Glieder
Des Kreiſes auf: er drückte alle Hände.
Er lächelte, ſtrich ſeinen Bart und ging.
Die Unterhaltung war mit eins zu Ende,
Und aufgelöſt der frohgeſtimmte Ring. —
Ich aber, da ich ſtill nach Hauſe ſpaziert,
Begriff das Rätſel, wie man imponiert.

Friedrich Adler.

Digitized by Google

Die Einheit der Goethe'ſchen Fauſtdichtung.

Von Veit Valentin.

II.

Zunächſt vertraut ſich Fauſt der Führung des Mephiſtopheles vollſtändig an. Seinem Plane entſprechend führt dieſer ihn zu der flachen Unbedeutendheit des ſtudentiſchen Treibens in Auerbachs Keller. Nichts beweiſt deutlicher den neuen Plan der einheitlichen Dichtung als die Umarbeitung, die dieſe ſchon dem erſten Entwurfe angehörige Szene erfahren hat. In der Urdichtung bänſelt Fauſt ſelbſt die platten Geſellen: er freut ſich der ihm vom Teufel verliehenen Macht und findet in ihr ſein vollſtes Behagen. In der Umarbeitung iſt es Mephiſtopheles, der ſich der Beſtialität erfreut, die ſich durch ſeine Beihilfe ſo herrlich offenbart: Fauſt widert dieſe Art der leichten Lebensführung an; außer dem erſten Gruße weiß er kein Wort zu ſagen als: „Ich hätte Luſt nun abzufahren.“

Mephiſtopheles, der den Fauſt fälſchlich nach ſich heruntergeriſſen hat, iſt mit ſeinen erſten Verſuchen gründlich geſcheitert. Da bereitet er ihn durch die Hexenküche zum zweiten Verſuch vor. Aber trotz dem Trunke, der ihn Gretchen verwegen und leichtfertig gegenübertreten läßt, iſt Fauſt nur widerwillig bereit zu folgen: außer dem Zauber der Hexe wirkt der Zauber Gretchens: er fühlt ſein Unrecht, und dem Adel der Reinheit gegenüber weiß er nicht, ob er weitergehen ſoll. Mephiſtopheles muß ihn drängen, das Geſchenk zu geben, den Betrug mit dem Todtenſchein des Herrn Schwerdtlein auszuführen, zu Gretchen zum entſcheidenden Schritt zurückzukehren. Auch in dieſem Teile zeigt die neue Bearbeitung eine bedeutungsvolle Änderung. Gretchen dient dem Mephiſtopheles nur als weiterer Verſuch, ſein Ziel zu erreichen. Daß ſie darüber zu Grunde geht, kann ihn wenig kümmern; ſie iſt die erſte nicht. Aber wenn Gott es auch zuläßt, daß ſie um dieſes Experimentes willen auf Erden im Elende verkommt, ſo darf ihr doch das Jenſeits nicht entzogen werden. Während im Urfauſt ihr Geſchick mit dem Rufe beſiegelt wird: „Sie iſt gerichtet!“, antworten jetzt Stimmen von oben: „Sie iſt gerettet!“ — eine Änderung, die ebenſowohl dazu dient, den Ausgleich für das ihr hienieden angethane Unrecht in dem wichtigeren Teile der Exiſtenz, in dem der Ewigkeit, anzudeuten, als auch ihr Erſcheinen im Himmel und ihre Einwirkung auf die Errettung der Seele Fauſts vorzubereiten.

Auch noch den dritten Verſuch leitet Mephiſtopheles ein: Fauſts Stellung am Hofe des Kaiſers als Zauberer, um den Mächtigen zu amüſieren, dadurch ſelbſt Macht und in ihrem Reize Befriedigung zu gewinnen, entſpricht durchaus noch dem Plan des Mephiſtopheles. Aber hier tritt die Peripetie ein: Fauſt fängt an, ſeinen eigenen Weg zu gehen, und Mephiſtopheles ſinkt von der Rolle des ſeinen eigenen Plan ſouverän verfolgenden Führers zu der des äußerlichen Helfers herab, der zwar noch die Mittel herbeizuſchaffen weiß, um Fauſts Begehren zu erfüllen, der aber darauf verzichtet, auch nur zu wiſſen, welchen Erfolg Fauſts Handeln hat. So kann er dieſem zwar den Weg zu den Müttern zeigen: ſobald aber Fauſt verſunken iſt, weiß Mephiſtopheles nicht, ob der Verwegene wiederkommt; wenn Fauſt die Geiſter heraufbringt, kann Mephiſtopheles ihn nicht davon abhalten, das „Fratzen-Geiſterſpiel“ ernſthaft zu nehmen, und wie Fauſt bei Berufung des Helena-Geſpenſtes bewußtlos zuſammenbricht, bleibt dem Mephiſtopheles nichts anderes übrig, als ihn vom Hofe, nachdem auch dieſer Verſuch mißlungen iſt, fortzutragen und mißmutig zu bekennen, daß, mit Narren ſich beladen, ſchließlich den Teufel ſelbſt in Schaden bringt.

Von nun an iſt es nicht mehr Mephiſtopheles, der ein neues Gebiet zu finden wüßte, um einen weiteren Verſuch zu wagen: der platteſte, ihm ſelbſt vorzüglich behagende Zeitvertreib, das ſinnloſe Zeittotſchlagen hat ſeinen Zweck nicht gefördert; ebenſowenig hat es die Liebesleidenſchaft vermocht, durch die vielmehr gegen ſeinen Willen ein Faden eingeſponnen worden iſt, deſſen ſpätere Wiederaufnahme uns das „unendlich, ewig, ewig“ als keineswegs inhalts- und bedeutungsleeres Wortgeklingel erkennen läßt, und auch die Möglichkeit, äußere Macht und Bedeutung zu gewinnen, mußte vor dem leidenſchaftlichen Seelenleben des Fauſt, für das Mephiſtopheles jedes Verſtändnis abgeht, zurücktreten. Mit dieſen Verſuchen iſt aber die Gegenwart des Fauſt, das dieſen umgebende kleine und große Leben nach ſeinen Hauptrichtungen hin erprobt; iſt damit aber auch die Totalität der Materie erſchöpft? Iſt die objektive Möglichkeit, einem nach höchſter und endgiltiger Befriedigung ringenden Menſchen dieſe zu verſchaffen, etwa nur auf eine einzelne Epoche beſchränkt, eine Epoche, die durch das zufällige Hervortreten eines beſtimmten Einzelmenſchen obendrein willkürlich gewählt erſcheinen muß? Will der Dichter ſeine Aufgabe erfüllen, ſein Problem löſen, ſo darf er die ſich ihm gegenüber ſofort erhebende Frage nicht unbeantwortet laſſen: Aber wie, wenn dieſer beſondere Menſch in irgend einer

Digitized by Google

früheren Zeit gelebt hätte? Hätte er dann sein Ziel ebensowenig erreichen können? Oder hätte es da nicht Verhältnisse geben können, die ihm die Befriedigung gewährt hätten, während es nur an der Gestaltung der Epoche, in die er zufällig hineingeboren ist, liegen könnte, daß sein Sehnen unerfüllt bleiben muß? Da wird einer zugleich philosophischen poetischen Behandlung nichts Anderes übrig bleiben, als auch die frühere Zeit in das Bereich der Darstellung zu ziehen, und dem Dichter wird die schwere Aufgabe zufallen, für dieses in seiner Unendlichkeit unlösbare Problem dennoch den Reif zu finden, der diese aufquellende Masse zusammenhält. Er wird aber auch die Aufgabe haben, die von ihm gefundene Lösung so innig mit dem Gange des Dramas zu verbinden, daß dieser besondere Teil nicht als ein Ganzes für sich aus dem Rahmen herausfällt, sondern sich dichterisch und künstlerisch in das Ganze als ein Wesensbestandteil einfügt, der dem Früheren eine Erfüllung, dem Späteren eine Vorstufe sein muß. Die Erfindung, durch die Goethe diese zunächst mit einander im Widerspruch stehenden Forderungen gelöst hat, ist ein Meisterstück ohne Gleichen.

Es ist selbstverständlich, daß, wenn die Vergangenheit lebendig gemacht werden sollte, dies nicht in einer für alle Zeitabschnitte gleichmäßigen Weise geschehen konnte: in der Beschränkung, die das Wesen des Kunstwerks dem Künstler auferlegt, mußte sich auch hier der Meister zeigen. Die minder wichtigen Epochen werden durch Andeutung erledigt; hierdurch gewinnt der Dichter Raum bei den wichtigsten Zeiten länger zu verweilen. Aber auch eine räumliche Beschränkung mußte gefunden werden. Wie schon bei der Schilderung der Gegenwart Fausts der Dichter auf die fremden Länder verzichtete und sich auf das Vaterland seines Helden beschränkte, so griff er auch bei der Schilderung der Vergangenheit ein einzelnes Volk heraus, dessen Bedeutung jedoch die Empfindung erwecken mußte: wenn die Befriedigung nicht hier gefunden werden kann, dann kann sie überhaupt nirgends gefunden werden. Dann aber mußte dies Volk und Land allen übrigen in seiner kulturellen Entwicklung voranstehen. Mit dem sicheren Griff des Genies hat Goethe die ihm durch die Faustsage gebotene Helena nach dieser Richtung hin ausgestaltet. War sie in der Sage sonst nur das schönste Weib, das den gefährlichsten Sinnenreiz auf das Opfer des Teufels ausüben sollte, so wird sie jetzt die Vertreterin des am höchsten gebildeten Volkes vergangener Zeit. Sie wird der Gipfel der ganzen Entwickelung der Vergangenheit, zu dem alles was dieser angehört, zuströmt, der seinen Schatten noch weit in die spätere zeitliche Entwickelung wirft: so wird sie für diesen Teil des Werkes auch der Gipfel der Dichtung. Will daher der Dichter die Vergangenheit hervorzaubern, so nimmt er als Leitmotiv Griechenland, jenen unversiegbaren Quell jeder höheren Kultur alter späteren Zeiten. Aber nur die Hauptvertreterin der griechischen Kulturwelt muß, weil sie in körperliche Verbindung mit Faust treten soll, zu irdisch körperlichem Leben zurückgeführt werden: für die übrigen Gestalten genügt ein gespenstisches Dasein, das darum nicht minder wert ist: es sind ehrliche Gespenster, die erscheinen, Gestalten, die einer Geisterwelt angehören, deren Auftreten aber ein durchaus wirkliches und leibhaftiges nach Maßgabe der ihnen zukommenden Natur ist. Diese gespenstische Wiedererweckung des Altertums in griechischer Gestaltung von den chaotischen Urzuständen an bis zur Zeit der Helena ist der Gegenstand der klassischen Walpurgisnacht, soweit sie zu Faust in Beziehung steht.

Nun soll die Helena selbst jedoch nicht nur Gespenst sein wie bei ihrer ersten Erscheinung. Als der dritte Akt des zweiten Teiles 1827 allein und außerhalb jeglichen Zusammenhanges erschien, bezeichnete Goethe diese Dichtung als „klassisch-romantische Phantasmagorie. Ein Zwischenspiel zu Faust." Diese Bezeichnung verliert ihr Recht und ihre Bedeutung, sobald diese Dichtung als Teil des Ganzen erscheint und die damals noch vorhandene „große Kluft zwischen dem bekannten jammervollen Abschluß des ersten Teiles und dem Eintritt der griechischen Heldenfrau" nun thatsächlich überbrückt ist. Mit dieser Überbrückung, mit diesem Zusammenschluß des einzelnen Teiles mit dem Gesamtorganismus darf dieser Teil nun auch nur noch im Zusammenhang mit dem Ganzen betrachtet werden. Und dieser Zusammenhang ist da. Was im ersten Akt als Laune des Fürsten sich offenbart, das Erscheinen der schönsten Frau und des schönsten Mannes, die je gelebt haben, wird vom Dichter als Verzahnung für den Gesamtaufbau verwendet. Faust gewinnt ein neues Ziel, und das was Spiel sein sollte, wird für ihn eine Lebenswendung. Von dem Augenblick an, da er Helena gesehen, ist er nur noch von dem einen Gedanken erfüllt, sie zu finden, sie zu besitzen: „Nun ist mein Sinn, mein Wesen streng umfangen, ich lebe nicht, kann ich sie nicht erlangen."

Aber freilich, das was er gesehen hatte, war nicht die Helena selbst: von den Müttern konnte er nur die nach Platos Auffassung ewige und deshalb raum- und zeitlose Idee zurückbringen, der zum wirklichen Dasein im irdischen Sinne das der irdischen Wirklichkeit angehörige körperliche Element abgeht. So bleibt nichts übrig als die Möglichkeit einer Neuerzeugung vorzuführen, die uns die ganze Welt in schaffender Bewegung zeigt und in deren natürlichem Fortwirken auch die erneute körperliche Entstehung der Helena denkbar wird. Da nun in jener gespenstischen Erneuerung der antiken Welt eine Erzeugung der Helena zu wirklichem Dasein nicht eintreten kann, so muß der hierzu notwendige Lebenskeim der körperlichen Welt entnommen werden. Allein ein auf natürliche Weise entstandener Lebenskeim hätte schon die Bestimmtheit seiner künftigen Lebensgestaltung in sich getragen: er muß aber neutral sein, um im Verlaufe einer nach immer höheren Lebensformen ringenden Entwickelung endlich aus freier Wahl die Idee zur Verkörperung bringen zu können, die seinem höchsten Streben am meisten entspricht. Dieser künstlich geschaffene, darum absolut neue und nicht schon durch Abstammung die Bestimmtheit künftiger Formgestaltung in sich tragende, auch dem Geschlecht nach neutrale Lebenskeim ist der mit Hilfe des Mephistopheles von Wagner geschaffene Homunkulus. Das Streben des Homunkulus nach realem Werden zur Wirklichkeit zu führen, ist Aufgabe der klassischen

Digitized by Google

Walpurgisnacht, soweit sie zu Homunkulus in Beziehung steht.

Im Gegensatze zu den natürlichen Lebenskeimen, die ihr Ziel, das wirkliche Entstehen zu irgend welcher Lebensform, unbewußt erreichen, muß Homunkulus als künstlicher Lebenskeim dasselbe Ziel mit Bewußtsein suchen. Hierzu ist er mit hellstem Verstande, mit einer keine Schranke kennenden alles durchdringenden Geisteskraft ausgestattet. So kann er den Traum des schlafenden Faust erkennen. Dieser, einzig erfüllt von der Sehnsucht, Helena aufs neue körperlich entstanden zu finden, kennt als Mensch hierfür keinen anderen Weg als den von der Geschichte überlieferten, die Vermählung ihrer Mutter, der Leda, mit dem in Gestalt des Schwanes um sie werbenden Zeus. Homunkulus sieht, wie diese Vermählung im Traume Fausts sich aufs neue vollzieht: für die reale Verwirklichung dieses „ahnungsvollen Traumes" findet er jedoch einen anderen „Ausweg" — die klassische Walpurgisnacht „bringt ihn zu seinem Elemente". Ihn dorthin zu tragen ist ohne den Mephistopheles nicht möglich; so reizt er diesen, das ihm fremde Gebiet kennen zu lernen. Widern diesen antikische Kollegen an, so verlocken ihn die thessalischen Hexen, ja endlich nimmt er, da er sein Opfer nicht verlassen kann, selbst antike Gestaltung an: dies zu ermöglichen ist Aufgabe der klassischen Walpurgisnacht, so weit sie auf Mephistopheles Bezug hat.

Diese dreifache Aufgabe der klassischen Walpurgisnacht löst der Dichter in lebendigster dramatischer Weise. Aus der Finsternis, dem uranfänglichen Zustande alles irdischen Seins, tritt die Zauberin Erichtho auf: ihr Dasein begründet die Wiederkehr vergangener Zeiten, die sich gespenstisch ins Ewige wiederholen. Allmählich leuchten die der Zauberwelt angehörenden Wachtfeuer auf, um die sich hellenischer Sage Legion versammelt, werden aber von dem aufgehenden Monde verdrängt. Sie selbst flieht bei dem Nahen der drei der körperlichen Wirklichkeit angehörigen Wanderer, von denen zuerst der bei Berührung des Bodens erwachende Faust sein Suchen nach der Helena beginnt. Während Mephistopheles sich von den antiken Gestalten zurückgestoßen fühlt, so wird Faust bei ihrem Anblick von frischem Geiste durchdrungen: große Gestalten, große Erinnerungen werden in ihm lebendig. Mit der Zwitternatur, der das Losringen der Lebewelt aus dem Chaos darstellenden Greife Sphinxe, Sirenen, in deren Anblick Faust ein günstiges Geschick ahnt, stehen die Heroen, wie Ödipus, Ulyß, in naher Verbindung. Aber zu der Helena Tagen reichen die Sphinxe nicht mehr. Ihrem Rate, sich an Chiron zu wenden, folgt Faust, nachdem er den Verlockungen der Sirenen widerstanden hat. Und dieselbe Sphinx, die dem Faust den Weg zur höchsten Schönheit zeigt, weist auch dem Mephistopheles den ihm geeigneten Weg für die Fahrt zur höchsten Häßlichkeit anzugeben.

Faust gelangt indessen an den Peneios. Wiederum — Sind's Träume? — Sind's Erinnerungen? — sieht er im flüsternden Schilfe das reizvolle Bild der Leda mit dem Schwan, mit ihm das Ziel seiner Wünsche: fördern kann ihn der Anblick jedoch nicht. Dies geschieht durch Chiron, dessen Erzählung die Heroenwelt wieder belebt und sie herab bis auf Helena führt: er hat sie selbst getragen. Er bringt Faust zu der Seherin Manto, diese führt ihn zu Proserpina. Aber aus der Unterwelt kann er nur den Schatten der Helena erlangen: soll dieser mit wirklichem Leben erfüllt werden, so bedarf es eines der Wirklichkeit entstammenden Lebenskeimes, der in seiner Richtung zum Werden noch nicht nach irgend welcher Seite hin bestimmt ist. Ein solcher ist im Homunkulus gegeben.

Ist Faust nun mit dem Altertume in eine reale Beziehung getreten, ohne daß es einer äußeren Umwandlung für ihn bedurft hätte, so ist dies bei Mephistopheles nicht der Fall. Auf dem Wege zu ihr begegnet er dem Wirken des Seismos: mit dem die ruhige Entwickelung störenden Erdbeben tritt die dem Mephistopheles verwandte Nachtseite des irdischen Daseins hervor; ihr schließt sich auch im Altertum Hahgier, Neid und Krieg an. Aber die Art wie dies alles hier auftritt, ist dem Mephistopheles sehr unbehaglich, und als er noch von den Lemuren gründlich verhöhnt worden ist, findet er in den Phorkyaden eine Erlösung: hier ist das einzige ihm zusagende Element des Altertums, der Gipfel der Häßlichkeit; von ihnen leiht er sich die äußere Gestalt und kann nun im wieder belebten Altertum miterscheinen und mit thätig sein.

Aber noch fehlt das Notwendigste: soll Helena zu wirklichem Leben gelangen? Und soll es andererseits dem künstlich geschaffenen Lebenskeime gelingen, ins wirkliche Leben einzutreten? Da trifft Homunkulus auf zwei Philosophen, deren Streit über die Entstehung des irdischen Daseins ihn aufs lebhafteste interessiert: will er doch eben praktisch diesen Weg des Werdens betreten. Gerade dieser Streit zeigt sehr schön, wie Goethe, selbst wenn er besondere Streitfragen wissenschaftlicher Art in seine Dichtung hereinzog, darüber doch nicht den Hauptgang des dramatischen Fortschrittes vergißt; indem sich die Frage dahin entscheidet, daß der Urbeginn nicht im Feuer, sondern im Wasser zu suchen sei, ist dem Homunkulus der Weg gezeigt: er folgt dem Thales an das Meer, wo er, von Nereus zurückgewiesen, in Proteus, dem Urbild der Verwandlungskraft, den findet, durch dessen Hilfe auch er den ersehnten Wandel erfahren kann. Das aber, was ihn zur Entscheidung führt, ist die Erscheinung der Tochter des Nereus, der schönsten der Doriden, der Galatea: an ihrem Wagen zerschellt er sein Glas, und die Flamme ergießt sich in tausend Funken in das Meer, um dort den Ausgangspunkt für ein wirkliches Dasein zu finden, denn alles ist aus dem Wasser entsprungen! Alles wird durch das Wasser erhalten! Der Allschöpfer ist aber Eros: „so herrsche denn Eros, der alles begonnen!" Er aber herrscht nicht nur im Wasser, sondern in allen Elementen: in einem Heilruf auf die Elemente alle vier klingt darum das „seltene Abenteuer" aus.

So bietet der Homunkulus, der beim Anblick der höchsten Schönheit Weg und Zeit des wirklichen Entstehens gefunden hat, den bis dahin neutralen Lebenskeim als körperliches Element für die leibhaftige Verkörperung des Schattens der Helena dar: die Wirkung sehen wir in der körperlich leibhaftigen Erscheinung der Helena im dritten Akte, mit dessen Beginn die Neuverwirklichung der Vergangenheit nicht

Digitized by Google

mehr nur in gespenstischer Wirklichkeit, sondern als thatsächliches Geschehen weitergeführt wird. Aber Faust ist nicht selbst antik geworden: soll eine thatsächliche Verbindung von Faust und Helena erfolgen, so muß nun Helena in das Zeitalter des Faust übergeführt werden. Diese Aufgabe fällt dem als Phorkyas umgestalteten Mephistopheles zu: als Phorkyas ist er aber antik und gehört zu Helena; seinem Kerne nach ist er Mephistopheles geblieben, der die geliehene fremde Form leicht wieder ablegen kann: als solcher ist er mittelalterlich und gehört zu Faust. So ist er, der in seiner Zwiegestalt die klassische Walpurgisnacht als ein nicht blos phantasmagorisches, sondern als ein thatsächlich gewesenes und auf den dramatischen Fortgang einwirkendes Ereignis mit der sachlichen Entwicklung im dritten Akt verbunden, die geeignetste Mittelsperson, um Helena mit Faust zu vereinigen und so auch seinerseits wenigstens beihilfsweise etwas zur Erfüllung dieses höchsten Wunsches Fausts beizutragen. Die Zwischenzeit von der Epoche der Helena bis zu der Zeit des Faust zieht, soweit sie für die Verbindung von Griechenland mit dem Abendlande von Wichtigkeit ist, in knappester Andeutung vor uns vorüber. Der Turmwächter Lynkeus legt der neuen Königin das Beste aus dem Erträgnis der Plünderungszüge der Völkerwanderung von Ost nach West zu Füßen. Nachdem Helena, der ihr neuen reimgeschmückten Redeweise sich fügend, mit ihrer Aneignung selbst in die neue Welt eingetreten ist, muß noch Menelaos, der heranzieht, um die auf's Neue Entführte wiederzuerwerben, zurückgeschlagen werden: das giebt die Möglichkeit, die großen Züge der Ritter von Westen nach Osten, die Kreuzzüge und die Besitznahme Griechenlands durch die Ritter des Abendlandes vorzuführen und die Zeit des Faust zu erreichen. Nun kann endlich die Vermählung stattfinden. Sie wird durch die Schilderung des arkadischen Lebens eingeleitet und erscheint nach allem Vorgegangenen begreiflich und natürlich. „Denn wo Natur im reinen Kreise waltet, Ergreifen alle Welten sich".

So hat nun Faust auch die hinter seinem historischen Auftreten liegende Vergangenheit durchlebt: alle großen Gestalten und Erinnerungen, alle die antike und die mittelalterliche Welt bewegenden Ereignisse haben ihm nicht die gesuchte Befriedigung gebracht, selbst das Höchste nicht, was er gesucht und gefunden hat, die ihm zur Gemahlin gewordene Helena. Aber sollte mit dieser Vermählung nicht der Weg zu dem ersehnten Ziele gefunden sein? Auch diese Möglichkeit gestaltet der Dichter, indem er aus der Ehe einen Sohn entspringen läßt. Allein seine einer solchen wundersamen Ehe entsprechende leiblich-schaftliche und phantastische Natur bereitet den Eltern nur bange Sorge, die nur zu bald als wohlbegründet sich herausstellt. Wie die Verbindung von Faust und Helena selbst eine unnatürliche war, so ist auch die Natur des Euphorion eine krankhafte, das Gebilde phantastischer Sehnsucht und die greifbare Wirklichkeit nicht auseinander halten kann und aus der Welt der Wirklichkeit den kühnen Flug in das Reich der Phantasie unternimmt. Daß dieser Flug kein anderer als ein Ikarussturz sein kann, ist klar. Und leicht begreiflich ist es, wie diese dichterische Gestalt in der schöpferischen Phantasie Goethes mit jener geschichtlichen Gestalt zusammenfloß, die gerade in des Dichters Zeit die Verbindung des Abendlandes mit Griechenland darstellte; in ihr fand er den Ikarussturz des phantastischen, leidenschaftlichen, modernen Menschen wieder, dessen romantische Sehnsucht nach der Herrlichkeit der alten Welt zur That und Wirklichkeit werden möchte und dabei scheitert. Darum erklingt das Klagelied um Euphorion als Klagelied um Lord Byron, dessen Natur und Streben schon in dem Auftreten des Euphorion selbst unverkennbar geschildert ist. Damit ist die Unfruchtbarkeit einer solchen künstlichen Verbindung deutlich genug ausgesprochen: ist aber dieser Bund für Fausts höchstes Streben unfruchtbar, so hat er auch keine Berechtigung, weiter zu bestehen, und auch dieser Versuch, in der Vergangenheit und in dem Größten und Herrlichsten, was sie hervorgebracht hat, die gehoffte dauernde Befriedigung zu gewinnen, ist gescheitert. Nun hat die zu erneutem Dasein erweckte Helena keine Stellung mehr im Weitersuchen des Faust: sie wäre nur ein Hemmnis. Der Dichter läßt sie darum dem Sohne in die Unterwelt folgen: „Zerrissen ist des Lebens wie der Liebe Band". Ihr Schatten kehrt zu Persephone zurück, das Körperliche, das aus dem künstlich geschaffenen Lebenskeim erwachsen war, schwindet dahin; nur die Zauberkraft, die beides verbunden hatte, bleibt als fortwirkendes Element zurück, das diesen Akt in den folgenden überleitet und mit ihm sachlich verbindet: das Kleid, das zur Wolke wird, mit deren Hilfe Faust in die Heimat zurückkehrt. Ihre Genossinnen hatten im Gegensatz zu ihr nur ein gespenstisches Dasein; statt aber zum Hades als Schattenbilder einzugehen, wie es die Chorführerin thut, kehren sie in die ewig lebendige Natur zurück: sie „macht auf uns Geister, Wir auf sie vollgültigen Anspruch". Phorkyas aber wirft die antike Maske fort, und Mephistopheles erscheint wieder in der ihm eigentümlichen Gestalt. Die hinter dem Faust liegende Vergangenheit ist abgerissen, sie hat keine Lösung gebracht und Faust und Mephistopheles stehen wieder auf dem Boden ihrer Gegenwart.

Aber wäre denn gar keine Lösung denkbar? Und doch muß sie geboten werden, wenn das Kunstwerk seinerseits seinen Schluß finden soll. Hat die ganze bisherige Entwicklung der Welt in Vergangenheit und Gegenwart sie nicht geboten, so liegt sie vielleicht in einer neuen Welt, deren Schaffung erst der Zukunft angehört. Und in der That ist dies der Fortgang der Dichtung. Die sachliche Verbindung der neuen Epoche mit der bisherigen wird durch die Wolke dargestellt, die, aus dem Mantel der Helena entstanden, Faust nach Hause trägt. So wie nach dem Untergange Gretchens die Erinnerung an sie und an die Seelenqualen über ihr Geschick in Faust ausgelöscht werden mußte, was im ersten Akt durch Ariel und seine Genien geschieht, so muß jetzt die Erinnerung an Helena erlöschen, damit Faust, unbekümmert um alles bisher Erlebte und sorgenfrei sich dem ihn erwartenden

Digitized by Google

Neuen ganz hingeben kann. Dieſe Aufgabe erfüllt hier die Wolke, die beim Entſchweben ſich teilt: der nach Südoſten ziehende Teil, der ihm flüchtiger Tage großen Sinn blendend ſpiegelt, nimmt die Erinnerung an Helena mit, und Fauſt iſt von ihrem Zauber nun befreit. Aber der nach Nordweſt ziehende Teil umſchwebt ihn, erheiternd Bruſt und Sinn, fügt ſich zuſammen und lenkt ihn auf das alte, früher Erlebte zurück. Gretchens Bild, geläutert von allen irdiſchen Qualen, ſteigt vor ihm auf, „als jugendherſtes, längſtentbehrtes, höchſtes Gut". Bei ihrem Anblick fühlt er jetzt nicht mehr nur die Zauberkraft der die Sinne reizenden äußeren Formenſchönheit, eine Schönheit ganz anderer Art beginnt in ihm zu wirken:

„Wie Seelenſchönheit ſteigert ſich die holde Form,
Löſt ſich nicht auf, erhebt ſich in den Äther hin
Und zieht das Beſte meines Innern mit ſich fort."

Damit wird ihm der Weg dahin gewieſen, wo er die Erſtgeliebte wiederfinden ſoll. Aber noch hat er auf Erden zu kämpfen, noch hat er ſich nicht durch alle Möglichkeiten der Erlangung vollſtändiger Befriedigung durchgerungen.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Neuere oberöſterreichiſche Dialektdichtung.

Von Alfred von Ehrmann.

Seitdem mit Franz Stelzhamer der Fürſt der oberennſiſchen Volkspoeſie und wohl überhaupt die bedeutendſte dichteriſche Individualität der oberdeutſchen Dialektlitteratur zu Grabe getragen worden war, hörte das ſchöne Ländchen ob der Enns wieder für einige Zeit auf, jene Aufmerkſamkeit zu erregen, deren es ſich zu jener Zeit rühmen durfte, da ſein großer Sohn noch als wandernder Rhapſode in den Hauptſtädten Öſterreichs und Baierns gefeiert wurde. Damals waren die übrigen volksmäßigen Dichter — an denen es den liederreichen Berggegenden der oberen Oſtmark ja niemals mangelte — vor dem Ruhme des Einen, ihres Meiſters, gänzlich unbeachtet geblieben. Und als Stelzhamer ſtarb, war gerade in einem anderen Teile des bajuvariſchen Sprachgebietes, in den Bergen jenſeits des Inn, ein Sänger erſtanden, deſſen neue Weiſen bald überall gehört wurden: Karl Stieler, der ſich ſchon mit ſeinen Geſängen vom Chiemſee den Beifall der Kenner erworben hatte, fand mit ſeinen wirklam pointierten Bauernſchwänken in viel weiteren Kreiſen, als es ſonſt einem Dialektdichter vergönnt iſt, die freundlichſte Aufnahme. Inzwiſchen hatte auch der Ruhm Fritz Reuters ſeinen Weg nach Süddeutſchland gefunden und es gab da viele, die nicht die Mühe ſcheuten, ſich in eine fremde Mundart zu fügen, um die gemütvollen Schöpfungen des „plattdeutſchen Homer" und ſeine bereits berühmt gewordenen humoriſtiſchen Figuren kennen zu lernen.

So geſchah es, daß Franz Stelzhamer langſam in eine — man kann es nicht oft genug betonen! — völlig unverdiente Vergeſſenheit geriet, und daß ſeine Epigonen noch weniger Anſpruch auf Beachtung außerhalb der engſten Grenzen ihrer Heimat machen konnten. Und doch hätten manche unter dieſen letzteren ſich bewußt ſein dürfen, daß eines oder das andere von ſeinen Liedern der Aufmerkſamkeit größerer Kreiſe würdig wäre. Aber darin unterſchieden ſich eben die Schüler immer von ihrem Meiſter: ſie ſuchten die große Öffentlichkeit nicht, wünſchten ſie vielleicht nicht einmal. Der Ausſpruch Stelzhamers, mit welchem er ſeine Zuhörer klaſſifizierte —: „Einer iſt mir genug, Einige ſind mir zu wenig" — gilt nur dem erſten Teile nach für ſeine Nachfolger. Dieſe haben ſich bisher immer mit jenen „Einigen" verſtändnisvoller Zuhörer begnügt, die das „Landl" ſelbſt bot. Und wenn auch außerhalb Oberöſterreichs hie und da ein Eingeweihter, Kenner oder Liebhaber, die Namen eines Schoſſer, Moſer oder Purſchka kannte, vielleicht auch manches ihrer in Abſchriften verbreiteten Lieder beſaß, ſo blieb ihm doch, wollte er mehr davon erfahren, nichts übrig, als den Wanderſtab zu ergreifen und ſeinen Dichter im kleinen Landſtädtchen oder gar in einem abgelegenen Gebirgsdorfe ſelbſt aufzuſuchen, ihm als Gruß entgegenzurufen, daß man Oberöſterreicher und närriſch verliebt in die heimatliche Volkspoeſie — zumindeſt das letztere! — ſei, dann ſich dem Dichter gegenüberzuſetzen und nicht eher aufzuſtehen, als bis vorgeleſen war, was nur irgend das Pult hergab. Dieſe Art, ſeinen Dichter kennen zu lernen, war jedenfalls die genußvollſte; ſie war aber auch in den meiſten Fällen die einzig mögliche. Denn wenn auch manche Sachen im Druck exiſtierten, ſo war es nicht etwa leicht, ſie aufzuſtöbern und den Magazinen jener Provinzialdruckereien zu entreißen, wo ſie ſeinerzeit „veröffentlicht" worden waren! —

Man ſollte denken, daß eine ſolche freiwillige oder gezwungene Zurückgezogenheit nicht ohne rückwirkende Folgen ſein kann. Eine Litteratur, die lange Zeit hindurch nur für ſich ſelbſt beſtanden, getrebt und geſchaffen hat, iſt vielen Gefahren ausgeſetzt. Sie fällt leicht der Verflachung anheim und es bildet ſich dann in der Provinzial- eine eigene Kirchturmpoeſie, die ſchon weit unter dem Maße ſteht, mit welchem jede dichteriſche Produktion, alſo auch die mundartliche, gemeſſen werden ſoll. Das Urteil von „lieben Landsleuten" iſt eben nicht viel beſſer als das jener berüchtigten „guten Freunde", die ſchon manchen Dichter zur Veröffentlichung ſeiner Werke verleitet und manche Makulatur mit Goldſchnitt auf ihr Gewiſſen geladen haben! — Gerade der oberennſiſchen Dichtung aber hat dieſe Gefahr merkwürdig wenig anhaben können. Was ſie ſich davon anmerken läßt: Formmängel, die und da eine nachläſſige Perſiflation oder etwas Weitſchweifigkeit, iſt zu gering, als daß man es nicht andern Eigenſchaften zuliebe überſehen könnte; in den guten Stücken ihrer Autoren klingt doch die allgemein gültige Sprache der Poeſie auch aus ihrer unverfeinerten Bauernmundart. —

Noch an einer anderen Klippe, welche ſchon mancher Dialektdichtung gefährlich geworden iſt, hat die oberennſiſche ohne Schaden vorbeizukommen gewußt: ſie hält ſich faſt völlig frei von langathmigen Naturſchilderungen. Und damit hat ſie ſich vor einem groben Fehler bewahrt. Ein mundartliches Dichtwerk, in welchem ſolche endloſe Beſchreibungen von Landſchaften ſich breit machen oder gar zum Selbſtzweck werden — mögen dieſelben noch ſo tief empfunden oder virtuos gegeben ſein! — muß immer den Eindruck eines unnatürlichen, angedichteten Gefühls hervorrufen. Iſt doch der Dia-

Digitized by Google

lekt die Sprache des Bauers und soll als solche nicht nur das Wort, sondern jederzeit auch die Gedanken und Empfindungen desselben wiedergeben. Und man weiß wohl — oder weiß es vielleicht noch nicht genug — daß es nicht in seinem Wesen liegt, über eine Natur, die ihn täglich umgiebt und deren Schönheit ihm nur in seltenen Augenblicken zum Bewußtsein kommen wird, weiter viel zu reflektieren. Wenn er sich aber einmal ihrer erfreut und seiner Freude Ausdruck giebt, so läßt sich noch immer nicht sicher bestimmen, wieviel dabei auf Rechnung des Nützlichkeits-, wieviel auf die des ästhetischen Prinzips zu setzen ist, und ob z. B. nicht der Bauer, wenn er ein zu seinen Füßen liegendes Thal mit einem Aufseufzen seiner Augen betrachtet, in allererster Linie an die wohlbestellten Saatfelder und ihr mögliches Erträgnis denkt, oder ob er bei der Bewunderung eines mächtigen Waldes nicht schon im Stillen die Zahl der so- und sovielzölligen Stämme abschätzt, die sich daraus schlagen lassen könnten. Diese vielleicht befremdende, aber unleugbare Eigentümlichkeit bäuerlicher Denkweise hat die oberennsische Dichtung bewahrt, indem sie sich kaum irgendwo verleiten ließ, so endlos in Naturverhimmelungen zu schweigen, wie dies beispielsweise das Aleksheim'sche „Schwarzblatt aus dem Wienerwald" thut, dessen süßliches Gefühle unbegreiflicher Weise auch einmal Ohren gefunden hat, die es anhören wollten.

Wenn aber die Oberösterreicher von diesem Vorwurfe frei sind, so giebt es dafür bei ihnen etwas Anderes, das ihnen die Anerkennung beim großen deutschen Publikum bedeutend erschweren muß: Die Eigenart ihrer Sprache, einer der schwerverständlichsten von allen Mundarten des oberdeutschen Sprachstammes. Und zwar liegt die Schwerverständlichkeit nicht nur in den vertrackten Wörtern und Wendungen, wie sie jeder Dialekt aufweist, sondern in ihrem ganzen Geiste, im Geiste einer Sprache, die sich rühmt, die mittelhochdeutschen Formen am reinsten erhalten zu haben und die in ihrem Volke wurzelnde Sangesfreudigkeit von den Zeiten eines Kürnbergers und der namenlosen Verfasser des Nibelungenliedes herleiten zu dürfen. Und in der That giebt es in ihrer Litteratur so manches Gedicht, dessen Wert nur dem Einheimischen oder einem genauen Kenner von Land und Leuten offenbar werden kann. Denn wie oft bieten sich nicht da dem Dialektdichter Bilder und Vergleiche aus Verhältnissen des täglichen Lebens, die bei der starren Sonderart des Oberösterreichers schon dem nächsten Nachbar, dem stammverwandten Bayer oder Steirer fremd sind; wie oft liegt nicht die ganze Wirkung eines Liedchens in einer treffenden, der Volkssprache abgelauschten Wendung, in der glücklichen Ausdeutung eines idiomatischen Spruchwortes, Bildes ꝛc.! Solche Stücke mögen im Lande selbst immerhin bewundert und als mustergültig angesehen werden, dem mit der Sprache minder Vertrauten müssen sie naturgemäß laube Nüsse sein.

Schon Stelzhamer scheint diese Befürchtung gehegt zu haben, wenn er in der mit übermütigem Humor geschriebenen Vorrede zu seinen „Liedern" ausruft: „Meine größeren (künftigen) Bücher mag der Kannibale kaufen; aber nach diesem Bändchen und unserm kleinen Ländchen begehre keine fremde Hand! . . ." Und vielleicht hat dieselbe Erkenntnis den etwas zurückhaltenden Titel*) für jene Neu- und Erstlings-Ausgaben Oberennsischer Volksdichter diktiert, welche ein in Wien bestehender Stelzhamer-Ausschuß seit einiger Zeit veranstaltet und die nun bis zum dritten Bande gediehen sind, während ein vierter sich in Vorbereitung befindet. Diesem Titel gemäß scheinen diese Veröffentlichungen wieder sich mit einem bescheidnen Publikum begnügen und fast gestissentlich die große Öffentlichkeit fernhalten zu wollen. Weit entfernt, eine buchhändlerische Spekulation zu sein, will „Aus da Hoamät" vielmehr als ein vaterländisches Unternehmen, ein Buch vom Oberösterreicherchen für Oberösterreicher gelten, und läßt es jedem Anderen unbenommen, sich zu bekümmern oder nicht zu bekümmern um die Sache, welche die Herren vom Stelzhamer-Ausschuß mit soviel innerer Hingabe und soviel Verschämtheit nach Außen vertreten. Da aber das Werk nun einmal auf den deutschen Büchermarkte erschienen, da es vortrefflich redigiert und nebst andern wünschenswerten Zugaben auch mit reichlichen Sach- und Worterklärungen versehen, dabei ebenso würdig als originell ausgestattet ist, so wäre es wohl wünschenswert, daß auch die Liebhaber mundartlicher Dichtunger außerhalb Österreichs diese bequeme Gelegenheit benützten, sich wieder einmal ein wenig um das Ländchen und seine volkstümlichen Sänger zu bekümmern. Daß dieselben ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz unwert sind, hoffen nachfolgende Zeilen zu erweisen, welche skizzenhaft und in Umrissen ein Bild von ihrem Schaffen geben möchten. Hauptsächlich sollen darin die neueren Erscheinungen und lebende Autoren zur Besprechung gelangen; der Vollständigkeit halber sei es jedoch gestattet, mit ein paar einleitenden Worten auch einiger älterer Autoren, Vorläufer und Zeitgenossen Stelzhamers zu gedenken, von denen übrigens mit gutem Gewissen angenommen werden darf, daß sie dem großen deutschen Publikum nicht minder unbekannt sind, als die Neueren und Neuesten. –

Über Maurus Lindemayr (1723—83) braucht wohl nichts weiter gesagt zu werden, als daß er für den Vater der oberennsischen Dichtung gilt, und daß man seinen versifizierten Bauernkomödien Naturtreue und eine bedeutende Formgewandtheit nachrühmt. Auch von L. Koplhuber wäre höchstens sein weitverbreiteter „Budlhaubmteufl" zu erwähnen, ein Gedicht, das seines derben Humors wegen von Vielen geschätzt wird; ist demselben doch sogar die Ehre einer kritischen Ausgabe**) mit Gegenüberstellung der Varianten in den bestenkonnten Handschriften A, B und C — ganz wie beim Nibelungenliede — zuteil geworden! — An der Schwelle des neuen Jahrhunderts begegnen wir dann einem Namen, der zu den bekanntesten im Lande gehört und gerne mit denen Moser's und Purschkas zu einer vielgerühmten Trias verbunden wird: demjenigen Anton Schoffers. Er ist neben Stelzhamer der einzige, von dem man sagen kann, daß er von Beruf Dichter, „nichts als ein Dichter" war. Ungleich den meisten seiner Brüder in Apoll, von welchen so Viele den Talar des Weltpriesters, oder das Ordenskleid eines der altberühmten Klöster Oberösterreichs getragen haben und noch tragen, oder wie Moser als Ärzte auf mühsamen Wanderungen das Gebirge durchstreiften, belaß Schoffer nie einen eigentlichen Lebensberuf. Er lebte ein echtes Poetenleben und starb auch an einem Leiden, das sich bei ihm mehr als ein leibliches, denn als ein rein physisches äußerte: Schwindsucht raffte ihn im schönsten Mannesalter dahin. 1801 zu Loosenstein im Traunviertel geboren, verschied er 1849 in Stadt Steyr nach kaum eintägigem Krankenlager. Trotz dieses vergleichsweise kurzen Lebens sind uns eine ziemliche Anzahl größerer und kleinerer Dichtungen von ihm erhalten, deren Herausgabe im Jahre 1850 mit liebevoller Sorgfalt sein Freund A. J. Schindler (Julius von der Traun) veranstaltete; außerdem spricht man noch von einer Art litterarischen Nachlasses Schoffers, der auf etwas romantische Weise verloren gegangen sein soll.**) Von seinen Liedern mögen angeführt werden: „Da Stieg ins Gamsbiri", „D' Hahnsfalz", „D' Almwirtschaft",

*) „Aus da Hoamät" (herausgegeben von Dr. H. Zötl, Dr. A. Matosch und H. Commenda.) I. Bd. Sammlung ausgewählter oberennsischer Dialektdichtungen. II. Bd. Bilder aus dem oberösterreichischen Dorfleben von A. Purschka (1. Teil). III. Bd. Anton Schoffer und Josef Moser.

*) Der „Bö'lhaubmteufl" von L. Koplhuber, herausg. nach den Orig.-Handschriften von S. Mayr (Linz 1885).

**) Nach einer Angabe Schindlers soll der Dichter kurz vor seinem Tode ein Päckchen Manuskripte einem

Digitized by Google

„S' Hoamtreibn", „Dös glückli Paar" ꝛc., meist vielstrophige Dichtungen beschreibenden Charakters, in denen sich wechselvolle, bis in die kleinste Einzelheit getreue Bilder von Landschaften und Gestalten der Alpen, vom Leben und Treiben der Sennen, den Freuden und Beschwerden der Jäger vor unserem Auge entrollen. Die Schilderung der großartigen Hochgebirgsnatur des Traunviertels ist seine Stärke; durch sie hat er sich wohl auch in die Herzen seiner biederen Oberösterreicher hineinzusingen gewußt. Einem kälteren Beurteiler jedoch können neben seinen Vorzügen auch seine Fehler nicht verborgen bleiben. Vor allem wirkt bei Schosser die Armut der Motive ermüdend; er bläst doch gar zu oft in die Lobtrompete für sein Land, verfolgt uns förmlich mit seinen Versicherungen, wie schön der Gau, wie kräftig und unverdorben seine Bewohner seien! Er versteigt sich sogar im unaufhörlichen Ausdruck dieser Dinge manchmal zu einer Überschwenglichkeit des Gefühls, die bei Gemsjägern und Sennerinnen, denen er sie meistens in den Mund legt, nicht mehr natürlich ist. Der Dichter war eben selbst in seinem Leben eine äußerst sensitive, zur Schwermut geneigte Natur; so geschah es ihm denn hie und da in seinen Liedern, daß er die blasse Blume eivilisierter Sentimentalität auf den knorrig-derben Wurzelstock der Bauern-Mundart pfropfte. — Immerhin und trotz der obigen ästhetischen Bedenken kann man es wohl verstehen, daß Stücke wie „Der Stieg ins Gamsbiri" oder „D' Almwirtschaft" im Lande selbst sehr populär sind und oft deklamiert oder auch — gesungen werden. Denn die meisten von Schosters Dichtungen sind von ihm selbst für den Gesang eingerichtet worden. Schon vorhandene Volkslieder, zum Teil aber halbverschollen und erst von ihm wieder aufgestöbert, bildeten die Melodien, denen er seine Verse als Text unterlegte. Jedenfalls bleibt es ein unbestreitbares Verdienst Schossers, daß sich bei ihm der Dichter mit dem feinsinnigen Musiker verband, um solchen alten Volksgesängen nachzuspüren, die wirklich wertvollen daraus der Vergessenheit zu entreißen und sie, durch seine Worte wiederbelebt, dem sangesfrohen Bergvölkchen seiner Heimat zurückzuschenken.

Als beiläufige Probe seiner Dichtung sei hier nur bruchstückweise mitgeteilt:

Dö krank![1]) Schwoagrin.

Schwoagrin, steh auf
Schau, es singan schan[2]) d' Schwalbm
Deine Kuahln, dö grasn schan
Hin übá d' Alm.

D' Sunn steigt schan außá,
Dö Mäun[3]) wern liacht,
Daß má d' Gamsen so fröhli
Obn umásteign siacht.

Hiaz[4]) da und aft dort —
Wia si halt da Wind dräht —
Hert ma's Glockenvieh läutn
Bald láudá[5]), bald stád.

Schwoagrin, steh auf
Nur dö Schönheit betracht,
Schau, das ham ja nur mir da,
In Thal is's no Nacht!

— „Bleibt á untn nöt Nacht
Bricht ja á dá Tag an,
Ständ[1]) nur alles gsund auf
I vágunnát[2]) eahn's than."

„I steh nimmár auf —
Meine Kälberl und Kühá
Kriagn an andere Schwoagrin,
Dö geht má schan für."

Ein ganz Anderer ist J. Theodor Fischer, auch ein Traunviertler, aber einer voll frischer Lebenslust und schalkhaften Humors. Er hatte das Glück, im Schoße einer wahrhaft gebildeten, das Schöne auf allen Gebieten pflegenden Familie aufzuwachsen. Im Hause seiner Eltern konnte er mit Männern wie Feuchtersleben, Lenau, Stelzhamer, Franz Schubert, dem Komponisten, Alt, dem Maler verkehren, und er gehörte mit zu der fröhlichen Dichter- und Künstlerkolonie, die in jenen schönen Vierzigerjahren alljommerlich die Ufer des Gmundnersees bevölkerte, eine litterarische Tafelrunde, deren König Artus Ludwig Schleifer, der alte Herr mit dem jungen Herzen war, und welche unserem Adalb. Stifter vorgeschwebt haben mochte, als er die herrlichen Szenen am Traunsee in seinen „Feldblumen" schrieb. Von J. Th. Fischer kennt man außer einigen Bauernlustspielen eine mäßige Anzahl von Gedichten in Schriftsprache und Mundart, von denen einige in den damals üblichen poetischen Jahrbüchern erschienen sind. Hohe Begabung und die liebenswürdige Persönlichkeit des Dichters leuchten aus Allen heraus. So wird z. B. das nachfolgende Liedchen gewiß als ein reizendes Genrebildchen voll ungekünstelter Naivetät anmuten:

„S' Wässerl".

Wässerl, o du hoamligs Wässerl,
O, du bist mei Lust und Freud,
Lanßt so friedli fort bei d' Strässerl
Und bist voláá Muntáteit.

Wässerl, o wär i a Fischerl
Schwumm i lustí fort mit dir;
Wärst mei Bötterl und mei Tischerl
Und mir wär, i wouß nöt, wia.

Schwumm mit dir fort duris[3]) Wiefert
Sprung und schnöbláát[4]) frnah und spat,
Schwumm zum Dümpfel[5]) wo mei Lieserl
Öftá ihre Lamperl badt.

Und sobald's mi fangát nachá
Machát i áu lauta Tchá! —
„I bi's, Lieserl!" — Da wurd's lachá,
Wurd's nöt glaubm wöllu, daß i's wá.

Dem Obigen ähnlich an Talent und Stoffkreis — soweit es sich nach den kargen zu Gebote stehenden Proben beurteilen läßt — scheint Hans Kunz (Pseudonym für Dr. H. Zötl) zu sein; darum sei er gleich hier erwähnt, obwohl es ein weiter Sprung von J. Th. Fischer bis zu ihm ist, der ganz der Jetztzeit angehört. Er ist einer der Mitherausgeber von „Aus dá Hoamát" und hat vielleicht aus diesem Grunde und aus übergroßer Bescheidenheit eine so kleine Auswahl seiner Gedichte in diese Anthologie aufnehmen lassen. Dieses Wenige aber verkündet den zartsinnigen Dichter in jeder Strophe. Folgende auf's Geratewohl herausgegriffene Verse mögen ihn kennzeichnen:

„Dö lözt Rast."

Dá Traunstoan bfüat umá,
I wink eahm mit'n Huat;
S' töst Wögerl ruaft hoamli;
„Wir is dö Ruah guat!"

[1]) stünde. [2]) vergönnte, würde vergönnen.
[3]) Durch das. [4]) würde (herum) schnellen. [5]) tiefe Stelle im Bache.

Unbekannten übergeben haben, welcher unmittelbar darauf ins Lager nach Ungarn berufen wurde und seither verschollen ist.

[1]) Hier wie in den folgenden Dialektproben ist das unbezeichnete a immer mit dem bayrischen, mehr dem o sich näherunden Laute zu sprechen; soll es hell wie in der Schriftsprache klingen, so trägt es den Accent (á); nur bei Diphthongen wird die Accentsetzung meist unterlassen (oa = oá, ia = iá ꝛc.). [2]) schon (das n nasal).
[3]) Mauern, Felswände. [4]) Jetzt. [5]) lauter.

Digitized by Google

„Geh' hoam zu dein Wei á,
Zun Kinnern, den kloan;
Schau benz'ns[1]), wo mehr[2]) denn
Da Babá thát loahn'n?" —

— „Ja, loahn'n und nöt á, ja,
Du Gschäfter[3]), du kloans,
Woast d' nöt, was zun roatn[4])
Hat alls — Unseroans!" —

So hau i grad sagn wölln
Zun Vögerl, den, kloan, —
Da leichts[5]) má fá Föderl,
Und i bi dahoam! —

Des Kontrastes wegen lese man darauf Franz Imbach's „Extrá nöt."

„Mein Gott — mit mir wird's gar —
Mag schier — koan Luft — mehr kriagn —
Tät Adu — bleibt — már aus —
Mein Gott — das Schnaurn — und Ziagn"[6])
So seufzt in Krankenbött
Un Schwastá Flaus sei Wei,
Er steht danobn und greint:
Her auf dei Raungerei!
I laß halt[7]) Adiehaln,[8])
Wann's gar so hart geht, bleibn,
An andre kann dös G'schäft
Glei wiedá leichtá treibn." —
— „Dú Saulump!" schreits', „na wart
A weng mit deiná Röd,
A jungó mögst halt, wart,
Jatzt stirb i extrá nöt!"

Das ist unverkennbar Stielerische Manier. Diese gedrängte Darstellung eines anekdotischen Stoffes, die drastische Pointe am Schlusse weisen bestimmt auf den allzu früh verstorbenen bayrischen Dialektdichter hin. Auch in seinen übrigen Sachen, die alle einen schlagfertigen Witz und scharfe Charakterisierung aufweisen, kann Imbach eine bewußte oder unbewußte Ähnlichkeit mit Stieler nicht verleugnen. Er steht damit als eine Ausnahme unter den oberennischen Dichtern da, deren einziges Vorbild, wenn sie schon eines hatten, immer nur Stelzhamer mit seiner von der Stielerischen so verschiedenen Art war. — Einen ähnlichen Stoff von gleich drastischer Komik, aber auf die letztere Weise wiedergegeben, findet sich z. B. in N. Hahnrieder's „Kätzerschroa". Diese Farce behandelt mit übermütigem Humor die Not eines jungen Kaplans, dem sein Pfarrherr Tag für Tag Kalbsbraten vorsetzt, seine Sehnsucht nach Abwechslung und die Versuche, sich eine solche zu erzwingen: wie er im Einverständnis mit dem Dorfarzt Geistesstörung simuliert und eines Tages wie ein Kalb zu brüllen beginnt; wie dann der Bader geholt wird, der kopfschüttelnd an den Pfarrer die übliche Diätfrage stellt:

„Was hat á g'göhn heunt z' Mittag?" —
„A Kätzernes!" — „Am vorign Tag?" —
„A Kälbernes!" — „Am Tag vorher?" —
„A Kälbernes — i liabs so sehr!" —
„Du liabá Gott, iazt ham mas!" sagt
Da Badá, „ands' ná nöt vázagt!
Jazt, weil i Grund und Ursach woaß,
Wird mir s' skuriern á hella Gspoaß!
Das Kälbáfleisch wirkt ganz fátál
Bei manchen Menschen cerebrál
Und sógt si wir a Bröt um's Hirn,
Drum hat á wir á Kalbel gschrian!
A Monát muaß sürn geistling Herrn
Mitn Kälbábrádl ausgfötzt wern,

[1]) drängend fragen. [2]) schon wieder. [3]) geschäftiges Ding. [4]) rechnen, sorgen. [5]) leicht es. —
[6]) das Schnaufen und Ziehen. [7]) Athemholen.

Dámit dá Kálbástoff vádunst —
Wann das nöt geschiacht, is alls umsumst,
Selbst eahna will i ernstli rathn
Sö mechtn 's Kälberne mehr grathn!" —
Da Pfarrá is nöt schlecht dáschrödrt:
Er ißt das Kálbáfleisch so gern
Und tunnt ám End aft á so wern!
„Ds gschiacht schan", sagt dá Pfarrháerr
„Er kriagt is gschwind koan Kalbfleisch mehr,
Un iß i's selbá nu so gern,
I will's wögn seiná schan entbehrn".

N. Hamrieder gehört wohl zu jenen, von welchen die oberennsische Dichtung noch Bedeutendes zu erwarten haben wird. In einem versteckten Pfarrdorfe des Mühlviertels, ganz nahe der baierischen Grenze wirkend, dabei aber lebhaften Anteil nehmend an den Hauptströmungen der Weltlitteratur, hat er außer zahlreichen kleineren lyrischen, lehrhaften und schwankartigen Gedichten auch eine größere epyllische Dichtung: „S' Mühtviertler Mährl" verfaßt und arbeitet gegenwärtig an einem großangelegten historischen Epos in Mundart, das in zwölf Gesängen einen prächtigen Stoff aus der Heimatsgeschichte, den Bauernkrieg in Oberösterreich, behandeln soll. Nach den Bruchstücken, welche der Schreiber dieser Zeilen aus dem Manuskripte kennen lernen konnte, darf von dem seiner Vollendung entgegengehenden Werke ein interessantes, in kräftigen Farben gemaltes Bild jener großen Zeit erwartet werden. — Hamrieder ist auch an der Redaktion von „Aus da Hoamát" hervorragend beteiligt und gegenwärtig mit der Sichtung des Materials für den neuen, demnächst erscheinenden Teil (zweiten Band Puršchka) beschäftigt.

Dies bringt uns auf Norbert Puršchka selbst. Es geschieht nur zufällig, daß wir so spät auf ihn zu sprechen kommen, denn eigentlich gebührt ihm ja der erste Rang unter den lebenden Vertretern der oberösterreichischen Volksdichtung. Ein bald Achtzigjähriger, der aber noch rüstig schafft, genießt er bei seinen Landsleuten eine Verehrung, welche derjenigen Mistrals in der Provence nichts nachgebe, dürfte, wenn sie auch, dem entgegengesetzten Volkscharakter gemäß, weniger lärmend als dort auftritt. Diese Verehrung glaubt man auch dem ersten Bande Puršchka in der oben erwähnten Publikation, der mit besonderer Sorgfalt gedruckt und mit einem trefflichen Porträt geschmückt ist, schon von außen anmerken zu können. „Bilder aus dem oberösterreichischen Dorfleben" betitelt sich diese Auswahl, vom Dichter selbst für die Veröffentlichung getroffen. Sie enthält über ein halbes Hundert meist umfangreicher Stücke in langgestreckten Verszeilen von einer anerkennenswerten Reinheit des Dialektes. Auszusetzen wäre daran höchstens eine unerlaubte Häufung von Füllwörtern — wie „ja", „iatz", „da", „ábn" ꝛc. — sowie der Gebrauch des Hochdeutschen für die Überschriften. Besonders diese letztere muß störend auffallen. Abgesehen davon, daß sich das Einanderfallen aus einem Idiom in ein anderes als eine kleine Stilwidrigkeit ausnimmt, besitzt ja auch thatsächlich die Schriftsprache für so manche Vorkommnisse im bäuerlichen Leben nicht den prägnanten Ausdruck. „Der alleinstehende Jüngling" ist z. B. gewiß kein angemessener Titel für ein Gedicht, in welchem die tölpelhafte Weiberscheu eines Bauernburschen auf dem Tanzboden geschildert wird; und wenn ein anderes, das in launiger Weise die ländliche Sitte des „Fensterlns" bespricht, „Der Ursprung der nächtlichen Besuche beim Fenster" überschrieben ist, so klingt dies geradezu pedantisch.

Doch das sind Äußerlichkeiten. Der Hauptwert von Puršchkas Dichtungen liegt in der frappierenden Naturtreue, mit welcher darin Gestalten aus dem Volke in den mannigfaltigsten Verhältnissen ihres engbegrenzten Lebens- und Wirkungskreises gezeichnet sind. Zum Greifen lebhaft tritt uns da der Bauer entgegen, wie er schafft und sorgt, pflügt und erntet, sich freut am Wachstum seines Weizens, seiner Schweine, seiner Kinder;

Digitized by Google

wie er kauft und verkauft, betrügt und betrogen wird, dem Nachbar hilft oder mit ihm prozessiert; wie er in Krankheitsfällen seinen ganzen Viehstall und obendrein sich selbst mit Quacksalbereien kuriert oder umbringt — kurz, wie er lebt und stirbt. Wir sehen ihn in Haus und Feld, beim Kirchgang, in der Wirtsstube, auf dem Markte. Wir lernen daneben auch die übrigen männlichen und weiblichen Dorftypen, diese Häusler, Knechte, Tagwerker, bei denen die feinen Unterschiede in Charakter, Sprache und Gebahren überraschend scharf beobachtet sind, kennen und bekommen eine Ahnung von der ungeheuren gesellschaftlichen Kluft, welche beispielsweise zwischen dem Großknecht und dem Schafbuben, oder zwischen der Knß- und Sandirne liegt. Freilich sind das wieder Dinge, die nur ein mit der Eigenart des oberösterreichischen Landvolkes Vertrauter ganz und voll würdigen kann, und es läßt sich die Befürchtung nicht zurückdrängen, daß es nicht gerade Norbert Purschka sein wird, dem der fernerstehende Teil des deutschen Publikums den Vorzug vor den anderen lebenden Dialektdichtern des Landes ob der Enns geben möchte.

Ganz anders Josef Moser. Auch er zeichnet Gestalten aus dem Volke, und nicht weniger treu als Purschka. Aber während Jener fast durchgehends den Bauer vom flachen Lande, den Ackerbauer, ins Auge faßt und ihm liebevoll bis in alle kleinen Sorgen und Freuden seines Lebens, bis in das engste Kämmerchen, bis in den hintersten Stallwinkel nachgeht, schildert Moser den Gebirgler, bei dem sich die einzelnen individuellen Typen schärfer von einander abheben. Diese Jäger, Waldheger, Wildschützen, Köhler, Sensenschmiedknechte, Dorflumpen, dieser Bürgermeister oder Bader oder Gemeindebote stehen dem Verständnis des Städters, der in unserer Zeit ja immer mehr oder weniger Tourist ist, schon näher. Dazu besitzt Moser auch in höherem Maße als Purschka die Gabe des Humors, sogar eines sehr drastischen Humors, der auch bei der Dialektdichtung gewährte Freiheit in der Wahl des Ausdruckes gern in Anspruch nimmt, und beweist andererseits wieder in Stücken wie „D' Obdent", daß ihm die Idylle in bester Form, in seinem „Schuster-Zagl", daß ihm auch der Ausdruck für das Rührende trefflich gelingt. Leider können von ihm ebensowenig wie von Purschka hier Proben angeführt werden, da in den Dichtungen Beider gerade das, was für sie irgendwie charakteristisch ist, von allzugroßem Umfang für diese flüchtige Skizze wäre.

Dagegen können wir es uns nicht versagen, zum Schlusse noch ein Gedichtchen von A. Matosch mitzuteilen. Es lautet:

„Am Abend".

In Gras bin i gflößn
Umadum waras schan stad,[1])
Koan Vogerl hat gsungn,
Koan Lüfterl hat gwäht.

Da is ma so leicht worn
So ruahli[2]) in Gmüath,
Da han i mi selbä
Schier gar nimma gspürt.

Hät dä Bodn ä weng nahgöbn[3])
Wer woas, hät i's kennt: —
An öttla[4]) Schuah tiafä
Is deant[5]) amal s' End.

Anton Matosch ist ein ganz Moderner. Mit seiner dichterischen Persönlichkeit bezeichnet er in der „Neueren oberenns. Dialekt-Litteratur" die „neueste"; er, der Jüngste in der jüngeren Generation, genießt aber, wie es scheint, das Ansehen eines Führers, sowohl als Selbstschaffender wie auch als Sammler und Verbreiter heimatlicher Dichtungen. In ersterer Eigenschaft hat er außer verschiedenen Gedichten von Wert auch in mundartlicher Prosa einiges geschrieben, das durch poetische Empfindung und virtuose Sprachbehandlung hervorragt; in der letzteren verdankt ihm die oberennsische Dialektlitteratur die Schaffung eines Organs, durch das sie sich verhältnismäßig machen kann, eben jener Publikation „Aus da Hoamät", deren Herausgeber ja Anton Matosch ist. Und so möge sein Name die Reihe der oberennsischen Volksdichter beschließen, welche zu kennzeichnen die vorliegenden Zeilen versucht haben. Diese Reihe ist allerdings keine vollständige; mancher Name, den das Land mit Verehrung nennt und der auch darüber hinaus bekannt zu werden verdient, fehlt darin. Aber wenn auch nicht alle ihre Vertreter hier zu Worte kommen konnten, so wird sich doch aus dem, was mitgeteilt wurde, ein ungefähres Bild von dem Stande der oberennsischen Dialektdichtung konstruieren lassen, und man wird nicht anstehen, denselben als einen durchaus achtunggebietenden zu bezeichnen. Nach Einheit und Sicherheit in der Behandlung der Sprache, nach Qualität und Fruchtbarkeit ihrer dichterischen Talente wenigstens wird ihr für die Gegenwart keine mundartliche Litteratur eines anderen Stammes in der großen oberdeutschen Völkerfamilie den Rang ablaufen! —

[1]) still. [2]) ruhig. [3]) nachgegeben. [4]) etliche. [5]) dennoch.

Kleine Aufsätze und Recensionen.

Neue Schriften von Hans Hoffmann.

Die Freunde von Hans Hoffmanns großem Talent sind ihm eine aufrichtige Warnung schuldig. Er steht im Begriff, das schöne Geschenk der Götter in Stückchen zu schneiden und in alle Winde zu streuen. Wer so reizvoll zu plaudern und Geschichten zu erzählen versteht, darf nicht zum Schwätzer werden. Wer seiner zielbewußten Energie so sicher ist, hat nicht das Recht, sich in belanglosen Weitschweifigkeiten zu ergehen. Wer Menschen und Dinge anzuschauen vermag mit den strahlenden, thränenschimmernden Augen des Humoristen, der darf keine Karrikaturen zeichnen. Mit einem Wort: wer im Grunde seines Herzens ein Künstler ist, soll sich dessen bewußt bleiben und sich niemals selbst zum Dilettanten verringern.

Von allen Schönheiten und allen Irrtümern des Hoffmannschen Genius erzählen die vier Bücher, die mir heute zur Besprechung vorliegen. Unter dem Titel „Von Frühling zu Frühling" (Berlin. Paetel 1889) ist eine Reihe von Bildern und Skizzen zusammengefahnt, zwölf, für jeden Monat ein Bildchen, manchmal beinahe ein Geschichtchen, das mehr oder minder die Stimmung der im Titel angedeuteten Jahreszeit trägt. Von diesen Skizzen halte ich nur zwei nicht allein für ganz gelungen, sondern für kleine Meisterstückchen in jeder Beziehung. Das sind „August-Irrlicht" und „Februar-Eistrug". Beide Skizzen in Form, Farbe und Fabel total verschieden, beide ausgezeichnete Arbeiten, die erstere durch den Feuerathem dämonisch sinnlicher Glut, letztere durch die energische treffsichere Kraft der Sprache in der Darstellung der vermeintlichen Todesgefahr und der erlösenden Heiterkeit bei Entdeckung des Selbstbetrugs. Die übrigen

Digitized by Google

sind mehr oder minder wirkungsvolle liebliche Stimmungsbildchen, lustig und wehmütig. Zwei eng zusammengehörige, „Dezember-Meeresstimmen“ und „Januar-Winterfriede“ streifen sogar die Sentimentalität.

Das letzte „März-Thauwind“ gehört meines Erachtens in die Gruppe der ominösen „Humoresken“, so benannt, weil in ihnen gewöhnlich kein körnlein Humor, wohl aber eine erklecklich Dosis platter, unwahrscheinlicher Komik enthalten ist. Eine jener Karrikaturen, die Hans Hoffmann Geringeren überlassen muß.

Auch der dreibändige Roman „Der eiserne Rittmeister“ (Berlin, Paetel, 1890) enthält manches Hübsche, aber er ist um zwei Bände zu lang. Hoffmanns Stärke ist die Skizze, das Stimmungsbild, die lebhafte, farbige Plauderei. An seinen kleinen Novellen erfreut und zumeist die reizvolle Form, die ungewöhnliche Feinheit und Kraft in der Behandlung der Sprache. Er stellt keine Gewissensfragen, er will keine Probleme lösen, er will nur erzählen, was er geschaut und erlebt hat. Vom Roman aber verlangt man bekanntlich noch etwas mehr, und dieses Mehr ist, wie mir scheint, Hans Hoffmann versagt. Sein Buch enthält in mäßig bunter Abwechslung hübsche Stimmungsbilder, anziehende Naturschilderungen, meilenlange, mitunter recht interessante Gespräche und komische, meistenteils burlesk komische Situationen. Die Handlung, die sich in einem kleinen ostpreußischen Städtchen kurz vor den Befreiungskriegen abspielt, sickert dünn, wie ein seichtes Wiesenbächlein. Die Figuren haben mit wenigen Ausnahmen nie gelebt; auch der Titelheld, der Rittmeister August von Zagetenfel ist eine Karrikatur, und seine possenhaften Bemühungen, sein und seiner Nächsten Leben mit „eiserner“ Strenge in den Dienst der kantischen Philosophie vom kategorischen Imperativ zu stellen, können dem Leser kaum ein Lächeln entlocken. Die beiden jungen Liebespaare, unter ihnen Ulrich und Hildegard, die einzigen fast, die wirkliches Leben athmen, kommen nach ganz gelinden Störungen ans Ziel ihrer Wünsche, und selbst dem alten Rittmeister lächelt in den Armen seiner ehemaligen Liebsten noch ein Stündlein Spätsommer. Weder von Spannung, noch von Überraschung ist in dem Buch etwas zu verspüren. Eine Kinderhand kann den Knoten lösen. Der dem Dichter Wohlgesinnte sucht mit Aufmerksamkeit auf seinem langen Wege durch die drei Bände nach den schimmernden Perlen Hoffmannscher Poesie, muß sich aber mit wenigen Körnchen begnügen.

Während sich hier viele Schwächen Hoffmanns offenbaren, zeigen sich in den fünf Novellen, die „Das Gymnasium zu Stolpenburg“ (Berlin, Paetel, 1891) enthält, wieder deutlich alle Vorzüge und alle Schwächen des Autors. Ein beredtes Zeugnis hierfür sind „Die Handschrift A“, „Publius“ und „Mnncks Madonna“, von denen jedes einzelne, vermöge seiner hübschen Erfindung einer Wirkung sicher gewesen wäre, wenn der Autor sie nicht selbst durch allzustarke Längen in der Erzählung und durch vollkommen zwecklose Possenreißereien, die seinen lebendigsten Gestalten den frischen Atem benehmen, darum gebracht hätte. Beinahe frei von den verhängnisvollen Fehlern ist „Die Reise nach Athen“, die sich nach einem recht schwachen Eingang in großer und rührender Schönheit erhebt. Ergreifend ist die Geschichte dieses geduldigen alten Schulmeisters, der sechsunddreißig endlose Jahre hindurch heimlich Stimmchen auf Stimmchen von seinem jammervollen Gehalt auf die Sparkasse trägt, bis er eine Reise mit halbjährigem Aufenthalt in Athen zusammen hat, um seine arme, nach Schönheit dürstende Seele einmal doch, ehe er schlafen gehen muß, in Griechenlands Sonne zu baden. Wenige Stunden aber vor der mit fieberndem Pulsen ersehnten Abreise legt ihm der voraussgesendete Bote seines ehemaligen Lieblingsschülers dessen neuestes Gemälde auf den Tisch: ein Gemälde voller ekler Scheußlichkeiten, ein getreues Abbild unsrer modern realistischen Schule. Und um seines Lieblings gefährdete Seele zu retten, um sie durch Griechenlands unsterblichen Schönheitszauber der echten Kunst zurückzugewinnen, verzichtet er auf die seit sechsunddreißig Jahren schweigend ersehnte Wonnefahrt und schenkt dem Ahnungslosen die Reise nach Athen. — Ebenso schön in der Anlage und ganz frei von Schlacken ist die letzte Novelle „Erfüllter Beruf.“ Es ist die Geschichte eines unglückseligen alten Lehrers, der nie, er mag's anstellen, wie er will, mit den abscheulichen Rangen in der Schule fertig wird, der ihnen nicht imponiert, weil er selbst nicht an sich glaubt, der in seinem Beruf elend zu Grunde geht und dem erst die hoheitsvollen Schauer des Todes — er stirbt auf dem Katheder — Macht geben über die junge, mutwillige Bande.

Eine Erzählung, die trotz starker Häufung von Hoffmanns bereits erwähnten Schwächen einen hervorragenden Platz verdient, heißt kurzweg „Ruhm“ (Berlin, Paetel, 1891).

Mit großer Meisterschaft wird hier die anatomische Erstlegung eines Mannes geschildert, der an der unvernünftigen Eitelkeit der Mutter auf den Sohn zu Grunde geht. Den Glanzpunkt des Buches bildet das Bekenntnis des Unglücklichen „für meine Ärzte“. Es ist eine lange Beschreibung der Leiden, unter denen er in lügnerischen Briefen an die weitentfernte Mutter ein Leben voller Glanz und Erfolge heuchelt, während er in der That als armseliger Zeichenlehrer in Stolpenburg sitzt.

Diesen erzählenden Bericht beginnt er, als er zum erstenmal die entsetzliche Wahrnehmung macht, daß sein durch die steten Lügen gemartertes Hirn anfängt zu wirbeln und er also dem unvermeidlichen Schicksal des Irrsinnigen entgegengeht. Man findet das fragmentarische Schriftstück nach dem Ausbruch eines Wahnsinnsanfalles in der Wohnung des Kranken. Es ist ein Meisterstück in Form und Fassung. Mit außerordentlicher Feinheit und Klugheit hat der Dichter den Übergang von der klaren Erzählung des Kranken zu beherrschungslosen Wahnsinnsideen gezeichnet. Erschütternd drängt sich die Überzeugung auf, daß in dem unglücklichen Geschöpf unter den Foltern seiner zahrelangen großen, mitleidigen, feigen Lüge ein wirklicher Dichter erwachsen ist, dessen Phantasie aber mit aufsodernden Flammen das schwache Gerüst verzehrt. Es würde viel zu weit führen, wollte ich hier auf Einzelheiten eingehen. Die Gestalt der phantastischen, thörichten Mutter krankt an starken Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten. Possenhaft und unwahrscheinlich ist auch das Auftreten des von Stolpenburg abgeiandten Kollegen, der den Angehörigen des Kranken Nachricht geben soll. Eine tolle Farce ist die Scene, in der er dort nun selbst von der ganzen Bevölkerung für wahnsinnig gehalten wird. Ebenso übertrieben und viel zu lang und weitläufig ist die Unterredung mit der Gesellschafterin der Mutter, die aber doch wenigstens zur Klärung der Angelegenheit und zur Verlesung des wunderbaren Manuskriptes führt. Wer aber solche Dinge schreiben kann, wie eben dieses Tagebuch, hat die heilige Pflicht, ernsthaft an sich weiter zu arbeiten und dem Künstler zum dauernden Siege über den Vielschreiber zu verhelfen.

Otto Borbeck.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Santi Pellegro.

Novelle von **Konrad Telmann.**

Santi Pellegro kam in der erſten Morgenfrühe mit den ſchweren Schritten eines müden Mannes heim. Mit einem Fluche hing er ſeine Büchſe an den Wandnagel und warf ſeinen Hut auf den Tiſch. Es war noch Keiner im Hauſe wach, als der taube Marco, der eben aus ſeiner Kammer herabkam. Als Santi Pellegro die hölzernen Stufen der Bodentreppe unter ſeinen Tritten knarren hörte, wandte er ſich halb um und grüßte den Knecht mit einem Kopfnicken.

„Habt Ihr ſie?“ fragte Marco, ſich die Augen reibend.

Santi Pellegro verneinte mit einer raſchen, zornigen Bewegung; man merkte ihm an, wie ſehr es ihn wurmte, die Frage verneinen zu müſſen. Dann wollte er durch das Zimmer, deſſen Thür nach dem Hausflur offen geblieben war, in ſeine Schlafkammer hinübergehn, als Marco, der aus ſeinen kleinen, zwinkernden, rötlichen Augen ihn mit dem aufmerkſam ſpähenden Blick tauber Menſchen betrachtet hatte, näher an ihn herantrat und ſagte: „Etwas müßt Ihr aber doch erlegt haben.“

Santi hatte ſich jäh zu ihm umgedreht, ein funkelnder Blick ſchoß aus ſeinen großen, finſtern Augen. „Warum? Nichts.“

Der Taube las ihm die Antwort vom Munde ab oder entnahm ſie den Mienen des Sprechers. Eine Art von Lächeln kroch um ſeine verkniffenen Mundwinkel. „Ihr habt doch Blut dort.“ Er wies, ſich halb niederbückend, auf einen roten Fleck an der grauen Jacke des Heimgekehrten, der wie ein friſcher Blutfleck ausſah; als er daran rieb, blieb ihm eine ſchwache, rötliche Spur an der Fingerſpitze zurück, die er, immer noch mit einem halben Grinſen, Santi Pellegro zeigte, wie um ihm zu beweiſen, daß der Fleck nicht von früher herſtammen könne. „Ja, meine Augen,“ murmelte er, „meine Augen ſind gut, Padrone.“

Santi hatte nicht gleich etwas geſagt, etwas Starres lag ſekundenlang in ſeinen Blicken. Dann zuckte er gleichmütig die Achſeln. „Hab' mir zu allem auch noch die Hand an einer Felskante aufgeriſſen,“ ſtieß er knurrend heraus und hielt den linken Arm hoch. „Eine Unglücksnacht. Aber jetzt will ich ein paar Stunden Schlaf nachholen. Bis ſpäter!“ Er ging kopfnickend davon und auch Marco ſchlich mit ſeinen raſchen, geräuſchloſen Schritten hinaus.

Als Santi die Thür der Schlafkammer hinter ſich zugezogen hatte, hob ſich ſeine breite Bruſt unter einem tiefen Atemzuge. Dann riß er ſich die Jacke vom Leibe und ſchleuderte ſie in den Winkel, um ſich auf ſein Bett zu werfen. Einen Augenblick ſpäter richtete er ſich wieder empor und machte Miene, aufzuſtehn, wie um noch irgend etwas zu thun, das gethan ſein mußte, ehe er Ruhe finden konnte. Er beſann ſich aber eines Anderen, legte ſich zurück und verſchränkte die beiden Hände unter dem Kopfe, um die Augen zu ſchließen. Keinen Blick hatte er nach dem Bett an der anderen Wand der Kammer geworfen, in der ſein Weib ſchlief. Da die hölzernen Läden vor das Fenſter gelegt waren, hätte er freilich auch kaum die Umriſſe ihrer Geſtalt zu erkennen vermocht. Sie aber war bei dem knarrenden Geächz ſeiner Bettſtelle wach geworden, hob ihren Kopf und rief leiſe ſeinen Namen. Er antwortete nicht, ſeine ruhigen, tiefen Atemzüge ſchienen ihr zu verkünden, daß er ſofort eingeſchlafen ſei. Da legte auch ſie ſich wieder in die Kiſſen zurück. Santi Pellegro ſchlief jedoch nicht. Er hatte den Ruf Benedettas gehört, ohne ſich zu regen, und das Ge-

Digitized by Google

räusch seiner Atemzüge nur geflissentlich verstärkt. Mit geschlossenen Augen lag er immer noch wach, als Benedetta sich endlich erhob. Als sie den Fensterladen zurückstieß, wandte er sich auf die andere Seite, wie wenn er im Schlaf die eindringende Helle unangenehm empfinde. So beharrte er in dumpfer Reglosigkeit und sie mühte sich, ihn durch keinerlei Geräusch zu wecken. Nur manchmal warf sie einen verwunderten Blick auf den Schläfer. Es sah ihm nicht ähnlich, daß er so ruhig fortschlief, wenn er auch schwer ermüdet von der nächtlichen Jagd heimgekommen sein mochte, und es war in seinem Gesichte etwas, das ihr fremd war. Sie wußte nicht recht, was es war. Es kam ihr vor, als läge in den Zügen des großen, starken, selbstbewußten Mannes heute eher etwas Verzärmtes und Verdüstertes. Er war immer noch ein schöner Mann mit seiner mächtigen Stirn, in welche jetzt die langen, schwarzen Haare hineinhingen, und seinem von dunklem Schnurr- und Knebel-Bart umrahmten, blühenden Munde, der beim Lächeln etwas Unwiderstehliches hatte. Die Weiber fanden ihn alle schön. Benedetta wußte, daß sie von Vielen beneidet wurde und daß es ihm auch heute noch nicht an zahlreichen Versuchungen fehlte, ihr untreu zu werden; sie wußte aber auch, daß er sie und nur sie mit einer wilden, heißen, eifersüchtigen Liebe liebte, die seiner Natur entsprach. Denn wild war er, so ruhig er sich stellen konnte, so sehr er sich in seiner Gewalt hatte, um den Herrn spielen zu können und sich gegen Keinen etwas zu vergeben; Niemand wußte das besser, als sie, wild bis zum Schrecklichen. Aber sie wollte ihn nicht anders, als er war.

Ein zufriedenes Lächeln glitt über ihr Gesicht, während sie, halb angekleidet, vor dem Spiegel stand. Ja, auch sie war noch schön, sie konnte ihm noch gefallen. Und daß ihr Andere nachstellen würden, wenn man sich nicht vor Santi gefürchtet hätte, darüber war kein Zweifel. Tito Bonera hatte es ja sogar gethan. Wenn sie ihm Übles gewollt hätte, hätt' es in ihrer Macht gelegen, ihn Santis Rache zu überliefern, denn er hatte sich weit vorgewagt und war kühn genug gewesen, um Strafe zu verdienen. Aber im Grunde hatte es ihr doch geschmeichelt, zu sehen, daß sie noch andere Männer entflammte ohne es zu wollen, und Tito Bonera that ihr leid. Mit seinem Lockenkopf und seinen brennenden, schwarzen Augen in dem scharfgeschnittenen bartlosen Gesicht sah er aus wie ein Heiliger. Benedetta hatte einmal in einer Kirche ein Bild gesehen, das ihm glich. Wenn ihr überhaupt ein Mann hätte gefährlich werden können, wär' es Tito Bonera gewesen. Nur daß sie eben Santi Pellegros Weib war und das wußte, in jeder Stunde bei Tag und Nacht. Dennoch fühlte sie Mitleid mit ihm und hatte Santi nicht wiedererzählt, daß er in zitterndem Ungestüm Schamloses von ihr verlangt hatte. Sie war allein genug Herrin ihrer selbst, um ihn zurückzuweisen, und es hätte ihr Feigheit und ein Bekenntnis von Schwäche oder unedler Rachsucht gedäucht, wenn sie ihn verraten hätte. Santi hätte ihn getötet. Tito Bonera aber sollte nicht sterben, blos weil er sie schön fand und sich in wahnwitziger Begier nach ihr verzehrte. Sie fühlte sich sicher vor ihm, weil sie sich sicher vor sich selber fühlte, und wollte ihn schonen. Santi verfolgte ihn ohnedies mit seinem immer wachen, eifersüchtigen Haß, er ahnte die Gefährlichkeit gerade dieses Nebenbuhlers und es hätte sie sicherlich nur ein Wort gekostet, um sich für immer von ihm zu befreien. Dies Wort aber hatte sie nicht gesprochen. Tito Bonera wußte, daß er sie nie erobern würde, und würde seine Gunst einer Anderen zuwenden.

Benedetta Pellegro hatte an das Alles gedacht, während sie sich vollends ankleidete. Dann warf sie einen letzten Blick auf Santi, der immer noch fortzuschlafen schien, und ging hinaus, um das Frühmahl zu rüsten. Auf dem Hausflur stieß sie auf Marco, der draußen von den Ställen kam und sie mit einem frommen Spruch begrüßte. Sie erwiderte seinen Gruß mit merklicher Zurückhaltung. Die kleinen Augen unter den schon ergrauenden Brauen des Knechts glimmerten sie mit eigentümlich unsicherem Licht an, während er, sich mit der Hand durch das borstige kurze Haar fahrend, das sein verwittertes bartloses Gesicht umstarrte, mit den breiten immer über den Zähnen mahlenden Lippen sagte: „Die Wildkatze ist wieder bei uns eingebrochen diese Nacht, aber der Herr hat die Wildkatze nicht gefunden."

„Was geht das Dich an?" versetzte Benedetta herrisch.

Er mochte es nicht begriffen haben, daß sie ihn zur Ruhe verwies oder er stellte sich doch so. „Die ganze Nacht ist der Herr fortgewesen," fuhr

Digitized by Google

er ruhig fort, „aber die Wildkatze hat er nicht gefunden.“

Benedetta zuckte ungeduldig die Achseln. „Das nächste Mal geh' selbst!“ rief sie mit verächtlichem Lächeln und schritt an ihm vorüber.

Das war auch Einer von denen, denen sie sie es angethan hatte, sie wußte es. Seit sie als Herrin in Santi Pellegro's Haus gekommen war, verfolgte er sie mit seinen Blicken. Weitere Ungebühr wagte er freilich niemals, denn er mochte begreifen, daß sie ihn dann nicht schonen würde, ihn am wenigsten. Es ekelte sie seiner. In seiner hündisch-kriechenden Manier, immer einen frommen Spruch auf den Lippen, ein Dutzendmal am Tage betend, vor jedem Heiligenbild am Wege niederkniend, erregte er ihr den Eindruck eines scheinheiligen Schleichers, der ihr auflauerte und nur den Augenblick abwarten wollte, wo er sie in seine Gewalt bekommen würde. Sie wußte, daß er sie dann erbarmungslos vernichtet hätte, es sei denn, daß sie ihn für seine Schonung den höchsten Preis bezahlt. Trotzdem sie sich keiner Schuld bewußt war und keine Furcht in ihr wohnte, sie könne je strancheln, war ihr dies dauernde Aufpassen unheimlich und regte sie auf. Sie hatte manchmal die wahnwitzige Vorstellung gehabt, eines Tages würde sie etwas begehn müssen, nur um mit dieser unerträglichen Spannung zu Ende zu kommen und ihn zu befriedigen. Es war ihr, als zwänge er sie dazu. Seitdem haßte sie ihn, aber Santi war nicht zu bewegen, dem Knechte den Laufpaß zu geben, weil er treu und umsichtig war, wie kein Anderer, und seine Taubheit ihn nur noch wachsamer machte. Überdies liebte Santi, der selber wortkarg war, Leute um sich zu haben, die nicht viel redeten: Marco war ihm mit der Zeit unentbehrlich geworden.

Benedetta stand am Herde, auf dem das offene Feuer braunte. Der Wind drückte den Rauch nieder, der ihr die Augen beizte, während sie die Morgensuppe im Kessel anrührte. Nach einer Weile hörte sie eilige Schritte von draußen her über die Fliesen des Hausflurs kommen und, ohne daß sie den Nahenden trotz der offenen Küchenthür gewahren konnte, wußte sie, daß es Camillo war. Er schleppte den linken Fuß nach sich, seitdem er als halberwachsener Bursche von einem gereizten Stier angegriffen und mit den Hörnern übel zugerichtet war. Damals wäre es um sein Leben geschehn gewesen, wenn nicht Santi Pellegro hinzugekommen wäre, der den Bruder mit schier übermenschlicher Anstrengung dem wütenden Thier entrissen und sich ihm entgegengeworfen hatte, bis Andre hinzukamen, die dem ungleichen Kampf ein Ende machten. Von jenem Tage an war Camillo, der schwächlich und unansehnlich geblieben war, dem großen, starken Bruder, der immer an Vaters Statt für ihn gesorgt hatte, in hündischer Treue ergeben. Er hätte sich jederzeit ohne Murren für ihn totschlagen lassen, wahrscheinlich hätte er sogar dabei gelächelt. Es gab keinen Heiligen, den Camillo inniger verehrt hätte, als seinen Bruder Santi, der für ihn der Abgott seines Lebens geworden war in der ruhigen, selbstsicheren Kraft und Kühnheit seines Wesens. Benedetta hatte ihm oft gesagt, daß sie auf kein Weib in Forino eifersüchtig zu sein brauche, wohl aber auf ihn, und daß er Santi durch seine Vergötterung eitel mache; aber sie waren trotzdem gute Freunde.

„Camillo!“ rief Benedetta durch die grauen Rauchwolken, den Arm über die Augen deckend.

Der Bursche lief zu ihr. „Wo ist Santi?“ schrie er mit aufgeregter, heiserer Stimme, „wo ist Santi?“

„Still! Er schläft noch!“ sagte Benedetta verweisend.

„Heilige Jungfrau! Und ihr wißt also noch nichts?“

„Wir? Was sollen wir denn wissen?“

„Tito Bonera ist tot“.

Die Holzkelle, mit der Benedetta in dem großen Messingkessel gerührt hatte, entglitt ihren Fingern und fiel klapperud auf den Estrich nieder. „Gott sei uns gnädig!“ Sie war ganz blaß geworden und mußte sich gegen den Thürpfosten lehnen, neben dem Camillo stand, um nicht umzusinken.

„Sie haben ihn eben gefunden“, fuhr Camillo fort, „heute Nacht ist er erschossen worden“.

Benedetta ließ nur ein schwaches Stöhnen hören, wie wenn es ihr eng um die Brust würde. Da setzte er leiser, aber in dem gleichen heißen, erregten Ton hinzu: „Und die Leute sagen, den hätte kein Anderer erschossen, als Santi Pellegro“.

„Daß die heilige Jungfrau ihnen die Zunge verdorren lasse!“ stieß Benedetta zornig heraus und ihre braunen Augen, die in einem schmalen, feinen Gesicht standen, funkelten in leidenschaftlicher Wut. „Weshalb sollte Santi wohl Tito Bonera nach dem Leben trachten?“

„Sie sagen: um Deinetwillen, Benedetta.“

Digitized by Google

„Was soll das heißen: um meinetwillen?“

„Das wirst Du wohl verstehn, ohne daß ich Dir's erkläre. Weil er Dir nachstellte, sagen die Leute“.

„Hab' ich Santi je Grund zur Eifersucht gegeben?“ fragte sie stolz und ablehnend.

„Was weiß ich?“ Camillo zuckte die Achseln. Sein sonst fahles, knochiges Gesicht war heiß gerötet, die strähnigen Haare klebten ihm an den Schläfen, alle seine Muskeln schienen zu zittern. Er sah mit seiner hagern, kleinen, unansehnlichen Gestalt aus, wie wenn ein Sturmwind ihn hin und her schüttelte. „Wenn Santi ihn erschossen hat“, sagte er plötzlich, die dürre Faust in die Luft reckend, „so hat er seine Gründe gehabt, und wenn er seine Gründe hatte, hat er recht gethan. Ich thät's auch.“

„Santi hat keinen Grund gehabt, Tito Bonera zu töten“, erwiderte Benedetta mit Entschiedenheit. „Um meinetwillen hat er keinen Grund gehabt“. Sie machte sich wiederum am Herde zu thun, als wollte sie andeuten, daß der ganze Vorfall für sie nunmehr abgethan sei und sie nicht weiter kümmere. Aber die Hand zitterte ihr und trotz der Nähe des Feuers lief ihr ein Frostschauer über den Rücken herab.

Camillo war wie angewurzelt neben der Schwelle stehen geblieben. Er fuhr sich mit den Fingern durch die Haare und atmete schwer. „Schläft Santi wirklich noch immer?“ fragte er nach einer Weile. „Ja“, erwiderte Benedetta. „Er ist erst in der Frühe zurückgekommen, glaub' ich. Die ganze Nacht war er fort, — der Wildkatze wegen. Sie hat all' die letzten Nächte gebelfert und es sollte ein Ende gemacht werden. Gestern Abend sagte er mir's.“

Während sie es sprach, kam es ihr erst zum Bewußtsein, daß Santi diese Nacht mit seiner Büchse fortgewesen war und daß man in dieser Nacht Tito Bonera erschossen hatte. Wieder rüttelte ein Schauer an ihr. Auch Camillo war leicht zusammengezuckt. „Hat Santi die Wildkatze erlegt?“ fragte er, während er ganz das Nämliche dachte, wie das Weib.

Benedetta verneinte. Eine Weile schwiegen sie Beide, dann sagte Camillo: „Ich möchte es ihm zuerst sagen. Ich weiß, er wird in blinde Wut geraten, wenn er die Anschuldigung erfährt und doch nicht der Thäter war. Lange wird man's ihm nicht mehr vorenthalten.“

Da wurde die Thür der Schlafkammer aufgerissen und auf der Schwelle stand Santi. Er hatte die Jacke noch nicht wieder angezogen, das Haar wirrte sich ihm ungeordnet um die Schläfen. Sein Wollenhemd hatte er bis über die Ellenbogen hinaufgestreift; es sah aus, als ob er seine muskulösen Arme zeigen wollte und als warne er Jeden, es mit ihm aufzunehmen. Mit seinen flammenden Blicken überflog er die Beiden. „Was giebt's, Camillo?“ fragte er herrisch. Seine Stimme hatte einen heiseren Klang angenommen.

„Sie haben Tito Bonera tot unter den Pinien bei Tre Capi gefunden und sie sagen, Du hättest ihn erschossen.“

„Wer sagt das?“

Camillo wunderte sich, wie ruhig Santi es fragte. Keine Miene in seinem Antlitz hatte sich verändert, und es war ein spöttisch-überlegener Ton in seinen Worten. Die beiden Arme gegen die Hüften gestemmt, stand er da und schien seine mächtige, breitschultrige Gestalt noch höher, noch gebietender aufzurecken. „Sie sagen es alle“, erwiderte Camillo. „Lippo Franchi hat ihn gefunden, als er nach Corte hinüberwollte, und hat Lärm geschlagen. Die alte Tiburzia ist gleich mit den Männern aus der Nachbarschaft und allen Knechten hinauf, die ganze Gevatterschaft hat sich dazu gefunden. Er ist schon ganz kalt und starr gewesen, die Kugel ist ihm gerade durch's Herz gegangen. Sie sagen, er wäre spät Nachts aus der Osteria bei tre Capi fortgegangen und hätte viel getrunken gehabt. Und kein Andrer könnt' ihn erschossen haben, als Du, denn er hätte keinen Feind, als Dich.“

Santi machte eine verächtliche Bewegung. „Ich war Tito Boneras Feind nicht. Das lügt man. Sonst, glaub' ich, ist es nicht schade um ihn.“

Es klang völlig gleichmütig, wie er es sagte. Benedetta und Camillo wechselten einen raschen Blick. Unwillkürlich hatten sich ihre Augen begegnet im Erstaunen über die kaltblütige Ruhe, mit der Santi die üble Nachricht aufnahm, daß man ihn des Mordes bezichtigte, und die seiner wilden, heiß und jäh aufwallenden Natur nicht zu entsprechen schien. Er wußte sich freilich immer zu zähmen, wenn es darauf ankam; aber ihnen Beiden wäre es in dieser Stunde lieber gewesen, wenn er den Verdacht, der auf ihm ruhte, mit empörtem Ungestüm von sich gewiesen und gegen seine Ankläger furchtbare Drohungen ausgestoßen

Digitized by Google

hätte. Es verlangte sie förmlich danach. Camillo schwebte eine Frage auf der Zunge, aber er hatte plötzlich den Mut verloren, sie auszusprechen. Santi machte eine halbe Bewegung, in die Kammer zurückzutreten, und sagte: „Mach' das Essen fertig, Detta. Mich hungert." Danach ging er.

Wieder sahen die beiden Zurückgebliebenen sich an. Es lag eine verhängnisvolle Frage in ihren Augen, für die sie keine Worte hatten, und wie ertappte Sünder blickten sie rasch wieder in eine andre Richtung. Drinnen in der Kammer, deren Thür Santi hinter sich zugezogen hatte, hörte man eine Weile klirrendes Geräusch und schwere Fußtritte. Schweigend trug Benedetta inzwischen das Frühmahl auf. Marco und zwei andre Knechte, sowie eine Dirne, die alle auf dem Anwesen Santi Pellegros bedienstet waren, fanden sich ein. Sie hatten sämtlich bereits draußen gehört, was in dieser Nacht geschehen war und wessen man den Padrone verdächtigte; ein dumpfes gedrücktes Schweigen herrschte unter ihnen. Als Santi Pellegro unter sie trat, jetzt vollends angezogen, das mächtige Einschlagmesser vorn im Gurt, breit, stattlich und selbstbewußt, wie immer, fühlten sich alle wie erleichtert. Dieser Mann sah nicht aus, wie ein Mörder, er sah aber auch nicht aus, wie Einer, der die That ableugnen würde, die er begangen hatte. Er erwiderte ihren Morgengruß mit ruhiger Freundlichkeit und hielt nur während des kurzen Gebets, das Marco sprach, seine Augen am Boden, dann schlug er sie voll und groß wieder auf. Sie setzten sich alle um den Tisch und aßen.

Während des Essens pflegte man nicht zu sprechen, auch heute geschah es nicht. Nur manchmal war's, als wenn einer oder der andre nach draußen hinaushorche, als ob sich von dort jeden Augenblick etwas erwarten lasse, dem man mit Unruhe, sogar mit Schrecken entgegensah. Dazwischen klapperten Teller und Löffel ganz wie sonst, keiner aß heute weniger, als er gewohnt war. Marcos unruhige Augen, die alles sahen und alles beobachteten, wanderten rastlos an den Gesichtern derer entlang, die um den Tisch saßen, manchmal schwebte ein listiges Lächeln um seine Lippen.

Und nun kam, was man erharrt hatte. Ein dumpfes Murmeln ließ sich von draußen vernehmen, das mehr und mehr anschwoll, das allmählich zu einem Weinen, Klagen und Beten zu werden schien, wie wenn eine Prozession oder ein Leichenzug herannahte. Der eine von den Knechten am Tische hatte zuerst seinen Teller zurückgeschoben und fragende, scheue Blicke um sich geworfen. Die andern folgten seinem Beispiel; nur Santi Pellegro selber und Marco, der nichts gehört haben mochte, aßen unbekümmert weiter, der übrigen hatte sich eine drängende Unruhe bemächtigt. Und nun kam das seltsame, unheimliche Getöse immer näher und näher. Man unterschied das Plärren von Litaneien, das Weinen und Kreischen von Frauenstimmen, die gemurmelten Flüche und Verwünschungen der Männer, aus denen es sich zusammensetzte. „Jesus Maria," schrie die Magd plötzlich auf, „sie bringen ihn."

Sie hatte ihren Stuhl zurückgestoßen, war aufgesprungen und wollte davon. Aber Santi Pellegro rief herrisch: „Du bleibst! Alle bleiben!" und zitternd kauerte sie sich wieder zurück. Noch einen Augenblick hatten sie Zeit, sich zu sammeln. Santi leerte seinen Teller bis zum Grunde, ohne daß der Löffel in seinen Fingern geklirrt hätte. Dann war der Zug da.

Er hielt gerade vor Santi Pellegros Hause. Man sah durch die offenstehende Thür die aufgeregten, wilden, wutverzerrten Gesichter der ersten Ankömmlinge, grauenvoll klang das Heulen und Wehklagen der Weiber, die einander zu überschreien suchten, um ihren Schmerz und Groll zum Ausdruck zu bringen. Und dann trugen vier Männer auf einer aus Pinienästen zusammengehämmerten Bahre einen Leichnam durch die Thür herein auf den Hausflur und setzten ihn dort nieder, gerade vor den Tisch, an dem Santi Pellegro und die Seinigen saßen. Dabei sprachen sie kein Wort, aber ihre Blicke redeten eine wilde, drohende Sprache, die jeder verstehen mußte. Der Leichnam des Mannes, der auf der Bahre lag, war unbedeckt, die verglasten und gebrochenen Augen nicht geschlossen, es sah aus, als suchten sie nach dem Mörder. Die schönen Züge des bartlosen Gesichts erschienen nicht friedlich, sondern wie verzerrt von Haß und Wut, sie redeten deutlich davon, daß der Tote wider seinen Willen aus dem Leben geschieden war. Hinter der Bahre her drängte allerlei Volk bunt durcheinander sich ins Haus, alle voller Neugierde, die mit Grauen und Entrüstung vermischt war, vornehmlich Weiber und Kinder, manche mit Säuglingen auf den Armen, die meisten in zerlumpten Kleidern, barfüßig, mit schwarzen, verfilzten Haaren, die um die braunen, wilden Gesichter zoddelten. Und

Digitized by Google

alle diese brennenden, dunklen, zornigen, entsetzten Augen richteten sich auf Santi Pellegro, der auf seinem Stuhl am Tische sitzen geblieben war, unbeweglich, die beiden Arme aufgestemmt, als kümmere ihn das alles nicht, oder er sähe es gar nicht. Sekundenlang war eine tiefe Stille eingetreten, man konnte das Atemholen all dieser Menschen hören. Dann wich der Haufe, der den Eingang verstellt hielt, plötzlich auseinander, eine Gasse bildete sich und durch sie schritt ein Weib bis an die Bahre vor, zu deren Seiten die Männer, die sie gebracht, stehen geblieben waren. Sie war hochgewachsen, aber ihre hagere Gestalt vom Alter vorn übergebeugt und ihre knochigen, verrunzelten Hände klammerten sich um einen derben Stock, an dem sie sich fortbewegte. Weißgraues Haar hing ihr in wirren Strähnen um die eingesunkenen Schläfen, und in dem gelben, faltigen, welken Gesicht brannten nur ihre Augen noch von heißem Leben. Unter den weißen Brauen hervor, die ihr wie Büschel herabhingen, flammten sie, gleich schwarzem Feuer, gegen Santi Pellegro an. Und dann hob in dem allgemeinen, grauenhaften Schweigen ihr zahnloser Mund plötzlich zu sprechen an. Es war freilich kein Sprechen zu nennen. Was über ihre zuckenden Lippen kam, waren wilde Verwünschungen und harte Flüche, es waren furchtbare Drohungen und Worte schreckensvoller Prophezeiung. Und immer wieder hoben die knochigen Fäuste der Greisin sich dabei auf und ihre Gestalt reckte sich empor, wie wenn die Kraft der Jugend unter dem Eindruck des Gräßlichen, das sie erlebt, neu in sie zurückströme. Und immer, wenn ihre Stimme in ein Kreischen überschlug und keine Worte mehr fand, fiel ein Chor von Weibern und Männern mit schaurigem Geheul und Gewimmer ein und zwanzig, dreißig Arme zugleich wurden drohend gegen Santi Pellegro in der Luft geschüttelt. Es war ein fürchterlicher Auftritt, der einem Unbeteiligten das Blut hätte in den Adern gerinnen lassen können. Benedetta hatte ihr Gesicht schaudernd in den Händen verborgen, die andern saßen mit totenbleichen Gesichtern und scheuen Blicken um den Tisch, nur Santi Pellegro blieb völlig ungerührt; keine Muskel zuckte in seinem Gesicht, seine Augen hielten kalt und ruhig die Blicke aller dieser Menschen aus, die voll Wut und Empörung an ihm hafteten, alle diese Drohungen und Verwünschungen glitten an ihm ab, wie Pfeile von einem Schuppenpanzer, der unverwundbar macht.

„Du hast ihn ermordet!“ schrie die Greisin und heulend fiel der Chor ein: „Du hast ihn ermordet!“ „Und soll deshalb Dein Blut wiederum fließen“, fuhr sie kreischend fort, „und Dein Leib den Vögeln zum Fraß vorgeworfen werden und die verruchte Mörderhand soll man Dir abhauen und soll sie an die Thür des Hauses nageln, wo Du gewohnt hast. Wir alle wollen nicht eher rasten, als bis mein Sohn Tito gerächt ist in Deinem Blute, und schwören Dir bei unserem heiligen Schutzpatron Rache — Rache — Rache —“. Und während die Greisin fast an der Bahre zusammenbrach und von den aufheulenden Weibern aufgefangen und gestützt wurde, wiederholten die Gesippen des Toten mit drohend erhobenen Fäusten den Racheschwur.

Dann wurde es wieder still, nur ein paar Weiber weinten und hie und da winselte ein Kind in dem Haufen der Gaffer. Die Männer nahmen die Bahre wieder auf und schickten sich an, sie schweigend hinauszutragen, wie sie schweigend sie gebracht hatten. Da erhob sich plötzlich Santi Pellegro von seinem Sitze. Und in die Stille hinein scholl seine machtvolle Stimme: „Halt! Hört nun auch mich an!“

Die Träger blieben bei dem gebieterischen Klang dieser Worte, die Bahre in Händen, stehn, die alte Liburzia Bonera richtete sich aus den Armen derer auf, die sie hielten, und stierte verständnislos zu dem Manne hinüber, den sie eben dem Fluch des Himmels und der Menschen preisgegeben, eine erwartungsvolle Stille brütete über dem ganzen Haufen des gaffenden Volks. Und Santi rief: „Ich hab' euch gewähren lassen nach dem Brauch. Aber ich bin nicht der Mörder Tito Boneras und keine Blutschuld ruht auf mir. Welche Beweise habt ihr? Müßt' ich sie fürchten, so würd' ich nicht warten, bis die Karabinieri kämen und mich griffen, sondern in die Berge gehn. Das wißt ihr und jeder von euch thäte es. Ich aber bleibe und fühle mich sicher. Tito Bonera war mein Feind nicht und ich wüßte nicht, weshalb ich ihm nach dem Leben getrachtet haben sollte. Geht und sucht seinen Mörder anderswo! Ich bin unschuldig an dieser That!“ Seine Worte rollten mächtig durch den gewölbten Vorflur und über die Köpfe der Menge hin. Dann wurde es wiederum ganz still. Die Männer warfen sich fragende Blicke zu, viele wandten sich achselzuckend, in schweigender Verlegenheit, zur Seite. Murmelnd verlief sich allmälich das Volk.

Digitized by Google

Die Träger der Bahre blickten auf die Greisin, die wie erstarrt stehen geblieben war, das Ohr immer noch horchend nach Santi Pellegro gerichtet, als ob der Klang seiner Worte darin nachdröhne. Als sie ihnen kein Zeichen gab und kein Laut über ihre Lippen kam, trugen sie die Bahre schweigsam hinaus.

Nun war Fiburzia Bonera noch allein zurückgeblieben. Es war, wie wenn sie einiger Zeit bedurfte, um das zu begreifen, was sie vernommen hatte, oder als müsse sie es bedachtsam erwägen, ehe sie Antwort darauf gab. In ihre starren Augen kam erst allmälich Leben zurück. Dann beugte sie den gekrümmten Oberkörper, die beiden Hände fest über ihrem Stock zusammengekrampft, weit gegen Santi Pellegro vor, ihre Blicke funkelten ihn an und ein ingrimmiges Lächeln verzerrte ihre welken Lippen. „Du willst Beweise?“ rief sie heiser. „Ich sehe in Dein Herz, Santi Pellegro, und da sind sie, ich sehe sie ganz deutlich. Und wenn kein Mensch sonst sie findet oder an sie glaubt, ich sehe sie doch. Und wenn sie Dich alle freisprechen und keiner Blutrache an Dir üben will, ich sehe in Dein Herz, Santi Pellegro und ich weiß, daß Du schuldig bist. Du hast meinen Sohn Tito gemordet!“

Die letzten Worte kamen nur noch wie ein Zischen aus ihrem Munde. Dann wandte sie sich und schritt grußlos hinaus. „Die Alte ist nun über den Tod ihres Sohnes vollends toll geworden“, sagte Santi Pellegro hinter ihr her. Von den Anderen sprach keiner ein Wort, sie wagten sich alle noch kaum zu rühren, kaum sich anzublicken. Da setzte Santi hinzu: „Wir wollen an die Arbeit gehen, es ist spät geworden“!

Es klang ganz ruhig und löste den Bann, der Alle gefangen gehalten hatte. Das Unwetter war vorübergezogen, man atmete wieder auf. Alle traten an Santi Pellegro heran und drückten seine Hand; es geschah wie auf eine stumme Verabredung hin und er ließ es sich gefallen. Am längsten hielt Camillo die Hand des Bruders in der seinen und sein Auge hing mit beinahe schwärmerischen Aufglanz an dessen Antlitz. Dann gingen alle hinaus. Nur Benedetta war zurückgeblieben. Ein sonderbar scheuer Blick aus ihren Augen war über Santi hingestreift und wieder rann ihr ein Frostschauer über den Leib, als er sich nun ihr zuwandte und sie wie fragend ansah. Sich zusammenkauernd murmelte sie: „Es war furchtbar, Santi.“

Er zuckte die Achseln. „Die Alte hat längst den Verstand verloren. Und sie haßt mich.“

„Weshalb haßt sie Dich?“

„Sie wollte, daß ich Assunta Dotti heiraten sollte, ihres Bruders Tochter. Ich habe sie nicht gewollt. Und Dich wollte sie für ihren Sohn Tito. Als ich Dich zu meinem Weibe machte, schwor sie mir Rache.“

„Die Leute sagen, Assunta Dotti liebe Dich noch immer“, warf Benedetta ein. Santi machte nur eine wegwerfende Bewegung. „Seit sie Witwe ist, ist sie schlecht geworden, sagen die Leute“, fügte Benedetta hinzu.

„Was kümmert mich Assunta Dotti?“ Santi Pellegro sagte es in verächtlichem Ton. „Ich will in die Weinberge hinauf“, fuhr er dann fort und reckte seine Gestalt, als habe ihm das Stillsitzen schon zu lange gewährt.

„Du sollteſt hierbleiben“, fiel sie ein und schmiegte sich plötzlich an ihn, wie verängstigt, beide Arme um seine Schulter schlingend.

„Warum?“

„Ich fürchte mich, Santi.“

„Ich glaube, Du bist toll geworden, Detta.“ Seine Stimme hatte jetzt einen rauhen Klang.

„Wenn sie wiederkämen! Sie könnten kommen, Dich zu suchen.“

Er machte sich von ihr frei. „Wer Santi Pellegro sucht, der soll ihn jederzeit finden können.“

„Und wenn sie Dir auflauern?“

Er lächelte geringschätzig. „Ich fürchte mich nicht.“ Er hing sich seine Büchse um die Schultern, wie er nach sizilianischem Brauch gewöhnt war, auch wenn er auf Arbeit ausging. „Leb' wohl, Detta.“

„Santi!“ Sie lief ihm bis an die Thür nach, durch die er sich mit seinen raschen, festen Schritten entfernen wollte, griff nach seiner Hand und hielt ihn daran. Sie wollte etwas sprechen, die Frage lag auf ihren Lippen, aber sie bezwang sich. „Leb' wohl!“

Sie ließ ihn los und er ging. Sie sah ihm eine Weile nach, wie er durch den Citronengarten auf dem schmalen gepflasterten Steige bergan schritt und nun drohen in den Rebenterrassen verschwand. Kein Zaudern war in seinem Gange. Aufrecht und furchtlos, wie immer, schritt er dahin, mit klarem Blick und mit herrischen Bewegungen. Von dem, was geschehen war, mußte wohl nichts mehr in ihm nachzittern, es war wie weggelöscht. Benedetta aber fühlte ein Zittern durch ihre

Digitized by Google

Glieder rieseln, das sie schwach und hinfällig machte, als habe das Fieber sie gepackt. Sie schleppte sich zu ihrem Lager zurück und sank dort ächzend nieder. Immer wieder stand ihr das gräßliche Bild von vorhin vor Augen, und die heisere Stimme der Greisin kreischte ihr all' die fürchterlichen Worte in die Ohren, die sie vernommen hatte. Ihr Haar sträubte sich dabei und der kalte Schweiß stand ihr auf der Stirn, während ihr Blut ruhelos durch die Adern jagte. So lag sie, unfähig, sich aufzuraffen, unfähig, sich zu rühren, wie von Entsetzen gelähmt, Stunde um Stunde. Nur manchmal brach ein dumpfes Stöhnen über ihre Lippen. „Wenn er es doch gethan hätte!"

Der Tag rückte vor. Um Mittag würden die Männer heimkommen und Benedetta mußte das Essen für sie bereit halten. Santi hielt auf strenge Ordnung, er hätte jede Versäumniß unnachsichtig gerügt und er war furchtbar in seinem Zorn. Wo es die Ehre seines Hauses und die Befolgung seiner Befehle galt, kannte er keine Schonung und keine Schranken. Zum Glück hörte Benedetta, die sich eben mühselig emporraffen wollte, die Magd in's Haus treten. Sie rief sie herein und trug ihr auf, für die Mahlzeit zu sorgen, sie selber fühle sich krank, wahrscheinlich habe sie das Fieber. Als die Dirne gegangen war, sank sie wieder in die Kissen zurück. Seitdem sie das Herdfeuer prasseln hörte und die Dirne in der Nähe wußte, wurde Benedetta ruhiger. Plötzlich aber hörte sie das Mädchen aufkreischen. Im nächsten Augenblick stand es schreckensbleich in der offenen Kammerthür. „Jesus Maria, die Karabinieri!"

Benedetta sprang vom Lager herab. Sie gab keinen Laut von sich, ihre Gesichtszüge waren ganz starr geworden, sie fühlte ihr Herz nicht mehr schlagen. Dabei hatte sie aber die instinktmäßige Empfindung, es sei der Gattin Santi Pellegros unwürdig, jetzt in Klagen und Jammern auszubrechen, sie müsse die Ehre seines Hauses wahren, wie er selber es gethan hätte, wenn er hier wäre, und sich seiner wert erweisen. Mit solcher Überzeugung trat sie in den Vorsaal hinaus, als die Gewehrkolben der Gensdarmen schon auf den Estrich niederdröhnten und barsche Stimmen nach dem Hausherrn riefen.

„Was wollt Ihr?" Benedetta Pellegro fragte es mit so gefaßtem Ton, daß sie über sich selber erstaunte.

Die Karabinieri hatten beim Erscheinen des blassen, schönen Weibes unwillkürlich die Finger zu militärischem Gruße an ihre Dreimaster gelegt und der Eine von ihnen, ein hübscher, blondbärtiger, stattlicher Mann sagte höflich: „Wir suchen Santi Pellegro."

„Ich bin sein Weib. Was wollt Ihr von ihm?"

„Wir haben den Befehl, ihn mit uns zu nehmen. Wo ist er?"

„Er ist nicht im Hause."

„Dann müssen wir ihn draußen suchen." Der Gensdarm wollte gehen.

„Ich will ihn rufen lassen", sagte Benedetta ruhig, „er arbeitet droben im Weinberg. Aber erst sagt mir, weshalb Ihr ihn mit Euch nehmen wollt."

„Ich sagte es Euch ja schon: wir haben den Befehl dazu."

„Man muß doch wissen, weshalb das befohlen worden ist."

„Das kümmert uns zwar nichts, aber ich kann es Euch ja sagen. Wahrscheinlich wißt Ihr es doch lange selbst. Heute Nacht ist ein Mann bei den Tre Capi erschossen worden, und Santi Pellegro ist verdächtig, den Mord verübt zu haben."

„Wer hat ihn dessen verdächtigt?"

Der Karabiniere stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf: „Frau, Ihr fragt viel. Was weiß ich? Alle Welt sagt's. Der Brigadier hat die Meldung erhalten und hat uns geschickt. Und nun laßt ihn rufen, oder wir gehen selber."

Benedetta hatte der Magd schon ein Zeichen gegeben, und das Mädchen war davon gestürzt. Wenn Santi fliehen wollte, hatte er jetzt noch Zeit dazu. Die Männer schienen kein Arg zu haben, und daß sie ihn einfangen würden, wenn er einmal sein Heil in der Flucht suchen wollte, war ausgeschlossen. Aber Santi würde nicht fliehn, wenn er unschuldig war, und Benedetta betete im Stillen, daß er nicht fliehen möge. Währenddessen sagte sie laut: „Santi Pellegro ist an diesem Morde unschuldig."

„Wir könnt Ihr das wissen?" fragte der Gensdarm spöttisch.

„Er hat es Allen gesagt, die ihn anklagten, und Santi Pellegro lügt nicht. Sie haben ihm auch Alle geglaubt, bis auf die alte Tiburzia Bonera, die ihre gesunden Sinne nicht mehr hat."

Der Gensdarm zuckte die Achseln. „Man

Digitized by Google

wird ja sehn. Mit Worten ist da nichts auszurichten."

Benedetta wollte noch etwas sagen, aber in diesem Augenblick gewahrte sie durch die offene Hausthür, an der sie standen, Santi die schmale Salita zwischen den Citronenbäumen herabkommen. Er ging um nichts rascher, als er sonst pflegte; Camillo folgte ihm mit verstörtem, totenblassem Gesicht, in seinen eigenen Zügen aber war nichts von Schreck oder auch nur von Erregung zu spüren. Stolz und finster stand er vor den Männern. „Ihr sucht mich? Hier bin ich."

„Wir haben den Befehl, Euch nach Mandano zu bringen, Santi Pellegro," sagte der Karabiniere, der vorher mit Benedetta geredet hatte. „Wollt Ihr gutwillig mit uns gehn? Sonst müssen wir Euch fesseln".

Zum ersten Mal zuckte etwas in dem ehernen Gesicht des selbstsicheren Mannes, aber es war nicht feiges Erschrecken, sondern heißer Zorn. „Daß Ihr es wagtet!" rief er blitzenden Auges. Und mit überlegenem Spott fügte er hinzu: „Meint Ihr, wenn ich fliehen wollte, ich wäre jetzt auf Euren Ruf gehorsam hierher gekommen? Ihr solltet droben in den Felsbergen zu suchen haben, bis Ihr mich fändet! Und wenn ich schuldig wäre, würd' ich geflohen sein. Ich aber habe Eure Gerechtigkeit nicht zu fürchten, ich bin unschuldig. Und nun: gehen wir!"

Die Karabinieri tauschten schweigende Blicke; das Auftreten dieses Mannes, das so ganz von der Art Andrer abwich, die sie hatten einfangen und ausliefern müssen, übte auch auf sie seinen mächtigen Eindruck. „Wenn Ihr vorher in Eurem Hause noch etwas zu ordnen habt, Santi Pellegro", sagte der blondbärtige Gensdarm, „wir können warten".

Aber Santi verneinte stolz. Wie er da ging und stand wollte er vor seine Richter treten und sein Haus blieb in guten Händen. „Verlaß Dich in allen Stücken auf Marco", sagte er zu Benedetta gewandt, die wie dumpf und stier vor sich hinbrütete und nur mühsam sich aufrecht erhielt, „und Du, Camillo, sorge für mein Weib! Ich werde bald wieder hier sein".

Er reichte Beiden die Hand, wie wenn er auf eine kurze Geschäftsreise oder zu einem Jagdausflug ginge, ruhig, ohne die geringste Erschütterung zu zeigen. Benedettas Hand lag eiskalt, wie die einer Toten, in der seinigen, sie brachte kein Wort über die Lippen. Als er sich aber wandte, um den Männern voranzugehn, stieß sie plötzlich einen gellenden Schrei aus, wollte sich ihm nachwerfen und stürzte in der nächsten Sekunde besinnungslos auf den Fliesen des Estrichs zusammen. Der blonde Karabiniere wollte sich niederbücken, um sie aufzurichten, aber Santi Pellegro stieß ihn fast brutal zurück. Er hob sein Weib, wie ein Kind, in seinen Armen empor und trug sie in ihre Kammer, wo er sie auf ihrem Lager bettete. Camillo war ihm schreckensbleich gefolgt. „Dir vertrau' ich sie an", sagte Santi, ihm die Hand schwer auf die Schulter legend, und jetzt war plötzlich doch ein Beben in seiner Stimme, „steh ihr bei!"

„Santi", murmelte Camillo, die glühenden Blicke auf des Bruders finstres Gesicht gerichtet, „Santi, bei allen Heiligen, schwöre mir's zu, daß Du es nicht thatest!"

Santi überflog ihn mit einem erstaunten, zornigen Blick. „Was ist? Was soll das? Du zweifelst, nachdem ich mein Wort gab? Schäme Dich! Geh'!"

„Nein, nein, nein", brach es über Camillos Lippen, „ich zweifle ja nicht. Nur daß ich Gewißheit habe, Gewißheit, wie die von Gottes Wort. Und dann will ich nicht eher ruhen, als bist Du frei bist und Deine Unschuld am Tage liegt. Und wenn ich Dich mit Gewalt befreien müßte, dann thät' ich's, dann gäb' es nichts mehr, was mich schrecken könnte".

Ein seltsames, halb gerührtes, halb verächtliches Lächeln umspielte Santi Pellegros Mund. „Knabe", sagte er fast mitleidigen Tons, fügte dann aber mit veränderter Stimme hinzu: „Ich leiste Dir den Schwur, den Du forderst. Und nun sorge für Detta! Leb' wohl!"

Er drehte sich kurz um und schritt, ohne Camillos Gruß oder Erwiderung abzuwarten, aus der Kammer und aus dem Hause. Die Karabinieri folgten ihm nur mit Mühe, so mächtig schritt er aus. Die Leute, die vor den Häusern standen, als sie die schmalen Gassen des Bergstädtchens durchwandelten, murmelten Drohworte, ballten die Fäuste und riefen Schimpfreden hinter den Gensdarmen her. Wenn Santi Pellegro schuldig gewesen wäre, hätte die Blutrache der Sippen des Erschlagenen ihn nicht verschont; nun aber glaubte man seinem Worte, daß er schuldlos sei. Hätte man schon im ersteren Falle die Einmischung von Seiten des Gerichts als einen unberechtigten Eingriff in altgeheiligten

Digitized by Google

Volksbrauch verſchmäht und zurückgewieſen, jetzt loderte überall heiße und wilde Empörung auf, da man einen Unſchuldigen richten wollte, der zudem der angeſehenſten und vornehmſten Männer von Forino Einer war. Es hätte nicht viel Mühe gekoſtet, die Leute zu einem Aufruhr zu ſtacheln, ſo daß ſie die Karabinieri niedergeſchlagen und den Verhafteten im Triumph auf ihren Armen nach ſeinem Hauſe getragen hätten. Aber Santi Pellegro ſtand der Sinn nicht danach. Er blickte nicht ein einziges Mal auf, während er durch die Gaſſen ſchritt, und nur, als aus einem der letzten Häuſer ein Stein geworfen wurde, der einen der Gensdarmen an der Schulter ſtreifte und dieſer mit einem Fluch nach ſeinem Karabiner griff, wandte ſich Santi Pellegro mit einem zornigen Blick um. Dann verfolgten ſie draußen zwiſchen Rebenbergen und Sumachfeldern den thalab führenden Saumpfad nach Blandano.

* * *

(Fortſetzung folgt.)

Zwei Sonette aus dem Spaniſchen.

„Fin de siècle."

Von **Manuel del Palacio.**

So lähmend nicht, ſo tödlich nicht durchbeben
Kann mich der ekle Peſthauch einer Pfütze —
Umſonſt, daß ich vor ihrem Gift mich ſchütze! —
Als dieſe Lüfte, die mich hier umſchweben.

Die Tugend krank, das Laſter frech, voll Leben,
Toll die Vernunft, bar jeder Lehr' und Stütze,
Und ein Geſchlecht, ganz ohne Saft und Grütze,
Dem Niedern und Gemeinen nur ergeben!

Wohl thront der Genius — wie über ſchmächtig
Geſträuch empor der Palme Wipfel ragen —
Auf lichter Höh' noch ſtolz und ſiegespräftig.

Doch, ob wir kämpfen oder ſtumpf verzagen:
Wir fühlen's, daß wir, keines Aufſchwungs mächtig,
Nur Siechtum noch im Geiſt und Herzen tragen.

An einen Neider.

Von **José Echegaray.**

Nicht hofft' ich auf ſo dornenvollem Pfade
Die ſteile Höh' des Ruhmes zu erreichen;
Denn müden Pilger macht' ich mich vergleichen,
Der kraftberaubt ſchon hinſinkt am Geſtade.

Doch ſeit ich hinterrücks dich meine Wade
Mit giftgeſchwoll'nem Zahne ſeh' umſchleichen,
Iſt dein Gekläff mir nur ein ſich'res Zeichen,
Daß mich zum Ziele führt des Himmels Gnade.

Dank ſchuld' ich deinem niedrigen Betragen,
Kruſel'ger Wicht, das mich ſo froh beſcheidet:
Du brauchſt an deinem Glück nicht zu verzagen.

Denn, wiſſ' es wohl: wie der nur Qualen leidet,
Der ſchnöden Neides ſich nicht kann entſchlagen,
War glücklich nie, wer niemals ward beneidet.

Überſetzt von **Otto Braun.**

Stille Liebe.

Wirſt dich nie an meiner Sehnſucht weiden.
Meine Liebe werd' ich nie bekennen:
Doch verklärt ſie Freuden mir und Leiden.

Und nur größer fühl' ich ſie entbrennen,
Nun die Stunde naht da wir uns trennen,
Wie die Sonne größer ſcheint im Scheiden.

Rudolf Knuffert.

Sonnenlicht.

Du wunderſames Sonnenlicht,
Du leuchteſt mir in's Angeſicht
Nach all der langen und bangen Zeit
Von tiefer Qual und tiefem Leid:
Du hüllſt mich wieder in deinen Schimmer,
In all dein gleißendes Goldgeflimmer!

So wieder bin ich der junge Held,
Bereit, zu kämpfen mit aller Welt,
Den Drachen zu töten mit reinem Schwert,
Der mir zu Wundern den Eingang wehrt:
Der Schlimme hütet die goldne Krone,
Die einſt dem Sieger die Mühſal lohne.

Du wunderſames Sonnenlicht,
O leuchte mir, o weiche nicht!
Sei du mir treugeſonnen und hold,
So werf' ich den Feind, ſo raff' ich das Gold;
Doch wenn die Wolken dich wieder bezwingen,
Dann ſplittert mein Schwert, dann endet mein Ringen!

Bruno Balmer.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Tartüff.

Lustspiel in fünf Akten von Molière. In deutschen Versen von Ludwig Fulda.

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

Damis. Dorine.

Damis.

Der Blitz soll auf mich niederschlagen,
Ein Schurke will ich sein vor Jedermann,
Wenn alle Macht der Welt mich zwingen kann,
Dies Treiben länger zu ertragen.

Dorine.

Nur nicht so aus dem Häuschen, bitte!
Ihr Vater sprach vorerst nur von dem Plan:
Gesagt ist lang noch nicht gethan,
Und von dem Wunsch zum Ziel sind tausend Schritte.

Damis.

Doch diesem Schuft von geistlichem Berater,
Dem Schleicher sag' ich was in's Ohr.

Dorine.

Nur Ruhe! Gegen ihn und Ihren Vater
Rückt besser Ihre Muttter vor.
Ihr Einfluß auf Tartüff ist nicht geringe;
Was sie befiehlt, er thut's gewissenhaft;
Ich wette' daß er sich in sie vergafft.
Gott geb's! Dann sitzt er in der Schlinge,
Sie nimmt ihn einfach in's Gebet,
Erforscht aus seinem eignen Munde,
Wie er sich stellt zu diesem Ehebunde,
Und macht ihm klar, was zu befürchten steht,
Falls er auf diesen Vorsatz nicht verzichtet. —
Sobald er seine Andacht hat verrichtet,
Sagt mir sein Diener, kommt er hier herein.
Drum gehen Sie, die Beiden nicht zu stören.

Damis.

Ich wünsche dies Gespräch zu hören.

Dorine.

Kein Dritter darf . . .

Damis.

Ich werde ruhig sein.

Dorine.

Sie ruhig? Sie? Wir kennen Ihre Schwäche!
Ihr Ungestüm wär' grade gut dafür.

Damis.

Wenn ich mich doch zu mäßigen verspreche!

Dorine.

Er kommt! Sie Unglücksmensch — durch diese Thür!
(Sie drängt ihn nach dem Kabinet.)

Zweiter Auftritt.

Tartüff. Dorine.

Tartüff

(spricht, sobald er Dorine bemerkt, zu seinem Diener in die Scene zurück.)
Lorenz, das Bußkleid und den Strick schließ ein!
Gott schütze deine Seele vor Bedrängnis!
Wer nach mir fragt — ich gehe zum Gefängnis
Und bring' den Armsten ein paar Pfennigkein.

Dorine (beiseite.)

Windbeutel Du! Wer glaubt Dir dies Gebimmel?

Tartüff.

Was wünschen Sie?

Dorine.

Ich wollte . . .

Tartüff (zieht ein Taschentuch hervor).

O! mein Himmel!
Ich bitte, nehmen Sie zunächst dies Tuch!

Dorine.

Wozu!

Tartüff.

Um Ihren Busen zu bedecken!
Auf solchem Anblick lastet Gottes Fluch;
Das könnte sündige Gedanken wecken.

Dorine.

Sie scheinen für Versuchung sehr empfänglich,
Sehr leicht erregt von Fleisch und Blut;
Merkwürdig rasch geraten Sie in Glut.
Ich meinestells bin dafür unzugänglich.
Ich würde von Versuchung nicht gepackt,
Und säh' ich Sie auch splitterfasernackt.

Tartüff.

Ich bitte Sie, mehr Anstand zu bewahren;
Sonst geh' ich auf der Stelle fort.

Dorine.

Das will ich Ihnen gern ersparen:
Ich gehe selber schon; nur noch ein Wort.

Digitized by Google

Madame läßt fragen, ob sie hoffen kann,
Daß Sie ihr eben jetzt ein Stündchen schenken.

Tartüff.

Ei, ei, sehr gerne!

Dorine (beiseite).

Darauf beißt er an.
Das konnt' ich mir schon denken.

Tartüff.

Und kommt sie bald?

Dorine.

Da hör' ich sie gerade!
Ja wohl, sie ist's. Ich ziehe mich zurück. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Elmire. Tartüff.

Tartüff.

Mög' Ihnen durch des Himmels reiche Gnade
Gesundheit stets erblüh'n und Seelenglück;
Dies wird in sein Gebet alltäglich flechten
Der Niedrigste von Gottes Knechten.

Elmire.

Ich bin für Ihren frommen Wunsch verbunden.
Doch wär' es nicht bequemer, Platz zu nehmen?

Tartüff (setzt sich).

Ihr Unwohlsein ist hoffentlich verschwunden?

Elmire (setzt sich).

Durchaus, das Fieber ließ sich rasch bezähmen.

Tartüff.

Zwar ist es schwerlich mein Verdienst gewesen,
Wenn Sie des Himmels Huld so schnell befreit;
Doch habe ich zu Gott die ganze Zeit
Inbrünstiglich gefleht, daß Sie genesen.

Elmire.

Ihr Eifer nahm die Sache viel zu schwer.

Tartüff.

Man kann Ihr Wohl niemals zu eifrig lieben;
Thät's Not, ich gäb' dafür das meine her.

Elmire.

Das heißt die Christlichkeit sehr weit getrieben;
Ich fühle mich als Ihre Schuldnerin.

Tartüff.

Mein dürftiges Bemühn darf niemals wagen . . .

Elmire.

Ich muß Sie etwas im Vertrauen fragen;
Drum gut, daß ich allein mit Ihnen bin.

Tartüff.

O, mich entzückt das Wort aus Ihrem Munde:
Allein mit Ihnen, ungestört!
Wie bat ich Gott um eine solche Stunde!
Doch hat er mich bis heute nicht erhört.

Elmire.

Bei dieser Unterredung säh' ich gern,
Daß Sie ganz offen sind und nichts verschweigen.
(Damis öffnet unbemerkt die Thür des Kabinets, um das Gespräch zu belauschen.)

Tartüff.

Ich preise meines Glückes Stern,
Der mir erlaubt, mein Innerstes zu zeigen.
Und wenn ich zürnend gegen Artigkeiten
Der lästigen Besucher schalt und focht,
Bei Gott, nicht Haß hat mich dazu vermocht;
Nur ein Gedanke konnte mich verleiten
Und ein Gefühl . . .

Elmire.

Ich will es nicht verdammen,
Wenn's meinem Seelenheile widerfuhr.

Tartüff (ergreift ihre Hand und drückt sie).

O, sicherlich! Und meiner Inbrunst Flammen . . .

Elmire.

Au! Sie thun weh . . .

Tartüff.

Aus Übereifer nur.
Ich Ihnen weh thun! Vielmehr möcht' ich hoffen,
Daß ich . . . (Er legt die Hand auf Elmirens Knie.)

Elmire.

Was hat da Ihre Hand zu thun?

Tartüff.

Ich bin ein Freund von weichen Kleiderstoffen.

Elmire.

Und ich bin kitzlig; lassen Sie das nun!
(Elmire rückt mit ihrem Stuhl fort; Tartüff rückt ihr nach.)

Tartüff (befühlt Elmirens Halstuch).

Mein Gott, wie ist das hübsch gestickt;
Man ist jetzt wirklich weit in diesem Fache;
Nie hab' ich etwas Ähnliches erblickt.

Elmire.

Ja, ja; doch kommen wir zur Sache!
Es heißt, mein Mann, der schon sein Wort verpfändet,
Will Sie zum Schwiegersohn. Was ist daran?

Tartüff.

Er sagt's; doch wenn ich offen reden kann,
Dies ist das Glück nicht, das mich blendet.
Ganz anderswo erblick' ich Seligkeiten
Und suche sie mit sehnsuchtsvoller Pein.
(Er will ihr die Hand küssen, die sie ihm entzieht.)

Elmire.

Durch Erdenlust sind Sie nicht zu verleiten.

Tartüff.

Es wohnt in meiner Brust kein Herz von Stein.

Elmire.

Ich weiß, Sie sind im Himmel nur zu Haus,
Und nichts von dieser Welt kann Sie bewegen.

Digitized by Google

Tartüff.

Die Liebe, die wir für den Himmel hegen,
Sie löscht die Glut der irdischen nicht aus.
Und sollen unsre Sinne nicht entflammen
Für Gottes höchstes Meisterstück?
Strahlt es nicht seine Göttlichkeit zurück?
Strömt nicht sein hellster Glanz darauf zusammen?
Er gab der Frauenschönheit den Beruf,
Den Blick zu rühren und das Herz zu wärmen;
Für sein vollendetes Geschöpf zu schwärmen
Heißt ihn anbeten, der es schuf:
So lieb' ich Sie, sein schönstes Ebenbild,
So lieb' ich Sie, bereit für Sie zu sterben! —
Erst fürchtet' ich, der Teufel sei gewillt,
Durch diese Leidenschaft mich zu verderben;
Ich war entschlossen, Sie zu fliehn
Aus Angst vor der Versuchung, die mir drohte.
Doch dies Gefühl das mir so sündig schien,
Hält Leidenschaft mit Sittsamkeit gepaart
Und lästert keine heiligen Gebote;
Drum hab' ich länger nicht mein Herz bewahrt.
Wohl ist es tollkühn, Ihnen zu vertrau'n,
Wie heiß dies Herz für Sie erglühte;
Wohl darf ich auf mein schwaches Flehn nicht bau'n,
Doch bau' ich nun so mehr auf Ihre Güte.
Sie sind mein Heil, mein Hort, mein Traum, mein Wachen,
Sind meine Seeligkeit und meine Qual;
Bei Ihnen, nur bei Ihnen steht die Wahl,
Ob Sie mich glücklich oder elend machen.

Elmire.

Das ist ja eine artige Erklärung,
Die mich doch ziemlich in Erstaunen setzt.
Ich meine doch, daß grade Sie zuletzt
Berechtigt sind zu dieser Art Verehrung,
Sie, der als Frommer überall bekannt . . .

Tartüff.

Ein Frommer bin ich, doch ein Mensch daneben,
Und wer sich Ihrer Schönheit hingegeben,
Der ist gefesselt ohne Widerstand.
Mit Staunen hören Sie mich also sprechen:
Ja, glaubten Sie, daß ich ein Engel sei?
Statt über mich den Stab zu brechen,
Verklagen Sie sich selbst der Zauberei!
Seit mich Ihr überird'scher Glanz umflossen,
Beherrschen Sie mein Herz als Königin;
Seit diese Himmelsanmut mir erschlossen,
Schmolz alle meine Festigkeit dahin.
Ich rang in Thränen, Fasten und Gebeten
Vergeblich gegen Ihrer Reize Macht:
Was tausend Blicke, tausend Seufzer flehten,
Ich hab' es nur in Worte noch gebracht.
Ach, wär' Ihr gütiges Erbarmen
Nicht gegen Ihres Knechtes Notschrei taub,
Und wollten Sie in mitleidvollen Armen
Mich Niedrigsten emporziehn aus dem Staub,
O glauben Sie mir, süßes Weib, ich wäre
Von grenzenloser Treue bis zum Tod;
Verbürgen wollt ich mich, daß Ihrer Ehre
Niemals Verrat, niemals Entdeckung droht.
Weltliche Männer, die den Frau'n gefallen,
Berühmen laut sich der Verführungskunst;
Sie lassen ihre Siege wiederhallen
Und brüsten sich mit der genoss'nen Gunst;
Durch prahlerische Redefluten
Entweihn sie keuscher Opferung Altar.
Bei Leuten unsres Schlags droht nie Gefahr;
Die nähren schweigend die geheimen Gluten.
Besorgt um ihren Ruf in tiefster Brust
Entziehn wir der Geliebten jedes Bangen;
Von uns und nur von uns läßt sich erlangen
Lautlose Lieb' und angstbefreite Lust.

Elmire.

Ich hörte ruhig Ihren Redeschwung;
Er ließ an Deutlichkeit nicht viel vermissen.
Wie aber, ließ ich zur Erwiderung
Ihr zart Geständnis meinem Gatten wissen? (Steht auf.)
Die Kunde dieser Liebesglut
Vermöchte wohl die Freundschaft abzuschwächen.

Tartüff.

O, dazu sind Sie viel zu gut,
Um meine Kühnheit so zu rächen.
Ich weiß, wenn dies Gefühl Sie auch beleidigt,
Daß Sie nicht unbarmherzig sind,
Und daß Ihr eigner Spiegel mich verteidigt;
Denn ich bin nur ein Mensch und bin nicht blind.
(Steht auf.)

Elmire.

Nun, Andre würden anders sich betragen;
Ich aber hab' im Leben nie geschwätzt
Und werde meinem Mann nichts wiedersagen;
Jedoch als Gegendienst verlang' ich jetzt,
Daß Sie Mariannens Heirat mit Valer
Mit offner Stirne Beifall zollen,
Daß sie verzichten und sich niemals mehr
An eines Andern Gut vergreifen wollen,
Und . . .

Vierter Auftritt.

Vorige. Damis.

Damis (tritt aus dem Kabinet hervor).

Nein! Ich werd's der Welt berichten!
In diesem Winkel hört ich jedes Wort;
Durch Gottes Fügung war ich dort,
Um dieses Heuchlers Pläne zu vernichten,
Um mir den Weg der Rache zu erhellen
Und einen Schurken, der uns frech verhöhnt
Und Ihnen gar von Liebe stöhnt,
Dem Vater in das rechte Licht zu stellen.

Digitized by Google

Elmire.

Nein, Damis, nein, er wird schon in sich gehn
Und meiner Langmut nicht den Dank versagen.
Was ich versprach, das soll geschehn;
Ich will's vermeiden, Lärm zu schlagen.
Dummheiten sind's, die eine Frau verlacht;
Doch stört sie nicht damit des Mannes Frieden.

Damis.

Sie haben es nach Ihrer Art gemacht,
Ich habe nach der meinigen entschieden.
Ihm zu vergeben wäre Spott und Hohn!
Sein Gleißner-Hochmut hat zu lange schon
Dem Zorn getrotzt, den ich mit Recht empfand,
Zu lange sich im Haus als Herr geberdet,
Den Vater dreist geführt am Gängelband,
Mir und Valer das Lebensglück gefährdet.
Das er entlarvt wird, ist die höchste Zeit.
Der Himmel selbst scheint uns zu unterstützen
Und bietet freundlich die Gelegenheit;
Sie ist zu günstig um sie nicht zu nützen:
Die Huld verdient ich wahrlich schlecht,
Wollt' ich sie müßig aus den Händen lassen.

Elmire.

Damis! . . .

Damis.

Ich bin in meinem guten Recht!
Noch weiß ich mich vor Freude nicht zu fassen,
Daß ich mich endlich, endlich rächen kann!
Vergebens suchen Sie mich zu bewegen;
Kein Aufschub mehr, kein Überlegen!
Da kommt der Vater; nun wohlan!

Fünfter Auftritt

Vorige. Orgon.

Damis.

Mein Vater, da Sie selber hier erschienen,
Vernehmen Sie das neuste, was es giebt:
Wie man gehäufte Wohlthat zu verdienen
Und Ihre Güte zu belohnen liebt.
Der Herr, der so von frommem Eifer brannte,
Sie zu beschimpfen hegt er jetzt Begier:
Ich hörte, wie er Ihrer Gattin hier
Verbrecherische Leidenschaft bekannte.
In ihrer Sanftmut macht sie mir's zur Pflicht,
Geheimzuhalten sein Verschulden;
Doch würd' ich schweigend solche Freiheit dulden,
Dann schlüg' ich Ihrer Ehre in's Gesicht.

Elmire.

Mir scheint, daß man mit Reden dieser Art
Nicht seines Mannes Ohr beleidigt
Und daß die Ehre sich am besten wahrt,
So lange sie sich selbst verteidigt.
So sagt mir mein Gefühl, und Damis sprach,
Weil meine Wünsche ihm nichts galten. (zu.)

Sechster Auftritt.

Orgon. Damis. Tartüff.

Orgon.

O Himmel! Soll man's denn für möglich halten!

Tartüff.

Ja, ja, mein Bruder, ich bin schlimm genug,
Ein Missethäter voller Schuld und Schmach,
Der größte Schelm, den je die Erde trug.
Mein Leben ist verbrecherisch und schändlich,
Mit allen Freveln, allem Schimpf befleckt,
Und ich erkenne, daß der Himmel endlich
Die Strafe solchen Thuns an mir vollstreckt.
Mag man der größten Schandthat mich verklagen,
Mich zu verteid'gen heg' ich nicht den Mut:
Sie dürfen's glauben, dürfen mich voll Wut
Wie einen Schurken aus dem Hause jagen;
Und stieße mir die größte Schande zu,
Sie reicht nicht, meine Frevel auszumerzen.

Orgon (zu seinem Sohn).

Verräter, mit Verleumdung wolltest Du
Die Reinheit seiner Tugend schwärzen!

Damis.

Wie, was? Sie fallen in die plumpe Grube,
Die dieser Heuchler . . .

Orgon.

Schweig, verwünschter Bube!

Tartüff.

Nein, lassen Sie ihn reden immerhin!
Sie thäten besser, Glauben ihm zu schenken.
Warum nach solcher That an Milde denken?
Denn, ahnen Sie, wozu ich fähig bin?
Ja, Bruder, wenn mein Äußeres allein
Sie gläubig und vertrauend mir gesellte,
So ließen Sie sich täuschen von dem Schein;
Denn ich bin leider nicht, wofür ich gelte:
Wenn mich die Welt als braven Mann verehrt,
In Wahrheit bin ich keinen Heller wert.
(Wendet sich zu Damis.)
Nur zu, mein Sohn, behandeln Sie mich munter
Als Lumpen, Gauner, Mörder, Dieb,
Und wenn ein schlimm'res Scheltwort übrig blieb,
Ich hab's verdient und schluck' es still hinunter.
Ja, schmähen Sie drauf los. Zu ihren Füßen
Will ich die Sünden meines Lebens büßen.
(Er kniet.)

Orgon (zu Tartüff).

Zu viel, mein Bruder! (zu seinem Sohn.)
Bleibst Du unbeweglich,
Verräter?

Damis.

Wie? Verführt Sie dies Geschwatz . . .

Orgon.

Schweig, Lümmel! (Hebt Tartüff auf.)
Bruder, das ist nicht Ihr Platz!

Digitized by Google

(Zu seinem Sohn.)
Schamloser!

Damis.
Wenn er doch . . .

Orgon.
Schweig!

Damis.
Unerträglich!

Orgon.
Nur noch ein Wort, dann brech' ich Dir die Knochen!

Tartüff.
Um Gott, mein Bruder, nicht so eifervoll!
Ich will mich jeder Marter unterjochen,
Bevor man ihm ein Härchen krümmen soll.

Orgon (zu seinem Sohn).
Du Unmensch!

Tartüff.
Gnade! Auf den Knieen will
Ich für ihn flehn . . . !

Orgon.
(wirft sich gleichfalls auf die Kniee und umarmt Tartüff.)
O, wie Sie mich beschämen!
(Zu seinem Sohn.)
Schurk, dank' ihm!

Damis.
Aber . . .

Orgon.
Ruhe!

Damis.
Wenn doch . . .

Orgon (noch kniend).
Still!
Ich weiß, warum Du strebst ihn zu verfehmen.
Ihr haßt ihn all'; ich sehe gegen ihn
Frau, Kinder, Dienerschaft verbunden;
Kein Mittel habt Ihr zu gemein gefunden,
Um einen edeln Freund mir zu entziehn.
Je mehr Ihr gegen diese Freundschaft sprecht,
Um so beredter bitt' ich ihn zu bleiben,
Und meine Tochter geb' ich ihm erst recht!
Ich will Euch den Familienstolz vertreiben. (Steht auf.)

Damis.
Nach solch erzwungner Ehe steht Ihr Sinn?

Orgon.
Sie kriegt ihn noch heut Abend, Euch zum Possen!
Denn zu beweisen bin ich fest entschlossen,
Daß ich der Herr vom Hause bin.
Schnell, Spitzbub', wiederruf, was du gesagt;
Fußfällig fleh' ihn an, Dir zu vergeben.

Damis.
Ich? Diesem Schwindler, der es wagt . . .

Orgon.
Was! Neue Schmähung, neues Widerstreben?
Wo ist mein Stock? (Zu Tartüff, der unbeweglich dasteht.)
Nein, hindern Sie mich nicht!
(Zu seinem Sohn.)
Fort! Augenblicklich fort aus meinem Hause,
Und komme mir nie wieder vor's Gesicht!

Damis.
Nun gut, ich gehe; aber . . .

Orgon.
Marsch, hinaus!
Mißratener, du sollst enterbt verkommen,
Und meinen Fluch nimm auf die Reise mit.
(Damis ab.)

Siebenter Auftritt.

Orgon. Tartüff.

Orgon.
So zu verleumden einen wahren Frommen!

Tartüff.
Vergieb ihm, Gott, was ich durch ihn erlitt!
(zu Orgon.)
Ach, wüßten Sie, wie namenlos es schmerzt,
Das man bei meinem Bruder mich verschwärzt . . . !

Orgon.
O Jammer!

Tartüff.
Solchen Undank zu erwerben,
Ich kann's nicht denken, tragen kann ich's nicht . . .
Mich packt ein Schauder; meine Stimme bricht . . .
Mein Herz zerspringt . . . ich werde daran sterben.

Orgon
(bricht in Thränen aus und läuft zur Thür, aus der er seinen Sohn gejagt hat.)
Schurk, mir thut leid, daß ich mit eigenen Händen
Nicht lieber auf dem Fleck Dich umgebracht.
(Richtet Tartüff, der umsinken will, auf und schleppt ihn auf den Stuhl rechts.)
Fassung, mein Bruder, nicht mehr daran gedacht!

Tartüff.
Nein, nein, wir wollen all den Hader enden.
Ich bin in diesem Haus der Störenfried;
Zum Scheiden fühl' ich mich deshalb gezwungen.

Orgon.
Sie scherzen wohl?

Tartüff.
Man haßt mich hier, entzieht
Mir Ihr Vertrauen durch Verdächtigungen . . .

Orgon.
Was thut's? Bleibt nicht mein Herz dafür verriegelt?

Tartüff.
Man wird nicht ruhen, bis das Ziel erreicht,
Und hat man heut' Sie noch nicht aufgewiegelt,
Nun, dann gelingts ein andermal vielleicht.

Digitized by Google

Orgon.
Niemals, mein Bruder, niemals!

Tartüff.
Allzugerne
Leiht man der eignen Frau ein willig Ohr.

Orgon.
Nein, nein!

Tartüff.
Indem ich mich von hier entferne,
Mein Bruder, komm' ich jedem Streit zuvor.

Orgon.
Sie bleiben hier! Mein Leben hängt daran.

Tartüff.
Das heißt fürwahr ein schweres Opfer bringen;
Doch wenn sie drauf bestehn . . .

Orgon.
O!

Tartüff.
Nun, wohlan!
Doch eins thut not vor allen Dingen:
Empfindlich ist die Ehre, leicht verfehrt;
Die Pflicht befiehlt, der Lästrung vorzubeugen;
Drum meid' ich Ihre Frau, um Sie zu überzeugen . . .

Orgon.
Nun will ich grad', daß Ihr recht viel verkehrt.
Die Welt zu ärgern ist mein Hochgenuß.
Den ganzen Tag sollt Ihr beisammen sein;
Ja, nicht genug: der Rotte zum Verdruß
Erwähl' ich Sie zum Erben, Sie allein.
Ich eile, rechtsverbindlich heute schon
Die Schenkung des Vermögens aufzusetzen.
Ein solcher Freund, ein solcher Schwiegersohn
Ist mehr als Eltern, Kind und Frau zu schätzen.
Ich hoffe doch, Sie haben nichts dagegen?

Tartüff.
Was auch der Himmel schickt, ich folge blind.

Orgon.
Der Ärmste! — [Zum Notare jetzt geschwind;
Die Neider sollen platzen meinetwegen.]

(Der vierte und fünfte Akt folgen.)

Die Berufung Rafaels.

Der zehnte Leo saß auf Petri Thron
Des „prächt'gen" Medici gelehrter Sohn.
Ihn freuten mehr als Kult und Heil'genschrein
Der Vatikana lange Bücherreih'n,
Und oft vergaß er bei Vergils Gesang
Der Haushapelle frommen Orgelklang.
In später Stunde saß er einst noch wach,
Da trat Sankt Peter leise ins Gemach.
Den goldnen Schlüssel trug er in der Hand,
Bis auf die Knöchel wallte das Gewand.
Und er begann: „Es dreut der Kutichrift,
Weil selbst der Papst jetzt seine Pflicht vergißt!
Mir ward zu Ehren einst ein Dom geweiht
Doch stockt das Werk schon eine lange Zeit.
Drum sorge endlich, daß der stolze Bau
Die Kuppel tauche in das ew'ge Blau!"
Darauf der Papst: „Wer wagte noch, o sprich!
Mit frohem Mut an solche Arbeit sich?
Nie wird vollendet wohl das Werk erblickt,
Wenn nicht der Himmel Rafael uns schickt,
Der Engel höchsten, der mit starker Hand
Die Zirkel schlägt und kühn die Bogen spannt!"
Der Heil'ge sprach: „Die Hülfe soll euch nah'n!"
Und leise schwand er aus dem Vatikan.
Des and'ren Tags, beim ersten Sonnenstrahl,
Betritt ein Jüngling sich'ren Schritts den Saal:
Schön wie der Lenz! Er grüßt und neigt sich leicht
Und spricht zum Papst, dem er ein Schreiben reicht:
„Bramante, der den Dombau überwacht,
Schickt diesen Brief, er starb um Mitternacht."
Der Papst erbricht das Pergamentes Band
Und liest die Züge einer müden Hand:
„Ich fühle, Herr, daß mir mein Ende nah,
Heil mir, daß ich den größten Künstler sah!
Ich send' ihn Euch, daß er zu Eurem Ruhm,
Vollende bald Sankt Peters Heiligtum!"
Der Papst erstaunt, er blickt ihn lange an.
„Wer seid Ihr, Jüngling?" also spricht er dann.
Und eine Stimme, wie ein Glöcklein hell
Verkündet ihm: „Ich heiße Rafael!"

Julius K. Haarhaus.

Waldidyll.

Voll Haß und Unrast lief ich in den Wald:
Mein Herz war heiß: die Welt war tot und kalt.
„Du, Bächlein, bist so wild und kraus wie ich!
Komm, schäumender Gesell, und lehre mich —
Du gleitest singend über Blau' und Moos —
Was ist im großen Wellenspiel dein Los?"
Und sprühend, perlend klang es aus dem Schaum,
Ein Lied, die Welle sang es wie im Traum:
„Im Schoß der Berge kurze Stunden träumen.
Ein froher Sprung von steilem Hange her —
An starren Felsenklippen sich zerschäumen,
Und seinem Selbst entsagen fern im Meer." —

Noch lange horcht ich. Klang's vom Himmel her?
„Und seinem Selbst entsagen fern im Meer."

Otto Ernst.

Digitized by Google

Der Schmetterling.

Novelle von **Marie von Olfers.**

(Schluß)

Catarina ſtand am Ufer; im Geiſt ſah ſie ihr Kleines mit dem lichten Heiligenſchein ſeines goldigen Haars Trepp' auf Trepp' ab ſpringen. Martin hatte jetzt ſeinen Schmetterling. Jetzt brauchte ſie wirklich Niemand mehr.

Der Sommer war ſchon weit hinein, da hielt es Taute Lenette nicht länger aus; ſie konnte Catarinens langſames Hinſiechen nicht mehr mit anſehn.

Tapfer wie ſie war, fuhr ſie ſofort hinüber und drang bis zu Martins Zimmer vor.

„Ich hab' mit Ihnen zu reden" begann ſie.

„Ich wüßte nicht", erwiderte er, „was wir noch zu teilen hätten".

„Ich meine doch, Sie haben Mutter und Kind getrennt; die gehören zuſammen".

„Catarina ſchickt Sie?" fragte er.

„Gott behüte! Das Lamm weiß von Nichts!"

„Dann habe ich Ihnen nichts zu ſagen als: Catarina hätte ja das Kind, ſo oft ſie wollte, haben können, ſie hat es nie verlangt, ſich nie darum bekümmert."

„Ihnen zu Liebe, Herr Martin."

„Das iſt wohl auch ſolch' eine Idee von Ihnen!"

„Von mir gewiß nicht", erwiderte ſie barſch, „ich begreif' es nicht. Genug, ſie ſtirbt. Wollen Sie ihr nicht noch auf ein paar Wochen ihr Kind gönnen? Sie müſſen es aber ſchicken, verlangen wird ſie es nie."

„So? Und das haben Sie ſich alles ausgedacht?"

„Thun Sie was Sie wollen, ich habe meine Pflicht gethan."

Damit ging ſie hinaus.

Er wollte ſich wieder an ſeine Arbeit ſetzen, aber er bekam es nicht fertig. Unruhig wanderte er durch die Lindengänge. Wieder ſollte ihm ſeine Freude, ſein Glück genommen werden, für Wochen! er wußte wohl, dann war es für immer. Das Kind mußte Catarina mehr lieben als ihn, er verſtand es ſo gut! An ſchwere Krankheit glaubte er nicht, davon würde ihn Godvin unterrichtet haben. Sie war ja in ihrer Heimatsluft, was konnte ihr da fehlen?! Fehlen konnte ihr das Kind, dieſer Sonnenſchein, der über allen Sonnenſchein des Himmels ging. Er wußte, Salome hatte es ihr gezeigt in all ſeiner Geſundheit und Lieblichkeit — da lag der Fehler. Catarina hatte recht, es nicht ſehn zu wollen, wenn ſie es nicht ganz haben ſollte. Er wollte ſie ſelbſt ſehn, wollte ſelbſt wiſſen, wie es ſtand. Ohne daß ſie es wußte, wollte er ſie ſehn.

Salome hatte ihm geſagt, ſie brächten Catarina alle ſonnigen Tage hinaus in den Wald, weil ſie dort die gute Luft athmen ſollte. Die Büſche waren dicht genug, um ſie aus dieſem Verſteck zu ſehn. Sie liebte dort allein zu ſein.

Als er der Stelle zuging, dachte er, wie er ſie zuerſt dort geſehn, im vollen Glanz ihrer Kinderluſt. Wie hatte alles ſo kommen können, liebte er ſie denn nicht, heißer, beſſer, als damals. Er wohl, aber ſie?

Catarina war da. Als die Zweige kniſterten wandte ſie den Blick zu ihm hin. Sie lag grad wie damals im hohen Gras.

Die Schmetterlinge huſchten um ſie her.

Er erſchrack bei ihrem Anblick, Lenette hatte noch lang nicht genug geſagt.

Erſt wollte er auf ſie zuſtürzen, beſann ſich aber eines Andern, kehrte um, fuhr hinüber und holte ſein Kind.

Digitized by Google

Salome gab es mit vielem Bedenken, aber die Kleine klammerte sich um den Hals des Vaters, jauchzte und frähte beim Anblick der Wellen und wollte mit.

Auch der Wald gefiel ihr, sie schwatzte und jubelte in ihrem Kauderwälsch und wurde erst still, als er sie mit den Worten: „Catarina ich bringe Dir Dein Kind für immer zurück", der Mutter in den Schoß legte.

Sie weinte und schluchzte. Da streckte die Kleine ihre Arme Hülfe suchend nach dem Vater aus.

„Siehst Du, sie will nicht," sagte Catarina, „es ist ja auch jetzt weit besser und lustiger bei Dir."

„Sie wird sich gewöhnen, an dem Kind wirst Du aufleben, wie ich daran aufgelebt."

„Und du, Martin?"

„Es war mein Glück, aber seit ich gesehen, wie Du es vermißt, wird es mir das nicht mehr sein. Mir ist nun einmal keine Freude bestimmt, ich werde wieder drüben stehn, herüber sehn, mich von Weitem an Euch freun, ich kann ja auch kommen. Kein Opfer ist mir zu groß, um Dich zu retten, Catarina, denn ich liebe Dich."

Da schrie sie auf. „Und ich Dich! Dich habe ich vermißt, Martin, ohne Dich kann ich mich über nichts mehr freun, nicht einmal über mein Kind. Nimm uns beide zurück!"

Er schloß sie fest in seine Arme.

Von allen Seiten kamen die Jungen herau, die im Wald gespielt, auch Tante Lenette erschien, um Catarina heim zu holen.

Der Wald erscholl von Jubelrufen und Martin brach selbst ein grünes Reis und gab es seinem Kind in die Hand.

XIII.

Manches Jahr ist seitdem vergangen, mancher der lustigen Vögel ausgeflogen. Sie probieren ihre Flügel in der Welt. Die Flügel des Schmetterlings sind nicht stark genug, um das Leid dieser Erde zu übersliegen, dazu braucht es andrer Fittiche.

Nun können sie sehn, ob der Frohsinn der Kinderjahre die Jugend überlebt. Jung, gesund und sorglos, ist es keine Kunst, vergnügt zu sein.

Zwischen Häuschen und Schloß ist ein reger Verkehr. Das Hauptband klein Cati, ein wildes Franenzimmerchen. Tante Lenette behält Recht: eigne Kinder verändern den Standpunkt der Eltern. Seinem Töchterchen erlaubt Martin Alles. Will die Mutter reden, sagt er: „Laß sie doch, sie soll es eben so gut haben, wie Du es hattest."

So springt klein Cati über Hecken und Zäune, hat den Kopf voll wilder Streiche. Die Jungen haben deshalb eine grenzenlose Verehrung für sie, unter ihrer Ägide kann man Alles wagen.

Tante Lenette allein ist nicht immer befriedigt.

„Das Kind ausgenommen", sagt sie, „führst Du doch ein trübes Leben, Catarina. Ich hätte meinem Schmetterling ein andres gewünscht."

„Du könntest ebenso gut sagen, ausgenommen den Sonnenstrahl."

„Hast Du nicht genug, ihn zu verdunkeln? Die kranke Mutter, den lahmen Bob, den finstern Mann", erwiderte Tante Lenette.

„Für mich ist er nicht finster. Ich spür's nicht, mir ist dieser Himmel blau genug, dunkle Wolken lassen die Sonne desto heller leuchten. Dein Schmetterling findet Blüten und Honig, vergißt Du denn, daß Liebesdienste süß sind und mehr Herzensfreude darin ist als in irgend einer andern Lust?!"

Gewitterschwüle.

Auf den Feldern tiefe Schwüle,
Staub und glüh'nder Sonnenbrand.
Drohend von dem Bergespfühle
Steigt die schwarze Wolkenwand.

Durch des Waldes Schallenräume
Leise zitternd Wehen geht:
Himmelhohe Kiefenbäume
Flüstern bang ihr Sterbegebet.

Karl Gienenstein.

Frühlingszauber.

Wie ein Frühling bist du hingegangen
An dem Wintermorgen durch den Schnee.
Und dein Aug' in seinem dunklen Prangen
Grüßt' die Blumen, die im Winterschlaf
Ihre Köpfchen trauernd ließen hangen:
Aber als dein Zauberblick sie traf,
Haben sie zu blühen angefangen. —
An dem Wintermorgen durch den Schnee
Wie ein Frühling bist du hingegangen.

Hugo Heß.

Digitized by Google

Die Geſchichte des Erſtlingswerks.

Mein Erſtlingswerk: „Lothar.“

Von Adolf Friedrich Graf von Schack.

Es iſt an mich die Aufforderung ergangen, mich über das früheſte poetiſche Produkt, mit dem ich vor die Öffentlichkeit getreten, über die Umſtände, unter denen es entſtanden, und Anderes, was damit zuſammenhängt, auszuſprechen. Bei dem beſten Willen, dieſen Wunſch zu erfüllen, befinde ich mich jedoch in einiger Verlegenheit darüber, auf welche Art ich dies thun ſoll. Ich muß mich der Sünde anklagen, ſeit ſehr früher Jugend Verſe geſchrieben und mich in allen Gattungen der Dichtkunſt verſucht zu haben. Meine Eltern betrachteten dies als Thorheit und begingen den argen Mißgriff, mich, ſoweit es in ihrer Macht ſtand, daran zu hindern. Wenn ſie Schreibbücher fanden, in denen gebrochene, von meiner Hand geſchriebene Zeilen ſich ſelbſt als Verſe kund gaben, ſo mußte ich herbe Verweiſe über mich ergehen laſſen. Unaufhörlich wurde mir geſagt, ich ſolle mir doch nicht einbilden, ich vermöge ein Goethe oder Schiller zu werden; einen ſchlechten Poeten zum Sohn zu haben, könne ihnen aber unmöglich erwünſcht ſein. Ich glaube, daß, wenn manche anderen Eltern denſelben Weg eingeſchlagen haben, um eine ihnen unwillkommene Neigung ihrer Kinder, ſei es zu den Wiſſenſchaften, ſei es zur Malerei, Muſik oder Dichtkunſt zu unterdrücken, dies jedesmal nur da Erfolg gehabt hat, wo der Hang ein oberflächlicher war, daß aber ein tiefgewurzelter Trieb dadurch immer nur geſteigert worden iſt.

Bei mir wenigſtens war dies der Fall. Ich ſtand lange vor Tagesanbruch auf und ſchrieb, wenn alle Anderen noch ruhten, in einem abgelegenen Stübchen das nieder, womit mich Kaliope oder Melpomene inſpirierte. Die Themata konnten mir nicht grandios genug ſein. So verfaßte ich, höchſtens zwölf Jahre alt, ein Drama „Lucifer“, indem ich dieſen nicht etwa nach der bibliſchen Tradition als böſen Dämon auffaßte, ſondern ihm vielmehr in ſeiner Empörung gegen den Welttyrannen Recht gab und ſchließlich mit der Ausſöhnung Beider endigte, indem Gott ſich zu einer beſſeren Weltregierung bequemte. Von den lyriſchen Gedichten meiner Knaben- und Jugendzeit iſt außer kleinen Stückchen wenig aufbewahrt geblieben. Einige ſolche wurden unter falſchen Namen, welche anzugeben ich mich wohl hüten werde, ſchon in Chamiſſos Muſenalmanach aufgenommen und ich war damals nicht wenig ſtolz, mich dort in Geſellſchaft von Uhland und Platen zu finden. Ich glaube mich jedoch frei von der ſo gewöhnlichen Eitelkeitsſucht junger Poeten gehalten zu haben. Niemals las ich meine Verſe in Abendgeſellſchaften und glaube auch, daß die dort ſelbſtverſtändlich geſpendeten Lobeserhebungen mir nicht im mindeſten Freude gemacht haben würden. Den beſten Beweis für meine Gleichgültigkeit gegen den Beifall oder Tadel größerer Kreiſe legte ich wohl dadurch ab, daß ich mit etwa 21 Jahren, obgleich ich fortfuhr zu dichten, den Beſchluß faßte, zunächſt Alles in mein Pult zu verſchließen.

Viel weniger Bedenken trug ich, mich mit Arbeiten mehr wiſſenſchaftlicher Art in die Zahl der deutſchen Autoren einzureihen. Schon auf dem Gymnaſium zu Frankfurt hatte ich, begeiſtert durch das „Heldenbuch von Iran“ von Görres, den Verſuch gemacht, Perſiſch zu lernen.

Digitized by Google

Später erwarb ich mir unter trefflicher Anleitung in Bonn, Heidelberg und Berlin, während ich die mir obliegenden juristischen Studien sehr vernachlässigte, nicht nur in der genannten Sprache, die noch die leichteste unter den morgenländischen ist, sondern auch im Arabischen und Sanskrit soviel Kenntnisse, daß ich Schriften dieser Sprachen, wenn auch die schwierigeren nur mit Anstrengung, lesen konnte. Ich begann meine metrische Übersetzung der schönsten Heldensagen des Firdusi, von dem ich so begeistert war, daß ich glaubte, wenn es mir gelänge, dieselben würdig nachzudichten, würde ich mir dadurch dieselbe Unsterblichkeit erringen, die dem großen Perser gesichert ist. Meine Übertragung von ausgewählten indischen Sagen aus den Puranas und mein Buch über Kunst und Litteratur der Araber in Spanien und Sizilien fallen in spätere Zeit. Aber schon sehr früh hatte ich Vorarbeiten zu meiner „Geschichte des spanischen Theaters“ gemacht, und als ich nach überstandenem juristischen Examen und einjähriger Arbeit am Kammergericht in Berlin eine längere Urlaubsreise machte, deutete ich die spanischen Bibliotheken, sowie die Londoner und Pariser zu meinem Zwecke aus. Als aber letzteres Werk, das mich Jahre hindurch ausschließlich beschäftigt hatte, erschienen war, wendete ich mich mit erneutem Eifer der Poesie zu, konnte mich jedoch lange Zeit hindurch nicht entschließen, etwas davon aus der Hand zu geben. Erst im Jahre 1867 erschien die Sammlung meiner lyrischen Gedichte, an welche sich dann, als das Eis gebrochen war, fast jährlich andere, teils früher, teils später vollendete Produktionen anschlossen.

Noch aus der Jünglingszeit stammen namentlich die meisten der zahlreichen Lieder in den „Lotosblättern“. Diese waren in ein Heft geschrieben, welches ich lange für verloren hielt und erst mehrere Jahrzehnte später wiederfand, so daß nichts davon mehr in die erste Sammlung meiner Gedichte aufgenommen werden konnte. So ist es denn gekommen, daß einige Kritiker, welche die Lyrik seltsamer Weise auf das sangbare Lied beschränken, gesagt haben, ich sei kein Lyriker. Ich glaube, daß diese Behauptung faktisch vollständig widerlegt ist. Auf meinem Piano liegt ein großer Haufen meiner Lieder, die von den ausgezeichnetsten Komponisten in Musik gesetzt sind und vielfach in Konzerten und Soireen vorgetragen werden. Übrigens wiederhole ich, was ich schon an anderem Orte gesagt, daß ich das Lied für eine ganz untergeordnete Gattung der Lyrik halte; und wenn ich hiermit die Sangbarkeit meiner Lieder konstatiere, habe ich denselben noch keinen hohen Wert zugeschrieben.

Ich habe absichtlich in der Ausgabe meiner Werke die Zeit, in welcher dieselben entstanden sind, nicht angegeben. Nach meiner Meinung hat der Leser sich nur danach zu fragen, ob eine Dichtung gut sei, nicht wann sie entstanden. Greise an der äußersten Grenze des menschlichen Lebens und ebenso auch Jünglinge haben höchst Ausgezeichnetes geleistet. Auf die Jahre kommt es hierbei gar nicht an, und wenn ein Leser sich getrauen wollte in einer Sammlung von Gedichten, die keine Jahreszahl tragen, die älteren und jüngeren anzugeben, so würde der Verfasser sicher über den Versuch lachen und finden, daß oft ein Jugendprodukt dem Alter und umgekehrt zugeschrieben sei. Niemand könnte erraten, daß der grandiose „Hyperion“ von dem 23jährigen Keats oder einige der feurigsten Hymnen des Pindar von letzterem in seinem neunzigsten Jahre geschrieben seien. Doch Verzeihung, daß ich Namen, die ich immer nur in scheuer Ehrfurcht ausspreche, hier in Verbindung mit meinen Dichtungen nenne. Ich that es nur, weil ich den Gedanken so klarer machen zu können glaubte.

Unter dem ältesten poetischen Werke von mir, über das ich Nachricht geben soll, ist nun wohl das früheste von größerem Umfange gemeint, welches ich der Veröffentlichung für würdig gehalten habe. Es ist dies Lothar. Die Entstehungszeit desselben geht aus meinen „Lebens-Erinnerungen“ hervor, doch ich will dieselbe hier noch genauer, als dort geschehen, bezeichnen. Lothar wurde zum größten Teil, aber mit langen Unterbrechungen vom Herbst 1838 bis zum Sommer 1840 in Ägypten, Syrien und Spanien geschrieben. Ich hatte, wie ich dies auch später bei Reisen meist beobachtete, immer ein Schreibzeug bei mir und schrieb auf der Nilbarke wie bei den Ritten im Libanon und in der arabischen Wüste, sodann in Andalusien mit Bleistift nieder, was mir die Muse eingab. An eine solche mich inspirierende Muse glaube ich wirklich und bin der Meinung, daß derjenige, welcher nicht ihren Hauch empfindet, das Versemachen lieber aufgeben sollte. Ich habe Perioden gehabt, in denen ich ganz unglücklich war und sogar mit Selbst-

Digitized by Google

mordgedanken umging, weil ich glaubte, meine alte Freundin habe mich verlassen und weil mir das Leben ohne sie für nichts galt.

Lothar, der Held des Gedichtes, der seine eigenen Lebensschicksale erzählt, ist, wie das jeder Leser sogleich bemerkt, kein anderer als ich selbst. Aber deshalb ist das Ganze noch keineswegs eine poetische Selbstbiographie. Die griechische und spanische Revolution, in deren Kämpfe Lothar verwickelt wird, fanden statt, als ich noch ein ganz kleiner Knabe war. Aber die gewaltigen Ereignisse beider, die allabendlich nach Ankunft der Zeitungen in meinem elterlichen Hause das Gespräch bildeten, erregten mein lebhaftes Interesse und ließen mich oft keinen Schlaf finden oder wiederholten sich in meinen nächtlichen Träumen. Daß die Liebesgeschichte mit Dolores, der jungen Spanierin, welche sich selbst statt des durch Schlaftrunk bewußtlos gemachten Lothar erschießen läßt, bloß erfunden ist, brauche ich nicht zu sagen. — Die Abenteuer, welche mein Held weiter in Afrika besteht, wurden mir teilweise von einem französischen Geistlichen und Missionär erzählt, den ich auf einem Dampfschiffe des Mittelmeeres traf, als er sich von neuem ins Innere des dunklen Weltteiles begab. Derselbe redete mich auf dem Schiffe, bald nachdem ich es bestiegen, an und erzählte mit hinreißendem Feuer von dem, was er bei den wilden Kabylen und Beduinen teils selbst erlebt, teils aus dem Munde anderer gehört hatte. Er gab sich bald als einen fanatischen Katholiken kund und verstieg sich so weit, die spanische Inquisition als eine wohlthätige Einrichtung zu preisen. In diesem Punkte erlaubte ich mir ihm offen meine Meinung zu sagen, wobei ich sogar mit freigeistigen Ansichten nicht zurückhielt. Er hörte dies freundlicher Miene an und äußerte nur mit einem mitleidigen Lächeln, daß ich zu seinem großen Bedauern der Verdammnis nicht entgehen würde, wofern ich nicht auf den Pfad des Heils zurückkehrte. Als ich nach einigen Tagen das Schiff verließ, umarmte und küßte er jedoch den künftigen Höllenkandidaten auf zärtlichste. Ich nahm von ihm die Überzeugung mit hinweg, daß er keineswegs ein Heuchler war, sondern den festen Glauben hegte, nur durch die Annahme der Dogmen, die er für die allein seligmachenden hielt, könnte der Mensch des ewigen Heiles teilhaftig werden. Er glich darin dem Torquemada, der ein Mann von höchster Sittenstrenge war, eifrig fastete, sich kasteite und reichlich Almosen gab, aber ein gottgefälliges Werk zu verrichten glaubte, wenn er Ketzer, Juden und Muhamedaner massenweise auf den Scheiterhaufen brachte. Ob nun die Erzählungen meines Missionärs immer auf Thatsachen beruhten oder manches ihm von seiner Phantasie eingegeben war, wage ich nicht zu unterscheiden, würde ihm aber, auch wenn das letztere der Fall wäre, kaum einen Vorwurf daraus machen. Ich habe geistvolle und treffliche Männer gekannt, die die Geschichten, welche augenscheinlich nur aus ihrer Einbildungskraft hervorgegangen waren, als selbsterlebte erzählten und sich auch nach und nach überredeten, sie seien selbst Zeugen davon gewesen. Daß ich übrigens von dem Rechte des Dichters Gebrauch gemacht und das mir Erzählte manchmal geändert und Einzelnes von meiner eigenen Erfindung hinzugefügt habe, versteht sich von selbst. — Die furchtbare Begebenheit, welche Lothars Mitgefangener aus der Pariser Schreckenszeit erzählt, ist rein erfunden, wie die auf die Revolution Bezug habende Vision Karls IX. in den „Tag- und Nachtstücken" und die Erzählung von Lady Jane in „Medusa" (in „Aus zwei Welten"). — Die Erinnerungen an seine Jugendzeit, die Lothar erzählt, sind größtenteils meine eigenen. Der Pfarrer Eberhard ist nur die etwas idealisierte Gestalt eines Landgeistlichen nahe bei dem Gute Brüsewitz, auf dem ich meine Kindheit verlebte, und im Garten des letzteren steht das Tempelchen, zu dem ich schon manche Nacht des August emporgestiegen, bis ich endlich im September den ersehnten Aufgang des prachtvollsten der Sternbilder, des Orion, erblickte. Aus Erzählungen meines Vaters über die meiner Kinderzeit noch so nahe liegenden Befreiungskriege ist der zweite Gesang hervorgegangen. Zwei Brüder meines Vaters waren in preußischem Kriegsdienst, einer bei Danzig, der andere bei Chalons gefallen. Diesen Erinnerungen ist es wohl zu verdanken, daß ich auch in der Periode, als Napoleon I. selbst bei uns so viel vergöttert wurde, diesen Götzendienst nie mitmachte, auch ohne die vielen trefflichen Eigenschaften der Franzosen zu verkennen, doch immer von Herzen Deutschland zugethan blieb. Freilich war diese Liebe stets mit dem heißen Wunsche verbunden, daß die Zerrissenheit und die vielfach kläglichen Zustände unseres Vaterlandes besseren weichen möchten, und daß dies geschehen würde ist am Schlusse des Lothar wie im Kaiserboten (von welchen beiden Exemplare vorhanden sind, die, nur zu meinem eigenen Ge-

Digitized by Google

brauche als Manuskript, schon vor dem Jahre 1870 gedruckt wurden) prophetisch vorausverkündet. Ich habe den Schauplatz des Lothar, soweit derselbe in Deutschland vorgeht, nach der Rheinpfalz und dem Odenwald verlegt, weil ich ja keineswegs eine Autobiographie schreiben wollte. Aber dies ist nur für meine erste Kindheit unrichtig; den späteren Teil derselben verlebte ich in der Rheingegend; daher rühren die Schilderungen der auf Schloß Trifels verbrachten Nacht und der im Odenwalde in der Nähe des Siegfriedbrunnens beginnenden Liebesepisode. Wie bei meinen übrigen Dichtungen manche Figuren nach wirklichen Personen meiner Bekanntschaft gestaltet sind, so ist es hier die junge Adele und ihr Vater. Doch ist dies nicht so zu nehmen, als müßten alle Charakterzüge der Wirklichkeit entsprechen. Ich glaube überhaupt, daß das Nachspähen nach den Vorbildern, welche Dichtern bei ihren Gestalten vorgeschwebt, vom Übel ist. Genaue Copieen nach dem Leben sind solche Gestalten nie, sonst gehörten sie gar nicht der Poesie an. Der junge Jerusalem, der sich in Wetzlar, wie bekannt aus gekränktem Ehrgeiz erschoß und Goethe zum Vorbild seines Werther diente, war doch unstreitig ein wesentlich anderer als der letztere.

Von jeher ist es der Hang der meisten Dichter gewesen, das Lokal ihrer Werke in allen Gegenden der Welt, die sie von Augenschein oder auch nur aus Beschreibungen kannten, zu suchen. Die alten Inder wußten von fremden Ländern so gut wie nichts; aber das ganze unermeßliche Gebiet von der Insel Java bis zum Parapenisus und wieder von da bis zur Grenze von China, ein ganz Europa weit übertreffender Flächenraum, mußte ihnen zum Lokale ihrer großen Epen dienen. In Homers Odyssee liegt die seiner Zeit bekannte Erde vom fabelhaften Kolchis und dem Äthiopenlande bis zum Himmelsträger Atlas und den Säulen des Herakles vor uns. Die französischen und deutschen Dichter des Mittelalters nehmen ihre Stoffe aus dem Abendland und Morgenland. Diejenigen von ihnen, welche einen Kreuzzug mitgemacht, sangen von diesem; nur ist es zu beklagen, daß sie kaum ein Auge für die Eigentümlichkeiten der Gegenden hatten und durch Haß gegen die Muhamedaner, welche sie Heiden nannten, zu sehr verblendet waren, um deren Charakter oder Sitten irgenwie zu beobachten. Mit dem 16. Jahrhundert änderte sich dies, besonders seit den ungeheueren Entdeckungen der Portugiesen und Spanier. Wenn auch Camoens, der so viele Jahre in Indien verbrachte, seine Bilder vielmehr den lateinischen Dichtern als der tropischen Natur der Gangesländer entnahm, malen die Spanier mit desto brennenderen Farben die Gegenden und Volksstämme Südamerikas; so Ercilla in Bezug auf die Bergwildnisse Südamerikas und die Kämpfe, die er mit den Eingeborenen bestand. Mehr aus der Phantasie, aber oft mit berauschender Wirkung thaten dasselbe die spanischen Dramatiker. Auch die englischen Schauspielerdichter, voran Shakespeare, liebten im Süden umherzuschweifen, wenn auch meist nur in Italien. In denjenigen ihrer Stücke, in welche sie Erzählungen italienischer Novellisten dramatisierten, fühlen wir auch sogleich, wie uns südliche Luft aus ihren Szenen entgegenweht. Es wäre ein Wunder, wenn der zunehmende Verkehr der Völker untereinander sich nicht auch in den Werken ihrer Dichter dokumentierte. Dies ist so ziemlich bei allen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Fall gewesen, seit welcher Zeit, bei den einen früher bei den andern später, die Fesseln des falschen Klassizismus, der sie lange in Banden gehalten, gebrochen wurden. In vielen von Goethes Werken spiegelt sich der blaue italienische Himmel und die Flora der sizilianischen Küsten, nach denen er von Jugend auf so heiße Sehnsucht empfunden, daß er glaubte sterben zu müssen, wenn er sie nicht erblickte. Chateaubriand, der frühe Vorgänger der französischen Romantiker hat mit überwältigender Macht die teils furchtbaren, teils zauberhaft bestrickenden Wildnisse Amerikas besungen, ich sage besungen, weil seine Prosa nur von den Versen weniger anderer Dichter erreicht worden ist. Wie besonders die Engländer, dieses vorzugsweise reisende Volk, in dieser Hinsicht excelliert haben, brauche ich wohl nicht zu sagen. Wenden wir die Blicke nach Deutschland, so überrascht uns in der neuesten Zeit die Erscheinung, daß auch diejenigen, die kaum ihre nächste Heimat verließen, doch keineswegs ausschließlich von dieser sangen. Uhland feierte mit wahrhaft südlicher Glut die Liebe des Troubadours Rudel zur Dame von Tripolis, diejenige Dantes zu Beatrice und die des spanischen Sängers Macias zu einer spröden Fürstentochter. Eduard Mörike, dessen Leben in dem engsten Kreise seiner schwäbischen Heimat verlief, schuf sich ein auf keiner Landkarte zu findendes Königreich Orplid als Schauplatz seiner phantastischen Erfindungen, und Freiligrath

Digitized by Google

der fast sein ganzes Leben lang an einen Kaufmannstisch gebannt blieb, sang von der Fata Morgana, die den Reisenden in den afrikanischen Wüsten Zauberschlösser vorspiegelt oder von einem Häuptling im Innern Brasiliens, der bei allen kostbaren Gerichten, die ihm seine Köche bereiten, sich nach Menschenfleisch sehnt. Die schönsten Klänge aber entlockt er seiner Leier, wenn er seinem ausgewanderten Dichter im Norden Canadas sehnsüchtige Klagen um seine verlorene deutsche Heimat aussprechen läßt.

Ich will nun mit dem Obigen keine Geringschätzung derjenigen Dichter kund geben, welche dem Wahlspruch „Bleibe zu Hause und nähre dich redlich“ folgend, die Lüneburger Haide oder die Schleswigschen Flächen zu ihrer Domäne machen. Wenn sie wirklich Empfundenes hervorbringen, nicht blos Liedlein in hergebrachter Weise leiern, schätze ich sie sehr. Aber was mich selbst betrifft, so wäre es Affektation und Unnatur von mir gewesen, wenn ich, der ich seit meiner Jugend so viel die Fremde durchstreift, nicht die Eindrücke hiervon poetisch wiedergegeben hätte. Ich habe Deutschland nicht vernachlässigt; in sehr vielen meiner Dichtungen ist dasselbe der Schauplatz der Handlung oder Vorgänge, selbst in Lothar, in Atlantis und Durch alle Welten ist dies zum Teil der Fall, während andere Partieen nach dem Orient, Italien, Spanien und Amerika verlegt sind. Hat nun der Vorwurf Sinn, der mir gemacht worden ist, ich hetze meine Personen durch alle Länder der Erde? Es ist meine Überzeugung, daß die Poesie der Zukunft sich, je mehr alle Nationen der Erde mit einander verschmelzen, auch in ihren Thematen und Stoffen immer mehr über die ganze Erde verbreiten, und daß die späteren Dichter das, was ich nur in schwachen Versuchen begonnen, in weit größerem Maßstabe ausführen werden.

Wenn ich geraume Zeit hindurch sehr sorglos wegen des Schicksals meiner Schriften gewesen war, so kam doch zuletzt ein Moment, wo mich Trübsinn befiel, weil ich zu bemerken glaubte, daß so manche um mich her nicht einmal von ihrer Existenz wußten. Aber ermutigt wurde, ich wieder, als mir kund ward, daß in verschiedenen Städten Kreise bestanden, in welchen Herren und Damen gemeinsam meine Werke lesen, andere in welchen Vorträge über dieselben gehalten wurden. Briefe von mir völlig Unbekannten aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands nicht nur, sondern auch aus England, Spanien, Italien, Holland und Amerika, deren Verfasser dem Eindruck, welchen meine Werke auf sie gemacht, beredten Ausdruck liehen, mehrten sich von Jahr zu Jahr. Schließlich zeigten auch die wiederholten Auflagen meiner Dichtungen, daß ich mich nicht beklagen durfte. Meine Hoffnung ist, daß meine Schriften ungleich denen mancher Anderer, die während deren Lebzeiten mehr gelesen wurden, nach meinem Tode sich in demselben Maße verbreiten, wie die der Anderen in Vergessenheit geraten werden. Für den Fall aber, daß diese Hoffnung sich nicht erfüllt, will ich lieber mit so vielen, deren Werke spurlos untergegangen, völlig vergessen, als mit X und Y musterblich sein.

Die Einheit der Goethe'schen Faustdichtung.

Von Veit Valentin.

III. (Schluß.)

So beginnt nun der letzte Versuch, die Schaffung des Neulandes, die Gewinnung einer gänzlich neuen Welt. Den Weg zu ihr findet er durchaus allein: an den Hof des Kaisers hatte ihn noch Mephistopheles geführt, dem Meere neues Land abzugewinnen ist sein eigenster Gedanke, und Mephistopheles hat nur die Aufgabe, ihm den rechtlichen Besitz zu verschaffen. Es fügt sich glücklich: der Kaiser ist bedroht; er wird durch Faust, dem Mephistopheles hilft, gerettet: er belehnt Faust mit dem Meeresboden an der Küste und die Arbeit kann beginnen. Der fünfte Akt zeigt sie schon weit gediehen — aber hat Faust, der jetzt im höchsten Alter steht, damit etwa die ersehnte Befriedigung erlangt? Macht und Reichtum, die er besitzt und ständig mehrt, erfüllen ihn nicht mit solcher Freude, wie das im Gegensatz zu seinem Treiben stille, friedliche Leben von Philemon und Baucis ihm Widerwille erregt: wollen sie doch nicht von dem ihm wünschenswerten Platze weichen! Rasch ist wieder Mephistopheles als Helfer bei der Hand; aber seine Hilfe ist Missethat, die auf den Urheber, wenn er sie auch nicht so gewollt hat, zurückfällt. Aus dem Rauche des Brandes steigen die vier grauen Weiber auf, von denen Faust nur drei entschweben sieht. Da geht die große Wandlung in seinem Innern vor: er erkennt,

Digitized by Google

daß er Unrecht gethan hat, als er sich der Magie ergeben: gerade sie vermochte am wenigsten ihm Befriedigung zu schaffen. Da sehnt er sich darnach der Natur wieder rein und frei gegenüber zu stehen. Dem einst gesprochenen entscheidenden Worte, das ihn zum Verkehr mit der Geisterwelt führte: „Drum hab' ich mich der Magie ergeben" tritt jetzt der mit weit tieferem Seelenschmerz hervorbrechende Angstruf entgegen:

„Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
Da wärs der Mühe wert, ein Mensch zu sein.
Das war ich sonst, eh' ich's im Düstern suchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte."

Diese Rückkehr zur reinen Menschheit, die Befreiung von der Zauberwelt wird ihm dadurch zu teil, daß das Erdtheil der Menschheit, ohne das der Mensch nicht Mensch sein kann, wieder zu ihm tritt: die Sorge; wohl hält er sie für eine Spukgestalt und warnt sie, kein Zauberwort zu sprechen: sie stammt aber nicht aus dem Geisterreiche — seine eigene Unthat hat sie geweckt. Indem sie ihn verwünscht und er ihrer Macht, die er nicht anerkennen will, dennoch verfällt, vollzieht sich in ihm die Befreiung: äußerlich wird er blind, dafür aber wird es in seinem Innern helle: „Die Nacht scheint tief und tiefer einzudringen, Allein im Innern leuchtet helles Licht." Jetzt steht er vor der Natur wieder als Mensch allein und in dieser Kraft fühlt er sich wie neugeboren. Er ist frei von aller Magie, die ihn nicht gefördert hat und er erkennt, daß innerhalb der Grenzen der Menschheit „nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, Der täglich sie erobern muß." Und ahnungsvoll schaut er jetzt mit geistigem Auge den Zustand, der innerhalb dieser Grenzen der Menschheit eine dauernde Befriedigung geben könnte:

„Solch ein Gewimmer möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!"

Und in ahnungsvollem Vorgefühl des Glücks eines solchen dauernden Zustandes erlebt er die ersehnte, bisher mit Hilfe der Magie vergeblich gesuchte und nun durch seine eigne Kraft und eigne Phantasie gewonnene höchste Befriedigung. Dies genügt ihn aus dem Leben scheiden zu lassen: aber dieser dauernde Zustand ist ja nur geahnt, nicht erreicht und im irdischen Dasein überhaupt nicht zu erreichen; so liegt die endliche Lösung nicht innerhalb, sondern außerhalb des irdischen Lebens. Für den Dichter ist damit die Notwendigkeit gegeben, die Handlung ins Jenseits weiter gehn zu lassen und erst abzuschließen, sobald der eine wirkliche Befriedigung gebende dauernde Zustand erreicht und erlebt wird.

Hat bis zum Lebensschlusse auf Erden der dunkle Drang des Menschen genügt, um ihn durch alle Verworrenheit hindurch den rechten Weg finden zu lassen, so muß nun das Wort Gottes zur That werden, daß er seinen Knecht bald in die Klarheit führen werde. So sendet er zunächst seine Engel, um Fausts Unsterbliches zum Himmel zu führen: Mephistopheles hält sich freilich für übervorteilt — aber mit Unrecht, denn er hat in der That die Wette verloren: selbst der nur in der Vorahnung genossene Augenblick höchster Befriedigung des Faust war nicht des Mephistopheles, sondern Fausts eigenes Werk. Dennoch aber wäre Fausts Seele nicht fähig, in den Himmel zu kommen, wenn das männliche Prinzip in Gott, die unbeugsame Gerechtigkeit lebendig wäre, von der früher in markerschütternder Weise verkündet worden war, daß, wenn einst der Weltrichter zu Gerichte sitzen werde, nichts ohne Rache bleiben werde. Aber in Gott waltet neben dem männlichen auch ein weibliches Prinzip, die Gnade, die sich in der entgegenkommenden Liebe offenbart. So kann die Seele, die sich einmal nur vergessen als sie sich der Magie ergeben, ebenso wie die Sünderinnen, die Buße gethan und durch die Gnade aufgenommen worden sind, der Seligkeit teilhaftig werden. In ihr aber ist das echte, wahre Leben, von welchem das irdische Leben nur ein unzulängliches Gleichnis ist: was dort nur geahnt, aber nicht einmal beschrieben werden kann, wird hier durch das Entgegenkommen der Gnade zur leibhaftigen Thatsache, zu dem dauernden Zustande, in dem es nur Befriedigung giebt. So scheiden wir von Faust, nachdem er den ganzen Kreis der Menschheit nicht einseitig, sondern allseitig durchlaufen hat, nicht auf dem Wege zu endloser Vollkommenheit, sondern in dem endlosen Zustande der wirklich erreichten Vollkommenheit.

So ist in der Faustdichtung in dichterischer Weise die transszendente Lösung des Problems gegeben, die der Dichter im Wilhelm Meister für das immanente Leben versucht hatte. Die Mittel sind dieselben: eine stufenweise Durchlebung aufsteigender Lebenskreise, die eine Reihe von Experimenten darstellen, unter Führung einer verborgen waltenden Macht, von der der Held selbst keine Ahnung hat, noch haben darf. Aber während der Dichter sich im Wilhelm Meister zeitlich und räumlich beschränken kann, drohte hier die Unendlichkeit der möglichen Lebenskreise den Rahmen des Kunstwerks zu sprengen: ein glücklicher Kompromiß hat es dem Dichter dennoch ermöglicht, jeder der beiden Seiten gerecht zu werden. Mit überwältigender realistischer Kraft wirken die Lebenskreise der Faustischen Gegenwart, die platte Derbheit in Auerbachs Keller, das reiche Gemütsleben in den mit volksliedartiger Abkürzung der Handlung nur in den wuchtigsten Zügen vor uns vorüberziehenden Gretchentragödie, in dem Prunk und der Not am kaiserlichen Hofe und im kaiserlichen Kampfe, mit Gegenkaiser und begehrlicher Geistlichkeit; die phantasievolle Handlung der klassischen Walpurgisnacht mit ihrer Einleitung, der künstlichen Erzeugung des Homunkulus, und ihrem Ergebnisse, der Vermählung des Faust mit der Helena, gewinnen plastische Kraft, so bald sie nicht nur als Träger von Ideen, sondern als wirkliche, zum dramatischen Fortgang mit Notwendigkeit gehörende Gestalten betrachtet werden können. Dies geschieht aber, wenn wir in ihnen die Neuverwirklichung der hinter Faust liegenden Vergangenheit bis zu seiner Gegenwart erkennen: Dann stellen sie die teils realistisch, teils andeutungsweise vorgeführten, thatsächlich außerhalb der Lebenszeit des Faust liegenden und doch für eine allseitige Behandlung der Frage notwendig hereinzuziehenden Entwicklungsstufen höchster Kultur von entscheidender Bedeutung dar. Eben darin liegt der Schlüssel für das

Digitized by Google

Verständnis des Gesamtaufbaus der Dichtung in der Auffassung der klassischen Walpurgisnacht. Hieran reiht sich als dritte große Gruppe die eine neue, bisher auf Erden noch nicht vorhandene, dem Faust die letzte Möglichkeit einer auf Erden zu findenden Lösung eröffnende Zukunft, mit deren Schaffung Faust sich zugleich endgültig von Mephistopheles befreit und sich seinen eignen Weg bahnt. Umrahmt wird diese Entwicklung innerhalb des Dramas selbst durch die Hingebung Fausts an die Magie zu Anfang und die Lossagung von der Magie zu Ende seiner Thätigkeit. Außerhalb des Dramas aber legt sich ein weiterer Rahmen als Abschluß um die ganze Dichtung, die beiden Szenen im Himmel. Wir Leser und Hörer wissen, was im Vorspiel im Himmel geschieht. Wir wissen, daß mit Zustimmung Gottes Mephistopheles zu Faust tritt um seine Versuche mit ihm zu machen. Faust dagegen weiß es selbstverständlich nicht. Nachdem ihn der Erdgeist erhört hatte und ihm erschienen war, mit dem Zurufe: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir", ihm aber keineswegs die Hülfe versagt, sondern nur die von Faust beanspruchte Gleichstellung zurückgewiesen hatte, von wem anders sollte Faust den Mephistopheles entsendet glauben als eben von dem Erdgeiste? Ich halte es für einen Meisterzug des Dichters, daß er dem Faust keine Kenntnis von dem giebt, was dieser auf dem einmal angenommenen Boden des Dramas gar nicht wissen konnte, daß er vielmehr seinen Faust nicht aus dem was er, der Dichter, von dem wirklichen Verlaufe der Sache wußte, sondern aus dem heraus, was der Faust des Dramas nach seinen eigenen Erfahrungen allein vermuten konnte, schließen läßt: Die wiederholte Erwähnung des Erdgeistes von Seiten Fausts ist also kein Beweis dafür, daß zwei ursprünglich inkongruente Dichtungen von Goethe so verwoben sind, daß sie auch jetzt noch nicht passen, sondern ein Beweis dafür, daß Goethe seinen Faust als in der Sache stehender echter Dichter, nicht als über der Sache stehender betrachtender Philosoph, behandelt hat. Goethes ganzes Bemühen bei der Fertigstellung des Faust geht, wie wir aus seinem Verkehr mit Eckermann, aus seinem Briefwechsel wissen, darauf aus, die Lücken auszufüllen, und eine sachliche Begründung des Zusammenhanges zu geben, und ihm sollte eine solche Inkongruenz entgangen sein? Sie ist ihm nicht entgangen, er hat sie vielmehr gewollt, und damit einen dichterischen Kunstgriff benutzt, auf dem gerade die bedeutendsten dichterischen Wirkungen der größten Dichtungen beruhen. Wie Wallenstein erst in Oktavio, dann in Buttler einen Freund zu besitzen glaubt und nicht ahnt, daß er ihr Spielball ist, während der Leser und der Hörer es genau wissen und gerade dadurch das tiefe Mitgefühl, die von dem immer erbarmungsloser ihn ergreifenden Verhängnis erbebende Sorge geweckt wird, so zittern wir für Faust, wenn wir sehen, wie er sich in der schützenden Obhut des Erdgeistes glaubt und thatsächlich den tückischen Angriffen des Teufels selbst preisgegeben ist, der sich wohl hütet, sich ihm als das zu enthüllen, was er wirklich ist.

So, meine ich, dürfen wir uns der Dichtung nicht nur wegen ihres tiefen geistigen Gehaltes, wegen ihres Reichtums an ergreifenden Schicksalen, ihrer überquellenden Fülle phantasieerweckender Gebilde, sondern ganz besonders auch als eines Kunstwerks erfreuen, das den ersten und höchsten Ruhm des echten Kunstwerks, ein sich abgeschlossenes, einheitliches Ganzes zu sein in vollstem Maße verdient, das nicht eine Reihe mühselig verkörperter Ideen vorführt, sondern realistische Gestalten, deren Handlung in streng kausaler Entwicklung ununterbrochenen Zusammenhang zeigt. Das Bewußtsein hiervon wird mehr als durch das Lesen durch die dramatische Vorführung selbst gegeben: gerade sie trägt am besten zur Verbreitung des Verständnisses einer solchen Dichtung bei. Es dürfte daher als eine Ehrenpflicht der großen deutschen Bühnen zu betrachten sein, die ganze Dichtung dem Publikum vorzuführen, nicht aber den sogenannten ersten Teil allein, um ihn dann als Torso stehen zu lassen. Da ist es denn hoch erfreulich, daß gerade die Bühne, die es sich zum Ruhm rechnet, die Überlieferung ihres ersten Leiters aufrecht zu erhalten, deren Jubelfest wir haben mitfeiern dürfen, sich die wahrlich nicht kleine Aufgabe gestellt und gelöst hat, gerade diese größte Dichtung des großen Dichters dauernd in dem Bereiche ihrer Thätigkeit festzuhalten, und noch in diesen Tagen haben die Gestalten des großen Meisters hier von der Bühne vernehmlich gesprochen, die Gestalten der Dichtung, die wie keine andre, das ganze Leben ihres Schöpfers umspannt: in der genialen Jugendzeit in Frankfurt begonnen findet sie ihren Abschluß in der Zeit der höchsten Reife hier in Weimar. So stellt sich in dieser Dichtung zugleich auch das enge unzerreißbare Band dar, das um die beiden Goethestädte Deutschlands geschlungen ist. Und wenn es mir, dem Frankfurter, heute vergönnt ist, in Vertretung seiner Vaterstadt hier in Weimar von diesem engen Zusammenhange Zeugnis abzulegen, so geschieht es in dem Bewußtsein, daß gerade diese beiden Städte in ganz besonderer Weise berufen sind, das Andenken des großen, ihnen doppelt angehörenden Menschen und Dichters zu pflegen, so geschieht es mit dem Wunsche, daß dieses Wirken stets ein Zusammenwirken sein möge, das als ein selbstverständliches sich offenbart, sobald die beiden Namen genannt werden: Frankfurt und Weimar! —

Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer.

VI.

Das nächste Stück des Briefwechsels, das uns vorliegt, ist zugleich eines der wertvollsten desselben. Es enthält Kellers Urteil über Vischers „Auch Einer" und lautet:

Zürich, 15. Nov. 1878.

Verehrter Freund!

Durch Ihren Herrn Verleger habe ich den „Auch Einer" empfangen und komme nun, Ihnen für die

Digitized by Google

angenehme Überraschung meinen Dank darzubringen. Eine große Überraschung war es, weil ich lediglich eine Pfahldorfgeschichte erwartet habe und nun den monumentalen Bau eines Monologen vor mir sehe, wie ihn unsere Literatur kaum ein zweites Mal besitzt. Mit dem Ausdruck Monolog will ich jedoch keineswegs irgend eine Formbezeichnung riskiren; denn auch für den Namen eines Romans, den Sie umgangen haben, ist ja das Werk hinlänglich plastisch und schlüssig komponirt. Ich meine nur den testamentartigen Charakter des Buches, welches auf jeder Seite, nach allen Ausstrahlungen hin, das Wesen einer und derselben Person ausspricht. Außerdem aber verschmelzt ja der rhapsodisch bewegte Gang des Werkes die unmittelbare Erzählung des Dichters mit dem Tagebuch in einheitlicher Weise; es ist überall der gleiche stürmische Fluß der Darstellung. Ob die Einheit des nationalen Gepräges, welches dem Buch aufgedrückt ist, nicht etwas lädirt wird durch die Grabaufwühlung ꝛc. im zweiten Bande, welche mir in Victor Hugo'sches Gebiet hinüberzugreifen scheint, und ob das ästhetische Problem der Katarrhalischen Tragikomik in richtig abgewogener Mischung gerathen ist, will ich nicht ergründen, da es mir nicht beifallen kann, Ihnen eine Recension zu liefern, zumal ich über die Sache nicht mit mir einig bin, denn hier kann wieder die Monologenatur antreten und sagen: So ist's einmal mit dem treibenden Concretum beschaffen, welches sich hier manifestirt.

Ein Hauptcompliment muß ich Ihnen über die lyrischen Einlagen machen, das Ihnen wohl nicht neu sein wird. Das Lied oder die Romanze von der Nagelschmiedin könnte einen der besten Plätze in Mörike's Gedichten beanspruchen und damit auch in allen andern Büchern bester Lyrik. Umso verwunderlicher ist es mir, daß Sie sich damit amüsirt haben, die kleine Anleihe aus meinen windbeschiefen Gedichten zu produciren; dafür fühlte ich mich um so geschmeichelter durch die mir zugeschriebene Abholzung des Druiden oder Pfaffen, wie denn kleine oder bucklige Leute immer darauf stolz sind, wenn man ihnen nachsagt, sie hätten Einen durchgehauen. Wie sich mein Bardencollege Ferdinand Keller über die ihm angewiesene Rolle gaudirt, weiß ich noch nicht, da ich ihn seit der Lektüre des Buches noch nicht gesehen habe. Jedenfalls nehmen Sie meinen eignen Dank entgegen für die poetische Verherrlichung unserer Nebel- und Pfnüsselgegend sammt ihren Autteln und anderen Delikatessen und möge Sie der böse Grippo diesen Winter verschonen. Selbst die mildesten Gnadenwirkungen der Stellnur wünschen wir in unseren Jahren immer seltener zu schmecken, da einem wirklich die Zeit für das verstuchte Nasenwischen zu renen anfängt.

Mit 100 Grüßen

Ihr ergeb.

G. Keller.

Kellers Urteil zu glossieren, kann selstverständlich nicht unseres Amtes als Mitteiler sein. Jene persönlichen Stellen, die eines Kommentars bedürfen, finden bereits durch das im jüngsten Aufsatz Gesagte ihre Erklärung.

Aus den Jahren 1879 und 1880 sind uns keine Briefe erhalten; aus dem Frühling 1881 stammt der folgende Bischers:

Verehrter Herr und Freund! Sie werden in Bälde das zweite Heft „Altes und Neues" von der Verlagshandlung Bouz erhalten und meinen Aufsatz über Sie darin wiederabgedruckt finden. Ich schreibe Ihnen vorher, um einen äußerst lästigen Possen zu erklären, den mir der Zufall gespielt hat. — Ich hatte zuerst mit Weibert verhandelt und es fehlte nur noch der Contrakt, als ich mit ihm zerfiel. Wodurch? erzähle ich Ihnen einmal gelegentlich. Er hatte mir die drei ersten Hefte Ihrer neuen Auflage des „Grünen Heinrich" geschenkt. Ich verschob das Lesen, bis das vierte da wäre. Ich contrahirte dann mit Bouz; der Druck begann, der Artikel über Sie kam darin. Ich hatte mich in die Annahme festgerannt, Weibert werde mir trotz unserm Zerfall den vierten Band noch zugehen lassen. Er wußte, daß mein Artikel für das „Alte und Neue" zum Wiederabdruck bestimmt war, also in seinem wie unserem Interesse lag, daß ich vom Erscheinen des vierten Bands schnell erfahre und von der ganzen Umarbeitung Kenntnis nehme; auch blieb ja ihm wie mir, wenn er mir ihn vorenthielt, ein defektes Exemplar. In diesem Vertrauen sah ich mich gar nicht um, ob der vierte Band erschienen sei. Der Druck war schon bis gegen Schluß vorgeschritten, als ich zufällig erfuhr, daß dieß seit geraumer Zeit der Fall sei. Ich verschaffte mir ihn schnell, mußte ihn über Nacht überfliegen; das Frühere zu lesen war nicht mehr Zeit, und so kein Ausweg, als mit dem „Zusatz" kümmerlich zu helfen. — Pech! Pech!

Ich benütze die Gelegenheit, Ihnen einen gar netten Stoff für eine Novelle zu denunzieren. Nehmen Sie zur Hand: Chr. M. Wieland's Leben und Wirken in Schwaben und der Schweiz von Prof. Dr. Osterdinger (Heilbronn, Henninger 1877). Hier finden Sie die köstliche Geschichte vom Pfarrer Brechter. Dieß ist der Kern des Stoffes, den ich meine. Nun hat man dabei Wieland, kennt sein Leben in der Schweiz, speziell das pietistische Serail in Zürich, dann seine Wendung zum französischen Geist, in Bern hereinziehend, auch Julie von Bondeli (dazu die Schrift von Bodemann); man hat Warthausen, die dortige Gesellschaft, das Wiederfinden der Jugendbraut Sophie von Laroche — was will man mehr? (Sie würden wohl gern Warthausen besuchen, ist ja nicht weit. Gehört einem Herrn von König. Die alten Zimmer sollen zum Stand der damaligen Zeit wieder hergerichtet sein.) Die zwei Theater: Brechters Geschichte und die Spiritisphäre näher zu verbinden, als schon durch Wieland's Teilnahme für jenen der Fall ist, müßte nicht schwer sein. Auch der Schluß ist so nett: Lösung durch Stellentausch mit dem Diakonus in Schwaigern. Diesem könnte man, mein' ich, eine hübsche Tochter geben, die man schon vorher aufmarschieren ließe, die dann der Brechter nähme ꝛc. ꝛc. — Könnte ich selbst es je machen, ich hab' keine Zeit; aber könnt' ich auch, so wie Sie kann's Keiner machen.

Digitized by Google

Es träumt mir auch schon lang von einem Lustspiel oder lustigen Novelle mit Schauplatz: Pegnitzschäfer-Orden in Nürnberg. Sehen Sie sich doch ja einmal die Fülle von Komik an, die sich aufdrängt, — man darf nur Proben aus der damaligen Nürnberger Poesie ansehen. Dazu das Perrückenkostüm, Galanterie der Zeit. — —

Wie geht es Ihnen? Ihre Novelle: „das Sinngedicht" hab' ich in meiner beständigen Zeitnot noch gar nicht gelesen, man rühmt sie mir höchlich.

Grüßen Sie, wer gerade nach mir fragt.

Herzlich wünscht Ihnen gute Zeit zum rüstigen Fortwachen

Ihr ergebener Freund

Stuttgart, 14. Mai 1881. Fr. Vischer.

Weibert war der einstige Besitzer der G. J. Göschenschen Verlagshandlung in Stuttgart. Daß Keller von dem ihm geschenkten Novellenplan keinen Gebrauch gemacht, ist bekannt.

Unser nächster Aufsatz wird den Schluß der Korrespondenz bringen.

(Ein Schluß-Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Professor Sylvans junge Ehe und andere Novellen von Alexandrine von Holmblad. (Piersons Verlag, Dresden und Leipzig.) Die Lektüre der ersten dieser drei Erzählungen hat mich nicht eben neugierig auf die anderen gemacht. Wäre ich nicht zugleich Kritiker, ich hätte das Buch aus der Hand gelegt. Das wäre aber eine Ungerechtigkeit gegen die Verfasserin gewesen. Die Arbeiten sind in jeder Beziehung so verschieden von einander, daß verschiedene Autoren sie verfaßt haben könnten. Der Novelle „Professor Sylvans junge Ehe" liegt eine überaus schwächliche Fabel zu Grunde, zudem trägt die Sprache eine unverkennbar frauenhafte Färbung, im schlimmen Sinne dieses Worts. Hingegen stehen sowohl Erfindung wie Durchführung in „Natascha" und „Malchen" viel höher. Nicht als ob man es hier im Gegensatz zur allzu weichen Weiblichkeit nun mit männlicher Starrheit zu thun hätte. Auch in diesen beiden Erzählungen verrät sich das Geschlecht der Autorin in manchen unverkennbaren Zügen, doch nicht zu ihrem Nachteil. Hier haben wir eine schlichte, einfache Sprache, dort kränkliches Schwulst und überladenen Stil; hier ziehbewußte, ruhige Klarheit, dort ungesunde Sentimentalität. Freilich, nur eine Frau kann Figuren erfinden, wie die der thränenschweren Martha in der ersten und die des blindgläubigen, treuherzigen Malchens in der dritten Novelle. Doch erscheint mir die erstere als die Frucht einer jugendlich unklaren Erfindung, die Heldinnen der beiden anderen Erzählungen dagegen Gestalten, die mit gutem Blick und warmem Herzen dem wirklichen Leben entnommen sind. Zwischen beiden Konzeptionen können wohl mehrere Jahre liegen, allerdings noch nicht so viele, als nötig sind, um die Reife der Selbstkritik zu zeitigen, denn sonst hätte die Autorin doch wohl diese taube Erstlingsblüte nicht in ihren Kranz gewunden.

o v.

Ein Nürnberger Kind. Ein Lebensbild als Roman von A. J. Groß von Trockau. (Würzburg, Stahelsche Buchhandlung.) Der Held dieser Geschichte ist ein Porzellanmaler Leonhard Geiser, ein verkommenes Genie, das schon am Anfang seiner Laufbahn Schiffbruch litt. In der Vorrede teilt die Verfasserin mit, daß ihr zur Ausmalung ihres Bildes nur wenig Anhaltspunkte zur Verfügung gestanden hätten, unter anderem eine ziemlich lückenhafte Biographie in dem Feuilleton einer alten Nürnberger Zeitung, in der von dem geheimnisvollen Raube des großen Gemäldes, das den Gönnern des jungen Malers seine Künstlerschaft bethätigen sollte, und dessen Verlust verhängnisvoll für seine fernere Entwickelung wurde, die Rede ist. Mündliche Überlieferungen beschränken sich auf das Sonderlingsleben des älteren Mannes. Zwischen Anfang und Ende liegt die unbekannte Mitte von Geisers langjährigem Verschollensein. Die Bedingungen zur Entwickelung des glänzend beanlagten Jünglings in den verbitterten, galgenhumoristischen Einsiedler, der mit zeitweiligen Wahnsinnsanfällen kämpft, fehlen dem Berichterstatter fast ganz und die Verfasserin sah hier die Gelegenheit zur freien Entfaltung ihrer Phantasie. Ein kräftiges Talent hätte nun aus dem vorhandenen Material ganz wohl eine schöne Komposition machen können. Der Stoff ist anziehend genug. Leider aber bleibt alles Figur, was die Autorin hier, an Geschehnissen sowohl, wie an Figuren, hineingeheimnist hat, ziemlich kläglich im unwahrscheinlich Romanhaften stecken. Ebenso steht es um ihre Motivierungen zu der unaufgeklärt gebliebenen Katastrophe des Bilderraubs. Gestalten, wie die potipharisch verbrämte Marquise Sénacton und deren Helfershelfer Mephisto-Germani pflegen eben nur in Romanen — und nicht in guten — zu existieren. Das Beste an dem übrigens mit Fleiß geschriebenen Buche sind die letzten Kapitel, die den Wiedergekehrten und sein tolles Treiben behandeln; denn hier konnte sich die Autorin wieder auf Thatsachen stützen, verschiedentliche Male sogar auf wörtlich zu wiederholende Gespräche. Schade, daß der Stil so unverkennbar frauenhaft ist. Seine Weichlichkeit raubt auch dem in manchen Zügen hübschen Anfang der Erzählung die Wirkung der frischen Natürlichkeit.

o v

— G-Dur. Eine Kammermusik-Novelle von Karl Gjellerup, aus dem Dänischen von Wilhelm Wolters (Dresden und Leipzig, Piersons Verlag). Ein merkwürdig anziehendes Buch. Eines von den wenigen, die man ohne abzusetzen bis zu Ende liest und deren zurückgelassene Bilder und Stimmungen den Leser lebendig umdrängen und gefangen halten. Zu diesem Autor hat man es nicht nur mit einem ganz starken Talent, sondern auch mit einer zielbewußten, ausgeglichenen Kraft zu thun. Mit schwermutsvoller, düsterer Energie spinnt dieser Dichter seinen Faden. Mit unerbittlicher Klarheit entwickelt er in seinen Gestalten die seelischen Konflikte, deren tönendem Wellenschlag er verzittern läßt in den Klang jenes unaufgelösten Septimenakkordes, der mit schwerzhaft summender Frage unaufhörlich um tausend und tausend unsrer menschlichen Schicksale weht. — Sämtliche Gestalten in Gjellerups Novelle leben und können uns alle Tage begegnen. Ihre Sprache ist die unsre; ihre Leiden und Vergehen sind die unsrigen. Der sonderbare Titel des Buches ist die nach gewonnener Einsicht leicht verzeihliche Laune einer tief musikalischen Natur. Es ist Schuberts G-Dur-Quartett, dessen einzelne Melodien, erinnerungwebend wie Sommerfäden, die Landschaft seiner Dichtung durchziehen und dessen schmerzdurchzitterte Akkorde das Melodram bilden zu Wilhelms Treubruch an Marie. Er ist, neun Jahre nach Überwindung seines ersten Liebeskummers, als wohlbestallter, philisterhafter Bräutigam einer armen kleinen Lehrerin in das Städtchen Naestved zurückgekehrt, wo hinter jedem Busch, hinter jedem Zaun Erinnerungen lauernd

Digitized by Google

hocken und wo er die vom Kind zur Jungfrau erblühte Schwester der einst Geliebten findet, um nun sein wachgerütteltes Herz an sie zu verlieren. Vorzüglich, ohne ein Wort zu viel oder zu wenig, ist Gyellerups Schilderung alles Gegenständlichen, vorzüglich die seine Ausarbeitung in den Übergängen von unbewußter zu bewußter Schuld; von einfach erdrückender Wirklichkeit und tiefer poetischer Schönheit sind seine Naturschilderungen. Wie schade, daß dieser Berufene wieder kein Deutscher ist, wieder von draußen zu uns hereinschaut. Wolters ausgezeichnete Übersetzung hat aber wenigstens das ihrige gethan, um uns dies schöne Buch in jeder Beziehung zugänglich zu machen.

o. v.

— Verse von Theodor Sufe. Berlin. A. Ascher & Co. 1891. Der Name des Dichters begegnet uns auf dem Titelblatt seines Buches zum ersten Male, aber über drei wichtige Thatsachen zu seiner Biographie wird schon nach der Lektüre weniger Blätter Niemand im Unklaren sein. Theodor Sufe ist zweifellos ein wohlbegabter oder doch für seine litterarische Stellung opferfreudiger Dichter, denn in sonstspieligerer Ausstattung haben wir in letzter Zeit selten eine lyrische Sammlung erscheinen sehen; ebenso ist Theodor Sufe unzweifelhaft ein Dichter, der viel Zeit hat, denn 300 enggedruckte Seiten reimt man in so schwierigen Maßen nicht im Handumdrehen zusammen, drittens und endlich aber wird, wer drei Seiten gelesen, gewiß nicht daran zweifeln, daß Sufe überhaupt kein Dichter ist und zwar in zwei Sprachen, denn seine französischen Verse sind nicht besser als die deutschen. Wir greifen aus den letzteren zunächst eine Probe heraus, dem Leser selbst ein Urteil zu ermöglichen:

„Das ist des Leides bitteres Gewicht,
Daß es das Herz verödet und verwicht't
Und mit des Mißtrauns Nebel dumpf und dicht
Des Glaubens sonnendurst'gen Keim umtreibt.

Die Liebe glimmt noch unterm Eise fort,
Denn keine Kraft vermag, daß sie verglüht;
Doch statt des Liedes nun das heiße Wort
Des wilden Grolles von den Lippen sprüht.

Nur tief und frei das alte Sehnen loht,
Und stöhnend, zuckend sich der Herzschlag regt . . .
Dann stirbt auch das — und letztes Abendrot
Sich lächelnd still um Mund und Wangen legt.

So rollt der Stein müd' seinen Weg hinab,
Und Sand und Flint stiebt über ihn herein;
Er rollt und rollt und stockt . . . kennst du sein Grab?
Nennt es der späte Mittagssonnenschein?

Klingt das nicht bloß der tadellosen Form nach, sondern auch, wenn man jeden einzelnen Vers prüft, ganz wie ein Gedicht?! Und was ist es nun?! Nichts als ein wirres Konglomerat von Phrasen und Reminiscenzen und das Ganze blühender Unsinn. Und das Gedicht ist nicht unverständlich, als alle anderen des Buches; es giebt sogar sehr viele darunter, in welchen der Unsinn noch fühlbarer ist, zum Beispiel:

So liegt ein Stein, vergessen und verdorrt,
Auf ödem Strand, den Wellen fern umspülen —
Da rauscht die Flut . . . Sie trägt ihn ebbend fort
In ihrem Schoß die Sonnenglut zu kühlen.

Ob der verdorrte Stein wirklich diese Aufgabe erfüllen und der Flut behilflich sein kann, die Sonnenglut in ihrem Schoße zu kühlen?! Denn daß es der Stein sein soll, der die Abkühlung finden soll, verbietet die Grammatik. Ein unsinniges Bild aber bleibt's auf alle Fälle. Man sieht, Herr Sufe gehört nicht zu jenen harmlosen Nichtskönnern, die sich auf den ersten Blick als solche entpuppen, sondern zu jenen gefährlichen, die durch Selbstbewußtsein, Geschick und Belesenheit Menschen von unreifem oder unsicherem Geschmack sehr wohl über ihre wirklichen Qualitäten zu Zufall verleiten vermögen. Und darum schien es uns angemessen, über dieses Erzeugnis pretiöser und anspruchsvoller Ohnmacht rücksichtslos zu urteilen, als über die Naivetäten bescheidener Nichtskönner.

r. g.

— Heinrich Farel. Ein elsässischer Roman von L. Spach. Deutsch bearbeitet von Hermann Ludwig. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1891. Es kann fast als ein Zufall bezeichnet werden, daß „Heinrich Farel" vor nun fast sechzig Jahren nicht in deutscher, sondern in französischer Sprache erschienen ist. Denn sein Verfasser, der im Jahre 1800 in Straßburg geborene Ludwig Spach, stand als echter Sohn des damaligen Elsaß beiden Sprachen gleich nahe und seine dem Roman vorangegangenen Gedichte sind deutsche Originale. Ein längerer Aufenthalt in Paris ließ ihn dann das Französische endgültig ergreifen, doch klagt er in einer nicht veröffentlichten Selbstbiographie bitter über den Zwiespalt, den diese ihm angeborene Doppelsprachigkeit in seiner Seele wach hielt, obwohl er rastlos thätig war, denselben zum Guten auszunützen und die beiden Völker diesseits und jenseits des Rheines mit ihren gegenseitigen geistigen Produkten bekannt zu machen. Als sein eigenes größtes dichterisches Werk ist der vorliegende Roman zu bezeichnen, der ein lebhaftes und anschauliches Bild elsässischer und schweizerischer Sitten aus dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts giebt und, ohne das schwerfällige Anfzeug des historischen Romans zu gebrauchen, die geschichtlichen Ereignisse jener Zeit schildert. Es ist auch mehr die Darstellung der Sitten und Verhältnisse jener Periode, welche die Berühmtheit des Buches rechtfertigen, als die psychologische Schilderung der handelnden Personen, denn mit so vielem Ernst dieselbe auch angestrebt ist, gewinnt sie trotz ihrer Breite nicht immer die richtige Vertiefung und ermüdet zuweilen anstatt zu fesseln. Nichtsdestoweniger ist das interessante Werk wärmstens zu empfehlen und gebührt auch der Übersetzung desselben volles Lob.

r. g.

— Eine Versuchung. Roman von Sophie Junghans. (Dresden und Wien. Verlag des Universum. Hauschild 1890.) Wenn diese Autorin doch den zuweilen hausbacken und allzu nüchtern klingenden Ton aus ihren Arbeiten gänzlich verbannen wollte, sie würde noch einmal so viel wirken. Die Einschiebsel „wenn man sich so ausdrücken darf", oder „wenn der Vergleich erlaubt ist", klingen in ihrer Wiederholung nicht eben geschmackvoll. Und geschmacklos ist Frau Junghans doch sonst gar nicht. Durch ihre Romane und Novellen geht eine löbliche Einfachheit und Knappheit der Formen, daneben aber eine gewisse kühne, ernste Leidenschaft, die sie vorteilhaft aus dem Gros ihrer allzu weiblichen Kolleginnen hervorhebt. Ihre Arbeiten sind stets mit Sorgfalt und ehrlichem Fleiß durchgeführt. Figuren und Verhältnisse tragen den Stempel der Wirklichkeit. Wie der vorliegende Roman wieder zeigt, ist dagegen die Erfindung der Verfasserin nicht allzu fruchtbar. Viel neue Ideen namentlich bringt sie nicht. Auch in der „Versuchung" wird keine neue Frage aufgeworfen. Darf ein anständiger Mann die Ehre einer Frau preisgeben, wenn ihre leidenschaftliche Indiskretion ihn gesellschaftlich in falsches Licht bringt? Natürlich nein. In diesem Fall erfährt der unschuldig Angeklagte zum Schluß sogar die ihm gebührende Rechtfertigung, wie das ja zuweilen im wirklichen Leben vorkommen soll.

o. v.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Santi Pellegro.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortſetzung.)

Santi Pellegros Hoffnungen, die von allen in Forino geteilt wurden, man werde ihn in Vlandano wegen mangelnder Schuldbeweiſe bald wieder freilaſſen, erfüllten ſich nicht. Im Gegenteil verrann Woche auf Woche und man hielt ihn immer noch im Unterſuchungsgefängniſſe feſt, ja, es unterlag keinem Zweifel, daß die Herren vom Gericht an ſeine Schuld glaubten, ſo entſchieden er ſie auch leugnete, und es hieß, daß er vor die Aſſiſen von Catania geſtellt werden ſolle, um abgeurteilt zu werden.

In Forino herrſchte infolgedeſſen wilde Aufregung. Wenn man ſchon früher Santi Pellegros Verſicherungen, er ſei ſchuldlos, Glauben geſchenkt hatte, jetzt war außer der alten Tiburzia Bonera, die nicht mitgezählt werden konnte, jeder überzeugt, daß man einen Unſchuldigen gefangen halte, und man nahm leidenſchaftlich Partei für ihn. Die Wut gegen die Beamten der öffentlichen Sicherheit, die hier alle Welt ohnehin mit unbeſiegbarem Mißtrauen betrachtete, kannte bald keine Grenzen mehr. Dazu wußte man, daß Benedetta Pellegro infolge von Schreck, Angſt und Erregungen der letzten Zeit ſchwer erkrankt war. Ein hitziges Fieber hatte ſie ergriffen, das lange vergebens von den heilkundigen Weibern des Ortes mit den altbewährten Mitteln bekämpft wurde, und als ſie von ihrem Krankenlager erſtand, war ſie eine andere geworden, ſiech und abgemagert, als wäre ſie um ein Jahrzehnt gealtert. Ihr Gang hatte etwas Schleppendes angenommen, ſie geriet leicht außer Atem, und ihre Augen brannten in einem unheimlichen Feuer. Wenn man von Santi Pellegro zu ihr ſprach, weinte ſie krampfartig.

Camillo war mehrere Male nach Vlandano gegangen, um ſeinen Bruder zu ſehen, aber jedesmal hatte man ihm den Zutritt verweigert. Er verzehrte ſich faſt in dem leidenſchaftlichen Verlangen, ihm zu helfen. Jeden Abend ſaß er mit Marco zuſammen und die Beiden berieten, was zu thun ſei. Sie wären vor keiner Gewaltthat zurückgeſchent, aber Marco riet vorſichtig davon ab, ſolange noch nicht alles andere verloren ſei; denn wenn man Santi widerrechtlich befreite, durfte er auf ſeinem Grund und Boden nicht bleiben, ſondern mußte heimatlos in den Felsbergen eine Zufluchtsſtätte ſuchen. Das aber durfte nur das letzte Auskunftsmittel ſein, wenn die übrigen fehlſchlugen. Mit ſeiner heiſeren, geheimnisvollen Stimme raunte er Camillo allerlei andere Pläne und Mittel zu, um Santi von jedem Verdacht frei zu machen, der auf ihm ruhte. Dabei nahmen ſeine Augen manchmal einen ſonderbar ſtarren Ausdruck an, und ein liſtiges Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen, als wiſſe er etwas, was keiner ſonſt wußte und keiner erfahren ſollte außer einer vielleicht.

Camillo aber wollte von allen krummen Wegen, die Marco ihm andeutete, nichts wiſſen. Sie widerſtrebten ſeiner Natur und er glaubte an den endlichen Sieg des Rechts und der Unſchuld. Trotz aller Enttäuſchungen und fehlgeſchlagenen Verſuche hielt er den Mut und ſeine feurige Entſchloſſenheit aufrecht. Und endlich gelang es ihm, Santi zu ſehen. Der Richter, der ſein Belaſtungsmaterial beiſammen hatte und keine Verdunkelung des Thatbeſtandes mehr fürchtete, geſtattete ihm auf ſein wiederholtes Anſuchen, den Gefangenen in Gegenwart des Schließers zu beſuchen. Es war ein Wiederſehen, das Camillo faſt die Thränen in die Augen trieb. Nicht aus Rührung oder wehmütigen Empfindungen, ſondern vor Zorn und heißer Entrüſtung. Was hatten dieſe Wochen aus Santi Pellegro gemacht! Der ſtarke, ſelbſtiſche und kraftvolle Mann erſchien hager, bleich und zuſammengefallen, als ſei er

Digitized by Google

von schwerer Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes gebracht, kaum wieder erstanden. Er hatte seine trotzige Haltung verloren und sein kühnes Auge glomm düster. Gebückt, den mächtigen Kopf zwischen die Schultern hereingezogen, wanderte er in seiner halbdunklen Zelle hin und wieder, wie ein gefangenes Raubtier in seinem Käfig.

Camillo war erschüttert auf der Schwelle stehen geblieben. Er erkannte Santi kaum wieder. Man hatte ihm zu allem auch noch das dichte, schwarze Haar abgeschnitten und er trug nicht seine eigenen Kleider. „Santi!“ schrie Camillo leidenschaftlich auf und warf die Arme in die Höhe.

Santi blieb stehen und ein bitter-ingrimmiges Lächeln verzerrte seine zusammengebissenen Lippen. „Das haben sie aus mir gemacht,“ murmelte er, „das!“

„Heilige Gottesmutter!“ knirschte Camillo zwischen den Zähnen, „das hab' ich nicht geahnt. Nun muß ein Ende gemacht werden, — so oder so.“ Er ballte die Fäuste, er hielt mühsam an sich in seiner wilden Erbitterung, er stöhnte vor ohnmächtigem Groll.

„Ein Ende?“ Santi war dicht vor ihm stehengeblieben und zuckte mit höhnischem Auflachen die Schultern. „Sie haben mich und sie halten mich. Von hier vor die Assisen nach Catania und dann nach Nisida hinüber in die Zwangsarbeit — für Lebenszeit. Das ist das Ende.“

Er ließ sich auf seinen Schemel nieder und versank in ein dumpfes, stieres Brüten. Camillo stieß einen Schrei aus. „Das wird nicht sein, das soll nicht sein,“ raunte er mit blitzenden Augen, „eher geschieht das Äußerste. Herr Gott im Himmel, daß es soweit kommen mußte! Was ist aus Dir geworden, Santi! Du warst wie der freie Adler in unseren Bergen, und nun haben sie Dir die Schwingen gebrochen. Diese Elenden! Diese Mörder! Es macht mich wahnsinnig, Dich so zu sehen, Santi. Mein stolzer, starker Santi!“ Es brach wie ein Weinen aus seiner Brust hervor, er warf sich neben dem Gefangenen auf die Kniee nieder, er war wie außer sich vor Schmerz, Wut und Mitleid.

Santi selber rührte sich kaum und achtete kaum auf ihn. Stumpf und gebrochen hörte er das Alles mit an und Camillo begriff, daß er so auch Alles über sich ergehen lassen würde, was man weiter über ihn verhängte. Von hier war keine Hülfe mehr zu erwarten. An ihm also war es, sie zu bringen, an ihm ganz allein. Und nun gab es keinerlei Bedenken mehr, er hatte schon viel zu lange gezaudert. „Santi,“ sagte er sich fassend, während er sich enger an ihn drängte, „erzähle mir Alles, wie es steht und weshalb sie Dich anklagen.“

In den Augen des Gefangenen glomm ein Strahl des Interesses auf. Mit müder tonloser Stimme begann er zu erzählen, weshalb man ihn in der Anklage verstrickt hatte, unentrinnbar, wie ein Wild in der Schlinge. Es war festgestellt, daß Santi Pellegro in der Nacht, in welcher Tito Bonera erschossen worden, mit seiner Büchse außerhalb seines Hauses gewesen war, angeblich, um einer Wildkatze aufzulauern. Man hatte ihn in der Osteria bei Tre Capi gesehen, von wo er fortgegangen war, bald nachdem Tito Bonera daselbst eingekehrt. Der Letztere war ein ständiger Gast der einsamen, hoch über Forino in einem wilden Felsthal belegenen Wirtschaft, die durch ihren Wein berühmt war, aber wegen der bei ihr einkehrenden Schmuggler und sonstigen fahrenden Volkes in üblem Rufe stand, während Santi Pellegro fast niemals sich dort hatte sehen lassen, sodaß sein Erscheinen nicht unbemerkt hatte bleiben können. Man nahm an, daß er nur gekommen war, um sich von Tito Boneras Anwesenheit zu überzeugen, die vor Allem einer dort bedientesten Dirne gelten sollte, mit welcher jener ein Liebesverhältnis unterhielt und daß er danach gegangen war, um ihm auf seinem Heimwege aufzulauern und ihn niederzuschießen. Etwa zweihundert Schritte von der Osteria entfernt war der Mord verübt worden. Dort erhoben sich drei wunderlich geformte Hügelkuppen, die man für vulkanischen Ursprungs hielt, von verkrüppeltem, uralten Piniengestrüpp umbuscht und überwuchert. Der Platz war wie geschaffen für einen heimlichen Anschlag und hatte schon oft Verbrechern zum Unterschlupf gedient. Hier war Tito Bonera durch einen aus dem Hinterhalt abgefeuerten Büchsenschuß getödtet. In der Osteria war derselbe wohl gehört worden, aber man hatte nicht weiter Acht darauf gegeben, da häufig des Nachts Jäger in jener Gegend umherstrichen, auch bekannt war, daß man einer Wildkatze auflauerte, die gerade jetzt in der Nähe von Forino ihr Wesen trieb. Es mochten überdies in jener Nacht noch mehr Schüsse in den Bergen gefallen sein. Santi Pellegro war erst beim ersten Morgengrauen in sein Haus zurückgekehrt. Da

Digitized by Google

er weder zu Schuß gekommen war noch laut eigenem Geständnis überhaupt die Wildkatze aufgespürt hatte, die indes wiederum seinem eigenen Gehöft einen Besuch abgestattet, war sein langes Ausbleiben durch nichts zu erklären, außer wenn man annahm, daß er auf den erst um die dritte Morgenstunde aus der Osteria aufgebrochenen Tito Bonera gewartet hatte. Dann aber griffen auch alle thatsächlichen Feststellungen vortrefflich ineinander und bildeten ebenso viele Indizien, um den Strick zu drehen, der dem Gefangenen den Hals zuschnüren mußte. Santi Pellegro und Tito Bonera hatten von jeher als Gegner gegolten, wenn auch eine eigentliche Feindschaft noch nicht zwischen ihnen zum Ausbruch gekommen war. Sie hatten um das gleiche Weib geworben und man erinnerte sich des Schwurs, den Santi Pellegro damals geleistet, eher zum Mörder zu werden, als Benedetta Montabonn je einem Anderen zu überlassen. Sie war dann sein geworden, aber es blieb nicht verborgen, daß Tito Bonera sie noch immer mit verlangenden Blicken betrachtete und daß Benedetta Pellegro ihn gern sah. Was Wunder, wenn die lange im Geheimen glimmende, eifersüchtige Gegnerschaft zwischen den beiden Männern endlich Gelegenheit gefunden, um zu wildem Haß emporzuloderu und daß sie dann zu einer jähen Katastrophe geführt hatte! Bezeichnend genug war es ja, daß auch von vornherein die allgemeine Volksstimme Santi Pellegro als den Mörder genannt hatte, noch ehe man nur die Verdachtsmomente kannte, die thatsächlich dafür zeugten, daß er es sei. Man wußte keinen Anderen, dem die That zuzutrauen war und der Gründe dafür haben konnte, sie zu begehen. Es hatte gar keine Meinungsverschiedenheit darüber bestanden, daß Santi Pellegro der Mörder sei, instinktmäßig hatte ihn jeder dafür erklärt, man hatte gar nicht begriffen, daß er sie in Abrede stellte. Dem gegenüber bewies es für den Richter nichts, daß man nachher zu anderer Überzeugung gelangt war, daß man Santi Pellegro nicht mehr zu beschtigen wagte, nachdem er sich für schuldlos ausgegeben hatte, daß man sogar leidenschaftlich die Überzeugung von seiner Schuldlosigkeit aussprach. Die Persönlichkeit dieses Mannes, sein Ansehen in der Gemeinde und die Bedeutung, die seine Stimme dort besaß, übten eben eine Macht aus, der Niemand zu widerstehen vermochte; durch das bloße Gewicht seines Namens erdrückte er die wider ihn erhobenen Anklagen. Dazu kam, daß hier zu Lande das richterliche Einschreiten in allen Fällen, wo das fünfte Gebot verletzt worden war, als ein unberechtigter Eingriff in die persönlichen Pflichten und Rechte der Angehörigen des Ermordeten angesehen wurde und daß man um deswillen den öffentlichen Dienern der Gerechtigkeit von vornherein mit Mißtrauen und Übelwollen entgegenkam. Nicht also der spätere Umschlag der Volksstimmung, sondern nur die anfängliche allgemeine Anklage, die gegen Santi Pellegro erhoben worden war, konnte für den Richter ins Gewicht fallen. Für ihn war der Fall entschieden.

Santi spach von alledem in der ihm jetzt eigenen Weise zu Camillo. Eine ungehemte Hoffnungslosigkeit redete aus seinen Worten Er hatte verlangt, daß man ihm einen Advokaten schickte, mit dem er sich besprechen konnte und der nachher seine Verteidigung übernehmen sollte, wenn es zur öffentlichen Verhandlung seines Falles kam. Man hatte seinem Wunsche auch gewillfahrt, aber der Advokat, dem er Alles vorgetragen und der Einsicht in die Akten genommen, hatte ihm wenig Hoffnungen gemacht. Wenn er nicht glaubhaft nachweisen könne, daß er in jener Nacht vom Thatorte fern gewesen, oder doch genügend erkläre, weshalb er nicht vor Morgengrauen nach Hause zurückgekommen, sei an keine wirkungsvolle Verteidigung zu denken, hieran müsse Alles scheitern. „Und es ist der geschickteste Advokat von Catania," setzte Santi hinzu, „und ich habe ihm mein halbes Vermögen geboten, wenn er mich frei redet. Er kann nicht. Ich bin ein verlorener Mann."

Der Schließer endete hier die Unterredung der Brüder, und Camillo mußte den Heimweg antreten. Er umarmte Santi in heftiger innerer Bewegung und flüsterte ihm zu: „Behalte Mut, ich beschwöre Dich! Wir machen Dich frei, es mag kommen wie es will. Du sollst nicht schuldlos gerichtet werden." Dann ging er. Wie ein Trunkener trat er auf die Gasse hinaus, das blendende Sonnenlicht des Frühlingsnachmittags, das sie erfüllte, that ihm weh. Während er den steilen Sammpfad aus der Stadt in sein heimatliches Bergdorf hinaufklomm, wälzte er wilde Gedanken in seiner Seele umher. Hier mußte Marco helfen, und er selbst hatte schweres Unrecht begangen, nicht eher auf dessen Ratschläge

Digitized by Google

zu hören. Auch wenn sie noch Furchtbareres gefordert hätten, jetzt mußten sie befolgt werden; jedes Mittel war berechtigt, um dieser unerhörten Schändlichkeit ein Ende zu machen, die zum Himmel aufschrie. Benedetta und Santi, Beide gingen zu Grunde an dem Frevel, den man unter dem Schein des Rechts an Santi zu verüben wagte. Es war ein Glück, wie seltsam dieses auch war, daß Santi mit keinem Wort nach Benedetta gefragt hatte. Wie hätte Camillo diesem gebeugten und bis zur völligen Hülflosigkeit gebrochenen Manne die Kunde beibringen sollen, daß seiner ein sieches Weib daheim wartete, das nicht mehr Herrin ihrer gesunden Sinne war, es vielleicht niemals wieder werden konnte! Eine ungeheure Traurigkeit kam über Camillo, die aber bald wiederum einer heißen, wilden Empörung wich, die in ihm emporstieg. Er bäumte sich auf gegen Alles das, was man zum Hohn nur Recht und Gerechtigkeit nannte. Ein Kampf dagegen bis aufs Messer, ein Kampf mit allen Mitteln, auch den abscheulichsten, erschien ihm nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten; und er wollte ihn jetzt kämpfen.

Abends erfuhr Marco Alles wieder, was Camillo erlebt und gehört. Außer ihm brauchte keiner davon zu wissen. Mit zornig blitzenden Augen und grollender, manchmal von Thränen halb erstickter Stimme schilderte Camillo seine Eindrücke, wiederholte er Santis Bericht von der Trostlosigkeit, von der Aussichtslosigkeit seiner Lage. Und nun dürfe man nicht länger zögern, schloß er endlich, nun müsse gehandelt werden, und er sei bereit, das Äußerste zu wagen.

Marco hatte mit vorgebücktem Kopf, die Augen geschlossen, die Arme übereinandergelegt, zugehört, ohne noch ein Wort dazwischenzuwerfen. Dann sagte er achselzuckend: „Gewalt? Das bringt ihn um Haus und Hof und Dich auch, wenn Du Dich preisgiebst. Mit List muß mans machen. Betrug gegen Betrug! Wollen die Herren vom Gerichte die Gerechtigkeit betrügen und einen Unschuldigen einkerkern, so betrügt man sie eben wieder. Man muß sie in ihrem eigenen Netz saugen, verstehst Du?"

Camillo verstand kein Wort davon. Aber Marco machte ihm ganz klar, um was es sich handelte. Der Advokat hatte es ja Santi Pellegro selber gesagt, er müsse nachweisen können, daß er in der verhängnisvollen Nacht, fern vom Thatort gewesen und daß er guten Grund gehabt, erst beim Anbruch des Tages in sein Haus zurückzukommen, sonst sei er geliefert. Nun also: diesen Nachweis müsse man erbringen. Und da man ihn auf geradem Wege nicht erbringen könne, müsse man dazu einen krummen einschlagen, dazu sei man berechtigt und das Gericht verdiene es garnicht anders.

Dem stimmte Camillo bei, aber den Weg, der zum Ziel führen sollte, sah er noch immer nicht. „Einen falschen Eid wird Santi niemals schwören", sagte er, „und sie würden ihm auch nicht glauben. Sie wollen einen Thäter, und weil sie keinen Schuldigen sonst finden können, nahmen sie ihn."

Marco ließ ein leises Lachen hören. „Wenn er keinen falschen Eid schwören will, kann's ja ein Andrer", meinte er leichthin.

„Du?!" Camillo sah den Sprecher mit entsetzten Augen an. „Es bleibt eine Todsünde, Marco."

„Pah! Wenn man sich die richtige Buße auferlegen läßt, erhält man Absolution dafür. Und herauskommen wird's nie. Aber wenn ich auch bereit wäre, es zu thun, — was thät' ich für Santi Pellegro nicht, wo es sich um Freiheit und Leben für ihn handelt? Du thätst es ja auch, Camillo! — wir Zwei werden ihm nicht helfen können. Du bist sein Bruder und ich bin sein Knecht, uns glaubt man nicht. Und dann: was könnten wir auch wissen, da wir im Hause waren und er draußen, wo er die Nacht zugebracht hat? Nein, nein, ein Andrer muß es thun, ein Unbeteiligter, der es wissen kann. Und wenn dieser Andre ein Weib wäre und sagte aus, daß Santi Pellegro sich unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehn, nur fortgestohlen hat, um heimlich zu ihr zu schleichen, und daß er deshalb allein jetzt nicht reden will, damit es nicht auskommt, und lieber als ein Mörder dastehn möchte, als vor aller Welt seinem Weibe —"

Seine Stimme hatte sich in ein kaum mehr vernehmbares Flüstern verloren. Nun brach er ab, weil Camillo aufgesprungen war, und in stürmischer Aufregung hin- und herlief. Marco verfolgte ihn mit lauernden Blicken, aber ohne sich zu rühren. Plötzlich blieb Camillo dicht vor ihm stehn und machte eine Geberde tiefsten Abscheus gegen ihn. „Wer hat Dir das eingegeben?" fragte er in verächtlichem Ton und schüttelte sich, als ob er sich von etwas Widrigem

Digitized by Google

befreien wollte. „Das ist ein nichtswürdiger Plan. Das kann nie geschehen."

Marco zuckte die Achseln. „Ich weiß nichts Besseres. Dann thu', wie Dir gut dünkt."

Er hockte jetzt völlig teilnahmlos auf seinem Platze und zog nach einiger Zeit, während Camillo immer noch in sich versunken, manchmal energisch den Kopf schüttelnd, den Rauch in der Länge und Breite durchmaß, seine kurze Pfeife hervor, die er umständlich in Brand setzte. Dann paffte er in kurzen, raschen Zügen kleine, graublaue Dampfwolken vor sich hin und starrte mit untergeschlagenen Armen zur Decke hinauf. Camillo blieb endlich abermals stehn, setzte sich neben ihn, legte den Kopf in die beiden aufgestützten Arme, rieb sich mehrmals die Stirn, seufzte und schlug endlich mit der Faust dröhnend auf die Bank, auf der sie saßen. „Unmöglich! Es geht nicht." Und als Marco keine Antwort gab, sondern ruhig fortrauchte, setzte er nach einer Weile müde, wie aufstöhnend hinzu: „Benedetta würd' es nicht überstehn."

„Die brauchte es ja garnicht zu erfahren, weshalb er freikommt", warf Marco hin.

„Und die Leute!"

„Seit wann hat Santi Pellegro nötig, danach zu fragen, was die Leute über ihn reden? Und seit wann ist ein Mann ehrlos geworden, weil er einmal Nachts zu einer Andren geht? Es müßt' viel Ehrlose in Forino geben! Und daß Santi Pellegro lieber den Verdacht hat auf sich ruhen lassen, ein Mörder zu sein, als sich durch sein Geständnis zu befreien, wo er in jener Nacht gewesen, wird man ihm hoch genug anrechnen, denk' ich. Mit seinem Willen kommt die Wahrheit ja nicht an's Tageslicht. Und gerade weil er Grund genug gehabt haben könnte, sie zu verschweigen, und weil er's verschmäht hat, von dem einzigen Rettungsmittel Gebrauch zu machen, das ihm blieb, wird man ihm bei Gericht jetzt seine Unschuld glauben. Das ist klar. Sonst würde man bei jedem Unschuldsbeweis argwöhnisch werden, weil er ihn nicht eher benutzt hat, hier wird man's begreifen."

Marco redete das Alles zwischen kurzen Rauchstößen aus seinem Pfeifenrohr mit leiser, aber scharf eindringender Stimme. Es war etwas in seinen Worten, wogegen Camillos ganzes Inneres sich empörte und wogegen er dennoch keinen Einwand wußte. Das Alles war ja so, wie Marco es sagte, die unumstößliche Wahrheit. Und er selber kannte kein andres Mittel, Santi zu befreien; wie sehr er sich die Seele auch zermartern mochte, er fand keines. Er hatte sich das Alles ganz anders gedacht. Man hatte Santi aus dem Gefängnisse oder während seiner Überführung nach Catania mit Gewalt befreien sollen; ganz Forino hatte sich daran beteiligen sollen, um ihn im Triumph in die Heimat, zu seinem Hause, zu seinem Weibe zurückzugeleiten. Das wäre nach seinem Sinne gewesen. Aber er mußte ja begreifen, daß alles das unausführbar war, daß es Santi heimatlos machen, daß es alle die Helfershelfer der strafenden Gerechtigkeit überliefern würde. Und Marcos Plan war mit teuflischer Schlauheit ersonnen, er war unfehlbar. Wenn es ein Weib gab, das beschwören wollte, Santi war in jener Nacht bei ihr gewesen, mußte man ihn freigeben. Und frei mußte er ja werden, frei um jeden Preis! „Wer ist die, die den Eid leisten soll, Marco?"

Es kam über Camillos Lippen, wie mit einer letzten Hoffnung, es werde kein Weib geben, das sich zu jenem Betruge, zu jenem Meineide verstand, und man werde dennoch auf ein andres Mittel sinnen müssen. Aber Marco versetzte ruhig: „Assunta Dotti."

„Die?!"

„Sie hat ihn gern, sie wird Alles für ihn thun. Der Priester wird sie absolvieren. Santi Pellegro ist ja unschuldig. Und es kann nicht Gottes Wille sein, daß ein Unschuldiger schwere Strafe erleidet." Camillo nickte nachdenklich vor sich hin. Das war wiederum wahr. „Ich muß erst mit Santi sprechen", sagte er endlich. „Wir dürfen ohne seinen Willen nichts thun. Gleich morgen will ich wieder zu ihm." Marco zuckte die Achseln, ohne mehr etwas zu erwidern. So trennten sich die Beiden.

Andern Tages ging Camillo abermals nach Mandano hinab. Er hatte diese Nacht keinen Schlaf gefunden und sein Herz war schwer. Aber zu einem andren und besseren Entschlusse, als gestern, war er nicht gekommen. Noch immer lebte eine stille Hoffnung in ihm, von der er sich selber keine Rechenschaft zu geben wagte: Santi werde nicht zugeben, daß man ihn durch einen falschen Eid frei machte, werde nicht als Ehebrecher vor Detta und vor den Leuten dastehen wollen, da es doch nie auskommen durfte, daß Assunta Dotti beschworen hatte, was nicht gewesen war. Was freilich werden sollte, wenn

Digitized by Google

Santi sich weigerte, wußte Camillo nicht; nur der instinktive Widerwille gegen die Lüge war in ihm wach, die mit einem Schwur bekräftigt werden sollte und aus der doch nur schlimmes entstehen konnte.

Er hatte heute Mühe, zu Santi zu gelangen. Man sagte ihm endlich, das häufigere Besuche bei dem Untersuchungsgefangenen nicht gewährt werden könnten, und daß er seinem Bruder vor der Verhandlung vor den Assisen nur dies eine Mal noch sehen dürfe. Alles drängte also zur Entscheidung. Als Camillo den gebrochenen Mann in der Zelle wiederfand, dessen Anblick ihm gestern zornige Thränen erpreßt hatte, schwanden seine letzten Bedenken und er schämte sich seiner feigherzigen Regungen. Wie war hier noch ein Zaudern möglich?

Als die Brüder sich umarmt hatten, sagte Camillo: „Du wirst nun bald frei werden, Santi. Man weiß jetzt, wo du in jener Nacht gewesen bist, als Tito Bonera erschossen wurde. Wenn es vor Gericht bezeugt wird, muß man dich frei lassen!"

Santi sah den Sprecher mit einem fast blöden Ausdruck an. Dieser aber fuhr leiser, mit einem vieldeutigen Blick auf den Wärter, der ihrer Unterredung beiwohnte, fort: „Du warst bei Assunta Dotti in Campiglio. Sie hat es selbst zugestanden, aber sie will es nicht eher bezeugen, als bis du es erlaubst. Sie fürchtet sich vor Benedetta. Wenn es aber kein andres Mittel giebt — und wenn man weiß, wo du damals gewesen bist, kannst du den Mord nicht verübt haben." —

In Santi Pellegros düster verschatteten Augen war ein Strahl des Verständnisses aufgekommen. Er murmelte Camillos Worte nach: „Wenn man weiß, wo ich gewesen bin, kann ich den Mord nicht verübt haben." — Dann ging ein Zucken durch seinen ganzen Körper hin und er griff tastend nach Camillos Hand, um sich daran zu halten. Es packte ihn, wie ein Schauer. Dann bohrten sich seine Augen glühend in die des Bruders und er stieß mit einem röchelnden Ton heraus: „Sie will es bezeugen?"

„Wenn du es erlaubst, Santi." Auch Camillo bebte am ganzen Körper.

Santi ließ die Hand los. „Thut was ihr wollt. Mir ist alles gleich. Wenn ich nur frei werde!" Er hatte sein Gesicht abgewandt und starrte vor sich hin. Eine dumpfe, schwüle Stille trat ein. Sie hatten jeder eine Frage an den Andern auf den Lippen, aber keiner sprach sie aus. Sie wagten überhaupt nicht, zu sprechen; es war, als fürchteten sie sich davor, noch einmal an dem zu rühren, was nun ausgesprochen worden war und was nicht mehr zurückgenommen werden sollte, was aber ein einziges Wort hätte umstoßen können: Benedetta.

„Ich will nun wieder gehn", sagte Camille nach einer geraumen Weile, schwer atmend.

Und Santi Pellegro erhob keinen Einspruch. Er sprach nichts mehr, er reichte dem Bruder wortlos die Hand zum Abschied. „Leb' wohl, Santi!" Camilla hatte sagen wollen: „Auf baldiges Wiedersehn!" Er brachte es nicht heraus. Er stürmte davon.

* * *

Santi Pellegro kam nach Forino heim. Die Kunde hatte sich schon am Vortage seiner Rückkehr dort verbreitet, und man hatte darüber beratschlagt, ob ihm ein festlicher Empfang zu Teil werden solle. Die Genugthuung über seine endliche Befreiung war eine allgemeine; selbst diejenigen, die ihn wegen seines stolzen, und unzugänglichen Wesens haßten, gönnten ihm die Freiheit, und der Behörde die Niederlage, die ihr noch in letzter Stunde bereitet worden war und nun Spott und Schadenfreude hervorrief. An Santis Unschuld zweifelte außer der alten Tiburzia kaum Einer mehr, seit er die That geleugnet hatte, und nun selbst das Gericht ihn freiließ, nicht etwa wegen mangelnder Schuldbeweise, sondern, weil seine Unschuld klar erwiesen worden war, hätte er wohl Anspruch gehabt auf eine Feier, welche die gesamte Gemeinde bei seinem Heimkommen beging. Der Sindaco selber hatte eine solche angeregt. Aber Camillo Pellegro hatte dringend gebeten, daß man es bei dem guten Willen bewenden lasse, eine derartige, festliche Veranstaltung sei sicherlich nicht nach dem Sinne seines Bruders, der überdies krank aus der langen unschuldig verbüßten Haft heimkehre und zu Hause ein sieches Weib finde an Stelle des blühenden, das er damals verlassen. Santi werde gewiß Allen danken, die so freundliche Absichten gehegt, und eine Geldsumme spenden, damit auch die Armen einen guten Tag hätten, aber ihn selber möge man still in sein Haus wieder einziehen lassen.

Und so geschah es denn auch. Man erfuhr die Stunde garnicht, in welcher Santi eintreffen

Digitized by Google

wollte, und vergebens warteten etliche Neugierige auf ihn, die sehen wollten, ob er sich wirklich so verändert habe, wie das Gerücht ging. Erst bei einbrechender Dunkelheit, als man in den Osterien schon das große Ereignis des Tages feierte, und kaum Einer mehr an den eigentlichen Helden desselben dachte, kam Santi Pellegro wirklich. Der Weg war ihm schwer geworden. Er war des Gehens nicht mehr gewohnt, und die lange Kerkerhaft hatte seine herkulischen Kräfte geschwächt; dazu machte die Aufregung im Verein mit der weichen, erschlaffenden Frühlingsluft ihn schwindeln. Camillo war ihm eine weite Strecke entgegengegangen. Er stützte Santi manchmal beim Bergaufgehn, dennoch mußten sie häufig rasten, damit Santi wieder zu Atem kam. Es war ihnen auch beiden recht, daß es dunkel sein würde, wenn sie Forino erreichten.

Santi, der seine eigene Kleidung wieder trug, die man ihm bei seiner Entlassung zurückgegeben, hüllte sich dicht in den Mantel, den Camilla für ihn mitgebracht, als sie dem Ort nahegekommen. Bei der letzten Rast erst fragte er nach Benedetta. Sie hatten sonst fast nichts auf ihrer Wanderung gesprochen. Nun erfuhr er, wie es um sie stand und daß sie all' die Zeit her krank und elend gewesen. „Warum sagtest Du mir's nicht früher?" fragte Santi düster.

„Du hast mich nie danach gefragt", erwiderte Camillo, „und Du littest genug."

Dann schwiegen sie eine Weile, bis Santi wieder fragte: „Weiß sie's, weshalb ich freikam?"

„Von mir nicht", sagte Camillo ausweichend. „Marco meint, man würd' es ihr verbergen können, aber ich glaube nicht daran. Das ganze Dorf weiß es ja, Alle reden davon. Einmal erfährt sie's doch. Und darum wär es vielleicht besser, sie erführe es gleich."

„Die ganze Wahrheit?" fragte Santi zögernd.

„Nein, nein. Daß Du den Falscheid duldetest und annahmst, würde sie Dir nie vergeben. Und dann ist sie ein Weib, Santi, und zudem manchmal ihrer Sinne nicht ganz Meister. Was bürgte dafür, daß sie immer schweigen würde? Besser du läßt sie glauben, was alle Welt glaubt: Daß Assunta Dotti die Wahrheit beschworen hat, das kann sie verzeihen."

„Glaubst du?" Santi schüttelte langsam den Kopf und ein trübes Lächeln glitt ihm um die Lippen. „Gerade, weil sie ein Weib ist. — Das vergiebt kein Weib, auch das beste nicht. Aber Du hast Recht, auch die Wahrheit darf sie nicht wissen, die am Wenigsten. Und so ist alles eins. Wie es gewesen ist, kann es nie wieder zwischen uns werden. Ich wollte, sie wüßte es schon, Camillo. Wenn sie es später von einem Andren erfährt, wird sie glauben, daß ich sie doppelt betrügen wollte, und erst recht unversöhnlich sein."

Als Camillo nichts mehr hierauf antwortete, fragte Santi: „Was redet man in Forino?"

Camillo zuckte die Achseln, „Man hätte es Dir nicht zugetraut, aber man glaubt es und findet es verzeihlich. Daß Du lieber monatelang die Kerkerhaft geduldet hast, als Assunta Dotti zu verraten und Benedetta durch die Wahrheit wehe zu thun, daß du lieber als Mörder gelten wolltest, denn als Ehebrecher, und Assunta Dotti geschont hättest, wenn sie nicht selber aus Gewissenspein geredet hätte, rechnet man Dir hoch an. Sie finden Alle, daß Du wie ein galantuomo gehandelt hast, der du immer warst. Die Weiber nehmen dich besonders in Schutz. Assunta Dotti wird viel angefeindet, weil sie zu lange geschwiegen hat."

„Sprachst du mit ihr?"

„Nein. Ich wollte nicht; ich habe sie garnicht gesehn. Es ging Alles durch Marco."

Wieder schwiegen sie Beide und schweigend brachen sie endlich auf. „Was glaubt man von Tito Boneras Mörder?" fragte Santi plötzlich.

„Daß ein Schmuggler oder Brigant, der bei dem Tre Capi auf die Sbirren gelauert, ihn aus Irrtum niedergeschossen hat, als er in der Dunkelheit des Weges kam."

„So wird es sein", murmelte Santi.

Sie hatten Forino erreicht. Unwillkürlich traten sie leiser auf, um durch ihre auf dem spitzigen Steinpflaster hallenden Schritte nicht die Neugierigen vor die Häuser zu locken, an denen sie vorüber mußten. Durch die hell erleuchteten Scheiben der Osteria del Monte gewahrten sie die angesehensten Männer des Orts in der großen Gaststube beim Wein zusammensitzen und ihr Gelärm scholl in die stille Gasse hinaus. Man trank drinnen auf Santi Pellegro's Freilassung und sein Wohl. Er selber aber schlich sich, wie ein Verbrecher, währenddessen heimlich und ungesehen in sein Haus zurück.

Als es vor den beiden Männern wie eine wuchtige, schwarze Masse auftauchte, hob sich Camillos Brust unter einem tiefen Atemzuge.

Digitized by Google

Dann sagte er halblaut, wie zu sich selber: „Ich wollte, es hätte ein andres Mittel gegeben, um Dich frei zu machen.“

„Ich wollte es auch“, versetzte Santi heiser. Dann traten sie ein.

Camillo hatte auch den Lenten im Hause nichts gesagt, wann Santi heimkommen würde. So erwartete ihn Niemand. Die Abendmahlzeit war schon zu Ende und in der Vorhalle befand sich keiner, als Marco, der in einem Winkel seine Pfeife rauchte und dabei halb eingenickt zu sein schien. Als er die Männer eintreten sah, erhob er sich aber doch rasch und kam Santi mit ausgestreckter Hand entgegen. „Seid gegrüßt, Herr!“ sprach er, nichts weiter.

Santi drückte die dargereichte Hand stumm. Er hatte nicht den Mut, Marco in's Gesicht zu sehen, weil er fürchtete, dort ein Lächeln geheimen Verständnisses zu lesen, das ihm peinvoll gewesen wäre. Er hatte überdies die Empfindung, daß er sich Marco gegenüber durch das, was er ihm schuldete und was er von ihm angenommen, seines Herrenrechts begeben habe, daß jener ihm jetzt ebenbürtig, wenn nicht gar ihm überlegen sei. Das, was geschehen war, zerriß mit einem Male die Bande, die ihn bis dahin an Marco, als an den treuesten Knecht gefesselt hatten, den er wohl wollte. Er fühlte gegen den Mitwisser eines furchtbaren Geheimnisses nur noch einen instinktiven Haß, hinter dem sich eine feige Angst verbarg. Von dem allen aber verriet er jetzt nichts, sondern mühte sich, ganz so zu erscheinen, wie früher, und eine Fassung zu zeigen, von der sein Inneres nichts wußte. Er wollte sogar den Eindruck wecken, als sei nichts ungewöhnliches geschehen, und er komme nur nach längerer Abwesenheit als der Frühere heim.

„Wo ist meine Frau?“ fragte er, den Mantel abwerfend.

Marco wußte es nicht oder wollte es nicht wissen. „Sie wird im Dorf sein“, sagte er. „Kein Mensch wußte ja, wann der Padrone heimkommen würde, auch die Padrona nicht. Als es Abend wurde, glaubten wir, der Padrone käme heute überhaupt nicht mehr.“

Santi fühlte sich unangenehm berührt durch diese Nachricht. Seit wann ging Benedetta nach der Weise der übrigen Frauen Abends zu den Gevatterinnen, um zu schwatzen? Es sah ihr so wenig gleich. Freilich: er mußte ja überhaupt darauf vorbereitet sein, eine Andre wiederzufinden als er verlassen hatte. Sein Herz krampfte sich in wildem Weh zusammen. Eine heiße, schmerzliche Sehnsucht nach seinem Weibe überkam ihn plötzlich mit elementarer Gewalt. Und wenn sich auch ein leises Grauen darein mischte, sie jetzt und so in seine Arme schließen zu sollen, ihn verlangte dennoch stürmisch danach. Dies Warten, wo er am Ziel zu sein geglaubt hatte, war ihm furchtbar. Er war daheim und fühlte sich nicht daheim.

Er hatte sich Wein bringen lassen, und setzte sich an dem abgeräumten Tische nieder, um zu trinken. Zu essen verschmähte er, aber sein Durst war groß. Den Kopf in die Arme gestützt, saß er da und stürzte ein Glas nach dem andern hinunter. Der Wein war schwer und feurig und Santi Pellegro hatte lange keinen mehr getrunken; er rann ihm, wie Glut, durch die Adern. Je länger es währte, bis Benedetta nach Hause kam, um so mehr trank Santi. Er wollte alles hinunterspülen: seine Unruhe, seinen Groll, seine Begierde. Er redete auch Camillo zu, er solle trinken, der aber rührte das Glas nicht an, das gefüllt vor ihm stand. Marco und er saßen schweigend und leisteten Santi Gesellschaft; es war, als ob keiner von ihnen wisse, wovon er reden solle, weil keiner das berühren wollte, was doch allein zu dieser Stunde ihm sein Inneres erfüllte. Dies Schweigen war Santi peinvoll und dennoch brach er es nicht, er trank nur in noch kürzeren Zwischenräumen sein Glas leer. Er hatte sich den ersten Abend zu Hause anders vorgestellt.

Endlich ging Marco. Er sagte, er sei müde und wolle schlafen. Dann fügte er hinzu: „Vielleicht ist die Padrona doch schon lange wieder daheim. Sie kommt jetzt manchmal durch die Gartenpforte zurück und keiner weiß, wann sie geht und kommt. Gute Nacht, Padrone. Die heilige Jungfrau segne euren Eingang! Schlaft wohl!“

Er stieg langsam die knarrenden Stufen der Holztreppe in seine Kammer hinauf. Santi hatte seinen Stuhl geräuschvoll zurückgeschoben und sich schwerfällig erhoben. Eine zitternde Unruhe lag jetzt in seinen Mienen, etwas wie Angst starrte aus seinen glasigen Augen. Instinktmäßig reichte er Camillo die Hand zum Gutenachtgruß, er hatte die Empfindung, daß er allein sein müsse bei dem, was nun kommen konnte. Camillo ging und Santi trank stehend noch einmal sein Glas leer, weil er fühlte,

Digitized by Google

daß seine Kniee wankten. Dann ging er, die brennende Lampe in der Hand, unsicheren Schrittes auf seine Kammerthür zu.

Als er die Hand auf den Drücker derselben legte, merkte er, daß sie von innen verriegelt war. Ein ungeheurer Zorn packte ihn. Er rüttelte so heftig an dem Schloß, daß die Finger ihn schmerzten. „Wer ist da?“ fragte plötzlich von drinnen eine Stimme. Es war die Benedettas.

Santi erkannte sie und ein irrer Schauer durchlief ihn, kalte Tropfen perlten auf seiner Stirn. „Ich bins. Was solls, daß Du Dich einschließest? Wo warst Du überhaupt, daß Du mich nicht empfingst und willkommen hießest? Wußtest Du nicht, daß ich heute heimkäme?“

„Ich wußte es.“

„Nun? Und das ist Dein Empfang? Was soll das alles bedeuten?“

„Ich konnte Dich heute nicht mehr sehen, Santi, ich konnte es nicht. Morgen — morgen“ —

„Mach die Thür auf!“ herrschte er mit heiserer, grollender Stimme.

„Ich habe Dein Bett nebenan aufschlagen lassen, Santi. In meine Kammer darfst Du nicht mehr, — nicht heute und nie.“

Es klang sanft und liebevoll, aber doch so entschieden, wie er sie noch niemals im Leben hatte sprechen hören. Kein Zweifel also: sie wußte alles; sie hatte es heute Abend erfahren, als er schon auf dem Heimwege gewesen, vielleicht erst, als er schon daheim war. Und dann hatte sie ihn nicht mehr sehen können. Morgen wollte sie ihn wieder sehen, aber in ihre Kammer durfte er niemals wieder; so wie früher, konnte es niemals mehr zwischen ihnen werden.

(Fortsetzung folgt.)

„Auch deines Geistes frommes Licht...“

Auch deines Geistes frommes Licht
Und deines Leibes Pracht
Sind mehr als ein Gedanke nicht,
Den die Natur gedacht.

Den sie gedacht in heilger Glut,
Bei dem für kurze Frist
Sie selbst gefällig lächelnd ruht —
Und den sie dann vergißt.

Rudolf Knuffert.

Sonntagswanderung.

Links und Rechts ein Glockenklingen,
Festtagleuchtend ruht die Welt.
Hell umflirrt von Schmetterlingen
Wand're ich durch's Blumenfeld.

Weihrauchwölklein seh' ich steigen
Durch das goldne Sonnenlicht,
Was mein Herzgott mir will zeigen
Fassen hundert Kirchlein nicht!

Alfred Keelschen.

„Das Menschenherz ist dunkel...“

Das Menschenherz ist dunkel,
Gleichwie ein Bergesschacht,
Willst du den Schatz ergründen,
Hab' ja des Weges Acht!

Gehst treulich du zu Werke
Und gräbst du mit Geschick:
Da giebt's in jedem Herzen
Wohl einen Silberblick!

Carl Möncheberg.

An der Unstrut.

Mit leisem Rauschen ziehn dahin
Des Flusses dunkle Wellen,
Bis sie am mondbeglänzten Wehr
In Silberduft zerschellen,
Und schmelzend singt die Nachtigall
Ihr Lied im schönen Unstrutthal.

Da taucht am steilen Rand empor
In wallendem Gewande
Des alten Freiheitshelden Geist,
Hält Umschau weit im Lande
Und hebt die Hände dann zumal
Und segnet Berg und Fluß und Thal:

Rings auf den Höhn ist längst verstummt
Das Rauschen in den Bäumen,
Die Reben nur am Bergeshang
Erzittern leis und träumen
Vom ersten weichen Sonnenstrahl,
Der blütenweckend schwebt ins Thal.

Du schönes Land, so oft getränkt
Vom Blut der Kampfesscharen,
Gott schirm dich heut und immerdar
Vor Nöten und Gefahren!
Vorüber sei die Zeit der Qual,
Nun blüh im Frieden, schönes Thal!

Georg Karl Herrott.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Tartüff.

Lustspiel in fünf Akten von **Molière**. In deutschen Versen von **Ludwig Fulda**.

Vierter Akt.

Erster Auftritt.

Cleant. Tartüff.

Cleant.

Ja, davon spricht man, und ich sag' es offen,
Ihr Ansehn läuft bei diesem Lärm Gefahr,
Und weil ich Sie zum Glücke hier getroffen,
Will ich mit Ihnen reden klipp und klar:
Den Vorfall selber laff' ich außer Acht;
Ich nehm' ihn gern von seiner schlimmsten Seite,
Doch hat auch Damis Unrecht in dem Streite,
Und fiel auf Sie ein fälschlicher Verdacht,
So sollten Sie vergeben als ein Christ,
Damit nicht Rachedurst Ihr Herz versuche,
Und nicht gestatten, daß um solchen Zwist
Ein Vater seinen eignen Sohn verfluche.
Ja noch einmal; ich kann's nur unterschreiben,
Wenn alle Welt darüber sich entsetzt;
Mein Rat ist, daß Sie Frieden stiften jetzt
Und nicht zum Äußersten die Sache treiben.
Drum legen Sie den Zorn demütig nieder
Und geben Sie dem Sohn den Vater wieder.

Tartüff.

Ging' es nach meinen Herzen, o wie gerne!
Ich denke seiner ohne Bitterkeit,
Hab' ihm verziehn; ein Vorwurf liegt mir ferne,
Und ihm zu dienen wär' ich stets bereit.
Doch daran hindert mich der Finger Gottes;
Kommt er zurück, dann ist's an mir zu weichen.
Nach seiner That, die wahrlich ohne Gleichen,
Wär' unser Umgang stets ein Quell des Spottes.
Der Himmel weiß, was man vermuthen müßte.
Hätt' ich mich gar so mitleidvoll gestellt
Und hätt' aus Furcht geschont den Feind,
Um ihn dadurch zum Schweigen zu verpflichten.

Cleant.

Ausflüchte sind das Alles und Geschichten,
Die sehr weit hergeholt sind, wie mir scheint.
Hat Gott Sie mit dem Richteramt beschwert,
Und braucht er Sie zur Strafe der Verbrechen?
Ihm, ihm allein liegt ob, die Schuld zu rächen:
Bedenken Sie, daß er Vergebung lehrt,
Und daß ein solch Gebot aus Gottes Mund
Weit wicht'ger ist als Klatsch auf Markt und Gassen.
„Man könnte glauben!" Ist das auch ein Grund
Um gute Thaten ungethan zu lassen?
Nein, nein, wer auf den Wegen Gottes wandelt,
Den kümmern solche Sorgen nie.

Tartüff.

Ich sagte schon, das ihm mein Herz verzieh;
Das heißt gewiß nach Gottes Wort gehandelt.
Jedoch nach diesem Auftritt, dieser Kränkung
Gebietet Gott mir nicht, mit ihm zu leben.

Cleant.

Gebietet er vielleicht, Gehör zu geben,
Sobald von Launenhaftigkeit verführt
Der Vater Sie belehnt mit einer Schenkung,
Die Anderen nach Recht und Pflicht gebührt?

Tartüff.

Wer mich nur halbwegs kennt, der glaubt wohl schwerlich,
Daß ich aus Habsucht mich dazu verstand.
Die Schätze dieser Welt sind mir entbehrlich;
Mich blendet nicht der trügerische Tand.
Und hab' ich diese Güter angenommen,
So reifte wahrlich mein Entschluß
Nur dadurch, daß ich fürchten muß,
Sie möchten sonst in schlechte Hände kommen,
An einen Erben, welcher freventlich
In eitler Wollust sie vergeude
Und sie nicht brauche so wie ich
Zum Wohl des Nächsten und zu Gottes Freude.

Cleant.

Ei, halten Sie nicht so behutsam Wache,
Daß der beraubte Erbe Klage stellt;
Nein, lassen Sie ihm unbesorgt sein Geld:
Wie er's verwendet, das ist seine Sache,
Und besser noch, wenn er es selbst verthut,
Als wenn man sagt, Sie hätten es erschlichen.
Bewundern muß ich nur den Mut,
Mit dem Sie diese Schenkung eingestrichen.
Hat Gottesfurcht etwa den Sinn,
Recht'mäßger Erben Gut zu rauben? —

Digitized by Google

Und will der Himmel wirklich nicht erlauben,
Daß Sie mit Damis leben fernerhin,
Wär's nicht an Ihnen, als ein Ehrenmann
Sich auf den Rückzug zu verlegen,
Statt ruhig anzusehn, daß Ihretwegen
Der Sohn das Haus verläßt in Acht und Bann?
Mein Herr, entschließen Sie sich zum Verzichte,
Durch den . . .

Tartüff.

Mein Herr, es ist halb vier,
Die Stunde, wo ich mein Gebet verrichte;
Drum muß ich gehen; bleiben Sie nur hier! (Ab.)

Cleant (allein).

Ah!

Zweiter Auftritt.

Cleant. Elmire. Marianne. Dorine.

Dorine (zu Cleant).

Möchten Sie sich auch für sie verwenden,
Mein Herr! Sie leidet Todespein, und jetzt,
Seitdem man die Verlobung festgesetzt
Auf heute, will ihr Jammer gar nicht enden.
Er kommt. Vereinten Kräften wird's gelingen,
Gewaltsam oder durch Geschicklichkeit
Von dem verwünschten Plan ihn abzubringen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Orgon (von rechts).

Orgon.

Ei, mir ist lieb, daß Ihr beisammen seid.
(Zu Marianne, ihr eine Schrift zeigend.)
Siehst Du, mein Kind, da hab' ich den Vertrag,
Und wenn Du weißt, was drin steht, wirst Du's loben.

Marianne

(wirft sich vor Orgon auf die Kniee).

Mein Vater, beim barmherz'gen Gott da droben,
Bei Allem, was Ihr Herz bewegen mag,
Mißbrauchen Sie die Macht des Vaters nicht,
Verlangen Sie Gehorsam nicht in Dingen,
Die mich vor Gott zu Klagen zwingen,
Zu Klagen über meine Kindespflicht.
Wie könnten Sie, der mir das Leben gab,
Mir dieses Lebens Glück zerstören?
Und sank auch meine Hoffnung längst in's Grab,
Dem Manne, den ich liebe, zu gehören,
So fleh' ich jetzt zu Ihren Füßen:
Vermählen Sie mich nicht mit dem verhaßten Mann!
Denn mit Verzweiflung müßt' ich dann
Den kindlichen Gehorsam büßen.

Orgon (bewegt, beiseite).

Sei fest, mein Herz, und zeige Dich von Eisen.

Marianne.

Daß Sie ihn lieben, macht mir wenig Pein.
Ja, schenken Sie ihm, um es zu beweisen,
Ihr ganzes Geld, und meines obendrein;
Ich gönn' es ihm und will es nicht bedauern,
Wenn Sie nur mich von ihm befreit;
Im Kloster wünsch' ich meine Lebenszeit
In strenger Übung zu vertrauern.

Orgon.

Natürlich! Jedes Mädchen wird 'ne Nonne,
Wenn man bekämpft die Liebesraserei!
Steh' auf! — Verschaffte Dir sein Anblick Wonne,
Dann wäre weiter kein Verdienst dabei.
Kasteie Dich durch diesen Ehebund,
Und jetzt, verstehst Du, laß mich ungeschoren.

Dorine.

Unglaublich!

Orgon.

Seien Sie nicht unverfroren
Und halten Sie gefälligst Ihren Mund!

Cleant.

Wenn Sie zu meinem Rate sich bequemen . . .

Orgon.

Ihr Rat, Herr Schwager, wird von mir verehrt
Als überlegt und höchst beachtenswert;
Nur scheint mir ratsam, ihn nicht anzunehmen.

Elmire (zu Orgon).

Fast weiß ich nicht mehr, wo der Kopf mir steht.
Mit Ihrer Blindheit ist es weit gekommen!
Hat er Sie so benebelt und verdreht,
Daß Sie nicht glauben, was Sie heut vernommen?

Orgon.

Ja, Maltzeit! Meinen Augen glaub' ich nur.
Weil Sie den Sohn, den Lumpen immer schützen,
Drum wollen Sie den Angriff unterstützen,
Den dieser Arnuse heut von ihm erfuhr.
Wär's wahr, an Ihrer inneren Bewegung
Hätt' ich's gemerkt; Sie blieben viel zu still.

Elmire.

Weil beim Geständnis einer Liebesregung
Ich nicht gleich Zeter schreien will.
Und soll man jed' verfänglich Wort vergelten
Mit Flammenblick und Zornesbrans?
Ich lache solchen Antrag einfach aus
Und lieb' es nicht, darüber laut zu schelten.
Sanftmut verträgt sich gut mit Sittsamkeit;
Die Spröden haff' ich, die gleich wilden Katzen
Mit Zähnen und mit Nägeln schnell bereit,
Dem kühnen Feind die Augen auszukratzen.
Vor solcher Tugend soll mich Gott bewahren!
Ich will ein Weib und nicht ein Drache sein
Und denke, daß ein kalt abweisend Nein
Hinlänglich schützt vor solcherlei Gefahren.

Orgon.

Ihr fangt mich nicht; ich kenne meine Leute.

Digitized by Google

Elmire.

Noch einmal, ich bewundere Ihre Schwäche.
Was aber sagen Sie, wenn Sie noch heute
Mit Augen sehn, daß ich die Wahrheit spreche?

Orgon.

Mit Augen?

Elmire.

Ja.

Orgon.

Ach, Dummheit!

Elmire.

Wenn's gelingt,
Daß Sie's im sonnenklarsten Lichte schauen . . . ?

Orgon.

Geflunker!

Elmire.

O, was für ein Mann! Wer zwingt
Sie denn dazu, dem bloßen Wort zu trauen?
Gesetzt jedoch, Sie hörtens heimlich an,
Und sähen, hier verborgen, sein Verklagen,
Was sagten Sie zu Ihrem Biedermann?

Orgon.

Ich würde sagen . . . gar nichts würd' ich sagen,
Weil's Unsinn ist.

Elmire.

Die Spiegelfechterei
Währt schon zu lang, und weil Sie mir's nicht glauben,
Werd' ich mir diesen kleinen Spaß erlauben:
Ich mach' ihn reden, und Sie sind dabei.

Orgon.

Da nehm' ich Sie beim Wort. Ich bin begierig,
Wie Sie zu diesem Ziel gelangen.

Elmire (zu Dorine).

Nun, rufen Sie mir ihn!

Dorine (zu Elmire).

Mir scheint es schwierig,
Solch einen schlauen Vogel einzufangen.

Elmire (zu Dorine).

Um die Verliebten ist es rasch geschehn;
Die Eitelkeit hilft mit, daß man sie leicht erwische.
Nun schaffen Sie mir ihn. (Dorine ab).
(Zu Cleant und Marianne.)
Sie müssen gehn!

Vierter Auftritt.

Elmire. Orgon.

Elmire.

Verbergen Sie sich unter diesem Tisch?

Orgon.

Hier unterm Tisch?

Elmire.

Ja, dies ist Ihr Versteck.

Orgon.

Warum grad' unterm Tisch?

Elmire.

Mein Gott, geschwind!
All das hat seinen guten Zweck.
Hinunter jetzt, und wenn Sie drunten sind,
Nicht mehr gemuckst, daß Sie sich nicht verraten.

Orgon (ihr willfahrend).

Nun, Sie verlangen wirklich etwas viel;
Doch bin ich zu gespannt auf Ihre Thaten.

Elmire.

Dann lassen Sie mir völlig freies Spiel.
(Zu Orgon, der nun unter dem Tisch sitzt.)
Noch Eins; So heikel mein Benehmen scheint,
Sie dürfen sich darüber nicht erschrecken;
Sie wissen ja, wie jedes Wort gemeint,
Und daß es gilt, die Täuschung aufzudecken,
Ich habe keine Wahl; drum streb' ich nun,
Dem Heuchler seine Larve zu entreißen,
Dem lüsternen Gesellen schön zu thun
Und seine Frechheit gut zu heißen.
Doch weil der falschen Antwort einz'ger Wert
Darin besteht, ihn ganz zu überführen,
Drum laß' ich ab, sobald ich Sie bekehrt;
Wenn das erreicht ist, mögen Sie sich rühren.
An Ihnen ist es wenn das Maß erst voll,
Zu hemmen seiner Sinne Wüten
Und Ihre Frau vor einer Glut zu hüten,
Die nur zu Ihrer Heilung dienen soll.
Sie werden Ihre Ehre selbst vertreten,
Wenn Sie . . . Da kommt er schon. Jetzt mäuschenstill!

Fünfter Auftritt.

Tartüff, Elmire, Orgon (unterm Tisch).

Tartüff.

Sie haben mich hierher gebeten?

Elmire.

Ja, weil ich Ihnen was vertrauen will.
Erst schließen Sie die Thür zu jenem Zimmer
Und sehn Sie nach, ob Niemand drin verborgen.
(Tartüff schließt die Thür und kommt zurück.)
Denn nichts wär' für uns Beide schlimmer
Als noch einmal ein Auftritt wie heut morgen.
Den Schreck vergess' ich nicht im ganzen Leben·
Wie Damis mich für Sie erzittern ließ,
Wie ich umsonst ihn schweigen hieß,
Umsonst ihn bat, den Vorsatz aufzugeben.
So kam's, daß ich die Fassung ganz verlor
Und ihn nicht Lügner schalt vor meinem Gatten;
Doch Gott sei Dank, da kommt uns grad' zu statten
Die Sicherheit ist größer als zuvor.
Ihr Ansehn hat die Wogen rasch geglättet;
Der Glaube meines Mann's ist unerschütterlich

Digitized by Google

Und nun zu trotzen böser Zungen Stich,
Wünscht er uns nur noch inniger verkettet.
So darf ich furchtlos bei verschloss'nen Thüren
Allein mit Ihnen bleiben stundenlang
Und Ihnen künden meines Herzens Drang:
Es ließ sich leider nur zu leicht verführen.

Tartüff.

Aus andrer Tonart sprachen Sie noch heute;
Deshalb begreif' ich es nicht recht . . .

Elmire.

Wer glaubt, daß unser Sträuben viel bedeute,
Der kennt das Frauenherz nur schlecht!
Der weiß nicht, daß es sich schon halb ergeben,
Wenn es sich noch verteidigt schwach und zahm,
Daß wir auch dann noch kämpfen mit der Scham,
Wenn zarte Regungen uns schon durchbeben,
Und wenn wir schon in Liebesglut entbrennen,
Die Scheu uns nicht erlaubt, sie zu bekennen.
Man weigert sich, und während man sich weigert,
Verrät man, was im Herzen keimt und sprießt,
Daß nur die Tugend uns die Lippen schließt,
Und das ein halbes Nein die Hoffnung steigert.
Solch ein Geständnis ist vielleicht gewagt
Und will zur Sittsamkeit nicht passen;
Doch — weil ich schon soviel gesagt:
Hätt' ich denn Damis nicht gewähren lassen,
Und hätt' ich gar mit so gelass'ner Miene
Der langen Liebesbeichte zugehört,
Ja hätte sie nicht stärker mich empört,
Wenn Ihre Neigung mir ein Grenel schiene?
Und als ich dann Sie zum Verzicht ermahnt
Auf jene Heirat, die mein Gatte plant,
Erkannten Sie da nicht, wie teilnahmvoll
Ich für Sie fühle, wie mir ernstlich bange,
Daß mir zur Hälfte nur gehören soll
Ein Herz, das ich für mich allein verlange?

Tartüff.

Nichts kann auf Erden größre Wonne sein,
Als dies vom lieben Munde hören dürfen,
Und alle meine Sinne schlürfen
Mit durst'gem Zug den süßen Honig ein!
Sie zu gewinnen ist mein ganzer Fleiß;
Mein Herz ist selig, wenn Sie Gunst mir schenken;
Doch mögen Sie's dem Herzen nicht verdenken,
Wenn's all dies Glück noch nicht zu fassen weiß.
Vielleicht ist Alles eine hübsche List,
Um mir die Heirat aus dem Kopf zu schlagen;
Ich glaube — um es grad heraus zu sagen —
Nicht früher, daß es holde Wahrheit ist,
Bis Ihre Gunst, die jetzt nur Worte spricht,
Mir die so heiß ersehnte Probe giebt,
Und bis mein Herz in voller Zuversicht
Aufjubeln darf: Ich bin geliebt!

Elmire

(nachdem sie gehustet hat, um ihren Mann aufmerksam zu machen).

Wie? Gar so eilig? Scheint es Ihnen klug,
Den Becher gleich zu leeren bis zur Neige?
Wenn ich so rückhaltlos mein Innres zeige,
Ist Ihnen das noch nicht genug?
Kann Ihnen nichts Genüge leisten
Als gradewegs die letzte Liebesgunst?

Tartüff.

Für unverdientes Glück bangt uns am meisten,
Und Sehnsucht stillt man nicht durch Redekunst.
Den Argwohn weckt ein herrlicher Gewinn:
Wir glauben dran, erst wenn wir ihn errungen;
Ich, der ich solcher Huld nicht würdig bin,
Ich zweifle noch, das ich Ihr Herz bezwungen,
Und überzeugt bin ich nur dann,
Wenn Sie durch Thaten meine Gluten stillen.

Elmire.

Ach, Ihre Leidenschaft ist ein Tyrann
Und bringt in wilden Aufruhr meinen Willen.
Sie unterjocht die Herzen sich gewaltsam,
Erobert sich im Sturm was ihr gefällt!
Ist denn Ihr Ungestüm so unaufhaltsam,
Daß man zum Atmen nicht mehr Zeit behält?
Ist solche Grausamkeit erlaubt,
Die nicht mehr bittet, sondern raubt,
Die schonungslos als Sieger möchte schalten,
Sobald wir unsre Schwachheit ihr bekannt?

Tartüff.

Wenn ich vor Ihren Augen Gnade fand,
Warum mir den Beweis noch vorenthalten?

Elmire.

Würd' ich da nicht den Zorn des Himmels schüren,
Den Sie doch stets im Munde führen?

Tartüff.

Wenn nur der Himmel schuld ist, daß Sie zaudern,
Schnell fortgeräumt ist dieses Hindernis;
Der Himmel duldet's ganz gewiß.

Elmire.

Doch droht man uns mit ihm und macht uns schaudern!

Tartüff.

Von dieser Kinderfurcht sprech' ich Sie frei
Und lasse diese Skrupel schwinden:
Der Himmel zwar verbietet mancherlei,
Doch man versteht, sich mit ihm abzufinden.
Das eben ist die Kunst die wir uns schufen,
Je nach Bedarf zu dehnen das Gewissen
Und, ließ die Handlung Lauterkeit vermissen,
Uns auf den guten Willen zu berufen.
In dieser Kunst will ich Ihr Lehrer sein;
Nun folgen Sie getrost auf meinem Pfade
Und schenken Sie mir furchtlos Ihre Gnade:

Digitized by Google

Die Schuld nehm ich auf mich, auf mich allein.
(Elmire hustet stärker.)
Sie haben stark den Husten.

Elmire.

Schauderhaft!

Tartuff.

Befehlen Sie vielleicht Lakritzensaft?

Elmire.

Ach, die Erkältung läßt nicht mit sich spaßen;
Es giebt dafür kein Mittel, wie mich deucht.

Tartüff.

Das ist recht lästig.

Elmire.

Über alle Maßen.

Tartüff.

Die Skrupel, wie gesagt, sind bald verscheucht.
Daß es verschwiegen bleibt, eh' man ihn verkündigt:
Erst das Geschrei macht ihn zum Ärgernis;
Drum sündigt nicht, wer im Geheimen sündigt.

Elmire

(nachdem sie abermals gehustet und auf den Tisch getrommelt hat)

Ich merke schon, da hilft kein Widerstreben;
Ich muß gefügig alles zugestehn;
Denn deutlich hab' ich eingesehn,
Daß Sie nicht früher sich zufrieden geben.
(Mit erhobener Stimme und mit deutlichem Dorpetsinn.)
Zwar heißt das viel zu weit gegangen,
Und nur dem Zwange geb' ich nach;
Doch weil man zeigt so heftiges Verlangen
Und nichts von Allem glaubte, was ich sprach,
Weil man Beweise will von stärkrer Art,
Nun, so bekenn' ich mich besiegt,
Und wenn in meinem Thun ein Frevel liegt,
Er fällt auf den, der's so gewollt, zurück;
Doch mein Gewissen bleibt davon bewahrt.

Tartüff.

Ja wohl, ich nehm's auf mich; und unser Glück . . .

Elmire.

Erst schauen Sie, ob hinter jenen Thüren
Nicht irgendwo mein Mann zu sehn.

Tartüff.

Was kümmern Sie sich noch um den?
Der läßt sich ruhig an der Nase führen.
Dem hab' ich so den Kopf verschraubt,
Daß er's mit Augen sieht und doch nicht glaubt.

Elmire.

Gleichviel! Doch bitt' ich Sie, da drinnen
Sorgfältig nachzusehn, ob rein die Luft.
(Tartüff schnell ab.)

Sechster Auftritt.

Orgon. Elmire.

Orgon (kommt unter dem Tisch hervor)

Weiß Gott, das ist ein unerhörter Schuft!
Ich halt's nicht länger aus! Ich bin von Sinnen!

Elmire.

Was! Jetzt schon? Jetzt ist nicht zum Scherzen Zeit!
Schnell wieder unter'n Tisch, ich rat's im Guten;
Verschaffen Sie sich volle Sicherheit
Und sehn Sie erst, was Sie jetzt nur vermuten!

Orgon.

Der Kerl kommt aus der Hölle tiefstem Schlund!

Elmire.

Wie schnell Sie eine neue Meinung fassen!
Nein, warten Sie auf einen trift'gen Grund,
Damit Sie sich nicht wieder täuschen lassen.
(Sie stellt sich vor Orgon und verbirgt ihn dadurch.)

Siebenter Auftritt.

Tartüff. Elmire. Orgon.

Tarfüff (ohne Orgon zu sehen).

Der Zufall ist für unsern Wunsch geschäftig.
Die Wohnung untersucht' ich ganz genau;
Kein Mensch ist dort; nun komm, geliebte Frau . . .
(In dem Augenblick, in welchem Tartüff mit offenen Armen auf Elmire zueilt, tritt sie zurück, und Tartüff sieht sich Orgon gegenüber.)

Orgon (Tartüff festhaltend).

Gemach, verliebter Herr! Nicht gar so heftig!
Ich bitte, sich nicht weiter aufzuregen!
Seht mir den Biedermann! Zum Zeitvertreib
Läßt er sich von dem Teufel Schlingen legen,
Freit meine Tochter und verführt mein Weib.
Ich zweifelte bis jetzt an dem Betrug,
Ich hielt es nicht für Ernst und war geduldig;
Sie aber blieben den Beweis nicht schuldig:
Ich meinesteils, ich habe grad' genug.

Elmire (zu Tartüff).

Ungern verstand ich mich zu diesem Spiel!
Sie ließen uns kein ander Mittel finden.

Tartüff (zu Orgon.)

Sie glauben . . . !

Orgon.

Jedes Wort ist jetzt zu viel;
Ich rate Ihnen, schleunigst zu verschwinden.

Tartüff.

Mein Zweck . . .

Orgon.

Wozu soll dies Geschwätz noch dienen?
Aus meinem Hause! Fort mit Ihnen!

Tartüff.

Nein, fort mit Ihnen, der den Herrn hier spielt!
Dies Haus ist mein, das sollt Ihr nun erfahren!
Wer Händel mit mir sucht, der wird gewahren,

Digitized by Google

Was man auf solchem krummen Weg erzielt.
Wenn man mich ungestraft zu höhnen denkt,
Ich habe Macht, den Spaß Euch zu verbittern
Und Gott zu rächen, den Ihr schwer gekränkt:
Wer mich von hier verjagt, der möge zittern!
(Während Tartüff mit geballter, erhobener Faust vor Orgon steht, fällt der Vorhang.)

[Im Original folgt noch:

Achter Auftritt.

Elmire. Orgon.

Elmire.

Was heißt denn das? Ich glaube gar, er droht.

Orgon.

Mir ist das Weinen näher als das Lachen.

Elmire.

Weshalb?

Orgon.

Ich ließ mich ein in schlimmen Sachen,
Und die verwünschte Schenkung macht mir Not!

Elmire.

Die Schenkung?

Orgon.

Ja, das ist nun 'mal geschehn;
Doch giebt es noch was Andres, was mich quält.

Elmire.

Was?

Orgon.

Davon später. Eilen wir, zu sehn,
Ob ein gewisses Kästchen mir nicht fehlt.]

(Der letzte Akt folgt.)

Pythia.

Und wieder naht die Stunde des Dienstes.
Und sie wallen heran
Zum ragenden Tempel,
Hundert und hundert.
Und an die Pforte pochen sie,
Bittend und dringend
Und heischen Wahrheit.

Und ich soll sie bringen,
Sie künden ihnen allen.
In schmerzlichster Qual
Soll zittern mein Leib,
In tiefstem Grauen
Meine innerste Seele,
Daß Heil ihnen allen werde,
Die kommen zur Schwelle des Gottes.

Und wer sind sie,
Denen ich opfere
Mein Herz und mein Leben?
Wer sind sie?

Der Geiz treibt sie und die Gier nach Glück,
Und ihr heftiges Streben
Reißt an dem Schleier,
Der das Schicksal gütig verhüllt,
Macht zu erreichen
Und das blinkende Gut,
Das sie heben soll über andere.
Und künd' ich, was kommt —
Sie hören die Worte,
Die ewigen Worte,
Und am stumpfen Ohr vorüber
Hallen die Laute.
Und sie eilen zum Priester,
Der sie deutet für Geld
Oder lachen der Thörin,
Der sinnlos schwätzenden
Auf dem düstern Dreifuß. —
Mir ekelt vor der Menge,
Die dort heranströmt,
Geleitet von gierigen Priestern,
Und dumpf verlangend
Nach meiner Gabe,
Die keinem fruchtet,
Mehr schreckt als segnet,
Mehr wund macht als heil.
Die Stunde ist da!
Der Dampf steigt!
Und zum Dreifuß reißt's mich wieder mit Macht
Laß die Brust zerreißen
Den bittern Schmerz,
Alles Leid der Welt
Mein Herz durchzittern
Und mein Leben zerstieben
Im Ansturm deiner lodernden Glut . . .
Zieh ein in meine Seele,
Dein bin ich,
Ganz dein,
Strenger, furchtbarer Gott!

Friedrich Adler.

Verloren.

Ist auch die schöne Zeit dahin,
Da ich dir lieb gewesen bin,
Und denkst du einer andern —
Ich halte fest, was einmal mir
So teuer war, und nur in dir
Wird immer meine Sehnsucht wandern.

Bringt auch kein Wehruf mir zurück
Das süße, das verlorne Glück,
Ich bete für das Deine!
O, trübten dir es nimmermehr
Die Thränen, die ich heiß und schwer
In wachen Nächten um dich weine!

Rosa Rübsaamen.

Digitized by Google

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Mein erster Waffengang.

Von Julius Rodenberg*).

Es ist mit dem ersten Buch wie mit der ersten Liebe; man kann Empfindungen, wie diese, nur einmal im Leben haben, wenn sie neu sind und darum mit einer Kraft wirken, die, noch frei von jeder Berechnung, einem natürlichen Impulse zu gehorchen scheint. Sie prägen sich der Erinnerung mit tiefen Spuren ein, die keine spätere Zeit völlig verwischt, Schatten, die lebendig werden, sobald ein unerwarteter Lichtstrahl, ein sympathischer Ton sie trifft. Die zweite, vielleicht erst die dritte Liebe, — denn wir sind allzumal Sünder! — mag zu glücklicherem Ende führen, das zweite Buch größeren Erfolges sich rühmen: einerlei, der Zauber der ersten Liebe wie der des ersten Buches kehrt niemals, niemals wieder. Alle fremdlichen Illusionen der Jugend verbinden sich mit ihm, alle Qualen, alle Hoffnungen; wenn man erst einmal enttäuscht worden ist, dann glaubt man nicht mehr so bald, man wagt nicht mehr, man erwägt, man zögert zu gewinnen, wo man an's Verlieren denkt, man stürzt sich nicht länger voll göttlichen Leichtsinns in das Unbekannte, mit welchem doch, indem es entschwindet, des Daseins schönster Reiz sich erschöpft. Es schwindet die Spannung, welche zu großen Thaten spornt, wenn sie sie gleichwohl nicht vollbringt; es schwindet die naive Selbstüberschätzung, welche die höchsten Preise trämmt, bevor sie die dornigen Wege kennen gelernt, die selbst zu bescheidnen Zielen führen; das Geheimnis und Geheimnisvolle schwindet, aus welcher alle diese Regungen hervorgegangen sind. „Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen" — und ist es nicht nur für Liebende. Sprechen können, wenn man sprechen dürfte! Welch' ein holder Zwang bindet die Seele, die sich ihres Glückes bewußt ist! Wie hoch über den Alltag hinaus und seine Stimmung erhebt diese stille Sicherheit, dieses Übermaß von Freude, welches die Brust verschließen muß! Schwebten wir damals nicht wie in einem Himmel und sind nicht Diejenigen zu preisen, denen ein Andenken daran geblieben, nachdem sie lange wieder auf der Erde wandeln? Alle die süßen Wonnen und Schmerzen der ersten Liebe, sie sind mir zu Teil geworden mit dem ersten Buche. Denn es erschien anonym.

Und — um in diesem wahren Bekenntnis auch ganz bei der Wahrheit zu bleiben: es war noch nicht einmal ein Buch, sondern nur ein Heft von vierzehn Seiten und auf jeder Nichts als ein Sonett.

Ich war, als ich sie schrieb, auf dem weiland kurhessischen Gymnasium zu Rinteln, Oberprimaner und dicht vor dem Abgang. Lateinische Verse mußten wir, deutsche durften wir machen; aber sie drucken lassen — wer hätte daran gedacht? Die Geschichte seines ersten Buchs erzählen, möchte wohl dem Einen mehr, dem Andren weniger gelingen; aber wer erzählt die Geschichte seines ersten Gedichts! Wer schildert, wann und wie diese besondere Fähigkeit des menschlichen Ausdrucks im Knaben erwacht ist, wie sie sich anfänglich ohne jeden Nebengedanken äußert und allmählich an den Vorbildern ihrer bewußt wird? Wie der Sprache, wie dem Lied wird es ihr wohl eingeboren sein, daß sie vernommen zu werden wünscht. Die Resignation kommt gemeiniglich erst später. Mir — und auch das will ich hier nicht verschweigen — war die harte

*) Am 26. Juni feierte Julius Rodenberg seinen 60. Geburtstag. Nicht allein das litterarische Berlin, zu dessen Besten er zählt, auch der weite Kreis von Verehrern, welche sich der feinfühlige, zartbesaitete und doch zugleich kraftvolle Lyriker, der vortreffliche Schilderer fremden und heimischen Lebens, der Romanschriftsteller von weitem Blick und gestaltender Kraft und — last not least — der vortreffliche Redakteur der „Deutschen Rundschau" erworben, hat den Tag mitgefeiert. Den Grüßen der Verehrung, den herzlichen Glückwünschen schließt sich hiermit — durch einen Zufall verspätet, aber darum nicht minder herzlich — die „Deutsche Dichtung" an. Bedürfte es noch einer Mehrung der Sympathieen, deren sich der Dichter, der ja zu den Hausfreunden dieser Zeitschrift gehört, gewiß im Kreise unserer Leser erfreut, so wird sie gewiß durch das oben mitgeteilte liebenswürdige Gedenkblatt bewirkt werden. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Lektion frühe schon erteilt worden. In ganz jungen Jahren, als ich noch Sekundaner war, hatt' ich der Versuchung nicht widerstanden, ein Gedicht, und noch obendrein mit einem höchst durchsichtigen Pseudonym zu veröffentlichen, an das ich noch heute mit Betrübnis denke, wiewohl es den kräftigen Titel führte: „Nieder mit den Dänen!" Veranlaßt durch die politische Bewegung jener Tage, war es im Sommer 1848 erschienen und brachte mir eitel Kummer und Kränkung ein. Daß die Lehrer mein Vergehn gegen die Schuldisziplin einstimmig und scharf verurteilten, war noch das Geringste für mich; schlimmer war, daß das Produkt wirklich Nichts taugte und von einem Blatte, welches damals in Rinteln viel gelesen, den Hamburger „Jahreszeiten", in grade zu vernichtender Weise besprochen wurde. Ich sehe das Blatt in seinem rosaroten Umschlag vor mir und fühle noch einmal, was ich an jenem Oktobermorgen gefühlt, als es meinen zitternden Händen entsank. Der inneren Zerknirschung gesellte sich der Spott der Mitschüler hinzu, welche die Notiz auswendig gelernt hatten, und mich mit den Schmeichelnamen verfolgten, die mir darin gegeben waren. Ich konnte sie Jahre lang nicht mehr los werden. Aber nun schwieg ich.

Die Strafe war hart, aber sie war nicht unverdient gewesen; das söhnte mich zuerst mit ihr und dann mit mir aus. Um diese Zeit kam ein neuer Lehrer an unser Gymnasium, der den größten Einfluß auf mich, und in der That auf alle seine Schüler geübt hat, obwohl wir zuerst mehr Scheu vor ihm empfanden als Sympathie. Seine Richtung war streng orthodox. Er kam aus Oberhessen und war ein Schüler Vilmars, dessen Anschauung und Auffassung des deutschen Mittelalters mit sich bringend. Es war Etwas in seiner Erscheinung, etwas Machtvolles, Kraftvolles, was an Luther erinnerte; sein Gesicht glich denen, die man auf alten Holzschnitten sieht. Er war eines Bauern Sohn, und das Rauhe sowohl, wie das Ursprüngliche seiner Abkunft war in ihm. In den Lehrstunden stand er neben dem Katheder, das Haupt auf den rechten Arm gelehnt, vor sich niederblickend. So sprach er. Seine Worte waren von tiefem Sinn erfüllt, zuweilen dunkel, aber immer anregend. Sie wirkten auf das Gemüt und die Phantasie mehr als auf die Verstandeskräfte. Die Poesie war ihm die erste und natürliche Sprache der Völker; höher als jede sonstige Gattung derselben stand ihm das Volksmäßige. Die Bibel, Homer und das deutsche Volksepos waren sein Dreigestirn, wie sie durch ihn auch das unsre wurden. Er lehrte Religion, Griechisch und Deutsch in den oberen Klassen; aber die Formel belebte sich unter seiner Hand und die Regel ward zum Symbol. Einer seiner oft gebrauchten Ausdrücke war „das Himmelreich der Ideen". Über das Wirkliche hinaus ward das Ahnungsvermögen in uns geweckt; wir lebten, so lange wir ihn hatten, in einer Welt, die ganz von seiner Persönlichkeit beherrscht ward. „Die Macht der Persönlichkeit" war ein andres dieser Worte, die wir zuerst von ihm hörten. Wir hingen mit Ehrfurcht an seinen Lippen und sammelten solche Sätze, die besonderen Eindruck auf uns gemacht hatten, in kleinen Heften, deren ich noch eines bis auf diesen Tag bewahre. Wenn ich darin blättre, bin ich völlig in den Zauberkreis jener Zeit zurückversetzt. Als er nun ging, fühlten wir uns wie vereinsamt. Es webte geheimnisvoll um diesen Mann, um sein Kommen und um sein Gehen. Er ward Pfarrer in einer oberhessischen Gemeinde, dann verließ er die Heimat und verlor sich im Dunkel, um jene Zeit, wo der Kampf zwischen Preußen und Deutschland zum Austrag kam. Für uns aber, die wir ihn geliebt haben, wird er immer die leuchtende Gestalt bleiben, die wir in unserer Jugend sahen. Einige seiner ehemaligen Schüler sind den alten Idealen treugeblieben und auch sie hat die Stunde der Entscheidung in das antipreußische Lager gedrängt. Aber dennoch, wenn ich einem der wenigen dieser noch Überlebenden jetzt begegne, können wir uns in aller Ehrlichkeit die Hand drücken, indem wir des gemeinsamen Lehrers gedenken. Für mich sind es Jahre strenger Selbsteinkehr und ernster Arbeit gewesen. Die Betrachtung des Großen und Heldenhaften in Dichtung und Geschichte hatte mich mit einer seltenen Freudigkeit erfüllt; die Herrlichkeit und Glorie des Mittelalters umgab mich wie mit einem goldenen Gewölk. Die Gegenwart selber erschien mir unter diesem magischen Licht und in glücklichen Stunden, die zu den beglückteſten meines Lebens gehören, gestalteten diese Träume sich zum Gedicht. Es war das Märchen vom „Dornröschen", welches, Jacob Grimm gewidmet, auch nachmals herauskam. Aber in den Jahren des Entstehens hielt ich es geheim vor jedem Blick; kaum daß die Nächsten davon erfuhren. Die liebliche Weserlandschaft, die vor mir ausgebreitet lag, die Klosterstille meines Stübchens, die Sehnsucht nach der Ferne,

Digitized by Google

die der brausende Sturm in der Märznacht weckte, das Heimweh nach dem Lehrer, den ich nie wiedersehen sollte — sie waren es, die nach einem Ausdruck rangen. Aber in dieses Innenleben hinein tönten doch auch Stimmen der bewegten Außenwelt. Eindrücke ganz andrer Art empfing ich während der Ferien, in meinem elterlichen Haus, in dem ich übrigens immer nur liebevolle Förderung, niemals Widerspruch gefunden habe. Doch es herrschte darin, vom Vater ausgehend, ein dem Mystischen durchaus abgewandter, freier Geist, der, sich namentlich in politischen Dingen äußernd, mich nicht selten in Konflikt mit mir selber brachte. Die Lösung konnte auch hier nur auf poetischem Wege herbeigeführt werden. Der Niederwerfung der Revolution von 1848 war ein Stillstand und Rückschlag gefolgt, den man besonders schwer in meinem vielgeprüften Vaterland empfand. Das Wiederauftauchen der Schleswig-Holsteinischen Frage war das Erste, was wieder Leben in diese Stagnation brachte — neue Hoffnungen, welche die blutigen Tage von Idstedt und Missunde nur allzubald grausam zerstörten und der Tag der Demütigung, der von Olmütz, für immer vernichtet zu haben schien. Aber noch stand, wenn auch von allen Mächten verlassen und auf sich allein angewiesen, Schleswig-Holstein aufrecht; ihm galten die heißesten Wünsche der Patrioten, ihre Geldsammlungen, ihre Liebesgaben. Wenn die Nordmark fiel und abermals dem dänischen Zwingherrn ausgeliefert ward, dann mußte jeder Deutsche sein Haupt in Schmach und Trauer verhüllen. Diese Stimmung fand ich im Vaterhause vor während der letzten Sommerferien meiner Schulzeit und sie ging mit mir, sie verließ mich nicht auf einer Wanderung nach dem Harz, welche meine gütigen Eltern mir bewilligt hatten. Aber sie nahm Gestalten an, die sich seltsam mit meinen andren Ideen verbanden. Zu tief durchdrungen war ich von dem Geiste der deutschen Vorzeit, Nibelungen und Gudrun vermischten sich mit dem Schmerz um Schleswig-Holstein und die sagenreiche Waldeinsamkeit des Harzes breitete gleichsam ihren grünen Schleier darüber aus.

Ich erinnere mich noch des Tages, 12. Juli 1850, der Stunde, zehn Uhr morgens, des Ortes, ein Städtchen im Oberharz; sogar des Wetters — ziehendes Gewölk und flüchtiger Sonnenschein. Auch finde ich noch aufgezeichnet, was ich damals schrieb, in einem meiner frühen Tagebüchlein, in der Handschrift von vor vierzig Jahren, in vergilbten Zeilen und darüber:

Schlachtruf.

Ein heller Ruf geht durch die deutschen Lande,
Ein Klang wie Harfenton und Kirchenglocken,
Sehnsüchtig, tiefgewaltig hör' ich's locken,
Als bräch' ein freies Volk der Knechtschaft Bande.

Jungfrau Germania steht am Meeresstrande,
Im Seewind fliegen ihre gelben Locken,
Ihr märchenblaues Auge steht erschrocken,
Die Thräne rinnt um ihres Volkes Schande.

Ich lausche träumend in die wilden Stimmen,
Ich starre trauernd in die Nebelmeere,
Die wogend um den Bergesgipfel schwimmen.

Da rauscht der helle Ruf mich aus den Träumen,
Der Busen fliegt . . . mein Volk, kannst Du noch säumen?
Hinaus für unser Recht und unsre Ehre!

Und nicht genug damit: an demselben Morgen schrieb ich noch zwei weitere Sonette hintereinander her. Ja, wenn Verse hätten Schleswig-Holstein retten können!

Ich war damals eben neunzehn Jahre alt geworden und kehrte mit meinen Sonetten erst nach Haus und dann auf die Schule zurück, zu meinen Examen-Arbeiten und zu meinem „Dornröschen". Alles dies ging Hand in Hand und machte mich sehr froh. Die Lust zu schaffen, war lebendig in mir und ich konnte nur in Versen reden. In den Unterrichtsstunden, auf ein leeres Blatt meines Diariums oder einer Präparation schrieb ich mehr Sonette „Für Schleswig-Holstein". Diesen Titel hatte die kleine Sammlung, während ihre Zahl voll ward, in meinem Kopf angenommen. Daß ich an Rückerts „Geharnischte Sonette" dachte, daß sie mein Vorbild waren, ist unnötig zu sagen. Ich sprach es auch aus:

Die vom Franzosen kühn das Reich befreiten,
Die sangest Du begeistert im Sonette.

Ihm waren darum die meinen zugeeignet:

Verzeih', o Dichtergreis! Kühn ist das Wagen:
Ein Vogel hat sich auf vom Nest geschwungen —
Nun laßt uns sehn, ob ihn die Luft mag tragen!

Alles nur in Gedanken — aber der Gedanke drängte zur That. Einer meiner Mitschüler, der ein Jahr vor mir zur Universität abgegangen, hatte die Muskete geschultert und war zur Schleswig-Holsteinischen Armee gezogen. Sein Bild stand immer vor mir. Konnte denn ich gar nichts für die Sache leisten? „Der gesamte Ertrag ist für Schleswig-Holstein bestimmt" setzte ich auf das Heft, welches schon vor dem Ende

Digitized by Google

des August in sauberer Abschrift vor mir lag. Was damit beginnen? Ich bin bis hierher wahr in meiner Erzählung gewesen, ich will es auch weiterhin sein. An irgend einen Vorteil für mich dachte ich nicht; ich war ganz erfüllt von einem Eifer, der mir heilig schien; jede Befriedigung der Eitelkeit, meine Person und mein Name sollten völlig zurücktreten und unbekannt bleiben. In einer freien Viertelstunde, der Frühstückspause zwischen dem Unterricht, ging ich hinauf in mein Stübchen und trat vor das Bücherbrett, in welchem meine kleine Bibliothek aufgestellt war. Mit klopfendem Herzen stand ich eine Weile, dann griff ich auf gut Glück einen Band heraus. Ich glaubte damals an Eingebungen in allen Dingen und auch hier sollte mir von höherer Hand der Weg gewiesen werden. Ich öffnete den Band; es war Heines „Buch der Lieder", und der Verleger: Hoffmann & Campe, Hamburg. Unter dieser Adresse ging noch am nämlichen Tag das Manuskript ab und — da doch nun einmal die ganze Wahrheit heraus soll — unter dem Namen eines Jugendfreundes, der mir damals und noch lange nachher sehr nahe stand. In meiner Umgebung war er der Einzige mit etwas wie künstlerischen Aspirationen — einer der seltsamsten Menschen, die mir in meinem Leben begegnet sind, und hieß Friedrich Ruhn; wir nannten ihn aber „Stech". Er ist nun tot, und was ich von ihm sage, kann sein Andenken nicht schädigen. Ursprünglich Reitereischreiber von einer gewissen musikalischen Begabung, doch ohne rechte Vorbildung und gänzlich ohne Mittel, war er nur darauf bedacht, wie er sich dennoch seiner Lieblingsneigung widmen könne und benutzte jeden müßigen Augenblick, um Klavier zu spielen oder Noten zu schreiben — zu „stechen" wie wir sagten. Daher der Beiname.

Dieser gute Mensch wußte nichts von der Ehre, die ihm zugedacht worden, und ich hütete mich auch wohl, ihm etwas davon zu sagen. Denn ich glaubte nicht an den Erfolg meines gewagten Schrittes, und wollte mich nicht ein zweites Mal der Beschimpfung aussetzen. In der That vergingen einige Wochen, ohne daß ich auch nur das Mindeste von meiner Sendung vernahm; sie schien im Leeren verhallt, ohne Sang und Klang verschollen — ich hatte mich mit diesem Gedanken bereits abgefunden und vollständig darein ergeben.

Da war's, an einem September-Nachmittag, ich saß an meinem Tischchen neben dem offenen Fenster, durch welches mir der Abendwind den Duft der Herbstblumen aus dem Garten unten am Bach heraufbrachte. Die rötliche Sonne schien auf das Bild an der Wand, welches, das Märchen vom Dornröschen darstellend, als eine der liebsten Erinnerungen meiner Jugend mir noch heute wert ist. Über die Weiden hinweg und zwischen den hohen Pappeln hindurch konnt' ich fern im letzten Tageslicht die Weser sehen und die blauen Berge dahinter. Die Stunde war mir günstig — mühelos fügte sich Vers an Vers zur Nibelungenstrophe, meine ganze Seele war in Dornröschens Schloß.

Auf einmal poltert es die Treppe herauf und herein stürmt Stech, mit einem Paket unter dem Arm. Als ich ihn sehe, weiß ich sofort Alles. Aber ich will mich nicht unterbrechen lassen und er kennt mich darin. Mir gegenüber setzt er sich auf das bescheidene Sopha, das Paket zur Seite. Nicht lange jedoch erträgt er diesen Zustand und plötzlich fühl' ich es um mich herum sausen, an meinem Kopf vorüber, auf den Tisch hernieder, auf das Papier vor mir, bis Alles mit kleinen, zierlichen, weißen Heften bedeckt ist, wie mit Schneeflocken im Winter. Nun bin ich meines Glückes sicher; aber diese Sicherheit ist so süß, daß sie die Berührung mit der Wirklichkeit der Dinge scheut. Stech aber, ungeduldiger als ich, springt auf, hält mir eines der Hefte dicht vor die Augen und ruft: „Da sieh's". Und da sah ich's: „Für Schleswig-Holstein! Geharnischte Sonette. Der ganze Ertrag ist für Schleswig-Holstein bestimmt. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1850."

Noch jetzt, indem ich dieses schreibe, durchzuckt's mich mit dem Gefühle von damals — einem Gefühle, so zusammengesetzt aus stürmischer Wonne, Stolz, Dankbarkeit und Wehmut, wie man es eben nur einmal empfinden kann, wenn man sein erstes Buch, und wär's auch nur ein Büchlein, gedruckt sieht.

Und hier könnte die Geschichte desselben enden, aber die hat noch ein Nachspiel. Wird man es dem Alten, der auf den Jüngling zurückblickt wie auf einen Fremden, wird man es mir verzeihen, wenn ich sage, daß die Sonette zu jener Zeit wirklich einiges Aufsehen machten? Vielleicht war es die Anonymität, die dazu beitrug. Man riet auf den Verfasser und Namen wurden genannt, sie damals zu den besten gehörten. Wir, Stech und ich, rieben uns in stillem Einverständnis die Hände, bis eines

Digitized by Google

Tages ein Blatt aus Hamburg kam, welches, o Schrecken! als den Dichter der Sonette — Friedrich Ruhn in Rinteln bezeichnete. Julius Campe hatte das Schweigen gebrochen und das Geheimnis verraten, aber doch nur das halbe; denn er wußte selber nicht mehr. Als die Nachricht sich in Rinteln verbreitete, wurde das ganze ruchbar; denn Jeder kannte mein Verhältnis zu Stech und Jeder sagte sich sogleich, wer der wahre Verfasser sein müsse. Mir aber brannte das Licht auf dem Nagel und in der Not und Angst meines Herzens schrieb ich an Campe die volle Wahrheit, daß er durch mich düpiert worden sei, daß ich noch Gymnasiast und ich beschwor ihn, mich nicht unglücklich zu machen durch Veröffentlichung meines Namens.

Inzwischen aber war die Wirkung in Rinteln auf Lehrer und Schüler die entgegengesetzte derjenigen, die ich erwartet oder gefürchtet hatte. Die Lehrer drückten vorläufig ein Auge zu und die Schüler vernahmen es mit inniger Genugthuung, daß einer ihrer Kommilitonen etwas zu Stande gebracht habe, wovon alle Zeitungen sprachen. Sie waren nicht mehr die, welche sich über mein erstes dichterisches Mißgeschick lustig gemacht, aber auch ich war ein Anderer geworden; wir waren um ein paar Jahre älter und durch die Schule jenes Mannes gegangen, der uns Alle auf eine höhere Stufe der Charakterbildung emporgehoben hatte. Niemals werde ich den Abend vergessen, wo diese Jugendkameraden sich unter meinem Fenster aufstellten und unter Stechs Führung ein Lied zu singen begannen, das er selber komponiert. Mein Herz schlug höher, als ich die Worte erkannte:

„Ein heller Ruf geht durch die deutschen Lande!" —

Es war das erste meiner Sonette; die Dünen, an denen ich mich einst poetisch verfündigt, gaben mir nun diese volle Revanche.

Ungetrübte Freude rief das Erscheinen des Sonettenheftes in meinem Elternhause hervor. Der Vater verehrte mir das erste Kistchen Zigarren und meine Mutter, die so tapfer und treu zu dem Sohne gestanden in den Tagen des Zweifels, welch' ein Triumph für sie — welch' ein denkwürdiger Besuch bei Julius Campe, dem Verleger und Freund Heinrich Heines! Doch auch der Beifall der Lehrer äußerte sich nun; und was sie dem Schüler nicht sagen mochten, das sagten sie mit aller Wärme dem Abiturienten. In der von Gervinus begründeten und herausgegebenen „Deutschen Zeitung" zu Frankfurt a. M. — ich glaube, mein späterer Freund Heinrich Kruse redigierte sie damals — erschien ein Paragraph, der den Rinteler Gymnasiasten gleichsam in die litterarisch-politische Welt einführte und mit einem herzlichen „Macnova virtute!" schloß. Einer meiner früheren Ordinarien war der Verfasser. Und ich hatte die Heidelberger Universität noch nicht bezogen, so war auch die Veröffentlichung des „Dornröschens" schon gesichert. O schöne, glücklich-unglückliche Zeit, wo die Rosen blühten am Neckar! . . . Das Gedicht ist heut vergessen und es ist auch weiter nicht schade d'rum. Wird man mir aber verargen, daß ich noch immer gern daran zurückdenke? Ein Blatt, wie ich es hier schreibe, ist eine Konfession, in der man nichts verschweigen darf — auch das nicht, was man sonst niemals ausgesprochen haben würde. Die hohen Anschauungen, die jener, meinen Blicken längst entschwundene Lehrer uns einflößt, wirkten in mir nach und mir widerstrebte, das vom Verleger mir bewilligte für die damaligen Verhältnisse nicht unbeträchtliche Honorar zu berühren; und außerdem hatte ich an meinem armen Freund Stech ein Unrecht gut zu machen. Er nahm die Summe von mir an, die wenigstens so weit reichte, den Anfang eines ernstlichen Musikstudiums am Konservatorium in Leipzig möglich zu machen. Von dort aus fand er seinen Weg, gelangte zu der geachteten Stellung eines Musikdirektors in einer westfälischen Stadt und starb nur allzufrüh, doch nicht ohne das gelobte Land der Kunst betreten zu haben, nach dem er sich gesehnt. So hatte mein erster Waffengang, hatten die Sonette „Für Schleswig-Holstein", die zu der Publikation des „Dornröschens" führten, doch wirklich etwas Gutes zur Folge gehabt. Mir war es genug, daß sie mir die wohlwollende Anerkennung, die freundliche Beachtung solcher Männer wie Friedrich Rückert, wie Ernst Moritz Arndt, wie C. F. Dahlmann einbrachten; und wenn man auch heutzutage nicht allzuviel mehr auf den Beifall der Alten geben mag: zu der Zeit, in welcher ich jung war, dachten wir anders.

Digitized by Google

Heines Nachlaß.

Nach ungedruckten Quellen.

Von Karl Emil Franzos.

V.

Zu dem letzten (IV.) Aufsatze habe ich dargelegt, daß eine Reihe von Einwendungen Engels gegen die Annahme, es existiere ein älteres, umfangreicheres Manuskript der Heineschen Memoiren, als jenes von Engel 1884 publizierte, als in keiner Weise begründet anzuerkennen sind. Nun habe ich mich noch mit dem anscheinend wichtigsten Stück dieses Engelschen Beweismaterials zu beschäftigen. „Es kann", sagt er, „kein solches Manuskript Heinrich Heines mehr geben, denn ich (Engel) beweise hiermit, daß es Heine selbst verbrannt hat."

Und nun haben wir Engels Beweise für dies Autodafé des Dichters, mit eigener Hand an einem seiner wertvollsten Manuskripte vollzogen, zu prüfen.

Fassen wir von Engels Beweismitteln zunächst jene ins Auge, auf welche er selbst mit Recht großen Wert legt, die Briefe Heines an Julius Campe. Aus diesem Briefwechsel haben wir bisher nur erfahren, daß Memoiren existieren und zur Veröffentlichung bestimmt sind, daß ferner ein kleiner Bruchteil derselben in das Buch über Börne eingefochten wurde (nebenbei bemerkt, ersehen wir aus Laubes „Erinnerungen", daß sein Rat es gewesen, welcher Heine bewogen, dieses Bruchstück, die Briefe aus Helgoland über die Julirevolution, als „Berg" in das Werk hineinzusetzen). Aber in eine Verhandlung über die Veröffentlichung sehen wir in all' den Jahren Autor und Verleger nicht eintreten. Engel findet dies seltsam und namentlich ist es ihm unbegreiflich, „daß Campe nach Kenntnisnahme dieser glänzenden Probe der Memoiren nicht energisch auf den Druck drang." Verfolgt man die Korrespondenz, so läßt sich dieses Rätsel leicht lösen. Der kluge Campe dringt niemals in Heine, am wenigsten, wenn ihm dieser bei irgend einem Werke mit einem Konkurrenten droht, wie dies bei den Memoiren mit dem Stuttgarter Scheible geschehen, einfach um sich nicht den Preis zu verderben, auch lehnt er es zwar nicht grade ab, über künftig zu schreibende Bücher zu kontrahieren, nur muß ihr Erscheinen in bestimmter, relativ kurzer Frist in Aussicht stehen. Als ihm daher Heine am 1. März 1837 mitteilt, er würde von Scheible „für dieses Buch ein ganz außerordentliches Honorar per Druckbogen und einen unbestimmten Lieferungstermin erlangen", und gleichzeitig beifügt, daß er schon jetzt auch mit Campe über dies Buch gerne kontrahiere, doch solle es den Schluß der Gesamtausgabe bilden, da läßt dies Campe unbeachtet, und nicht glücklicher ist Heine mit der folgenden Anregung vom 17. März 1837, da er auch da betont, daß er „in Betreff der Lieferungszeit und des Volumens nichts Genaues sagen" könne. Später kommt Heine nicht mehr darauf zurück, offenbar weil er immer deutlicher erkennt, daß die Veröffentlichung der Memoiren ein Bruch mit seinen Verwandten wäre, deren Hülfe er nicht entbehren zu können glaubt, wie er ja auch schon am 5. August 1837 an seinen Bruder Max geschrieben, daß er das Buch am liebsten erst nach seinem Tode erscheinen sähe — und Campes Taktik verbietet ihm seinerseits zu fragen, geschweige denn gar zu drängen, wozu für ihn ja übrigens auch deshalb kein Grund vorliegt, weil Campe, der Vermittler im Erbschaftsstreit von 1845, sehr wohl weiß, daß die Memoiren, wenn überhaupt, dann nur sehr verstümmelt erscheinen können. Bezüglich dieses Werkes also ist Campes Zögern und Schweigen ein durchaus berechtigtes und begreifliches, wogegen es allerdings ebenso unberechtigt als unverständlich ist, warum er seit 1848 auf das Drängen des Dichters zur Veranstaltung einer Gesamtausgabe keine Antwort gegeben. Bereits am 7. Juni 1848 hat ihm Heine von Paßy aus den Plan einer derartigen Gesamtausgabe in 18 Bänden vorgelegt; sie umfaßt sämtliche bis dahin veröffentlichte Einzelwerke, sowie die neuen Gedichte, reich vermehrt, der Memoiren jedoch ist darin mit keiner Silbe gedacht, für sie kein Platz reserviert. Alle folgenden Briefe bestürmen Campe um Antwort über diesen Plan, und als er noch immer schweigt, schreibt Heine endlich am 1. Juni 1850:

„Es ist nicht genug, liebster Campe, daß Sie Ihre merkantilen Verpflichtungen gegen mich erfüllen, was freilich für mich von sehr großer Wichtigkeit und auch sehr löblich ist, Sie sollten sich auch bestreben, den moralischen Obliegenheiten nachzukommen, womit Sie nicht minder belastet sind, und die Sie durch Ihr Stillschweigen fast frevelhaft verabsäumen. Da ich die Gründe Ihres langjährigen Zögerns in Beantwortung der wichtigsten Anfragen durchaus nicht kenne, so darf ich dieselben nicht von vorn herein allzu herb verdammen. Nur soviel weiß ich, daß Sie durch Ihre Zögernis meinen litterärischen Interessen großen Schaden zugefügt und vielleicht unverantwortliche und unwiederbringliche Zerstörnisse verursacht haben. In einer Zeit, wo in der Außenwelt die größten Revolutionen vorfielen, und auch in meiner inneren Geisteswelt bedeutende Umwälzungen stattfanden, hätte schnell ins Publikum gefördert werden müssen, was geschrieben vorhanden lag, nicht weil es sonst für das Publikum minder kostbar geworden wäre, sondern weil ich es jetzt nicht mehr herausgeben dürfte, aus freiem Willen, wenn ich nicht eine Lüge gegen den heiligen Geist, einen Verrat an meinen eigenen Überzeugungen, jedenfalls eine zweideutige Handlung begehen sollte. Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und Alles, was aus der früheren blasphemischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen, habe ich mit entschlossener Hand ausgerissen, und bei meiner physischen Blindheit vielleicht zugleich manches unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu

Digitized by Google

Muthe. Ich wußte nicht mehr recht, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgend eines Mephistopheles, welcher mir zuflüsterte: „Der liebe Gott wird Dir das Alles weit besser honorieren, als Campe, und Du brauchst jetzt nicht mit dem Druck Dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Druck mit Campe zu handeln, wie um ein paar alte Hosen.“ Ach liebster Campe, ich wünschte manchmal, Sie glaubten an Gott, und wäre es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann aufs Gewissen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein so grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir lastet.“

Man höre nun, was Alles Engel aus diesem Briefe herausliest!

Zunächst ist ihm derselbe ein Vorwurf, „veranlaßt durch seines Verlegers Schweigen über wichtige Geschäftsdinge, wodurch die Memoiren-Herausgabe verzögert worden und die Memoiren selbst gelitten hätten.“ Aber wo steht dies in dem Brief?! Von den Memoiren hat ja Heine seit 1840 nicht geschrieben, wie kann er nun dem Verleger vorwerfen, daß dieser seinerseits auf die nicht erfolgte Anregung nicht geantwortet? Etwas ganz Anderes — wissen wir bereits und wiederholt dieser Brief — hat Heine gewollt und Campe durch sein Zögern verhindert, Heine hat im Juni 1848 oder wie er es nun umschreibt, „zu einer Zeit, wo in der Außenwelt die größten Revolutionen vorfielen,“ Campe eine um einzelnes Ungedruckte vermehrte Gesammtausgabe seiner bisher erschienenen Bücher vorgeschlagen und sagt ihm nun: „Um diese Vermehrung sind Sie gekommen, weil ich inzwischen fromm geworden bin.“ Und nachdem Engel es dergestalt zu Stande gebracht, Heines Vorwurf nicht auf das zu beziehen, worauf er sich den Thatsachen gemäß einzig beziehen kann, sondern auf die Memoiren, auf die er sich nicht beziehen kann, bringt er auch den Schluß fertig, diese Briefstelle sei der erste Beweis, daß Heine einen Teil der Memoiren verbrannt!!

Plausibler klingt die nächste, uns teilweise bereits bekannte Briefstelle an Campe vom 31. März 1852, die hier ganz zu citieren des Ortes ist:

„Es ist betrüblich, höchst betrüblich, daß ich in meinem jetzigen Zustand noch an Gelderwerb denken muß und doch bin ich dazu noch in diesem Sommer gezwungen, und es ist sehr möglich, daß ich, freilich ohne Ihre Interessen zu gefährden, eine Ausbeutung meines Namens unternehmen muß, die meinen Gewohnheiten und Empfindungen sehr zuwider ist. Ich habe vielleicht der Delikatesse immer zu sehr gefrönt und man hat mir verflucht schlechten Dank dafür gewußt. Rücksichten für Überlebende sacrificierte ich den größten Teil meiner Memoiren, und es klingt wie eine Ironie, wenn ich jetzt in Bezug auf letztere Anträge erhalte, die Sie in Erstaunen setzen würden. Mißverstehen Sie mich nicht, liebster Freund, ich denke an keine solche Herausgabe, die mich auf einmal aus der Patsche reißen würde, und ich habe nicht im Mindesten die Absicht, indirekt in dieser Beziehung bei Ihnen anzuklopfen. Nur meine große Geldnot möchte ich Ihnen aus Herz legen und Ihrem Nachdenken empfehlen.“

Ich frage nun jeden Unbefangenen, ob diese Stelle nicht mehr für meine als für Engels Ansicht spricht. Will Heine damit, wie Engel behauptet, Campe die Thatsache, daß er den größten Teil der Memoiren verbrannt, mitteilen, wozu dann die vielen gewundenen Worte? Warum sagt er dann nicht einfach: ich habe das Manuskript verbrannt! Nimmt man hinzegen mit mir an, dies sei die erste vorsichtige Mitteilung über das im Vorjahre mit Gustav eingeleitete Geschäft, dann ist sowohl der geheimnisvolle Ausdruck „sacrificieren“ begreiflich, wie denn auch unter dieser Annahme die Versicherung „ich denke an keine solche Herausgabe“ einen Sinn hat. Derlei kann man schreiben, wenn das Manuskript noch vorhanden, nicht aber, wenn es bereits verbrannt ist. Wohin die dunkle Andeutung von dem Geschäft zielt, welches er im Sommer zu machen gezwungen sein wird, wird später zu erörtern sein.

Die dritte Beweisstelle, auf welche sich Engel stützt, ist der Heine'schen Einleitung zu den von ihm herausgegebenen zweiten Memoiren entnommen und lautet:

„Ich habe in der That, teure Dame, die Denkwürdigkeiten meiner Zeit, insofern meine eigene Person damit als Zuschauer oder als Opfer in Berührung kam, so wahrhaft und getreu als möglich aufzuzeichnen gesucht. Die Aufzeichnungen, denen ich selbstgefällig den Titel Memoiren verliehen, habe ich jedoch schier zur Hälfte wieder vernichten müssen, teils aus leidigen Familienrücksichten, teils auch wegen religiöser Skrupel. Ich habe mich seitdem bemüht, die entstandenen Lakunen notdürftig zu füllen, doch ich fürchte, posthume Pflichten oder ein selbstquälerischer Überdruß zwingen mich, meine Memoiren vor meinem Tode einem neuen Autodafé zu überliefern, und was alsdann die Flammen verschonen, wird vielleicht niemals das Tageslicht der Öffentlichkeit erblicken.“

Engel hat an der Wahrhaftigkeit dieser Versicherungen nicht den geringsten Zweifel. Sein felsenfester Glaube wird auch dadurch nicht erschüttert, daß Heine's Darstellung, so wie sie hier vorliegt, mit dem von ihm selbst vorgefundenen und festgestellten Thatbestande, sowie mit den anderweitigen brieflichen Äußerungen des Dichters in schärfstem Gegensatze steht. Es ist nicht richtig, daß Heine, wie er hier erzählt, die Memoiren „schier zur Hälfte“ wieder vernichtet habe, es wäre sogar nicht ganz richtig gewesen, wenn er bei der ersten Fassung dieser Manuskriptstelle geblieben wäre, welche lautete „zum größten Teil“. In Wahrheit hat Heine, wie auch Engel zugiebt, die ersten Memoiren bis auf einige wenige Blätter, welche sich im Manuskript der zweiten Memoiren vorgefunden, beseitigt. Es ist ferner nicht richtig, daß er sich seitdem bemüht, „die entstandenen Lakunen notdürftig zu füllen“, sondern er hat thatsächlich, wie Engel zugiebt, „statt zu sticken, gleich wieder Neues gegeben“, so daß das von Engel herausgegebene Memoiren-Fragment wirklich eine neue Bearbeitung desselben Stoffes ist. Daß also Heine sowohl bezüglich des Umfangs des verbrannten Manuskripts, als auch des Verhältnisses des neuen Manuskripts zu dem alten eine Unwahrheit niedergeschrieben, steht mit dokumentarischer Gewißheit fest. Aber daß eine Verbrennung überhaupt

Digitized by Google

stattgefunden, sollen wir dennoch nicht bezweifeln dürfen! Wir aber nehmen uns diese Freiheit und zwar nicht blos deshalb, weil man, wenn von drei Umständen zwei als unwahr erwiesen sind, auch den dritten nicht gläubig hinzunehmen braucht, sondern auch deshalb, weil bezüglich dieses dritten Umstandes der Zwang der Nothlüge fonnenklar zu Tage liegt. Soll etwa Heine in der Einleitung dieser neuen, für das Publikum bestimmten Memoiren schreiben: „Nachdem ich aus Furcht vor meiner Familie und aus Sorge für das Schicksal meiner Witwe das erste Manuskript verhandelt, beginne ich nun das zweite" — ?!

Die vierte Beweisstelle steht in einem von Engel mitgetheilten Testamentsentwurf Heines vom Jahre 1854 und lautet:

„Die Manuskripte, welche ich noch besaß, waren leider von der Art, daß eine Umwandlung in meinen religiösen Ansichten und Rücksichten auf Personen, die ich nicht durch Mißverstand verletzen durfte, mich nöthigten, sie zum größten Theil zu vernichten — vielleicht muß ich sie am Ende gänzlich der Vernichtung Preis geben — so daß bei meinem Ableben auch diese Ressource für meine Witwe verloren geht. Mit der Erbschaft meiner Witwe sieht es also nicht glänzend aus, und ich werde glücklich genug sein, wenn ich ihr nicht Schulden hinterlasse."

Man sieht, die Stelle ist an sich nicht beweiskräftiger, als jener Brief vom 31. März 1852, wo vom Sakrifiziren die Rede ist — hier heißt es statt dessen „vernichten." Nun kommt aber noch ein Umstand hinzu, der wahrlich interessant genug ist. Im ursprünglichen Manuskript steht nämlich, „sie zum größten Theil zu verbrennen"; Heine strich das Wort aus und ersetzte es durch „vernichten". Warum sollte er dies gethan haben, wenn nicht deshalb, weil er seinen letzten Willen nicht durch eine bewußte Unwahrheit beflecken wollte?! „Vernichten" durfte er, wenn auch nur in weitherzigster Ausdeutung des Wortes, schreiben, da ja die Manuskripte durch den Handel wenigstens für die Öffentlichkeit vernichtet waren, „verbrennen" hingegen wäre eine direkte Lüge gewesen und davor scheute die Hand des Sterbenden zurück.

So steht es um die Stichhaltigkeit der wichtigsten Beweisstücke Engels. Nur noch einige minder bedeutsame bleiben uns für ein nächstes Mal zu prüfen übrig.

(Ein sechster Artikel folgt.)

Ungedruckte Briefe von Fichte.

Mitgetheilt von **Alfred Bock.**

Fichte war 1794 an die Universität nach Jena berufen worden. Seine akademische Lehrthätigkeit, die er längst als seinen wahren Beruf erkannt hatte, förderte seine schriftstellerische Produktivität und schon ein Jahr nach Antritt seiner Professur bewog ihn Friedrich Immanuel Niethammer (Professor der Philosophie in Jena, geboren 1766, gestorben 1848 zu München), die Mitredaktion des „Philosophischen Journals" zu übernehmen. Zum 4. Heft des Jahres 1798 hatte der Gießner Professor der Theologie Johann Ernst, Christian Schmidt (geboren 1772) einen Beitrag, „Erklärung einiger physiologischer Erscheinungen" geliefert. Schmidt war durch zahlreiche theologische und philosophische Schriften in der Gelehrtenwelt vortheilhaft bekannt geworden. Auch Fichte schien auf seine Mitarbeiterschaft am philosophischen Journal Gewicht zu legen, denn er beantwortete Schmidts Manuskriptsendung am 16. Februar 1798 wie folgt.*)

„Ich danke Ihnen, mein hochzuverehrender Professor, für den Beitrag, den Sie für unser Journal liefern und der baldigst abgedruckt werden wird. Ich freue mich innigst jedes neuen Mitarbeiters von Geist und heiße Sie daher auf diesem Gebiete der philosophischen Literatur herzlich willkommen. Der Buchstabe tödtet ganz besonders in der Wissenschaftslehre, welches theils an dem Wesen dieses Systems selbst, theils wohl auch an der bisherigen Beschaffenheit des Buchstabens liegen mag. Fichtianer (?) kenne ich nun zwar bis jetzt nicht, welches wohl daher kommen mag, daß ich gar vieles nicht lese. Daß sie mir aber, wenn es dergleichen gibt, noch mehr zuwider sind als selbst die Kantianer, und daß ich sie, wenn sie jemals in meinen Wirkungskreis gerathen und ich Notiz von ihnen nehmen muß, gewiß nicht loben werde, das ist sicher. Sie fragen mich, ob ich Ihre Schrift auch lesen und Ihnen zeigen werde, daß ich sie gelesen, falls sie mir dieselbe zuschicken? Ich muß sonach wohl über diesen Punkt in einem üblen Geruche stehen, da Sie dies nicht, was von selbst sich verstehend, voraussetzen. Und ich will es nur nicht leugnen, daß mir mancherlei zugeschickt wird, mit dessen Lectüre ich es nicht über die ersten Seiten hinausbringe. (Denn den Anfang mit Lesen mache ich denn doch.) Dies kommt daher, weil diese Schriftsteller mein Interesse nicht zu erregen wissen. In diesem Falle werden Sie sicher nicht sein, würdiger Mann, und ich glaube im Voraus sicher dafür bürgen zu können, daß ich Ihre Schriften lesen werde. Für Ihr Anerbieten, auch forthin Beiträge für unser philosophisches Journal zu liefern, danke ich Ihnen in meinem und meines Herrn Mitarbeiters Namen und nehme es an. Wir bezahlen für vorzüglich interessante Aufsätze 10 Louisd'or in Gold, rechnen aber, daß ein in unserem Journal befindlicher Aufsatz unter drei Jahren in keiner anderen Sammlung abgedruckt werde. Hätten Sie nicht Lust, die literarischen Anzeigen für ein bestimmtes Fach zu übernehmen? (zu welchem wir am schwersten Arbeiter erhalten können).

Ich wünsche Ihnen recht viel Glück: das ist, Kraft und Einfluß zu Ihren entworfenen literarischen Unternehmungen. Daß Heydenreich eine Anzeige geschwagt hat, habe ich auch schon gehört, es aber noch nicht gelesen. Ich begreife nicht gut, wie man meine Gedanken über das Verhältniß beider Geschlechter verdrehen, so verdrehen kann, daß sie roh ausfallen.

Mit wahrer Achtung
Ihr ergebenster
Fichte."

Heydenreich, den Fichte erwähnt, war Professor der Philosophie in Leipzig. Seine übelwollende Kritik bezog sich auf Fichtes Abhandlung „Über das Rechtsverhältnis beider Geschlechter, überhaupt im Staate" (Grundlage des Naturrechts nach Prinzipien der Wissenschaftslehre, Abschnitt III.)

*) Dieser und der nachfolgende Brief befinden sich im Besitze der Großherzoglichen Universitätsbibliothek zu Gießen.

Digitized by Google

Die Veröffentlichung seines Aufsatzes „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ im philosophischen Journal zog Fichte 1799 eine Anklage wegen Atheismus zu. Aus dieser Zeit datiert ein Brief vom 17. Mai 1799, den der berühmte Philosoph an Professor Schmidt in Gießen richtete.

„Denken Sie sich in meine Lage, ehrwürdiger Freund, und Sie werden mir verzeihen, daß ich eine so hohe Briefschuld bei Ihnen anlaufen lasse. Ich hatte drei Stunden täglich gelesen und dabei noch eine ziemlich starke Verantwortungsschrift (an unsere Höfe) auszuarbeiten.

Auf Ihren Brief vom 19. Januar:

Wir nehmen mit dem innigsten Vergnügen Ihr Anerbieten, das Fach des Naturrechts in unserem Journal zu arbeiten, an und werden uns freuen, recht bald Beiträge von Ihnen zu erhalten. Worin liegt das Unbefriedigende, das Sie in meiner bisherigen Darstellung der W. L. (Wissenschaftslehre) finden? Doch nicht in den Principien? Liegt es aber in der Ableitung und reden Sie von der gedruckten Grundlage, so haben Sie sehr Recht, vieles unbefriedigend zu finden. Diese Schrift hat nur eine andere Bestimmung gehabt, als für meine Zuhörer. Feind und Freund haben allgemein diese Bestimmung übersehen. Ich habe seit 3 Jahren eine andere Darstellung bearbeitet und auf dem Catheder vorgetragen, aus welcher das im Journal abgedruckte erste Kapitel ist. Ich denke diese Darstellung auch künftigen Winter erscheinen zu lassen. Finden Sie noch hie und da Anstoß, so wird es gerathen sein, diese neue Bearbeitung zu erwarten.

Daß ein anderer G. als Gabler in Altdorf der Verfasser jenes Pasquills, von welchem ganz allein dieser Auftritt herkommt, werden Sie jetzt ohne Zweifel wissen. Dasselbe Urtheil, das Sie über Kants neuste Schriften fällen, fällt man, soweit ich herumhören kann, allgemein. Es ist doch ein schönes Zeichen, der Humanität unserer Zeit, daß man aus Respekt gegen den verdienten Greis dieses Urtheil nicht ganz öffentlich sagt. Diese Schriften sind doch so sichtbar schwach, daß sie auch nichts verderben können. Die zwei Kantianer, die's noch giebt, machen sich durch das Nachbeten dieser Sordiditäten nur immer lächerlicher.

Auf Ihren Brief vom 24. Februar: Es thut mir empfindlich leid, daß Sie und Professor Schaumann*) ein Exemplar erst erhalten haben, als die Schrift schon längst in Buchläden zu verkaufen war. Mein Commissionär für diese Versendung, Gabler, (Chr. E. Gabler, Verlagsbuchhändler in Jena) versichert hoch und theuer, daß er sie am 18. Januar an — ich weiß nicht — ob Heyer oder Stamm abgesandt habe.

Ich bin sehr begierig auf die Erscheinung Ihrer Schrift. Es ist eine Schande, wie der Hannöversche Appellant, ein Churſächsischer Pasquillant und der arme gute Eberhard**) den Gesichtspunkt wieder verrücken. Ich werde, wenn irgend möglich ist, ein Schriftchen in dieser Sache erscheinen lassen, in welchem ich hoffentlich den wahren Gesichtspunkt so herausrücken werde, daß ihn nur die Bosheit verkennen kann.

Ich werde morgen meine Verantwortungsschrift, welche ohne Zweifel auch öffentlich bekannt werden wird, an die herzoglichen Höfe einsenden und ruhig erwarten, was erfolgt. Man ist, soviel ich weiß, in einer sehr widersprechenden Stimmung. Man schämt und fürchtet sich vor den Aufgeklärten und möchte doch auch mit den Obscuranten es nicht verderben. Dafür, um dieses entgegengesetzte Interesse zu bethätigen, (!) dürfte es sehr schwer ein Mittel geben. Ich wenigstens bin sehr fest entschlossen, nichts meiner Unwürdiges zu dulden.

Gruß, Achtung und Freundschaft

Fichte.“

Die direkte Veranlassung zur öffentlichen „Anklage des Atheismus“ gegen Fichte hatte eine anonym erschienene Flugschrift gegeben:

„Schreiben eines Vaters an seinen studierenden Sohn über den Fichteschen und Forbergschen*) Atheismus“, als deren Verfasser fälschlicherweise der Fichte wohlgesinnte Dr. Gabler in Altdorf genannt wurde. Fichte antwortete auf die Anklage mit seiner „Appellation an das Publikum“, den Höfen sandte er seine Schrift ein „Der Herausgeber des philosophischen Journals gerichtliche Verantwortungsschriften gegen die Anklage des Atheismus“. Allein die sächsische Regierungen, die früher bereits Fichtes Buch über die französische Revolution verstimmt hatte, waren entschlossen, ihm einen derben Verweis zu erteilen, und Goethe, der sehr gut seinen mächtigen Einfluß zu Gunsten des verdienten Gelehrten hätte geltend machen können, verurteilte ihn in seinem Widerwillen gegen alles Revolutionäre. „Ich für meine Person,“ erklärte er, „gestehe gern, daß ich gegen meinen eigenen Sohn votieren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache (wie Fichte) erlaubte.“

Fichte hatte eine glänzende Rechtfertigung erwartet, statt dessen ließ man ihn fallen und tief gekränkt wandte er Jena für immer den Rücken. Unter den namhaften Männern, die für Fichte Schild und Speer erhoben, stand an erster Stelle Professor Schmidt. Fichtes Worte im vorangegangenen Briefe „Ich bin sehr begierig auf die Erscheinung Ihrer Schrift“ galten Schmidts Broschüre „Nachricht an das ununterrichtete Publikum den Fichteschen Atheismus betreffend“. Fichtes Aufsatz „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltordnung“ gipfelte in dem Satze: „Es ist ein Mißverständnis zu sagen, es sei zweifelhaft, ob ein Gott sei oder nicht. Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das Gewissete, was es giebt, ja der Grund aller anderen Gewißheit, das einzige absolut gültige Objektive, daß es eine moralische Weltordnung giebt. Es liegt kein Grund in der Vernunft, aus jener moralischen Weltordnung herauszugehen und vermittelst eines Schlusses vom Begründeten auf den Grund noch ein besonderes Wesen, als die Ursache desselben anzusehen; der ursprüngliche Verstand macht sonach diesen Schluß sicher nicht und kennt kein solches besonderes Wesen.“ Der Glaube an die moralische Weltordnung führte Fichte zur „Religion des freudigen Rechtthuns.“

Die Verteidigungsschrift des Gießener Theologen sprach Fichte mit Scharfsinn und Klarheit von den unerhörten Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben waren, frei. Die Worte, mit denen der wackere Mann seine Schrift schloß, kennzeichnen am besten seinen Charakter: „Eine neue Wahrheit muß den Menschen immer als eine verdächtige Wahrheit erscheinen; denn das ist ihnen schlechthin gewiß, daß ein menschlicher Geist dem andern gleich sei, — daß der eine so denken könne, wie der andere denkt. Meine Anfündigung eines Neuen, Unerhörten, — setzt mir ein Vorurteil entgegen, das ich moralischer Weise nicht wollen kann. Und ist es auch wirklich neu, was ich dem Menschengeschlecht mitzuteilen habe: so liegt doch daran, daß dies neu sei, gar nichts — daran, daß es als wahr erkannt werde, liegt aber alles.“

*) Professor der Philosophie in Gießen.

**) Bezieht sich auf eine Streitschrift des Leibnizianers Eberhard.

*) Rector Forberg in Saalfeld hatte im philosophischen Journal eine Arbeit „Über die Bestimmung des Begriffs der Religion“ gebracht.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Santi Pellegro.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortſetzung.)

Er begriff das alles ganz gut, er hatte es ja ſelber Camillo noch dieſen Abend geſagt: „Das verzeiht kein Weib!“ Am allerwenigſten Benedetta. Er durfte ſich auch nicht wundern, daß ſie erfahren hatte, was alle Welt wußte, und daß ſie glaubte, was mit feierlichem Eid vor Gericht bekräftigt worden war. Als ſie zu ſeinem Empfange nicht dageweſen war, hatte er es geahnt, und deshalb gerade hatte er getrunken und immer wieder getrunken. Er begriff alles, aber ſein Blut kochte, eine wahnſinnige Begierde hatte ſich ſeiner bemächtigt. Und hier vor der verſchloſſenen Thür ſeines Weibes, gegen das er ſich nie verſündigt, das er nur mit raſender Leidenſchaft geliebt, mehr, als ſie wußte, wiſſen konnte, hier überkam es ihn plötzlich wie ein Tumult, wie ein Fieber. Er ſelber kam ſich vor, wie ein Irrſinniger, daß er ihr nicht zuſchrie: „Es iſt ja nicht wahr, nicht wahr, daß ich Dir je, auch nur im Rauſch, auch nur in Gedanken untreu geweſen! Ich ſchwöre Dir's.“ Aber würde ſie ihm denn auch glauben? Warum dieſem Schwur glauben, wenn er es doch über ſich vermocht hatte, einmal einen falſchen zu ſchwören oder ſchwören zu laſſen, was im Grunde dasſelbe bedeutete? Hatte er dann nicht erſt für immer alle Glaubwürdigkeit bei ihr verſcherzt? Und doch, und doch: ſollt' er um dieſes Falſcheids einer Andern willen ſie für immer entbehren, für immer verlieren? Und es haftete doch kein Makel an ihm — vor ihr zum wenigſten keiner?

Wieder rüttelte ſeine Hand an der Thür. Da ſchoß es ihm plötzlich durch den Kopf, daß er in eben jener Kammer während der letzten Minute vor ſeinem Abſchied am Bette ſeines Weibes Camillo zugeſchworen hatte, er ſei ſchuldlos an der That, deren man ihn bezichtigte. Seine Hand glitt kraftlos von dem Drücker ab. Schwerfällig tappend ging er in die Kammer hinüber, die Benedetta ihm zum Schlafen angewieſen hatte, warf ſich dort auf ſein Bett und löſchte die Lampe. Seine Glieder waren ſo ſchwer von Müdigkeit und ſeine Sinne ſo berauſcht vom Weingenuß, daß er alsbald in tiefen, todesähnlichen Schlaf verſank.

* * *

Auf Santi Pellegros Gehöft nahm das Leben ganz wieder ſeinen früheren Gang, ſeit der Padrone heimgekehrt war. Anfangs hatten ihn die Dienſtleute mit muſicheren Blicken betrachtet, als ob ſie nicht wüßten, wie ſie ſich zu ihm ſtellen ſollten, zumal er äußerlich völlig verändert erſchien und die lange Trennung das Verhältnis gelockert hatte, das zwiſchen ihnen beſtanden. Aber Santi Pellegro zeigte ihnen, daß er noch der Gleiche war, wie früher, und daß er geſonnen war, ſtreng und unerbittlich auf ſeinen Rechten zu beſtehen. Da fügten ſie ſich. Santi Pellegros Anweſen hatte ſich jederzeit vor allen in Torino durch muſterhafte Wirtſchaftsführung ausgezeichnet; ſeine Weinberge lieferten reichere Erträgniſſe als die anderen, ſeine Citronengärten und Oliveten waren weithin berühmt; und ſo ſollte es auch fernerhin bleiben. Santi Pellegro war nur noch wortkarger geworden, als ehemals, und ſein Blick war finſterer; wenn man ihn früher ſchon geſcheut hatte, jetzt hatte man vollends Urſache, ſeinen Zorn nicht zu reizen und nicht gegen ſeine Befehle zu handeln. Kein Widerſpruch, keine leiſeſte Andeutung des Geſchehenen durfte ſich in ſeiner Nähe an's Licht wagen, geſchweige denn, daß Einer den Mut gefunden hätte, auf das hinzuweiſen, was Alle wußten und was vor die Öffentlichkeit hatte gelangen müſſen, um Santi Pellegro aus ſeiner Haft zu befreien. Nicht einmal im Orte hätte das Einer gewagt, wenn er Santi Pellegro ſah; ſelbſt die, welche ihn haßten, ſahen in ſeinen

Digitized by Google

Augen etwas aufglimmern, was sie lieber schweigen hieß, als den Groll und die Rache dieses Mannes herauszufordern. Allmählich ward es ohnehin still in Forino von Tito Boneras Ermordung und von Santi Pellegros Fehltritt, der allein ihn von Verdacht und Strafe gerettet hatte, als er bezeugt und beeidigt worden.

Neben seinem Weibe lebte Santi Pellegro hin, als sei es sein Weib nicht mehr. Auch das begriff man in Forino, aber die Frauen nahmen fast alle für Santi Partei. Übrigens drang von dem, was im Hause Pellegro vorging, wenig oder nichts ins Dorf hinaus. Als Santi sein Weib am ersten Morgen wiedergesehen hatte, nachdem er mit bleischweren Gliedern und dumpfem Kopfe erwacht, war er über ihr Aussehen erschrocken gewesen. Sie machte den Eindruck eines siechen, rasch alternden Weibes auf ihn, das ihre Reize früh eingebüßt hatte. Er fühlte einen wilden, brennenden Schmerz bei dieser Entdeckung, denn er wußte, weshalb das so war, aber gleichzeitig kam es auch wie eine Erlösung über ihn; obgleich er es sich nicht einzugestehen wagte, empfand er es doch, wieviel leichter es ihm sein würde, dies Weib zu entbehren, als jenes, das er vor Monaten verlassen hatte. Benedetta war hager und bleich geworden, der Blick ihrer dunkel umränderten Augen unstät, als rüttle das Fieber ihr immer noch im Gebein. Sie hatte ihm freundlich die Hand gereicht und ihn daheim willkommen geheißen, sie zeigte in allem, daß sie bereit war, sein gehorsames und treu sorgendes Weib zu sein, wie früher, aber sie ließ ihm auch keinen Zweifel darüber, daß es ein innigeres Band nicht mehr zwischen ihnen gab. Gerade die Milde und Sanftmut, mit der sie ihm entgegenkam, die fügsame Geduld, die sie zur Schau trug, dies stille und ergebene Wesen peinigten Santi; er empfand das alles, wie einen dauernden Vorwurf, den ihre Lippen niemals aussprachen, und es trieb ihn aus ihrer Nähe. Er hätte gern ihre Launen und ihre Anklagen ertragen, er hätte mit ihr streiten und gegen sie ankämpfen mögen. Von dem allen aber war hier nicht die Rede. Ihr immer gleichmäßiges, nachsichtiges Gebaben, das er selbst mit einem harten Wort, einer herausfordenden Rede nicht zu stören vermochte und das ihn immer sofort entwaffnete, reizte ihn bis zur Raserei und verschenchte ihn. Und in dem Einen blieb sie unerbittlich. So duldsam er sie in allen Stücken fand, — viel zu duldsam für seine Natur, die gern einmal auf einen Widerspruch stieß, um ihn besiegen zu können, — hier kannte sie kein Nachgeben: ihre Kammerthür blieb ihm verschlossen. Und Santi wußte, daß das nie anders sein würde. So ward sie ihm trotz aller äußeren Zusammengehörigkeit fremder von Tag zu Tage.

In Einem hatte er sich gegen früher verändert: er trank jetzt oft und viel. Es war manchmal vorgekommen, daß er sich berauschte. Er fühlte, daß ihm das zum Bedürfnis wurde, wie am Abende seiner Heimkehr, um sich zu betäuben, um in sich zu ersticken, was da gährte und drängte. Wenn er getrunken hatte, wurde er zärtlich gegen Benedetta, während ihn sonst eine seltsame Scheu davon zurückhielt, sie zu berühren; aber seine Zärtlichkeit hatte etwas Brutales, sodaß sie sich ihm jedesmal bald entwand. Bisweilen flüsterte er ihr dann auch heiße, wilde Worte zu, auf die sie aber immer nur mit einem ernsten Kopfschütteln erwiderte. Und einmal sagte er ihr geradezu, er werde die Nacht auswärts zubringen, wenn sie ihn nicht zu sich einlasse. Da sah sie ihn ganz ruhig an und erwiderte: „Wer das einmal thun konnte, kann es auch öfter, Santi. Wenn Du Dich nicht vor Dir selber und vor der Sünde schämst, vor mir brauchst Du Dich nicht mehr zu schämen. Geh!“

Aber er ging nicht. Es lebte eine Hoffnung in ihm, er werde sie sich eines Tages dennoch zurückgewinnen, wenn er rein von Schuld blieb und sie es erkannte. Er wollte noch einmal um sie und um ihre Liebe werben, wie vor Jahren, und endlich würde sie durch seine treue Beharrlichkeit ja doch wohl gerührt werden, würde ihm verzeihen, was er nie begangen, und wieder sein werden. Santi Pellegro hielt sich an dieser Hoffnung, wie an einem Rettungsanker, wenn die wilden Gedanken und die heißen Regungen Herr über ihn werden wollten.

So stand es um ihn, als er an der Wende eines Frühlingstages, der schon sommerheiß über der Welt gebrütet hatte, an dem von blühenden Kaktusständen umwucherten Felshang oberhalb Forino auf schmalem Steig emporklomm. Er hatte die Büchse über der Schulter, um den Singvögeln nachzuspüren, die in den Oliven ihr Wesen trieben. Im Grunde bereitete diese „kleine“ Jagd, die von den Männern aus Forino mit Leidenschaft betrieben wurde, ihm kein sonderliches Vergnügen, er hätte es bei Weitem lieber mit jagdbaren Tieren aufgenommen, die ihm Wider-

Digitized by Google

stand leisteten und mit denen er hart ringen mußte, bis er sie bezwang, am Liebsten mit solchen bei denen es um sein eigenes Leben ging. Aber solche Jagd bot sich ihm selten, und weil es ihn zu Hause nicht litt, nützte er jede Gelegenheit, um sich droben in den Bergen streifend umherzutreiben, wenn er auch nur auf kleine Vögel anlegen konnte. Überdies lohnte ihm manchmal ein freundliches Lächeln oder Wort Benedettas, wenn er mit wohlgefüllter Jagdtasche heimkam. Heute war er noch nicht ein einziges Mal zum Schuß gekommen. Er war mißmutig und fühlte sich unfrisch. Sirocco mochte in der Luft liegen, denn die Glieder waren ihm schwer und der Kopf dumpf. Dazu hämmerte ihm das Blut in den Schläfen. Er hätte gern einen frischen Trunk gehabt, aber seine Flasche war leer, und er wußte keine Cisterne in der Nähe. Dagegen mußte das kleine Bergdorf Campiglio unweit von hier sein und dort fand er in der Osteria wohl, was er suchte. Er blickte um sich und stieg dann auf geröllüberdeckten Pfade quer durch olivenbestandene Terrassen bergauf. Nach wenigen Minuten erblickte er gelb-braune Häuserwände, die durch das silbrige Grau des Ölwald's herüberschimmerten, und gelangte an das erste der einzeln, durch die Waldung verstreut belegenen Gehöfte des Dorfes. Ohne darauf zu achten, wollte er vorüber, um nach einem grünen Zweig zu spähen, der ihn vor einer Hausthür zur Einkehr einlud und einen frischen Trunk verhieß, als er sich plötzlich aus einer Fensterluke des Hauses angerufen hörte: „Santi Pellegro! Heh!"

Erstaunt sah er bei dem Klang der Weiberstimme, die das rief und die er nicht kannte, empor. Dann floß ihm eine dunkle Blutwoge über das Gesicht. Die da oben am Fenster stand, war Assunta Dotti. Ihr üppiges kastanienbraunes Haar floß ihr gelöst um ein bräunliches berückend schönes Gesicht mit wilden großen Augen und einen Mund voll schimmernder Zähne, mit dem sie auf ihn herablachte. Sie hielt mit der Linken eine breite, herrliche Welle ihres Haars, das sie eben mit dem Kamm in der Rechten gestrählt hatte. Mit ihrem entblößten Halse, der ebenso wie die nur halb verdeckten Schultern von vollkommenster Bildung war, bot sie in der Umrahmung des Fensters, dessen Sims von Geschirren mit rot blühenden Nelken umstellt war, einen Anblick von bestrickendem Liebreiz. Santi Pellegro schaute finster an dem alten, halb verfallenen Hause empor, zu dem eine graue Steintreppe hinaufführte. Er hatte nicht gewußt, daß Assunta Dotti hier wohnte, ihrer überhaupt nicht gedacht, als er nach Campiglio gegangen war. Jetzt wußte er nicht gleich, was er sagen sollte. Er fühlte nur einen wilden Zorn in sich aufsteigen, ohne daß er hätte sagen können, warum und auf wen.

„Kommt ihr endlich?" fragte Assunta indessen, sich mit den nur bis zum Ellenbogen verhüllten, runden, weißen Armen vertraulich zum Fenster hinauslehnend. „Ich warte seit Wochen Tag für Tag auf Euch. Ich bin böse, daß Ihr solange auf Euch warten laßt, Santi Pellegro."

Er blickte immer finsterer drein. „Ich will nicht zu Euch, Assunta Dotti."

Sie lachte. Es war ein geräuschloses Lachen, das ihm sein Blut seltsam erregte. Dann sagte sie: „Ihr seid nicht höflich, Santi Pellegro. Für das, was ich für euch gethan habe, ist das ein wunderlicher Dank. Eine Andere hätte sich besonnen. Und nun wollt Ihr mir nicht einmal ein Wort zum Lohn gönnen, sondern wie ein Fremder vorübergehn, wenn Euch der Zufall an meinem Hause vorbeiführt. Ihr handelt nicht wie ein galantuomo, Santi Pellegro."

Sie sagte das in einem schmollend-zutraulichen Ton, der ihn nur noch mehr erbitterte. Und dennoch fühlte er gleichzeitig, daß etwas Wahres in ihren Worten lag. „Was wollt Ihr also?" fragte er unsicher.

„Kommt nur erst herauf!"

„Ich mag Euer Haus nicht betreten, Assunta Dotti. Kommt herab, wenn Ihr mit mir reden wollt!"

„Der Leute wegen?" fragte sie mit der Neugierde eines Kindes.

„Der Leute wegen", bestätigte er.

„Wenn Ihr herauskommt, wird man Euch nicht sehen. Wenn wir unten an der Straße zusammen sprechen, sieht uns Jeder, der vorüberkommt, und denkt sich sein Teil. Es ist keiner im Hause, als ich ganz allein."

Er wollte ihr antworten: „Eben deshalb will ich nicht kommen." Aber er sah ein, daß sie Recht hatte mit dem, was sie sagte. Und einmal mußte ja wohl zwischen ihnen Beiden von dem geredet werden, was geschehen war und was ein wunderliches Band zwischen ihnen knüpfte. Es war ihm jetzt selber seltsam, daß er nicht früher an diese Notwendigkeit gedacht, daß er überhaupt nicht

Digitized by Google

über Assunta Dotti und das, was sie gethan, nachgedacht hatte. Mochte es denn gleich in dieser Stunde zu Ende kommen, alles, was sie und er Gemeinsames hatten miteinander. Dann war er frei für immer. So stieg er rasch die Stufen empor.

Als er die Thür droben aufstieß, trat sie ihm auf dem schmalen Gange entgegen, bot ihm lachend die Hand und führte ihn in ein Gemach, das als der „Salone" des Hauses gelten mochte. Die Möbel darin waren mit Leinenbezügen überdeckt und der Goldrahmen eines großen Spiegels mit rosa Gaze verhüllt. Die Luft schauerte den aus der sonnenheißen Atmosphäre draußen kommenden Santi Pellegro beinahe eisig an. „Hier setzt Euch", sagte Assunta, „ich will Euch Wein holen."

Sie ging, ohne daß er einen Widerspruch erhoben hätte, und er ließ sich in einen Sessel fallen, den Hut aus der perlenden Stirn rückend und schwer Atem holend. Es war ihm sonderbar beklommen zu Mute, er konnte gar keinen klaren Gedanken fassen, und hatte doch eine Empfindung, als ob es nicht gut sei, daß er hier war. Dann kam Assunta zurück. Sie brachte einen strohumflochtenen Fiasco mit, Wein, Brot Orangen und Gläser. Ihre Bewegungen hatten etwas überaus Anmutiges, wie er sich eingestand. Dabei wunderte er sich aber selber, daß ihm das zum Bewußtsein kam und er sagte sich, daß er früher darauf nicht geachtet hatte. Seit er überhaupt Augen für die Weiber gehabt, hatte er freilich nur immer auf Benedetta Montabona gesehen. Die Anderen waren ihm alle gleichgültig gewesen, auch Assunta, obgleich er wußte, daß sie ihn lieb hatte und daß Tiburzia Bonera ihm die Bruderstochter gern zum Weibe gegeben hätte.

Assunta hatte auch jetzt kein Oberkleid übergeworfen; man konnte die herrliche Rundung ihrer Brüste deutlich unter Hemd und Mieder gewahren und das Haar floß ihr in weicher, breiter Welle in den Nacken und über die Schulter hinab. Sie zeigte immerfort ihre weißen Zähne, als ob das Lächeln auf ihren Lippen nicht ersterben wollte, und ihre Augen funkelten ihn in einer Art von herausfordernder Fröhlichkeit an. „Möge es Euch munden!" sagte sie und schenkte ihm und sich selber ein Glas voll, „stoßt mit mir an! Auf Euer Wohl, Santi Pellegro!"

Er trank das Glas in seinem brennenden Durstgefühl mit einem Zuge leer. Es war ein weißer, herber Wein, der ihm den Gaumen kühlte, aber das Blut rascher und heißer fließen ließ. Als Assunta ihm das zweite Glas gefüllt hatte, stieß sie mit dem ihren, an dem sie nur genippt dagegen und sagte lachend: „Auf unsere Liebe, Santi Pellegro!"

Klirrend setzte er das Glas, das er erhoben hatte, zurück und krauste finster die Stirn: „Ihr müßt nicht so reden, Assunta Dotti."

Sie sah ihm, plötzlich ganz ernsthaft, gerade in's Gesicht. „Weshalb glaubt Ihr eigentlich, daß ich das gethan habe, Santi Pellegro."

Sie sagte nicht was, aber dessen bedurfte es ja auch nicht; es gab eben nur das Eine zwischen ihnen Beiden, wovon sie reden konnte, und er verstand sie ganz gut. Merkwürdig; er hatte über das, was sie ihn fragte, noch nie nachgedacht und doch hätte es so nahe gelegen. Und es konnte auch nur eine einzige Antwort darauf geben: „Weil sie ihn liebte!" Die aber wollte er ihr nicht geben. So brütete er schweigend eine Weile vor sich hin, bis sie es plötzlich selber sagte und genau so, wie er es sich im Stillen schon gesagt hatte: „Weil ich Euch liebe, Santi Pellegro." Es klang ganz ruhig und schlicht, wie etwas Selbstverständliches, das nicht hätte erst ausgesprochen werden brauchen.

„Dazu hab' ich Euch keinen Anlaß gegeben!" erwiderte er rauh.

Nun lachte sie hell auf. „Nein, wahrhaftig nicht! Aber danach fragt man auch garnicht, wenn man Einen lieb hat."

Er erwiderte nichts, sondern blickte mürrisch und verdrossen vor sich hin. Dann trank er wieder; er wußte nicht, was er sagen sollte, ihm war unbehaglich und verworren zu Sinne. Da sagte sie, den Oberleib ein Weniges gegen ihn vorbeugend, mit todesernsten Augen: „Glaubt Ihr, es wäre ein Geringes, einen Meineid auf sich zu nehmen, Santi Pellegro? Oder glaubt Ihr gar, ich sei eine Verworfene, der nichts darauf ankomme, ob auch dies Verbrechen noch zu den übrigen, die sie begangen, ihr Gewissen belastet, da sie die ewige Seligkeit denn doch einmal verscherzt habe? Ihr seid im Irrtum, wenn Ihr so denkt. Ich bin bisher nicht schlechter gewesen, als alle. Und ich weiß ganz wohl, was ich gethan habe. Es ist eine große Sünde und bedrückt mich schwer."

„Ich habe Euch nicht dazu überredet oder darum gebeten", murmelte er unwirsch.

„Freilich nicht, aber Ihr habt es geduldet,

Digitized by Google

ohne ein Wort dawider zu reden. Und jetzt seid Ihr frei durch mich ganz allein. Ihr seid ebenso schuldig, wie ich, Santi Pellegro."

Er schüttelte sich unmutig. „Ich weiß nicht, wozu ihr das Alles redet. Laßt es nun tot und begraben sein. Ungeschehen ist's nicht mehr zu machen."

„Doch", sagte sie und funkelte ihn plötzlich an, wie die Wildkatze, die er in jener Mordnacht beschlichen hatte, „doch. Ich kann jede Stunde hingehen und vor Gericht sagen: „Es war ein falscher Eid, den ich geschworen habe. Nie war Santi Pellegro in meinem Hause bis zum heutigen Tag.""

Er hatte sich verfärbt, seine Finger, mit denen er mechanisch nach dem Glase gegriffen hatte, zitterten. „Das werdet Ihr nicht thun", stieß er heftig heraus, „das brächte Euch in den Kerker. Meineid bestrafen sie schwer."

„O ja, ich weiß. Aber den, der den Meineid geduldet hat und der im Verdacht stehen wird, daß er mich dazu beredete, den lassen sie auch nicht frei ausgehen. Und wenn der Eid nichts mehr gilt, den ich geschworen habe, seid Ihr auch wieder der Mörder Tito Bonerас. Vergeßt das nicht, Santi Pellegro! Für Euch stände es um vieles schlimmer, als für mich, wenn ich die Wahrheit bekennen wollte!"

Santi schwieg. Er hatte die Zähne zusammengebissen und starrte, die geballten Fäuste auf dem Tisch, finster vor sich hin. Er begriff, daß sie in allem Recht hatte, was sie da sagte, und hatte zum ersten Male die peinigende Empfindung, daß er in die Hände dieses Weibes gegeben sei, das ihre Macht über ihn nützen werde. Er hatte bisher noch niemals darüber nachgesonnen, weshalb sie für ihn den Meineid geschworen hatte, der ihn freigemacht, und wie das Alles überhaupt gekommen war. Nicht einmal mit Marco hatte er je ein Wort darüber geredet. Das Alles hatte für ihn abgethan sein sollen, seit er wieder als freier Mann auf seinem eigenen Grund und Boden hauste, gerade, als wäre es niemals gewesen. Nun mußte er erfahren, daß das von seinem Willen nicht abhing, wie er sich's eingeredet hatte, und daß es nicht tot war, sondern weiterlebte und in lebensvoller Wirklichkeit sein Recht von ihm begehrte. Zum ersten Male aber begriff er auch, daß Assunta Dotti ihn wirklich lieben mußte, da sie das für ihn gethan hatte. Nur daß ihn keine Empfindung freudigen Stolzes, sondern nur ein Grauen dabei überkam.

„Glaubt Ihr nicht, daß es besser für uns Beide ist, Santi Pellegro, wenn ich stumm bleibe?" Ein Lächeln flog bei der Frage über ihr Antlitz. Und als er nicht antwortete, fuhr sie fort: „Ja, es ist eine schwere Sünde und ich weiß es. Die begeht man auch nicht um kleinen Preis, das begreift Ihr. Und der meine ist diese Sünde wohl wert. Ich denke mir auch, Santi Pellegro, da ich sie nur beging um meiner großen Liebe willen, wird die heilige Jungfrau sie mir am ehesten verzeihen, denn es heißt ja, daß denen viel vergeben werden soll, die viel geliebt haben. Was meint Ihr davon?"

Sie sah ihm ganz ernsthaft forschend in's Gesicht, das sich mehr und mehr umwölkt hatte. „Ich weiß nicht", erwiderte er achselzuckend, unwilligen Tons. Er hatte eigentlich erwartet, daß sie jetzt in ein helles, mutwilliges Gelächter ausbrechen würde, um ihm zu beweisen, daß sie nur ihren Spott mit ihm getrieben habe und sich im Grunde bloß über ihn lustig machen wollte, wenn sie von ihrer Liebe zu ihm sprach, da sie wußte, daß ihn das in Verlegenheit und sogar in Zorn brachte. Aber sie blieb so ernst, wie sie gesprochen hatte. „Ich bin kein Pfaff, der sich auf dergleichen versteht", setzte er hinzu. Und nach einer Weile wieder: „Ich habe gedacht, Ihr wolltet mich nur frei haben, weil ich nicht schuldlos eine schwere Strafe verbüßen sollte, — einzig darum."

Sie lachte ungläubig, fast verächtlich „Weshalb hat denn Benedetta Pellegro den Eid nicht geleistet?"

„Man wußte ja, daß ich außerhalb meines Hauses gewesen war."

„Oder eine Andre? Es sind doch viele schöne Weiber und Dirnen in Forino und ihnen allen mußt' es leid sein, daß Santi Pellegro nie mehr aus dem Gefängnisse zurückkehren sollte. Und Manche liebt ihn ja im Stillen und hätte sich gern einen Lohn bei ihm verdient. Aber sie wagten es Alle nicht. Man muß Euch schon so lieben, wie ich Euch liebe, Santi Pellegro, um das zu thun!"

Er stand auf. Er ertrug es nicht länger, so ihr gegenüber zu sitzen und ihre Augen auf sich gerichtet zu sehen und das Alles mit anzuhören, — immer wieder das Gleiche. Sein Blut geriet allmälig in stürmische Wallung und die Gedanken gingen irr in ihm um. Er trat auf sie zu, den einen Arm in die Seite gestemmt, finster, mit nahezu brutaler Entschlossenheit: „Ich

Digitized by Google

will das nicht mehr hören", stieß er heraus, „versteht Ihr? Ich will nicht! Und überhaupt begreif' ich nicht, weshalb Ihr mir das Alles sagt. Was wollt Ihr eigentlich von mir? Wollt Ihr Geld für Euer Schweigen? Dann nennt mir die Summe. Aber macht es kurz, damit wir zu Ende kommen!"

Assunta sah ihn an, wie wenn sie nicht wisse, ob, was er sprach, Ernst oder Scherz war. Dann lachte sie laut auf. „Ihr seid närrisch, Santi Pellegro." Sie warf sich förmlich hintenüber beim Lachen, das Haar flog ihr ums Gesicht.

Er stampfte wütend mit dem Fuße auf. „Zum Teufel, Weib, ich treibe länger keine Possen mit Euch. Sagt mir endlich, was ihr wollt."

Da erhob sie sich, trat vor ihn hin und strich ihm mit der Hand über die Falten hin, die sich auf seiner Stirn gebildet hatten. „Ihr seht häßlich aus mit denen da", sagte sie tändelnd, „das müßt Ihr nicht thun. Überhaupt steht Euch Euer Jähzorn nicht gut. Wir können uns in aller Ruhe und in allem Frieden mit einander vertragen. Was ich von Euch will, fragt Ihr? Nun, das ist leicht gesagt: Euch selber will ich, Santi Pellegro, nichts weiter, als Euch, Euch aber auch ganz und gar. Aus welch' anderem Grunde hätt' ich Euch sonst wohl frei geschworen? Meint Ihr, ich nähme die Todsünde auf mich, damit Ihr weiter Benedetta Pellegro angehört? Im Ernst könnt Ihr das doch nicht glauben. Wenn Ihr mich früher um ihretwillen verschmäht habt, jetzt werdet Ihr's nicht mehr thun."

„Ihr seid toll", murmelte Santi und schüttelte sie von sich ab. Ihr heißer Atem, der über sein Gesicht strich, hauchte ihn wie Feuersglut an und er ertrug weder ihre Augen mehr, die sich in die seinen bohrten, noch die Berührung ihrer Finger, aus denen es wunderlich süß in ihn überzuströmen schien.

„Da mögt Ihr Recht haben", versetzte sie mit einem Seufzer. „Wenn man denkt, daß ich die reichsten und hübschesten Burschen zu Liebhabern haben könnte und daß mich jeder heiraten möchte, nach dem ich nur die Hand ausstrecken würde! Und Andrea Dotti war auch ein schöner Mann und liebte mich sehr. Und seit er tot ist, bin ich sehr einsam und langweile mich. Und doch kann ich keinen lieb haben, als Euch, der Ihr nie etwas von mir habt wissen wollen. Ja, ich bin wohl wirklich toll. Aber sagt mir, was soll ich anfangen? Ändern kann ich's nun doch einmal nicht. Und da ist's eben an Euch, daß Ihr mich von meiner Tollheit heilt."

„Wodurch sollt' ich Euch wohl heilen? fragte er achselzuckend.

„Dadurch, daß Ihr mich lieb habt!"

Er stieß einen Fluch aus. Dann griff er nach seiner Büchse, die er vorher in einen Winkel gelehnt hatte und nahm seinen Hut. „Mit Euch ist nicht zu reden, Assunta Dotti. Lebt wohl!"

Sie hing sich an seinen Arm. „Wann kommt Ihr wieder, Santi Pellegro?"

„Nie mehr."

Sie lachte ausgelassen. „Das wär' mir ein schöner Liebhaber!" Dann fügte sie ernst hinzu: „Wenn Ihr wüßtet, wie sehnsüchtig ich auf Euch gewartet habe, Santi Pellegro, Tag um Tag! Aber ich wollte Euch Ruhe gönnen. Ihr mußtet erst mit Euch selber in's Reine kommen und die Menschen mußten verlernen, von dem Geschehenen zu reden. Das begriff ich. Nun jedoch habt Ihr keinen Grund mehr, von mir fernzubleiben. Ich hab' Euch durch meinen Falscheid mir erkauft und ich halt' Euch."

„Wahnsinnig seid Ihr", fiel er wütend ein und riß sich los, als sie ihn wie eine schmeichelnde Katze umstricken wollte, „wahnsinnig — nehmt Euch in Acht! Kommt mir nicht zu nahe! Meine Büchse ist geladen."

Er stieß sie von sich und eilte hinaus. Als er die Treppe hinabeilte, fiel ihm ein, daß er sie so rauh doch nicht verlassen durfte, daß er ihr wirklich Großes schuldete. Er wollte umkehren, um ihr ein milderes Wort zu sagen, da gewahrte er drunten auf der Dorfgasse Lippo Franchi, einen Burschen aus Forino, der mit den Boneras versippt war, Tito Boneras Leiche damals als der Erste aufgefunden hatte und unter denen gewesen war, die sie auf der Bahre in das Haus Santi Pellegros als in das des vermeintlichen Mörders getragen hatten. Der Bursche sah ihn jetzt aus dem Hause Assunta Dottis kommen, lachte vor sich hin und ging grußlos vorüber. Santi aber knirschte insgeheim vor Zorn. Er war dunkelrot im Gesicht geworden und die Schläfenadern schwollen ihm an. Heute Abend würde es Lippo Franchi in der Osteria del Monte erzählen, daß Santi Pellegro jetzt schon am hellen Tage zu Assunta Dotti nach Campiglio ging. Und morgen wußten sie es alle in Forino. Auch Benedetta würde es erfahren.

Er kehrte nicht um, sondern ging die Treppe

Digitized by Google

vollends hinunter, seine Faust hatte sich in der Tasche seiner Jacke geballt. Da hörte er Assunta vom Fenster herabrufen: „Wann kommt Ihr wieder, Santi Pellegro?“ Und als er nicht antwortete, sich auch garnicht umdrehte, fügte sie, nicht laut, aber doch so, daß er es noch hören mußte, hinzu: „Ich erwarte Euch jeden Tag, Santi Pellegro, — jeden Tag und jede Nacht. Ihr seid immer willkommen!“

Er stürmte weiter. Plötzlich mußte er denken, daß es im Grunde gut sei, wenn man in Forino erfuhr, daß er wirklich noch immer mit Assunta Dotti Verkehr pflege. Denn dann würde man nicht daran zweifeln, daß sie damals richtig geschworen hatte, obgleich man früher von irgend einem Verkehr zwischen ihr und ihm nichts gewußt hatte. Und wenn es auch zu Benedettas Ohren drang, — mochte sie es doch hören! Ein wilder Trotz kam über ihn. Er war sich ja keiner Schuld bewußt, er hatte Benedetta durch diesen Besuch wahrlich keinen Grund gegeben, eifersüchtig zu werden oder sich zu beklagen. Und wenn sie dennoch Verdacht hegte, geschah ihr ja nur recht; mochte sie doch begreifen, daß andre Weiber nach ihm Begehr trugen, während sie selber ihn von ihrer Schwelle verbannte. Vielleicht begriff sie dann endlich, daß sie ein gefährliches Spiel spielte, und gab es auf und trieb ihn nicht immer weiter hinein in Verbitterung und Groll, die ihn das Herz verhärteten und ihn schlecht machen würden, schlecht machen mußten früher oder später. Wenn er bedachte, was er für dies Weib, um seiner Liebe zu diesem Weibe willen gethan hatte und daß er nun zum Lohn seiner wahnwitzigen Leidenschaft aus ihrer Nähe verjagt wurde, als hätte er sich gegen sie vergangen, stieg es wie ein Hohn auf Alles, was an heißen Empfindungen in ihm war, wie eine schrankenlose, blinde Wut gegen Welt und Menschen in seiner Seele auf und eine Zerstörungslust überkam ihn, in der er die Fäuste ballte, in der es mit einem roten Schleier vor seinen Augen wogte und in der er selbst fühlte, er sei jetzt wiederum fähig, ein Verbrechen zu begehn, noch wilder, noch furchtbarer als jenes erste. Wenn er nur ein einziges Mal zu Benedetta davon hätte reden dürfen! Aber freilich: dann wäre es vollends zwischen ihnen zu Ende gewesen. —

Er beobachtete Benedetta während der nächsten Tage scharf. Ohne eine sonderliche Veränderung in ihrem Wesen ihm gegenüber wahrzunehmen, sah er doch, daß sie viel weinte. Als er sie aber darum befragte, schüttelte sie trotzig den Kopf und wollte nichts davon wissen. Dagegen trat Camillo eines Abends, als Benedetta schon schlafen gegangen war und Santi noch schweigsam am Abendtische bei seinem Wein saß, an den Bruder heran und fragte mit einem seltsam scheuen, düstren Blick: „Ist es war, daß Du zu Assunta Dotti gehst, Santi?“

Santi sah, die Ellenbogen auf die Tischplatte gestemmt, herausfordernd auf. Camillo hatte in letzter Zeit sich ihm merklich entfremdet und der Ton, in dem er jetzt zu ihm redete, gefiel ihm nicht. „Und wenn es so wäre? Wen kümmert das, außer mich selbst?“

„Es ist nicht gut, Santi, daß Du zu Assunta Dotti gehst.“

„Willst Du meinen Vormund spielen, Camillo?“

Camillo erwiderte darauf nichts mehr, sondern ging. Santi aber lachte spöttisch hinter ihm d'rein und trank weiter. Jetzt wollte auch dieser Knabe schon ihn meistern. Wohin war es denn mit ihm gekommen? War er nicht mehr Santi Pellegro von Forino, vor dem sie sich alle gebückt hatten, von dem ein Wort mehr galt, als eines Andern Schwur, und der so frei und stolz dagestanden hatte, wie kein Zweiter? Er hatte nicht wieder zu Assunta Dotti gehen wollen. Aber wan trieb ihn ja dazu. Wenn er von ihr fortblieb, hätte es ausgesehn, als scheue er das Gerede der Leute oder gehorche gar den Ermahnungen dieses unreifen Knaben, dem es doch wohl andre eingegeben hatten, ihn zu warnen. Seit wann hatte denn er, Santi Pellegro, auf das zu hören, was Andre über ihn dachten, oder dem zu folgen, was sie von ihm forderten? Er mußte ihnen vielmehr beweisen, daß er noch ganz so auf sich selber stand, wie früher, er war es seinem Rufe, seinem Stolze schuldig, allen ihren Sticheleien, allen ihren Ratschlägen zu trotzen. Was hatte es im Grunde auch auf sich, wenn er wieder einmal zu Assunta Dotti ging? Sie würde ja doch endlich Vernunft annehmen, ihn nicht länger mit ihren nutzlosen Liebeswerbungen quälen. Und erzürnen durfte er sie auch nicht, da er ihr Dank schuldete und ihres Schweigens bedurfte.

Andren Tages ging Santi Pellegro nach Campiglio hinauf. Er that es am hellen Tage, damit Jeder es sehen möge, den es danach gelüstete, ihm nachzuspionieren. Unterwegs nahm er sich freilich vor, es solle das letzte Mal sein,

Digitized by Google

wenn Assunta sich wieder so toll und unvernünftig geberden würde, wie neulich. Diesmal wollten sie ernsthaft und ruhig miteinander reden, wie zwei, die ein gemeinsames Geheimnis hegen und Ursache haben, es zu verbergen; etwas Weiteres sollte nicht zwischen ihnen sein.

Trotzdem schlug sein Herz wild und rasch, als er in die Nähe des Hauses kam, in dem sie wohnte. Drinnen fand er Assunta nicht vor, nur eine Alte, die ihn mürrisch und argwöhnisch empfing, und aus der er mit Mühe herausbrachte, die Padrona sei in den Orangengarten hinauf gegangen, vielleicht auch weiter in die Vignen, wo man heute mit dem Schwefeln der Reben beginnen wolle, da sich schon Ungeziefer gezeigt habe. Santi fühlte sich erleichtert, daß er mit Assunta im Freien zusammentreffen sollte, und doch empfand er gleichzeitig auch eine Enttäuschung dabei, sie nicht gefunden zu haben. Er hatte eigentlich gedacht, daß sie jeden Tag am Fenster stehen würde, um auszuspähen, ob er nicht komme. Vielleicht lag ihr jetzt garnichts mehr daran oder sie hatte inzwischen, da sie des Wartens überdrüssig geworden, unter ihren zahlreichen Bewerbern, deren sie sich gerühmt, einen zu ihrem Liebhaber auserlesen. Das hätte ihm recht sein sollen und verursachte ihm nun doch ein peinliches Gefühl.

Auf dem Wege, den er hinaufstieg, um Assunta zu suchen, war es sonnenheiß, und er freute sich des Schattens, als er den Orangengarten erreichte, den die Alte ihm gedeutet hatte. Dort waren etliche Dirnen mit dem Pflücken der weißsternigen Blüten beschäftigt, deren süßer Duft schier betäubend durch die blauen Lüfte schwamm. Sie warfen sie, in den Ästen stehend, auf die drunten ausgebreiteten Leinentücher herab, und sangen dabei eintönig ihre Ritornelle. Assunta gewahrte Santi unter den Frauen nicht, diese aber begannen zu kichern, als sie seiner ansichtig wurden, und riefen sich abgebrochene Worte zu, die Anspielungen auf ihn enthalten mußten und helles Gelächter erregten. Santi verwünschte bereits seinen Entschluß, hierher gekommen zu sein. Er biß zornig die Zähne zusammen und that keine Frage nach der, die er suchte; sie mochten glauben, daß er nur von ohngefähr hier vorbeigekommen sei. Wie wenn er ein Ziel verfolge, schritt er hastig weiter.

Plötzlich fiel ein Regen von weißen Blüten auf ihn herab und bedeckte ihm Kopf und Schultern. Dann folgte ein tieftöniges Lachen und gleich danach rief Assunta Dotti von dem Baum herab, in dessen Gezweig sie saß: „Seid gegrüßt, Santi Pellegro!“

Er blieb stehn und schüttelte sich in halber Verwirrung die Blütensterne ab. „Seid Ihr droben?“ fragte er, „ich suchte Euch.“

„Ich komme hinunter“, rief sie, „fangt mich auf, ich springe!“

Er stellte sich bereit und breitete unwillkürlich die Arme aus. Im nächsten Augenblick sprang sie herab, und ihm gerade an die Brust. Er hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten, so heftig erschütterte ihn der Anprall. Sie aber hatte ihm ihre beiden Arme um die Schulter geschlungen, und so hielt er sie eine Weile an seiner Brust und fühlte ihren üppigen Busen stürmisch dagegen anwogen. Es berauschte ihm sekundenlang die Sinne. Dann hatte sie sich mit ausgelassen lautem Lachen von ihm losgerissen, und stand vor ihm, sich an seiner Verwirrung weidend, einen Kranz von Orangenblüten im Haar, heiß gerötetes Gesichts, überall mit Blättern und Blüten bestreut. „Ihr seid eine Wilde!“ sagte er.

„Ich freue mich nur, daß Ihr endlich da seid. Ihr habt mich lange warten lassen. Von nun an dürft Ihr das nicht mehr.“

„Ich komme überhaupt nicht wieder.“

„Das habt Ihr damals auch gesagt!“

„Ich habe heute noch einmal mit Euch sprechen wollen.“

„Kommt!“ sagte sie und ging voran. Sie schritt aber nicht hinab ihrem Hause zu, sondern höher hinauf, bis wo der Orangengarten an eine Vigne anstieß. Dort stand eine Bretterhütte, die zur Aufbewahrung von allerlei Gerät diente, und den Weinbergarbeitern bei plötzlich ausbrechendem Unwetter Schutz gewährte. Ein alter Feigenbaum breitete mit großblättrigen Ästen sich über das Dach hin. „Laßt uns hineingehen“, sagte Assunta „es ist heiß draußen und es ist nicht nötig, daß die Leute uns sehen.“

Santi zauderte, ging aber dann doch hinein. Es war kühl und dämmerig drinnen. Sie setzten sich auf eine Holzbank, die dort stand und schwiegen alle Beide. Assunta hatte die Arme über der Brust gekreuzt und sah Santi erwartungsvoll, mit großen, glänzenden Augen an. „Weshalb tragt ihr den Kranz?“ fragte er plötzlich.

„Ich will bald Hochzeit machen“, erwiderte sie lachend.

Digitized by Google

„Mit wem?“

„Mit Euch“.

„Ihr seid toll. Mit Euch ist garnicht zu reden. Ich glaubte, Ihr wäret inzwischen vernünftiger geworden“.

„Das glaubte ich von Euch auch, Santi Pellegro“.

„Was soll das heißen?“ fuhr er auf. „Wie so sollt' ich vernünftiger werden?“

„Ihr solltet endlich einsehn, daß wir Zwei zusammengehören und das wir Zwei nicht mehr von einander lassen können“.

Er zuckte ungeduldig die Schultern. „Ich glaube, es ist am Besten, ich gehe wieder“.

„Geht nur!“ sagte sie ganz gleichmütig. Als er dann aber wirklich Miene machte zu gehen hielt sie ihn am Arm zurück und fuhr ihm dann mit der Hand über die Schläfe hin. „Welch' ein Narr Ihr seid!“ Dann beugte sie sich plötzlich vor und küßte ihn gerade auf den Mund. „Nun? Was habt Ihr also mit mir sprechen wollen?“

Einen Augenblick war Santi ganz erschrocken, dann wollte er zornig werden, und endlich sagte er halb ergebungsvoll: „Ich wollte Euch sagen, daß Ihr mich in Ruhe lassen sollt, Assunta Dotti. Da Ihr kein vernünftiges Wort mit Euch reden laßt, so bitte ich Euch darum, statt es Euch im Zorn zu befehlen wie neulich. Und meine Bitte werdet Ihr ja wohl erfüllen.“

Sie wiegte, ein Lied summend, den kranzgeschmückten Kopf hin und her und blinzelte ihn dabei von der Seite an. „Narr — Narr — Narr“, trällerte sie. Dann brach sie plötzlich ab, stand auf und sagte achselzuckend: „Ich hab' Euch ja garnicht kommen heißen. Geht doch!“ Und sie suchte sich die Blütenblätter von ihrem Kleide ab.

Er wandte sich wütend dem Ausgange zu. „He, Santi!“

„Nun?“ Er drehte sich halb um.

„Wann kommt Ihr wieder?“ Er stieß einen Fluch aus und trat unter die Thür. Assunta lachte aus vollem Halse. „He, Santi!“ rief sie noch einmal, und als er sich nicht gleich umwandte, fügte sie hinterdrein: „Ich hab' Euch in allem Ernst noch etwas zu sagen.“

„Ihr seid eine Hexe“, rief er und trat dicht vor sie hin. „Was wollt Ihr?“

Sie hob sich auf den Zehen, nahm seinen Kopf blitzschnell in beide Hände und küßte ihn wieder auf den Mund. „Das!“ Nun stürmte er zornig davon, ohne ein Wort, ohne einen Gruß. Sie ging ihm bis unter die Thür nach und rief: „Nun müßt Ihr wiederkommen, Santi. Das zwingt Euch!“

Er that, als hörte er es nicht mehr, aber er hatte es sehr wohl gehört und es steigerte seine Wut nur noch. Fast laufend erreichte er den Weg nach Forino wieder. Diesmal war er fest entschlossen, nicht zurückzukommen. Wohin sollte das führen? Dies Weib war toll, man mußte auf der Hut vor ihr sein und blieb ihr am Besten ganz fern. Ihre Küsse aber brannten ihm auf den Lippen; er meinte, die Glut noch zu spüren, die von den ihren ausgeströmt war, und ein heimliches Feuer hatte sich davon bis in sein Mark hinabgeschlichen. Sollte sie wirklich Recht haben, daß ihn das zwingen würde, zu ihr zurückzukommen? Sie mochte nur warten, er wollte nicht kommen.

* * *

Santi Pellegro fühlte sich immer einsamer, je länger er wieder auf seinem eignen Grund und Boden hauste. Er kam sich wie ein Fremder dort vor. Sein Weib versagte sich ihm nach wie vor und ging kalt und teilnahmlos neben ihm hin. Manchmal hatte es ihn mit einem irren, wütenden Verlangen gepackt, sie sich mit Gewalt gefügig zu machen und sein Herrenrecht zu gebrauchen. Er kam sich wie ein feiger Schwächling vor, daß er sich jetzt von diesem Weibe einschüchtern ließ, das er früher mit einem Wort, mit einem Wink seiner Launen gemeistert hatte. Demütig und verschämt hatte sie damals nach seinen Zärtlichkeiten begehrt, mit denen er seiner ernsten, verschlossenen Natur nach niemals verschwenderisch gewesen war, sie hatte geschauert in seinen Armen vor Seligkeit. Und nun war er's, der nach ihr Begehr trug und sie ließ ihn darben, verweigerte ihm seine Rechte, und er duldete es. Warum? Er begriff es selbst nicht. Aber es war etwas in ihren Augen, was ihn dazu zwang und von ihr zurückhielt; immer, wenn er an Gewalt dachte, schreckte es ihn, machte es ihn feige und schwach. Und in der letzten Zeit weinte sie wieder viel, sie kränkelte, kam manchmal garnicht aus ihrer Kammer zum Vorschein oder schleppte sich nur matt und siech im Hause umher. Allmählich begann Santi sie zu hassen. Ein ungeheurer Zorn gährte in ihm auf, daß sie ihm und sich selber so das Leben zerrüttete, ohne doch einen Grund dafür zu haben. Mit ihrem weißen,

Digitized by Google

abgehärmten Gesicht, in dem die anklagenden, großen, feucht schimmernden Augen brannten, in ihrer schlaffen, hinfälligen Haltung erschien sie ihm nicht einmal mehr begehrenswert. Sie trieb ihn aus seinem eigenen Hause, in dem es ihm nicht mehr heimisch war.

Und Camillo wich ihm aus, wo und wie er konnte. Sein Blick war düster geworden, manchmal lohte sogar ein wildes Feuer darin auf, vor dem Santi Pellegro erschrak. Wortkarg und in sich verschlossen, als ob er über irgend etwas Furchtbarem brüte, ging er einsam seiner Wege. Seine Arbeit verrichtete er pflichtmäßig, aber es war sichtlich keine Freude mehr für ihn dabei. Santi wagte nie, ihm einen Befehl zu erteilen aus Furcht, Camillo könne ihm einmal den Gehorsam verweigern. So gingen sie scheu aneinander vorüber. Überhaupt war ein andrer Geist auf dem Anwesen Santi Pellegros eingekehrt, wie vordem, und er hatte, trotzdem er sich dessen zähneknirschend bewußt ward, nicht die Kraft und nicht den Mut, ihm entgegenzutreten. Vor Allem zeigte sich das auch bei Marco. Der Taube, den man in müßigen Stunden immer seinen Rosenkranz zwischen den Fingern, in einer Ecke oder vor irgend einem Heiligenbilde am Wege fand, wie er seine Gebete murmelte, hatte gegen den Padrone etwas Lauerndes angenommen, das Santi manchmal in Schrecken setzte. Er umschlich ihn oft, wie ein Raubtier, das auf den günstigen Augenblick wartet, nur zuzuspringen und sein Opfer an der Kehle zu packen. Santi mußte daran denken, daß Marco um Assunta Dottis Falscheid wußte, daß er selber ihn veranlaßt hatte und daß es in seine Hand gegeben war, ob er für immer darüber schweigen wollte. Wenn er sprach, konnte er Santi Pellegro verderben. Das lieh ihm eine Macht, unter der Santi litt, weil er sie anerkennen und sich unter sie beugen mußte, er, der immer nur zu herrschen und zu befehlen gewohnt war. Und Marco war sich derselben ohne Zweifel bewußt und bereit, sie zu nützen. Ganz allmählich hatte sich seine Stellung im Hause verändert. Er war nicht mehr der unterwürfige Knecht, der stumm jedes Geheiß ausführte und immer einen frommen Spruch bereit hat, wenn man ihn meisterte; ein überlegenes Lächeln lag jetzt manchmal auf seinen Lippen und in seinen Augen blitzte etwas wie die Vorfreude eines nahen Triumphes, zugleich etwas Drohendes, das Jeden abschrecken sollte, ihn zu reizen. Seine Gestalt schien sich höher aufzurecken. Nur gegen Benedetta war er von immer gleicher Bereitwilligkeit und Ergebenheit. Santi hatte die instinktive Ahnung, daß er es war, von dem sie Alles erfuhr, was man in Forino über ihn redete, und doch wagte er nicht, Marco darüber zu befragen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lied der Philister.

Ist aus dem Arbeitsjoch gespannt
Am Abend der Philister,
Dann legt den Scepter aus der Hand
Der strenge Herr Magister.
Der Amtmann zieht die Robe aus
Und schlüpft in seinem Wirtshausklaus,
Eilt schnell zum Saft der Reben.
Da gilt kein Unterschied, kein Stand,
Der hängt den Pfarrer an die Wand,
Der Doktor hängt daneben
Denn unsre Losung heißt:
„Frei ist der Geist!“

Das Wirtshaus ist die Republik,
Wir sind die Demokraten,
Wir treiben hohe Politik
Trotz allen Diplomaten.
Den Sultan jagen wir davon
Und setzen Stöcker auf den Thron,
Der Reichshund wird geschoren.
Doch leis! Macht kein so groß Geschrei!
Am Ende hört's die Polizei
Und packt uns bei den Ohren.
Doch unsre Losung heißt:
„Frei ist der Geist!“

Es geht schon stark auf Mitternacht,
Schon naht der Geister Stunde:
Sie wachen, leis vom Schlaf erwacht,
Geheimnisvoll die Runde.
Der Wirt allein hält, der Tyrann,
Die besten Geister noch im Bann,
Gefesselt und gefangen.
Sie schmachten tief im Kellergrund,
Er geb' sie frei, der Lumpenhund,
Sonst muß — sonst muß er hangen.
Denn unsre Losung heißt:
„Frei ist der Geist!“

Digitized by Google

Wie eilt der Wirt da klipp und klapp
Hinab die Kellertreppen!
Er kommt zurück im vollen Trapp
Und keucht, ſo muß er ſchleppen.
Er pflanzt die Flaſchen auf den Tiſch,
Die Stöpſel knallen flott und friſch —
Ha! Freiheit allen Geiſtern!
Wir würden nicht ſo geiſtreich ſein,
Nur von dem Geiſte kommt's im Wein,
Daß wir das Schwerſte meiſtern.
Denn unſ're Loſung heißt:
„Frei iſt der Geiſt!“

Jetzt ſind die Geiſter alle frei,
Das iſt ein fel'ges Schwärmen! —
Verdammt! Da kommt die Polizei,
Verbittet ſich den Lärmen.
Es ſei ſchon lange Schlafenszeit,
Sie will uns geben das Geleit
Zu einer ſtillen Klauſe.
„Herr Poliziſt, wir danken ſehr,
Wir ſind ja keine Kinder mehr,
Wir finden ſelbſt nach Hauſe.“
Denn unſ're Loſung heißt:
„Frei iſt der Geiſt!“

Armin Werherr.

Gloſſe.

In mein ſtilles, tiefes Leiden
Strahlſt du Ferne' hell und mild,
Wie durch Binſen hier und Weiden
Strahlt des Abendſternes Bild.
(Lenau, Schilflieder.)

Der Dichter:

Freudig möcht' ich mich ergießen,
Frei nach meiner eignen Weiſe,
Doch des Lebens engſte Kreiſe
Kühl' ich hemmend mich unſchließen.
Nach dem Licht hab' ich gerungen,
Doch zur Erde zog's mich nieder,
Und es blieben ungeſungen
Meines Herzens beſte Lieder.
Wünſche, die mich tief durchglühten,
Soll ich ewig, ewig meiden!
Streut kein Frühling ſeine Blüten
In mein ſtilles, tiefes Leiden?

Deine Palmen möcht' ich ſehen,
Goldner Süden! möchte lauſchen,
Wenn die blauen Wogen rauſchen,
Zwiſchen deinen Tempeln gehen!
Küſſen möcht' ich deine Frauen
In der Nacht geweihten Stunden;
Augen, die ſo funkelnd ſchauen,
Würden tief mein Herz verwunden.
Ja, aus meinen trübſten Schmerzen
Führſt du mich, du Schönheitsbild!
Wahre Heimat, meinem Herzen,
Strahlſt du Ferne! hell und mild!

Der Philiſter:

Freund, es ſagt ein Sprüchwort richtig:
„Bleib' im Land und nähr' dich redlich!“
Dieſes Taumeln iſt nur ſchädlich,
Und dein Wünſchen gar zu nichtig,
Liebe deine deutſche Heimat! —
Dieſe Eb'nen! Dieſe Wälder!
Dieſe Klee- und Weizenfelder!
Und die ſommerliche Heumahd!
Laß dein ewig Lamentieren!
Traun! ich ſind' es unbeſcheiden,
Kann ein Weg dich netter führen,
Wie durch Binſen hier und Weiden?

Von antiken Säulengruppen
Kann ich nichts herunterſchauen,
Und es ſind Italiens Frauen —
Glaube mir! — koquette Puppen.
Unſ're Frau'n ſind hausverſtändig,
Unſ're Mädchen gleichermaßen
Und im Lieben ſehr beſtändig;
Gut gepflaſtert ſind die Straßen;
Geiſtes Dunkel zu entfernen,
Iſt die Obrigkeit gewillt;
Tief beſchämt von den Laternen
Strahlt des Abendſternes Bild.

H. Sittenberger.

Bootfahrt.

Langſam ſenkt die Sonne ſich,
Und das Licht von Weſten
Ruhet rot auf winterlich
Kahlen Buchenäſten;
Weit hinaus erglänzt das Meer
Purpurn und azuren.
Tiefe Stille rings umher
Auf erſtorbnen Fluren.

Nun in dunkler Wolkennacht
Loſcht des Himmels Feuer,
Und die Wellen flüſtern ſacht
Unter meinem Steuer:
„Komm hinweg vom öden Strand
Unter uns zu ſchlafen.“
Doch ein Licht in Menſchenhand
Führt das Boot zum Hafen.

Albert Benda.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Der Tartüff.

Lustspiel in fünf Akten von **Molière**. In deutschen Versen von **Ludwig Fulda**.

Fünfter Akt.

Erster Auftritt.

Orgon. Cleant.

Cleant.

Wohin?

Orgon.

Weiß ich's denn selbst?

Cleant.

Mir scheint es gut,
Daß wir zunächst gemeinsam uns besinnen,
Was wir in diesem Fall beginnen,

Orgon.

Ach, dieses Kästchen raubt mir allen Mut
Und läßt das Schlimmste mich besorgen.

Cleant.

Ist ein Geheimnis denn darin verborgen?

Orgon.

Argas, mein treuer Freund, hat mir's gegeben,
Als er vor seiner Flucht sich von mir trennte,
Um's ganz geheim und sicher aufzuheben.
Wie er mir sagte, birgt es Dokumente,
Woran sein Leben und Vermögen hängt.

Cleant.

Warum denn gaben Sie's aus Ihrer Hand?

Orgon.

Dazu hat mein Gewissen mich gedrängt:
Dem Heuchler hab' ich gleich auch dies bekannt;
Er ruhte nicht mit seinem Redeschwalle,
Als bis ich ihn das Kästchen nehmen hieß,
Damit im Untersuchungsfalle
Ich mir ein Hintertürchen offen ließ,
Um mein Gewissen zu bewahren
Vor falschem Zeugnis und vor falschem Eid.

Cleant.

Da sind Sie ja recht tüchtig festgefahren!
Denn Schenkung und Vertrauensseligkeit
Sind — ich bekenn' es Ihnen ehrlich —
Mißgriffe von dem größten Unverstand,
Und solche Pfänder sind für Sie gefährlich.
Doch da Sie ganz in dieses Menschen Hand,
War's doppelt unklug, seinen Zorn zu wecken;
Der Ausweg war gewiß nicht fein.

Orgon.

Wie kann man unter einen Heil'genschein
Ein so verlognes, falsches Herz verstecken!
Ich nahm ihn auf als Bettler, diesen Strolch!
Mit all den Biedermännern bin ich fertig;
Ich meide sie wie Gift und Dolch,
Und jeder Teufelei sind sie von mir gewärtig.

Cleant.

Natürlich! Abermals ein kühner Sprung!
Sie können nie die Mittelstraße wandern
Und eilen ferne jeder Mäßigung
Von einer Übertriebenheit zur andern.
Sie sehen Ihren Irrtum, Sie begreifen,
Daß Heuchelei Sie hinter's Licht geführt,
Und glauben deshalb, daß sich's nun gebührt,
Noch weiter von der Wahrheit abzuschweifen?
Sie halten grad' wie über diesen Wicht,
Auch über wahre Frömmigkeit Gericht?
Wie? Weil ein frecher Lump Sie prellt,
Weil Sie vor gleißnerischem Pomp erblinden,
Drum giebt es nur noch Schurken auf der Welt,
Und keine Gottesfurcht ist mehr zu finden?
Freigeister mögen diesen Trugschluß lieben;
Sie aber sollten trennen Wert und Schein,
Nicht allzuschnell mit Ihrer Achtung sein,
Nicht allzuleicht der Wahrheit Bild verschieben.
Verschließen Sie dem Lügenwort Ihr Ohr,
Doch lassen Sie's die Tugend nicht entgelten;
Noch lieber soll, wer jedes Maß verlor,
Den Schlechten ranen als die Guten schelten.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Damis.

Damis.

Mein Vater, ist es wahr? Der Bursche droht
Und will mit ruchlos frechen Händen,
Was Ihre Großmut überreich ihm bot,
Als Waffe gegen Sie verwenden?

Digitized by Google

Orgon.

Ja wohl, mein Sohn; ich leide große Qual.

Damis.

Sei'n Sie getrost: ich schneid' ihm ab die Ohren!
Mit solchem Schuft nur nicht viel Zeit verloren!
Von dem befrei' ich Sie mit einem Mal:
Den werd' ich kurzer Hand zu Tode prügeln.

Cleant.

So spricht ein junger Mensch: ich aber bitte,
Die wilde Heftigkeit zu zügeln.
In unsrer Zeit der Ordnung und der Sitte
Wird man mit Faustrecht nicht weit kommen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Madame Pernelle und Dorine. Dann Elmire, Mariane.

Mad. Pernelle.

Ist's wahr? Ich habe Gräuliches vernommen!

Dorine (hebt Elmire und Mariane heraus).

Orgon.

Wahr ist es, ich bezeug' es selbst; ich Thor
Erhielt für meine Wohlthat jetzt Belohnung:
Aus tiefstem Elend hol' ich ihn hervor;
Ich nenn' ihn Bruder, biet ihm eine Wohnung,
Ich überschütt' ihn jeden Tag mit Prunk,
Ich geb' ihm meine Tochter, meine Schätze,
Und währenddessen stellt der Erzhallunk
Der Tugend meines Weibes Netze.
Ja, nicht genug an solcher Schändlichkeit:
Er droht mit meinen eigenen Geschenken
Und will nun gegen mich die Waffen lenken,
Die mein gutherz'ger Leichtsinn ihm verleiht,
Das Haus, in das ich ihn gebracht, mir rauben,
Zur Not mich zwingen, der ich ihn entzog.

Dorine.

Der Ärmste!

Mad. Pernelle.

Nein, ich kann durchaus nicht glauben,
Daß er uns alle so gemein betrog.

Orgon.

Sie zweifeln noch?

Mad. Pernelle.

Man lästert stets die Frommen.

Orgon.

Mir scheint, das dieser Spruch hier wenig paßt,
Frau Mutter!

Mad. Pernelle.

Es ist weit mit Euch gekommen;
Man hat ihn hier von Anfang an gehaßt.

Orgon.

Was ändert dies an meinen Worten?

Mad. Pernelle.

Oft lehrt' ich Dich in Deiner Kinderzeit:
Die Tugend wird verdächtigt allerorten;
Die Neider sterben, aber nie der Neid.

Orgon.

Worauf soll heute diese Lehre gehn?

Mad. Pernelle.

Man hat Dir dummen Schnickschnack vorgesungen.

Orgon.

Ich sagte ja, das ich es selbst gesehn.

Mad. Pernelle.

Groß ist die Lästersucht der bösen Zungen.

Orgon.

Jetzt reißt mir die Geduld; ich sagte klar,
Daß ich's mit Augen sah; der Grund ist triftig.

Mad. Pernelle.

Verleumdung bringt die Besten in Gefahr
Und ist wie eine Schlange giftig.

Orgon.

Solche Verstocktheit war noch gar nicht da!
Ich sah! Verstehn Sie wohl: Ich selber sah!

Mad. Pernelle.

Sehn heißt soviel als sehn. Wie vielmal noch
Soll ich das in Ihr Ohr posaunen?

Mad. Pernelle.

Oft sieht man etwas, und man irrt sich doch;
Ein falsches Urteil darf uns nicht erstaunen.

Orgon.

Ich werde toll!

Mad. Pernelle.

Irrtum ist allgemein;
Wir tadeln oftmals, was wir loben müssen.

Orgon.

Wenn er sich anschickt, meine Frau zu küssen,
Das wird wohl eine Andachtsübung sein?

Mad. Pernelle.

Eh' man Beweise hat, spricht man nicht schuldig.
Du hättest ruhig darauf warten sollen.

Orgon.

Zum Henker! Wirklich hübsch, was Sie da wollen!
Ich sollte warten lammsgeduldig,
Bis er . . . fast hätt ich was gesagt!

Mad. Pernelle.

Er läßt nur Gott in seinem Herzen walten!
Der Thaten, deren man ihn hier verklagt,
Werd' ich ihn nie für fähig halten.

Orgon.

Potz Blitz! Wär' eine Mutter nicht gefeit,
Dann würd' ich Sie ganz anders jetzt bedienen!

Digitized by Google

Dorine (zu Orgon).
Das ist die irdische Gerechtigkeit:
Sie glaubten's nicht; nun glaubt es Niemand Ihnen.

Cleant.
Berthun wir nicht die Zeit mit Nebensachen,
Statt zu beraten mit vereinter Kraft.
Der Schurk hat uns gedroht; wir müssen wachen.

Damis.
Ist seine Frechheit denn so riesenhaft?

Elmire.
Ich glaube nicht an diese Möglichkeit;
Sein Undank wäre gar zu leicht ersichtlich.

Cleant (zu Orgon).
Sei'n Sie darauf gefaßt, daß er gerichtlich
All seinen Forderungen Nachdruck leiht;
Ein Ränkeschmied braucht nicht einmal so viel,
Um uns zu fangen in verworr'nen Netzen.
Ich wiederhol's, das war ein kühnes Spiel,
Ihn erst zu wappnen und dann aufzuhetzen.

Orgon.
Ach, freilich! Doch bei seinem Schurkenstreich
Vermocht' ich meine Wut nicht mehr zu zähmen.

Cleant.
Ich würde wünschen, daß Sie durch Vergleich
Zu einer Art von Waffenstillstand kämen.

Elmire.
Hätt' ich geahnt, das er uns schaden kann,
Ich hätte mich doch mehr in Acht genommen
Und . . .

Orgon
(der Loyal eintreten sieht, zu Dorine).
Sehn Sie, wer da ist! Was will der Mann!
Das fehlt mir grad' noch, daß Besuche kommen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Loyal.

Loyal (zu Dorine im Hintergrund).
Mein schönes Kind, vermelden Sie dem Herrn,
Ich möcht' ihn sprechen.

Dorine.
Er ist nicht allein
Und sieht Besuche heut nicht gern.

Loyal.
Ich werd' ihm ganz gewiß nicht lästig sein.
Mein Kommen wird ihm viel Vergnügen machen,
Und meine Botschaft freut ihn sehr.

Dorine
Ihr Name?

Loyal.
Sagen Sie, ich käme her
Im Auftrag Herrn Tartüff's, und in Vermögenssachen.

Dorine (zu Orgon).
Der Mann beträgt sich ganz gesetzt und still;
Er kommt im Auftrag Herrn Tartüff's in Dingen,
Die, wie er annimmt, Ihnen Freude bringen.

Cleant (zu Orgon).
So hören Sie, was er von Ihnen will.

Orgon (zu Cleant).
Der sucht gewiß Versöhnung anzubahnen;
Wie meinen Sie, daß ich mich dazu stelle?

Cleant (zu Orgon).
Nur ruhig Blut! Wird er zum Frieden mahnen,
So geben Sie Gehör auf alle Fälle.

Loyal (zu Orgon).
Meine Reverenz dem Herrn! Des Himmels Hand
Beschütz' Ihr Haupt und sei ihm gnadenreich!

Orgon (leise zu Cleant)
Sein Gruß bekräftigt, was ich schon erkannt:
Er rät ganz sicher zum Vergleich.

Loyal.
Bei Ihrem Vater dient' ich einst im Haus
Und schätz' es drum noch heute überaus.

Orgon.
Mein Herr, ich bin beschämt; verzeihen Sie:
Doch ich erinnre mich an nichts.

Loyal.
Ich heiß' Loyal, bin aus der Normandie
Und wohlbestallter Diener des Gerichts.
Seit unberufen vierzig Jahren
Wußt' ich den Posten ehrenvoll zu wahren,
Und meines Hierseins einzige Bezweckung
Ist unterthänigst ein Gerichtsbeschluß . . .

Orgon.
Was! Sie sind hier . . .

Loyal.
Macht Ihnen das Verdruß?
Es ist nur eine kleine Zwangsvollstreckung:
Sie räumen dieses Haus mitsamt den Ihren,
Mit Allem, was es hier an Kist' und Kasten giebt,
Und rechtens, ohne Sperren oder Zieren.

Orgon.
Ich aus dem Hause gehn!

Loyal.
Ja, wenn's beliebt.
Wie Dero Gnaden sattsam ist bekannt,
Gehört dies Haus, die Schenkung anbeträchtlich,
Dem guten Herrn Tartüff vermögensrechtlich,
Weß dies Papier ein gültig Unterpfand,
Gebrieft und unterzeichnet eigenhändig.

Damis (auf Loyal eindringend).
Fürwahr, die Unverschämtheit ist nicht klein!

Digitized by Google

Loyal (zu Damis).
Mein Herr, mit Ihnen hab' ich nichts gemein.
(Zeigt nach Orgon.)
Doch dieser Herr ist fügsam und verständig
Und wird als guter Bürger jederzeit
Gehorchen dem Befehl der Obrigkeit.

Orgon.
Indessen ...

Loyal.
Nicht um eine Million
Wird er des Trotzes Strafen auf sich heften,
Wird mich in meinen Amtsgeschäften
Durchaus behandeln als Respektsperson.

Damis.
Ausklopfen möcht' ich Ihren schwarzen Rock,
Herr Diener des Gerichts, mit meinem Stock!

Loyal (zu Orgon).
Gebieten Sie nur Ihrem Sohn zu schweigen,
Mein Herr. Sonst bleibt mir leider keine Wahl,
Als in dem Protokoll ihn anzuzeigen.

Dorine (beiseite).
Der Herr Loyal benimmt sich unloyal.

Loyal.
Weil ich als braven Mann Sie hoch verehre,
Drum unternahm ich selber den Vollzug,
Und darin lag Gefälligkeit genug,
Da sonst ein Anderer gekommen wäre,
Der Sie behandelt hätte schroff und kühl
Und ohne mein berühmtes Zartgefühl.

Orgon.
Welch Zartgefühl, daß man mit Weib und Kind
Mich auf die Straße setzt!

Loyal.
Weil Sie es sind,
Deshalb vollstreck' ich des Gerichtes Willen
Erst morgen früh; das will doch was bedeuten!
Ich werd' hier übernachten ganz im Stillen
Und ohne Lärm mit zehn von meinen Leuten.
Pro forma nur bitt' ich mir aus
Vorm Schlafengehn die Schlüssel Ihrer Thüren;
Sanft schlummern Sie noch einmal hier im Haus,
Und Alles bleibt in Ordnung nach Gebühren.
Doch morgen früh erheben Sie sich bald,
Und meine Leute helfen Ihnen räumen;
Ich wählte sie von kräftiger Gestalt,
Damit es hurtig geht und ohne Säumen.
Das heißt doch sicher mild zu Werk gegangen,
Und eine Rücksicht ist der andern wert;
Drum darf ich wohl erwarten und verlangen,
Daß Niemand mir mein Amt erschwert.

Orgon (beiseite).
Wenn ich auch Alles fast verlor,
Ich zahlte freudig, ohne Widerstreben
Von dem, was bleibt, noch hundert Louisd'ors,
Dürft' ich dem Kerl eins auf die Schnauze geben.

Cleant (leise zu Orgon).
Nur nichts verschlimmert!

Damis.
Soll man's noch ertragen?
Ich habe Lust, ihn braun und blau zu schlagen.

Dorine.
Mein Herr Loyal, Ihr Buckel ist hübsch breit;
Da hätten ein paar Prügel trefflich Platz.

Loyal.
Das sind Injurien, mein lieber Schatz;
Auch gegen Weiber giebt's Gerechtigkeit.

Cleant (zu Loyal).
Genug, mein Herr! Wozu soll das noch nützen?
Ich bitt' um dieses Blatt, und — Gott befohlen!

Loyal (dem Dorine die Thür weit geöffnet hat).
Auf Wiedersehen! Der Himmel mag Sie schützen!

Orgon.
Dich und Tartüff, Euch mag der Teufel holen.
(Loyal ab.)

Fünfter Auftritt.

Vorige (ohne) Loyal.

Orgon.
Was nun, Frau Mutter? Wer ist hier der Narr?
Sie können's jetzt in der Verordnung lesen,
Ob seine Schändlichkeit nur Schein gewesen!

Mad. Pernelle.
Ich falle aus den Wolken, ich bin starr!

Dorine (zu Orgon).
Sie thun ihm Unrecht, klagen falsch ihn an;
Grad' jetzt bewährt er sich als frommer Mann.
Die Nächstenliebe heißt sein höchst Gebot:
Weil Reichtum oft das Herz des Menschen schädigt,
Drum hat er Sie aus Christenpflicht entledigt
Von Allem was Ihr Seelenheil bedroht.

Orgon.
Still! Muß ich das den ganzen Tag befehlen?

Cleant (zu Orgon).
Jetzt heißt es irgend einen Ausweg wählen.

Elmire.
Verkünden Sie den frechen Undank laut;
Sein Schurkenstreich hat den Vertrag zerrissen!
Wenn das Gericht den schwarzen Plan durchschaut,
Dann wird es ihn zu kreuzen wissen.

Sechster Auftritt.

Vorige. Valer (mit einem Geldkästchen).

Valer.
Mein Herr, als Unglücksbote muß ich kommen,
Damit Sie drohender Gefahr entgehn.

Digitized by Google

Ein treuer Freund, der oft von mir vernommen,
Wie nah Sie meinem Herzen stehn,
Und deshalb zu gewagtem Dienst erbötig,
Hat mir ein Staatsgeheimnis offenbart,
Und diese Nachricht ist von solcher Art,
Daß Ihre Flucht noch heute dringend nötig.
Der Schuft, dem Sie vertrauend sich geneigt,
Hat bei dem König selbst Sie angezeigt
Und ihm ein wichtig Kästchen zugetragen,
Durch das ein Staatsverbrechen kam an's Licht;
Sie hätten's gegen Unterthanenpflicht,
So sagt er aus, versteckt und unterschlagen.
Sonst weiß ich nichts; ich füge nur noch bei:
Der Haftbefehl ist schon erlassen;
Er selbst hat Vollmacht, Sie hier abzufassen,
Und wird erscheinen mit der Polizei.

Cleant.

Mit solchen Waffen rückt er jetzt in's Feuer,
Um Ihrer ganzen Habe Herr zu werden!

Orgon.

Der Mensch ist in der That ein Ungeheuer!

Vater.

Die kleinste Säumnis würde Sie gefährden.
Vor Ihrer Thüre hält mein Wagen,
Und tausend Louisd'ors sind hier bereit;
Drum fliehen Sie! Noch ist es Zeit;
Noch hat der Blitz nicht zündend eingeschlagen.
Ich selber bringe Sie zur Grenze hin
Und will nicht ruhn, bis ich Sie ganz geborgen.

Orgon.

Mein teurer Freund, wie brav Sie für mich sorgen!
Die Zeit wird kommen, wo ich dankbar bin.
Der Himmel wird mir eines Tages gönnen,
Daß solche Großmut ihren Lohn gewinnt.
Lebt alle wohl und sorgt . . .

Cleant.

Nur fort, geschwind!
Wir Andern werden uns schon helfen können.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Tartüff. Ein Polizeibeamter.

Tartüff (zum Orgon in den Weg)

Nur sacht, mein Herr! Wer eilt, wird schnell erlahmen;
Sie finden früh genug Ihr Nachtquartier:
Sie sind verhaftet in des Königs Namen.

Orgon.

Unmensch, mit solchem Streich vergiltst Du mir!
Ja, Teufel, ja, das ist Dein Meisterstück;
Damit hast Du Dich selber übertroffen.

Tartüff.

Ihr lautes Schmähen weis' ich kalt zurück;
Ich dulde still; dem Himmel gilt mein Hoffen.

Cleant.

Welch eine Selbstbeherrschung ohne Gleichen!

Damis.

Wie dieser Gauner mit dem Himmel spielt!

Tartüff.

All Euer Ungestüm wird nichts erreichen;
Ich thue nur, was mir die Pflicht befiehlt.

Marianne.

Der Auftrag paßt für Sie besonders gut
Und wird Sie sicherlich mit Ruhm bedecken.

Tartüff.

Ja, rühmlich ist's, den Auftrag zu vollstrecken,
Den allerhöchst zu geben man geruht.

Orgon.

Aus tiefstem Elend zog ich Dich empor!
Nichtswürdiger, hast Du das ganz vergessen?

Tartüff.

Ich denke dran, soweit es angemessen;
Jedoch des Königs Wohl geht Allem vor.
Drum muß ich meine Dankbarkeit bezwingen;
Auf solcher Pflichten heiligem Altar
Würd' ich bedingungslos zum Opfer bringen
Freund, Eltern, Gattin, ja mich selbst sogar.

Elmire.

Der Schändliche!

Dorine.

Aus allen heil'gen Sachen
Versteht er sich ein Mäntelchen zu machen.

Cleant.

Ist wirklich Ihre Tugend gar so rauh,
So stürmisch, dann gestatten Sie die Frage,
Warum sie denn erst heute trat zu Tage,
Nachdem er Sie ertappt bei seiner Frau?
Warum Sie ihn mit Klagen erst belasten,
Nachdem er schwer beleidigt Sie vertrieb?
Und — ohne jene Schenkung anzutasten,
Durch die er Ihnen all sein Gut verschrieb —
Was konnte Sie bestimmen zuzugreifen,
Wenn er schon damals Ihnen schuldig schien?

Tartüff (zu dem Beamten).

Erlösen Sie mich, Herr, von diesem Keifen!
Zeit wird es, Ihren Auftrag zu vollziehn.

Der Beamte.

Ja wohl, wir zögerten zu lange schon;
Sie mahnen mich mit Recht an Ihr Verhängnis;
Sie werden drum in eigener Person
Mir auf der Stelle folgen in's Gefängnis.

Tartüff.

Wer? Ich?

Der Beamte.

Ja, Sie!

Digitized by Google

Tartüff.
Was? In's Gefängnis ich!

Der Beamte.
Nicht Ihnen werd' ich Rede stehn.
(Zu Orgon)
Mein Herr, beruhigen Sie sich!
Denn unser wahrheitsliebender Regent,
Der weise richtet und die Menschen kennt,
Läßt sich von keinem Lügner hintergehn.
Sein feiner Unterscheidungssinn
Weiß alles in das rechte Licht zu setzen;
Nie wird er etwas Schlechtes überschätzen,
Nie reißt ihn Übertreibung hin.
Glorreich belohnt er jeden frommen Mann;
Doch wird er nie sich blenden lassen.
Und Liebe für die Guten treibt ihn an,
Die Bösen schonungslos zu hassen. —
(Zeigt auf Tartüff)
Der hier verwirrte seinen Scharfsinn nicht;
So plumpe Fallen läßt er sich nicht stellen.
Rasch wußte seiner Seele klares Licht
Die Ränke des Betrügers aufzuhellen.
Gott hat gefügt, daß er sich uns entdeckte,
Indem er Sie verklagen ging,
Und daß man endlich einen Schwindler fing,
Der unter falschem Namen sich versteckte.
Kein Foliant wär' dick genug
Für die Geschichte seiner Übelthaten,
Und kurz, der Fürst verabscheut den Betrug,
Durch den er Sie mißhandelt und verraten.
Zu seiner Schuld kommt dies als neue Bürde;
Ich ließ ihn hier so lang sich überheben,
Um anzusehn wie weit er's treiben würde,
Und Ihnen vor ihm selbst Ihr Recht zu geben.
Was er sich von Papieren zugesprochen,
Ich lief' es Ihren Händen wieder aus;
Des Königs Machtwort schützt Ihr Haus
Und hat die Fessel des Vertrags zerbrochen.
Sodann vergiebt er, das ein Freund zu weit
In sein Vergehn Sie hat hineingezogen;
Sie haben ja den Fehl zu andrer Zeit
Durch treue Dienste reichlich aufgewogen.
Sein dankbar Herz, das niemals ruhte,
Bevor es wackrer That den Lohn beschert
Und edle Männer nach Verdienst geehrt,
Vergißt das Schlechte leicht, doch nie das Gute.

Dorine.
Der Himmel sei gelobt!

Mad. Pernelle.
Ich atme wieder!

Elmire.
Welch unerwartet Glück!

Marianne.
Wie bin ich froh!

Orgon.
(zu Tartüff, den der Beamte fortführt.)
Da hast Du's nun, Du Spitzbub . . .
(Tartüff und der Beamte ab.)

Achter Auftritt.*)

Vorige (ohne) Tartüff (und) Beamten.

Cleant.
Nein, nicht so!
Durch Schelten steigen Sie zu ihm hernieder. —
Wenn Sie dem gütigen Himmel Dank bekannt,
Dann folge dieser Pflicht noch eine neue:
Dann lohnen Sie durch ein geweihtes Band
Vater's erprobte Lieb' und echte Treue.

*) (Nach dem Original würde dieser Schlußauftritt lauten:)

Cleant.
Nein, nicht so!
Durch Schelten steigen Sie zu ihm hernieder.
Sein Los ist ohnedies schon schwer
Und macht ihn mürbe! Drum verschwenden
Sie keinen Vorwurf. Hoffen wir vielmehr,
Daß sich sein Herz noch mag zum Guten wenden,
Daß er in Reue geht auf bess'rem Pfade
Und sich erwirbt des edlen Fürsten Gnade.
Die heut so große Wohlthat uns verliehn,
Daß wir fußfällig ihn verehren sollten.

Orgon.
Ja, danken wir ihm auf den Knien,
Und wenn wir seine reiche Huld vergolten,
Wenn wir ihm Preis und Ehre zuerkannt,
Dann folgt der alten Pflicht noch eine neue:
Dann lohnen wir durch ein geweihtes Band
Vater's erprobte Lieb' und echte Treue.

„Bleich liegt die Welt . . ."

Bleich liegt die Welt im Märzenschnee
Gleich sehnsuchtkrankem Kinde.
Ein Seufzen, Sehnen halb und Weh,
Herüber flatternd von der See
Zieht über Land im Winde.

Kaum bricht durch dichten Wolkenhang
Ein mattes Lichtgefunkel
Wie Hoffnungslächeln, zag und bang,
Doch eh' es voll zum Siege drang,
Zerfließt der Tag im Dunkel.

Gustav Brandt.

Natur und Kunst.

(1821)

Natur und Kunst, o wie sollt' ich euch trennen,
Geliebte Zwei, so innig seid vereint,
Soll ich euch Schwestern — Mutter, Tochter nennen,
Da eine in der andern mir erscheint?
Ich wag's in jeder jede zu erkennen:
Ein Thor, wer beide zu entzweien meint:
Der Weisheit Ziel ist, sie in Eins umschließen,
Natur in Kunst, Kunst in Natur genießen. —

Wilhelm Waiblinger.
(Ungedruckter Nachlaß.)

Digitized by Google

Don Juans Tod.

Von Prinz Emil von Schönaich-Carolath.

Es ragt der Kaukasus, ein Scheidewall
Von wilder Art, gebettet zwischen Meeren,
Darein er schleudert seiner Ströme Fall.
Die Leiden gürtet eine Wolkenwand
Dem Liebesieglen, und zur blauen, leeren
Unendlichkeit reckt er den starren Nacken,
Mit seiner Stirne weißen Gletscherzacken
Hinüberlachend in das Morgenland.

Als Gott die Menschen aus dem Eden stieß
Da fachten, heimatlos, sie Lagerfeuer.
Die, kaum verglüht, ihr müder Fuß verließ.
Sie trieben hin unstäten Wanderflug
Heimwehgefoltert, bis ein Lenz, ein neuer
Jubelnd hereinbrach. An dem Höhenzug
Draus Quellen stürzen, brausend, waldungrünt,
Fanden die Müden, neu beglückt, entkühnt,
Ein frisches Land, ein neues Paradies.

Und Friede ward. Jahrtausende vergingen,
Des Christentumes großer Flügelschlag
Stieß durch das Land. Der Berge trotzge Zwingen
Erhlommen Burgen, breit und schiffbar lag
Der schaum'ge Kur. Dort, wo den Waldholoß
Umbrach die Axt, ragt schimmernd jetzt das Schloß
Der Grusenfürsten.

Schlank hebt sich der Bau
Aus breiten Höfen; in den Gärten rauschen
Der Bäume Kronen, über'm Labyrinth
Der Kuppeldächer segt und flappt im Wind
Das Grusenbanner, und wo Decken blau,
Purpurgestrählt sich vom Balkone bauschen,
Schaut still in's Land der Grusenfürsten Kind.

Diava träumt, doch ist nicht froh zu nennen
Dies Angesicht; ihr dunkles Auge mahnt
An Lampen, die durch Alabaster brennen.
„Wann," spricht sie, „Schicksal, das ich lang geahnt,
Erfüllst Du Dich? Wann wird von mir genommen
Der Seele Bann? Gestalt fremddüstrer Art,
Wann endlich wirst Du, finstrer Buhle, kommen?"

Sie wendet sich, schreckt auf. Zum Saale zieht
Der Patriarch, ein Greis. Die Kirchenfahnen
Neigen sich tief, das Volk andächtig kniet.
„Gieb einen König deinen Unterthanen!"
Murrt dumpf die Menge. Doch die Fürstin schweigt
Und weist zur Pforte. Ihren Ärmelsaum
Berührt der Priester; ihres Kleides Schleppe
Küßt scheu das Volk. Leer wird es; auf die Treppe
Setzt sich ein Schmetterling im Sonnentraum.

Und draußen liegt die Ferne brütend heiß,
Es klagen unablässig die Cikaden,
Im Süden ballt Gewölk sich hohl und weiß.
„Was hält, mein Herz, Dich ew'ger Gram beladen,"
Spricht trüb die Fürstin. „Unter Purpurhüllen
Wogt zwischen Furcht und Ungeduld Dein Schlag.
Und Deiner Schwermut liefen Schoß vermag
Kein Glanz, kein Erdenfrühling auszufüllen.

In schwülem Traume banger Jugendnacht
Geschah es mir, daß aufwärts aus dem Leben
Gelöst, ich schwebte. Tief, in letzter Pracht
Der Abendsonne grüßten Thal und Matten
Purpurgefältigt aus dem Ocean.
Auf Engelsflügeln fühlt' ich rauschend heben
Mit weichem Kiltigschlag mich himmelan.
Mein Haupt umbrauste frischer Morgenwind,
Da plötzlich drang ein Ruf aus Erdenschatten:
„Erbarm' Dich meiner, lichtumlobnes Kind!
Ach, Gott und Engel haben mich verlassen,
Gleißchwer zieht niederwärts zum ew'gen Leid
Mich das Gericht! O laß Dein weißes Kleid
Am Saum die Hand des Fluchbeladnen fassen,
Und rettend hilf aus Qual und ew'ger Pein
Dem Reuigen zum Lebenssonnenschein."
So hallt der Ruf, den ich entsetzt gehört,
Und meine Hand erfaßt mit wildem Griffe
Ein bleicher Mann. So, da beim Sturm zum Schiffe
Der Heiland trat, hielt Petrus sich, verstört.
Grabtief sein Auge, drüber spannt die Braue
Sich schwarz und schmal. Wie Jenen ich erschaue
Flammt auf in mir als jähes Machtgebot:
Du rettest ihn aus Untergang und Tod.
An Deine Hand, in Dein Gebet, dahin
An Deine Brust — kein Himmel ohne ihn!
Schon kürmt sich auf, lichtriefend, riesengroß
Das goldne Thor, doch eh' dies Ziel erreicht,
Der Sünder, strauchelnd, in das Leere weicht,

Digitized by Google

Und stürzend, klammernd, aus der Engel Armen
Zieht er mich abwärts. Ein Posaunenstoß
Zerreißt die Luft; Nacht deckt des Himmels Chor.
Und Nacht umfängt mich, doch ein Engelchor
Singt in der Höhe feierlich: Erbarmen.

Seit jener Traum, prophetisch, mit Gewalt
Und Schrecknis kam, das Herz mir zu belasten,
Verfolgt mich des Vervehmten Nachtgestalt.
Ich fühle, daß sein Schatten um mich lebt,
Oft, nebelhaft, an meiner Seite schwebt,
Nur flüchtig bannen ihn Gebet und Fasten.
Er kehrt zurück nach traurig langer Pause,
Bei Prunk und Fest, im lauten Volksgewühl
Folgt er mir nach; im dunkeln Chorgestühl
Der Kirche nicht er, geisterhaft und stumm,
Streift mir das Haar mit seiner Spitzenkraule,
Und blättert sacht das bunte Meßbuch um.
Er nickt mir zu; wenn er in's Herz mir schaut
Mit seinen Augen, seinen qualvoll tiefen
Ist mir, als ob viel tausend Stimmen riefen:
Er bleibt Dein Herr, Du bist ihm angetraut.
Finstres Gebild, mit Ängsten, heißen, großen
Enthüllt sich mir: Du bist von Gott verstoßen.
Du bist kein Lichtgeist, und vom Paradies
Treibst Du stromabwärts ohne Kampf, noch Hoffen.
Wohlan — Dein Sturz hat meine Bahn getroffen.
Ich will umfassen Dich mit voller Kraft
Gläubigen Herzens; Deine Schuld bekennen
Will ich dereinst und sie die meine nennen,
Mein Heil für Deines geb' ich voll in Haft.
Ja fesselt an die Höllenmacht des Bösen
Dich Trieb, Gelübde und Blutsbrüderschaft,
Gott wird in mir erretten Dich, erlösen."

Wie heiß die Sonne sticht! Der Südwind liegt
Das Gras der Steppe. Spätnachmittag liegt
In weißer Glut auf Mauern und Erkaden.
Brütende Stille: schläfrig müden Klanges
Der Wache Schritt im Grund des Bogenganges,
Fern auf den Wegen ballt sich Staub in Schwaden.
Und aus dem Staub — die Wachen steh'n entsetzt —
Ein Reiter auftaucht, jäh. Zum Sprunge jetzt
Zwingt er sein Pferd. Ein Schatten schwärzlich spannt
Sich durch die Luft, und lautend mit den Hufen
Pflügt schrill der Hengst das Pflaster vor den Stufen.
Die Wachen taumeln, blutend, überrannt.
Ein Schritt, entseelend, Klirren, wildes Rufen,
Aufschreiend aus der Fürstin Vorgemach
Stieben die Frauen, und Diava, wach
In starrer Spannung vor dem Bild des Christes
Steht aufgereckt. Ihr Auge lacht und brennt.
Ein bleicher Mann den Vorhang keuchend trennt:
Da bricht von ihren Lippen wild: „Er ist es."

Sie steh'n und blicken sich hochatmend an:
„Dein Name, Fremder —"
„Ich bin Don Juan.
Don Juan de Marana. Spaniens Damen
Bekreuzen sich in Andacht vor dem Namen,
Und sprächt nur eine zu der andern leichl:
Der Böse hol' ihn, eh' der Tag entweicht,
So riefen Alle: Segne Gott es, Amen."

Die Thür springt auf. Rasch, mit entschlossnem Schritt
Und tiefem Gruß ins Königszimmer tritt
Das Schwert im Arm der Kommandant der Garden.
Die Fürstin winkt; er geht, gehorcht dem Zwang,
Doch vor der Thür, die Don Juan durchdrang,
Kreuzt sein Gefolge der Wachen Hellebarden.

Noch hüllt Diavas schwarzer Augenstrahl
Den Fremden ein; Glut liegt auf ihren Mienen.
„Nun bist Du," spricht sie, „leiblich mir erschienen,
Wer sandte Dich? Kamst Du nach eigner Wahl?
Wie fandest Du von Spaniens Glutgestade
Des Ostens bunte, weltenfremde Pfade?"

„Wenn von zerklüftetem, ödem Hochgelände
Der starke Wolf, den Beutedurst verflucht,
Mählig hinabsteigt, daß er Stillung fände,
Lugt er ins Land von einer Höhenflucht.
Und witternd prüft er, ob der Wind der Nächte
Erlechzter Beute Vorgefühl ihm brächte.
Mir trieb der Ost uns Haupt mit Adlerkraft
Sein Schwingenpaar, da fühlt' ich', fern erblühte
Mir eine große, neue Leidenschaft.
Wem je der Schönheit süßer Sonnenflich
Das Haupt versenkt, durch Nacht und Morgenfrühe
Eilt er zum Ziel, ihn hemmt kein Länderstrich —
So, schöne Beute, suchte, fand ich Dich."

Sie zuckt empor, entsetzt, doch Überwindung
Hilft ihr zum Wort. „So trachtet Deine Bahn
Der meinen nach in sündiger Empfindung?
Was kettet uns? Was hab' ich Dir gethan?
Wer gab Dir, rede, über mich Gewalt,
In meiner Seele Obdach, Aufenthalt?
Taucht niemals Dir, wenn Du des Rätsels sinnst,
Erkenntnis auf? Wer schürzte dies Gespinnst,
Wer spann die tiefe, seelische Verbindung?
Was ist's, das uns geheimnisvoll verwebt?
Verkünde mir, ob aus der Kindheit lebt
Dir ein Erinnern . . ."
„Königin, vergebt,"
Sprach jener rauh: „sollt' ich den Kopf verlieren,
Zwei Dinge giebt's, die meiner Eigenart
Entgegenstehn als schroffer Widerpart:
Hochzeitsgefalel und Philosophieren."

Wie dort er stand, den Bart keck zugespitzt,
Das Auge hart, der Kolmund frech geschlitzt,
Auf finster Stirn der schwersten Sünden Stempel,
Brach ihr zu Schutt der keusche Liebestempel
Bräutlicher Hoffnung. Ihn, den schönen Wicht,
Der vor ihr stand, beachtete sie nicht,
Nur angstvoll sucht' ihr Auge seinem Denken
Sich, seiner Seele, forschend einzulenken.
So irrt des Steigers schwankend Grubenlicht
Zum lauben Schacht, ob es im Schuttgewände
Nicht eine lautre, reine Ader fände.

„Vergebens," spricht sie: „ausgestorben klafft
Und leer Dein Herz. Ich möcht' Dich von mir stoßen,
Doch siegend ruft tiefinnere Glaubenskraft:
Nicht irrt Dein Herz, er zählt doch zu den Großen!
Welch' Pulsschlag treibt Dich und welch' Lebensplan

Digitized by Google

In Deines Sommers reifen Mannestagen,
Nach welchem Eiland segelt, sturmgetragen
Dein klopfend Herz dahin im Lenzorkan?
Ob Du ein Held aus König Artus Hain,
Ob irrend Du, landflüchtig feist wie Kain —
Welch' Los Dich traf, welch Lebensziel Du hast,
Ich will es wissen, rede, bleicher Gast."

„In Lebenslenz, in Lebensungewittern
Ob Sonnen stächen, ob mich Sturm umnachtet,
Ist eines nur, danach mein Wesen trachtet
In ew'gem Durst, in Bangnis, Gier und Zittern.
Ein Erdenziel erkenn ich nur: das Weib —
Am Weibe nur ein Göttliches: den Leib.
Dich, die der Rausch verlorenen Paradieses
Greifbar durchflammt, trotz Sündenfall und Vehm,
Die Du im Staube sonnst Dein Diadem,
Die rauhe Fülle Deines Lockenflieses;
Dich Lebensmutter, bittrer Wonnenborn,
Die sorglos Du, in eines Baumes Schatten
Halb Tier, halb Göttin schläfst im Hagedorn
Mit frischen Lippen, roten, nimmersatten,
Dich hetzt mein Fuß, Dir folg ich brünstig nach!
Uns wird die Welt ein weites Brautgemach,
Ich zwing' das Weib mit ungefüger Kraft
Zu jubelnder Alltagsleibeigenschaft;
Und Weh der Macht, die meinen Weg verstellt,
Ich werd' zerschmettert, oder sie zerschellt.
Wenn mir ein Weib das steinern' Herz bezwänge,
Ich zög' mir selbst der Totenglocke Stränge,
Vom Sockel stieg für immer ich hinab
Und schaufelte mit eigner Hand mein Grab.
Daß dürstend ich des Weibes Dürsten stille
Bin ich gesandt, Mithelfer rauher Paarung,
Ich bin die Kraft, ich bin der Lebenswille,
Dies sei Dir Beichte, Herrin, Offenbarung."

Die Fürstin schwieg. Gesenkt war, glutdurchflossen
Ihr feines Köpfchen. In den Scheiben blaute
Ein jäher Blitz, durchleuchtend das Gemach.
Ein Wetter kam auf fahlen Wolkenrossen
Aus Süd geritten, doch Diava sprach
Mit weichem Blick und mitleidvollem Laute:

„So hast Du niemals betend und bewegt
In Mutterhände Deine Stirn gelegt?
Und hast Du nie — des Sonntags müßt es sein —
Zur Junizeit, wenn weit die Felder wogen,
Bei Orgelklang im Sommersonnenschein
Ein Weib auf ewig an Dein Herz gezogen?
Es hat der Mann, sein müdes Haupt zu betten,
Zwei Orte nur, die ihn vor Stürmen retten,
Dahin er still nach jedem Schiffbruch kehrt:
Der Mutter Herz, die beten ihn gelehrt,
Das Herz der Frau, die still in Jugendschimmer
Und Jugendliebe sein ward, sein für immer.
Die Liebe beut mit läuternder Gewalt
Aus weißer Frauenhand den Kelch der Gnaden."

„Mich dürstet, Herrin," sprach der Fremdling kalt.
„Nie, beim Geschwirr verbuhlter Serenaden
Von Hütern und Dueñnas arg verflucht,
Hab' Liebe je begehrt ich, noch gesucht.
Mich zwingt der Durst, der ungestüme Treiber.
Nicht ein Weib will ich, sondern alle Weiber,
Nicht kann die Frau durch Gnadenwerk mich blenden.
Nein, Lust allein und Durstesstillung spenden.
Ich bin ein Gast im Lebensbachanal,
Mein Leitstern ist, danach den Weg ich lenke.
Mein Weiser ist zur einz'gen vollen Schenke
Der ew'gen Schönheit flammendes Fanal."

Ein neuer Blitz zündenden Scheins durchriß
Des Sommerabends frühe Finsternis.
Und als verstoben seine fahle Helle
Da mischten dumpf sich in des Donners Krachen
Stimmengewirr und schwerer Tritt der Wachen.
Die Fürstin sah erbleichend nach der Schwelle:
„Werkzeug der Freude, Eintagsglückgestalten
Nennst Frauen Du, nach Deines Irrwahns Schlüssen.
Daß Frauen Wunder, Rettungswunder walten,
Du wirst es, fürcht' ich, früh erfahren müssen."

Die Thür klafft auf. Den dämmergrauen Saal
Füllt Kerzenglanz, in rotem Fackelstrahl,
Goldwerk und Stoffe, schwer durchwirkt, erblitzen.
Mattleuchtend starren Hellebardenspitzen,
Ein Greis tritt ein, der Oberste vom Rat,
Archimandrit. Ein Purpurbaldachin
Spannt schwankend sich, goldstarrend, über ihn
Die Kirchenfahnen flammen bunt vom Schaft.
Comthure schreiten, Priester im Ornat,
Es scharen sich die Großen vom Palaste,
Soldaten folgen, und zum Knäul gerafft
Drängt nach das Volk. Aufrecht im Fackelglaste
Mit finst'rem Blick steht drohend der Prälat.

(Schluß folgt.)

Sommerabend.

So rein versinkt der Sommertag
In leisen Dämmerschein,
Verstummt des letzten Vogels Schlag.
Die Erde schlummert ein.

Vom Sonnenglanz ein holder Traum
Liegt noch auf Thal und Höh'n,
Dem Tage nach am Himmelssaum
Die letzten Wolken gehn.

Was du gekämpft, was du geirrt,
Und was du trugst in Pein,
Hat eine milde Hand entwirrt:
Nun schau es licht und rein.

Eh' sich ein fremdes Dunkel webt
Um dich im Abendhauch:
Begreife nun, was du gelebt,
So findst du weiter auch.

Heinrich Löbner.

Digitized by Google

Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Friedrich Theodor Vischer.

VII (Schluß.)

Aus den letzten Lebensjahren der beiden großen Schriftsteller sind leider nur wenige Briefe erhalten.

Das folgende Schreiben Kellers ist die Antwort auf den zuletzt mitgeteilten Brief Vischers vom 14. Mai 1881:

Zürich, 28. Juli 1881.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ich bin wieder recht unverschämt und undankbar geworden mit meinem langen Zurückhalten der Antwort, das jedoch sehr unwillkürlich ist. Ich glaubte nämlich mit meinem Dankbrief eine kleine Auseinandersetzung meiner Absicht bei Abänderung des Grünen Heinrichs verbinden zu wollen, eh' Sie das Ganze gelesen hätten, kam aber dann natürlich von der Idee wieder ab. (Es ist mir mit dem Lebenlassen dieses Nichtthelden gegangen, wie dem Bauer und seinem Sohne mit dem Esel, den sie zuletzt an einer Stange trugen, um es den Leuten recht zu machen. Ein Herr G. sagte sogar, er werde sich an das alte Buch*) halten. Hieraus hab' ich ersehen, daß er auch dieses kaum gelesen hat, da er die Arbeit gar nicht merkte, die in der Revision liegt; denn es ist gewiß kaum eine Seite, die ohne Striche und Correkturen geblieben ist, und im Ganzen sind über 30 Bogen des alten Textes verschwunden. Das Weggeräumte ist aber wirklich Schutt!) Doch genug hiervon. Hätt' ich eine Ahnung gehabt, daß der Verleger Ihnen die neue Ausgabe nicht vollständig zustellt, so würde ich es sofort von mir aus gethan haben. Nun habe ich freilich über meine 12 Exemplare verfügt. Weibert hatte schon vor Jahr und Tag mich glauben lassen, daß Sie selbstverständlich das Buch direkt von ihm erhalten würden. — Ich wäre wahrlich neugierig, zu erfahren, welcher Natur Ihr Zerwürfniß mit ihm gewesen ist.

Es thut mir nun leid, daß Sie für den Wiederabdruck und die Abrundung Ihrer wohlwollenden Arbeit das Material nicht rechtzeitig erhielten, denn immerhin trage auch ich einen Theil der Schuld, indem ich den vierten Band erst im vorigen Herbst abgeliefert habe, während ich für die Verschleppung vor mir selbst doch Entschuldigung finde. Die nahen Beziehungen zum eigenen Leben, die Schwere desselben und der verflossenen Decennien drückten mir eben auf den Kiel. Jetzt bin ich an einer anderen Reparaturarbeit, die mir auch noch im Wege lag. Ich soll meine lyrische Dichterei, da sie einmal da ist, sammeln und zurecht stutzen, und da treten bittersüße Reminiszenzen und Gewissensfragen gleich zu halben Dutzenden auf. Für Ihre freundlichen Anregungen betreffend die Wieland'schen und Pegnitzschäferlichen Stoffe höchlich dankbar, habe ich mir seither diese Sujets doch noch nicht näher ansehen können, weil ich einestheils noch mit dem Novellencyclus „das Sinngedicht" für die Buchausgabe beschäftigt war (mit deren Lectüre ich Sie zu warten bitte, bis das Buch da ist) theils mit Anderem. Ehestens werde ich mich daran machen, freilich mit dem leisen Bedenken, ob wir nicht zu sehr in die Literargeschichte hineingerathen. Doch Alles kommt auf den Spiritum specialium an, der Einen beim Herzutreten anhaucht. Die Pegnitzschäferei könnte sogar für eine dramatische Fabel, für die man das rechte Costüm und Feld nicht fand, dasselbe unversehens liefern.

Mit aller Theilnahme habe ich den fortgesetzten Faust-Kampf verfolgt, den Sie im neusten Hefte*) führen, obgleich ich nicht gestimmt wäre, mit jedem neu Hinzutretenden, der sich am großen Gegenstande auch bemerklich machen will, mich abzumühen.

Ueber den zweiten Theil bin ich durch Ihre tapfere Beharrlichkeit auch endlich zur Ruhe gekommen. Ich war nämlich aus Mangel an durchgeführter Belesenheit in diesem Punkte lange Zeit einer Art Beherung unterworfen, indem ich steif und fest glaubte, daß es dem alten Göthe keineswegs voller Ernst gewesen sei mit der Arbeit, daß er vielmehr sich eine spielende Altervergnüglichkeit gemacht, um unter Anderm dem Abschließen seines Werkes durch etwaige Nachfolger zu verhüten. Dadurch, glaubte ich, seien wir einzig in den Besitz der Reihe von großen Sachen gelangt, die auch im II. Theil noch zu finden sind, und darum könne man das Uebrige mitlaufen lassen, ohne es anzusehen. Ich habe mich endlich uns überzeugen müssen, daß es heiliger Ernst und keineswegs Spaß war, und da erst jetzt die Sache dogmatisch werden und sogar die Bühne beschreiten soll, so bekommt sie eine andere Nase. Der alte Apollo wird mir in dem Finale des Lebens, wie der Tragödie, plötzlich zu einem Sprach- und Stylverderber, sobald er eine fanatische Gemeinde hinter sich hat, und damit Gott befohlen.

Ich wünsche Ihnen eine recht frische und glückliche Ferienzeit; das Jahr scheint ja durchgängig zu gerathen. Wenn auch nicht diesmal, so hoffe ich doch bald einmal ins Oberdeutsche hinausznstechen und Sie dann bei Ihrem Heimathbiere nochmals zu genießen.

Mit herzlichem Gruße

Ihr getreuer

G. Keller.

Wie bedeutsam dieser Brief, namentlich in den Ausführungen über „Faust" ist, brauchen wir nicht erst

*) 1. Auflage, Braunschweig 1854.

*) Altes und Neues, II, 1 ff.

Digitized by Google

hervorzuheben. Ebenso ist der Hinweis auf eine „dramatische Fabel“ bemerkenswert. Daß Keller und noch zuletzt 1886 ernstlich daran dachte, ein Lustspiel zu schreiben, wissen wir aus seinem eigenen Munde.

Das letzte Schreiben, welches wir mitteilen können, ist gleichfalls ein Brief Kellers; die Anfrage Vischers, deren in der Eingangszeile gedacht ist, hat sich leider nicht vorgefunden.

Zürich 20. Jan. 1882.

Verehrter Herr und Freund!

Ihre Anfrage kommt mir sehr gelegen, da ich veranlaßt werde, die Versäumniß endlich gut zu machen, die sich bezüglich des Sinngedichts eingeschlichen hat. Weibert ist nämlich nicht der Verleger des Buches. Er hat, als es während fünf Monaten in der „Deutschen Rundschau“ erschien, mit keinem Worte verlauten lassen, daß er dies Erscheinen auch nur bemerkt hatte, weshalb ich die Novellen einem Berliner übergab, der dieselben aus freien Stücken begehrt hatte. Nun hatte ich geglaubt, Ihren Namen auf den Zettel gesetzt zu haben, den ich dem neuen Verleger behufs direkter Versendung von Exemplaren zugestellt, und erst neulich trat zu Tage, daß jenes nicht geschehen war. Ich wollte Ihnen dann ein Exemplar der dritten Auflage schicken, die soeben gedruckt wird, mag es aber nicht mehr abwarten, sondern lasse sofort eines der ersten Auflage abgehen, das noch da liegt. Der Text ist vollkommen der gleiche.

In diesem Augenblicke langt ein Paketchen an, welches Ihre „Lyrischen Gänge“*) enthält und wofür ich vorläufig meinen schönsten Dank sage. Die erste Durstlöschung wird sogleich beginnen und die Verunruhigung dann folgen. Sie sind jedenfalls sicher, daß die Sammlung überall sofort ganz gelesen wird, was bei Gedichtbüchern selten geschieht.

Ich habe nicht das beste Gewissen wegen der neuen Novellchen, sie bleiben bedeutend hinter dem zurück was ich in der Vorstellung davon gedacht hatte. was eben das Schicksal alles Gemächtes ist.

Im Uebrigen soll Ihnen das angetretene Jahr 82 in guter Gesundheit und ohne jeglichen Verdruß glücklich verlaufen auf Wunsch

Ihres alt ergebenen

Gottfr. Keller.

Wir haben seinerzeit die Veröffentlichung dieses Briefwechsels nicht besser einleiten zu können geglaubt, als durch die Widergabe einiger Stellen aus dem schönen Aufsatz, welchen Keller zu des Freundes 80. Geburtstag in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 30. Juni 1887 veröffentlichte. Und aus gleichem Grunde seien nun auch an den Schluß einige andere Ausführungen Kellers aus diesem Aufsatze gestellt:

„Vor mehr als zwanzig Jahren lehrte ich eines Sonntag Abends von einem Spaziergange in der Umgebung von Zürich nach der Stadt zurück an der Seite eines Mannes, der sich dem Ende seines sechsten Jahrzehnts nähern mochte, aber noch wohlgebaut war mit rüstigen Gliedmaßen dahin schritt. Er war keineswegs modern und doch mit schlichter Eleganz gekleidet, da er, die schlotterige Tagesmode verachtend, an dem als zweckmäßig erkannten Gewandschnitte „schönerer Jahre“ unverbrüchlich festhielt, der an Schulter, Arm und Hüfte dem Körper sein Recht ließ. Der Hut saß ihm gut und frei, fast etwas schicklich zu Haupte und schien zu sagen: Ein Mann geht unter mir!

Die Dämmerung war stark vorgeschritten, als unser Gespräch plötzlich unterbrochen wurde. Auf der anderen Straßenseite gab ein dichter, dunkler Männerhaufen die schönste Prügelei zum Besten, ganz in sich gekehrt, wie von der Welt abgewandt. Wir standen still und sahen bald, daß dieser Knäuel erboster Leute auf einen Einzelnen loshauen mußte, der unverkennbar in der Mitte stack und erbärmlich um Hülfe schrie. Mein Begleiter horchte nur einen Augenblick hin, faßte seinen Stock fester und sprang mit einem Satze über die Straße weg. Während er unerschrocken eindrang und den Knäuel zertheilte hörte ich seine helle Stimme rufen: „Ihr Himmelsakermenter, was ist das? Schämt Ihr euch nicht, Alle auf Einen loszuschlagen?“

Das wird nun gut ausfallen! dachte ich, beharrlich näher tretend. Aber schon hatte die Masse sich gelockert, Stöcke und Fäuste ruhten, wogegen einige Reden sich kreuzten und dem Eindringling gegrimmvollen Aufschluß gaben, jedoch ohne die Feindseligkeit wider denselben zu kehren. Offenbar hatte er den richtigen Fleck getroffen und hörte aufmerksam zu. Es stellte sich heraus, daß der Gepeinigte durchbodenlos frech Besinnenden die erst fröhlich angeheiterten Handwerksgesellen bis ins Unerträgliche gereizt, im kritischen Augenblick dann zum Messer gegriffen habe u. s. w.

„Ah so!“ sagte der Friedensstifter, daß der Barsch sei ist, hat er freilich auch durch sein Gesicht bewiesen! Aber nun wollen wir ihn laufen lassen, nicht wahr? er wird sein Theil ja weg haben!“

Der Uebelzugerichtete war bereits in der Dunkelheit verschwunden, die wackeren Zuschläger zogen auch ab, nicht ohne dem Manne, der wahrscheinlich ärgeres verhütet, guten Abend zu wünschen. Ruhig, als ob nichts geschehen wäre, setzte er den Weg mit mir fort. Es war der Hr. Professor Friedrich Theodor Vischer vom schweizerischen Polytechnikum und der Universität in Zürich.

Aus diesem und manch anderem Zuge, so zu sagen Facetten des Edelsteines, der vorstehenden Namen trägt, erkannte ich, wie monistisch der Mann eingerichtet, gewachsen ist, wie Wahrnehmen, Fühlen, Denken und Handeln unmittelbar eins bei ihm sind. Und diese Einheit, in allem Wechsel der Zeit mit derselben Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe geräumt, muß eine gesunde Lebensart sein; denn heute feiert Vischer den achtzigsten Geburtstag, und wie feiert er ihn!

Lang steht er schon auf der Höhe des Lebens unter der Halle seiner Werke, der goldene Abendschein liegt in dem Gebälke, doch die Sonne weilt über dem weiten Horizont und will nicht scheiden. Denn eben ertönte noch der schönste Gesang aus der Halle herüber, Lied auf Lied, und gleich wandelt er wieder stracken Ganges umher, das Richtmaß in der Hand, und prüft abermals das festgefügte Zimmerwerk, mißt und klopft hie und da an die Balken und möchte dies oder jenes wohl anders gemacht haben. Laß das Gebälke ruhig stehen, junger alter Herr! Wir müssen zwar bekennen, daß wir langehin uns mehr an den reich gewirkten Teppichen erbaut haben, die du so verschwenderisch dran und drüber gehängt hast; mit der Zeit aber wurden wir gesetzter und

*) Stuttg. u. Leipzig, deutsche Verlagsanst. 1882, 2. vermehrte Aufl. s. a.

Digitized by Google

fangen erst jetzt an, hinter die Teppiche zu schauen und rückwärts zu lernen, bis wir das Gerüste in des Meisters Sinn verstehen. Und wenn es auch etwas zunftmäßig aussieht, so wird der Tag doch kommen, wo keiner es mehr anders wünschen wird! Und wenn über dem gewaltigen Giebeldache nichts mehr als der blaue Äther steht, so ist uns das eben recht; weil aus diesem gerade nach der heutigen Kosmogenie ja doch alles kommt und dahin zurückkehrt, heute oder morgen!"

Litterarische Notizen.

— Ein braver und gewissenhafter, wenn auch nicht gerade durch Selbständigkeit und kühne Originalität der Ideen ausgezeichneter Arbeiter auf dem Gebiete der deutschen Ästhetik und Litteraturgeschichte, namentlich soweit es sich um die Aufertigung brauchbarer Lehrbücher dieser Disziplinen für Mittelschulen handelt, Direktor Karl Leimbach zu Goslar, legt uns ein Büchlein: „Zur Einführung in das deutsche Volkslied" (Bremen, M. Heinsius, 1890) vor, welches sich naturgemäß an ganz andere Kreise wendet, als jene dieser Zeitschrift, an die jugendlichen Leser, denen gesagt werden muß, was ein Volkslied ist und wo die dichterischen Schönheiten der einzeln als Proben gegebenen Lieder zu suchen sind. Leimbach ist ein gehorsamer Schüler Vilmars, leistet diesem in der Methode wie so ziemlich in jeglichem Detail der Anschauung getreue Heerfolge und so war denn die Verlagshandlung nicht genau orientiert als sie ihm die Aufgabe übertrug, Langewiesche-Meinpauls Buch „Von der Volkspoesie", welches sich in seiner zweiten Auflage fast auf jeder Seite gegen Vilmar wendet, nach des Verfassers Tode in dritter Auflage herauszugeben. Daß Leimbach unter diesen Umständen es vorzog, lieber eine im wesentlichen neue Arbeit zu liefern, war vom persönlichen Standpunkt durchaus richtig — ob auch vom sachlichen, d. h. ob sein Buch jenem Kleinpauls vorzuziehen ist, wird billig zu bezweifeln sein. Indes wollen wir davon absehen, eine Parallele zwischen dem toten und dem lebenden Schulästhetiker zu geben, möchten uns aber die Frage erlauben, ob die gründliche und genaue Art, wie Herr Leimbach manche Zeile der alten schönen Lieder in seiner Prosa umschreibt, notwendig und zweckdienlich ist. So wird z. B. der Vers:

„Mein Trost ob allen Weiben,
Dem thu' ich ewig bleiben,
Stät, treu, der Ehren frouwn" —

von Herrn Leimbach wie folgt kommentiert: „In dem Bewußtsein des Besitzes einer treuen Geliebten entbehrt der Sänger gern und überwindet er leicht die mit dem Anblicke anderer weiblicher Wesen ihm entgegentretenden Reize." Das ist ja gewiß schön klare Prosa — aber ist auch der Vers nicht klar? Oder — um einmal ernsthaft zu reden — sind solche Philisterhaftigkeiten und überflüssigen pedantischen Langweilereien wirklich geeignet, den Sinn für die Schönheiten unserer Volkslieder in jungen Gemütern zu steigern? K. B.

— Ein Büchlein, welches so anspruchslos auftritt, daß man ungern damit ins Gericht ginge, selbst wenn es vielen Grund dazu gäbe, ist die kleine Dichtung: „Myosotis" von C. Lingen (Nürnberg, Fr. Korn'sche Buchhandlung). Was hier in schlichten, fließenden Reimen voll warmer Empfindung erzählt wird, ist die Herzensgeschichte zweier Liebenden, die nicht die Kraft finden, die Hindernisse, die zwischen ihnen liegen, zu besiegen, und sich entsagungsvoll trennen. Es ist nichts überraschendes in dem Buche — auch wahrlich kein überraschendes Talent — aber schon die feine, vornehme Empfindung schützt es vor jedem härteren Wort des Kritikers, welches namentlich die Eintönigkeit der Grundstimmung treffen müßte, daneben eine gewisse süßliche Redseligkeit, die selten ein Ende finden kann. r. g.

— Gottfried von Leinburg zählt mit Recht zu unseren besten Übersetzern aus den nordischen Sprachen und steht namentlich in metrischer Formen fast ohne ebenbürtigen Rivalen da. Auch seine Nachdichtung von J. L. Runebergs „König Fjalar" (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei vormals J. F. Richter 1890) liest sich glatt und angenehm; ohne Zweifel handelt es sich hier auch um ein bedeutendes Gedicht, welches den Ruhm, den es in seinem Heimatlande genießt, vollauf verdient; ob die kämpfer-Mythe aus dem Norden heutzutage in Deutschland auf viele aufmerksame Leser rechnen darf und sie verdient, mag dahingestellt bleiben. Herr von Leinburg wäre der Mann, uns einen Einblick in die höchst interessante jüngste Lyrik des Nordens zu gewähren — wäre dies nicht eine gleich würdige, aber ungleich dankbarere Aufgabe?! r. g.

— Habent sua fata scriptores und Autorenschicksal pflegt nicht selten noch ein wenig bunter und seltsamer zu sein, als das anderer Menschenkinder. Eines der merkwürdigsten und absonderlichsten ist Leo Tolstoj im Auslande, selbst im gründlichen, viel lesenden, viel übersetzenden Deutschland zugefallen: Die großen, herrlichen, unvergänglichen Schöpfungen seiner besten Jahre gewannen nur langsam Einlaß und sind auch heute noch nicht nach Gebühr bekannt, wogegen die krankhaftmystischen Erzeugnisse des alternden Mannes von Millionen gelesen wurden, so die — sit venia verbo — halb verrückte „Kreuzer-Sonate". Das ist an sich ein Unglück für die bleibende Geltung dieses großen Dichters im Ausland und wäre doppelt betrüblich, wenn der Eindruck dieser krankhaften Werke die deutsche Leserwelt abhalten würde, zu den gesunden, gewaltigen Büchern zu greifen, denen Tolstoj in Rußland seinen Namen verdankt. In erster Reihe ist hierbei, wie jede Litteratur-Geschichte erzählt, neben „Anna Karenina" der historische Roman „Krieg und Frieden" zu nennen, eine der herrlichsten Epopöen in Prosa, die je geschrieben worden sind und deren Held an Größe Kleinem sich vergleichen läßt, denn dieser Held ist ein ganzes Volk im Kampfe gegen die Fremdherrschaft. Welche Bilder des furchtbarsten aller Kriege, des französischen Feldzugs in Rußlands von 1812, finden sich in diesem Buche, welche überwältigende Fülle von Gestalten, deren jede einzelne genügend wäre, ihrem Schöpfer das Epitheton eines Meisters zuzuwenden, führt es vor! Gern weisen wir Jene, die den Roman noch nicht kennen, auf die autorisierte Übersetzung hin, welche Ernst Strenge im Verlag von A. Deubner in Berlin in drei Bänden herausgegeben hat; sie zeichnet sich vor mancher Konkurrenz-Ausgabe durch Flüssigkeit des Stils, Treue der Übertragung und gute Ausstattung aus. r. g.

— Eine arme Seele von Marie Bauer. (Frankfurt a. M., Alt). Die deutsche Gouvernante auf dem englischen Herrensitz, die sich in den wunderschönen Vater ihrer Zöglinge verliebt und natürlich von ihm wiedergeliebt wird, die hässliche, böse Lady, die der schönen Erzieherin alles gekannte Herzeleid anthut, bis diese Stolz und Entsagung zusammennimmt und

Digitized by Google

ihrer Wege geht, sind verbrauchte Motive und bekannte Figuren. In dem ganzen, ziemlich dicken Buch geht eigentlich nichts weiter vor, als der breit ausgemalte, nimmermüde Seelenkampf der beiden Liebenden, bis ganz am Schluß laut Nachtrag des verzweifelten Sir Lawrence mitgeteilt wird, daß, nachdem endlich die böse Lady gestorben — und zwar, o Graus, an der Hundswut — er die mittlerweile der Stätte ihrer Liebesleiden entflohene Margaret Bertrand aufgesucht, um sie an den nun ihr gehörigen Platz zu führen, daß selbige aber indessen schon den Folgen eines durch die schweren Seelenkämpfe gezeitigten Nervenleidens erlegen sei. Die Mißstände der Tagebuch-Form, in welcher dies Opus geschrieben ist, bringen es mit sich, daß auch das einzig Thatsächliche der Geschichte als Nachtrag angeklebt werden mußte. Die sentimentale Historie wird in jenen kreisen, an welche sich diese Zeitschrift wendet, keine Leser finden. o. v.

— Die Engländer sind praktische Leute und Mr. John R. Whitley ist einer der praktischsten. Er ist Vertreter einer Londoner Aktien-Gesellschaft, der ein großes, unfern der Riesenstadt gelegenes und vorläufig anderweitig nicht genügend verwertbares Grundstück gehört. Wie macht man es nutzbringend? Man veranstaltet dort eine Industrie-Ausstellung, und wenn Engländer nicht dazu geneigt sind, so dürfen es italienische oder deutsche Kaufleute auf ihre eigenen Kosten thun. Finden sie dabei ihre Rechnung, so ist dies hübsch und gut, wo nicht, so wird ihnen die Aktien-Gesellschaft den Zoll ihres Mitleids nicht versagen, aber den Mietzins für jenes, sonst nicht gleich gut verwertbare Grundstück hat sie jedenfalls im Sack. Das ist der Grundgedanke der jetzt in London stattfindenden „Deutschen Ausstellung“ und es läßt sich eigentlich nicht viel dagegen sagen; haben sich genügend viele deutsche Aussteller gefunden, so haben jedenfalls die Engländer für ihr Teil Recht gehabt und möglich ist's ja immerhin — wenn auch die bisherigen Nachrichten nach dieser Hinsicht nicht allzuviel Hoffnung lassen — daß auch mindestens mehrere der Aussteller mit dem Ergebnis zufrieden sein werden. Auch daß Mr. Whitley stets versichert, das Unternehmen sei uneigennützig und bezwecke nur die Hebung der deutschen Industrie verargen wir ihm nicht; er hält uns Deutsche offenbar für viel naiver, als wir sind, und im Ausland für so unverderbt und kinderglaubig gehalten zu werden, ist just keine Schmach. Noch weniger verargen wir ihm die ungehemmte Reklame, die er für sein Unternehmen entfesselt hat — das ist seine und der Aussteller Sache, in erster Linie aber Sache jener hohen und höheren Persönlichkeiten, welche sich als Protektoren, Ehrenpräsidenten, Präsidenten u. s. w. gewinnen ließen. Was wir aber dem emsigen Britten verargen, ist die Rolle, welche er die deutsche Litteratur dabei spielen läßt. „Uneigennützig wie bei allen seinen bedeutsamen Unternehmungen der letzten Jahre, in denen er mit unvergleichlichem organisatorischen Geschick nacheinander eine amerikanische, eine italienische und eine französische Ausstellung ins Leben rief, erwies sich Herr Whitley und mit ihm die seinen Intentionen folgende englische Ausstellungsgesellschaft auch bei der Herausgabe dieses Buches: die Herausgabe desselben ist ein Akt jener zu allen Zeiten gepriesenen und doch nicht allzu häufig bewährten Caritas, die der große Apostel Paulus die „Summe aller Tugenden“ nennt. Die National Exhibitions-Association Ltd. hat den Erlös dieses Buches zu gleichen Teilen zwei Wohlthätigkeitsanstalten, den Pensions- und Unterstützungskassen des „Deutschen Schriftstellerverbandes“ und des „Vereins Berliner Presse“ vorbehaltlos gewidmet.“ So schreibt Herr Gustav Dahms, ein junger Berliner Schriftsteller im Vorwort zu dem Album: „Germania. Deutsche Dichter der Gegenwart. Bild und Wort. Berlin. Gebr. Paetel 1891“ und daß er glaubt, was er schreibt, haben wir zu bezweifeln keinen Grund.

Aber richtig ist es nicht und dies Album ist eben so wenig ein Ausfluß der Caritas als Whitleys ein Philantrop und nicht ein, wir geben es zu, tüchtiger Geschäftsmann ist. Das Album verfolgt vielmehr den doppelten Zweck, dem harten Nützlichkeitsprinzip, dem die Ausstellung dient, einen idealen Schimmer zu verleihen und zugleich der deutschen Zeitungspresse in anständiger und einwandfreier Form eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Auch daran, wie an dem ganzen Ausstellungs-Unternehmen ist im Prinzip nichts zu tadeln, als eben die Betonung der „Uneigennützigkeit“ und der „Caritas.“ Zu desto mehr Einwendungen giebt die Ausführung des Gedankens Anlaß. Eine Ausstellung kostet ja so viel, man hätte immerhin auch auf jenen „idealen Schimmer“ etwas mehr Geld wenden können. Sodaß aber hat sich Mr. Whitley nur darauf beschränkt, eine Reihe deutscher Schriftsteller um Gratisbeiträge anzugehen und dieselben, geschmückt mit den billigen hergestellten Porträts der Spender, in einem Bande von höchst mäßiger Eleganz drucken zu lassen. Warum alle vindiziert sich Mr. Whitley durch den von ihm bestellten Redakteur des Buches das Lob, die „Summa aller Tugenden“ zu besitzen?! Nehmen wir an, daß er die Druck- und Papierkosten trägt und die beiden Kassen den Ertrag ohne Abzug der Kosten erhalten, so ist das Geschenk, welches er damit den beiden Kassen macht, wahrlich kein übermäßiges. Einige hundert Mark Anwand sind noch kein Grund, der irgend berechtigen würde, sich in solchen Worten als Wohlthäter feiern zu lassen, denn selbst dann wäre das eigentliche und Hauptgeschenk von den deutschen Autoren gekommen, die ihre Beiträge gratis zur Verfügung gestellt. Der stärkste und gewichtigste Einwand aber, den wir gegen dies Werk haben, betrifft seinen Inhalt; die Ausstattung ist, sagten wir schon, sehr mäßig, einzelne der Zeichnungen, so gleich das Titelblatt, von seltener Geschmacklosigkeit; was aber vollends den Inhalt betrifft, so wird ihn jeder wahre Freund deutscher Dichtkunst betrübt nennen müssen. Das ist kein zutreffendes Gesamtbild des gegenwärtigen Standes der deutschen Litteratur, sondern ein wahllos zusammengewürfeltes Sammelsurium. Schon die Liste der Vertretenen giebt zu denken, Männer wie Gustav Freytag, Heinrich Kruse und andere ausgezeichnete Dichter fehlen, hingegen sind Andere vertreten, die gewiß nicht genannt werden dürfen, selbst wenn der mildeste und weitherzigste Kritiker jene Kräfte aufzählt, die heute in Deutschland etwas bedeuten und in England bekannt zu werden verdienen. Aber nun erst die Spenden! Jeder schenkte, was ihm eben zur Hand war, fast durchweg bereits Gedrucktes, ein paar Verse, eine Novelette, eine dramatische Szene u. dergl. — sehr selten ist die Gabe charakteristisch und leider auch nicht immer des Gebens würdig. Wie könnt' es auch anders sein! Auch in der Litteratur gilt das drastische Wort vom „geschenkten Gaul“, und daß die deutschen Dichter nicht schwere Opfer an Zeit und Kraft, also an ihrem Kapital brachten, nur damit Mr. Whitley in doppeltem Glanze als Wohlthäter erscheine, kann ihnen kaum verargt werden. Es ist hart, traurig, aber wahr: wer die deutsche Litteratur nach diesem Buche beurteilt, wird sehr gering von ihr denken und kann eine Ahnung davon gewinnen, welche neuen Strömungen sich derzeit in ihr regen und auf welche älteren, erprobten Kräfte sie stolz sein darf. K. B.

*) Wir haben diese Rezension eines alten erprobten Mitarbeiters unserer Zeitschrift ohne Kürzung wiedergegeben, müssen aber dem Herrn Verfasser die moralische Verantwortung seines Urteils über die Londoner „Deutsche Ausstellung“ überlassen. Davon verstehen wir nichts. Was wir zu beurteilen vermögen, ist der litterarische Wert des Buches und darin wird unserem Herrn Referenten von keinem Unbefangenen widersprochen werden. Anm. d. Red.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Santi Pellegro.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortsetzung.)

So kam Alles zusammen, um ihm den Aufenthalt im Hause überhaupt zu verleiden. Aber auch draußen unter den andren Menschen fand er nicht, was er suchte. Früher war er zu stolz gewesen, um mit den Meisten von ihnen zu verkehren, und das vergalten sie ihm jetzt, wo er sich ihrer erinnerte. Andre ließen ihn fühlen, daß er nun, wo ein Makel an ihm haftete, um den in Forino Jedermann wußte, nicht mehr besser sei, als sie selber, ja, solche, die in üblem Ruf standen und scheel angesehn wurden, drängten sich an ihn, wie an Ihresgleichen. Das erbitterte ihn vollends. Dazu kam, daß die Sippe der Boneras, wenn sie ihn auch nicht mehr als den Mörder Titos bezeichnete, ihm nach wie vor unauslöschlichen Haß entgegentrug und keine Gelegenheit versäumte, um seinen Ruf anzutasten und schmähliche oder böswillige Gerüchte über ihn in Umlauf zu setzen. Er, der früher unerreichbar hoch über Allen zu stehen schien, war jetzt mitten in das Gerede der Leute hineingezerrt und ebenso oft der Gegenstand des Angriffs wie der Verteidigung; beides war ihm gleich widrig und empörte ihm gleichermaßen. Finster und scheu ging er zuletzt nur noch durch die Gassen des Dorfs um in einer Osteria einzukehren und seinen Grimm zu vertrinken. Endlich wagte er auch das nicht mehr, seit er eines Tages Tiburzia Bonera begegnet war. Die Greisin, die sich jetzt nur mühsam noch an zwei Stöcken fortbewegte, hatte ihn auf offener Straße unter dem Zusammenlauf der vor die Häuser stürzenden Leute aufgehalten und ihm mit gellender Stimme zugeschrien, er sei dennoch der Mörder ihres Sohnes und alles Andre sei Lug und Trug. „Ihr seid wahnsinnig, Tiburzia Bonera", hatte er ihr erwidert, „Euch kann man nicht zürnen!" Sie aber hatte mit wilder Drohung einen ihrer Stöcke gegen ihn geschwungen und mit irr aufflackernden Augsternen gerufen: „Schwör' es! Schwör' es auch Du, daß Du in jener Nacht bei Assunta Dotti warst! Schwör' es!" Da war er mit mißächtlichem Achselzucken an ihr vorübergegangen; aber ihr triumphierendes Lachen hatte hinter ihm dreingegellt und sie hatte es allen Umstehenden zugeschrien: „Seht Ihr's? Er kann's nicht schwören! Er mag wohl oft in der Nacht zu ihr geschlichen sein und sein Weib betrogen haben, aber in jener Nacht war er nicht dort. Und er war's, der meinen Sohn Tito erschossen hat!" Seit jener Stunde mied Santi Pellegro auch das Dorf und die Osteria.

Das Gelüst, nach Campiglio zu gehn, kam ihm oft, viel öfter, als er sich's selber eingestand. Aber er wollte ihm nicht nachgeben. Er schämte sich vor Assunta, wenn er nun wiederkommen würde. Und was sollte werden, wenn sie ihn wiederum küßte? Manchmal schlich er sich bis in die Nähe des Dorfs, scheinbar um zu jagen, einmal war er sogar soweit vorgedrungen, daß er ihr Haus zwischen den Oliven sehen konnte. Näher ging er jedoch nicht, sondern kehrte um, wie auf der Flucht begriffen. Einmal strich sie plötzlich an ihm vorüber, als er in der Kirche von Forino vor einem Seitenaltar auf den Knieen lag. Obgleich er sie sah, blickte er doch nicht auf, sondern murmelte seine Gebete weiter; aber er zitterte am ganzen Leibe dabei. Und dann hörte er sie fragen: „Wann kommt Ihr, Santi Pellegro?" Ohne seine Antwort abzuwarten, war sie wieder verschwunden.

Seither aber legte sie es darauf an, ihm zu begegnen; er mochte ihr wohl zu lange ausbleiben. Auf dem Felde und in den Oliveten, ja in der unmittelbaren Nähe seines Hauses tauchte sie plötzlich auf, wenn er sie am Allerwenigsten ver-

Digitized by Google

mutete, immer schön, üppig, strahlend, mit einem verlangenden Lächeln um die vollen, blühenden Lippen, ein verheißungsvolles Funkeln in den großen, schwarzen Augen. Schlank und anmutig, mit ihren graziösen, schmiegsamen Gliedern kam sie einhergewandelt, einen Krug in der Hand oder einen Korb auf dem Kopfe wiegend, und jedesmal, ohne stehen zu bleiben, fragte sie ihn: „Wann kommt Ihr, Pellegro?“ Kein Wort sprach sie weiter und wartete auch seine Antwort nicht ab, sondern schritt vorüber, wie eine Erscheinung. Allmählich konnte er nicht mehr ausgehn, ohne sie zu treffen, und wenn er sie nicht traf, erwartete er sie doch in jeder Minute und zitterte vor dem Augenblick, wo sie kommen würde. Zuletzt hörte er es überall in der Luft um sich her, im Wehen des Windes und im Rauschen der Blätter: „Wann kommt Ihr, Santi Pellegro?“ Er fand nirgends mehr Ruhe vor dieser Frage.

Endlich nahm er sich vor: wenn sie das nächste Mal wieder an ihm vorbeikommen würde, wollte er auf sie zuspringen und ihr die Kehle zusammendrücken, damit sie es nicht mehr sagen könnte, was ihn nun schon der Raserei nahe brachte. Aber es war, als ob sie das geahnt hätte, denn nun blieb sie plötzlich aus. Jeden Tag wartete er auf sie. Er lief den ganzen Tag draußen umher, um es ihr leicht zu machen, ihn zu treffen, damit er nur mit ihr zu Ende käme. Selbst in die Nähe von Campiglio wagte er sich. Aber jetzt kam sie nicht. Sein Blut fieberte schon vor Aufregung, er sehnte sie herbei, er hätte darum beten können, ihr zu begegnen. Sie war jedoch wie verschollen. Eine Art von Irrsinn packte ihn zuletzt; er umschlich ihr Haus, wie ein Jäger, der einem Wilde nachspürt, ohne sie zu sehn, er fühlte, daß er völlig von Sinnen kommen würde, wenn sie sich nicht bald zeigte. Dabei wagte er Niemanden nach ihr zu fragen, er hätte ihren Namen garnicht vor einem Andren aussprechen können. Endlich hörte er doch von ihr, ohne danach geforscht zu haben.

In einer Osteria von Campiglio, wo er todmüde eingekehrt war, um in einer Ecke zusammengekauert stumpf in sein Weinglas zu stieren, schreckte ihn plötzlich der Name empor, der drüben an einem Tische unter einer Schar von trinkenden Männern fiel: Assunta Dotti. „Biagio Praga wird sie nun doch erobern“, sagte der Eine. Und ein Andrer setzte lachend hinzu: „Hat sie wohl schon längst erobert. Fehlt eben nur noch der Segen der Kirche, und der darf sicherlich nicht mehr allzulange hinausgeschoben werden, oder es giebt nachher ein Ärgernis“. Die Männer lachten und tuschelten, die Köpfe zusammensteckend, miteinander, Santi Pellegro aber war, sein Glas zurückstoßend, aufgetaumelt, hatte ein paar Kupfermünzen auf den Tisch geworfen und war in's Freie hinausgewankt. Draußen ging Alles im Kreise mit ihm um, er war wie ein Trunkener. Dann packte ihn eine wilde Wut, ein wahnsinniges Verlangen. Das also war's, weshalb sie ihn jetzt fernblieb, weshalb sie sich nirgends finden ließ. Sie war es überdrüssig geworden, auf ihn zu warten, sie hatte einen Andren ihrer Bewerber erhört. Und dieser Andre genoß jetzt, was er selber verschmäht hatte, diesen Andren würde sie heiraten. Wenn er, Santi Pellegro, diesen Andren nicht vorher totschlug, wozu er eine heiße, tierische Lust in sich verspürte! Es konnte garnicht anders werden, als daß er ihn totschlug. Wenn Assunta Dotti ihm nicht gehörte, einem Andren sollte sie auch nicht gehören, einem Andren gewiß nicht.

Mit solchen wilden Gedanken lief er draußen zwischen den Oliven umher, die Hand am Messer, das in seinem Leibgurt stak, mit schweißbedeckter Stirn, mit schwer röchelnder, keuchender Brust. Die Abendluft dünkte ihn unerträglich schwül, kein Windhauch regte sich, der Himmel drückte bleifarbig nieder, und im fahlen Dunst verschwamm die Landschaft, die man nur wie durch einen grauen Schleier geisterhaft angedeutet sah. Dicker Staub lag auf allen Pflanzen und Bäumen, die ganz davon überkrustet waren. Bei jedem Schritt wühlte man ihn auf und mit jedem Atemzug schien man ihn zu schlürfen. Die ganze Natur lechzte nach einem kühlenden, erfrischenden Regen. Santi stöhnte auf, als wenn es ihn erstickte. Planlos und ziellos war er draußen umhergeirrt, plötzlich besann er sich, plötzlich schlug er den Weg zu Assuntas Hause ein. Er wollte sie selber fragen, ob das wahr sei, was die Leute sagten, und dann wollte er Biagio Praga niederstechen. Das würde ihm von diesem unerträglichen Alp befreien, der ihm auf Hirn und Brust lag, er würde wieder aufatmen können.

Als er Assuntas Haus erreichte und keuchend die Treppe an demselben hinanstieg, fiel ihm ein, wie es sein würde, wenn er Biagio Praga droben bei Assunta vorfände. Aber was war da lange zu überlegen? Dann würde er ihn gleich jetzt niederstechen, während er in ihren Armen lag.

Digitized by Google

Und seine Hand griff wiederum nach seinem Messer. Er stieß droben die Thür auf und polterte über den Gang. Nichts regte sich drinnen. Plötzlich aber hörte er leisen Gesang von irgendwoher herüberdringen, tappte sich in der Richtung weiter, von wo er zu kommen schien, fand den Drücker einer Thür und öffnete rasch. Dann blieb er schwer atmend, verwirrt, wortlos stehn.

Die Thür ging auf eine kleine, offene Loggia, die einen weiten Blick über die zerklüfteten Berghänge bis an das Meer hinaus bot, das wie ein schmaler, grauer Streif sich kaum unterscheidbar vom Horizont abhob. Der Duft der blühenden Citronen stieg aus den unten sich hindehnenden Plantagen in weichen, schwülen Wellen herauf. Und hier lag Assunta Dotti auf einem korbgeflochtenen Ruhebett und knüpfte, vor sich hin singend, aus Strohhalmen mit kunstfertigen Fingern einen Korb, offenbar aber nur in lässiger Spielerei, ohne eigentlichen Ernst und Eifer. Zu ihren Füßen lag auf einer Schicht von Strohhalmen, deren sie zu ihrer Arbeit bedurfte, eine kleine, schneeweiße Katze, die sich behaglich schnurrend zusammengerollt hatte. Assunta hatte der abendlichen Scirrocoschwüle halber das Mieder vorn über der Brust geöffnet und ihre Arme waren bis auf die kurzen, weißen Hemdärmel nackt. Unter der leichten Gewandung zeichneten sich die Umrisse ihrer herrlichen Glieder ab, die sie wollüstig dehnte. Ihr Haar hing in aufgeflochtenen Zöpfen auf den Boden herab. Als sie Santi Pellegro gewahr wurde, lächelte sie ihn ganz unbefangen an, ohne sich zu rühren, ohne auch nur ihren leisen Gesang zu unterbrechen, der wie das heimliche Zirpen von Grillen klang. Sie begrüßte ihn nicht, fragte auch nicht, wie er hierherkomme und was er hier wolle.

Santi Pellegro hatte sich endlich gefaßt. „Hier also seid Ihr!“ sagte er.

„Warum soll ich nicht hier sein?“ versetzte sie gleichmütig und knüpfte an ihrer Strohflechterei weiter, ohne ihn anzusehen, „es ist schwül heut und hier geht ein bischen Luft. Man kann doch atmen.“

„Habt Ihr immer hier gelegen?“ fragte er.

„Wann immer?“

„All' die letzten Tage, mein' ich.“

„Weshalb glaubt Ihr das?“ Sie blinzelte einen Augenblick lang listig zu ihm hinüber.

Er antwortete nicht darauf, sondern kam ein paar Schritte näher auf sie zu und stieß heraus: „Ist das wahr, was die Leute sagen, Assunta Dotti?“

„Was sagen die Leute denn?“

„Daß Ihr Biagio Praga heiraten wollt.“

„Ja, ich glaube, ich werde Biagio Praga heiraten“, versetzte sie nachdenklich und strich der schnurrenden Katze schmeichelnd über das schimmernde Fell hin.

„Weshalb wollt Ihr ihn denn heiraten?“

„Ich langweile mich, wenn ich allein bin. Und Ihr wollt ja nicht kommen.“

„Ich bin ja gekommen.“

„Ja, aber Ihr lauft immer so rasch wieder fort, als ob ich aussätzig wäre. Und dann bleibt Ihr so lange aus. Das nimmt mir die Langeweile nicht.“

„Ihr werdet Biagio Praga nicht heiraten, Assunta Dotti“, sagte Santi mit finsterer Entschiedenheit, jetzt ganz dicht an ihr Lager heranretend.

„Warum nicht? Wollt Ihr es verhindern?“

„Ja. Ich werde ihn niederstechen. Wenn ich ihn jetzt bei Euch gefunden hätte, hätte ich ihn jetzt niedergestochen. Deshalb bin ich gekommen.“

„Santa Madonna!“ Sie schlug die beiden Hände, aus denen das Geflecht ihr entglitten war, vor Erstaunen gegeneinander. „Ihr erschreckt mich. Was ist in Euch gefahren? Was geht Euch Biagio Praga an? Er ist ein guter Bursche, sehr hübsch und rasend verliebt in mich. Was kümmert es Euch überhaupt, ob ich heirate und wen ich mir auserwähle? Wißt Ihr auch, daß Ihr mir bei meiner Heirat nur im Wege seid? Die Männer, die sich früher um mich beworben, wollen fast alle nichts mehr von mir wissen, weil sie sagen, ich sei Eure Geliebte geworden. Wenn Biagio Praga mir treu bleibt, muß ich froh darüber sein. Und nun sagt Ihr, Ihr wollt ihn töten. Ich möchte wohl wissen, weshalb Ihr Biagio Praga töten wollt, Santi Pellegro!“

Er stand halb über sie gebeugt und schien ihren Liebreiz förmlich in gierigen Zügen in sich hineinzutrinken, sich an dem wollüstigen Duft, der von ihr ausströmte, zu berauschen. Seine Augen funkelten gierig auf sie nieder. „Weil ich Euch liebe, Assunta Dotti!“ stieß er heraus. Seine Stimme klang heiser, wie erstickt.

Nun hob sie die Augen mit einer fast kindlichen Neugierde und Überraschung zu ihm auf und blickte ihn, die Hände im Schoß gefaltet,

Digitized by Google

unter den langen Wimpern herauf an. „Was Ihr da sagt! Ihr liebt mich? Seit wann liebt Ihr mich denn?“

„Ich weiß nicht“, würgte er, nach Luft ringend, zwischen den Zähnen hervor.

Sie zeigte beim Lächeln ihre schimmernden Zähne. „Wenn es freilich so steht“, sagte sie in ganz leisem, gedehnten, träumerischen Ton, „dann werde ich Biagio Praga nicht heiraten können. Aber wenn Ihr mich wirklich liebt, Santi Pellegro, weshalb küßt Ihr mich dann nicht?“

Ihre halb offenen Lippen schienen sich ihm entgegenzuheben und ihre Augen tauchten in die seinen. Er widerstand nicht länger. Mit einem rasenden Aufschrei beugte er sich herab und riß sie in seine Arme.

* * *

In jener Nacht war Santi Pellegro nicht heimgekommen. Es war das erste Mal, daß er seinem Hause fernblieb, seit er aus dem Gefängnisse zurückgekehrt war. Als er Morgens in der Vigna erschien, wo seine Leute arbeiteten, lächelte Marco ihn vielsagend zu, aber er sagte kein Wort. Santi hatte sich vorgenommen, gerade heute barscher und strenger den Leuten gegenüberzutreten, als je, um ihnen zu beweisen, daß er noch immer hier der Herr sei, und daß er Keinem ein Recht einräume, über sein Thun und Treiben zu urteilen, ja, auch nur zu verraten, daß er es kenne und sich seine Gedanken darüber mache. Das Alles kümmerte keinen, als ihn, und man sollte ihn nicht um einen Schritt breit aus seiner Selbstsicherheit vertreiben. Aber er konnte nicht mehr wie er wollte. Er las in den Mienen der Leute etwas, was ihn wider seinen Willen die Augen scheu zur Seite richten ließ. Sie leisteten ihm zwar alle Gehorsam, aber doch konnte er die Empfindung nicht los werden, daß sie ihn nicht mehr, wie früher, als hoch über ihnen stehend betrachteten, sondern daß seine Lebensweise ihn jetzt zu ihnen herabgezogen und ihnen gleich gemacht hatte. Und das trieb ihn wieder fort.

Gegen Benedetta und Camillo wappnete er sich mit Trotz. Aber er fand keine Gelegenheit, ihn zu zeigen. Benedetta war in ihrem Wesen kaum verändert; sie trug eine stille Verachtung gegen ihn zur Schau, die sein Blut empörte, aber seinen Widerstand lähmte. Und Camillo brütete immer finster vor sich hin, ohne mit einem Wort zu verraten, was in ihm gährte. Santi konnte ein unheimliches Gefühl nicht ganz bezwingen, wenn ihn jeweilig ein düsterer, feindseliger Blick aus den Augen dieses Burschen traf, der sein Leben lang immer nur in Bewunderung und Liebe an ihm gehangen, ihn vergöttert hatte. Der Boden brannte ihm hier unter den Füßen. Man vertrieb ihn also aus seinem eigenen Hause, man wollte ihm weder Frieden noch Behaglichkeit mehr darin gönnen. Dann mochte man sich auch nicht beklagen, wenn er sie draußen suchte. Man drängte ihn ja dazu, auf dem Wege weiter zu gehen, den er einmal betreten hatte. Ein starrer Trotz erfüllte ihn, hinter dem sich seine scheue Angst und sein ehebrecherischer Hang zugleich versteckten. Er redete sich ein, daß er umgekehrt sein würde wenn man ihm jetzt vertrauensvoll und verzeihend entgegengekommen wäre, ja daß er sich danach gesehnt habe, es möge so werden. Und nun zwang man ihn, fort zu sündigen, man ließ ihm gar keine Wahl mehr. Wenn man ihn mit Vorwürfen empfangen, mit Anklagen überhäuft hätte, wenn er in seinem Hause ein jammerndes Weib finden würde, das ihm die Schmach, die er ihr angethan, in's Gesicht schleuderte, vielleicht würde Alles noch einmal gut geworden sein; dies starre, feindselige Schweigen aber, diese dumpfe Verachtung machten sein Blut sieden. Sie wollten es nicht anders, gut denn: so mochten sie es haben. Hätte er Assunta Dotti etwa um dieses Weibes willen von sich stoßen sollen? Santi Pellegro ging nach jenem ersten Mal wieder und wieder nach Campiglio, um Assunta Dotti zu besuchen. Es war beinahe sein täglicher Weg. Häufig blieb er Nachts aus, und wenn er heimkam, warf er sich auf sein Lager, um zu schlafen. Jedermann in Forino wie in Campiglio wußte jetzt, wie es um die Beiden stand und Santi Pellegro machte kein Hehl daraus. Er sah Allen, die ihm begegneten, wenn er zu Assunta ging oder von ihr kam, mit einem herausfordernden Trotz in's Gesicht, wie wenn er sie fragen wollte, ob sie etwa Lust hätten, ihm einen Vorwurf zu machen oder es sonst mit ihm aufnehmen wollten, er sei ganz der Mann dazu, ihnen entgegenzutreten. Jedes Lächeln, jeder vielsagende Blick den Einer ihm zuwarf, reizte ihn, ein anzügliches Wort hätte er ohne Weiteres mit einem Faustschlag, wenn nicht mit einem Messerstich, vergolten. Im Grunde fiel es jedoch keinem Menschen ein, mit ihm anzubinden. Wenn Santi Pellegro

Digitized by Google

sein Weib betrog, jetzt offen vor Aller Augen, während er's früher nur im Geheimen gethan, so kümmerte das Niemanden, als allein sein Weib, höchstens vielleicht noch den Priester; der aber that, als sähe und hörte er nichts von alledem, was vorging.

Wenn Santi Pellegro verbittert, trotzig, mit jenen zwischen Begierde und Selbstanklage wunderlich gemischten Empfindungen, die ein wirkliches Glücksgefühl nie in ihm aufkommen ließen, bei Assunta Dotti eintrat, empfing sie ihn immer mit dem gleichen befriedigten, gesättigten Lächeln. Sie triumphierte garnicht und es war auch nichts Wildes oder Dämonisches in ihr; sie hatte es immer nur als etwas angesehn, was früher oder später einmal kommen mußte, daß sie diesen Mann besitzen würde, den sie liebte. Nun besaß sie ihn. Das war so geworden, wie es nicht anders hatte werden können, und sie hatte ruhig auf die Stunde gewartet, wo er in ihren Armen liegen, ihren glühenden Durst nach seinen Küssen stillen würde. Es war immer etwas wunderlich Verträumtes in ihrem Wesen. Je öfter Santi kam, desto mehr beraubte sie seine Leidenschaft und je wilder seine Umarmungen waren, desto seliger verträumt lächelte sie vor sich hin. Wann er wiederkommen würde, brauchte sie ihn jetzt nicht mehr zu fragen.

Etwas ganz Andres quälte sie, was sie ihn fragen wollte. Jedesmal, wenn er bei ihr war, schwebte es ihr auf der Zunge, und sie brachte es doch nicht heraus. Endlich, mitten in einer ihrer stürmischen Umarmungen, legte sie ihre Lippen an sein Ohr und flüsterte ihm zu, was ihr schon so lange auf der Seele brannte: „Santi, hast Du Tito Bonera damals erschossen?"

Es war gerade, als ob sie ihm eine Giftschlange an's Ohr gesetzt hätte, die ihn gebissen, so fuhr er empor. Ein wilder, wütender Schrei brach von seinen Lippen. Er hielt ihr Gesicht mit seinen beiden Händen von sich ab und heiße, unruhig flackernde Augen spähten in den ihren, während Alles plötzlich an ihm kalt, sein ganzer Leib starr wurde, wie abgestorben, „Was redest Du da?" raunte er heiser, wie außer sich, „wer hat Dir das aufgeschwatzt? Dieser Wahnsinn!"

Auf Assunta Dotti übte sein jähes Erschrecken, dem eine so maßlose Wut folgte, eine ganz andere Wirkung, als er sie beabsichtigt hatte. Sie war jetzt fest überzeugt davon, daß er Tito Bonera wirklich erschossen hatte. Wie ein Blitz war ihr diese Klarheit gekommen. Bisher hatte sie immer noch gezweifelt. Häufig war ihr wohl der Gedanke aufgetaucht, er und kein Andrer sei es gewesen, könne es gewesen sein. Aber sie hatte dann doch Manches nicht begriffen, was sie damit vereinigen sollte. Von da an hatte sie eine unaufhörliche Neugierde geplagt, sie hatte eine brennende Unruhe empfunden, bis sie endlich einmal wissen würde, ob der Mann, der in ihren Armen lag, einen Andren getötet hatte, getötet, weil er eifersüchtig auf ihn gewesen um seines Weibes willen. Diese Annahme hatte garnichts Grausiges oder Abstoßendes für sie gehabt. Sie hatte sie nur aufgeregt, nur lüstern darauf gemacht, die volle Wahrheit zu erfahren. Und nun hatte sie sie erfahren. Nicht mit seinem Willen, nicht aus seinen Worten, aber sie zweifelte keinen Herzschlag lang mehr daran, daß er der Mörder war. Und nur eine kleine Weile hindurch überlief sie eine Art von wollüstigem Grausen. Dann war bloß noch ein ungeheures Erstaunen in ihr. Sie verstand nun doch nicht, wie das Alles möglich gewesen war. Santi war ihr plötzlich ein Andrer geworden, als bisher, sie betrachtete ihn mit einer aus Verwunderung und Neugierde gemischten Empfindung, wie Einen, den sie bisher noch garnicht gekannt hatte.

Und während das Alles in ihr vorging, erwiderte sie ruhig lächelnd auf seine Frage: „Kein Mensch hat mir das aufgeschwatzt. Ich frage Dich nur, weil ich's wissen möchte. Ich muß Dir sagen, Santi, daß ich immer geglaubt habe, Du hättest Tito Bonera erschossen."

Er stieß einen wilden Fluch aus. Was kam diesem Weibe mit einem Male in den Sinn? Das Alles lag ja doch längst hinter ihm, war abgethan und vergessen. Weshalb rührte sie wieder daran? Plötzlich änderte er seine Taktik. Er lachte zweideutig vor sich hin. „Du weißt ja doch selbst am Besten, daß ich in jener Nacht bei Dir war, Assunta. Wie hätt' ich dann also den Mord begehen können?"

„Das ist wahr!" sagte sie und lachte gleichfalls. Und dann küßte sie ihn wieder. Zu dieser Nacht kamen sie mit keinem Wort mehr auf ihre Frage zurück.

Aber vergessen war sie deshalb doch nicht. Assunta nahm sich vor, von nun an bei jedem Zusammensein mit Santi ihm die gleiche Frage vorzulegen und nicht eher zu ruhn, als bis er ihr Alles gesagt hätte, nicht nur, daß er der

Digitized by Google

Mörder war, — das wußte sie nun, — sondern vor Allem, wie es geschehen war. Jede kleinste Einzelheit mußte sie wissen. Und merkwürdigerweise lauerte Santi seinerseits ebenfalls darauf, daß sie ihn wiederum befragen würde. Er bangte davor und doch verlangte ihn auch gleichzeitig danach, er begriff diesen seltsamen Reiz, diesen schmerzvollen Stachel selber nicht. Jedesmal aber, wenn er zu Assunta kam, war er jetzt voller Erwartung, ob sie abermals von dem Morde sprechen würde. Wenn sie ihn dann plötzlich mitten unter ihren heißen Küssen, in ihren glühenden Umarmungen fragte: „Nicht wahr, Santi, Du hast Tito Bonera erschossen?“ erschrak er immer wieder auf's Neue heftig. Und immer antwortete er ihr mit einer Verwünschung, mit Drohungen, in wildem Zorn, in grimmiger Erbitterung. Nein, nein, nein! Er war es nicht gewesen. Er wußte von dem Morde garnichts. Sie sollte ihn endlich in Ruhe lassen, ihre Quälerei sei garnicht mehr auszuhalten. Schließlich sagte er ihr, wenn sie jetzt noch einmal davon anfange, komme er überhaupt nicht mehr wieder.

Von da an sagte sie nichts mehr, aber in ihren Augen las er fort und fort die gleiche Frage, die ihre Lippen nicht mehr aussprechen sollten, und wenn sie mit einem Seufzer seinen Namen nannte, wußte er ganz genau, was sie ihn fragen wollte und daß sie sich vor Ungeduld und Neugierde kaum mehr lassen konnte. Das quälte ihn nur noch mehr, als zuvor. Und eines Nachts, als sein Blut wild erregt war und er immer das Funkeln ihrer Augen vor den seinen gewahrte, das sich ihm bis in's Innerste seiner Seele bohren wollte, und jeder Hauch ihres Mundes, jedes Wogen ihrer Brust ihm die Frage zuzurufen schien: „Hast Du es gethan?“ hielt er sich nicht länger. Eine ungeheure Wut packte ihn. Und mitten in seiner Raserei schrie er es heraus, um es nur endlich loszuwerden, um sich nur endlich zu befreien: „Ja, ja, ja, ich habe ihn erschossen! Ich, — ich war's!“

Und nun lächelte Assunta wieder. Es überraschte sie garnicht, sie hatte es ja gewußt. Aber jetzt wollte sie auch gleich Alles wissen. „Nicht wahr? Du hast es aus Eifersucht gethan?“

Ja, er hatte es aus Eifersucht gethan. Während er in den Armen einer Andren lag, kam ihm dies Geständnis, das er da ablegte, selber wunderlich vor, und er begriff auch nicht mehr, wie er es aus Eifersucht hatte thun können. Aber es war wirklich so gewesen, das war **ihm noch** in der Erinnerung. Und um es sich **ganz klar** zu machen, wollte er es ihr und sich selber erzählen, wie es gewesen war. Er hatte schon von jeher einen wilden Haß gegen Tito Bonera gehabt. Natürlich wegen Benedetta Montabone, die sie Beide zum Weibe begehrten. Sie hatte dann zwar Santi Pellegro gewählt, weil er geschworen hatte, daß er jeden Andren, den sie erwählte, niederstechen würde. Aber das war's eben gewesen, das hatte ihn unablässig gequält, daß er hatte denken müssen, sie habe ihn nur erhört, um Tito Bonera zu schonen, und sie trage sich im Geheimen mit der verbrecherischen Hoffnung, Tito Bonera ihre Gunst bezeigen zu können, trotzdem sie Santi Pellegros Weib war. Sie habe ihn dadurch nur sicher machen und sein Rachegelüst gegen Tito Bonera einschläfern wollen, hatte er gedacht. Und deshalb war er, seit Benedetta sein Weib geworden, nur noch wachsamer und argwöhnischer geworden, als vorher. Er hatte es sie nicht merken lassen, daß er sie Beide unablässig beobachtete; aber nichts war ihm entgangen, kein Blick, den sie miteinander getauscht, kein Wort, das sie gesprochen. Und immer wilder war seine Eifersucht dabei emporgeloht. Er hatte manchmal abgerissene Worte aufgefangen, die ihm das Blut erhitzten. Und Tito Bonera hatte gar kein Hehl gemacht aus seiner Liebe zu Benedetta Pellegro. Sie sei das schönste Weib in der ganzen Provinz Catania, hatte er gesagt. Da war in Santi Pellegro der Gedanke aufgeblitzt, es sei seine Pflicht, sein Weib vor diesem Manne zu schützen, sie vor der Versuchung zu schützen, die in der Gestalt dieses Mannes wieder und wieder vor sie hintrat, eines Tages vielleicht sie schwach finden, sie bestricken und zu Falle bringen würde. Er zweifelte noch nicht an seinem Weibe, er glaubte noch nicht an ihre Untreue, an einen Fehltritt, aber er wollte ihr und sich die Sicherheit verschaffen, daß es auch niemals dazu kommen könne. Er wollte Ruhe haben. Seitdem hatte ihn die Überzeugung beherrscht, es sei unumstößlich notwendig, daß Tito Bonera sterbe. Und er war fest entschlossen gewesen, ihn zu **töten**. Lange hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, ihn niederzuschießen. Endlich war sie gekommen. Man hatte ihm erzählt, daß Tito Bonera häufig des Abends spät zu der Osteria bei Tre Capi hinaufstieg, wo er einen Liebeshandel mit einer Dirne hatte, und dann einen Teil der Nacht

Digitized by Google

dort blieb, um erst in der Morgenfrühe heimzugehn. Da war Santi, der angeblich Nachts einer Wildkatze hatte nachspüren wollen, gleichfalls in jener Osteria eingekehrt und gleich am ersten Abende war Tito Bonera bald nach ihm dorthin gekommen. Nun war's bei ihm entschieden gewesen: noch in dieser Nacht sollte es geschehn. Und er hatte im Piniengestrüpp der Tre Capi versteckt gelegen, seine Büchse im Anschlag, wie wenn er auf ein Wild lauerte, Stunde um Stunde, ohne zu ermüden, ohne in seinem Entschlusse wankend zu werden. Endlich war Tito Bonera in der Dunkelheit wenige Schritte vor ihm aufgetaucht, aber er hatte einen seltsam schwankenden Gang gehabt, als ob er betrunken oder noch vom Liebestaumel berauscht sei. Es war ein ganz unsicheres Schießen gewesen, zumal auch Santi in seinem Arm eine große Müdigkeit gespürt hatte. So hatte ihn kein andrer Gedanke beherrscht, als der, ob er auch treffen und gut treffen werde, so gut, daß der Getroffene keinen Laut mehr von sich geben könnte. Es war ihm beinahe unmöglich erschienen, und doch war es dann so geworden. Gleich nach dem Schusse war Tito Bonera vornübergestürzt, ohne sich noch einmal zu regen. Santi wußte noch ganz genau, wie seltsam der Schuß von der Bergwand zurückgedröhnt war und wie er selber sich gewundert hatte, daß Tito Bonera gefallen war, ohne einen Schrei auszustoßen. Es hatte ihn in solches Erstaunen versetzt, daß er hatte heraustreten müssen, um sich zu überzeugen, ob der Gefallene denn auch wirklich tot war. Und da hatte er es gesehn: ja, er war tot. Dann war er nach Hause zurückgegangen.

Er erzählte Assunta das Alles in abgebrochenen Worten, aber ohne Erregung oder Unruhe. Während er es sich wieder in die Erinnerung zurückrief, begriff er es allmählich auch wieder. Ja, so war es gewesen, und so hatte es sein müssen; zu bereuen gab es da nichts. Wenn Alles wieder so gewesen wäre, wie damals, würde er es noch einmal thun. Und fliehn oder seine Schuld auf sich nehmen hatte er nicht gekonnt; dann hätte er sich selber um den Preis seiner That gebracht und Alles wäre schlimmer gewesen, als wenn er sie garnicht verübt hätte.

Assunta hatte in atemloser Spannung ihm zugehört, abwechselnd von Grauen geschüttelt und von wollüstig-heißer Erregung durchzittert. „Und um Benedetta Montabone!“ sagte sie endlich mit grenzenlosem Erstaunen, als ob ihr weiter garnichts auffallend oder merkwürdig sei an dem, was sie gehört hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Tempelruinen.

Von **Hermann Lingg.**

I.

Der Alte da mit seinen Ziegen
Sieht diese Tempel Tag für Tag,
Er sieht gestürzt die Säulen liegen,
Und denkt sich, welch ein Donnerschlag
Hat die gefällt? Wohl zu der Zeit
Als Satan fiel mit Gott im Streit?
Ja, diesen Einsturz sollten schauen
Allein die ew'gen Sterne nur,
Indes ein ungeheures Grauen
Die Berge bis zum Grund durchfuhr,
Das Meer erhob sein Haupt erschreckt,
Und wich zurück, von Nacht bedeckt.
Das höchste tragische Geschick
Soll nicht geschaut sein, einsam werde
Erhabnes gleichgemacht der Erde
Verhüllt vor jedem Menschenblick.

II.

Säulenschaft an Säulenschaft
Steh'n sie da, wie rielenhaft,
Adlerflug umkreist!
Richte dich auch du mein Geist
Wieder auf in alter Kraft!
Ringsum Einsamkeit —
Aber besser ist es doch
Einsam leben und befreit
Von gemeinem Joch
Als mit Falschem umgeh'n,
Und Verhaßtem zusieh'n.

Einst nach einer heißen Schlacht
Ist auf blutbefreiter Erde
Und nach kurzer Rast in Nacht
Hier ein Sieger aufgewacht,
Wiehern seiner Pferde
Weckt ihn, als dem Tage vor
Rührot an den Bergen sieg,
Morgenlüfte wehten:
Jubelnd sprang der Held empor:
Ja, es war kein Traum mein Sieg!
Das sind unsre Schlachttrompeten,
Ja es war kein Traum ein Sieg!
Das ist Saitenklang,
Und zu Flöten
Tönt des Sängers Preisgesang.

Digitized by Google

Don Juans Tod.

Von **Prinz Emil von Schönaich-Carolath.**

(Schluß.)

„Ein Friedensbruch, ein schwerer, ward verübt.
Tollwütend hat ein Frevler, blind vermessen
Des Rittersinns nach Räuberart vergessen
Und unsres Landes Ehrenschild getrübt.
Das Brückenthor, vergittert und umtürmt,
Hat jählings er durch Überfall erstürmt.
Zur Frauenburg, der Fürstin Aufenthalt
Brach, blutvergießend, Bahn er mit Gewalt.
Ob Königssohn, ob Ritter oder Knecht,
Ob er Vasall, ob lehenspflichtig sei,
Wir walten seiner, uns verfallen, frei,
Und sprechen ihm am Ort der That sein Recht."

Und Stille rings, die Menge harrt in Schweigen.
Der Inquisitor löst vom Pergament
Ein Siegel, grüßt die Fürstin mit Verneigen,
Und liest im Licht, das rötlich knisternd brennt:

„Wer, landfremd, Einlritt in die Burg erzwingt
Und waffentragend in ihr Weichbild dringt,
Sei listend es, sei's Kraft des Überfalls,
Er hat ohn Gnade, nach dem Recht der Väter
Den Tod erwirkt, und wird gestraft am Hals.
Wachen, herbei. Hand an den Hochverräter."

Haßvollen Blicks, die Lippen schlimm gekrümmt
Vernahm es Jener; tückisch und verdrossen
Hielt er die Hand in's Dolchgehenk gestemmt.
Diava doch, die Königsstirn erhellt
Von Glück und Hochsinn, eine Liebeswelt
Im dunklen Auge, hob die Stirn, entschlossen.

„Vielede Herrn, Euch sag' ich Dank in Huld.
Wohl ehrt es Euch, ohn' Ansehn Recht zu wahren,
Dem Ritter doch, und trüg' er volle Schuld,
Kann nicht Gesetz noch Blutbann widerfahren.
Als Fremdling nicht, mir lang vertraut, bekannt
Seit Jahresfrist, grüßt er des Berglands Söhne,
Daß sein Erscheinen holde Wünsche kröne
Hat ihn die Ferne meinem Volk gesandt.
Den Ritter, der an Spaniens Littorale
Don Juan de Marana wird genannt,
Erhebt mein Wort zum Fürsten und Gemahle."

Die stolze Mär, als sie dem Mund entfloh'n,
Schlug in die Menge, die zum Thron gelaute.
Die Großen stehen, fassungslos, bestürmt,
Allein, das Volk, im Vorsaal aufgetürmt,
Kust Beifall zu mit hellem Jubellaute.
Don Juan doch stürzt wehrend vor den Thron
Erhobner Faust, als gält es ihm zu rütteln
An Eisengittern, während Schmerz und Hohn
Keuchend die Brust, die wild erregte, schütteln.
„Diava," ruft er qualvoll, schmerzentbrannt
„Du kennst mich nicht, Du hast mich nie gekannt.
In Blumen wohl, in Sternen magst Du lesen,
Allein Dein Auge, fromm und wunderblau,
Ergründet nicht Don Juans Ziel und Wesen.
Armsel'ge Beute wär' ihm eine Frau,
Ein Tropfen nur in wildem Becherschwunge.
Ein Salz, ein Reiz, wie Schaumgold auf der Zunge.
Im Wechsel nur der ew'ge Wunsch entbrennt.
Wo Sinnenlust mir zulacht vom Geschöpfe,
Häuf' ich das heiße Lebenselement
In Weiberherzen, Danaidenlöpfe.
Der Wechsel ist Bedingung mir, Gebot,
Ewig verjüngt in stets erneuten Wonnen,
Wie sich in Klammen Basiliske sonnen
Wär' Ehepflicht mir Selbstmord, Nichtsein, Tod."

„Ja Tod! Tod Dir!" Das Wort, erfaßt, gerafft
Vom Mund des Frevlers, ward auf jeder Lippe
Zum Wutgeheul; so bricht mit Donnerkraft
Die Staublawine von der Felsenklippe.
Daß, wuchtend, sie der Wachen Zaun durchzwänge,
Vordrang der Haufe, bis in's Mark empört.
Gleich wie der Tod starrt über das Gedränge
Die Königstochter. Plötzlich, wutverstört
Thut Don Juan in die todschwangre Masse
So wilden Sprung, daß, weichend, eine Gasse
Kaum vor ihm klaffte. Mordend auf der Flucht
Straft er den Arm; im Heben, Niederblitzen
Des breiten Dolches, der Befreiung Gasse
Sich durch der Feinde Leiberwall zu schlitzen.
Umsonst. Wie den ergrimmten Leoparden
Des Käfiggitters spitzes Stabwerk hemmt,
Kaßt haltend ihn, zum Doppelwall gestemmt,

Digitized by Google

Ein Gatterthor gefüllter Hellebarden.
Ein kurzer Kampf, ein aussichtsloser, toller,
Dann, waffenlos, die Fäuste strickverschnürt,
Zerfetzt das Wammus, zerklafft der Eisenkoller,
Wird Don Juan dem Throne zugeführt.
Zurückgetrieben schleicht sich aus dem Saal
Polternd das Volk, und vor dem Treppenhause
Sich wälzend, schließt es Brücke wie Portal
Gleich Meerflut ein mit hohlem Stimmgebrause.

Um Don Juan, der in der Krieger Haufen
Schwer leuchend steht, das Auge blaudurchlaufen,
Schließt sich ein Kreis. Der Inquisitor spricht:
„Wie dieser Stab jetzt über Dir zerbricht,
Verfällt Dein Haupt dem schwarzgedeckten Glocke.“
Mit schwerem Schritt, breitspurig naht ein Mann
Von Riesenwuchs, barhaupt, in rotem Rocke.
„Nicht uns gehörst Du, sondern Jenem an.“

Und tiefe Stille. Scharfen Tones knickt
Der weiße Stab. Diava doch, erbleichend
Bis in die Lippen, zum Prälaten blickt
Mit leisem Wink. Die Großen überflammt
Düster ihr Auge. Jene geben, weichend,
Dem Greise Raum zur Beichte hohem Kind.

„Ehrwürd'ger Vater! Dich, Archimandrit,
Kleh'n meine Lippen, meine gramesvollen,
Für ihn um Kettung, den sie löten wollen.
Er, dem mich Bande, nierklärte, paaren,
Ist meines Lebens finst'rer Satellit.
Nun mög vor Gott mein Wort Dir offenbaren:
So wahr der Seele letzten Flor ich lichte
Vor Deinem Aug' — wenn Jenem, der da kam,
Der Galle mir und Seelenbräutigam,
Das Sünderglöcklein schrillt im Morgenwind,
Ich folge barfuß ihm zum Hochgerichte,
Entehrt mit ihm in einem Grab zu ruh'n . . .“
Doch jener sprach: „Du würdest Sünde thun.
Ein Wort, ein schweres weiß ich nur — verzichte!

Zur Hölle kehrt, was aus der Hölle flammt.
Sieh, jener Mann, der Mitleid Dir entflammt,
Der Dir erschien als finst'rer Traumergründer,
Er ist's, der einst vom Baum des Lebens brach
Die Fleischesfrucht, und den mit grimmem Bisse
Der Sinnenlust rotschillernd Schlängtein stach.
Nun schleppt er, wandernd, seiner Bisse Schmach
Ansteckend fort, der Wollust ew'ger Sünder,
Und wer ihn retten will, der sinkt ihm nach.
Vergeblich ist Dein unschuldvolles Kleh'n,
Sein Maß ist voll — er muß zum Tode geh'n.“

Das Wort verhallt. Und wie Diava neigt
Ihr Haupt, aufschluchzend, zu der Stola Falten,
Malt sacht das Kreuz er über ihr und schweigt.
Doch sie spricht still: „So laßt mich seiner walten
Bis Morgengrauen: löst ihm seine Ketten.
Nicht seines Lebens nachtgeweihten Ring,
Doch seiner Seele Heil laßt mich erretten.“

Zum Saal sich wendend kündet der Prälat:
„Führt den Gefangenen, bis der Morgen naht
Zu stiller Einkehr in die Schloßkapelle.
Der Pforten wacht, doch schafft, nach Brauch und Fug,
Ihm Brot und Wein als letztes Mahl zur Stelle.“

Langsam und schweigend wallt der kleine Zug
Durch Gitterpforten, welche dröhnend klingen
Im Angelwerk. Qualmtrüber Fackelglanz
Strahlt düsterrot auf Säulen von Eyzany,
Dumpf klingt der Mönche psalmodierend Singen.
„Fürwahr,“ spricht Don Juan, „mein Totenamt.
Wie Spaniens Wein mir in die Nüstern flammt!
Du Feuertropfen von Malaga's Klippen
Birgst nur Vergessen, bringst Gedankentausch.
Der einzig wahre, beste Lebensrausch
Blüht auf gesträubten roten Krauenlippen.“

„An diesem Ort, wo jedes Wünschen schweigt“,
Spricht der Prälat, „erwarten der Geschlechter
Edelste Söhne Waffenweihe. Steigt
Empor der Morgen, adelt Ritterschlag
Den Neophyt zum Mann und Glaubenskechter.
Zu's Leben stürmen ihre Frohgestalten
Des Rechts, der Pflicht, des Rittersinns zu wallen —
Dir dämmert auf des Lebens letzter Tag.
Was Jenen, adelnd, lieh die goldnen Sporen,
Haft Du geschändet, frevelnd, ehrverloren.
Der Waisen Schutz, die Zucht, der Schwachen Rechte
Zerbrat Dein Fuß. Du, der zu Spott gekehrt
Gottes Gebot, mußt enden nun, entehrt,
Und gehst den Weg der ungeteuren Knechte.“

„Prälat! die Zunge schone zum Gebet“,
Sprach Don Juan. „Ein jedes Leben geht
Beschlossen hin nach vorbedachtem Ziele.
Das Holzschiff bringt in Sicherheit den Leib,
Allein die Nägel aus dem Lebensschiele
Reißt jeder Eisenfracht Magnetberg Weib.
Doch hör' mich weiter, Greis im Heil'genschein:
(Daß Don Juan mit Dir philosophire
Muß er, fürwahr, schon nah' dem Tode sein.)
Mich, der ich heiß nach Lebensquellen giere,
Dich, Patriarch, mich, Ausbund, Höllenbrand,
Der Du zur rechten, ich zur linken Hand,
Uns trennt ein Stein, der auf der Menschheit Herzen
Gebettet liegt als Anstoß ew'ger Schmerzen,
Er nennt sich Weib. Ich nah' ihr, lustbereit,
Als Zuchtstier breiter Lebensfähigkeit,
Deß erdgeborne, stets erneute Kraft
Das Fleisch der großen Lebensschlachtbank schafft:
So soll dem Weib mich ew'ge Paarung einen.
Ich will den Grund zu geilen Ernten schlämmen,
Du willst entsagen, willst beschneiden, dämmen,
Dem Lebensbaum, deß Adern saftend tropfen,
Willst Du das Reis der Weltentsagung pfropfen,
Ich will bejahen, und Du willst verneinen.
So wirken wir, der Menschheit Antithesen,
Zwei Kräfte, die zum Widerstreit erlesen,
In deren Druck der Erdball seufzend grollt
Und, fortbewegt, in ihrer Mitte rollt.
So schaffen treu die beiden Arbeitsknechte.
Und haben beide gleiche Lebensrechte.
Du lösest mich, allein auch Du wirst sterben.
Fort, Patriarch! Den Kampf, mein Testament,
Ausfechten werden unsrer Beiden Erben.“

Digitized by Google

„Für Dich, des Spuren ruhnlos, früh vergehn,“
Spricht streng der Priester, „will ich beten gehn,
Und dafür auch, daß Deines Erben Pfade
Auslilgen mög' der Kohlenberg der Gnade.“

„Wie smubethörend Deine Lippe brennt,
Süße Diava,“ sprach mit heißem Schimmern
Der Tigeraugen Don Juan entzückt.
Doch sie, zur Stirn die Hände wild gedrückt:
„Ach' ab, erbarm' Dich! Hörst Du nichts? Sie zimmern
Bei Fackelschein im Burghof Dein Schaffot!
Eh' Dich der Tod von meiner Seite reißt
Enthülle mir, beim dreimal heil'gen Gott,
Weß Deine Herkunft, und weß Art Du seist.“

Don Juan stieß der Kirchenfenster Flügel
Wildblichend auf. Die Nacht war schwarz und heiß,
Ein Wetter stand am fernen Kamm der Hügel,
Die Steppe lag blitzüberflackert, weiß.
Die Bäume murrten bange, schwül durchhaucht,
Am Himmel schimmerten verstörte Sterne.
Zuweilen hob sich Südwind in der Ferne
Gleich einem Tier, das klagend, zornig pfancht.
Der Burghof flammte; röllich angeglänzt
Hob sich Gebälk aus Fackeln, pechbekränzt,
Die Säge schrie, dumpf scholl der Bretter Dröhnen.
Don Juan warf vom Fenster sich mit Stöhnen.
„Vernimm es denn“, sprach heisern Tones er:
„Es zeugte mich in Qualen Ahasver.
Irrend ohn' Rast durch Länder, unbekannte,
Sah er ein Weib. Sie schritt im Sommerwind
Am Rain der Felder, stolz, ein Götterkind;
Staub zog am Weg, Gewitterschwüle brannte.
Ihr Köpfchen sich auf edlem Nacken hob
Gebräunt und herrlich, ihren Mund, den roten,
Ihr starkes Haar, geschürzt zu straffen Knoten.
Des Spätnachmittags Flimmergold umlob.
Dies fremde Weib, gleich einer Königin
Lüstend den Staub mit leichten Goldsandalen,
Trug göttlich Zeichen auf der Stirn, der schmalen,
Venus war es, die holde Lesbierin.
Von Christenmorn aus ihrem Reich vertrieben,
War ihr kein Heim, kein Tempeldach geblieben,
Nun schritt sie hin, verlassen, sorgenschwer,
In Götterangen unerfüllte Träume,
Im Haar den feinen frischen Ambrahauch
Attischer Luft und weißer Meeresschäume.
Ob' war der Weg, die Haide heiß und leer.
Und plötzlich hob, am Weg, aus Schutt und Strauch,
Sich Ahasver. Er sprach: „Ich möchte ruh'n,
Mir einmal noch am Weibe süßlich thun.
Vom Fluch gehetzt in allen Erdenwinden
Mag ich vielleicht am Herzen einer Frau
Erbarmen, Labung, kurze Kühe finden.“
So zwang der Bettler, ungefüg und rauh
Mit wilder Lust die marmorkühlen Glieder
Des weißen, schlanken Götterleibes nieder
Am Straßenrain auf einem Kesselbelle.
Kein Auge sah den süß vollbrachten Raub,
Von fern nur krochen, über Hügelländern,
Gewitterwolken, schwere, violette,
Mit dunstgeballten, gelbgezackten Kändern.

Und als die Göttin aus Gestrüpp und Ranken
Entsetzt sich hob, sah fernhin sie durch Staub
Im Abendrot den Bettler weiter schwanken.
Sie selber dann, in Nöten und Gefahr
Ein starkes Knäblein schmerzensreich gebar.
Das ward von ihr, im Kampf mit Weh und Hassen
An eines Grabens braunem Rand verlassen.
Ein Wandersmann, des Saumtier Waren trug,
In Linnen mild den früh Verwaisten schlug.
Und nahm ihn mit sich für ein Goltvergelt.
Bald doch zog der als Herrscher durch die Welt –

Dies, Königin, ist meine Lebenslage.
Nun rinnt im trüben Stundenglas der Sand,
Und ob mein Herz auch Mitleid nur erfand
An Deiner Brust, es ebbt in stillem Schlage.
Der wilde Wunsch, der mir im Blut gelobt
Vor jedem Weib, daß ich noch nicht besessen,
Dein frommer Blick macht schmerzlos ihn vergessen –“

„O, dafür sei, barmherz'ger Gott, gelobt“,
Diava sprach's, beseligt, glückdurchdrungen.
„Bald ist gesprengt die Kessel, abgerungen,
Bald ist der Eisrest alter Schuld gelaut.“

„Vernahmst Du nichts, Diava, meine Braut?“
Und beide lauschten. Aus den Höfen scholl
Ein schaurig Brausen. An den Pfortengittern
Erdrückte sich das Volk, erregt, in Groll.
Zertrelne Feuer sprühten Funkenlohen.
Getümmel, Fluchen wuchs zum Lärm, dem rohen.
Der Pöbelmassen, welche Blut erwittern.
„Ich höre nichts, nur ferner Donner tönt,
Und im Gebälk der schwarze Nachtwind stöhnt.“
„Ach,“ sprach er schaudernd, „wende Dich nicht ab!
Furcht lähmt mein Herz, mein teeres, gramdurchlostes'
Wie finster ist, wie schaurig tief das Grab.
Wie reut die Luft, wie schrecklich trog die Welt,
Wie gähnt die Nacht ohn' Hoffen, unerhellt.
Wie stirbt sich's schwer, wie bin ich bar des Trostes
Die Todlenuhr . . horch wie sie pocht und tickt . .“
„Sei still — ein Wurm im Holzgetäfel pickt.
Die Zeit läuft ab, der Tag durch's Fenster bricht . .
Die Lampe schwelkt, noch graut der Morgen nicht.
Die Hähne krähn . . nun flehe Gott mir bei . .
Das Käuzchen rief, noch tönt kein Hahnenschrei.“
Doch er, vom Kopf abschlüttelnd kurze Kuhe,
Den Nacken steifend, rief verstört und fahl:
„Fahr' denn zum Ende, Lebensbachanal!“
Ein Faustschlag bricht des Chorwerks Eichentruht.
Und wühlend wirft die schweren Meßgewänder
Er, arnwoll häufend, um das Chorgestühl.
Aufleuchten Seide, golddurchwirkte Bänder.
„Ha,“ stöhnt er dumpf, „zur Brautnacht welches Pfühl!
Tu's Schloß das Thor, kein Fremder soll uns stören
Der Südwind singt im Turm das Hochzeitsamt.“
Doch sie, bang forschend, zitternd, gluldurchflammt:
„Begehrst Du mich, soll Dir mein Leib gehören.
Jetzt wäge wohl. Leib oder Seele. Sprich –“
„Die Seele,“ rief er, „denn ich liebe Dich
Und will Dir folgen durch die Seligkeiten.“

Digitized by Google

An seine Brust zog der verlorne Sohn
Diava sacht, dann hob er den geweihten
Kelch ew'gen Lichtes schweigend vom Thron.
Die Flammen jüngelten, die sah befreiten;
Am Seidenstoff die Lohe gierig fraß,
Qualm stieg empor, den rote Zungen scheuchten.
Lichtbrechend flarrten Saphir, Chrysopras,
Lazurgetränkt in märchenhaftem Leuchten.
Im Flammenreiche stand das Menschenpaar,
Diava rief mit letzem Liebesworte:
„Und harrten Deiner an der Himmelspforte
Um Deine Sünden der Dämonen Schar,
Und wenn Dich tausend Mutterflüche bänden,
Ich scheuchte rückwärts sie mit meinen Händen,
Es wird erfüllt, was Lebenstraum mir war. —"
Geborsten sank das Chorgestühl mit Knallern.
Die Lohe hob sich aus den Fenstergittern,
Auf wildem Roß der Sturm, ihr Buhle, kam.
Es sank die Burg, durch's Land die Glocken klangen
Und als die Flammen Halleluja sangen,
Ist mit dem finstern Seelenbräutigam
Erlöst Diava himmelwärts gegangen.
Denn wen der Liebe feuriges Gefährt
Auf Flammenfprichen rollet vom Gemeinen,
Dem werden Sonnen der Vergebung scheinen
Im Heimatland, deß Frühling ewig währt.

Passionsblume.

In Villa Zirio wars, in jenen Tagen,
Da aus dem königlichen Dulder jählings
Durch seiner Leiden Feuer, Phönix gleich,
Ein Kaiser ward — in jenen Sommertagen,
Da Einmal noch der Krankheit Löwenkrallen,
Von eines Kaisers Heldenmut besiegt,
Uns wieder hoffen ließen — Einmal noch.

In Villa Zirio stand ich; abendgolden
Lag's auf den Palmen. Neben mir der Gärtner,
Mit südlich regem Redeeifer, sprach,
Wie über Alles sich der kranke Herr
An jedem Veilchen, jedem Sonnenstrahl,
Am kleinsten Liebeszeichen sich gefreut
Der Völker, die in Demut Alle beugten
Sich vor des Leidens stiller Majestät.

So stand ich sinnend in der Abendglorie,
Vor meinem Geist erwuchs die Lichtgestalt
Des Frühlingskaisers, wie ich sie zuletzt
Vor Jahren schaute. Auch in meine Seele
Zog neues Hoffen, mit den Strahlenfluthen
Des veilchenfarben lichten Oceans,
Der sich so endlos hier dem Blick erschließt.
So schritt ich durch die Palmen nach der Pforte.
Schon schloß sich hinter mir das hohe Gitter;
Da sieh, drängte sich aus seinen Stäben,
Den ausgestreckten Händen fast entgegen,
In üpp'ger Ranken grün ein Blumenkelch
Die Blüte der Passion, die Leidensblume.
Ins tiefste Herz mir banger Schauer drang
Und unbewußt fast brach ich sie vom Zweig —
Die ich nun für und für durchs Leben trage.
Durch dieses Erdengartens weiten Friedhof,
In dem die roten Rosen irdscher Lust
Sich langsam wandeln ach — und unerbittlich,
In große, stille, weiße Leidensblumen!

Hermine von Preuschen.

Altdeutsches Lied.

Und ach! so schön singt doch keine wie du,
Frau Nachtigall!
Ich hört' in verwichener Nacht dir zu,
Frau Nachtigall!
Da ist dein Schall zu mir gedrungen,
Da hat dein Klagen mein Herz bezwungen,
Ich armes Kind,
Ich hab' geweint, Frau Nachtigall!

Ich hab' meine Jugend verkauft, ach Gott!
Frau Nachtigall!
Mein Herz ist lebendig und ist doch tot,
Frau Nachtigall!
Ich darf meine Augen nicht froh aufschlagen,
Muß ohne Liebe mein Leben tragen —
Ich armes Kind!
Es springt mir das Herz, Frau Nachtigall!

Hans Sittenberger.

Sonnenhuld.

Du lieber Morgensonnenschein,
O kehre öfter bei mir ein.
Mein Stübchen liegt so gar versteckt,
Daß selten mich dein Leuchten weckt.

So herrlich ist's, wenn jung erglimmt
Die Sonne, und vom Auge nimmt
Den Schlaf: vom Morgensonnenkuß
Erwachen, lieblichster Genuß!

Erwachen durch der Sonne Kraft,
Von ihr gesegnet, wenn man schafft,
Entschlummern, wenn die Sonne sinkt,
Und nicht mehr durch die Adern dringt.

So sei mein Leben Tag für Tag
Ein immerwährend Lichtgelag,
Und kommt dann einst zu mir mein Tod,
So sei's im Abendsonnenrot.

Ernst Rethwisch.

Digitized by Google

Heimfahrt.

Ich fahre heimwärts durch die öden Weiten
Der schneebedeckten, stummen Winternacht
Und alle Qualen der vergangnen Zeiten
Sind plötzlich wieder in mir aufgewacht.

Erinnerung mit schwarzem Flügelpaare
Um jede Freude ihre Schatten deckt,
Ich fühl' die Leiden der verflossnen Jahre
Und ach wie bitter Brod der Fremde schmeckt.

An meinem Bette hielten Wacht die Sorgen
Und schlichen sich in meinen trüben Traum,
Und jedes Glück, das mir gebracht der Morgen,
Am Abend war es eitel Rauch und Schaum.

Zu viel, zu viel! Ich presse an das Fenster
Die heiße Stirn, zu kühlen ihren Brand —
Und mälig weichen alle Nachtgespenster,
Ein neuer Morgen schreitet über's Land.

Geliebte Stadt, nun deine Türme steigen
Zum Himmel auf im ersten Tageslicht,
Zieht durch mein Herz ein sänftigendes Schweigen,
Denn deine Sonne strahlt mir ins Gesicht.

Der Nachhall aller Schmerzen ist verklungen,
Ich grüße dich, o Stadt im Frührotschein,
Und jubelnd stimmt mit seinen hundert Zungen
Das Läuten deiner Kirchenglocken ein.

F. Oltmer.

Gedankengruß.

Sprachst Du, liebes Kind, nicht mir
Gestern von Gespenstern,
Grausen, die gezeigt sich Dir
An der Kammer Fenstern?

Sieh, ich bin ja hochgefahrt,
Aller Künste Meister,
Dieses Zauberschlüssels Bart
Bändigt alle Geister.

Niemals wird ein Gramgesicht
Deine Seele schrecken,
Niemals mehr solch Geisterwicht
Aus dem Schlummer wecken.

Wenn jedoch mit zartem Gruß
Lüfte Dich umspielen,
Wenn Du glaubst, 'nen leisen Kuß
Auf der Stirn zu fühlen —

Schrick nicht auf, mein liebes Kind,
Sieh, es sind Gedanken,
Welche Dich wie Weste lind
Sanften Hauchs umschwanken.

Und sie flüstern Dir ein Wort,
O, so süß und milde,
Du wachst auf, und sie sind fort,
Herzenstraumgebilde.

Gustav Jordan.

Mutige Wanderschaft.

Die Wege sind schon trocken,
Die Straßen sauber und glatt,
Ich habe das Stubenhocken
Gerade herzlich satt.
Ich zieh' mit den frischen Winden
Hinaus, wo's mir gefällt,
Ich werde den Weg schon finden
In der großen, weiten Welt.

Und schreit' ich durch ein Städtchen,
Sieht rechts und links ein Haus,
Da sehen viel rosige Mädchen
Zu jedem Fenster heraus.
Ich grüße, eh' sie verschwinden,
Und schaue jede mir an,
Ich werde die rechte schon finden,
Die mich gut leiden kann.

Und draußen auf Wegen und Stegen
Da gibt es Arbeit genug,
Ich werde die Hände schon regen,
Kommt' ich erst in den Zug.
Doch laß' ich so leicht mich nicht binden
Ins Joch, das fest mich hält,
Ich werde das Glück schon finden,
Das mir gilt in der Welt.

So kommt nun, ihr Dörfer und Städtchen
Heran im fröhlichen Lauf!
Ihr Meister, Gesellen und Mädchen,
Da bin ich, jetzt nehmet mich auf!
Ich wand're nach allen vier Winden
Und suche das beste mir aus,
Ich werde zuletzt schon finden
Die Thüre zum richtigen Haus!

Gustav Hacker.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Die Philosophin.

Lustspiel in einem Aufzuge von **Friedrich Roeber.**

Personen.

Kroton, Besitzer eines Landhauses.
Hermione, seine Tochter.
Timandra, Freundin der Hermione.
Lais, Sklavin.
Chrysippos, Gast im Hause Krotons.
Parmenio, ein Philosoph.
Diphilos, Schüler Parmenios.

Platz vor dem Hause Krotons: auf der einen Seite ein Tisch und Sessel, auf der andern Rosengebüsch, im Hintergrunde das Meer.) (**Hermione** und **Timandra** treten auf in Mägdetracht.)

Hermione.

Das ganze Hausgesinde hat mein Vater
Auf's Feld geschickt, die Ernte einzubringen.
Nun gilt's von allen Träumerein zu lassen
Und Mägdearbeit thun.

Timandra.

Ich helfe Dir.
Die groben Lederschuhe an den Füßen,
Im groben Rock und um den Kopf ein Tuch,
So fegen wir die Ställe, räumen auf
In Küch' und Kammer. — Eine Lust ist mir's
Mich einmal auszustrecken.

Hermione.

Wer uns so
Erblickte, Freundin, — —

Timandra.

Hielt' für Mägde uns,
Nichts schlecht'res und nichts beff'res. Mit den Kleidern
Zieht man den Menschen an. So auf den Besen
Gestützt den linken Arm, und fest den rechten
Gestemmt in meine Seite, nehm ich's auf, — —

Hermione (erschreckt rufend).

Ein Wolf, ein Wolf!

Timandra.

Ihr Götter! — wo? — ein Wolf?
Rasch in das Haus! — Du lachst? — bis in den Tod
Bin ich erschrocken.

Hermione.

Und Du weißt doch selbst
Hier giebt's auf Stundenweite keine Wölfe.
Doch nähmst Du's auf, — — womit? — sag' mir,
Timandra,
Du siehst es selbst: wir bleiben was wir sind,
Im Mägdekleid so furchtsam wie vorher
Und ach! — so träumerisch.

Timandra.

Sei's denn, ich will
Bescheiden mich mit meiner Furchtsamkeit,
Denn Furchtsamkeit ist eines Mädchens Zier;
Und Du auch bleibe träumerisch; nur träume
So liebesüß, wie's junge Mädchen thun,
Statt Dich ans Meer zu setzen Nachts, der Schöpfung
Der Welten nachzugrübeln. — Sie sind da; —
Wie sie entstanden sind, mich kümmert's nicht
Und niemand sagt es Dir.

Hermione.

Laß mich nur, laß mich!
Du fühlst sie nicht, die hohe Seligkeit
Des Studiums, les ich in den alten Schriften
Wie tief die Forschung weiser Meister schon
Ist eingedrungen in die ew'gen Rätsel.

Timandra.

Chrysippos! — sieh! — Chrysippos!

Hermione.

Wo? — Chrysippos?

Timandra.

Wie Du erschrickst!

Hermione.

Ja, weil Du plötzlich riefst.

Timandra.

Als wär's ein Wolf. — Doch geh, und glaube mir
Du bist ein Mädchen, wie wir alle sind.
Dir wird die Stunde kommen, daß den ganzen
Gelehrten Plunder Du um einen Kuß
Dahinwirfst.

Hermione.

Sollt ich je mich so erniedern, — —
Du weißt nicht, was Du sprichst.

Timandra.

Rasch an die Arbeit!

(Beide gehen nach dem Hintergrunde ab. Von der Seite treten auf **Parmenio** und **Diphilos.**)

Digitized by Google

Parmenio.

Dies ist das Haus des Kroton und die Dirnen
Sind seine Mägde. Komm, daß wir zuvor
Uns umsehn, Diphilos. Ein stattlich Gut!

Diphilos.

Je stattlicher das Gut, je weniger scheint's
Hast Aussicht Du, Dich da hinein zu setzen,
Hab Aussicht ich, daß Du zurück uns giebst
Das Kapital, das Dir mein Vater lieh,
Samt aufgelaufnen Zinsen.

Parmenio.

Hab nicht Angst.
Hier, Kroton, will die Tochter gern vermählen,
Sie aber, die den Kopf mit unverstandner
Philosophie sich vollgepfropft, will keinem
Die Hand, als einem Philosophen, reichen,
Und hat es bei Athene's Haupt beschworen.
Von ihrem eignen Vetter hört' ich es,
Der einen Korb von ihr bekam, weil er
Ein ganz unphilosophischer Tölpel war.
Mir kann's nicht fehlen. — Nach der andern Seite
Liegen die Äcker, laß uns dahin gehen
Und sehn, wie groß sie sind. — Da kommt zurück
Die eine Magd, ein hübsches Ding, mir wässert
Der Mund darnach. — — Bin ich erst Herr im
Haus, — —
Wir wollen gehn.

(Ab nach der einen Seite. Aus dem Hintergrunde treten auf: Chrysippos und Timandra.)

Chrysippos.

Nein, laß mich fort, Timandra!
Sprich weiter nicht! — Bereitet hab ich alles
Zur Reise schon; des Hauses Gastlichkeit
Genoß ich allzulang.

Timandra.

Das ist es nicht.
Ich weiß, Chrysippos, was hinweg Dich treibt:
Hermione! — und wolltest Du es leugnen;
Das Blut das plötzlich in das Haupt Dir steigt
Es machte Dich zum Lügner.

Chrysippos.

Ja, sie ist's.

Timandra.

Und hast Du Deine Liebe ihr gestanden?

Chrysippos.

Ach, will ich reden, mir gebricht der Mut,
Was kann ich für sie sein? — Aus anderm Stoffe
Ist sie gebildet als die Menschen sonst.
Im Äther schwebt ihr Geist und zu gering,
Mit allem was sie birgt, ist ihr die Erde.
Wie sähe sie herab auf mich, der, ach!
Nicht weiß, auf welche Weise hoch am Himmel
Die Sterne festgenagelt sind, dem nur
Die Seele aufgeht, wenn sie in der Nacht
Auf ihn herniederstrahlen. Darum will ich
Noch heut hinweg. Ich würde hoffnungslos
Mich hier in mir verzehren.

Timandra.

Wenn ich nun
Dir sag': sie liebt Dich.

Chrysippos.

Willst Du mich verspotten?

Timandra.

Noch weiß sie's selber nicht. Ich aber seh es
An tausend kleinen Zeichen, an der Unruh
Bist Du entfernt und kehrst Du pünktlich nicht
Zurück in der Minute, wo sie Dich
Erwarten muß; — an der Besorgnis, sagst Du
Auf Bären im Gebirge, — an den Blicken
Sieht sie Dich kommen, oder sieht Dich gehn.

Chrysippos.

Ich hab gehofft, wie es die Armen thun,
Die nichts besitzen, daß ein Gott sie plötzlich
Mit Gütern überschütte. Eitel war
Mein Hoffen und ich warf es über Bord.
Soll ich durch solche Nichtigkeiten mich
Noch einmal täuschen lassen, o Timandra?
Drum halte mich nicht länger.

(Hermione kommt aus dem Hintergrunde.

Hermione (zu Timandra.)

Wo doch steckst Du?
Sieh da, Chrysippos. — Sei gegrüßt mir!

Chrysippos.

Sei
Gegrüßt, Hermione.

Hermione.

Es freut mich, Dich
Zu sehen. Zürnen möcht ich Dir und möcht
Dir danken auch.

Chrysippos.

Wenn unbewußt ich that
Was Dir mißfiel, unglücklich macht es mich.
So sage mir, womit ich willenlos
Dich hab gekränkt.

Hermione.

Es war in letzter Nacht,
Als träumend ich am Meeresufer saß,
Kein Windhauch kam, ringsum war alles still,
Ich hörte nur die langen Atemzüge
Der See, gleich einer Schlafenden, und so
Durchsichtig war der nächt'ge Himmel, daß
Die Sterne über mir zu flammen schienen,
Und sich herab so tief der Schleier senkte,
Der überspannt die dunkle Himmelswölbung
Mit seinem milden weißen Licht, als hätte

Digitized by Google

Die Hand in seine Falten greifen können.
Ich fühlte wie der Busen sich mir dehnte
Und von der Last des schweren Körpers sich
Die Seele löst'te, um empor zu fliegen
Ins Unermeßne. Mit den Augen sucht' ich
Die dunkeln Tiefen zu durchdringen, zwischen
Den Sternenräumen, jenseits aller Sterne,
Ob das Geheimnis vor mir sich enthülle
Der Weltenschöpfung. — Ja und aufthun wollte
Es sich vor mir, ein Zittern überflog mich,
Da riß ein Lied, das klagend durch die Nacht
Plötzlich erscholl, zurück die Seele wieder
In ihre irdschen Fesseln und ich klebte
Auf's neu am Boden, voll von innerm Ummut.

Chrysippos.

O, so verzeih! Ich konnte Ruh' nicht finden,
Ein Spiel war ich von schweren Nachtgedanken;
Mich zu befreien, sang ich sie hinaus
Und ahnte nicht, daß dieses arme Lied
Dein Ohr würd' treffen.

Timandra.

Sieh, er ist zerknirscht.
Doch war's ein Glück für Dich, daß er gesungen,
Denn hättest Du das Furchtbare gesehn,
Was jenseits wohnt des Sternenglanz: das Schicksal,
Verhüllt in ew'ge Nacht, vor dem ein Schrecken
Die Götter selbst ergreift: wir hätten sicher
Dich heut am Meeresstade tot gefunden;
Drum dank es ihm, daß Du noch lebst und atmest.

Hermione

Die Worte, die er sang, verstand ich nicht,
Die Töne hört' ich nur; sie weckten auf
Im Myrtenbusch die Nachtigall; da klangen
Zusammen so des Meeres leises Rauschen,
Sein eignes Lied, das Lied der Nachtigall,
Daß es mir fremd durch meinen Busen drang,
Als fühlt ich in der Seele wiederklingen
Der Sphären Harmonie.

Timandra.

Ach, Thörin, ach,
Du weißt es selbst nicht, was er Dir erweckte.

Chrysippos.

Es wird der Mund verstummen fürderhin.

Hermione.

Nein, nein, — noch einmal sollst das Lied Du singen
Das immerfort nachhallend in mir tönt.

Chrysippos.

Es würde um so mehr Dich nur erzürnen,
Wenn es auf's neue von den Sternen Dich
Herab zur Erde riß'. — So laß mich gehn. (ab.)

Hermione.

Versagt er mir den Wunsch? — und geht? — warum?

Timandra.

Weil er Dich liebt.

Hermione.

Mich liebt?

Timandra.

Sieh, wie sich plötzlich
Die Wangen Dir entfärben.

Hermione.

Wie nur kannst Du
Von Lieb mir sprechen?

Timandra.

Für ein Mädchenohr
Giebt es kein süßres Thema.

Hermione.

Und Du weißt
Daß es verhaßt mir ist.

Timandra.

Doch fühltest Du
Im Busen schon den Eros.

Hermione.

Nimmermehr!

Timandra.

Er schlüpfte durch das Ohr Dir mit dem Liede,
Das Dir Chrysippos sang.

Hermione.

Der Eros? — — Ach!

Timandra.

Nun seufzest Du. Ich sagt es Dir zuvor,
Du bist ein Mädchen wie wir alle sind,
Und wie Du auch Dich sträuben magst, Du kannst
Nicht gegen die Natur.

Hermione.

Wär' es der Eros,
Ich riß ihn aus, den fürchterlichen Gott!
Ich will von Liebe nichts! Lieb' ist ein Gift
Das die Vernunft uns raubt, der Säfte Mischung
Verdirbt, daß krank der Geist wird mit dem Körper,
Und ihn kein andres Studium mehr reizt
Als des Geliebten Lannen.

Timandra.

Nun, so mag
Chrysippos seine Reiseschuhe schnüren.

Hermione.

Chrysippos? — Wie? —

Timandra.

Der arme Narr, er liebt Dich
Und glaubt zu sterben drum. Das treibt ihn fort.
Gepackt schon hat er seine Siebensachen;
Gleich wird er Abschied nehmen.

Hermione.

Abschied? — — Er? — —

Digitized by Google

Timandra.
Dich kann's nicht kümmern.

Hermione.
Abschied? — wirklich Abschied?
Wie wär' es möglich? — Mit sich nähm' er fort
Von mir, ich weiß nicht was.

Timandra.
Hier kommen Fremde.

(Ziehen sich etwas nach dem Hintergrunde zurück. Von der Seite treten auf **Parmenio** und **Diphilos**.)

Parmenio.
Giebt es noch solch ein Gut? Oliven-Wälder,
Weinberge, üpp'ge Weiden, Wiesen, Aecker,
Dazu die Rinderheerden, Ziegen, Schafe!
Die Mägde drüben werden näher uns
Noch unterrichten. — Seid gegrüßt, ihr Beiden!

Timandra.
Seid uns gegrüßt! Was führt Euch her!

Parmenio.
Dies ist
Das Haus des Kroton und dem Ingesinde
Gehört ihr an?

Timandra.
So ist es.

Parmenio.
Eine Tochter
Besitzt des Hauses Herr?

Timandra.
Ja, eine Tochter.

Parmenio.
Doch andre Kinder nicht?

Timandra.
Nein, andre nicht.

Parmenio.
So wird die Tochter Erbin einst des Gutes,
Nach ihres Vaters Tod?

Hermione.
Was lang die Götter
Verhüten mögen.

Parmenio.
Diese Tochter treibt
Philosophie?

Timandra.
Ja, wie die Magd den Bock.

Hermione.
Nein, ihren Studien liegt mit Ernst sie ob.

Parmenio.
Und will zum Mann nur einen Philosophen.

Hermione.
Sie spricht von keinem Mann.

Parmenio.
Ja doch, sie thut's!
Das weiß ich besser als Du selbst es weißt,
Und ist im Alter schon. Ihr seid noch jung.
Wie nennst Du Dich?

Hermione.
Hermione.

Parmenio.
Und Du?

Timandra.
Timandra.

Parmenio.
Und wie heißt die Tochter?

Hermione.
Wie
Die Tochter heißt?

Timandra.
Die Tochter? Diotima.

Parmenio.
Ich dacht es gleich. Und hat den Kopf sich voll
Von wirrem, unverstandnem Zeug gesetzt.
Auch häßlich wird sie sein.

Hermione.
Sie bildet sich
Nicht eben ein, daß schön sie sei, doch häßlich?

Timandra.
Grundhäßlich. Du hast Recht.

Parmenio.
Wie alt ist sie?
So an die vierzig, denk ich.

Timandra.
An die vierzig?
Die vierzig sind vorüber.

Parmenio.
Also lehrt es
Des Lebens philosophische Betrachtung.
Schönheit und Jugend findet einen Freier
Auf allen Straßen, doch die Häßlichkeit
Schencht sie zurück und nun das Herz vergebens
Nach Liebe sucht, so kehrt sich um der Drang
Und nimmt verkehrten Weg. So geht's bei allen.
Die zärtlich nicht in eines Jünglings Arm
Sich betten kann, greift mit der Hand nach alten
Scharteken ohne Wert, und grauem Wissen.
So daß ihr Hirn zum Feld für Unkraut wird;
Denn zur Gelehrsamkeit ist nicht geschaffen
Und zur Philosophie des Weibes Kopf.
Indes, ist Diotima mir nicht gar
Zu alt und häßlich, nehm ich sie zur Frau.

Hermione.
Seht mir den Unverschämten! Du nimmst sie
Zu Deiner Frau?

Digitized by Google

Timandra.

Nur still doch, still! Du bist
Nicht Diotima, ihre Magd nur.

Hermione.

Nein,
Ich trag nicht die Beschimpfung! Wer giebt Dir
Ein Recht?

Parmenio.

Der Philosophen größter bin ich,
Parmenio, das ist mein Recht, — und ihr
Beim Zeus, schön seid Ihr wie die Juno
Und bin ich Herr im Hause hier, sollt Ihr
Herrinnen sein. Drum ratet jetzt mir gut,
In welchem Aufzug tret' ich vor sie hin?
Neigt sie zur Schule des Diogenes,
Daß ich unfläthig komm, im schmutz'gen Mantel
Und so durchlöchert, daß er keine Stelle
Am ganzen Körper mehr bedeckt?

Timandra.

Sie hetzte
Die ganze Meute biff'ger Hunde auf Dich.

Parmenio.

So leg ich nun den Philosophen-Mantel
Von feiner Wolle. Hilf mir, Diphilos,
Im Wald liegt unser ganzes Reisegut.

(Beide ab.)

Hermione.

Ich komm nicht zu mir selbst! Er will zur Frau
Mich nehmen? Mich zur Frau?

Timandra.

Nicht Dich.

Hermione.

Er sagt es.

Timandra.

Nein, Diotima.

Hermione.

Bin nicht ich gemeint?

— — — — — — — — — — —

(Lais tritt auf im Hintergrund.)

Timandra.

Die Götter schicken uns die alte Lais
Dort watschelt sie. — Lais! ich bitt Dich, Lais!

(Zu Hermione.)

Ich werd an ihm Dich rächen.

Lais (näher tretend).

Was begehrst Du?

Timandra (zu Lais).

Komm mit ins Haus.

(Zu Hermione.)

Zu Deinem Vater geh ich,
Gleich siehst Du mich zurück, Hermione.

(Ab mit Lais.)

Hermione.

Zur Frau mich, wenn ich nicht zu häßlich sei
Und alt für ihn! — Und bohrte in den Busen
Den Stachel mir, daß nichts mein Studium gelte
Als eitel Thorheit, Unkraut nur im Hirn,
Verkehrung der Natur, die Liebe will!
Und widerwillig hör ich, wie das Herz,
Dem Narren Recht giebt.

(Timandra kommt zurück.)

Ach, Timandra, rat' mir:
Was soll ich thun?

Timandra.

Sag mir, wovon Du sprichst.

Hermione.

Weiß ich es selbst?

Timandra.

In Deinem Antlitz les ich's,
In Deinem Aug, — Chrysippos!

Hermione.

Nein! — Chrysippos?
Ich fürchte mich vor ihm. Voll Zwiespalt bin ich!
Chrysippos? — Ach! — Ich will von Liebe nichts!
Der unverschämte Narr, er soll es büßen.
Da ist er schon.

(Diphilos tritt auf.)

Timandra.

Nein, sein Begleiter nur.

Hermione.

Und widerwärtig mir, so wie er selbst
Weil's sein Begleiter ist.

Timandra.

Sieh ihn nur an, —
Ein hübscher Bursch, fürwahr!

(Hermione ab.)

Timandra (zu Diphilos).

Kommst Du allein?

Diphilos.

Parmenio putzt sich noch, kämmt sich den Bart,
Salbt sich das Haar und flicht von Lorbeerblättern
Sich einen neuen Kranz.

Timandra.

Ist er so eitel?

Diphilos.

Wie wär er sonst ein Philosoph?

Timandra.

Wie denn?
Geht Arm in Arm mit der Philosophie
Notwendig Eitelkeit?

Diphilos.

Nicht im geringsten,
Nur mit den Philosophen.

Timandra.

Und warum?

Diphilos.

Weil jeder von sich glaubt, daß er allein
Den Schlüssel hab' gefunden zum Geheimnis

Der großen und der kleinen Welt und ihn
In seiner Tasche trag'.

Timandra.

Und wer bist Du?

Diphilos.

Parmenios Schüler, Diphilos.

Timandra.

Hat er
Nicht Schüler sonst?

Diphilos.

Sie sind davon gelaufen.

Timandra.

Du bliebst ihm treu?

Diphilos.

Beim Zeus, er' säh es gern,
Ich lief ihm auch davon.

Timandra.

Warum?

Diphilos.

Weil er
Von meinem Vater eine große Summe
Entliehn, die er in kurzer Zeit verschlemmte
In Trinkgelagen mit milesischen
Hetären. Reiche Heirat soll ihn jetzt
Zum reichen Manne machen, doch ich fürchte, —

Timandra.

Daß Deinem Vater sei das Geld verloren.
Vielleicht doch war sein Unterricht Dir selbst
Die Summe wert. — Den größten Philosophen
Nennt er sich selber.

Diphilos.

Freilich, er beweis't Dir,
Daß ungeschnitten bleibt das Gras, das eben
Der Bauer schneidet; macht den Ackerpflug
Vor dem ein Stier gespannt, zum Stiere selbst,
Und macht den Stier zum Pflug.

Timandra.

Und hast von ihm Du
So seltne Kunst erlernt?

Diphilos.

Gewiß, und willst Du,
So mach ich Dich zur Rose und die Rose
An diesem Rosenstock soll mir im Nu
Timandra werden.

Timandra.

Gut, ich bin bereit.
Gieb den Beweis.

Diphilos.

Von allen Blumen, die
Den Garten schmücken, ist die schönste doch
Die Rose, hundertblättrig. Du, Timandra,
Von allen Mädchen, die mein Aug erblickte,
Bist Du der schönen schönste.

Timandra.

Weiter sprich.

Diphilos.

Wenn sie der Sonnenstrahl am Morgen küßt,
Erglüht die Rose schöner noch, und schöner
Machst, o Timandra, das Erröten Dich,
Das mich zum Kuß verlockt.
(Er küßt sie. Timandra giebt ihm einen Schlag.)

Timandra.

Nimm hier den Lohn
Für Deinen Unterricht.

Diphilos.

Zum Schutz bewehrte
Natur mit scharfem Dorn die zarte Rose;
So gab sie Dir schlagfertig eine Hand,
Die ich beglückt auf meiner Wange fühle.

Timandra.

Du gabst umsonst das Geld nicht aus. Fahre fort
O Diphilos.

Diphilos.

Die Rose füllt den Garten
Mit süßem Duft; so ist Dein Hauch, Timandra,
Sie lockt uns an, als wie mit Mädchenaugen
Und weckt den Eros, der im Busen schläft.
So thust Du mir und also hab ich Dich
Gemacht zu dieser vollerblühten Rose.
Die Rose aber spricht: Wenn Du mich liebst
So achte nicht des Dorns und breche mich.
(Bricht die Rose.)

Timandra.

Hör auf, das thut sie nicht.

Diphilos.

Vergönne mir,
Daß ich die Rose mit der Rose schmücke.
(Steckt ihr die Rose ins Gewand.)
Und wenn Du willst, verwandl' ich wieder Dich
Und bilde draus die kleine Nachtigall,
Mach Dich zum Myrtenstrauch, darauf der Mond
Ausgießt sein Licht, mach Dich zum Stern, — —

Timandra.

Nicht weiter!
Ist's die Philosophie, die Du von ihm
Gelernt hast, von Parmenio, laß ihm
Das ganze Geld.

Diphilos.

Er hat mich auch gelehrt,
Daß alle Dinge, die wir sehn, nur Schein
Und Trugbild sind, nicht Wirklichkeit. So bist
Du auch ein Trugbild, wie Du vor mir stehst.

Timandra.

Ein Trugbild? — Wirklich? — Das beweise mir.

Diphilos.

In Krotons großem Haus bist Du die Magd.
Die derb den Besen braucht und Hack' und Schaufel
Vom Sonnenaufgang bis zum Untergang,
So muß nun Deine Hand voll Schwielen sein
Und hart und hornig. Aber sieh, Timandra,
(ergreift ihre Hand)

Digitized by Google

Wie mich das Auge trügt, denn nichts davon
Kann ich gewahren und doch ist es da,
Weil's da sein muß, da eine Magd Du bist.
Ich seh nur eine Hand, die mit Entzücken
Apelles hätt' gemalt,
(küßt die Hand und läßt sie los)
seh', wie die Schuhe
Zu groß sind für den kleinen Fuß, — und seh',
Wie zierlich ist Dein Gang, voll schönem Rhytmus,
Statt daß mit schwerem Schritt Du in die Erde
Die Steine stampfst, wie es die Mägde thun.
Willst Magd Du sein auf meines Vaters Gut,
Bin ich der Knecht, der Dir die Arbeit thut.

Timandra.

Ihr Götter, Du verwirrst mich, Diphilos!
Bist Du so reich, laß den Parmenio laufen,
Du hast genug gelernt, zu viel, zu viel!
Dein Lehrer wird so leer von hinnen gehn,
Wie er gekommen.

Diphilos.

Ja, ich seh es schon,
Denn sie, Hermione, —

Timandra.

Komm mit, komm mit!
Die Stimme ihres Vaters hör ich. — Sieh,
Dort zu Parmenios Willkomm wird der Wein
Schon auf den Tisch gebracht.
(Beide ab nach dem Hintergrund. **Kroton** und **Chrysippos** treten aus dem Hause. Diener stellen Wein auf den Tisch und ordnen die Sessel.)

Kroton.

Was steckt im Kopf Dir?
Abreisen willst Du? — Für die nächsten Feste
Ward Dir schon eine Rolle zugedacht,
Eh sich der Mond nicht dreimal hat verjüngt
Sprich mir von Reisen nicht. — Hier bleibst Du, — Setz
Dich an den Tisch. — Dort kommt er schon gespreizt,
Der Philosoph, der um Hermione
Sich will bewerben, — nicht um sie, — nur um
Mein Geld und Gut.

Chrysippos.

Ein Philosoph! — um sie?

Kroton.

Ein leerer Schlauch, wie mir Timandra sagte.
Wenn Du sie wolltest, die Hermione,
Ich opferte von Stieren, Widdern, Ziegen,
Den Göttern eine volle Hekatombe.
(**Parmenio** tritt auf.)
Da ist er. Auf' die Tochter mir, Timandra,
Die alte Lais!
(Diener ab.)

Parmenio.

Sei gegrüßt! Du bist
Der Herr des Hauses, Kroton?

Kroton.

Sei gegrüßt.
Mir ward es schon gesagt, weshalb Du kommst.
Ein Freier um die Hand der Diotima.

Parmenio.

Um Deine Tochter.

Kroton.

Nein, nicht sag ich, daß
Sie meine Tochter sei, ist gleich sie mein.

Parmenio.

Du bist ein Philosoph, denn nur die Mutter
Kann sagen daß ein Kind das ihre ist,
Sei's wie es sei, denn mehr begehr' ich nicht
Als Diotimas Hand.

Kroton.

Wenn sie Dich will;
Hier siehst Du sie.
(**Lais** tritt auf, das Haupt mit einem Schleier verhüllt.)

Parmenio.

Warum geht sie verschleiert?
Ehrwürdig ist ihr Gang, Ehrfurcht gebietend.

Kroton.

Sie waschelt, — ja, — sie ist schon in den Jahren.

Parmenio (für sich).

Vielleicht geht sie verschleiert nur, damit
Mich ihre Schönheit blende, wenn sie sich
Plötzlich entschleiert. (Schluß folgt).

Henriette.

Dir und dem Himmel ward, Du hingehauchte Frau,
Ins Auge tief versenkt ein allerschönstes Blau.

O, wer, ein Sonntagskind, von Deinen Blicken lebt,
Vergißt, daß über ihm ein gleicher Zauber webt:

Und wer am blauen Licht des Himmels sich berauscht,
Vergißt, daß neben ihm ein gleiches Wunder lauscht.

Die gleiche Gnade ward Euch beiden reich gewährt,
Drum wühlt die Eifersucht, drum ist der Krieg erklärt!

Im Herzen kränkt es ihn, wenn hell Dein Auge sieht,
Du wieder lächelst froh, wenn seines sich umzieht.

Ach, unverzeihlich schwarz erschien Dir meine Schuld,
Weil ich begeistert sprach vom Strahle seiner Huld.

Du riefest ihn sofort zum kühnen Waffenspiel,
Der Stolze nahm es an und kämpfte lang und — fiel!

Da schnürte mir die Brust ein namenloser Gram;
Daß Du gejubelt hast, als er geweint vor Scham.

Und ich ersann ein Lied in stiller Mitternacht,
Das laut und freudig singt von Deines Blickes Macht:

Das orgeltönig singt: Groß ist der Herr fürwahr!
Denn sonst erschuf er nicht ein solches Augenpaar;

Und singen will dies Lied, o Fürstin, Deinen Streit,
Und Deines Gegners Kalt und Deine Grausamkeit.

Wien 1857. **Karl Beck.**

Ungedruckter Nachlaß.

Digitized by Google

Liebesglück.

Sollt' ich jemand beneiden, ein Maler wär' es, dem treulich,
Was er Willkommenes schaut, felthält die sichere Hand.
Gab mir ein freundlich Geschick mit hellem Auge zu sehen,
Hat es schwankenden Sinns doch mir das Zweite verlagt. —
Nicht zu Ruhm und Gewinn wünscht' ich mir Pinsel und Farbe —
Nein, um das fliehende Glück festzuhalten im Flug. —
Tief im Schreine verwahrt' ich, vor jeglichem Auge geborgen,
Was ich dem Wechsel der Zeit und dem Vergehen geraubt.
Immer doch säh' ich das Bild des geliebtesten Weibes, das Alles,
Was mir vom Glücke gewährt, in sich holdselig vereint;
Sähe das süße Gesicht aus dunkeler Lockenmacht leuchten,
Wenn sie des Morgens mich küßt, eben vom Schlummer erwacht. —
Frisch wie die Rose, die jüngst als zarte Knospe noch träumte,
Schlägt sie die Lider empor, sieht mich und lächelt mich an. —
Doch ihr strahlenden Augen, wie sollte armselige Farbe
Malen euch, wenn ihr beglückt euch in die meinen versenkt.
Nein! — ich beneide den Maler nicht mehr — er würfe Palette,
Würfe den Pinsel hinweg, die ihm die Dienste versagt. —
Ach — wer soll mir nun malen das schlanke Hälschen, die Schultern,
Die mit dem Hälschen zugleich hold aus dem Linnen getaucht.
Komm, mein süßestes Weib, laß fliehen die flüchtigen Jahre,
Laß uns leben dem Heut', heute genießen das Glück!
Laß mit Küssen mich schließen den zarten Mund, der zu eigen
Mir sich gegeben und scheu unter den Küssen erbebt.
Laß Deinen Arm mich umfangen und schließe die Augen, die braunen,
Da Du in sicherer Hut, schließe sie, schließe sie zu!

Paul v. Hase.

„O Mutter, Mutter!"

Als schon des Todes Flügel dich umrauschten
Und matter glänzten deine braunen Augen,
Die oft mir Ruh' in's Herz hinein gelächelt,
Da riefst du, meine heißgeliebte Mutter,
Im holden Traume, der dich sanft umschwebte,
So leis und innig, mild und sehnsuchtsvoll,
Daß unvergeßlich bleibt der Engelston:
„O Mutter, Mutter!" —

Und nach kurzen Stunden
Entrangst du dich der Erde schweren Fesseln,
Im letzten Augenblick noch mein gedenkend.

Und volle vierzehn Jahre später war's,
Als ich an deinem Krankenlager stand,
Auf jedem deiner Atemzüge lauschend,
Du guter Vater. Da — um Mitternacht,
Ertönte friedlich auch aus deinem Munde,
Der bald sich schloß, der Ruf: „O Mutter, Mutter!"

— Ergreifend war es, seltsam, wunderbar! —
Wenn Leid und Schmerz mir auf der Seele lasten
Wenn ich mich bitter bei mir selbst verklage,
Wenn ich in dieses Daseins Labyrinthe
Den rechten Weg nicht mehr vermag zu finden,
Wenn mich die Zweifel wirr und wild umflattern
Und aus den Augen mir die Thränen brechen —
Entringt auch meiner Seele sich der Schrei:
„O Mutter, Mutter!"

Wilhelm Kunze.

Die Wasserrose.

Weißrindige Birken, gespenstisch und bleich
Neigen sich, schweben und beben
Auf weiter Haiden am einsamen Teich,
Der von wildem Gestrüpp umgeben
Und durchwuchert von Binsen, Geschling und Kraut
Schwarz ruht, — als ob in der Tiefe
Aus Schlamm und Moder und Fäulnis gebraut,
Die lauernde Tücke schliefe. —

Aber prangend leuchtet im Unschuldskleid
Die Wasserrose in der Mitten,
Als wolle sie Lösung aus Qual und Leid,
Aus Schmach und Schmutz erbitten,
Doch wer sie dem schlammigen Grund entbricht,
Und sie rettet vor dem Verderben,
Dem bringt sie, wie die Sage spricht,
Not und Elend und Sterben . . .

Julius Petri.

Getrost!

Nur getrost, noch sag' nicht Amen,
Scheint dir auch dein Glück dahin:
Leiden sind ein dunkler Samen,
Lichte Blumen schlummern drin.

Nur getrost, ob Thränenflor
Schwimmt um deine Augenlider:
Was als Wolke steigt empor,
Schwebt als Regenbogen nieder.

Franz Herold.

Digitized by Google

Dichtungen von August und Ottilie v. Goethe.

Mitgeteilt von **Lily v. Kretschman.**

Unter der großen Zahl teils vergessener, teils unbekannter Lieder aus der Weimarer Zeit, die vor mir liegen, sind die von Goethes Sohn und Schwiegertochter wohl geeignet, Interesse zu erregen. Sie stammen hauptsächlich aus dem Album meiner Großmutter, der Baronin Gustedt, die dem Goetheschen Hause sehr nahe stand und besonders die liebenswürdige, geistreiche Ottilie in ihr Herz geschlossen hatte. Auch dem unglücklichen August Goethe, dessen unheilvolle Krankheit sie entstehen sah, brachte sie ihr tiefstes Mitleid entgegen und bewunderte das, was groß und gut an ihm war. Von den zahlreichen Dichtungen Beider ist nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen. Einiges wurde im „Chaos", der nur in kleinem Kreis verbreiteten, von Ottilie redigirten Wochenschrift, gedruckt; Holteis „Vierzig Jahre" wiederholten daraus manche Lieder August Goethes, die, zum größten Teil, kaum des Wiederholens wert waren. Seine am tiefsten empfundenen Gedichte scheute er sich Vielen und vor Allem seinem Vater zu zeigen, denn die schwermütige Stimmung, die sie ausdrücken, hätte nur die Neugierde Fremder erregt und den greisen Dichter aufs schmerzlichste betrübt. Ottilie war in der gleichen Lage; nur treuen Freunden vertrauten Beide sich an. Daß ihre Ehe keine glückliche genannt werden kann, ist bekannt; mit großer Schwärmerei auf der einen, mit stürmischer Leidenschaft auf der anderen Seite hatten sie sich verbunden; als der Rausch verflogen war, standen sie einander fremd gegenüber. Ihre Dichtungen sprechen immer wieder die tiefe Wehmut aus, die wie mit trübem Nebel, alles Licht, das ihrem Leben leuchtete, zu verhüllen schien. Hören wir zunächst Ottilien.

Veilchen.

Von Veilchen durchduftet, mein lieber Freund,
Ist heute mein stilles Zimmer,
Dir dank' ich es, denn, ach, der Lenz
Der blüht darin nicht immer.
Des Sommers brennende, sengende Glut
Zerstörte all meine Blüten —
Ich wollte, ich könnte die Jugend dir
Vor dem heißen Sommer behüten.

Erste Liebe.

Als Lieb' zum ersten Male
Mit sternverklärtem Blick
Mir bot die Götterschaale,
Wich scheu mein Herz zurück.
Denn mit ihr zu mir neigte
Der Schmerz sein blasses Haupt,
Die Rosen, die sie zeigte
Hat düster er umlaubt.

Ausritt.

Wenn ich das flücht'ge Roß besteige
Ist heitrer Wettkampf nicht mein Ziel,
Und wenn ich mich der Menge zeige
Ist's nicht, wie einst, zu heit'rem Spiel.

Sacht hielt die Jugend mir den Bügel,
Die Phantasie schwang mich hinauf
Der Frohsinn reichte mir die Zügel,
Der Ehrgeiz lenkte meinen Lauf.

Jetzt reit' ich still, voll tiefem Trauern
Denk ich des Glücks, das mir versank,
Des Bechers denk ich voller Schauern
Aus dem ich Gift, statt Labsal trank.

Adler und Schwan.

Adler sind meine Gedanken!
Flattern in der Lüfte bläulichem Meer,
Streifen im Fluge des Himmelreichs Schranken,
Adler der Lüfte sind meine Gedanken
Fassen die Beute stolz und hehr.

Aber das Opfer, grausam zerrissen,
Das so stumm ist im Todesschmerz,
Ach, ich weiß, du willst es nicht wissen:
Es ist das eig'ne, verblutende Herz.

Schwäne sind meine Gefühle!
Teilen der Tiefen wogende Nacht,
Freu'n sich des Sommers sonniger Schwüle —
Singende Schwäne sind meine Gefühle,
Klagen und singen der schwindenden Pracht.

Aber die Gluten, schon im Erkalten,
Schmücken noch rosig ihr offenes Grab,
Nahende Nacht zieht mit dunklen Gewalten
Sonne und Schwäne zur Tiefe hinab!

Der Kirchhof.

„Welch stillen Friedhof schaut der Blick?"
Es ist der Friedhof von meinem Glück;
Da hab' ich, was einst mir das Herz erregt,
Zu ew'gem Vergessen in's Grab gelegt.
Doch ach, die Geister vergangner Zeit,
Sie halten's nicht aus in dem Leichenkleid,
Sie heben hinweg den Leichenstein
Und treten gespenstisch zu mir herein.
Der fernste dort, verwittert und alt,
Deckt der ersten Liebe süße Gewalt,
Den Rittersmann drauf mit Kreuz und Schwert
Hab' ich glühend geliebt und gläubig verehrt,
Er zog hinaus, er ist lange fort,
Der Kranz auf dem Hügel verblüht, verdorrt. —
Schau' hin, siehst du den Hausaltar?

Digitized by Google

Zwei Flammen, die nie Eine war,
Zwei Ringe, die kein Reif geworden,
O könnt' ich die Erinnrung morden!
Der Stein deckt einen Riesenschmerz,
Der folterte, quält und brach mein Herz;
Und steigt in alter, bekannter Gestalt
Allnächtlich empor mit Zaubergewalt,
Und flüstert mir leise, leise ins Ohr,
Was ich einst besaß, was ich früh verlor.
Die Augen strahlen mich wieder an,
Die es mir einstmals angethan,
Die mir gelenchtet am Himmelszelt
Als einzige Sonne der eignen Welt,
Und die, weh mir, daß ichs erfahren,
Auf meinem Weg nur ein Irrlicht waren. — —

August Goethe hatte sich schon früh im Dichten versucht. Es fehlte ihm weder an Phantasie, noch an Tiefe und Fülle der Gedanken, aber er wurde nie Herr der äußeren Form und hatte nicht Ausdauer genug, um seine Verse wieder und wieder umzuarbeiten, wie er es von einem, so großen Vorbild hätte lernen können. Daher lesen sich seine Dichtungen schwer, sie haben etwas Hartes, Zerrissenes, es fehlt ihnen die Melodie. Zwei davon mögen hier folgen.

Das Leben.

Den schwarzen Schleier auf der ernsten Stirne,
So trat das Leben düster mir entgegen,
Und über ihm kein freundliches Gestirne
Und fern von ihm des Frohsinns Tugendsegen.
Da hob ein Strahl aus blauer Himmelshöhe
Des dunklen Schleiers fattenreichen Saum,
Daß rosig einer Knospe Glanz ich sähe,
Bekränzt mit lichtem, hoffnungsgrünem Saum;
„Glück", rief ich wonnetrunken, „du heißt Glück"! —
Doch schon gepflückt lag sie zu meinen Füßen,
Im Innern tief war auch mein Herz geknickt!

Abschied.

Falsch bist du nicht, nur auch nicht offen,
Und was mich kränkt ist kein Vergehn,
Noch Manches könnt' ich von dir hoffen,
Doch treibt der Schmerz mich zum Verschmähn.
Ich hatte Alles dir gegeben,
Trug dich wie eine Welt in mir,
Du konnst nicht ohne Wechsel leben,
Und Halbheit scheidet mich von dir.
Du hast zuweilen mich verstanden,
Und öfters wohl so ausgesehn,
Die Seligkeit, die wir empfanden,
Mußt im Verwornen untergehn.
Hier hilft kein Wort und kein Versprechen,
Kein gegenseitiges Gestehn,
Es war dein Loos, mein Herz zu brechen,
Laß das Nothwend'ge stumm geschehn.

An wen dies letzte, das vollendete der mir bekannten Gedichte August Goethes gerichtet ist, weiß ich nicht. Es befindet sich in der Abschrift in dem oben genannten Album und ist mit A . . . o (Adoro) unterzeichnet, demselben Namen, den der Verfasser sich für seine „Chaos"-Beiträge gab. Ob es die Abschiedsworte waren, die er an Ottilie richtete, ehe er dem unwiderstehlichen Drang seines Herzens folgte und nach dem gelobten Land, nach Italien zog? Wer mag es entscheiden!

Als Ottilie seinen Tod erfuhr, sagte sie: „Einsamer als mit ihm, kann ich auch ohne ihn nicht sein und gäbe doch mein halbes Leben für sein Leben! Er war des Vaters Sohn; ach und wie wird der Vater leiden!"

Wie sehr der „Vater" litt, wissen wir, aber zu Ottiliens Ruhm kann es nie genug erzählt werden, welch aufopfernde, liebevolle, heitere Pflegerin und Gesellschafterin sie ihm war, wie sie allein ihm die letzten Lebensjahre versüßte. Weder auf sie, noch auf ihren Gatten sind wir berechtigt einen Stein zu werfen, sie haben Beide gelitten, gebüßt und tragen Beide die Weihe, die Goethes Liebe ihnen verliehen hat.

Litterarische Notizen.

— „Lanzen gefällt zur Attacke. Heitere Geschichten von Eufemia, Gräfin Ballestrem." (Verlag des Universums. Dresden und Wien 1891.) Harmlose Geschichten aus Offiziers- und Comtessenkreisen, die hoffentlich nicht den Anspruch erheben, auch keineswegs verdienen, daß ihrer über die Stunde der Lektüre hinaus gedacht werde. Eine gewisse Kenntnis der geschilderten Kreise, und ein wenig gute Laune giebt ihnen buntes Leben, welches freilich ganz äußerlich ist und mit Seelenmalerei oder wirklicher Charakterzeichnung nichts zu thun hat. Ebensowenig ist an der Sprache gefeilt — die kleinen Geschichten sind hingeschrieben im Moment für den Moment. r. z.

— Franz Keim ist ein in Nieder-Österreich, wenn wir nicht irren, in der alten Bischofsstadt St. Pölten wirkender Dichter, dem es trotz seines eifrigen Schaffens seit zwei oder drei Jahrzehnten gleichwohl noch nicht gelungen ist, es zu einem festgegründeten litterarischen Namen zu bringen. Auch das „deutsche Bauernlied auf fliegenden Blättern", welches uns heute vorliegt, wird schwerlich geeignet sein, dies Los zum Besseren zu wenden. Das liegt wahrlich nicht an dem Stoff. Stefan Fadinger, der Titelheld der Dichtung, ist eine der gewaltigsten Gestalten, die sich je aus der deutschen Bauernschaft erhoben und den Kampf um jenes ideale Gut, welches dem Bauer zunächst am Herzen liegt, die religiöse Überzeugung aufgenommen, und der oberösterreichische Aufstand von 1626 ist an erschütternden Episoden überreich. Aber die gestaltende Kraft des Dichters ist keine genügend starke. Einzelnes ist ihm gelungen, Anderes klingt schwächlich, ja kindisch, das Ganze ist mißglückt. Auch die angeschlagene Tonart ist nicht gleichmäßig und mit ausdauernder Frische festgehalten; rein volkstümliche, liedermäßige Stellen wechseln mit steifen, versifizierten Beschreibungen. Wüßten wir nicht, daß Keim ein Mann von fünfzig

Digitized by Google

oder mehr Jahren ist, wir hätten in dem Buche den ersten, der Erinnerung würdigen Versuch eines jungen Dichters erblickt und demselben den Rat gegeben, sich durch strenge Selbstzucht und die weise Erkenntnis der Grenzen seiner Kraft aus dem Dilettantismus, in dem er noch stecke, zu erheben. So aber schlagen wir das Werkchen, dem übrigens der Verleger (Carl Graeser in Wien) eine glänzende Ausstattung gegeben hat, mit jener Empfindung zu, die für den Kritiker eigentlich die betrüblichste ist: „Wieder Einer, der bei strenger Arbeit weit mehr hätte werden können, als er leider geworden ist". r. g.

— Karl Knortz ist ein Mann, der sich um deutsch-amerikanisches Geistesleben wohl verdient gemacht hat, und darum würden wir seinen „Humoristischen Gedichten" (Glarus, J. Vogel 1889) gern ein empfehlendes Geleitwort auf die weitere Reise mitgeben, wenn wir nur könnten; die Wahrheitsliebe aber legt uns den Zwang auf, statt dessen auszusprechen, daß wir nicht recht begreifen, wie sie es bereits zu einer zweiten Auflage haben bringen können. Was den allermeisten dieser humoristischen Gedichte abgeht, ist erstens der Humor und zweitens die Poesie. Man lese z. B. „Consequenz":

„Mancher Maid in meiner Jugend
Hatt' mein Herz ich zugewandt;
Jene Zeit kennt keine Tugend,
Das ist männiglich bekannt.

Auch als Greis flieh' wie ein Falter
Ich von Blum' zu Blume zart:
Tadelt nicht! Man weiß, das Alter
Nie vor Thorheit uns bewahrt."

An diesem „Gedicht" erscheint uns denn doch nur Eines humoristisch, aber freilich ist's just kein erfreulicher Humor: daß ein Dichter von Namen derlei drucken läßt. Und kann etwa das Urteil über den folgenden Vierzeiler: „An einen gewissen Sänger" milder klingen:

„Ach, wie mühsam er sein Solo
Durch die heis're Kehle zwängt,
Wahrlich, wenn ein Hund so sänge,
Würd' er schleunigst aufgehängt!"

Das ist derb, um nicht zu sagen, roh, aber humoristisch und poetisch ist es nicht. Oder sind die „Prismen", deren uns Knortz nicht weniger als zehn ausstichst, der Veröffentlichung wert? Auf diese Frage mag der Abdruck der weitaus witzigsten unter ihnen Antwort geben:

„Alte Wölfe, junge Lämmer,
Dünnes Glas und Schmiedehämmer,
Starke Riesen, schwache Schneider,
Lahme Männer, flinke Reiter,
Gift'ge Sträucher, frische Rosen,
Lange Beine, kurze Hosen,
Junge Buben, alte Weine,
Mittagessen, schmutz'ge Schweine,
Schöne Frauen, alte Männer,
Faule Schnecken, schnelle Renner,
Kaltes Wasser, heiße Flammen —
Passen nimmermehr zusammen.

Das Allermeiste im Buche steht auf gleicher Höhe. Nur ab und zu sagt sich der Leser von Geschmack: „Das ist nichts für Dich, aber es mag Menschen geben, die diese Sorte von Humor goutieren." Das sind dann derbe, platte Schnurpfeifereien, die freilich nur hundertmal Gesagtes nochmals sagen. So das „Lied für Raucher und solche, die es werden wollen". Die beiden folgenden Strophen mögen von den Gedichten dieser Art nähere Anschauung geben:

„Ein Student ist ohne Pfeife eine Suppe ohne Salz,
Ohne sie gleicht er dem Biere, dem's an Hopfen fehlt und Malz;
Sie befördert sein Studieren, sie befördert seinen Durst,
Und beim Rauchen sind ihm alle angelegten Pumpe Wurst.

Alten Pasen laß das Schnupfen, rohen Yankees laß das Kau'n,
An der Pfeife muß ein ächter Raucher sich allein erbau'n;
Einen Tabaksbeutel nähe aus 'ner Blase einer Sau,
Wenn dir keinen sein'nen schenket deine Liebste oder Frau".

Wir haben nichts mehr über diese Gedichte zu sagen. r. g.

— Heinrich Heines „Deutschland. Ein Wintermärchen", dieses Muster- und Meisterstück politisch-patriotischer Satyre, hat unzählige Nachahmungen gefunden. Wohl die plumpste und geschmackloseste ist kürzlich unter dem Titel „Eine Fahrt ins neue Deutschland", von einem deutsch-amerikanischen Hinterwäldler (Armin Meinrad) bei Ang. Gotthold in Kasserslautern erschienen. Der Gedanke, einen Deutsch-Amerikaner, der zur Zeit unserer größten nationalen Schmach hinübergegangen, nun heimkehren und in seinen Empfindungen den Gegensatz von Einst und Jetzt reflektieren zu lassen, ist nicht neu und nachgerade im Roman und im Feuilleton so oft dagewesen, daß es besonderer poetischer Kraft und hervorragenden Witzes bedürfte, eine abermalige Behandlung des abgedroschenen Einfalls genießbar erscheinen zu lassen. Nun, der Autor des vorliegenden Buches besitzt von diesen Gaben nichts, erfreut sich aber dafür eines so großen Anmaßes von Geschmacklosigkeit und Roheit des Ausdrucks, daß man darüber erzürnt sein könnte, wenn man sich nicht sagen würde, daß die Langeweile, welche schon einige Seiten dieses sauberen Poems dem Leser einflößen, das Bedenkliche, was darin steckt, glücklich paralysiert. Mehr über das Büchlein zu sagen, wäre überflüssig. r. g.

— Hedda. Roman von Josefine Gräfin Schwerin (Davos. Richters Verlagsbuchhandlung. 1891) ist ein mit Sorgfalt ausgearbeitetes und in gutem Stil geschriebenes Buch, das, trotz mehrerer Unzulänglichkeiten, als Lektüre ganz wohl empfohlen werden kann. Die Fabel: Benutzung der Papiere eines Toten, ist nicht neu. Diesmal ist es eine junge Dame, die nach einem verhängnisvoll verlaufenen Eisenbahnunfall den Tausch der Persönlichkeiten vornimmt, sich selber gestorben sein läßt und unter Mitnahme der Schriftstücke ihrer verunglückten Reisegefährtin deren Stellung als Gesellschafterin bei einer reichen Frau antritt. Als unmittelbare Folge des Betruges hätten nun der Verfasserin eine Reihe von spannenden und aufregenden Momenten zur Verfügung gestanden. Sie hat dieses Mittel, das Interesse zu verschärfen, abgelehnt und zwar augenscheinlich aus dem Grunde, weil sie ihre Kräfte der Entwicklung so schwerer innerer und äußerer Konflikte nicht gewachsen fühlte. Der Charakter ihrer Heldin hätte sich auch ohne die Hinzuziehung jener betrügerischen Handlungsweise vom leichtsinnigen, prachtliebenden Mädchen zur ernsthaften, demütigen Frau auswachsen können, zumal der Namenstausch mit ihren späteren maßgebenden Erlebnissen durchaus nicht fest zusammenhängt. Er bietet nur gegen den Schluß hin die Handhabe, um die mittlerweile vollzogene Verödung Heddas zu beweisen: sie gesteht ihr Unrecht, als sie erfährt, daß sie, auf eben den gefälschten Namen hin, eine Erbschaft von einer halben Million gemacht habe. Der Gleichmut, mit dem die Autorin über die letztere Angelegenheit hinweggeht, bezeugt, daß ihr der Blick für die Fragen des praktischen Lebens fehlt. Eine wenn auch noch so übereifrige Millionenerbschaft läßt sich nicht kurz und bündig mit dem Bescheid ablehnen: ich bin's nicht, nachdem man bestimmt rekognosziert worden ist. Die Nebenfiguren des Romans sind bekannte Typen in gefälliger und liebenswürdiger Einkleidung, die Form des Ganzen ansprechend und, ohne die weibliche Urheberschaft irgend zu längnen, doch frei von den landläufigen kränklichen Überschwenglichkeiten. o. v.

— Suse von Anny Wothe. (Chemnitz, Richters Verlag. 1890). Ein Roman, nach dem bewährten Rezept der Marlitt zusammengebraut, nur mit dem Unterschied, daß die Kunst der Nachahmerin auf noch

Digitized by Google

weitaus schwächlicheren Füßen steht. Die Ingredienzien sind die gleichen, aber das Material ist noch minderwertiger. Die Helden, Mänulein wie Fräulein, deren glühende Liebe natürlich unter der Asche eines tötlichen Hasses glimmend schlummert, um geeigneten Augenblicks lodernd aufzuflammen, sind von noch viel märchenhafterer, unwahrscheinlicherer Schönheit, als ihre Vorbilder und wenn die Sentimentalität bei der Marlitt tropft, so rieselt sie bei Anny Wothe. Es fehlt auch weder an dem urnativen Backfisch, der nicht weiß, was Liebe ist und bei Entdeckung seines Herzens vor Jubel auf die Bäume steigen möchte, noch an der groben, treuen, alten Dienstmagd, die immer im Moment, wenn ihrem Goldkind das Herze brechen will, mit ihrer eignen oder der Geschichte irgend einer Urahne aufwartet, die es auch nicht besser gehabt haben. Von irgend einer Vertiefung und Ausarbeitung der Charaktere ist nicht die Rede. Das ist ja aber auch nicht nötig. Der Leser übersieht Personen, wie Vorgänge von den ersten drei Seiten an und braucht weder unterrichtet, noch überrascht zu werden. Hauptsache ist, daß sich die für einander bestimmten Pärchen kriegen und das, Gottlob, geschieht in dieser schönen Geschichte in fünfmaliger Wiederholung, so daß das bedauernswerte, auf diese Art Lektüre zugeschnittene Lesevolk seine Freude daran haben muß.

O. V.

— Es muß befremden, daß die schriftstellerische Anlage Helene Pichters sich trotz jahrelanger Seefahrten, also trotz innigsten Verkehrs mit den schönsten und fürchterlichsten Naturerscheinungen, die mit ihrer erhabenen Gewalt die Menschenseele packen und rütteln, nicht energischer entwickelt hat. Sie segelt nach wie vor mit dem vollen Ballast frauenhafter Sentimentalität. Daß weder der frische Seewind, noch das Glücksbewußtsein, alles was fremd und schön und neu und schrecklich ist, sehen und kennen lernen zu dürfen, noch endlich der kalte Atem des Todes, dessen verzerrtes Angesicht sich oftmals drohend vor ihr erhob, im Stande gewesen sind, dies Zuviel von Bord zu fegen, scheint mir ein Beweis, daß diese Autorin der Schritt über die Grenze vom begabten, liebenswürdigen Dilettantismus zum wahren Künstlertum versagt ist. Ihre „Genrebilder aus dem Seeleben", (München, Callwey 1887) sind in dritter, „Aus der Brandung des Lebens" (München. Callwey 1891) in zweiter Auflage erschienen. Hierzu kommt „Der Nordstern und Anderes" (München. Callwey 1890). Ich habe aus allen drei Bänden trotz sorgsamster Prüfung nichts andres sprechen hören, als immer wieder ganz persönlich Helene Pichler. Sie nimmt zwar bald die Larve des rauhen Bootsmannes, bald die des blauäugigen Kapitäns vor's Gesicht oder steht als unpersönlicher Novellist hinter der Wand. Aber die Larven bleiben starr und die Wand ist durchsichtig. Immer hat man es mit derselben Stimme und derselben Sprechweise zu thun und das ist auf die Dauer schwer zu ertragen, auch wenn der gegebene Stoff noch so mannigfaltig ist.

O. V.

— Wenn der geneigte Leser in einer Gedichtsammlung die nachfolgenden Strophen „zum 22. Februar" findet:

„Ein seltner Tag im Februar
Ist heut' in allen Landen,
Vergehen müssen erst vier Jahr,
Bis nochmals er erstanden!
Doch wie sich auch die Are dreht,
Und wie sie sich auch wende,
Die Freundschaft zwischen uns besteht
Bis an des Lebens Ende —";

wenn er ferner beim Blättern auf folgende, „Sternschnuppe" überschriebenen Strophen gerät:

„Es fiel ein Stern vom Himmel
Auf uns're Welt herab:
Der Himmel war sein Wiege,
Die Erde war sein Grab.
Es waren just uns're Augen
Zum mächtigen Himmel gericht't —
Wir beide, fern von einander,
Erschauten das goldene Licht.
Und als der Stern zerflossen,
Da hattest du für mich
Ein leises Gebet gesprochen
Just so, wie ich für dich!" —,

wenn ihn dann wieder die lieblich-naive Stelle ereilt:

„Ich that die Weisen fragen: Wo weilt der Märzt"
„Wir können's dir nicht sagen, du stürmisch Herz,
Es hüllen Sturm und Wetter ihn wohl noch ein,
Die Götter werden's wissen, wenn's Zeit wird sein."
Zum Äther dann gewendet, erforscht ich himmelwärts,
Wann endlich Winter endet und Einkehr hält der März:
„Was soll dein Murren frommen — vertrau' der Zeit,
Der Frühling wird schon kommen — er ist nicht weit."—
Da horch! Die alte Weise, wie klingt sie süß und mild,
Es flüstert lieb und leise zu mir Dein Bild:
„Kannst Du nicht warten lernen, Du ungeduldig Kind?
Schau nicht in weite Fernen, schon naht der Lenz so lind.
Will's Veilchen sich nicht zeigen, weil's noch so kalt,
Muß Vöglein's Lied noch schweigen in Feld und Wald.
Der Frühling wird erstehen, ob früh, ob spat,
Doch wird auch er vergehen, wenn Sommer naht —;"

— wie wird er dann über diese Gedichte urteilen?! Und wird er sich versucht fühlen, den ganzen Band zu lesen?! Da diese Fragen schwerlich einer ausdrücklichen Beantwortung unsererseits bedürfen, so können wir uns auf die Mitteilung beschränken, daß die mitgeteilten Proben den „Gedichten" von L. v. Hoya (Leipzig, Th. Grieben's Verlag, o. J.) entnommen sind.

r. g.

— Erzählt und gesungen von M. Stona (Wien, Konegen, 1890). Der mittelstarke Band umfaßt Novellen, Humoresken, Lieder, ein Theaterstückchen und eine Kindergeschichte. Wahrlich ein buntes Gemisch! Die Novelle scheint mir für die Autorin der bei weitem ungünstigste Boden. Personen, wie Begebenheiten tragen hier, trotz mancher hübschen Einzelheit, alle Merkzeichen, alle Fehler der Frauenarbeit, bis zur unfreiwilligen Komik. M. Stona wird schwer entäuscht sein, wenn sie hört, daß in „Senta" die Szene zwischen der schwermütigen Heldin und deren Anbeter, als sie sich beide erschießen wollen, sich aber im letzten Moment eines besseren besinnen und einander um den Hals fallen, anstatt erschütternd, außerordentlich lustig wirkt. Bei weitem besser gelungen, wenn auch hier etwas übertrieben, da etwas zu lang, sind die Humoresken. Die Verfasserin hat Blick für das Komische und eine amüsante Art der Selbstverspottung. Der Einakter ist eine hübsche kleine Plauderei nach einem bekannten Motiv. Er erzählt ihr von der Enttäuschung, die ihm die Andre bereitet habe und entdeckt, daß sein ausgebranntes Herz für die Zuhörerin glüht, die ihm hinwiederum schon lange ergeben ist. Der Konversationston ist gut getroffen, die Sprache leicht und flüssig. In „Fritzi", der Kindergeschichte, spricht das warme Herz der Verfasserin in liebenswürdigem Ton. Die beiden Kindergestalten sind hübsch geschildert. Einige kleine Übertreibungen und Sentimentalitäten abgerechnet, ist der Übergang im Herzen der Mutter von der nervösen Gleichgültigkeit zur liebevollen Zärtlichkeit mit feinsinniger Beobachtung gezeichnet. Die eingeschobene kleine Gruppe von Gedichten endlich beweist Begabung der Verfasserin für das einfache stimmungsvolle Lied. Es sind ja wahrhaftig nicht lauter Perlen, die sie uns bietet, immer aber die ehrliche, unverkünstelte Sprache eines warm pulsierenden Frauenherzens. Für das beste der Sammlung halte ich das kleine reizvolle Plauderge-dichtchen: „Es schneit."

O. V.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Santi Pellegro.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Fortſetzung.)

Santi fühlte ſich durch dieſen Ausruf ſeltſamerweiſe verletzt. Er wollte anfangen, vor Aſſunta Benedettas Reize zu ſchildern und daß die Gewißheit ihres Alleinbeſitzes wohl eine That wert geweſen ſei, wie er ſie begangen habe, aber ſie legte ihm die Hand auf den Mund. „Würdeſt Du es um mich auch thun?“ fragte ſie ihn.

„Ja, — nein, — ich weiß nicht“, antwortete er und ſetzte dann hinzu: „Er iſt ja nun tot.“

„Er oder ein Andrer!“ ſagte ſie lauernd.

„Biagio Praga?“ fragte er argwöhniſch.

Sie ſchnippte mit den Fingern. „Warum nicht gar! Was kümmert uns Biagio Praga? Steht der unſerem Glück etwa im Wege? Ich habe ihm geſagt, daß ich ſeine Frau nicht werden kann, und damit iſt's abgethan, für ihn ſowohl, wie für den Andren.“

„Nun? Alſo?“

„Wie Du noch fragen kannſt!“ ſtieß ſie heraus und ſchmiegte ſich dann enger, ſchmeichleriſcher um ihn. „Sind wir denn ſchon am Ziel? Glaubſt Du, ich wollte lebenslang Deine Geliebte bleiben, Santi? Haſt Du keine andren Wünſche? Sag's einmal ehrlich, Santi, haſt Du keine?“

„Ich weiß nicht“, murmelte er, unmutig abwehrend.

Da entwand ſie ſich ihm zornig. „Wenn Du keine andren Wünſche haſt, Santi, ich habe ſie.“

Er ſchien noch immer nicht zu verſtehn. „Was willſt Du denn?“

„Dein Weib will ich ſein, — immer will ich bei Dir ſein können. Verſtehſt Du? Immer!“

Er ſah ſie ganz verſtört an. „Aber Benedetta lebt ja noch!“ ſtammelte er.

„Eben darum habe ich Dich gefragt, ob Du für mich dasſelbe thun würdeſt, was Du für Benedetta Montabone gethan haſt, Santi.“

Nun verſtand er ſie plötzlich und wurde aſchfahl im Geſicht. Er zitterte ſogar, während er vorher bei ſeiner Erzählung nicht ein einziges Mal gezittert hatte. Seine Augen mochten den ihrigen nicht begegnen, ſie wichen ihnen aus. Er ſchlug mit der rechten Hand in die Luft, als ob er etwas verſcheuchen wollte. Dann murmelte er: „Du meinſt, ich ſollte —? Nein, nein, nein! Du biſt eine große Sünderin, Aſſunta. Das auch nur zu denken! Geh'! Laß mich! Geh'!“

Er ſtieß mit der geballten Fauſt nach ihr, ohne ſie zu treffen. Sie zuckte gleichmütig die Achſeln. „Ich habe Dich nur gefragt, Santi, ob Du den Wunſch haſt, daß ich Dein Weib werde, und ob Du für mich dasſelbe thun würdeſt, wie für Benedetta Montabone!“

„Du biſt ſchlecht, Aſſunta“, kam es zwiſchen ſeinen feſt zuſammengekniffenen Lippen hervor und ſeine Augen richteten ſich ganz ſtarr in's Leere, „ſchlecht biſt Du. Ich will davon nichts mehr hören. Schweig'! Schweig'!“ In dieſer Nacht ſprach Aſſunta auch wirklich nichts mehr davon. Aber was einmal in ihr wach geworden war, ließ ſich nicht mehr einſchläfern und nicht mehr beſchwichtigen. Sie nahm ſich vor, wieder und wieder zu ihm davon zu ſprechen und ſie wußte, eines Tages würde ſie ihr Ziel erreichen, gerade ſo, wie ſie es heute erreicht hatte, daß er den Mord zugegeben und ihr Alles erzählt hatte, was dabei vorgegangen war. Daß der Mann, der ſie umarmen durfte, für eine Andre einen Mord begangen hatte und daß dieſe Andre noch lebte, erſchien ihr mit einem Male ungeheuerlich und unmöglich. Sie ſollte nicht leben bleiben, dieſe Andre. Wozu hatte ſie dieſen Mann mit einem Falſcheide aus dem Gefängniſſe befreit und von lebenslänglicher Bagnoſtrafe losgekauft,

Digitized by Google

wenn sie ihn doch nicht für sich befreit hatte, wenn er doch nicht ganz und für immer ihr angehören sollte? Hatte sie die Todsünde etwa begangen, damit er der Gatte Benedetta Montabones blieb? Jetzt auf halbem Wege stehen zu bleiben, wäre ihr als Wahnsinn erschienen. War sie bis hierher gegangen, so mußte sie nun auch weiter, und an ihm, an Santi war es, ihr den Weg frei zu machen. —

Von da an ließ Assunta Santi keine Ruhe mehr. Immer wieder fragte sie ihn, ob er für sie das Gleiche thun würde, was er für Benedetta gethan, machte sie ihm klar, daß er sie nicht liebe, wenn er nicht dazu bereit sei. Santi wurde oft zornig, aber das schreckte sie nicht. Wenn er sie einen Tag auch wirklich durch seine Drohungen und wilden Worte zum Schweigen brachte, das nächste Mal kam sie nur noch dringlicher darauf zurück, ja, sie flehte, schluchzte und jammerte dazwischen, daß er sie nicht liebe, obgleich sie für ihn ihr ewiges Seelenheil verscherzt habe, daß er nur Benedetta liebe und daß sie hingehen wolle, um sich selber bei Gericht anzuzeigen, damit sie endlich Ruhe in ihrem Gewissen habe. Solche Auftritte brachten ihn dann vollends außer sich. Manchmal wurde er so jähzornig, daß er die beiden geballten Fäuste gegen sie aushob, daß er sie bei ihrem langen Haar packte und schüttelte, daß er sie zu erdrosseln drohte. Aber Frieden gab es danach deshalb doch nicht. Assunta fing immer wieder von dem zu sprechen an, was er nicht hören wollte, was er entsetzt und angstvoll zugleich von sich abwehrte. Und schließlich sagte sie ihm eines Tages, er solle nicht eher wiederkommen, als bis er bereit sei, es zu thun. Da ging er mit einem Fluch von ihr.

Natürlich war er andren Tages wieder da. Er dachte auch garnicht daran, daß sie ihn möglicherweise nicht einlassen würde, aber sie verweigerte ihm in der That den Eintritt. Sie hatte sich eingeriegelt und rief ihm von drinnen zu, sie könne nicht eher öffnen, als bis er ihr versprochen habe, was sie von ihm fordere. Er bat und drohte, er stieß Verwünschungen aus und er lachte, als ob er das alles doch nur für einen Scherz halte, den sie bloß etwas weit treibe, aber sie gab ihm keine andre Antwort und der Riegel ihrer Kammerthür wurde nicht zurückgeschoben. Zuletzt schlug er mit den Fäusten gegen die Thür, er versuchte, sie einzutreten, er geberdete sich wie ein Tobsüchtiger. Da rief sie ihm zu, wenn er es jetzt noch ärger treibe, werde sie ihn von den Knechten mit Gewalt aus dem Hause jagen lassen. Das verscheuchte ihn endlich. Wie ein Trunkener wankte er hinaus.

Er hatte sich vorgenommen, jetzt nicht eher zu ihr zurückzukehren, als bis sie selber ihn rufen werde. Nicht weil er ihr um keinen Preis hätte versprechen wollen, was sie von ihm forderte, sondern weil er voller Trotz und Ingrimm war nach dem, was sie ihm angethan. Er sagte sich, daß es nun an ihr sei, wieder den ersten Schritt zu thun; ein Rest von Manneswürde, von der alten, hochfahrenden Selbstsicherheit war in ihm wach geworden, er dachte zum ersten Male wieder daran, daß er Santi Pellegro von Forino war. Da sie aber nicht zu ihm kam und auch nichts von sich hören ließ, ertrug er es gerade drei Tage, von ihr fernzubleiben. Dann bezwang er sich nicht länger, der alte Wahnsinn packte ihn wieder. Sein Haus war verödeter, als je, und es litt ihn dort nicht mehr. Benedetta war krank. Man wußte nicht recht, was ihr fehlte, und die heilkundigen, alten Weiber in der Umgegend erfanden die abenteuerlichsten Bezeichnungen für ihr Leiden, bei dem all' ihre geheimnisvollen Mittel nichts verfangen wollten. Santi begriff ganz wohl, aus den Mienen und Blicken Aller, daß man ihm allein die Schuld an der Krankheit beimaß, weil man annahm, seine Untreue habe ihr das Herz gebrochen. Dazu umschlich ihn Marco fort und fort mit lauerndem Lächeln, als ob er auf etwas warte, was nicht lange mehr ausbleiben könne, und Camillo begegnete ihm mit finsterm Schweigen, das ebensoviel zornige Anklage als bittre Verachtung enthielt. Es hatte sich Alles hier gewandelt. Für ihn war hier kein Platz mehr, und er war auch jener Santi Pellegro nicht mehr, der einst hier wie ein Selbstherrscher auf der eigenen Scholle gehaust hatte.

Er ging zu Assunta Dotti, um ihr zu sagen, daß er bereit sei, Alles zu thun, was sie von ihm verlangen werde. Da ließ sie ihn wieder bei sich ein. Seine Stirn war gefurcht und die Augen brannten ihm tief in den Höhlen. „Du bist schlecht", sagte er ihr abermals, sie mit einem Blick voll düsteren Hasses streifend; denn er fühlte, daß er sie zu hassen begann wegen der Macht, die sie über ihn ausübte.

„Wenn ich schlecht bin", erwiderte sie ihm, „so hast du mich schlecht gemacht, Santi. Bis

Digitized by Google

ich jenen falschen Eid für Dich schwor, war ich nicht schlecht."

„Was willst Du also?" fragte er zornig.

„Ich will Dein Weib sein, weil ich Dich liebe. Und wenn Du mich liebst, wirst Du mich dazu machen. Ich bin nicht anders, als jedes Weib. Ich will nicht Deine Geliebte sein und Dich heimlich besitzen. Vor aller Welt will ich Dich besitzen."

Sie stieß das mit einer wilden Leidenschaftlichkeit aus, die ihn berauschte. Seine Augen glitten an ihr vorbei und er murmelte: „Ich soll sie also töten? Sie ist noch so jung."

Es war, als ob er bei ihr um Mitleid für sein Weib bitten wolle. „Sie ist ja schon eine Sterbende", versetzte Assunta geringschätzig.

„Wer sagt das?" rief Santi und war plötzlich blaß geworden.

Assunta aber zuckte gleichmütig die Achseln. „Alle Welt sagt es. Sie kann nicht mehr lange leben. Frage die alte Checca, die wird Dir's bestätigen. Schwach war sie ja immer."

Santi war mit einem Male seltsam erschüttert. „Dann laß uns also warten", sagte er tonlos; „wenn es ohnedies nicht mehr lange dauern kann — wozu wollten wir es thun?"

Sie stampfte mit dem Fuße auf. „Ich will aber nicht warten! Ich hab' es satt, sag' ich Dir. Und gerade, weil sie doch bald daran glauben müßte, brauchen wir nicht zu zögern. Deshalb ist es auch keine so große Sünde. Freilich, wenn es eine wäre, würd' es mir auch nichts verschlagen. Ich denke, Du hast's versprochen, Santi. Ich hab' um Dich auch eine Sünde begangen, verstehst Du? Und um Benedetta hast Du Tito Bonera totgeschossen, — willst Du nicht daran denken?"

„Schrei' es doch lieber gleich auf den Markt hinaus!" knirschte er ingrimmig zwischen den Zähnen. Und dann setzte er leiser, resigniert, willenlos hinzu: „Was soll ich also thun?"

„Was Du thun sollst? Hinüberschaffen sollst Du sie. Je eher, desto lieber. Wie Du das anstellen willst, gilt mir ganz gleich. Ich will Dein Weib werden, — ich denk' an nichts Anderes mehr. Schaff' mir also Ruhe! Solange da drüben in Forino ein Weib lebt, das sich Dein Weib nennen darf, hab' ich keine. Solange ist alles umsonst gewesen, was ich für Dich gethan habe."

Sie saß jetzt wieder auf seinem Schoß, ihre Glieder schmiegten sich mit katzenhafter Geschmeidigkeit an ihn, ihre Küsse brannten auf seinen Lippen. Ihre ganze Gestalt atmete wollüstiges Behagen. Und so fühlte sich Santi wieder in ihrer Gewalt. Er empfand jetzt keinen Haß, keinen Widerstand, keine Empörung mehr gegen sie, er wußte, daß er alles thun müsse, was sie von ihm verlangte, und er wollte es thun. Er hatte jetzt nur noch die Frage an sie, wie er es thun sollte. Er wußte es nicht und er wollte ihr gern blindlings folgen in allem, was sie ihm sagen würde; eigene Gedanken und Wünsche hatte er überhaupt nicht mehr. „Soll ich sie Nachts in ihrem Bett erdrosseln?" fragte er sie unter ihren Küssen. „Oder soll ich sie vergiften? Ich muß doch darauf bedacht sein, daß ich nicht verdächtig werde. Man wird ohnehin leicht glauben, daß ich es war, der sie bei Seite schaffen wollte. Man begreift ja, daß sie mir im Wege ist. Was rätst Du mir also, Assunta? Weißt Du etwas, wobei ich keine Gefahr laufe? Denn sonst haben wir ja keinen Nutzen davon. Und ich will auch nicht wieder ins Gefängnis. Es war fürchterlich. Lieber sterben, als das noch einmal. Sag' mir also, wie ich's thun kann, ohne daß man Verdacht schöpft!"

Assunta dachte nach. „Vergiften," sagte sie dann nach einer Weile, „ja, das ist das Beste. Das läßt kein Zeichen zurück. Davon stirbt sie bloß etwas rascher, als sie sonst auch sterben würde. Es muß ein Gift sein, das nicht mit einem Male wirkt, — das würde auffallen — sondern allmählich, aber ganz unfehlbar. Man muß gar nicht auf den Gedanken kommen, daß sie überhaupt eines gewaltsamen Todes gestorben ist, — das ist das Rechte. Dann fällt kein Verdacht auf Dich und auf niemand. Und es macht ihr auch keine Schmerzen," fügte sie gutmütig hinzu.

Santi erklärte sich einverstanden. Auf solche Art erforderte die That keinen Mut, keinen Aufwand von Kräften, keinen besonderen Entschluß; zu dem allen wäre er jetzt nicht fähig gewesen. Er fühlte, daß er schwach geworden war, und er hätte sich doch geschämt, es Assunta einzugestehen. So aber durfte er sich schon zumuten, es zu vollbringen. Nur wußte er nicht, woher man das Gift nehmen sollte. Darüber beruhigte ihn Assunta jedoch. Sie würde es sich schon verschaffen können, ohne das geringste Aufsehen zu erregen. Unter ihren Bewerbern war auch ein Apotheker drunten in Chiazza, dem sie bloß ein bischen

Digitized by Google

schön zu thun brauchte, so gab er ihr alles, was sie von ihm verlangte. Sie würde ihm sagen, daß es für eine kranke Katze bestimmt sei. Vielleicht würde sie ihm die Pulver auch einfach stehlen; sie wußte ganz genau, wo er sein Schränkchen mit den Giften stehen hatte und wo sich der Schlüssel dazu befand, die Gelegenheit würde sich schon finden. Jedenfalls solle er das alles nur ihre Sorge sein lassen. In drei Tagen werde sie ihm die Pulver einhändigen, die sie sich so oder so bis dahin verschafft haben werde, und dann sei das Weitere seine Sache. Jeden Tag ein wenig davon unter die Suppe gemischt, das werde der Kranken das Sterben schon erleichtern und das sei unschwer und ohne alles Aufsehen zu bewerkstelligen. Nach acht Tagen könnte er frei sein. Und dann hätten sie nur noch ein halbes Jahr zu warten und sie würde Assunta Pellegro heißen und in Forino ihren Einzug halten.

Das war's, was sie ihm alles zuraunte, und damit berauschte sie ihn. Die Aussicht, daß sie dann ganz sein werden sollte und dies heimliche Treiben dann aufhören würde, übte eine unwiderstehliche Macht über ihn aus. Er sagte sich, daß dann alles wieder gut werden würde, wenn Assunta nur erst einmal seine Frau sei und alle Welt sie als solche anerkennen müsse. Er würde dann wieder der Herr auf seinem eigenen Grund und Boden sein, wie früher. Camillo mußte Forino verlassen, weil es mit ihnen beide zusammen im Hause nicht mehr gehen würde; er konnte ja draußen sein Glück suchen, man würde ihm Geld geben und er würde heiraten und für immer aus der Gegend verschwinden. Auch Marco würde mit Geld abzufinden sein, damit er unsichtbar werde, und dann konnte man wieder ruhig sein, dann gab es keine Mitwisser des unseligen Geheimnisses mehr und die alte Geschichte, die soviel Schlimmes im Gefolge gehabt, würde endlich vergessen und begraben sein. Mit einem Male erschien ihm die Zukunft glücklich und friedvoll, wenn nur Benedetta nicht mehr lebte, an ihrer Stelle Assunta als Herrin in seinem Hause schaltete. Er begriff gar nicht mehr, daß er das nicht längst erkannt gehabt, sie nicht längst aus dem Wege geräumt hatte, da doch mit ihr dies ganze Leben, das er bisher geführt und dessen er sich schämte, das ihn entwürdigte, ein Ende nehmen würde! Assunta hatte das Rechte und das Notwendige erfaßt, es mußte geschehen. Mit dieser Überzeugung, die ihn plötzlich ganz freudig und hoffnungsvoll stimmte, kehrte Santi Pellegro heute von Campiglio nach Forino zurück.

* * *

Santi Pellegro war doch wieder in die Osteria del Monte gegangen, obgleich er's verschworen gehabt hatte. Er mußte unter fröhlichen Menschen sein und er selber war fröhlich. Bei seiner Heimkehr von Campiglio hatte er heute erfahren, daß die alte Tiburzia Bonera plötzlich gestorben sei. Es war ihm schwer geworden, seiner Befriedigung darüber nicht allzu beredten Ausdruck zu geben. Die Alte hatte er gefürchtet; sie war seit langem der einzige Mensch gewesen, den er fürchtete, dem er aus dem Wege ging, um dessentwillen er die Osteria, ja, sogar die Gassen des Dorfes vermieden hatte, um ihm nur nicht begegnen zu müssen. Er fühlte sich durch ihren Tod von einer schweren, beklemmenden Last befreit und nahm es für eine gute Vorbedeutung, daß sie gerade jetzt gestorben war. Er sollte also wirklich noch einmal aller seiner Widersacher ledig werden und alles würde sich wieder zum Guten gestalten. Er fühlte sich dadurch in so gehobener Stimmung, wie lange nicht mehr. Und nun konnte er auch in Ruhe wieder seinen Fiasco in der Osteria trinken und die Stunde war nicht mehr fern, wo er jener Santi Pellegro von Forino sein würde, den sie alle gefürchtet und vor dem sie alle Respekt gehabt hatten.

Während er draußen war, saßen in der Vorhalle seines Hauses Camillo Pellegro und Marco bei einander. Benedetta lag drinnen in ihrer Kammer und schlief; nur manchmal drang ihr leises, schmerzvolles Stöhnen aus halbem Traum in die Stille hinein, die hier herrschte. Flaschen und Gerät standen noch von der Abendmahlzeit her auf dem Tische, in einem Flaschenhals schwelte ein Lichtstumpf. Die Hausthür stand offen und hin und wieder strich eine Fledermaus schwerfälligen Flügelschlags daran vorüber oder ein Nachtfalter kam herangeflattert, vom Lichtschein gelockt, und umschwirrte ruhelos die Köpfe der beiden Männer.

Marco rauchte seine kurze Pfeife vor sich hin, während Camillo unthätig und teilnahmlos dasaß, in finsteres Brüten verloren. Sie hatten lange Zeit kein Wort gesprochen. Plötzlich sagte Marco: „Santi Pellegro wird meinen, nun sei der einzige Mensch tot, der an seine Schuld noch glaubte. Aber er irrt sich."

Digitized by Google

Camillo fuhr leicht zusammen, warf ihm einen düster-forschenden Blick zu und fragte dann, wie erschrocken: „Du meinst, — ich glaubte daran?“

Marco öffnete erstaunt seine kleinen, blinzelnden Augen. „Du? Nein, Warum Du? Aber ich glaube an Santi Pellegros Schuld.“

Ein halb unterdrückter Aufschrei brach von Camillos Lippen. Er starrte den Sprecher mit großen, glühenden Augensternen an. „Du? Du glaubst daran? Und Du hast mit geholfen an seiner Befreiung?“ Er war aufgesprungen, und hatte Marco in wilder Erregung an beiden Schultern gepackt. Dann ließ er ihn plötzlich wieder los. „Nein, nein, Du glaubst nicht daran, — Du nicht.“ Seine Stimme klang ganz kraftlos, er sank wieder auf seinen Platz zurück.

Marco hatte die Pfeife für ein paar Augenblicke zwischen den Zähnen herausgezogen, und in kopfschüttelnder Verwunderung seine prüfenden Blicke über Camillo hingleiten lassen. Dann rauchte er, mit krummem Rücken auf seinem Platze hockend, halb geschlossenen Auges wieder vor sich hin. Und in dieser Stellung, immer zwischen dem Ausstoßen kleiner, blaugrauer Dampfwolken, sagte er mit heiserer Stimme, ohne jede Betonung und als spräche er nur mit sich selber: „Weshalb sollt' ich nicht mithelfen, ihn zu befreien? Gerade weil ich an seine Schuld glaubte, that ich's. Sonst wär' er ja wohl ohnedies frei gekommen, früher oder später. Denn an den Tag kommt die Wahrheit doch einmal, man muß nur Geduld haben.“ Und nach einer längeren Pause setzte er ebenso hinzu: „Als er damals in der Morgenfrühe zurückkam, fragte ich ihn, ob er die Wildkatze erlegt hätte. „Nein“, sagte er und sah mich nicht an. „Ihr habt aber trotzdem einen frischen Blutfleck an Eurer Jacke“, sagt' ich und zeigte ihm die Stelle und bewies ihm, daß es wirklich ein ganz frischer Fleck war. Da erwiderte er, der Fleck stamme von seiner eigenen Hand her, die er sich an einem spitzigen Stein beim Ausgleiten geritzt habe. Das wäre wohl möglich gewesen, obgleich ich an seiner Hand keine Verletzung gewahren konnte, — und meine Augen sind scharf. Aber warum hat er dann den Blutfleck selber ausgewaschen, noch ehe man in Forino glaubte, daß er Tito Boneras Mörder sei, noch ehe man ihm die Kunde gebracht hatte, Tito Bonera sei tot? Es ist sonst seine Art nicht, Weiberdienste zu verrichten und Benedetta Pellegro war nicht mehr in der Kammer, als er es that, sie weiß nichts davon. Ich aber sah, daß der Blutfleck verschwunden war, als Santi Pellegro an die Arbeit ging, als wäre an jenem Morgen nichts Sonderliches geschehen. Und als sie ihn nach Blandano abführten, und dort nach Blutspuren an seinen Kleidern suchten, fanden sie keine mehr.“

Camillo hatte dem eintönigen Gemurmel in wachsender Erregung zugehört, seine Augen glühten, sein Gesicht war fahl geworden. Die Hände lagen zusammengeballt auf seinen Knieen, während sein Oberkörper sich lauschend gegen den Sprecher vorgebeugt hatte, und seine Lippen zitterten. „Du glaubst also an seine Schuld!“ sagte er endlich tonlos, mit einem tiefen Atemzuge, wie von einem ungeheuren Erstaunen gelähmt.

Marco nickte. „Glaubst Du, es wäre mit Santi Pellegro Alles gekommen, wie es nun gekommen ist, wenn er nicht schuldig wäre? Und Benedetta Pellegro glaubt auch an seine Schuld. Deshalb ist sie krank und deshalb wird sie sterben.“

Camillo that wiederum einen tiefen Atemzug, der wie ein unterdrücktes Stöhnen klang. „Wer sagt Dir, daß sie an Santis Schuld glaubt?“

„Frage sie selber! Und wenn sie tot ist, wird Assunta Dotti Santi Pellegros Weib werden.“ Er spie nach seinen letzten Worten aus, rauchte dann aber ruhig weiter.

„Benedetta wird nicht sterben!“ sagte Camillo mit einer Art von Trotz.

Marco zuckte die Achseln, nahm seine Pfeife aus dem Munde und blinzelte Camillo, leise den Kopf wiegend, mit einem häßlichen, überlegenen Lächeln an. „So oder so“, murmelte er. „Meine Ohren sind schlecht, aber meine Augen sind gut. Ich lese die Worte von den Lippen ab. Ich lese manchmal auch, was die Lippen nicht sprechen, was sie aber sprechen könnten, wenn der Kopf es wollte. Wer einmal soweit gegangen ist, wie Santi Pellegro, der bleibt nicht auf halbem Wege stehn, der muß weiter. — Meine Pfeife ist zu Ende, und ich bin müde. Gute Nacht, Camillo!“

Er war aufgestanden und bot Camillo die Hand, die dieser, immer noch mit irr glühenden Augen in dem verrunzelten Gesicht des Sprechers forschend, ergriff. Die seine war eiskalt. Der Ausdruck bangen Entsetzens prägte sich in seinen verdüsterten Zügen aus. Als Marco gegangen war und die knarrenden Stufen zu seiner Kammer

Digitized by Google

hinaufstieg, blieb er noch eine Weile, wie gelähmt stehn und stierte vor sich hin. Dann löschte er den Lichtstumpf und ging gleichfalls.

In dieser Nacht schloß er kein Auge. Wilde, furchtbare Gedanken und Entschlüsse wälzten sich unablässig in seiner Seele. Als er Morgens in Benedettas Kammer trat, um nach ihr zu sehen, brannte sein Auge in düstrem Feuer.

Benedetta lag bleich und abgehärmt in ihren Kissen. Es kam nie ein Wort der Klage über ihre Lippen, nur, wenn man sie fragte, wie es ihr gehe, antwortete sie: „Schlecht." Das that sie auch heute wieder, als Camillo mit der gewohnten Frage an ihr Bett trat, aber gleichzeitig hielt sie seine Hand fest und flüsterte, in seinem Gesicht lesend: „Ich muß Dir etwas sagen, Camillo." Und als er sich zu ihr niederbeugte, fuhr sie fort: „Ich habe einen schrecklichen Verdacht, Camillo."

„Welchen?" fragte er in banger Ahnung.

„Ich fürchte, er trachtet mir nach dem Leben."

Camillo fuhr entsetzt zurück. „Wer?"

Sie nannte den Namen nicht, sie sah ihn bloß an. Da wußte er, wen sie meinte. In ihren Augen spiegelte sich das Bild dieses Mannes, den sie liebte und der sie Tag um Tag verriet und betrog. Camillo atmete schwer. Dann fügte Benedetta stockend, mit heißem Flüsterton und unruhig flackernden Augen hinzu: „Gestern Abend kam er in meine Kammer. Er ist lange nicht mehr hier gewesen, und ich begriff nicht, weshalb er kam; denn es war schon spät und ich lag in halbem Schlaf. Dazu war er betrunken, glaub' ich, denn seine Stimme war lallend und sein Auge verglast, auch seine Hände zitterten, und als er sich auf dem Tische zu thun machte, klirrten die Gläser, die dort standen, zusammen. Er fragte mich, wie es mir gehe, und redete noch sonst Einiges von baldigem Besserwerden, aber das Alles in heiserem, murmelnden Ton und ohne mich anzusehn, wunderlich scheu und unsicher, als hätt' er es auswendig gelernt und wüßte es nicht mehr genau herzusagen. Und dann war er wieder fort, ohne mich berührt, oder mich auch nur angeblickt zu haben. Ich schlief auch bald wieder fest ein. Als ich aber Nachts aufwachte und meinen Trank zu mir nahm, den die alte Checca mir bereitet hat, schmeckte er ganz anders, als bisher, — ganz gallenbitter und war bisher zuckersüß gewesen. Ich hab' ihn nicht trinken können, hab' ihn fortgegossen. Und heut Morgen hab' ich neben dem Glase ein klein wenig verstreutes, weißes Pulver gefunden, das gestern Abend nicht da war. Woher ist das gekommen? Ich habe keine Pulver genommen während meiner ganzen Krankheit. Und weshalb war der Trank plötzlich so bitter, daß mir's nach dem ersten Schluck übel zu Mute wurde, während er mich sonst so gekühlt und erfrischt hat? Camillo, kannst Du mir sagen, warum? Und warum kam er gestern zu mir? Ich will's ja nicht glauben, Camillo, ich weiß ja, daß es Sünde ist, etwas so Schreckliches zu glauben, eine Todsünde, und daß er so schlecht doch noch nicht geworden sein kann trotz Allem, — aber sag' mir, wie es kommen konnte! Ich habe das Alles doch nicht geträumt, ich bin doch nicht im Fieber gewesen, — ich hab' es doch gehört und gesehen, genau so, wie ich Dir's sage, — Alles" —

Sie hatte sich während des Sprechens in wachsender Ängstlichkeit an seine Hand geklammert, die sie immer noch festhielt, an der sie sich halb emporgerichtet hatte, um mit todestraurigen, entsetzten Augen in seinem finster abgewandten Antlitz zu forschen. Sie hatte das leise Zittern gefühlt, das durch seine Hand hingegangen war. Nun aber sagte er mit einem Lächeln, das ihr Furcht einflößte, während die Falten auf seiner Stirn sich noch zu vertiefen schienen: „Mach' Dir keine Sorgen, Detta. Es wird dahin nicht kommen, glaube mir! Und vielleicht ist doch Alles nur ein wüster Traum gewesen." Sie schüttelte trübe den Kopf, aber sie erwiderte nichts mehr. Ihre Blicke glitten über sein Gesicht hin, auf dem sie schon, als er gekommen war, den düstren Ernst eines unerschütterlichen Entschlusses gelesen hatte, unter dem es ihr völlig verändert und als das eines fremden Mannes erschien, dann murmelte sie: „Er ist nicht schlecht, Camillo, glaube mir, — aber diese Frau wird ihn schlecht machen."

Camillo sagte nichts mehr. Er strich ihr mit der Hand wie liebkosend leicht über die Stirn hin, nickte ihr zu und ging. Ihr war's, als müsse sie ihm noch etwas nachrufen, er solle Santi schonen oder ihm doch ihren furchtbaren Verdacht noch verschweigen, aber er war schon hinaus und seine Schritte verklangen. Camillo ging ganz, wie sonst, seiner Arbeit nach und wenn er sie auch heute in schweigsamem Ernst verrichtete, nahm das Keinen mehr Wunder, denn man hatte ihn seit Langem nicht anders mehr

Digitized by Google

gekannt. Seit Santi Pellegro es mit Assunta Dotti hielt, war er völlig verwandelt. Worüber er seither brütete, womit er seinen Kopf zermarterte, und welche wilden Gedanken in seiner Seele wühlten, wußte freilich Niemand.

(Schluß folgt.)

Licht im Lenze.

Licht im Lenze
Schließe den Herzensbund,
Wenn wollüstige Blüten
Die warmen Lüfte
Mit hold verführenden, süß berauschenden
Düften durchschwängern;
Wenn leichtsinniger Nachtigallenschlag
In mondbeglänzten Nächten ertönt,
Und wonnelechzend, liebeatmend
Die ganze Natur auflebt;
Schicksalsvergessen
Die Herzen schwelgen
In süßen Schauern des Werdens.
Nein! in dem stilleren Herbste,
Wenn dunkler sich färbt
In brennendem Abschiedsschmerze
Die Höhe des Waldes,
Wenn flücht'ger der Tag enteilet,
Wenn leichtes Gespinnst goldglänzend
Hinschwebt durch die klare, die kühlere Luft
Und einsam
Der Amsel Ruf aus dem Busche schallt:
Dann führ' die Erhor'ne
Dir in das Haus
Und still bescheiden
Genieße dein Glück!
Kurz ist es ja, wie ein Herbsttag
Und trügerisch auch,
Wie die brennenden Farben des Waldes,
Die umsonst den Tod verleugnen;
Wie Herbstgespinnst durch die Lüfte
Hinflatterst du,
Ein schillerndes Nichts,
Durch Wellenräume,
Und einsam und unbeachtet,
Wie dort der klagende Ruf der Amsel,
Verhallet im Weltgetriebe
Ach, all dein Weh, deine Wonne.

Hans Sittenberger.

Lerchenjubel.

Eia, das heiß ich Siegeslauf!
Dort die Kirche mit blindem Knauf,
Dort die Kathen, die karge Schau,
Hier das leuchtende Himmelsblau,
Und ich selber, so klein und geringe,
Hoch hier oben auf rascher Schwinge!

Eia, das heiß ich Siegeslauf!
Immer höher hinauf, hinauf!
Hoch in's weiche Gewölk hinein,
Näher und näher dem Sonnenschein,
Immer ferner von deiner Enge,
Arme, ringende Menschenmenge!

Bruno Salmer.

„Du willst ins Herz mir schauen . . ."

Du willst in's Herz mir schauen
Hinab auf den tiefsten Grund?
Du weißt nicht, darfst du mir trauen?
So fragt dein Mund.

Hast du das Meer gesehen
In seiner Zauberpracht?
Wenn die Stürme darüber wehen,
Wenn die Sonne lacht?

Tief unter den brausenden Wellen
Da ruhen die Perlen so licht;
Doch schützend über den hellen
Die Woge bricht.

Es beut dir die Erde die Rose
Als süßen Liebessold, —
Doch lief im verborgenen Schoße
Gewahrt sie das Gold.

Und mehr wie die Perle dem Meere,
Und mehr wie der Erde das Gold, —
Ist mir dein Bild, du Hehre,
Dein Antlitz hold.

Tief unter Liedern und Scherzen
Da ruht es unentweiht,
Du Perle in meinem Herzen,
Du holde Maid.

W. v. d. Mühle.

Digitized by Google

In trüber Stunde.

Es schlägt der Regen mir an die Scheiben
Im Sturm die welkenden Blätter treiben.
Der fährt mit Juchhei
Am Fenster vorbei,
Und mich friert im warmen Gemach.

Es jagt das Blut mir wild durch die Glieder
Die Seele durchklagen mir ferne Lieder,
Ich denk' alter Zeit
Voll Herzeleid
Und mich friert im warmen Gemach.

Des Sommers Farben und Klänge entschwanden,
Nun schauert der Herbst grau über den Landen,
Die Sonne ist kalt
Und kahl der Wald,
Und mich friert im warmen Gemach.

E. Fahrow.

Der deutsche Jude.

Die alten Lieder hör' ich raunen,
Die einst des Tajo Strand vernahm, —
Ich höre sie, mich faßt ein Staunen
Und dann ein langentwöhnter Gram.
Der heiße Ton, die dumpfe Weise,
Es wird das Haupt davon mir schwer,
Und vor dem Blick steigt auf der greise,
Der müde Pilger Ahasver.

„Ein Flüchtling bist du auf der Erde;
Zieh hin und irre, wie zuvor!
Kein Boden, der dir Heimat werde —
So tönt das wilde Lied ins Ohr.
Dein Fühlen ruht auf keinem Grunde
Und dein Begeistern ist nicht echt:
Du kannst nicht sein in unserm Bunde,
Du fremd und heimatlos Geschlecht!"

Ich suche auf. Doch kein Erkranken
Wirft drum in mich den bösen Keim —
Zu sehr an die mit allen Ranken
Hängt meine Seele, deutsches Heim.

In deutscher Rede lernt' ich träumen,
Die Brust erzittert ihrem Wort,
Und zu den fernsten Himmelsräumen
Trug mich das deutsche Denken fort.

So fühl' ich in mir höchste Weihe,
Trag meines Volkes Leid und Lust:
Kehrt sich von mir der Brüder Reihe,
Ich schreite fort, des Ziels bewußt.
Und während lautloses Getriebe
Mit Schlag- und Losungswort nicht kargt,
Berg' ich im Herzen stumm die Liebe,
Zu hoch und heilig für den Markt.

So lehnt im Kreis von Zechgenossen,
Der keck von Abenteuern spricht
Ein Knabe, herb in sich geschlossen,
Und lächelt kaum zu dem Bericht.
Sie spotten sein, des Ungemuten
Und schelten ihn verstockt und kühl:
Allein in ihm erschwillt in Gluten
Der Erde seligstes Gefühl.

Friedrich Adler.

Zweifel.

Und sollte dennoch einst ergehen
Streng über uns ein Weltgericht,
Und müßten schaudernd wir gestehen:
Es ist ein Gott; wir glaubten's nicht —

Und früg' der Herr in heil'gem Grimme,
Von Donner hehr umtönt das Haupt,
Des Todes Schrecken in der Stimme:
Was hast du nicht an mich geglaubt? —

Dann riefe ich, ob auch ein Grauen
Die tiefste Seele mir bewegt:

Du hast zum kindlichen Vertrauen
Den Zweifel mir in's Herz gelegt.

Ich sucht' ihn nicht. Mein erstes Denken
War rein, verklärt von Gotteslieb'.
Warum darein den Zweifel senken,
Den Tod für jeden frommen Trieb?

Wohl fühlt' ich stets, was ich verloren,
Was ich verlor an deiner Huld.
Vernichte mich! Mit mir geboren
War's mein Geschick, — nicht meine Schuld.

L. L.

In der Heimat.

Wär's Fels und Fluß und Bergwald nur,
Das Wiesengrün, die Schienenspur,
Das Waldesrauschen, Wellenschäumen,
Da läßt sich allerorten träumen.

O Heimatklang aus schönem Mund,
Du thust erst rechte Wunder kund,

Es jauchzt mein Herz wie Finkenschlagen,
Hör' ich die Heimatlaute sagen.

Nun singst du gar ein altes Lied,
Mein Jugendtraum vorüberzieht
Ich seh' der Mutter Augen leuchten
Und Thränen ihre Wangen feuchten.

Gottfried Bochler.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Die Philosophin.

Lustspiel in einem Aufzuge von **Friedrich Roeber.**

(Schluß.)

(**Hermione, Timandra und Diphilos** kommen. Alle setzen sich um den Tisch in der Reihenfolge: Kroton, Lais, Hermione, Diphilos, Timandra, Chrysyros, Parmenio.)

Kroton.

Laßt Euch nieder, schenkt
Die Schalen voll! Der Wein ist gut. Den Göttern
Weih ich den ersten Trunk.
(Gießt den Wein auf die Erde.)

Parmenio.

Das ist schon längst
Veraltet, Kroton, weil's nicht Götter giebt.

Kroton.

Es giebt nicht Götter?

Parmenio.

Nein, denn keiner hat
Sie noch gesehn. — Setz, Diphilos, hierher Dich
An meine Seite.

Diphilos.

Besser sitz' ich hier
Bei dieser Magd.

Parmenio (aufstehend).

Was hast Du mit der Magd
Am Tisch zu thun? Beim Styx: ich schlag' Dich nieder.

Kroton.

Willst Du die Magd frei'n oder Diotima?
Du bist nicht bei Dir selbst.

Parmenio.

Die beiden Mägde, — —
Ich rat' Dir, Diphilos!
(Setzt sich wieder.)

Kroton (zu Parmenio).

Nun gieb mir Antwort.

Parmenio.

Was fragtest Du? — Ich weiß es, — Diotima.
Wie kommst Du an die Mägde, Kroton? — nur
Die Diotima.

Kroton (zu Lais).

Wie gefällt er Dir?

Lais.

Wenn ich ihn kriegen kann, so nehm ich ihn,
Doch kauft man nicht die Katz im Sack.

Parmenio.

Da hör ich
Die Philosophin. Welch tiefsinnig Wort!
Zu welcher Schule zählst Du Dich?

Lais (zu Kroton).

Was meint er?
So alt ich bin, ich war mit keinem Fuß
In einer Schule.

Kroton (zu Parmenio).

Sage Du zuerst
Zu welcher Schule Du Dich selbst bekennst.

Parmenio.

Zu keiner, Kroton. Alle hab' ich sie
Der Reihe nach studiert, den Demokrit,
Pythagoras und Aristoteles,
Den Heraklit, den Platon, wie sie heißen,
Beschränkte Köpfe alle! Ihre Lehren
Zerpflück' ich so, daß nichts mehr übrig bleibt.
Zugleich auch will ich die Verteidigung führen
Daß sie Dir höchste Wahrheit scheinen, ganz
Nach Deinem Willen.

Kroton.

Wie ist's möglich, Freund?
Du urteilst, wie die falschen Richter thun,
Die Rabulisten, die im Munde Dir
Das Wort verdrehn und Recht zu Unrecht machen,
Unrecht zu Recht!

Parmenio.

Das ist die höchste Kunst!
Denn in der Welt giebt es nichts Wahres, das
Ein Falsches nicht enthielt' und Falsches nicht
Mit einem Kern von Wahrheit.

Lais.

Du hast Recht.
Wenn nach Athen die Bauern mit der Milch
Des Morgens kommen, da ist Wahres drin,
Gemischt mit Falschem, denn die Milch ist wahr,
Das Wasser, das die Bauern zugegossen,
Das ist das Falsche; so auch mit den Feigen:
Was Du von Feigen in den Säcken findest,
Das nenn' ich Wahrheit, doch der Sand darin,

Digitized by Google

Mit dem die Säcke schwerer sind gemacht,
Beim Höllenhund, wenn das Betrug nicht ist,
Dann kann mein Herr mich peitschen.

Parmenio.

Wie ich Dich
Bewund're, Diotima! Philosophin!
Die größte bist Du in der Kraft des Ausdrucks
Und des Beweises.

Lais.

Und auch Falsches giebt es
Das Wahre überwuchernd. In Athen
Bestellte jüngst ich mir in einer schmutz'gen
Garküche eine Schale Rindfleischsuppe.
Man brachte Wasser mir aus der Cisterne,
Gekocht und dampfend und verloren drauf
Ein Fettaug' schwimmend. Da ich Suppe wollte
Und Wasser nicht, war Wasser mir das Falsche,
Das kleine Fettaug aber war das Wahre.
Ich hatt' vom Seh'n genug und warf dem Wirt
Die Schale ins Gesicht.

Parmenio.

Bewundernswert!
So neu sind die Beweise, daß die Schüler
Erstaunen werden.

Kroton (zu Parmenio).

Wenn Du keinem folgst,
Wohin denn steuerst Du?

Parmenio.

Ich selber bin
Der feste Pol, denn was ich selber spreche,
Ist ehernes Gesetz, unwiderleglich.
Erforscht hab ich die Höhen und die Tiefen,
So daß im großen Weltall nichts mehr ist
Das mir verborgen wär'.

Hermione.

So sprich, o sprich!

Kroton.

Da meldet sich die Magd. In meinem Haus
Philosophieren Hund und Katz, die Tochter
Mit dem Gesinde. Diese da, gieb Acht,
Die setzt Dir zu, das ist die schlimmste drunter.

Parmenio.

So laß sie reden, laß sie Fragen stellen,
Darauf kein Sterblicher ihr Antwort giebt,
Ich gebe ihr Bescheid.

Kroton (zu Hermione).

Nun denn, fang' an.

Hermione.

Die Sterne sah ich wandeln über mir,
Und viele sah ich auf die Erde stürzen;
Es kam der wechselvolle Mond, die Sonne
Stieg auf, die Lichter alle zu verschlingen.
Ich fühlte unter mir die feste Erde
Und fühlte wanken sie wie flutend Meer,
Mich selbst betrachtend, ach! erschien ich mir
Wie ein verschlossnes Buch, denn willenlos
Schlägt mir das Herz im Wachen und im Schlaf.
Fließt mir das Blut und wächst der Körper mir;
Und so auch, ohne Zuthun, mir im Haupte
Entstehen die Gedanken und die Träume.
Vergessen werden die, die aufbewahrt;
In grausige Vernichtung sinkt zuletzt
Alles dahin. So löf' mir nun das Rätsel
Und künde mir der Dinge ersten Ursprung.

Parmenio.

Fürwahr, zum rechten Mann bist Du gekommen,
Denn ich allein hab' es enthüllt. Dir sagt
Pythagoras, der Ursprung sei die Zahl,
Und Demokrit, daß es Atome seien,
Ein nichtig Nichts, daraus die Welt bestände.
Wie kann die Zahl des Weltalls Wesen bilden,
Und nichts zu nichts, wie gäb es mehr als nichts?
Ich aber sag': die Dummheit schuf die Welt.

Hermione.

Du willst mit meiner Frage mich verspotten?

Parmenio.

Die Dummheit, sag' ich Dir, die pure Dummheit,
Weil sich der Maurer, der das Weltgerüst
Aufbauen sollt', ließ übertölpeln, daß er
Zu bau'n begann, eh' fertig war der Plan;
Was man so Vorstellung und Wille nennt,
Die vorschnell eine wilde Ehe schlossen,
Drum ist die Welt von allen möglichen
Die schlechteste; es regnet Dir durch's Dach
Und durch die Mauern ohrfeigt Dich der Wind.

Kroton.

Die schlechteste?

Parmenio.

Mit Siechtum angefüllt,
Mit Ungerechtigkeit, mit Mord und Totschlag.

Hermione.

Aus Dummheit diese Welt? wer faßt den Wahnsinn?
Aus Übertölpelung, aus wilder Ehe?
Und darum nur hab' ich mein Herz umpanzert,
Verstummen es gemacht, es tot gequält,
Und hab' Unrecht geübt? Wie sühn' ich es?
Hilf mir, o Freundin! hilf mir, o Timandra!

Timandra.

Ach, hilf Du mir! denn Diphilos hat mich
So fest umstrickt, daß ich nicht Arm noch Fuß
Bewegen kann.

Diphilos.

Hör' mich, Timandra, hör' mich!

Timandra.

Ich hör', o Diphilos.

Digitized by Google

Hermione.
Timandra, ach!
Kannst Du mich jetzt vergebens bitten lassen?

Timandra.
Was soll ich thun?

Diphilos (zu Timandra).
Du hörst mich nicht.

Timandra (zu Diphilos).
Gewiß,
Sprich nur.

Hermione (zu Timandra).
Geleit' mich zum Chrysippos.

Diphilos (zu Timandra).
Nichts
Von Liebe will ich zu Dir reden.

Timandra.
Nichts?
Ihr Götter, womit hab ich Dich erzürnt,
O Diphilos.

Hermione (zu Timandra).
Ganz teilnahmlos bist Du
Da ich verzweifle!

Timandra.
Ach, muß ich nicht selbst
Verzweifeln jetzt?

Diphilos.
Von meinem Vater wollt'
Ich Dir erzählen, von der Mutter auch!

Timandra.
So kann ich wieder atmen! Sprich Geliebter!

Diphilos.
Hör' den Chrysippos.

Chrysippos.
Nein aus Dummheit nicht
Ward diese schöne Welt. Wie sie geworden?
Wir finden nicht zum Anfang einen Weg
Noch auch zum Ende. Träumerei ist alles,
Ein schillernd Nichts und das ist unser nur,
Was vor uns liegt. Greif' furchtlos Deinen Teil
Und überreich bist Du! Fühl', daß der Geist
Der einst dem Chaos Licht und Ordnung gab
Und unsre Wohnstatt bildete, die Erde,
Sie heute noch erhält und trägt; daß er
Wohnt in Dir selbst, in Deinem Aug, wenn forschend
Es in die Tiefe dringt, wenn ihm die Liebe
Entgegen lacht im Auge der Geliebten;
Greif' nach den Blumen, die um Dich erblühn,
Leg' Dich ins Gras und hör die Bienen summen;
Send' die Gedanken dem Orion nach,
Wenn stumm er seine Himmelsstraße zieht:
So wirst Du nur ein Einz'ges mit dem Ganzen,
Das Ganze wird ein Einziges mit Dir,
Und die Unendlichkeit der Welt, die Erde
Hier unter Dir, die Berge, Meere, Flüsse,
Der Himmel über Dir, mit seinen Sternen,
Mit Sonn' und Mond, — und alles was Dich hier
Umgiebt, und mit Dir lebt und liebt und schafft,
Hat Raum in Deinem Haupt und Deinem Herzen!
Ich aber darf in Deinem Haus, o Kroton
Nicht länger weilen. Ach, zu lange schon
War ich Dein Gast. Ich gehe, mich zur Abfahrt
Mit Reisehut und Reiseschuh zu rüsten.

Kroton.
Du gehst mir nicht, ich lasse Dich nicht ziehn!
Was ist mir das?

Chrysippos.
Gern, o Hermione,
Hätt ich Dir froh ein Lied am Tag gesungen,
Statt der verschwiegnen Nacht zu klagen, was
Ich fühl' und leide. — Nach Erkenntnis suchst Du, —
Erkenntnis ist nur im Besitz der Götter. —
Ich suchte Liebe, ach! und fand sie nicht.
(Ab. Hermione sinkt bewußtlos zurück.)

Timandra.
Helft der Hermione!

Kroton.
Mein Kind! Mein Kind!
(Alles drängt sich um sie herum. Hermione erhebt sich.)

Hermione.
Laßt mich und mögen mir die Götter helfen!
Laß mich, Timandra, — bleibet hier, — ich weiß
Den Weg zu finden. (Ab.)

Parmenio (zu Lais).
Wirrwarr über Wirrwarr!
Nur ich und Du, o Diotima, sind
Die fest beharrenden. So schließe nun
Mit mir den festen Bund: entschleire Dich!

Lais.
Ich bin bereit, hier siehst Du mich.
(Wirft den Schleier zurück.)

Parmenio (aufspringend).
Essenzen!
Bringt mir Essenzen! — Welch ein Scheusal! — Ach!
Hier ist das Fläschchen.
(ein Riechfläschchen aus dem Mantel ziehend)
Es geht besser schon.

Lais.
Wurd Dir so schlimm?

Parmenio (halb für sich).
Dies große Hab und Gut,
Die Wälder, Jagden, Heerden, — alles tummelt
So vor mich hin. — Die beiden Mägde da
Sind mir Ersatz.

Lais.
Was schwatzest Du? die Mägde?
Laß Dir die Lust darnach vergehn. Die eine

Digitized by Google

Ist Krotons einz'ges Kind, Hermione,
Die andre deren Freundin.

Parmenio.

Schensal, Schensal!
Und was bist Du?

Lais.

Die Sklavin, die er heut'
Freilassen wird.

Parmenio.

Helft mir hinweg.

(Will fort.)

Lais. (ihn festhaltend).

So kommst
Du nicht davon! Ich hab Dein Wort, Parmenio,
Da hilft Dir nichts.

Diphilos (hinzutretend).

Und meinem Vater gabst Du
Das feste Wort, Parmenio, daß heute
In meine Hand Du das gelieh'ne Geld
Zurückbezahlen würdest, samt den Zinsen.

Parmenio.

Die Qualen alle der Verdammten fühl' ich
Hier am lebendigen Leib! Seh' ich das Schensal,
Bekomm ich Krämpfe.

Lais.

Schon ein Kapital
Erspart ich mir.

Parmenio.

Du?

Lais.

Und zum Dank will Kroton
Für meine treuen Dienste mir ein Haus
Am Hafen schenken, Wirtschaft drin zu treiben.

Parmenio.

Wirtschaft? Das ist das Wort! Ich hab' darin
Mein Geld gelassen und drum weiß ich auch
Wie man die Gäste anszieht. Keinen Narren
Giebt's in der Welt, der mir noch borgen würde
Und die Philosophie läßt mich verhungern!
Ich will's mit Dir probieren, Diotima.

Lais.

Ich heiße Lais.

Parmenio.

Lais? Wer gab Dir
Du watschelnd Ungeheuer, diesen Namen?
Doch ist's ein Nam', der für die Wirtschaft paßt
Und Gäste anlockt. Auf die Mauer schreib ich:
Zur goldnen Lais. — Was, o Diphilos
Die Forderung Deines Vaters anbetrifft, —

Timandra.

So ist sie Dir geschenkt, — denn eine Tochter
Bringt, statt des Geldes, ihm der Sohn ins Haus.

Kroton.

Sind heute alle toll? — Timandra, Du? —

Timandra.

Heiß meinen Bräutigam bei Dir willkommen!
Sohn Deines Gastfreunds ist er, des Sophron.

Kroton.

Ich drück' ans Herz Dich, Junge, und der Himmel
Schütt seine Gaben auf Euch beide aus:
Kinder und Reichtum! Hätt' ich nur die Sorge
Nicht um Hermione!

(Zu den Dienern.)

Seht, wo sie weilt,
Es macht mich ängstlich.

(Chrysippos tritt auf, reisefertig.)

Chrysippos.

Fahre wohl, o Kroton!

Kroton.

Du gehst mir nicht! Wo ist Hermione?

(Hermione tritt auf ebenfalls zur Reise gerüstet.)

Chrysippos.

Ihr Götter, was erblick' ich?

Hermione.

Fertig siehst
Du mich mit Reisehut und Reisestab.
Wohin Du gehst, willst Du mich zur Gefährtin,
Ich gehe mit. Mehr lernt' ich heut von Dir
Als all mein Studium mich hat gelehrt;
Und nicht zu den Dämonen fleh' ich mehr,
Daß sie der Himmelstiefen-Thor mir aufthun
Nein, nur zu Dir, daß vor mir Du erschließest
Die Tiefen Deines Herzens.

Chrysippos.

Kann ich's fassen?
Du mein, Hermione? (Sie umarmend.)

Kroton.

Ihr ewigen Götter!
Welch Glück heut gabt ihr! Auf! Die Rinder schlachtet
Zum Opferfest und zu dem großen Fest
Dreifacher Hochzeit in des Kroton Haus!

Digitized by Google

Gedichte

von

Eduard Mörike.

[Ungedruckter Nachlaß.*)]

I.

An Margarethe.

Ich sehe Dich mit rein-bewußtem Willen
— Ach leider oft den Nächsten selbst entgegen —,
Noch sanft durchglüht vom letzten Vatersegen,
Streng Deines Tages Pflichtenkreis erfüllen.

Du magst so gerne unbelauscht im Stillen,
Was himmlisch blüht und unverwelklich, pflegen,
Und, kindlich, um das höchste Wort verlegen,
Den Reichthum Deiner tiefern Brust verhüllen.

Wer so Dich kennet, ja, der glaubt aufs Neue,
Daß Wahrheit, Tugend, Lieb' und fromme Treue
Noch immer nicht von dieser Erde schieden.

Oft seh' ich, wenn Du trüb' die Stirne senkest,
Den Stern, den Du Dir gar verloren denkest,
Dicht über'm Haupt Dir stehn, — den sel'gen Frieden.

II.

An Gretchen.

Den 10. Juni 1852, Morgens 3 Uhr.

„Wohlauf im Namen Jesu Christ!
Der helle Tag erschienen ist!"
So hört' ich um die Dämmerzeit
Den Wächter unten singen heut.
Dies holde Wort wie freudiglich
Im tiefsten Herzen traf es mich!
Gesegnet sei mit Ja und Amen
Der Tag in jedem heil'gen Namen,
Der meines Lebens Licht und Leben
Dich, Margarethe, mir gegeben.

*) Wir verdanken diese Gedichte, sowie eine Reihe anderer, sehr wertvoller Mitteilungen aus dem Nachlaß des großen Lyrikers Herrn Professor Dr. Jakob Bächtold in Zürich, dem Verwahrer dieses Nachlasses. Die Gabe, die wir heute — gleichsam als Vorläufer der größeren und wichtigeren, die unsere Leser in den nächsten Heften erfreuen sollen — bieten, umfaßt jene vier ungedruckten Gedichte des Nachlasses, welche er an seine treffliche, spät errungene Gattin, Margarethe von Speth, gerichtet. Die drei ersten Gedichte fallen in die Brautzeit.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

III.

Meinem Gretchen.

Zum 10. Juni 1853.

Drunten in des Kaufherrn Waarenhalle
Sehnte ſich ein Kleidchen ſchon ſeit lange
(Ohne daß es drum, verſteh mich, eben
Was man ſagt, ein Ladenhüter wäre),
Sehnte ſich aus des Gewölbes Schatten
An das Tageslicht, in Luft und Sonne,
Einem guten Mädchen oder Fräulein,
Das ſo um die vierunddreißig ſtünde,
Angeſchmiegt vom Hals bis auf die Knöchel,
Sich mit ihr im Zimmer, durch den Garten,
Und auf Markt und Straßen zu bewegen.
Ei, da kamen wir zur guten Stunde,
Sah'n der ſchönen Waaren eine Menge,
Mit noch ſchönern Worten angeprieſen,
Ausgebreitet vor uns auf den Tiſchen.
Doch dies Kleidchen ſprach zuletzt beſcheiden:
Wählet mich! Dem heißen Sommer bin ich
Und dem kühlen Herbſt gerecht, an Farbe
Mild, und linde fallen meine Falten.
Nehmt mich mit! Ihr kaufet nicht zu theuer. —
Nun, in Kurzem war der Handel richtig,
Und hier iſt es, Dir zum Dienſt gewidmet.

Sieh, es fremdet noch, beſchämt, ein bischen,
Ungewiß ob es gefallen werde.
Doch es darf durch manche ſtille Tugend
Hoffen, mit der Zeit ſich werth zu machen;
Fühlt es doch in dem und jenem Stücke
Sich voraus der lieben Herrin ähnlich.
Wenig wird es Dich ins Schauſpiel locken,
Zu Konzert und Prunkviſiten wenig,
Eher könnte Dorf und Wald es reizen.
(Wundershalb nur möcht' es dieſer Tage
Gleich einmal die Eiſenbahn verſuchen!)
Aber ach, was will ein armes Kleidchen
Heut bedeuten in des Mannes Händen,
Der Dich gar zu gern, o Allerbeſte,
Um und um in ſeine Liebe hüllte,
Daß Du nur in dieſem Äther wandelnd
Dich wie heute fühlteſt alle Tage!

IV.

Meinem lieben Gretchen.

Am 10. Juni 1859. Mit einem Meſſerchen und einem kupfernen Fingerring.

Von Müllers Laden her kam ich im Sonnenbrand
Die rothe Straße hergerannt;
Erwog in meinem Sinn mein armes Angebinde,
Und ob ſich nicht dazu noch etwas Hübſches finde,
Ein Blumenſtrauß, ein Band, ein Tüchlein oder — ſchau!
Im ſelben Augenblick — ich lüge nicht, o Frau, —
Seh' ich vor mir was auf dem Pflaſter blinken,
Ein gold'nes Kleinod, will mich dünken!
Schnell raff' ich es vom Boden auf,
Betracht' es wie ein Dieb verſtohlen nur im Lauf,
Schon bang, ich werd' es, pflichtgefliſſen,
Zur Polizei gleich tragen müſſen,
Ward aber nur zu bald gewahr,
In ſofern hab' es nicht Gefahr.

Ein wunderlicher Fund auf jeden Fall, juſt heute!
Wenn er dir gilt, ſag an, was ſolch ein Pfand bedeute? —
— Sei's, was es will, ich bin nicht eiferſüchtig drob.
Auf dieſes Zeichen geb' ich nichts verloren.
Dein erſter Mann lebt noch, Gottlob,
Für einen zweiten — biſt du nicht geboren!

Digitized by Google

Aus den Tagen der Zensur.

Ungedruckte Briefe an J. L. Deinhardstein.

Zwei Male haben wir nun schon die Leser der „Deutschen Dichtung" an den verschollenen Namen und das längst vergessene Wesen und Wirken Johann Ludwig Deinhardsteins, des einst von keinem Geringeren, als Goethe, in prächtigen Reimen gerühmten Dramatikers, erinnert, aber beide Male nicht um seiner selbst und seiner dichterischen Thätigkeit willen. Als wir im III. und IV. Bande dieser Zeitschrift die seither vielbenutzten, wenn auch nicht immer bei der Benutzung citierten Aufsätze: „Das Wiener Burgtheater und das deutsche Drama" veröffentlichten, kümmerte uns nur der Theater-Direktor Deinhardstein und auch dieser nur insofern, als er eben der Adressat der mitgeteilten Briefe berühmter Bühnendichter war, und bei der Veröffentlichung der Briefe, welche Goethe an ihn gerichtet, (Band V. der „Deutschen Dichtung") kam der vielgeschäftige Mann für uns nur in seiner Eigenschaft als Redakteur der „Wiener Jahrbücher für Litteratur" in Betracht. Gleichwohl haben wir bei letzterer Gelegenheit auch seiner selbst eingehend gedacht, und den schwierigen Versuch unternommen, ein Bild seines Charakters zu entwerfen, dieser Mischung von Gut und Böse, von Ernst und Frivolität, von Biederkeit und Verschlagenheit, von Regsamkeit und Trägheit, von Opferwilligkeit und Egoismus, wie sie kaum zu fassen, geschweige denn zu erklären ist. Verständlich kann dieser „echteste vormärzliche Österreicher" nur Jenen sein, welche sich eben eingehend mit den vormärzlichen Zuständen dieses Staates beschäftigt haben. Dies und Näheres haben wir vor mehr als drei Jahren bereits gesagt und dürfen nun darauf verweisen, wenn sich ein Leser durch die nachstehend mitgeteilte neue Serie von Briefen an Deinhardstein angeregt fühlen sollte, auch ihn selbst näher kennen zu lernen.

In diesen Briefen tritt uns der vielseitige Mann hauptsächlich in seiner Eigenschaft als Censor entgegen, daneben auch als Redakteur und Direktor des Burgtheaters. Es ist ein buntes Allerlei, was wir hier bieten, aber es findet sich — so hoffen wir — kein Blatt in dieser Gabe, das nicht nach irgend einer Richtung auch die Beachtung des Lesers von heute verdienen würde. Wir beginnen mit einem Briefe, welcher dem Schreiber zur besonderen Ehre gereicht.

Es ist dies F. A. Brockhaus, der Begründer und Chef der bekannten Leipziger Verlagshandlung. Im Jahre 1842 hatte er die „Deutsche Allgemeine Zeitung" begründet, ein Blatt von ausgeprägter, aber überaus maßvoller liberaler Tendenz. Die österreichische Regierung hatte die Zeitung gleichwohl verboten, ein Schicksal, welches das Brockhaus'sche Organ, wie man weiß, damals mit nahezu der gesamten periodischen Presse Deutschlands teilte. Der Verleger ertrug dies Schicksal nicht schweigend und geduldig, wie seine meisten Kollegen; der rührige, energische Mann bot Alles, was er an persönlichen Beziehungen hatte, auf, die Aufhebung des Verbots zu erwirken. Es war vergeblich, und so mag er auch keine allzugroße Hoffnung an das Ersuchen geknüpft haben, welches er im Spätherbst 1845, also nach nahezu dreijährigem Bestande seines Blattes, an Deinhardstein richtete, welcher kurz vorher anderweitige litterarische Beziehungen mit ihm angeknüpft hatte. In der That konnte ihm Deinhardstein, obwohl damals bereits Obercensor, keinen anderen Rat geben, als jenen, dessen Brockhaus nicht erst bedurfte, weil es der selbstverständliche war, sofern nur der Charakter des Bittstellers die Befolgung gestattete: er empfahl ein offizielles, direktes Gesuch bei der Censurstelle. Wer sich dazu entschloß, mußte auch von vornherein zu den größten Konzessionen an die Censur entschlossen sein, denn diese gab dann die Bedingungen bekannt, unter welchen sie der Bitte entsprechen könne; diese Bedingungen waren im vorhinein nicht schwer zu erraten, und wer sie nicht acceptieren wollte, brauchte sich nicht erst die Mühe des Gesuchs zu machen. In diesem Sinn lehnte denn auch Brockhaus in nachstehendem Schreiben, welches im übrigen keines Kommentars bedarf, die Befolgung des Rates ab:

Leipzig, 12. Dec. 1845.

Ew. Hochwohlgeboren

gefällige Zuschrift vom 22. November habe ich zu erhalten die Ehre gehabt und bin Ihnen zu dem größtem Danke verpflichtet, daß sie es über sich genommen, in Betreff meiner Zeitungsangelegenheit an geeigneter Stelle dort Rücksprache zu nehmen Wenn es von allem Anfang an mein lebhafter Wunsch war und sein mußte, der Deutschen Allgemeinen Zeitung Eingang in den österreichischen Staaten zu verschaffen, und ich auch kein Mittel unversucht gelassen habe, dieses zu erlangen, so ist doch jeder Schritt vergebens gewesen, und ich fürchte auch, daß es mir in Folge des Standpunktes meines Blattes niemals gelingen werde, demselben öffentliche Zulassung in Oesterreich zu verschaffen. Wie dankbar ich Ihnen nun auch für die Bemühungen, die Sie sich gegeben, und für die gütige

Digitized by Google

Vermittelung, die Sie mir anbieten, sein muß, so trage ich nach reiflicher Erwägung doch Bedenken, ein diesfallsiges Gesuch bei Sr. Excellenz dem Herrn Polizei- und Censur-Präsidenten Grafen von Sedlnitzky einzureichen, da ich jedenfalls die Zugeständnisse nicht würde geben können, die für Ertheilung der gewünschten Concession gefordert werden dürften. So will ich lieber die Sache dem natürlichen Gange überlassen, und vielleicht habe ich noch die Genugthuung, daß man dort noch anerkennt, wie die gesetzliche Haltung meiner Zeitung solche scharfe Maßregeln, wie sie sie schon hat erfahren müssen, nicht verdient. Es ist Ihnen persönlich gewiß nicht unbekannt, daß diese seit drei Jahren unter dem Titel „Deutsche Allgemeine Zeitung" bestehende Zeitschrift sich jederzeit bestrebt hat, ein möglichst unbefangenes und wahrheitsgetreues Bild der Zeit zu bieten, daß sie mit einer in der deutschen Presse seltenen Unparteilichkeit dem Für und Wider ihre Spalten eröffnet, dabei aber die extremen Richtungen ausgeschlossen, in Form und Wesen auf edles Maß zu dringen gesucht und eben in die Einhaltung dieses Standpunctes ihre Consequenz gesetzt hat. Auch in ihr waltet das Streben nach Fortschritt vor, aber ein Streben, was nur im Wege des Gesetzes und Rechts wandelt, ohne Haß und Bitterkeit, ohne Leidenschaft eintritt, den Fortschritt nur innerhalb der Grundzüge der bestehenden Ordnungen, nur im Einklange mit der Geschichte, den gegebenen Zuständen, dem wahren Charakter des deutschen Volksthums, nur im Sinne ächter Vaterlandsliebe, Bürgertreue, Sittlichkeit und Gottesfurcht will. Der bekannte Name des Redacteurs meiner Zeitung leistet für die Einhaltung dieses Standpunktes Bürgschaft; er leistet sie auch dafür, daß, wie überhaupt, so namentlich kein feindseliger Geist gegen Oesterreich in ihr walte. Seine Schriften, insbesondere seine geschichtlichen Werke sprechen seine diesfallsige Gesinnung in einer Weise aus, welche schon Gegnern, welche ihn Preußen gegenüber verdächtigen wollten, zu öffentlichen Angriffen Anlaß gegeben hat. Im Uebrigen ist meine Zeitung, ihrer ganzen Natur und Stellung nach, vorzugsweise auf Nord- und Mitteldeutschland angewiesen und nicht veranlaßt, was man dort mit Unrecht annehmen scheint, sich speciell mit inneren österreichischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Gewiß würde sie, nach einer Zulassung in den kaiserlichen Staaten, noch mehr als seither Alles, was in Beziehung auf dortige Zustände Anstoß geben könnte, zu vermeiden ebensowohl durch Interesse als durch Gewissenhaftigkeit sich gebunden fühlen. Was aber nicht gehalten werden kann, darf nicht versprochen werden. Wir können die kirchlichen Bewegungen nicht aus den Augen verlieren, so lange sie sich nicht aus der Zeit verlieren und sie müssen vorzugsweise in der Deutschen Allgemeinen Zeitung im Sinne des Protestantismus besprochen werden. Die Deutsche Allgemeine Zeitung hat diese neuesten Bewegungen nicht mit Vorliebe an sich gezogen, sondern sie sind ihr von Zeit und Umgebungen zugetragen worden. Eine lediglich von der Gunst des Publicums abhängige Zeitung muß den Ansprüchen desselben, soweit es mit Ehre und Pflicht vereinbar, nachgeben, und wird dabei um so größere Rücksicht nehmen müssen, wenn sie nicht freien Spielraum zu ihrer Verbreitung hat, nicht auf dem weitesten Raume sich ihr Publicum bilden kann. Es sind aber jene kirchlichen Wirren in so mancher in den kaiserlichen Staaten zugelassenen Zeitung gleichfalls sehr eifrig besprochen worden, und vielleicht nicht überall mit dem Anstand, der Mäßigung, dem gründlichen Hervorheben auch der Gegenseite der Dinge, wie in meiner Zeitung.

Vorstehende Expectoration glaubte ich Ihnen, verehrtester Herr, schuldig zu sein, um mein Bedenken, ein Gesuch um Zulassung der Deutschen Allgemeinen Zeitung in den österreichischen Staaten einzureichen, zu motivieren. In anderem Geiste, als es jetzt besteht, kann mein Blatt nicht erscheinen, und bricht es sich durch seine Haltung nicht selbst die Bahn, so werde ich allerdings darauf verzichten müssen, sie je in Oesterreich gelesen zu sehen.

Mit nochmaligem Danke für ihre gütigen Bemühungen empfehle ich nach wie vor mein Interesse Ihren freundlichen Gesinnungen und habe die Ehre zu sein Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

F. A. Brockhaus.

Auch in den beiden folgenden Briefen wird vor Allem der Oberconsistorialrath Deinhardstein, daneben auch der Redakteur der sehr einflußreichen „Wiener Jahrbücher" in Anspruch genommen. Der Schreiber derselben ist seit kaum einem Dutzend Jahren tot und war bis an sein Lebensende litterarisch thätig; gleichwohl dürfte wenigen Lesern mehr von ihm bekannt sein, als der Name: Karl Träxler oder, wie er sich selbst nannte, Träxler-Manfred. Ein vielseitiges Talent, aber bloß als Übersetzer ausgezeichnet, hingegen als Lyriker nur eben eine liebenswürdige, sympathische, gemütvolle Dichternatur und als Erzähler vollends nicht über das anständige Mittelmaß hinausreichend, gehört er zu jenen Poeten, deren Wirkung erlischt, sobald sie die Augen schließen, denen aber die Litteratur-Geschichte ein gutes Angedenken bewahren muß, weil sie in ernstem Streben rastlos mit dem ihnen anvertrauten Pfund gewuchert, ihren Zeitgenossen nicht bloß Zeitvertreiber, sondern auch Mahner zum Guten und Edlen gewesen, und so ihre Aufgabe auf Erden redlich erfüllt haben. Aber nicht bloß dem Dichter, auch dem Menschen Träxler-Manfred darf Gutes nachgesagt werden: er war ein freundlicher, gutmütiger Mann und seinen Idealen stets treu, wie arg ihn auch zuweilen die Not bedrückte. Am 17. Juni 1806 als Sohn eines österreichischen Beamten in Lemberg geboren, dann in Prag aufgewachsen, rang er sich trotz seiner polnisch-czechischen Erziehung allmählig zur Würdigung des deutschen Volkes, den er dem Blute nach angehörte, durch und ist ihm dann sein Leben lang ein treuer Sohn geblieben. Auch seine politische Gesinnung hat sich im Lauf all der langen Jahre nicht allzusehr geändert, obwohl es so den Anschein hatte: in Wahrheit war er im tiefsten Innern trotz seiner ausgebreiteten journalistischen Thätigkeit eine durchaus unpolitische Natur und verharrte auf einem und demselben

Digitized by Google

Standpunkt eines sehr gemäßigten, ja zahmen Liberalismus; nur die Zeiten wandelten sich und die Systeme. Dieser Standpunkt und die überaus drückende Atmosphäre des vormärzlichen Österreich ließen ihn von 1826 bis 1829 seine Bildung an deutschen Hochschulen suchen; aber als ein Gemäßigter, der hoffen durfte, immerhin auch unter Metternich ein Plätzchen in der Heimat zu finden, kehrte er 1829 nach Wien zurück. Er irrte, den „draußen" Gebildeten, den „Litteraten" konnte die Heimat nicht brauchen; der loyale Deinhardstein erlangte auf Grund seiner — juristischen Studien spielend leicht die Stelle eines Professors der Ästhetik an der Wiener Hochschule; der „kompromittierte" Dräxler rang trotz seines wohlgefüllten philologischen Schulsacks vergeblich nach einer Anstellung als Gymnasiallehrer. So wurde er denn notgedrungen Schriftsteller von Beruf, ging notgedrungen, da er in Wien trotz aller Vorsicht in Konflikte mit der Zensur geriet, wieder nach Deutschland, dann nach Frankreich und England, und fand endlich 1845 ein Stücklein sicheren Brodes als Redakteur der offiziellen „Darmstädter Zeitung". Auch dies war kein Abgehen von seinen Überzeugungen; derselbe Mann, der den Druck des erzreaktionären Österreich nicht ertragen konnte, durfte im kleinen süddeutschen Verfassungsstaate ruhigen Gewissens die Ansichten der Regierung vertreten. Erst im Jahre 1852 wurde sein Liberalismus auch für Hessen-Darmstadt zu gefährlich; er verlor seine Stellung, wurde jedoch kurz darauf Dramaturg des Darmstädter Hoftheaters und blieb es bis an seinen Tod; er ist am Sylvestertage 1879 gestorben.

Im Sommer 1845 hatte Deinhardstein eine Rheinreise gemacht und war bei dieser Gelegenheit mit Dräxler-Manfred zusammengetroffen. Zwei Monate später schrieb ihm der Letztere:

Darmstadt 26. Oktober 45.

Mein hochverehrter Herr!

Ich lese in der illustrirten Theaterzeitung den ewigen (nicht Juden sondern) Artikel „Übers Meer" mit Hochgenuß, und erinnere mich dabei unseres freundlichen Zusammentreffens auf dem Rheine, und Ihrer heiteren Mittheilungen, und der zwei Bände welche Weidmann über Langenwinkel schreiben müßte. Da gedenk' ich denn auch meiner Verpflichtung gegen Sie, Ihnen Auskunft über die mir anvertrauten Exemplare Ihres Stückes zu geben. In Frankfurt wurde es bereits aufgeführt, der Erfolg so so — denn von den drei alten Rollen war nur eine erträglich und Wilhelm schlecht besetzt. Der Mainzer Director hat mir die Aufführung zugesagt; der Wiesbadener schrieb mir vor einigen Tagen, daß er sie auch, wiewohl contre coeur des dortigen Intendanten, durchsetzen wolle, — und hier ist man auch geneigt, es zu geben, ob es aber noch in dieser Winterssaison, d. h. bis April zum Durchbruch kommt, ist noch ungewiß. Sie sehen also, ich habe das Meinige so ziemlich gethan, und wenn es auch nicht regnet, so wird es doch tröpfeln. Daß Ihnen meine Sendung (Sonnenberg) seiner Zeit in Frankfurt zugekommen ist, vermuthe ich, und sollte mich sehr freuen, wenn Sie das Buch, das so recht aus meinem Herzen geflossen ist, einer Besprechung in den Wiener Jahrbüchern werth halten.

Mittlerweile habe ich gelesen, daß Sie Obercensor sämmtlicher Wiener Journale geworden sind, und mit der ehrlichen Aufrichtigkeit, die Sie an mir kennen, will ich Ihnen dazu meinen Glückwunsch nicht abstatten. Ich weiß, daß die Sache in Ihren Händen nur gewinnen kann, aber ich weiß auch, daß alle die Hasse, die sonst gegen verschiedene Censor-Personen gerichtet waren, jetzt in Ihnen einen Zentralpunkt finden werden und daß man eben alles Übel — das ewig an der Censur bleibt — als von Ihnen ausgehend taxiren wird. Sie werden zu einer literarischen Unmöglichkeit und das thut mir in der Seele weh, weil ich Sie schätze und Amt und Mann zu trennen weiß.

Ich bin in der Lage, Ihnen mit einer Bitte beschwerlich zu werden, die bei Ihrer Stellung vielleicht brevi manu genehmigt werden kann, oder für welche Ihre Güte mir wenigstens den rechten Rath geben kann. Meine „Gedichte" anno 1839 in Frankfurt erschienen, möchten gern einer neuen Auflage entgegensehen, zu welchem Behuf wir den letzten Rest der alten anbringen möchten. Damals erhielt das Buch in Wien das transeat wegen eines einzigen Gedichtes und durch diesen Umstand an dortigen Ankündigungen verhindert, ging mein Buch am schlechtesten in meinem Vaterland. Nun denke ich, was anno 1839 in Wien mit dem transeat belegt wurde, müsse jetzt, wo sich so viel zur Milderung geändert, leicht ein volles admittitur bekommen können. Und dieses für mein Buch zu erlangen, wäre mein Wunsch und darum spreche ich Ihre gütige Vermittlung an. Erlange ich das admittitur, so geben wir dem Buche einen neuen gestochenen Titel, machen so eine neue „Ausgabe" und versenden diese nur in Österreich, (was Sauerländer durch seinen Sohn leicht kann), und da wir eben dort noch gar keinen Markt damit gemacht haben, so ist jetzt das bescheidene Resultat zu hoffen, welches den Rest der Auflage erschöpft.

Bedenken Sie selbst, verehrter Herr Regierungsrath, wenn ein redlicher Kerl wegen einer kleinen Anstößigkeit (?!) von den Gränzen seiner Heimath fern bleiben muß — und am Ende sind derlei Anstößigkeiten sehr relativ und hören mit der Zeit auf es zu sein. Ich weiß, Se. Excellenz der Graf S. als oberste Instanz aller dieser Angelegenheiten sind geneigt, auf milde Vorstellungen einzugehen, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie in dieser an sich unbedeutenden Sache der Vermittler zu meinen Gunsten werden wollten. Der Einblick in den reponirten Censurzettel von damals müßte ja zeigen, daß ich um etwas leicht Gewährbares bitte. Ginge es aber auf diesem Wege nicht und müßte der Geschäftsgang eingeschlagen werden, so bitte mir die nöthige Andeutung zu geben. Ich fürchte nur daß, wenn ich das Buch als pro nova editione dort einreiche, die Streicherei am Ende erst recht losgeht. —

Zürnen Sie mir nicht, daß ich soviel in propria causa vorbringe; Ihre Stellung und das Vertrauen,

*) Ein Wiener Lokal-Historiograph, durch die Breite seiner Darstellung ungünstig bekannt.

Digitized by Google

das Sie mir persönlich einflößen, entschuldige mich. Sehr erfreut würde ich sein, wenn Sie diese Zeilen einer baldigen Antwort werth hielten und mir entweder ein Reinlitat oder Etwas dazu führendes gütigst mittheilten. Ich zeichne mit dem Ausdruck wahrer und lebendiger Hochachtung, verehrtester Herr Regierungsrat

Ihr

ergebenster

Dr. Dräxler-Manfred

Wie man sieht, waren die beiden Schriftsteller übereingekommen, einander freundschaftlich zu nützen; Dräxler sollte ein Stück Deinhardtsteins auf die westdeutschen Bühnen bringen, Deinhardtstein Dräxlers „Sonnenberg“ („Annden und Sagen. Romanzencyclus. Siegen 1845“) in den „Wiener Jahrbüchern“ besprechen. Der Erstere hatte seine Zusage soweit ihm möglich eingehalten und erinnerte nun den Anderen an dessen Versprechen. — Beachtenswert und sicherlich für Dräxlers Charakter ehrenvoll ist die Art, wie er Deinhardtstein zu dessen Amt als Oberecensor „gratuliert“, der Beglückwünschte wird schwerlich davon erbaut gewesen sein; er selbst schimpfte gern über die Censur und besammerte sein Loos, welches ihm so harte Pflichten aufgebürdet, aber ihm gegenüber dieselbe Donari anzustimmen war nicht angefährlich, und daß er nun seine Versprechungen bezüglich des „Sonnenberg“, sowie die neue Bitte Dräxlers unerfüllt ließ, mag zunächst diese unverständige Briefstelle verschuldet haben; allerdings war Vorthalten auch sonst nicht gerade seine schönste Tugend. — Das "Transeat“ war eine gelinde Maßregel der Censur, das von derselben betroffene Buch durfte in Österreich weder inseriert, noch besprochen, noch im Schaufenster ausgelegt werden, hingegen war der Verkauf gestattet. — Die „Anstößigkeit (?!)“ war Dräxlers Konflikt mit der Censur, der seine Auswanderung zur Folge gehabt; „S.“ war Graf Sedlnitzky. — Deinhardtstein wird, wenn überhaupt, dann ausweichend und verströstend geantwortet haben. Anderthalb Jahre später mahnte ihn Dräxler, zum Mindesten seine Zusage bezüglich des „Sonnenberg“ einzuhalten.

Sehr verehrter Herr Regierungsrath!

Da ringt sich die alte Schlange der Eitelkeit in einem Poeten, und dieser wendet sich bittend an Sie, weil Sie so gütig waren, mir in dieser Sache freundliche Zusicherung zu geben. Als ich das Vergnügen hatte, Ihnen im Juli 1845 auf dem Rhein zu begegnen sprach ich Ihnen von meinem Sagenbuche „Sonnenberg“ und Sie waren so gütig mir zu versprechen, daß Ihre Wiener Jahrbücher d. L. davon Notiz nehmen sollten. Ich sandte Ihnen das Buch sofort (ich weiß nicht mehr, nach Mainz oder Frankfurt — und spätere Anfrage in dem betreff. Hotel setzte mich in Kenntniß, daß Sie es empfangen) aber es sind nun 1½ Jahre vergangen, ohne daß Ihre hochgeschätzte liter. Quartalschrift dessen Erwähnung gethan.

In meinen Jahren ist man über die sanguinischen Erwartungen in der Literatur und über gewisse Selbsttäuschungen hinaus. Ich weiß, daß mein Buch nicht ganz werthlos ist und daß von diesem Punkt aus ein Übergangenwerden in den „J. d. L.“ nicht wohl anzunehmen ist. Es muß also wohl ein anderer Grund vorwalten (das Buch vielleicht doch nicht in Ihre Hände gelangt oder auf der Reise verloren worden sein etc.) und ich würde Ihnen mein s. verehrter Herr R. R. großen Dank wissen, wenn Sie mich über diesen verständigen wollten.

Meine eigenthümliche Stellung zur Heimath macht es mir in hohem Grade wünschenswerth, daß ein so geachtetes lit. Organ wie die „W. J. d. L.“ meine Produktivität nach ihrem Ermessen besprechen; denn an dem, was die öster. Journale von mir sagen, kann mir nichts gelegen sein, während mich das, was Ihre Vierteljahrsschrift spräche, vielfach berühren und am rechten Orte in Erinnerung bringen würde.

Mit dieser offenen und ehrlichen Absicht habe mir die Freiheit genommen, Ihnen hochverehrter Herr, meine kleine Angelegenheit in's Gedächtniß zu rufen, bittend mir, wenn es nöthig, eine gefällige Auskunft darüber geben zu wollen.

Mit dem Ausdruck gebührender Hochachtung Ihr

ergebenster

Darmstadt 11. Februar 47. Draexler-Manfred.

Man sieht, damals legte der Exilierte noch Wert darauf, „am rechten Orte“, bei der österreichischen Regierung, in Erinnerung gebracht zu werden; er hing an der Heimat und wollte in ihr wirken, sofern sie ihn nur nicht seiner Überzeugungen wegen mißhandelte. Später, als dies nicht mehr zu befürchten war, blieb er in der neuen Heimat, die ihn gütig aufgenommen und wo er alt geworden. Daß sogar ein Mann von Dräxler-Manfred's Gesinnungen in Österreich keine Stätte fand, wo er hätte wurzeln können, ist eine kulturgeschichtlich nicht unbedeutsame Thatsache.

Lassen wir nun einem harmlos-kindlichen Manne das Wort, H. C. Andersen. Von seiner Hand liegt uns in seinem nicht fehlerfreien Deutsch folgender Brief vor:

Copenhagen, 15. Nov. 1838.

Erinnern Sie noch den dänischen Dichter, Andersen, der 1834, auf der Rückreise von Italien bei Ihnen eingeführt wurde? Dieser Besuch ist meinem Gedächtnisse noch gegenwärtig. Seitdem habe ich mehrere Romane geschrieben, und finde meine höchste Aufmunterung und schönste Freude, da ich sehe, mit welchem Wohlwollen und welcher Anerkennung meine Arbeiten in Deutschland aufgenommen werden. Für jetzt bin ich mit einer dramatischen Arbeit, „Der Mulatt,“ beschäftigt, ich hoffe er kommt auf der deutschen Bühne.

Der Ueberbringer dieses ist Hr. Borgaard, der als einer der besten hiesigen Uebersetzern fremder Arbeiten angesehen wird. Ich bin so frei, ihn mit einer Empfehlung an Sie zu begleiten. In der Qualität eines Uebersetzers ist es für Hrn. Borgaard besonders wichtig das Schauspielhaus oft zu besuchen und zwar unentgeldlich, rücksichtlich seiner beschränkten Resourcen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihr ergebener

H. C. Andersen.

N. S.

Ich habe ihm mitgegeben Oehlenschlägers Uebersetzung des Hans Sachs.

Digitized by Google

Daneben liegt ein Zettelchen von des Dichters Hand; eine Übersicht der bis 1838 erschienenen deutschen Übersetzungen seiner Werke:

Jugendleben und Träume einem italienisch. Dichters übersetzt von Kruse.

auch unter d: Titel der Improvisator. Roman.

O. T. Roman, Leipzig bei Kummer.

Nur ein Geiger, Roman, uebersetz von Jensen. Braunschweig bei Vieweg.

Des Dichters Bazar. Braunschweig bei Vieweg.

Mährchen, Gesammt-Ausgabe uebersetz von Reutscher. Berlin bei Simion. 2 Bände.

Neue Mährchen von Andersen uebersetz von Heise in Hamburg.

Bilderbuch ohne Bilder, uebersetz von Heise, 3te vermehrte Ausgabe.

Gedichte sind uebersetz bei Chamisso und Gaudy Viele deren Schriften."

Ein ander Bild — der alternde Fouqué, der durch das Schreiben von Rezensionen seinen Namen und sein Leben fortfristet. Wir geben aus seinen Briefen nur eine Auswahl, sie werden genügen, auch Jenen, die bisher wenig von den älteren und schlechteren Tagen des Dichters der „Undine" erfahren, ein charakteristisches Bild seines damaligen Wesens und seiner Anschauungen zu bieten. Eines Kommentars werden nur die wenigsten bedürfen. Das erste uns erhaltene Schreiben (eine literarische Beziehung war vorangegangen) lautet:

Berlin (Wilhelmstraße 68) am 11. Febr. 1830.

Geehrter Herr und Freund!

An diesem Vorabend meines Eintrittes in das drei und fünfzigste Lebensjahr habe ich so eben die beiliegende Recension beendet.

Die Notiz scheint überflüssig, kindisch wol gar — kindischer mindestens, als sie sich mit dem noch nicht zum Greisenalter vorgerückten und doch so weit über die Jugendzeit hinausgerückten Lebensalter des Schreibers rechtfertigen läßt.

Und doch: mir ist, als müsse ich just Ihnen das so hinschreiben.

Lassen Sie es als einen Ausdruck der Vertraulichkeit von Dichter zu Dichter gelten.

Im ähnlichen Gefühl empfehle ich die beikommenden Schrift-Bogen Ihrer — oder sonst einer achtsamen — Korrektur für den Druck. Ich wollte selbige erst abschreiben lassen. Aber in dem getreulichen Bestreben, über ein mir so höchst achtbares und liebes Werk, als Eberts Wlasta, mich möglichst klar und gründlich auszusprechen, war mir die Zeit dahingegangen, worin Sie meine Arbeit spätestens zu empfangen wünschten. So gebe ich Sie denn dem verwandten Geiste zur freundlichen Besorgung vertrauend hin, mit all ihren äußerlichen Mängeln. Innen wenigstens habe ich sie sorgfältig nach besten Kräften ausgestattet. Das weiß Gott.

Ich bitte um fernere gütige Aufträge für Ihr Institut, und freue mich darauf. Namen, die ich mir für Beurtheilung der darunter gelieferten Werke durchaus verbitten muß, damit wir uns nicht mit unnöthigem Hin- und Herschreiben aufhalten, sind: Raupach, Immermann, Grabbe, Graf Platen-Hallermünd und Heine. Saphir versteht sich wohl von selbst. Meiner subjektiven Überzeugung nach, sind deren Werke rein verderblich für die Literatur, und dergleichen zu bekämpfen, fühle ich keinen Beruf in mir. Es ist nicht Partheiwesen. Die genannten Herren haben mir im Ganzen wenig, partiell vielleicht gar nichts zu Leide gethan. Es ist eben mein Gefühl: ich vermag auf jenen Feldern kein erfreuliches Stück Arbeit zu leisten. Liebevolle Achtung ist der unerläßliche Grundstein jedes kritischen Schaffens. Deshalb könnte mit voller Heiterkeit Ihre Werke, falls es verlangt würde, rezensiren

Ew. Wohlgeboren

herzlich ergebener

La Motte Fouqué.

P. S. Wollen Sie die beiliegenden Ankündigungen verbreiten und sonst fördern helfen, so werden Sie mich verpflichten.

Der Mann, der es für entsprechend hält, einer Rezension beizufügen, daß sie am Vorabend seines 52. Geburtstages geschrieben sei, der die bedeutendsten Dichter seiner Zeit nicht besprechen will, wohl aber Deinhardstein, weil „liebevolle Achtung der unerläßliche Grundstein jedes kritischen Schaffens" ist — brauchen wir ihn nicht zu charakterisieren?! . . . Natürlich erwiderte Deinhardstein überaus freundlich, worauf der kritische Rittersmann sich wieder wie folgt äußerte:

Berlin, Wilhelmstr 68. Am 31ten März 1830.

Geehrter Herr und Freund!

Ihr mir höchst erfreuliches Schreiben vom 1. d. M. erhielt ich erst am Vorletzten desselben, Gestern; wenn recht bestellt ward: durch die Schlesingersche Buchhandlung. Daher, und einzig nur daher die Verspätung meiner Antwort. Damit es uns nicht abermal so ergehe, bitte ich Sie, mir künftig ohne alle Buchhändler-Vermittelung direkt schreiben zu wollen. So auch ersuche ich Sie, das mir zufallende Honorar niemals durch Buchhändler-Assignation an mich zu schicken; allenfalls durch Bankier-Adresse, aber auch das ist etwas umständlich, vorzüglich wenn ich auf dem Lande bin, wohin ich spätestens um die Mitte des Mai zurückzureisen gedenke: nach Neuhausen bei Rathenow in der Kurmark Brandenburg. Hier fänden mich Ihre freundlichen Mittheilungen unter der obenangegebenen Adresse, und ich mag's, eben Ihnen gegenüber, kein Hehl haben, daß es mir lieb wäre, den einstweiligen Honorarbetrag nach hier zu empfangen, wo manch würdiger Genuß und manch leidender Mitmensch die Börse mehr in Anspruch nimmt, als auf dem Lande. Einen Abdruck meiner Recension schicken Sie mir dann wohl auch gefälligst mit?

Wegen künftiger Beurtheilungen erwarte ich erst Ihre Aufträge, damit ich nicht unwillkürlich einem andern Mitarbeiter in den Weg renne. Mit dem ephemeren Schwarm unserer unwürdigen Sudler wird mich Ihre Güte ohnehin verschonen. Nicht als ob ich den Kampf dawider für etwas in sich Unwürdiges hielte. Aber ich spüre nun einmal persönlich weder Beruf noch Gabe dazu. Sollte eine gefällige Stellung zu einem oder den andern Autor mich über meine eigne Freiheit der Ansicht ungewiß machen, so würd'

Digitized by Google

ich's Ihnen — wie schon früher angedeutet — frei heraus schreiben. In der Regel aber — vermuthlich immer — werde ich Ihren Aufträgen unbedingt Folge leisten.

Hochachtend und herzlich

der Ihrige

L. M. Fouqué.

Die Hoch- und Wohlgeborenheiten lassen wir Zwei gegen einander wol für immer fort. Nicht wahr?

Es gehörte mit zu den Eigenthümlichkeiten des „Ritterdichters," wie er sich selbst mit Vorliebe nannte, daß er um Alles in der Welt nicht eingestehen mochte, er verbrauche seine ehrlich erworbenen Honorare für sich; er drängte und mahnte, auch um geringe Beträge, aber stets nur der „leidenden Mitmenschen" willen. Aus dem folgenden Schreiben können wir ersehen, welche deutschen Dichter er seiner „liebevollen Achtung" würdigte:

Neunhausen bei Rathenow in der Kurmark

Brandenburg, am 14ten Juli 1830.

Sehr geehrter Herr und Freund,

In Erwartung ausdrücklicher Aufträge von Ihnen, sende ich ad interim was mir unlängst fertig geworden ist, und wovon ich in Folge des reichhaltigen Gegenstandes hoffen darf, es werde, auch im Fall schon eine andre Recension eingelaufen sei, noch immer einen Platz in ihrer trefflichen Zeitschrift finden. Ueber eine so interessante Erscheinung in der Literatur können schon zwei, wol auch mehr, Stimmen am selben Orte laut werden, ohne das Objekt zu erschöpfen. Sie, geehrter Freund, haben dann wol, wie Vorigesmal, die Güte, mir einen Abdruck zu senden.

Wol hätte ich große Lust, — und, wie ich mir einbilde, auch Beruf, über folgende Werke zu reden:

Friedrich Kind's Schön-Ella.

Betrachtungen und Erfahrungen über den Krieg und dessen Führung. Von Wagner, Major im königl. Preuß. Generalstabe. Erster Theil. Von den großen Operationen.

Friedrich der Große oder die Schlacht bei Kunersdorf. Ein dramatisches Charaktergemälde in fünf Akten von J. Gründler. (Zwar schon 1826 erschienen, aber meines Wissens noch nie gehörig gewürdigt. Und dann knüpft sich auch ganz von selbst noch manches Interessante daran.)

Noch Eins. Wär' Ihnen mit einer kritischen Anzeige drei neuerer Spanischen dramatischen Werke gedient? Ich verdanke sie der Mittheilung eines edlen Castiliers. Die Titel heißen:

1. Numancia destruida por Ignacio Lopez Ayala. (zu vergleichen mit der von mir früherhin übersetzten Numancia des Cervantes).

2. Lostres Iguales. Comedia en 3 Actos por Don J. de B. 1826.

3. Pelayo. Tragedia en 5 Actos por Don Manuel Josef Quintana 1805. (Als Burg vor dem Kampf gegen Napoleon besonders merkwürdig, aber auch an eigenem poetischen Werthe reich. Versteht sich, daß ich dann auch die Fortsetzung, so wie sie erscheint, gern übernähme).

Sagen Sie mir, ob ich nicht dabei einem Andern im Wege bin, und beauftragen Sie mich sonst nach Belieben.

Hochachtend und herzlich der Ihrige

La Motte Fouqué.

Also Kind und Gründler! Das waren allerdings ganz andere Poeten als Platen, Heine, Immermann und Grabbe!

Im Sommer 1830 war Deinhardstein wieder in Berlin; Fouqué, der auf seinem Gut verweilte, bekam ihn nicht zu Gesicht. Darauf bezieht sich der folgende Klagebrief:

Neunhausen bei Rathenow in der Kurmark

Brandenburg, am 22. Septbr. 30.

Geehrter Herr und Kunstgenoß,

Sie waren in Berlin und ich nicht; — das ist mir herzlich leid. Um so mehr, als ich unlängst nach Ihnen für ein Paar Tage dort war. So wenig der Zeit und des Raumes liegt oft zwischen Menschen, die einander lieb haben und gern sehn möchten, und auch dies Minimum vermögen wir dann oft nicht zu überhüpfen; —

Auch das, wie Vieles — oder eigentlich Alles — dient und diene dazu, uns von unserer meist allgemeinen Überschätzung der Zeit auf die echte Schätzung der Ewigkeit zu verweisen.

So lange wir indeß noch daheim sind in der Zeit, müssen wir uns in ihr auch rühren; — mitunter auch sehr, wenn wir unsrer ewigen Aufgabe genügen wollen während unsres terrestrischen Durchmarsches.

Da möchte ich mich denn auch gern rühren für Ihre Zeitschrift, und zwar — auch außer dem schon Eingelaufnen und fragweis Angekündigtem — durch eine Beurtheilung von unsres jungfreudigen Stieglitz Liedern des Orients. Er selbst zwar sagt mir, für Ihre Zeitschrift habe schon Hammer — der Orientale und Historiker — eine Beurtheilung geliefert. Doch vermeine ich, die Beurtheilung eines Abendländischen Ritterdichters könne auch nebenbei noch erscheinen, indem ich gewiß weit andere Punkte mit zur Sprache bringe, als Herr von Hammer; — schon aus Überfluß der Zeit, welchen mir meine Unkenntniß der Orientsprachen bescheert. So keimt aus dem Uebel eine Gunst, aus den Dornen eine Rose. Ich fange also frischweg an zu rezensiren, zuversichtlich hoffend auf ein Plätzchen in Ihrer Zeitschrift. Daß ich Sie sonst nicht auf ähnlich ungestüme Manier überlaufe, wissen Sie, und mögen Ihnen noch meine letzt eingegangenen Fragen, wegen Ueber- und Annahme einiger Arbeiten besiegeln. Hier aber liegt mir um so mehr an der Annahme, als ich mich in einer vorläufigen Anzeige der Orientslieder für meine Berlinischen Blätter dahin aussprach, es werde eine ausführlichere Beurtheilung von mir in einer der ausgezeichnetsten kritischen Zeitschriften des deutschen Vaterlandes erscheinen. Ich hatte und habe die Ihre damit im Sinn, und wüßte keine andere an die Stelle zu setzen. Selbst wenn sie mir allzumal ganz nach

Digitized by Google

Belieben offenständen! — was freilich ein paar Bessere wol thun möchten. Aber lieber ist lieber. Also! —

Hochachtend und innig

Ihr treuergebener

La Motte Fouqué.

So lenkt denn die Thatsache, daß er Deinhardstein nicht in Berlin getroffen, unseren frommen Mann auf die „echte Schätzung der Ewigkeit". Da er aber Stieglitz eine Rezension versprochen und Deinhardsteins Jahrbücher ein sehr angesehenes, auch gut honorierendes Blatt sind, so lenkt ihn dies glücklich auf das Zeitliche zurück. Inwiefern eine Besprechung der „Lieder des Orients" des „jungfrendigen" Stieglitz zu jenen „ewigen Aufgaben" gehörte, die er während seines „terrestrischen Durchmarsches" erfüllen zu müssen glaubte, wird freilich mancher Nachgeborene nicht recht einsehen können. Deinhardstein erwiderte nach seiner Gewohnheit überhaupt nicht, worauf Fouqué die Rezension sandte:

Neunhausen bei Rathenow in der Kurmark Brandenburg, am 21. Oktober 1830.

Geehrter Herr und Freund,

Sie haben meine angekündigte Doppelrezension über die Bilder des Orients nicht abbestellt, und so schicke ich sie Ihnen denn vertrauensvoll. Wegen der früheren Anfragen jedoch hätte ich gern bestimmten Bescheid, ehe ich mich an die Arbeit mache. So auch wäre ich gern bereit zu einer Kritik einer trefflichen Übersetzung von Goethe's Tasso in's Engländische durch Mr. Charles des Voeux nebst angefügten Übertragungen deutscher Balladen. Aber ich warte auch hierüber auf Ihre Beistimmung.

Der junge Orientsänger wünscht, meinen Namen unter der Rezension zu sehn. Ich schrieb ihn denn hin. Doch steht es auch ganz bei Ihnen, ihn wieder auszulöschen. Die sonst erwähnten Arbeiten denke ich nur mit den Anfangsbuchstaben, und auch das noch etwas änigmatisch zu bezeichnen.

Gott mit uns. —

Hochachtend und herzlich

Ihr

ergebener

L. M. Fouqué.

Abdrücke meiner Beiträge lassen Sie mir wohl fortdauernd gefälligst zukommen? —

Ich lege Ihnen noch eine Kleinigkeit bei, für die Vermählung unsres Prinzen Albrecht mit der Prinzessin Mariane der Niederlande gedichtet, und einstweilen nur als Manuskript für Freunde gedruckt.

Aus den Briefen der nächsten Zeit seien die folgenden mitgeteilt:

Berlin (Wilhelm Str. 68). Am 9. Januar 1831.

Hierbei, innig verehrter Herr und Freund, meine Spanischen Anzeigen. Ich denke, Sie sollen zufrieden damit sein, denn ich bin mir bewußt, während der Arbeit gar deutlich das Wehen und Hauchen der Muse verspürt zu haben.

Was mir die Freunde von Ihrer hiesigen Anwesenheit erzählt, erweckt mein um so innigeres Bedauern, Ihrer nicht mit leiblichen Augen ansichtig worden zu sein. Und doch erfreut es mich gar sehr.

Stieglitz und seine Holde grüßen herzlich, und bitten um einen Abdruck meiner Kritik der Ostlandslieder. Das thu' ich denn meinerseits auch; zugleich in Betreff meiner sämmtlichen Beiträge, da ich in der Regel nie eine Abschrift zurückbehalte.

Die Anzeige von dem Englisch-Tasso nach Goethe soll — will's Gott — bald nachkommen.

Was Sie mir an Honorar hierherzusenden können, — wenn ich aber bitten darf: nicht durch Buchhändler-Anweisungen — wird mir jederzeit während des Winters, wo es die Armen und ich nöthiger brauchen, als auf dem Lande, vorzüglich willkommen sein.

Um erneuerte Aufträge bittend, hochachtend und herzlich

der Ihrige

L. M. Fouqué.

Berlin (Wilhelmstr. 68). Am 8. Febr. 31.

Hier, mein geehrter Freund, was Sie im Voraus für Ihre Zeitschrift anzunehmen so gütig waren.

Dürfte ich mir gelegentlich einen Abdruck davon erbitten, wie auch von den jüngsthin eingesandten Beiträgen? Absonderlich von den Stiglizianis!

Besagter Sangvogel und seine Holde grüßen Sie herzlich.

Was Sie mir an irdischen Dingen zu remittiren haben, — Geld heißt das Zeug, — ist mir jederzeit während meines hiesigen Aufenthalts (den Armen auch) willkommener und nöthiger, als auf dem Lande.

Lassen Sie mir gefälligst neue Aufträge für die Jahrbücher zukommen. Jede Arbeit für ein so ehrenwerthes Institut erfrischt und ehrt mein Leben.

Hochachtend und herzlich

der Ihrige,

L. M. Fouqué.

Leider wollte oder konnte ihm Deinhardstein diese Erfrischung und Ehrung nur selten zukommen lassen, ja sogar die Rezension über Stieglitz schien ihm allzu — romantisch, und er ließ dies Fouqué sogar nicht direkt, sondern durch einen Dritten wissen. Aber der Dichter-Kritiker war in derlei Dingen weder empfindlich noch verwöhnt und so beantwortete er die unwillkommene Kunde nur wie folgt:

Berlin (Wilhelm Str. 68) am 16. April 1831.

Geehrter Herr und Freund,

Es will mir aus Freundes Mund verlauten, meine Ihnen für Ihr ehrenwerthes Journal eingesandte Rezension der Stieglitz-Orients-Lieder erscheine Ihnen für dies ernste Unternehmen allzuphantastisch und hyperpoetisch, — kurz: wunderlich; und es erwecke Ihnen daher Bedenken, dies Machwerk, oder diese allzuüppig rankende Pflanze (wie man's nennen mag) in Ihre streng geregelten Gärten aufzunehmen.

Wenn ich mir nun vollends Ihr sonst ungewöhnlich langes Verstummen dazurechne, so scheint mir's, als treffe das Fazit (vel Facit:) der Rechnung vollkommen zu.

Auf diesen Fall, mein lieber, edler Freund in Dichtung und Dichtungskritik, ermächtige ich Sie von Herzen gern, Alles abzuändern, abzuschneiden und umzuarbeiten, was dem ernsten Tone der Jahrbücher entgegen stehn möchte. Ja, ich gebe Ihnen dieselbe Vollmacht in Hinsicht der übrigen schon sonst von mir eingesandten Rezensionen. Ihnen, lieber Musen-

Digitized by Google

Genoß, gebe ich diese Vollmacht. Aber allerdings auch Ihnen nur ganz ausschließlich. Den Abdruck meiner korrigirten Kritiken erbitte ich mir dann in Begleitung des emendirten Mscpts., damit ich voll ehrlichtreuer Herzlichkeit daraus lerne, was dem eigenthümlichen Ton Ihrer trefflichen Jahrbücher zuwider war, und mich künftig vor dergleichen Klippen hüte. Denn ich möchte sehr gern Ihr Mitarbeiter bleiben, und empfehle mich zur nächsten Probearbeit mit einer Rezension des hier an's Licht getretenen Werkes vom Prof. Jarke über die neueste Französische Revolution. — Oder was Sie mir sonst auftragen wollen. —

Hochachtend und herzlich

der Ihrige,

La Motte Fouqué.

Darauf erhielt Fouqué eine inzwischen abgedruckte Rezension über spanische Dichter samt Honorar, aber ob der „liebe Musen-Genoß" zum „Abändern und Abschneiden" seiner Kritik bereit sei, darüber schwieg er. Und so schrieb und flehte denn der rastlose Mann von Neuem:

Neuthausen bei Rathenow in der Kurmark Brandenburg am 27. Mai 1831.

Geehrter Herr und Freund,

Meinem besten Dank für die freundliche Sendung füge ich meine erneute Bitte hinzu: Bescheid über meine früher eingeschickten Beiträge und namentlich Förderung meiner Stieglitz-Rezension. Dem guten jungen Sang Vogel kommt es aus mannigfachen Gründen sehr auf das An's Licht Treten eines öffentlichen Wortes an, von nicht absolut obskurer Werkstatt ausgegangen. Ich wiederhole Ihnen zugleich mein Erbieten, den Aufsatz in Ihre Umarbeitung zu geben, falls er für das Tempo der Jahrbücher allzuwenig grave befunden werden sollte, nebst der Bitte, mir das korrigirte Exempel neben dessen Urschrift zusenden zu wollen, damit ich daran lerne, ins Künftige nicht über die gezogene Schnur zu hauen. Es pflegt dies Letztere wohl nicht eigentlich mein Fehler zu sein, wenigstens in der Gesellschaft nicht; am allerwenigsten, seitdem ein Halb Jahrhundert meines Lebens hinter mir liegt. Vier einzelne Jahre sind seitdem in's Verrinnen gekommen. Aber der Mensch kann lernen bis an sein Grab. Und was mich betrifft: ich lerne von Herzen gerne und lerne auch just, ohne dabei Ruhm zu melden, nicht schwer. Habe ich denn also den rechten Ton gefunden, so melde ich mich als Rezensenten für die bei Dümmler in Berlin an's Licht getretene Schrift: Die französische Revolution von 1830, historisch und staatsrechtlich beleuchtet u. s. w.

Daß mir darin keine Parnassischen Träume Verlockung zu überphantastischen Sprüngen geben würden, ergiebt sich schon aus dem Gegenstande, nächstdem aber auch aus dem tiefem Ernste, mit welchem das angeführte Werk ihm behandelt.

Lassen Sie uns in heitrer Berührung bleiben in dieser schmerzlich schwerwiegenden Zeit.

Hochachtend

Der Ihrige,

La Motte Fouqué.

Da Deinhardstein auch darauf schwieg, so hatte die Beziehung ein Ende. Deinhardstein war der modernen Dichtung und dem Geiste einer neuen Zeit wahrlich nicht hold, aber seine Klugheit gebot ihm, sich nicht allzuweit mit einer Richtung einzulassen, die den Boden unter den Füßen verloren hatte. Nach der Julirevolution war Fouqué selbst für ein Organ der österreichischen Regierung nicht mehr ein gesuchter Mitarbeiter.

Um so geeigneter mußte Wolfgang Menzel hierzu erscheinen: ein schneidiger Schriftsteller und dabei ein anstrebender Mann, von dem sich der überaus kluge und menschenkundige Deinhardstein nach intimem persönlichem Beisammensein vielleicht schon in jenen Tagen sagen mochte, daß der radikale Saulus sich wohl zum reaktionären Paulus werde bekehren lassen. So benutzte er denn die Anwesenheit Menzels in Wien, im Herbst 1831, um ihn für seine Person und die „Jahrbücher" zu verpflichten, und ließ sich die Mühe nicht verdrießen, ihn dann an seine Versprechungen zu mahnen. Menzel erwiderte:

Verehrtester Freund!

Mein Reisebericht, der jetzt fertig ist und bald gedruckt erscheint, wird Ihnen beweisen, daß ich die Zeit über sehr viel an Wien gedacht habe, und die außerordentliche Menge von Geschäften, die auf mir liegt, mag mich entschuldigen, daß ich nicht früher geschrieben, daß ich Ihnen nicht schon früher für Ihre freundschaftliche Aufnahme in Wien gedankt. Auch an die Jahrbücher konnte ich leider noch nicht denken, da ich Mühe hatte, mein eigenes lit. Blatt zu füllen. Es ist dabei durchaus kein arrière pensée. Im Gegentheil schätze ich es mir zur Ehre, daß Sie mir die Wiener Jahrbücher öffnen, und wenn ich mich nur einigermaßen von meinen Arbeiten befreyen kann, werde ich mein Versprechen erfüllen.

Ich freue mich über den Erfolg Ihres „Egoisten." Sendelmann hat mir nichts mitgetheilt, was mich berechtigte, Ihren Argwohn zu bestätigen. Wegen Vielgeschäftigkeit sehen wir uns seltener. Ich wünsche sehr, ein Lustspiel von Ihnen auf unserer Bühne zu sehen; da aber unsere eifersüchtige Intendance sich schon von mich bevormundet glaubt, als ich ihr einmal einen sachlichen Rath ertheilt, so habe ich mir seitdem vorgenommen, sie nie mehr mit einem Antrag in Verlegenheit zu setzen. Wollen Sie daher Ihr neues Stück auf unser Theater bringen, so legen Sie es unmittelbar in die Hände unseres ängstlichen Intendanten, nicht in die meinigen, aus denen er es nur mit der Furcht empfangen würde, ich wolle ihn bevormunden und die Sache besser verstehen als er. So ist es nun einmal in unserem Krähwinkel, und nicht viel anders, als überall in der Welt, in der die Eitelkeit regiert.

Ich werde die Verfügung treffen, daß Ihnen sogleich ein Exemplar meines Reiseberichts zugestellt wird, und gewiß, lieber Freund, haben Sie dann die Gefälligkeit, mir ein Paar Zeilen darüber zu schreiben, wie Sie, wie die Wiener damit zufrieden sind. Hätt' ich das Buch allein für Oesterreich schreiben können, so würde freilich Manches anders gefaßt und auch Anderes weggeblieben sein, aber Sie wissen wohl, hier unten ist eine andere Welt, und ich glaube, und ich weiß, daß die unverkennbare Liebe, mit der ich von Oesterreich geschrieben, mir hier unten von vielen Leuten übelgenommen werden wird. Immerhin wird mein

Digitized by Google

Buch manchem Vorurtheil begegnen und die Achtung für Oesterreich erhöhen. Dessen bin ich gewiß und somit glaube ich mich über die kleinen Anstöße, die es hin und wieder finden könnte, beruhigen zu dürfen.

Eine herzliche Empfehlung von meiner Frau und N. b. wollen Sie auch freundlichst Ihrer lieben Frau und den Wiener Freunden meine Grüße übermitteln.

Ihr

Stuttg. 12. März 1832. Menzel.

Man sieht, hier ist Deinhardstein auf Einen geraten, der ihm gewachsen ist. Die Mitarbeit an einem Blatte, das unter Metternich'scher Ägide erscheint, könnte einem Schriftsteller, der vorläufig noch vom Liberalismus lebt, schaden; er verspricht sie, so lange er in Österreich ist und der Förderung des einflußreichen Redakteurs bedarf; dann zögert er und hält hin, denn die Zeit, wo eine derartige Verbindung nützlich wäre, ist noch nicht da, aber sie könnte kommen. Ebenso klug und vorsichtig weiß er sich jeder Vermittlung für den Dramatiker Deinhardstein zu entschlagen; ganz besonders diplomatisch aber appelliert er an den Redakteur und Censor bezüglich Beurteilung seines Buches über Österreich. Er hat ja das Buch „nicht allein für Österreich" schreiben, also nicht völlig den Censur-Standpunkt einhalten könne, wie er es sonst gerne gethan hätte, aber Deinhardstein möge bedenken, daß das Werk trotz einiger notwendiger Concessionen an den Liberalismus doch „die Achtung für Österreich erhöhe". Man sieht, der Mann war schon damals von jener Haltung, die er später eingenommen, innerlich nicht allzusern.

Womöglich noch charakteristischer ist in dieser Hinsicht sein zweiter Brief:

Verehrter Herr und Freund!

Indem ich Sie bitte, beyliegendes Exemplar meiner Reise gütig von mir anzunehmen, muß ich vor allen Dingen den fatalen Druckfehler Seite 162 entschuldigen, der Ihnen politische Werke zuschreibt, da es poetische heißen soll. Im Uebrigen, lieber Freund, lebe ich in der guten Hoffnung, Sie werden, kleine Differenzen abgerechnet, im Ganzen mit meiner Ansicht der österreichischen Dinge nicht unzufrieden sein, denn wahrhaftig, ich habe Euch geschildert, wie ich Euch gefunden habe, Ihr seid liebenswürdige Leute und damit Punktum!

Mein letztes Schreiben haben Sie doch wohl erhalten, nebst der Entschuldigung, daß ich in Theatersachen hier nichts zu thun im Stande bin?

Schreiben Sie mir doch, wie mein Reisebericht aufgenommen worden ist, besonders höheren Orts, wenn er bis zur fürstlichen Höhe gelangt ist. Nicht wahr? diese Bitte erfüllen Sie mir.

Manches hätte ich zugesetzt, Manches weggelassen, wenn es Umstände, Zeit, Publikum gestattet hätten. Die Hauptsache ist aber die nämliche geblieben. Wegen des schlechten Drucks und Papiers schelten sie nicht mich, sondern Cotta aus.

Empfehlen Sie mich auch herzlichst Ihrer Frau Gemahlin. Die meinige will mich in den nächsten Wochen wieder mit einem Jungen beschenken, wozu Gott seinen Segen gebe.

Mit dem herzlichsten Gruß

Ihr

ergebenster

Stuttg. 29. März 1832. Menzel.

Man sieht, es interessiert Menzel vor Allem, was Fürst Metternich über sein Buch sagt, und er vergißt nicht, wieder zu betonen, wie gern er sich noch mehr auf den Standpunkt der österreichischen Regierung gestellt hätte, sofern dies Zeit, Umstände und Publikum irgend zugelassen hätten. In der That wäre die Zeit für Verherrlichungen der Metternicherei schlecht gewählt gewesen, die Umstände des Mitglieds der Opposition in der Stuttgarter Kammer machten ihn dies auch nicht leicht möglich und das Publikum hätte ein solches Buch nicht gekauft.

Erst einige Jahre später, als Menzel bereits für Mit- und Nachwelt der „Denunciant" war und nichts mehr an Popularität zu verlieren hatte, wurde er auch Mitarbeiter der „Wiener Jahrbücher". Aber so eifrig, wie es Deinhardstein wünschte, war er auch nun nicht, wie u. A. aus nachstehendem Schreiben hervorgeht:

Verehrtester Freund!

Es war lediglich nicht meine Schuld, daß ich Ihnen auf Ihre freundliche Zuschrift nicht eher geantwortet habe. Herr von Cotta war verreist, ist erst gestern Abend zurückgekommen und konnte heute erst das Manuskript des Herrn Grafen Krusenstern von mir in Empfang nehmen. Ich habe es ihm bestens empfohlen und er hat sich zum Druck geneigt gezeigt, falls der Autor auf jedes Honorar verzichten würde, da Schauspiele gegenwärtig nur einen kleinen Leserkreis finden etc. etc. Wollen sie daher den Herrn Autor veranlassen, sich unmittelbar gegen Herrn von Cotta über diesen Punkt zu erklären.

Ihre Jahrbücher sind bey mir nicht vergessen, aber da ich für mein eigenes Journal und für die deutsche Vierteljahrsschrift arbeite, fällt es mir schwer, noch etwas Weiteres für ein auswärtiges Journal zu leisten. Ich habe einige sehr ausführliche Monographien aus dem Gebiete der vergleichenden Mythologie, die ich Ihnen geben könnte, aber da sie nicht auf die laufende Literatur Bezug haben, muß ich zweifeln, ob sie sich für die Jahrbücher eignen würden.

Oder hätten Sie selbst vielleicht eine Sache für mich, welche für Ihre Jahrbücher auszuführen mir angenehm wäre?

Inzwischen behalten Sie in gütigem Andenken

Ihren

ergebensten

Stuttgart, 2. Sept. 1841. Menzel.

Wer der Dichter Graf Krusenstern war, konnten wir auch aus den ausführlichsten Compendien der Literatur-Geschichte nicht ersehen.

Im Jahre 1858 ließ Menzel Deinhardstein durch einen jüngeren Österreicher, der dann des Letzteren Schwiegersohn werden sollte, Ludwig Fogler, „in treuer wehmütiger Erinnerung an schönere Zeiten herzlich grüßen". Zu solcher Wehmut hatten beide Männer Ursache; noch lebten sie beide, aber ihr Einfluß war tot. —

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Ein anziehendes und wertvolles Buch, dem wir leider mit Rücksicht auf das Programm dieser Zeitschrift nicht die verdiente, eingehende Besprechung zuwenden können, sind die „Erinnerungen und Bilder aus dem östlichen Deutschböhmen", welche Dr. Eduard Langer unter dem Titel: „Aus dem Adlergebirge" bei H. Dominicus in Prag hat erscheinen lassen. Selbst ein Sohn der deutschen Sprachinsel um Rokitnitz entwirft Langer ein ungemein lebensvolles Bild des Charakters wie der Verhältnisse seiner armen, von Not und nationaler Feindseligkeit gleich hart bedrückten Stammesgenossen. Daß er die heimische Volkssart, Geschichte und Überlieferung aufs Genaueste kennt, wollen wir nicht erst betonen, dertei ist ja bei einer derartigen Schrift unerläßliche Vorbedingung, auch die warme Liebe zur Heimat mag bei einer derartigen Kulturschilderung selbstverständlich sein, wohl aber hoffen wir dem prächtigen Buch Leser zu gewinnen, indem wir die Frische, Anmut und Liebenswürdigkeit der Darstellung hervorheben. Die vier Kulturbilder, die am Eingang stehen, haben den echtesten „Erdgeruch" und machen den Eindruck unbedingtester Naturtreue bis in das geringste Detail, und es ist ein dürftiges, enges Leben, in welches wir da blicken, gleichwohl wird man sie mit höherem Genuß lesen, als manche Schöpfung freier Phantasie, so hübsch, frisch, anschaulich ist Alles vor uns hingestellt. Die zweite Hälfte des Buches bietet Lebensbilder jener Dichter, die dem kleinen Stamme entsprossen. Die erste Stelle unter ihnen gebührt dem unglücklichen Moriz Reich, dem Verfasser der Dorfgeschichten „An der Grenze", deren eine Paul Heyse der Aufnahme in seinen „Novellenschatz" gewürdigt hat, und die neuerdings auch durch den Wiederabdruck in der Reclam'schen Universal-Bibliothek weiteren Kreisen zugänglich geworden sind. Daß der Dichter, der 1831 zu Rokitnitz als Sohn eines armen jüdischen Vorsängers geboren, bereits im April 1857 seinem Leben selbst ein Ziel gesetzt, die Furze Frist, die ihm beschieden, ein Raub Verzweiflung zum Schaffen übrig ließen, dazu ausgenutzt, um ein Erzähler von dauernder Bedeutung zu werden, ist ja bekannt; Langers Darstellung läßt uns die Tragödie dieses Lebens genauer verstehen, aber auch erkennen, welche ungewöhnliche Begabung dem Unglücklichen mit auf seinen Weg gegeben war, der nach kurzer, bitterer Wanderung in den Abgrund führte. Reich ist aus der Welt gegangen, weil er sich das bischen Brod, dessen er bedurfte, nicht erringen konnte; körperliches Elend und qualvolle Zweifel an der eigenen Kraft drückten ihm die Schlinge in die Hand, mittelst deren er sich an einer Lieblingsstelle seines heimatlichen Waldes, die er wunderschön in einer seiner Novellen beschrieben, erhenkte. Langer erzählt die Thatsachen zum ersten Male schlicht und der Wahrheit gemäß; seine Darstellung wirkt eben deshalb um so erschütternder; daneben erwirbt er sich das Verdienst, uns zum ersten Male einen Einblick in Reichs Lyrik zu verschaffen, die nicht so kraftvoll und eigenartig ist, wie seine epische Kunst, aber wahrlich gleichfalls warmes Interesse einflößen kann; die dramatischen Versuche endlich sind unreif, aber daß Reich auch hier mit einer Kraft ausgestattet war, die Wenigen gegeben ist, wird sich nach den Zeugnissen, die Langer darüber anführt, nicht bezweifeln lassen. Reich hat im Leben wenige Freunde gefunden, zu Jenen, die ihm am treuesten und thatkräftigsten zur Seite gestanden, gehörte Alfred Meißner, den dreißig Jahre später, als Reich, und nach einem Leben voll Ruhm und Ehren ein furchtbares Geschick gleichfalls zum Selbstmord verurteilen sollte; sehr innig, ja brüderlich er um Reich besorgt war, erweisen die Briefe, die Langer mitteilt. Auf die von Seligmann Heller nach den Hebrich'schen Enthüllungen gegen Meißner erhobene furchtbare Anklage: er habe auch den Nachlaß Reichs geplündert und Einiges unter seinem eigenen Namen herausgegeben und verwertet, geht Langer nicht ein; wie dem auch sein mag, gegen den Lebenden war Meißner hülfreich und gut; daran wird Niemand mehr zweifeln dürfen. — Eine andere sehr merkwürdige Gestalt führt uns das Buch in dem Naturdichter Hieronymus Brinke vor. Brinke, 1800 geboren, 1880 gestorben, Weber zu Tannhorf bei Rokitnitz, zeigt in seinen Dialekt-Gedichten neben poetischer Begabung so viel Mutterwitz, gesunden Verstand und brav-ehrliche Gesinnung, daß sie Niemand ohne volles Behagen lesen wird; wo er hochdeutsch dichtet oder gar zugleich sentimental wird, kurz, wo ihn die Naivetät verläßt, taugen die Verse freilich nichts. Sehr hübsch und lesenswert sind auch die mitgeteilten Proben der „Grulicher Mundart". Mit einer humoristisch gefärbten Skizze über das „Kriegsjahr 1866" schließt der erste Band des Buches, ein zweiter soll Skizzen über Volksfeste, materielle Verhältnisse dieser Bevölkerung ꝛc. bringen. Hält sich sein Inhalt auf der Höhe des bisher Gebotenen, so sei diese Fortsetzung im Vorhinein willkommen geheißen. K. B.

— Rheinlands-Geschichten von Konrad Fischer-Sallstein. Zweite vermehrte Auflage. (Pierson, Dresden und Leipzig, o. J.) Eine Reihe von kleinen, recht anspruchslosen Erzählungen, umgeben von einem weiten Dunstkreis heiter-romantischer Naturstimmungen. Der Autor giebt sich als einer jener fröhlich-seligen Phantasten, denen ein Mückenschwarm die lieblichsten Geheimnisse vorsummt, die in dem quakenden Frosch den ausgemachten Bizbold erkennen und die, anstatt wie ehrsame Bürgersleute Nachts zu schlafen, den Rhein hinabfahren, am Bord ausgestreckt auf das Schluchzen der Wellen horchen und sich von den aufsteigenden Nebelgestalten der Rheingottstöchter umarmen lassen. Ein erfrischender Hauch liebenswürdigen Humors durchdringt diese Schilderungen und verleiht ihnen jene Warmblütigkeit, die durchaus notwendig ist um das Vergnügen an den Phantastereien nicht erlahmen zu lassen. Denn die Erzählungen selbst sind nicht kräftig genug, um das Interesse des Lesers zu fesseln. Das Gerüstchen ist schwach und der Schmuck daran der Hauptreiz. Er mag ihm auch gern erhalten bleiben. Was macht man mit den leeren Stäben der Rosenlande, wenn die blühenden Ranken herabgezerrt sind? Die Erfindungen des Autors, sobald es sich um das Begebenheitliche handelt, sind bisweilen von beinahe kindlicher Harmlosigkeit, sowohl in der Anlage, wie auch in den, wirklich nur sogenannten, Konflikten. Das beweist gleich die erste Novelle — „Rheingottstochter" — von dem wunderschönen reichen Fräulein und den wunderschönen armen Schiffer. Trocken erzählt, würde man nicht viel mehr zu sagen haben, als: sie sahen, liebten und heirateten einander, obwohl der böse Vormund erst Nein gesagt und das Fräulein selber hatte heiraten wollen. Blühende Rosenranken schaffen aus dieser, wie aus allen vieren seiner kleinen Belanglosigkeiten einen reizvollen, luftigen, duftigen Bau, unter dem man lachend träumt und in den von allen Seiten unter den Zweigen hindurch die Gesichter hineinschauen, die uns rheinauf, rheinab umgaukelt haben. Greift man nach dem Gewimmel, so zerrinnt es wohl nicht völlig und man behält vielleicht für Augenblicke den Rockschoß des trotzigen Gruckes oder einen Zipfel von dem zerfetzten Tuch der fidelen Bäckerstochter in der Hand. Aber eine kleine rosige Wolke der Unwahrscheinlichkeit gleitet unter den Füßen der bunten Gesellschaft über den blumigen Rasen. Man hört sie nicht gehen und läßt sie darum mit lächelndem Gleichmut entschwinden. o. v.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Santi Pellegro.

Novelle von **Konrad Telmann.**

(Schluß.)

Es war ein heißer Tag. Obgleich die Sonne hinter einem weißlichen Dunſtgewölk nur mit fahlem Schimmer hervorbrach, lag ſengende Glut über der Landſchaft. Kein kühlender Luftſtrauch ließ ſich ſpüren und die unbewegte Atmoſphäre, die ganz von Hitze geſchwängert zu ſein ſchien, und auf die kahlen Bergwände und die dürren, ſtaubüberkruſteten Felder niederbrannte, blendete die Augen und beengte den Atem. Es ſchien gar keine Luft mehr zu ſein, die man in ſich ſog; auf Zunge und Lippen ſpürte man die Dürre, die Alles austrocknete, und den Staub, der Alles mit einer grauen, dichten Aſche überſtreute. Trotzdem arbeitete man, und nur häufiger, als ſonſt, ging der Waſſerkrug um, der die verſchmachtenden Lippen befeuchten mußte. Es war der letzte, den man in der Ciſterna hatte ſchöpfen können, und der übliche, hochſommerliche Waſſermangel ſchien in dieſem Jahre früher einzutreten, als ſonſt, weil die Regenfälle ungewöhnlich zeitig aufgehört hatten.

Marco hatte Camillo davon Mitteilung gemacht und dieſer hatte erſt zerſtreut dazu genickt, dann aber, ſich beſinnend, lebhaft erwidert: „Ja, ja, man muß Waſſer herbeiſchaffen. Haben ſie uns nicht voriges Jahr in Corte verſorgt? Man muß wieder dort nachfragen.“

„Es iſt weit und beſchwerlich bis dort hinauf,“ meinte Marco. „Wen ſoll man ſchicken? Tags wird keiner gehen mögen, und nachts wollen ſie ſchlafen, wenn ſie bei dieſer Glut gearbeitet haben.“

„Ich werde ſelbſt gehen,“ erwiderte Camillo. „Sag' ihnen nur, daß morgen oder übermorgen Waſſer zur Stelle ſein wird. Das friſcht ihre Kräfte auf.“

Santi hatte ſich während des ganzen Tages nicht auf dem Felde ſehen laſſen. Daran aber war man ſchon gewöhnt und keiner fragte nach ihm. Am Spätnachmittage erſchien er plötzlich. Er ſah matt und unſtät aus, wie wenn er eben einen ſchweren Rauſch ausgeſchlafen hätte, der ihm dennoch in allen Gliedern lag. Rote Flecken brannten auf ſeinen Backen. Er ging zwiſchen den Arbeitern und auf ſeinem eigenen Grund und Boden umher, als ob ihn das alles nichts kümmere und er keinen Teil daran habe. Als er in Camillos Nähe gekommen war, wollte er umkehren. Dieſer aber rief ihn an: „Ich habe mit Dir zu ſprechen, Santi.“ Und als Santi zögernd, mit halb trotziger, halb gleichmütiger Haltung ſtehen blieb, fuhr er, näher auf ihn zutretend, fort: „Unſer Waſſer geht zu Ende. Auf Regen wird in der nächſten Zeit kaum zu rechnen ſein. Du mußt alſo, wie voriges Jahr, nach Corte hinaufgehen und Waſſer kaufen. Die Leute können ohne Waſſer keinen Tag bei dieſer Hitze mehr weiterarbeiten.“

Santi mochte erwartet haben, daß Camillo, nun er zum erſten Male ſeit langer Zeit ſein Schweigen ihm gegenüber brach, ganz anderes zu ihm ſprechen würde, denn er ſtarrte ihm jetzt ganz verwundert ins Geſicht und verſetzte, halb erleichtert, halb verwirrt: „Ja, natürlich müſſen ſie Waſſer haben. Und oben in Corte kann man kaufen, ſoviel man will, — die haben dort Quellen, die Glückskinder. Aber warum muß ich ſelber hinauf? Ich wüßte nicht —“

„Ich dächte, es wäre Deines Amtes,“ fiel Camillo mit ruhiger Entſchiedenheit ein, „und Du biſt ſonſt immer gegangen. Soll etwa von dieſen hier, die ſich Tags hindurch abmühen, Nachts einer nach Corte hinauf? Es macht ſie ohnedies ſeit langem unwillig, daß Du Dich von allem zurückhältſt. Ich werde Dich begleiten und das Gefährt lenken; aber Du mußt gehen, Santi.“

Digitized by Google

Es war etwas in Worten und Mienen Camillos, was auf Santi Pellegro eine seltsame Macht ausübte. Camillo sprach heute weder anklagend noch gereizt oder erbittert, sondern im ruhigen, warmen Ton der Freundschaft und des Wohlmeinens, der nicht verhehlte, einen beschämenden Eindruck auf Santi Pellegro zu machen. Er fühlte, daß er dem Sprecher nicht mehr ins Auge blicken könne, und spürte doch den jähen Trieb in sich, sich endlich wieder einmal seinen Dank zu verdienen und seine Gunst zu erwerben; er wollte vor diesem Burschen, der ihn einst vergöttert hatte, nicht immer und immer schuldbewußt und als ein verstockter Sünder erscheinen müssen. „Es ist gut," murmelte er, „ich werde gehen. Wann soll es sein?"

„Heute Nacht. Ich werde alles bereit halten. Wenn die Sonne hinunter ist, brechen wir auf."

Santi nickte. Im Grunde war es ihm nicht unlieb, daß er gezwungen wurde, eine Nacht von Forino fern zu sein. Er sollte heute zum zweiten Male eines von den Pulvern, die Assunta Dotti ihm eingehändigt hatte, in Benedettas Trank schütten, und ihn grauste davor. Er hatte es gestern nur gekonnt, nachdem er sich Mut dazu in der Osteria getrunken, wohin ihn die Nachricht von Tiburzia Boneras Tod getrieben hatte. Heute wäre es ihm noch schrecklicher gewesen, als gestern. So däuchte ihm der Aufschub ein Gewinn, den er sich nicht entgehen lassen mochte. „Gut denn," sagte er und ging. Camillo verrichtete seine Arbeit bis zum Ende, als ob nichts Ungewöhnliches sich ereignet hätte, und ging nun weniges früher, als die Leute Feierabend zu machen pflegten, heim. Als es in Forino zum Ave läutete, stand der zweirädrige Karren, der mit bunten Bildern aus der Geschichte des alten Testaments bemalt war, mit dem schellenbehangenen und federbuschgeschmückten Gaul vor der Thür von Santi Pellegros Hause; eine mächtige Wassertonne schaukelte in breiten Ledergurten darauf. Als Camillo nach Santi suchte, fand er ihn schon zu der Fahrt bereit in der Vorhalle; es schien ihn zu drängen, daß man fortkam. Die beiden Brüder hatten die Büchsen um ihre Schultern gehängt und das Messer im Gurt. Santi trug eine Sammetjacke und ein rotes Hüftentuch, als ob er zu einem Fest ginge.

Die erste Strecke bergauf standen sie beide auf dem Karren; denn der Weg war zwar beschwerlich und steil, aber da er gepflastert war konnte der Gaul sie ziehen, zumal es kühler geworden war und die Nacht schnell hereinbrach. Später mußten sie absteigen und neben dem Karren hergehen; Camillo hielt eine zeitlang noch die Leine, knüpfte sie dann aber fester und begnügte sich damit, das Pferd hin und wieder mit einem Zungenschnalzen, einem ermunternden Zuruf oder einem Peitschenhieb beim Aufwärtsklimmen anzuspornen. So kamen sie langsam weiter.

Ein paar Mal versuchte Santi Pellegro ein Gespräch mit seinem Bruder anzufangen, aber Camillo gab immer so kurze Antworten, daß es nie in Fluß kommen wollte. Bisweilen spähte Santi auch nach seines Bruders Gesichtszügen, um darin zu lesen, was in dessen Seele vorgehen mochte, aber auch das gelang ihm nicht; denn Camillo blickte so ruhig und friedvoll vor sich hin, wie ein Mensch, der sich ganz klar geworden ist über das, was ihm zu thun bleibt, gleichviel ob es etwas Leichtes oder Schweres, etwas Trauriges oder Freudiges ist. Nach einer Weile, als das Pferd mühsamer bergan keuchte, sagte Camillo plötzlich: „Ich bin doch müde geworden von dem heißen Arbeitstag heute und vor allem durstig. Laß uns drüben in der Osteria Rast machen! Später kommen wir dann um so rascher vorwärts. Der Gaul hat auch nötig, sich zu verschnaufen."

Santi hatte überrascht aufgeblickt und gewahrte nun mit heimlichem Erschrecken, daß sie sich unweit von der Osteria bei Tre Capi befanden, die mit mattem Lichtschein hinter den Fenstern zwischen zwei hoch und schlank in den blauen Nachthimmel hinaufragenden Cypressen jenseits des Weges emporgrüßte. Er war hier seit jener Nacht, in welcher Tito Bonera erschossen worden, nicht mehr gewesen, geschweige denn, daß er die Osteria seither wieder betreten hätte. Die ganze Gegend hatte er immer ängstlich vermieden, auch heute nicht daran gedacht, daß der Weg nach Corte hier vorüberführe, und beim Steigen auf die Richtung nicht geachtet, die sie eingeschlagen hatten. Nun wäre er gern so rasch als möglich hier vorübergelangt. Aber Camillo schien seine Zustimmung gar nicht erst abzuwarten, sondern hatte die Leine des Pferdes an der Radspeiche festgeknüpft, einen Stein unter das Rad geschoben und sich dem Hause, das nur in dunklen Umrissen sichtbar wurde, zugewandt. Auch wagte Santi keinen Einspruch zu erheben, um nicht

Digitized by Google

Verdacht zu erwecken. Überdies war auch er durstig und er schämte sich seiner Feigheit. Mit trotziger Entschlossenheit folgte er seinem Bruder.

In der dumpfluftigen, von schlechtem Tabak durchräucherten Weinstube saß allerlei wildes Volk an den Tischen zusammen. Es waren Gesellen von wüstem Aussehen und verwahrloster Kleidung darunter, denen keiner gern allein bei Nachtzeit draußen hätte begegnen wollen, wenn er Geld im Beutel bei sich führte. Manchen merkte man unschwer an, daß sie lange nicht mehr in der Nähe menschlicher Behausungen geweilt hatten, und nur nachts sich einmal heimlich hierherschlichen, weil Hunger oder Durst sie getrieben. Die Karabinieri mochten hier manchen guten Fang machen können, wenn sie das Haus umstellt hätten; es fehlte aber auch nicht an einem Wachtposten draußen, der seine Augen scharf umhergehen ließ und bei dem kleinsten, verdächtigen Geräusch das Signal zur allgemeinen Flucht gegeben hätte, die bei der begünstigten Lage des nach allen Seiten hin freistehenden Gebäudes leicht genug zu bewerkstelligen war. Trotz der zahlreichen, bei den halbgeleerten Flaschen hockenden Gesellschaft ging es merkwürdig still in dem Raum zu, man sprach kaum ein lautes Wort; die Männer raunten nur unter raschen, bedeutungsvollen Geberden und Blicken einander zu, was nicht für alle Welt bestimmt war, und hin und wieder klirrte ein Glas aus brauner Faust auf die Tischplatte nieder. Man war auf seiner Hut und kein Lärm hier drinnen durfte das Geräusch einer sich herannähernden Gefahr draußen übertauben.

Das Erscheinen der beiden Brüder war in dieser Gesellschaft nicht unbemerkt geblieben. Man stieß sich gegenseitig an und zwinkerte sich mit den Augen zu, als sie an einem Einzeltische Platz nahmen, über dem eine qualmende Öllampe von der Decke herabhing. Camillo bestellte Wein, als ob er es sei, der hier den Anschlag zu geben habe, und als sei er überhaupt hier zu Hause. Und Santi ließ das ruhig geschehen. Er hatte die beiden Arme trotzig auf die Tischplatte gestemmt und blickte herausfordernd vor sich hin, ohne aber den Augen irgend eines der Anwesenden zu begegnen. Der Zufall hatte es gefügt, daß sie an dem gleichen Platze saßen, den er damals eingenommen hatte, als er hier auf Tito Boneras Erscheinen gewartet. Das fiel ihm jetzt wieder ein und er mußte immerfort nach der Stelle blicken, wo er ihn damals hatte auftauchen sehen, ja, es war ihm, als sähe er ihn miedernm dort, keck, mit schiefaufgesetztem Hut, den Schnurrbart aufgewirbelt, ein Lied zwischen den weißen Zähnen trällernd. Es war gut, daß endlich der Wein kam und daß er trinken konnte.

Der Wein machte dem Rufe der Osteria Ehre, er war feurig, und Santi Pellegro leerte mit Wohlbehagen noch ein paar Gläser davon hintereinander. Camillo, der selber das erste Glas noch nicht leergetrunken hatte, schenkte ihm immer wieder ein, rief auch schon nach einer zweiten Flasche, als die erste sich ihrem Ende zuneigte. Diesmal war es nicht der Wirt selber, der sie brachte, sondern eine Dirne, der er sie am Schenktische einhändigte, und die bis dahin neben demselben in halbem Schlaf auf einem Schemel in der Dunkelheit gekauert hatte. Sie kam auch jetzt, wie schlaftrunken, langsam herangeschlurrt mit lässigen, müden Bewegungen und teilnahmlosem, seltsam starren und abwesenden Ausdruck ihres schönen Gesichts. Ihre Augen schienen etwas ganz Anderes zu sehen als das, was um sie her war und geschah. Sie setzte die Flasche wortlos vor den Beiden auf dem Tische nieder, mußte dann aber, als sie schon wieder gehen wollte, doch wohl ihnen einen Blick zugeworfen haben, denn plötzlich blieb sie stehen, riß die Augen weit auf und schrie, Santi Pellegro anstarrend, mit gellender Stimme, die durch das halblaute Geflüster schrillte, während ihre Finger in die Luft griffen: „Mörder! Mörder! Du wagst Dich hierher, gottverfluchter Mörder? Sei verdammt, verdammt! Die Vögel des Himmels sollen Dein Fleisch Dir von den Knochen hacken! Mörder! Mörder!"

Totenstille war eingetreten, Aller Augen stierten nach Santi Pellegro hinüber, hie und da stieß man die Holzschemel zurück und sprang auf. Santi selber war leichenblaß geworden, der jähe, völlig unvermutete Auftritt übte eine lähmende Wirkung auf ihn aus, er meinte selbst den Schlag seines Herzens nicht mehr zu spüren. Dann war der Wirt schon herzugeeilt und hatte die Dirne, die eben mit gekrallten Fingern, Schaum vor dem Munde, sich auf Santi Pellegro stürzen wollte, von rückwärts umfaßt und mit beiden Armen fortgerissen. Er schleppte die sich kaum noch Sträubende hinaus und schloß die Thür, die er hinter ihr zuwarf, ab. Dann trat er zu Santi heran, rückte flüchtig an seiner roten

Digitized by Google

Zipfelkappe und sagte achselzuckend: „Ihr müßt's entschuldigen, Don Santi. Es ist die Dirne, die es früher mit Tito Bouera gehalten hat und nun die er so oft hierherkam. Seit Tito Bouera erschossen wurde, ist es nicht mehr richtig in ihrem Kopfe. Wir haben sie aber aus Barmherzigkeit hier behalten; sie ist sonst immer still und giebt niemals ein Ärgernis."

„Es ist gut", brachte Santi mühsam zwischen den Zähnen hervor, ohne sich zu rühren. Trotzdem er that, als gewahre er von dem allgemeinen Aufruhr nichts, den die kurze, aufregende Szene hervorgerufen hatte, sah er doch alles und hörte er alles, was in dem Raume vorging. Ein Zittern durchlief ihn. Er fühlte sich so schwach, daß er meinte, umsinken zu müssen, und doch wußte er, daß er sich jetzt aufrecht erhalten müsse, daß er jetzt nicht gehen, jetzt kein Zeichen von Schwäche zeigen dürfe. Deshalb trank er, um sich davor zu bewahren, er trank hastig und biß dann immer wieder die Zähne trotzig zusammen.

In der Osteria ging es noch immer auffallend still zu. Der Wirt bediente die andren Gäste, die zischelnd die Köpfe zusammensteckten, und Camillo saß da, als sei der ganze Auftritt spurlos an ihm vorübergegangen. Santi wagte nicht ihn anzusehen. Ihm war minutenlang zu Mute, als senkte sich die gewölbte Decke des Raumes auf ihn herab, und die Wände neigten sich. Dann wieder tanzte Alles vor seinen Augen. Und manchmal warf er einen scheuen Seitenblick auf die Thür, hinter der das Mädchen verschwunden war. Endlich trank er den Rest der Flasche leer und sagte: „Ich denke, wir könnten gehn, Camillo."

Camillo nickte und stand auf. Wieder flüsterten und tuschelten die verwilderten Gesellen an den Tischen zusammen, als die Brüder dem Ausgange zuschritten, und Santi hörte ganz deutlich, wie der Eine sagte: „Die schöne Witwe von Campiglio hat ihn herausgelogen, damit er ihr verfallen sein sollte; aber der Mörder war er und kein Andrer. Und es war ein erbärmliches Bubenstück, das er da begangen hat, kein ehrlicher Handel."

Santi blickte Camillo an, ob auch er die Worte gehört habe, aber das Gesicht seines Bruders zeigte keinerlei Veränderung gegen früher, es war ganz ruhig geblieben. Als sie hinaustraten, fühlte Santi sich von einem Schwindel gepackt, sodaß er sekundenlang sich auf Camillos Arm stützen mußte, um nicht zu fallen. Dieser ließ das ruhig geschehn. Als sie aber ein paar Schritte weiter gegen den Wagen zu gemacht hatten und Santi wieder allein ging, ward droben im Hause plötzlich eine Fensterluke aufgerissen und eine kreischende Weiberstimme gellte ihnen nach: „Mörder! Mörder! Sei verdammt! Verdammt!"

Es war wiederum die tolle Dirne, die auf ihr Fortgehn gewartet hatte, und nun Santi den schauerlichen Abschiedsgruß nachsandte. Die Beiden sprachen kein Wort. Als sie den Karren erreicht hatten, knüpfte Camillo die Leine los und brachte den Gaul wieder in Gang, langsam neben ihm herschreitend. Santi folgte, aber er hatte Mühe, sich fortzubewegen, denn es lag ihm bleischwer in den Gliedern. Mechanisch nur setzte er einen Fuß vor den andren, und schloß dabei die Augen. In seinen Ohren gellte es unaufhörlich noch: „Mörder! Mörder!" und er konnte es nicht hindern, daß seine Knien unter ihm zitterten. Plötzlich hielt der Karren. Das knarrende Geräusch der sich langsam und schwerfällig auf den spitzigen Steinen fortbewegenden Räder verstummte und Santi blickte verwirrt auf. „Was giebt's?" flog es ihm vom Munde.

„Ein Gurt am Riemenzeug ist gerissen", klang es gleichmütig zurück, „es wird bald wieder in Ordnung sein. Ruh' Dich derweil hier aus, Santi, es wird Dir gut thun, der Wein war schwer, zu schwer für eine so schwüle Sommernacht."

Santi sah sich kurz um, er fühlte, daß Camillo wahrsprach. Eine dumpfe Schwere im Kopf ließ ihm die gebotene Rast willkommen erscheinen und er warf sich unter dem Piniengestrüpp, das hier einen Hügel umwucherte, nieder, um für eine kurze Weile die Augen zu schließen. Plötzlich fuhr er jedoch wie verstört wieder in die Höhe und blickte in die Runde. Wo war er denn? Daß er das Alles nicht gleich erkannt hatte! Das waren ja die Tre Capi und hier — gerade hier, wo er lag — Heiliger Gott im Himmel! War denn heute mit einem Male Alles gegen ihn verschworen? Wie war er denn hierher geraten? Und hier sollte er ruhn, hier?

Jählings ernüchtert, wenn auch noch mit rauschschwerem Kopf, wollte er emportaumeln, da stießen seine stieren Augen auf Camillo, der

Digitized by Google

plötzlich nicht mehr bei dem Pferde sondern gerade vor ihm selber, sich halb zu ihm herabbeugend, dastand und in dessen Blicken eine Flamme aufgeloht war, die Santi mit bangem Entsetzen erfüllte. Er wollte etwas sprechen, er wollte Camillo zurufen, daß er hier nicht bleiben könne, daß er fort wolle, aber seine Zunge versagte ihm den Dienst und Camillos Augen übten einen lähmenden Einfluß auf ihn aus. Dann schlug Camillos Stimme hart und kalt an sein Ohr: „Hier fanden sie damals den Leichnam Tito Boneras, — gerade an dieser Stelle. Weißt Du, wer ihn hier erschossen hat, Santi?"

Santi Pellegro stierte, wie im Irrsinn, vor sich hinaus. Seine Zähne knirschten gegeneinander, und ein Schauer rüttelte an ihm. Lallend quollen die Worte über seine Lippen: „Was fragst Du? Du weißt es ja. Ich hab' ihn erschossen."

Camillos Brust hob sich unter einem tiefen Atemzuge. Also wirklich! Bis zu dieser Minute noch hatte er gehofft, hoffen wollen, es sei nicht so, — trotz Allem nicht so. Nun war es doch, nun war's entschieden. „Santi", sagte er, „Du schwurst mir, Du seiest der Mörder nicht. Denkst Du daran?"

Santi Pellegro gab keine Antwort. Er konnte Camillos Blicke nicht ertragen, er stöhnte leise. „Warum thatest Du das?" fuhr Camillo fort. „Wenn Du zum Mörder wurdest, und es vor aller Welt verbergen wolltest, daß Du's geworden, weshalb wurdest Du gegen mich meineidig, Santi? Damit hast Du ausgelöscht, was ich Dir je im Leben geschuldet habe, — alle Dankbarkeit, alle Liebe, alle Treue; wir sind quitt geworden. Du bist nun weiter nichts mehr für mich, als ein erbärmlicher Mörder, der zu feige war, sich zu seiner That zu bekennen und ihre Folgen auf sich zu nehmen, der es aber geschehen ließ, daß Andre, die er betrogen hatte mit seinem Falschschwur, gleichfalls um ihn zu Verbrechern wurden. Und als ehrlosen Mörder muß ich Dich richten, Santi!"

Er riß seine Büchse von der Schulter und legte auf den noch immer knieenden Bruder an. Santi stieß einen winselnden Schrei aus. Er wollte sein Messer aus dem Gurt ziehn, aber seine Hände krampften sich statt dessen zusammen, wie beim Gebet; es sah aus, als wollte er fußfällig um sein Leben flehn. Camillo machte eine Geberde des Ekels. „Es ist weit mit Dir gekommen", sagte er, ohne die Büchse abzusetzen, in unsäglich verächtlichem Ton. „Und ich habe einst so stolz auf Dich, zu Dir aufgeblickt, Santi! Vom Mörder bist Du zum Meineidigen geworden, dann zum Ehebrecher, und nun wolltest Du abermals zum Mörder werden, wärest es geworden, wenn ich nicht Mitleid mit Dir hätte und Dich durch eine barmherzige Kugel davor bewahren wollte. Dein Maß ist voll, Santi! Und nun thu' das Letzte, was Du auf Erden thun kannst, Santi: bete! Und dann stirb, wie ein Mann, nicht, wie ein Feigling!" Santi Pellegro wand sich ächzend unter den Worten des Sprechers, wie ein Verbrecher, der auch nicht das kleinste Wort zu seiner Verteidigung oder zur Verminderung seiner Schuld findet. Selbst für jedes Wort des Flehens schien sein Mund jetzt verschlossen zu sein. Aber plötzlich raffte er sich empor. Der Rest seiner ihm unter dem Druck seiner Thaten allmählich verloren gegangenen Männlichkeit flackerte noch einmal jäh in ihm empor, Scham und Stolz rangen sich in seiner Seele zum Siege auf. Mit einem Male stand er hoch aufgerichtet vor Camillo da, den Kopf in den Nacken geworfen, das Auge in trotzigem Selbstbewußtsein flammend, als wäre der Santi Pellegro wiedergeboren, den man dereinst in Forino gekannt, geachtet und gefürchtet hatte. Keine Muskel mehr zitterte an ihm, straff reckten sich seine kraftvollen Gliedmaßen und in dieser Minute sah er noch einmal so schön und männlich aus, wie ihn die Weiber geliebt hatten. Gerade dem Lauf der Büchse entgegenblickend, regungslos, ohne mit der Wimper zu zucken, rief er Camillo zu: „Schieß'! Und triff gut!"

Und Camillo schoß und traf gut. Der Schuß krachte und Santi Pellegro stürzte vornüber zu Boden. Noch ein paarmal warf sich der mächtige Körper hin und her, dann streckte er sich und lag still. Santi Pellegro war tot. Camillo beugte sich über ihn, drehte sein Gesicht um und blickte ihm eine geraume Weile hindurch an, wie versunken. Dann drückte er ihm mit der Hand die Augen zu und trug den noch warmen Leichnam bis an den Stamm einer nahen Pinie, gegen den er ihn lehnte. Seine Hände waren dabei von seines Bruders Blute rot geworden. Nun ging er wieder zu dem Karren hinüber, schirrte das Pferd aus der Deichsel los und band es an einem Baum so lose, daß es das spärliche Gras des hügeligen Bodens unschwer erreichen und

Digitized by Google

rupfen konnte. Das Alles mit umsichtiger Ruhe, ohne sich zu beeilen. Erst dann ging er den steilen Saumpfad, der nach Forino führte und die Straße, welche sie vorher zurückgelegt hatten, um ein Beträchtliches kürzte, durch die schwüle Nacht wiederum hinab.

Um eine Stunde später betrat er das Haus Santi Pellegros und stieg in Marcos Kammer hinauf. Dort rüttelte er den Schlafenden wach, zündete Licht an und sagte: „Ich will Dir Zeit und Gelegenheit bieten, zu flüchten, Marco. Santi Pellegro ist tot. Ich gehe von hier geradeswegs nach Blandano hinab, um mich bei Gericht als seinen Mörder anzuzeigen. Dabei wird die ganze Wahrheit endlich an den Tag kommen, auch daß Assunta Dotti einen Falscheid geschworen hat. Dafür wird man sie einkerkern, und ihr geschieht recht, denn sie wird dadurch für Schlimmeres büßen, was ihr Gewissen belastet. Aber auch Dich könnten sie einfangen wollen, weil Du um das gewußt und das begünstigt hast, was sie that; sie wird Dich in ihren Aussagen vor Gericht sicherlich nicht schonen. Deshalb flieh', solange es Zeit ist! Auch Dein Gewissen ist ja nicht frei von Schuld, und so mag Deine Buße werden, daß Du für immer von hier fort mußt, wo Du so lange Jahre treu und in Ehren gedient hast. Wohin Du gehn willst, wirst Du selber entscheiden. Hier hast Du Geld, um Dich über die nächste Zeit hinwegzuhelfen, bis Du irgendwo in einer andren Gegend einen Unterschlupf gefunden hast. Nimm und leb' wohl!"

Er reichte ihm eine alte, buntfarbige Seidenbörse, die er aus seiner Tasche gezogen hatte, aber Marco nahm sie nicht gleich sondern starrte den, der das Alles mit ruhiger, klarer Entschiedenheit gesprochen hatte, wie geistesabwesend an. Zum ersten Male glaubte er nicht an seine Augen, daß sie die Worte richtig von den Lippen Camillos abgelesen hätten. Dann stammelte er: „Wer —? Was sagst Du da? Wer hat Santi Pellegro ermordet?"

„Ich", erwiderte Camillo mit der gleichen, kalten Ruhe von vorher. „Aber nicht gemordet hab' ich ihn, sondern gerichtet. Und nun frage nicht länger, sondern handle! Ich habe keine Zeit mehr zum Reden. Hab' Dank für Deine Treue! Leb' wohl!"

Er warf die Börse vor Marco hin, drückte dem noch immer sprachlos und verständnislos D'reinstarrenden die Hand und ging. Unten trat er in Benedettas Kammer. Dort brannte eine Nachtlampe auf dem Tische am Bett und die Kranke war wach. Als sie Camillo um diese nächtige Stunde bei sich erscheinen sah, schrie sie laut auf. „Ich weiß, was Du mir sagen willst! Aber thu' es nicht! Thu' es nicht, Camillo!"

„Ich habe es schon gethan", versetzte er ruhig, „und es mußte sein."

Benedetta verbarg, wild aufschluchzend, ihr Gesicht in den Händen. Er aber kniete an ihrem Bett nieder, beugte sein Gesicht und flehte: „Vergieb mir, Detta! Ich konnte nicht anders."

„Er ist tot?" flüsterte sie; ohne ihn anzusehen, zitternd, wie unter einem Frostschauer.

„Er ist tot."

Sie sagte nichts mehr, sie weinte nur. Ihre Thränen flossen über seine blutgefärbten Hände, die er bittend gegen sie ausgestreckt hielt, als wollten sie die Spuren der furchtbaren That dort abwaschen. Da bückte er sich über sie, küßte ihre Stirn, stand auf und ging.

Die Sterne brannten noch am veilchenblauen Nachthimmel, aber fern im Ost über dem Meere glomm schon die Ahnung dämmernden Frührotscheins. Da schritt Camillo Pellegro den Weg nach Blandano hinab.

Einmarsch der Marodeure.

Von **Hermann Lingg.**

Wer verschlieht vor uns Soldaten
Wer verschliegt die Thür?
Eure Beutel voll Dukaten
Nehmen wir dafür.

Lumpenzeug und Ring und Uhren,
Alles gilt uns gleich,
Hinter den Bagagefuhren
Ziehen wir durchs Reich.

Schlagt die Trommel! Nach dem Hause
Wo die Gäule schrei'n,
Lädt der rote Hahn zum Schmause
Heute Nacht uns ein.

Hier, um Wein und Brod zu fassen,
Sind wir einmarschiert,
Auf! Herr Amtmann, eure Kassen
Werden visitiert.

Digitized by Google

Messe soll der Pfaff uns singen,
Und er soll dabei
Seine Silberlinge bringen
Aus der Sakristei.

Weiter wollen wir jetzt traben.
Blutspur im Geheg,
Feuerschein und Ring der Raben
Zeigen uns den Weg.

Lange Tage muß uns nähren,
Was uns übrig läßt
Hier der Troß der Regulären,
Dort im Dorf die Pest.

Der Glaube.

Von **Franz Herold**.

S' war Ostern, doch nicht mir. Die Erd' entstieg
Dem Wintergrab, doch meine Seele nicht,
Wie grauer Kalen, flach gedrückt vom Schnee.
Die Glocken riefen von den Türmen laut
Die Auferstehung. Wehe that mir's, weh',
Der Kinderglaube, ach wie Glockenton
Verscholl er lang. Und wehe that
Des froh gepufften Volks Gedränge mir.

Hinaus mich triebs.
Von Pappelbäumen wehten Blütenkätzchen,
Doch kein's in meine Brust. „Bin ich ein Mensch noch?"
So fragt' ich bitter mich. „Hat denn das Schicksal
Versteint mich? Hat des Denkens Sonne,
Die hochgepriesne Leuchte dieser Welt,
Das holde Dämmer all' verscheucht,
Die Quellen all', die Tropfen Tau verzehrt?"

Da sieh, im Dorf, am strohgedeckten Häuschen
Das Bürschchen, kaum fünf Jahre zählt es.
Ein rotes Tüchlein flattert um den Hals,
Die harten Schuhe klappern an den Füßlein,
Die Augen leuchten und der Atem fliegt.
An's blinde Fenster pocht er mit der Faust
Und winkt hinein mit seinem Palmenbüschlein:
„Er ist erstanden!" ruft er, „ist erstanden!"

Und an die Scheibe eilt das Schwesterlein,
Die an der Wiege blieb des Allerkleinsten.
Da in der Kirche Alle. „Ist erstanden!"
So ruft auch sie und patscht in ihre Händchen. —

Mir aber war's, ich säh' im Staube hier
Den Herrn der Welt sich, den Gedanken, winden
Vor diesen Kindern, vor dem Kind des Glaubens.

Der Freundschaftsaltar.

Von **Hugo Salus**.

Das Schicksal will nicht, daß die Maid,
Die dir ergeben ist für's Leben,
Zur Gattin sei von dir gefreit:
Du sollst den Liebesschatz nicht heben.

Und in dem letzten Augenblick,
Bevor es ging an's böse Scheiden,
Erschien das ganze blüh'nde Glück,
Das sterben sollte, vor euch beiden.

Da schwurt ihr euch, was Liebe war,
Das solle ewige Freundschaft werden:
Das ist nicht neu und wunderbar,
Geschieht wohl jeden Tag auf Erden.

Nun kommst du fragend, und ich kann
Und will Bescheids mich nicht entheben.
Ob zwischen Weib und zwischen Mann
Es reine Freundschaft könne geben.

In Pästum stand einst ein Altar,
Geweiht der Liebe ohne Gluten,
Der Freundschaft, rein und unbefleckt,
Die frei von wilder Sinne Fluten.

Sonst opferten nur Freunde hier,
Die hergeeilt zum Freundschaftsstädtchen;
Doch einmal bracht' den Opferstier
Ein Jüngling und ein schönes Mädchen.

Der Priester schüttelte das Haupt,
Ließ zum Altar das Opfer binden;
Doch furchtbar hat der Stier geschnaubt
Da man das Feuer wollte zünden.

Er bäumte sich mit Riesenkraft,
Und stemmte sich mit seinen Klauen,
Und wie vom Sturmwind weggerafft
Die starken Ketten von ihm sanken.

Der grimme Stier war aufgewacht,
Da er für Freundschaft sollte sterben,
Und vor der ungezähmten Macht
Der Altar sank in Staub und Scherben.

Ein Stück der Ketten sieht man noch
In Pästum, schwer und nicht zu heben. —
— Was für ein Träumer bin ich doch
Und sollte ernste Antwort geben!

Digitized by Google

Die Märtyrerin.

Eine Dichtung von **Rudolf Knuffert.**

Nach dem Gemälde von Gabriel May.

„Wann wirst Du, blutger Marterpfahl,
Von manchem Berg ins dunkle Thal
Ein Friedenszeichen niederlehn?
Wann, wie des Siegers Banner wehn
Von überwundner Burgen First, —
Wann auf der Erde Zinnen wirst
Du künden, die der Aar unfliegt:
Auf diesem Stern hat Gott gesiegt?
Wann, Denkmal, das die Grausamkeit
Sich selbst errichtet und geweiht,
Wirst du auf stillen Gräberreihn
Der ewgen Liebe Denkmal sein?
Wann ragen auf erhabnem Dom,
Durchrauscht von heilger Klänge Strom?
Und wann im Staub am Weges Rand
Wegweiser sein zum Himmelsland?

O Herr, verborgen ist dem Thal
Noch deiner Wahrheit Siegesstrahl
Und nur der Menschheit Höhn entbot
Den Morgengruß er blutigrot.
Doch freudig sei dir Dank gebracht,
Weil du mich aus des Irrtums Nacht
Emporhobst hoch am Kreuzespfahl
In diesen blutgen Morgenstrahl.
Für jede Stunde dank ich dir.
Die ich durchlitt, in der du mir
Die Qual zu tragen, Kraft gesandt,
Daß ich der Ohnmacht widerstand.
Doch bin ich nur ein schwaches Weib;
Gieb Cedernkraft dem Blumenleib
Und nimm dafür den Stolz von mir,
Daß ich verbluten darf gleich dir!"

Wie Geisterworte klang es her
So aus des Nebels Silbermeer,
Das Wassergräben, weit verzweigt
Durch Moor und Sumpfgefild entsteigt
Und aus dem Tau der Blumen schwebt
Und durch die Auen Schleier webt.
Jedoch nur wenig in die Höhn
Erstreckt der Dunst sich, klar und schön
Liegt über ihm vom Mond erhellt
Die Nacht und dehnt das Himmelszelt
Sich hehr mit seinen Sternen aus.
Hier ragt kein Tempel und kein Haus;
Kein einsames Gehöfte zeigt
Dem Auge sich; im Nachtwind neigt
Sich keine Puppel und durchbricht
Die spinnwebgraue Nebelschicht.
Doch manch ein kleiner Hügel hebt
Sich an der Straße; die belebt
Kein Wagen, keines Rosses Tritt
Und selten eines Wanderers Schritt.
Die Hügel schließen Leichen ein
Von Sündern, die in Todespein

An grauenhaftem Blutgerüst
Die grauenhafte Schuld gebüßt;
Von Sklaven, die dem Herrn entflohn.
Von Duldern, die um Himmelslohn
Bereits von Qualen übermannt
Den Nazarener noch bekannt.
Auf einem dieser Gräber steht
Ein Rosenstrauch von Reif umweht
Und hold entragt dem lichten Grau
Ein Rosenzweig besät mit Thau;
Der leuchtet wie ein Auge blickt,
Das ein Gebet zum Himmel schickt
Und schmachtet, wie verklärt empor.
Wo in der Nachtluft Silberflor
Gespenstig aus der Nebeljagd
Des Kreuzes schwarze Säule ragt.

Ein schöner Frauenkörper harrt
Des Sterbens hier; es ächzt und knarrt
Der Balken unter seiner Last,
Wie allzuschwer an Frucht ein Ast.
Aus großen dunklen Augen schleicht
Auf Wangen, starr und schmerzgebleicht,
Und Züge, noch im Leiden schön,
Und auf des Busens Lilienhöhn
Sich Thrän' auf Thräne ungewollt
Und blitzt im Mondenlicht wie Gold —
Und wie Rubinen funkelt hell
Des Lebensblutes Purpurquell,
Wenn er herabträuft, langsam, warm
Am nackten ausgespannten Arm.
Die dunkelblaue Ader schaut
Aufschwellend durch die feine Haut,
Indes die Hand zur Faust geballt
Den schwarzen Kugelkopf umkrallt,
Als wollte sie die grimme Qual
Erdrücken samt dem harten Stahl.
Ein schwarzer Seidenflor umwallt
Vom Busen ab die Huldgestalt
Und schlingt ums Kreuz im Flattern sich
So daß es einer Fahne gleich.
Wie eine schwarze Blume steht
Sie ob dem Nebelmeer erhöht
Und Todesfrost durchschauert sie.
Das Welken wohl betrauert sie
Des schönen Leibs im Morgenwand.
Die Hüfte hält ein Gurt umspannt.
Der fester an den Stamm sie knüpft
Doch wenig nur den Körper lüpft,
So daß der Formen voll Gewicht
Die Sehnen fast der Achsel bricht.
Wie eine düstre Wolke hüllt
Sie das Gewand; doch schmerzerfüllt
Zuckt blutend aus dem Trauerflor
Der stahldurchbohrte Fuß hervor
Und krümmt im Krampfe sich und schwillt.

Digitized by Google

Wohl hatte jüngst den Blick umhüllt
Ihr Ohnmacht, wie ein dunkles Tuch,
Als ihr der eignen Glieder Bruch
So fürchterlich ins Ohr gekracht;
Doch warum ist sie dann erwacht
Verlassen, schmerzhaft ausgestreckt
Und nur vom Sternenzelt bedeckt,
Erhaben ob dem Nebelreich,
Fast einem großen Vogel gleich,
Der zwischen Erd und Himmel spannt
Die Schwingen; aber festgebannt.

Und dennoch dankte jetzt dem Herrn
Die Dulderin für jeden Stern,
Den er noch gönnt zu schauen ihr
Von hoher Sternenwarte hier.
Entpreßt ihr Thränen auch die Pein,
Sie scheint ihr doch gelind zu sein
Gedenkt sie jener Seligkeit,
Die ohne Grenzen ist und Zeit.
Sie schlägt zurück das dunkle Haar,
Das auf die Brust geflossen war,
Ein duftger Strom lauperlenblank
Als ihr das Haupt vornübersank.
Nun aber zeigt das Angesicht
Sie voll und ganz dem Mondenlicht;
Doch schließt sie müd die Augen; sacht
Läßt sinken sie der Wimpern Nacht
Der Lider schwarzen Strahlenkranz
Auf dunkler Sterne Thränenglanz,
Geduldig leidend; lächelnd mild
Und stille, wie ein Marmorbild
So still, daß durch die Lippen, leis
Sich öffnend und der Zähne Weiß,
Du hörst den Atemzug der Pein;
Als föge mit der Nachtluft ein
Den Schmerz die Jungfrau, unbewegt
Ans Kreuz das Haupt zurückgelegt,
Geschlossnen Auges, wie im Kuß,
Als däuchte dulden ihr Genuß;
Als lauschte sie der Pein, als lieb
Der Marter jede Nerve sie,
Bis jeden Krampf, der ihn durchwühlt
Ihr Körper völlig durchgefühlt. . . .

Doch wieder stieg der Ohnmacht Flor
Vor der Gequälten Blick empor
Und Todesschwäche schon durchrann
Den Leib; da nahl ein Wandersmann.
Mit Grauen sieht er auf zum Kreuz
Und noch im Sterben siegt der Reiz
Der Märtyrin, die schweigend litt.
Erbarmen hemmt des Fremdlings Schritt.
Sie lächelt matt auf ihn herab.
Und einen Schwamm am Wanderstab
Reicht er empor, getränkt mit Wein.
Sie schlürft der Traube Feuer ein
Mit dankbar-langem Zug und wehrt
Der Ohnmacht so; denn Wärme kehrt
In den erstarrten Leib zurück
Und Licht in den umflorten Blick.

Er habe Linderung ihr verliehn,
Der Wandrer wähnts und zieht dahin;
Doch weiß ihm schmerzlich lächelnd Dank
Die Jungfrau für den Lebenstrank
Der länger nur den Schmerzenskrampf
Und schwerer macht den Todeskampf.
Nun wird sie um so werter sein
Des Himmelskleids im Glorienschein.

Die Haidestraße eilt herauf
Ein schöner Knab in wildem Lauf
Umschlingt das Kreuz, umschlingt die Knie
Der Dulderin und weint um sie
Und blickt empor voll Wahnsinnsschmerz,
So schnitt ihm ihre Pein ins Herz.
Dies schöne Weib hat er geliebt
Mit Liebe, wie es nimmer giebt:
Doch sie, das hehre Heilgenbild
Hat seine Sehnsucht nie gestillt.
Ihr däuchte seltsam stets und fremd
Die Leidenschaft, die ungehemmt
Und wild aus seinen Augen brach,
Wenn er zu ihr von Liebe sprach.
Nun fließen seine Thränen reich
Auf ihre Füße blutig bleich.
Auf ihren blutig bleichen Fuß
Drückt er den Mund in langem Kuß.
Der Mund, wie heiß! der Fuß, wie kalt!
Wie süß die sterbende Gestalt!
Wie lächelt milde sie ihm zu,
Als früge sie: Was weinest du?

Da springt er auf und Rosen bricht
Er von der Stande; schluchzend flicht
Er sie zum Kranz und reich bestreut
Er sie mit Thränen und erneut
Darauf den Tau, der blitzend blank
Als er die Zweige bog, entsank.
Und wo gebrannt sein heißer Kuß
Hängt er den Kranz als letzten Gruß
Der Erdenliebe weinend auf:
Am blutumquollnen Nagelknauf
Der dem durchbohrten Fuß entragt.
Dann sieht er, wie von Schuld gejagt. —

Ein Sänger kam und sang ein Lied
Am Stamm des Kreuzes. Traurig zieht
Aufrauschend aus der Saiten Gold,
Wie mondbeglänzter Flut entrollt,
Die Melodie. Doch wie der Schwan
Der sterbende die Wellenbahn,
Die hell im Sternenlichte blinkt,
Durchmißt und trüb und klagend singt:
Doch plötzlich aufrauscht aus dem Fluß,
Indes wie Gold ein Regenguß
Von seiner Schwinge blitzend rinnt
Und heller stets im Abendwind
Und wirbelnder die Weise schallt,
Bis sie im Sternenraum verhallt,
So scholl die Harfe klagend erst.
Daß nimmer du den Thränen wehrst.
Am Kreuz, erhabne Dulderin,
Als käme dir erst jetzt zu Sinn,

Digitized by Google

Was du hienieden lassen mußt;
Bis plötzlich Schultern dir und Brust
Ein mächtig Zittern überkam
Und einen Schwung die Hymne nahm,
So freudehell, so glaubensstark
Und dir erschüttert Nerv und Mark.
Und jetzt — wie süßes Feuer rinnt
Der Schmerz durch deine Adern lind;
Wie eine Weihrauchwolke zieht
Der Uebel aus dem feuchten Kleid;
Wie eine Woge hebt dein Leib
Empor am Kreuz sich, schönes Weib
Als fühlest du ein Kügelpaar,
Als hörtest du der Engel Schaar

Im Himmel und der Seligen Chor
Und strebtest samt dem Kreuz empor.
Dein letzter Seufzer schwand dahin ·
Auf Schwingen selger Melodien;
Dein müdes Haupt sank nieder schwer,
Kein Blut entrann den Wunden mehr
Und deine fromme Seele schied.
Eh noch verstummt des Sängers Lied. —
Doch in der Rosenstaude war
Versteckt ein Nachtigallenpaar.
Indes der einen trüber Sang
Um die gebrochnen Rosen klang
Nachsang die andre zaubervoll.
Was von des Sängers Harfe scholl.

Sommerabend.

Von **Anna Klie.**

Es rührt sich keine Ähre
In weiten, stillen Feld —
O daß wie einst ich wäre
Dir wandernd zugesellt!

Da schweigend wir durchschritten
Der Halme Meer voll Ruh,
Sanft lhat sich's auf inmitten
Und leise wogend zu,

Und wo in fernen Gluten
Der Sommertag entschlief,
Da dehnten sich die Fluten
Des Meeres, blau und tief.

Nun streift am Blütenstaude
Die stille Flur mein Fuß;
Mein Herz durchträumt die Lande —
Verspürst du seinen Gruß?

Das Zentrum der Litteratur.

Freirhythmischer Hochgesang von **Ernst Echstein.***)

Es rühmt uns so Mancher verblendeten Sinns
Das geistige Leben da in der Provinz,
In Bayern, in Sachsen, in Schwaben, am Rhein,
Und träumt von Erfolgen und sicherm Gedeihn.
Die thörichten Schwärmer blamieren sich nur,
Denn Berlin ist das Zentrum der Litteratur.

Zwar Scheffel, der Gute, der schweifte und sang
Dort unten am schimmernden Neckar entlang;
Den „Ekkehard" schrieb er — ganz wacker und nett;
Den „Walfisch", den singt man sogar als Quartett.
Er machte der Muse gehörig die Cour. —
Doch Berlin ist das Zentrum der Litteratur.

Karl Gutzkow verstarb am Gestade des Mains,
Ein Ritter vom Geiste mit Nummero Eins.
In Lübeck hat Geibel von Rhythmen gebraust,
Und Theodor Storm hat in „Husum gehaust;
Sie glänzten wie Sterne im blauen Azur. —
Doch Berlin ist das Zentrum der Litteratur.

In München lebt Heyse und Adolf von Schack,
Zwei edle Poeten von gutem Geschmack.
Die „Künder der Welt", die „Pisaner" —: gewiß,
Das Alles hat echt litterarischen Schmiß.
Auch Lingg ist zumeist auf der richtigen Spur;
Doch Berlin bleibt das Zentrum der Litteratur.

Wenn Ebers und Gottschall in Leipzig zu Haus,
So machen zwei Blumen noch lang keinen Strauß.
Daß Keller in Zürichs ambrosischer Pracht,
Mit Ferdinand Meyer sich festhaft gemacht,
Dies Alles bestätigt die Regel mir nur:
Berlin ist das Zentrum der Litteratur.

Wiesbaden wird öfter's als Kurort genannt:
Dort dichtet Herr Freytag, der Manchem bekannt;
Kasch klomm er empor auf der dornigen Bahn;
Er schrieb den berühmtesten deutschen Roman.
Auch Bodenstedt wohnt auf mattlakitscher Flur:
Doch Berlin ist das Zentrum der Litteratur.

Ob Dahn, der die Klio so feurig umschloß,
Aus Königsberg Ströme des Geistes ergoß,
Und ob da zu Graz in der steirischen Mark
Der Hamerling harfte, gewaltig und stark:
Die Provinz ist Provinz, wir belächeln sie nur.
Und Berlin bleibt das Zentrum der Litteratur.

Es ist nit eben bosshaft gemeinet, aber so Einen die Hoffarth etwan über die Maassen jücket, dem dienet ein brüderlich Klöpplein oft wundersam. Martin Luther.

*) Wir drucken das Scherzgedicht unseres verehrten Mitarbeiters, weil es harmlos und lustig ist. Die Frage, wie weit Berlin das Zentrum der Litteratur ist, ist damit freilich nicht entschieden. Denn sie ist nicht nach einzelnen berühmten Namen zu beantworten, sondern darnach, von wo die Impulse ausgehen, welche derzeit unser geistiges Leben bestimmen. Und daß Berlin in dieser Hinsicht allerdings die Führerschaft hat, ist nicht bestreitbar. Übrigens giebt's da auch Berühmtheiten genug. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Aus Eduard Mörike's Briefwechsel.

Mitgeteilt von Prof. Dr. Jakob Bächtold.

Briefe Mörike's an Johannes und Elise Mährlen.

Herr Sanitätsrat Dr. Stark zu Stephansfeld im Elsaß hat mir schon vor Jahren freundlichſt Mörike's Briefe an ſeinen Schwiegervater Profeſſor Johannes Mährlen (1803–1871) mitgeteilt.

Johannes Mährlen, einer der nächſten Freunde Mörike's, mit Hartland wohl der allernächſte,

„Der Freund, mit dem ich jung geweſen und bei dem Das Herz mir immer jung aufgeht, ſo alt es ſei,“

war ein Ulmer;*) er ſtudierte mit Mörike Theologie, wurde 1832 Profeſſor an der Stuttgarter Gewerbeſchule, 1838 Profeſſor am Polytechnikum, wo er beſondere Thätigkeit für das württembergiſche Eiſenbahnweſen entwickelte, und ging 1847 als Direktor des Bergwerks nach Schappach im Schwarzwald. Später übernahm er die Lehrſtelle der Nationalökonomie an der polytechniſchen Schule in Stuttgart, trat 1860 in das ſtatiſtiſch-topographiſche Bureau und nachher in die Centralſtelle für Gewerbe und Handel ein. Den edlen, trefflichen, um ſein Land hochverdienten Mann brach der Tod ſeines Sohnes Johannes, welcher auf dem Winterfeldzug nach Frankreich im Dezember 1870 gefallen war.

Herr Sanitätsrat Stark ſchrieb mir am 11. Juni 1887: „Die Freundſchaft zwiſchen Mährlen und Mörike führt aus der Kloſterzeit die beiden her . . . Während ſie im Stifte waren, beſaßen die beiden einen einzigen, gemeinſamen Schlafrock und Cylinderhut. Der letztere mußte zum Kirchenbeſuch getragen werden. Ein Lehrer kontrolierte an der Kirchenthüre, ob alle Stifkler mit dem vorſchriftsmäßigen „Schlotter“ erſchienen. Die Freunde halfen ſich ſo, daß zunächſt der mit dem Hut die Kontrolle paſſierte und darauf denſelben dem draußen Wartenden durch das Kirchenfenſter hinansreichte. Später, als Mährlen wieder in Stuttgart wohnte, ging er nach dem Mittageſſen faſt regelmäßig zu Mörike und von da auf ſeine Kanzlei. Mörike war ein Liebhaber von Süßigkeiten. Gab es nun zu Mittag einen beſonderen Nachtiſch, brachte Mährlen dem Eduard gewöhnlich etwas davon mit. Auch neue litterariſche Erſcheinungen, welche mein Schwiegervater reichlich anſchaffte, wurden Mörike immer mitgeteilt.“ Auf die Hochzeit von Mährlens Tochter Auguſte ſchrieb der Dichter 1866 jenes ſchöne: „Lang, lang iſt' her!“**)

Mörike begab ſich im Juli 1862 mit ſeinem geliebten „Marus“ in das ſtille Thal nach Röthenbach ins Bad und von da über Rippoldsau, Schappach und Offenburg nach Hauſe zurück. „Eine Vakanzzeit ohne Exkurſion“ — ſagte er damals zu einem Freund — „iſt eigentlich keine rechte. Es iſt hintennach, als wenn man ſich in ein ungemachtes Bett legen muß.“

Ich laſſe nun die Briefe Mörike's an dieſen Freund und deſſen Gattin folgen.

*) Ich entnehme dieſe Notizen dem Schriftchen: Zur Beerdigung des Dr. Johannes Mährlen, Profeſſors am k. Polytechnikum (Stuttgart, Metzlerſche Buchdruckerei 1871).

**) Mörike's Gedichte S. 278.

Mergentheim, 27. Mai 1847.

Lieber alter Freund!

Ich hoffte immer, Dir Dein Briefchen, welches mir am 23ſten vor. Monats übers Krankenbett gebracht wurde, zu einer beſſern Zeit ausführlicher beantworten zu können. Nun war und iſt dieß aber nicht möglich; ſchon ſeit dem Ende März muß ich beinah unausgeſetzt im Bette ſein; ein hartnäckiger Rheumatismus, der ſich im Rückgrat feſtgeſetzt hat, greift mir von dieſem edlen Theile aus die Nerven an, daß mir das Schreiben ſauer wird. Doch wollte ich durch meinen Bruder Louis Dir wenigſtens mit dieſen paar Zeilen meinen Dank für die Deinigen ſagen. Sie haben mir ausnehmend wohlgethan; es war ſeit vielen Jahren wieder das erſte herzliche Wort von Dir! Der angezeigte Schritt zu einer gänzlichen Veränderung Deiner bisherigen Exiſtenz hat mich zwar überraſcht, doch im Geringſten nicht befremdet: Deine Gedanken waren jederzeit und ſchon in Tübingen auf ſolchen Spuren, ich glaube daher gern (und nicht darum allein), daß Du recht gethan haſt. Werde nur ein reicher Mann, das Glück wird unſer Einen nicht verderben!

Deine und Deiner lieben Frau ernſtlichgemeinte Einladung in Euer Schwarzwald Thal*) hat mich in Wahrheit angelockt, allein es iſt nicht abzuſehn wann ich ſo etwas werde ausführen können. Auf dieſen Mai war eine Erholungsreiſe nach Nürnberg beſchloſſen und jetzt kann ich von meinem Schragen aus in Gedanken an den Kaukaſus gehn, von dem Du ehemals ſo gern phantaſirteſt.

Daß wir uns bald und fröhlich einmal wiederſehn, im Geiſt der alten unvergeßlichen Zeiten, iſt nicht nur einer meiner Herzenswünſche, ſondern eine gewiſſe Hoffnung. Alles Glück!

Dein treuer

Eduard.

Ich ſitze hier,**) mein theurer Freund! — nicht etwa als ein wohlbeſtallter Paſtor bei St. Lorenz in Nürnberg, ſondern, als eigenſter Herr ohne Renten an der Grenze der Schweiz in einem lieblich gelegenen Dorfe, Egelshofen, eine kleine halbe Stunde von

*) Nach Schappach, unweit Wolfach im badiſchen Schwarzwald.

**) Oben am Briefbogen die Vignette der St. Lorenzkirche in Nürnberg.

Digitized by Google

Constanz. Der Ort zieht sich am Berg hinauf; zu oberst bei den letzten Häusern ist, fast vereinzelt, ganz im Grünen, eine heitere Wohnung mit Gärtchen, zwei stillen kinderlosen Ehelenten, halbstädtisch bürgerlicher Art, gehörig; der Mann ist Spitz- und Modelstecher. Auf der vordern, mittäglichen Seite gehn unsre Fenster auf Wiesen-Hügel, Baumstücke und die Steige nach Weinfelden hin; von hinten hat das Haus eine doppelte Allaue mit vorspringendem Schindeldach; die Aussicht auf die Stadt, den Ober- und Unterse samt der verbindenden Strecke des Rheins ist hier durch Eichen und hohe Obstbäume, die sich bis in die Ebene hinunter fortsetzen, beschränkt und gehindert; wenige Schritte seitwärts aber, auf dem Wege an den Weinbergen hin, genießt man ihrer einen großen Theil schon auf das Herrlichste. Wie oft geh' ich im Schlafrock dieses Sträßchen bis zu einer einsamen Kelter und spähe mit dem Tubus, während meine Schwester auf einem umgestürzten Mosttrog mit dem Strickstrumpf sitzt, nach einem weißen Segel auf dem See, nach einem Dampfboot, wie es eben um die Krümmung des Hafendamms herein, an dem zierlichen Lenchtthurm sich vorüberbiegt. Ich kann die goldnen Namen auf dem Radkasten („Constantia" — „Helvetia" ꝛc.) beinah' lesen, sehe den weißen Wassergicht an den Schaufeln, und ein leises Gelaus in den Bäumen meiner nächsten Umgebung läßt mich einen Augenblick glauben, ich höre sein Geräusch. — —

Stuttgart, den 1. Juli 1851.*)

Dieß angefangne Blatt, bester Alter! fand ich in meiner Mappe, und an diesem armseligen Fetzen halt' ich mich noch ein wenig fest, um dem Schein des schnödesten Undankes, den ich mir durch so langes Schweigen gab, nicht völlig zu unterliegen, indem es wenigstens beweist, daß ich seiner Zeit einen ganz ernstlichen Anlauf zu einem ordentlichen Brief genommen. Ich thue besser mit Entschuldigungen gar nicht anzufangen, denn was man auch in solchem Fall mit Grund zu seinen Gunsten sagen kann, es bleibt immer ein Rest, der nur im guten Willen des Andern, d. h. im rechten alten Glauben (Orthodoxie) der Freundschaft aufgeht.

Vor allem laß mich nun Dir und Deiner edelsten Elise für das, was Ihr um uns gedacht, besprochen und gethan, die beiden Hände herzlich drücken. Dein Brief, mein Bester! (welcher von mir aus gleich den Weg nach Mergentheim nahm, und dort die größte Anerkennung fand) gab, neben andren auch nicht zu verachtenden Stimmen, durch die erschöpfende und scharfe Entwicklung der Gründe in der That den Ausschlag in der Wage, so daß er vorerst, und sehr bald, das Fallen unseres Projekts und später eine andre Wahl entschied. Hardegg**) schrieb mir schon in den ersten zehn Tagen meines Egelshofer Aufenthalts, daß mit der Stelle an der Bibliothek für mich nichts zu machen sein werde. Der Hofrath Dingelstedt habe dieselbe nur des ostensiblen Titels wegen bei seiner journalistischen Aufgabe besessen, und der König wolle sie vor der Hand nicht mehr besetzen; sollte dieß aber etwa später doch geschehen, so würde sie dem jungen Klumpp nicht wohl entgehen, der die Geschäfte Dingelstedts nun besorge. Obwohl zu Deinen Vorschlägen bereits geneigt, ja hingedrängt, konnt' ich mich doch nicht sogleich entschließen, mich dafür zu erklären und dieß war hauptsächlich die Ursach' des ersten Aufschiebens meiner Antwort auf Dein Schreiben. Da ich einmal am Bodensee war und diese heilsame Luft wieder verschmeckt hatte, beschloß ich einige Wochen zu bleiben, weil man nicht theurer dort als anderswo lebt. Wir hatten die Kost von unsern Hausleuten (das Quartier, zwei hübsche gut möblirte Zimmer, kostete monatl. 7 fl.). Die alte Stadt interessirte mich; wir machten kleine Ausflüge, besonders ward ein voller Tag auf den Besuch der merkwürdigen Insel Reichenau verwendet, nach der ich lang' die größte Sehnsucht hatte. Da mußt Du Deine Frau einmal hinführen, (wenn es nicht schon geschehen ist) und in der Gartenlaube des Kronenwirths Schumacher, eines alten wirtend. Soldaten von diesem Typus*), (der nur ganz ungemein gottselig von gegenwärtigen „insubordinationswidrigen" Zeiten spricht — er sitzt beim Kloster im Lokal der ehemaligen berühmten Bibliothek) sollt Ihr besonders aber auf der nordwestlichen Spitze der Tafel an mich denken, wo ich auf dem durchwärmten Kies unter Pappeln, Abends 4 Uhr, lang mit geschlossenen Augen lag und doch das Bild der Gegend immer vor mir haltend, während der See die Wellen bis an meine Sohlen vorzuschieben suchte. Daheim, derweil Clärchen mit Wäsche ꝛc. vollauf zu thun hatte, las ich in Vischers Ästhetik, vollendete und detaillirte den alten wieder vorgesuchten Plan zu einer heitern Erzählung in Prosa, (die Gott weiß wieder wann und ob? zur Ausführung kommt, denn hier in Stuttgart ist für so etwas wenig Aussicht) korrespondirte nach Mergentheim ꝛc. Endlich, nach Pfingsten, brach man auf. Den guten Schweizerleuten, da sie beim Schiffe von uns Abschied nahmen, wurden die Augen naß; und mir wahrhaftig auch beinah. Auf dem Ulmer Bahnhof wie dacht' ich da an Dich! Hier, sagte Clärchen und zeigte auf die Stelle, sprach er sein letztes, im Lärm der Passagiere verhallendes Wort. Der unvollkommene Abschied — ich konnte Dir nicht einmal noch mit einem Patsch danken — that mir nachher noch eine lange Strecke weh im Herzen! Wir brachten nun zunächst noch ein paar Tage bei Verwandten in Mürtingen zu. Dann saß man wie gehezt auf einmal wieder im Stuttgarter Bahnhof. Seitdem sind wir in unaufhörlichem Umtrieb, auch war ich, kurze Zeit, in Folge der tödtlichen Hitze unwohl (Cholerine).

Meine Uebersiedelung hierher war indessen erklärt, so wie meine Bereitwilligkeit, neben leichten Buchhändler-Arbeiten (z. B. kleine Anzeigen in Menzels

*) Moerike war inzwischen, kurz vor seiner Vermählung, nach Stuttgart übergesiedelt.

**) Der königl. würtembergische Leibarzt, geb. 1806 in Ludwigsburg, Jugendfreund Moerike's, gest. 1853, Bruder des bekannten Militärschriftstellers.

*) Am Rand eine Federzeichnung Moerike's.

Digitized by Google

Literatur-Blatt, vielleicht auch Correctnren ꝛc. ꝛc.), jene Frauenzimmer-Lectionen, in der von Dir bezeichneten Weise zu übernehmen. Ich sprach besonders mit Wolff*) darüber der es sehr billigt und von selbst auch aufs Katharinen-Institut hindeutete. Doch nehmen die Leute alle an, es seien diese Lektionen erst im Winter recht am Platz. Frau Medic. Räthin Rieske (die indessen ausgezogen ist) war auf 3 Wochen nach Heidenheim — „Heiden!“ — wie die Magd mir sagte verreist. Auch Deinen Herrn Schwager traf ich das erstemal nicht; beim zweitenmal fand ich ihn im Begriff, gleichfalls in die Schweiz abzugehen. Doch konnte er und seine liebenswürdige Frau mir noch eine starke halbe Stunde schenken. Er sah viel besser, heiterer aus als ich erwartet hatte und sein Wesen gefiel mir ausnehmend. Man sprach von seinem Buch und da es eine Sünde ist, in solcher Angelegenheit zu schmeicheln, so durft' ich bei dem Lobenswerthen auch die Mängel — die Du so gut wie ich gefunden haben mußt — (Mangel an eigentlicher, anschaulicher Darstellung überhaupt und insbesondere des brennenden Details dieser Bewegung in Frankfurt, Wien ꝛc. den Wechsel der übrigens meist sehr geschmeidigen Form) nicht verschweigen. Ich glaube daß er mehr für das Lyrische wäre; auch gab er mir dergleichen (Gedichte aus den Alpen) im Manuscript mit.

Ein Quartier mit 3 Zimmern Parterre, auf Jakobi, ist in der Augustenstraße Nr. 14 bereits für uns gemiethet. Für jetzt wohn ich im völlig leeren Logis einer Verwandten Rothebühlstraße Nr. 65. Clara, welche im Augenblick bei Hartlaubs in Wimsheim ist, wird dieser Tage nach Mergentheim gehen und ich vermuthlich später auf kurze Zeit nachfolgen, wenn sich die dortigen Affairen günstig entschieden haben werden, worüber ich das nächstemal berichten will!

Nachdem ich des schrecklichen Sonnenbrands wegen bis jetzt nur die nothwendigsten Ausgänge hab' abmachen können, bin ich dermalen vorzüglich mit Tilgung aller Briefschulden beschäftigt; u. bin gelegentl. auf Mittel leichten literarischen Erwerbs dabei aus; denn Geld ist mir die nächste Zeit nöthiger als je (u. wann war es das nicht?) Also etwa Bearbeitung, Herausgabe von Altem oder Neuem: Stäblin will sich besinnen, spricht aber von großer Flauheit und Aengstlichkeit der Verleger Cotta, Metzler, Hallberger; Bischer räth zu einer castrirten Uebersetzung des Shakespeare für das weibliche Geschlecht, aber erstens kann ich kein Englisch, zweitens thut mir das blutige Geschäft selbst leid; vorzüglich aber überstieg es weit das Maaß meiner physischen Kräfte, von dem die Freunde immer keine rechte Vorstellung haben; sie wissen nicht, wie wenige Stunden des Tages ich mich irgend an irgend eine Arbeit halten darf, ohne Schwindel u. dergl. zu haben.

Eodem, Abends 6½.

Ich war von 3 Uhr bis jetzt mit dem Maler Bruckmann, Anfangs in seinem Haus, nachher bei mir, zusammen; da war kein Fertigwerden und drüber hab ich fast die Post versäumt. Jetzt also nur noch dieß, die freundlich wiederholte Einladung zu Euch betreffend. In dem Moment, wo eine neue Art von Existenz sich erst für mich einleitet u. die Gestirne über mir noch sehr zweifelhaft stehen, wär mir Genuß und Ruh' an einem dritten Ort nur halb. Wenn aber Jemand mir weissagte, ich komme auf den Hopelau,*) bevor ich Schappach sehe, das würde mich im Ernste traurig machen, (selbst wenn es mit dem Bauerngütchen in der Uracher Gegend inzwischen noch richtig u. ich dein Gast dort werden sollte, wo allerdings für unsre Freundschaft der rechte Fleck gefunden wäre, an dem die Schlange Maul und Schweif zusammenbrächte). Nein sicherlich sehe ich Schappach im Herbst. — — —**) Neulich hatt' ich Gelegenheit, die Basse von dem hiesigen Theater in einem Privathaus zu hören. Vortrefflich wars, aber nur ein einziges klassisches Stück (aus Figaro: Ach endlich naht ꝛc.) sonst lauter Küken, Lindpaintner, Ave Maria ꝛc. Leb wohl!

Gedoppeltes Lebewohl! Schreib' mir, wenn so viel Großmuth in dir ist, in diese meine Interimswohnung, die oben schon bezeichnet ist!

Soll ich nicht auch zu Madame Erhardt gehen? Sie hat sich, glaub' ich, früher gegen Bauer***) theilnehmend über mich geäußert. Ich kenn' sie aber nicht; was ist's für eine Frau?

Ferner: Du sagtest ja von Büchern, die du mir zu dem bewußten Lehrzweck borgen könntest. In Constanz habe ich gelegentlich etliche Werke der Art durchblättert. Eins speciell für Töchterschulen von einem Breslauer Professor, dessen Name sich mir H. oder N. anfängt, das aber nicht gut ist: schlechtes Urtheil, magere biographische Notizen, üble Auswahl der Proben, Hochschätzung des Mittelmäßigen u. Schwachen, wobei die Schriftstellerinnen besonders gut bedacht sind. Gräfe's (Bibliothekar des Königs v. Sachsen) gelehrte Arbeit über die Literatur aller Völker, natürlich ohne Beispiele, mehrere Bände stark, schien mir im Historischen u. Kritischen besser. Was kannst Du mir anbieten und wie erhalt ich es? Große Eile hats nicht. — Mein Brief geht nun erst Morgen.

Dein treuer Eduard.

An Frau Elise Mährlen.

— — — — — — — — — —

Ich bin noch immer ohne meine Schwester in unserm Interimsquartier allein, und werde es, da sie das Bad zu guter Letzt gebraucht, wohl noch acht Tage bleiben, — zu meiner großen Prüfung, indem ich ohne weibliche Hilfe kaum critiren kann und nun noch daran denken muß, meine neue Thätigkeit ein wenig vorzubereiten, was nur hier möglich ist.

Ja denn, da säh' ich jetzt! Gott weiß, auf wie lange, vielleicht für immer. Desto betrübter! werden

*) Rektor des Katharinenstifts.

*) Quartier in Stuttgart.

**) Eine intime Stelle über die Häuslichkeit v. David Fr. Strauß fällt im Druck weg.

***) Ludwig Bauer.

Digitized by Google

Sie ausrufen! Ich kann Sie mit dem scharfen Lieb, das Sie dem guten Stuttgart ſingen — es war nur etwas grauſam für einen neuen hoffnungsvollen Inwohner — vollkommen wohl verſtehn; doch werden Sie es natürlich finden, daß Jemand, der lange Zeit weder auf dem Land noch in der Stadt gelebt, in frühern Jahren aber ganz auf das Dorf beſchränkt, mit einem übergroßen Hang zur einſamen Natur, ſich beinah' daran aufgerieben hat, verſucht ſein kann, ſein Heil auch einmal in der Hauptſtadt zu probiren, ſelbſt wenn die Wahl ihm frei gegeben wäre. Was faul und hohl hier iſt, berührt oder ärgert mich wenig; das Guten aber und des Neuen, es ſei Perſönliches oder von Seiten der Kunſt ꝛc. iſt jedenfalls für einen armen Schlucker ſo viel da, daß ich, bei meiner phyſiſchen und geiſtigen Gebundenheit, bei meiner ängſtlich abgemeſſenen Diät mir eher Mäßigung in dem Genuſſe des Vorhandenen als ſonderliche Billigkeit in Anſehung des Mangelhaften muß befohlen ſein laſſen. Und dann, aus einer Gegend wie Schappach haben Sie, Verehrteſte, zum Nachtheil der Stadt freilich gut reden; ein Kinzigthal und Egelshofen iſt aber nicht überall zu haben. Nehmen Sie übrigens nur gütigſt darauf, daß ich Sie dieß Jahr noch beſuche und ſein Sie gewiß, daß ich nicht einen Hut voll Reſidenzluft mitbringe, ein Ding, welches zum Glück nie an mir haften wollte. Sie halten ja aber für möglich, am Ende ſelbſt zurückzukehren — war es Ernſt? wenn auch nur halb, ſo wars ein ſchönes Wort, welches wahr werden kann! Wie iſt es denn auf jene ſchreckliche Gewiternacht auch Ihrem Thal und den Gruben ergangen? Ich habe keinen rechten Begriff von den Lokalitäten. Im Schwäbiſchen Merkur fand ich darüber nichts, vielleicht weil ich um eine Nummer durch die Reiſe kam.

Noch einmal tauſend Dank für Alles und die beſten Grüße an Groß u. Klein im Haus. Ich eile, daß der Brief heut ja noch fortkomme: gleich iſt es 7 Uhr. Mit wahrer Freundſchaft und Verehrung

Stuttg. 5. Aug. 51. Ihr E. Mörike.

[Mürtingen, den 12. April Abends 1870.]*)

Liebſter Freund!

Herzlichen Dank für deinen vorſorglichen Brief und deine freundliche Einladung! — Es war gleich bei der erſten Anzeige von der Ausſtellung der Schwindiſchen Bilder beſchloſſene Sache bei mir, hinunter zu kommen, u. in der That hab' ich die Melusina vorgeſtern geſehen.**) Dieß aber gieng ſo zu: Der letzte Samſtag war Anfangs dazu beſtimmt, da kam Freitag ein Brief von Schwind, der dort mit mir zuſammenkommen wollte, ich möchte ihm Zeit u. Ort ſchreiben; ich wählte den folgenden Sonntag. Inzwiſchen aber kam ein Telegramm von ihm, daß er (wahrſcheinlich wegen Krankheit ſeiner Frau) verhindert ſei, daß er mich aber nächſtens hier beſuche. So rutſchte ich denn am Vormittag Ballmarum (wie Wispel ſel.*) ſagte) mit Gretchen hinunter, doch nur auf ein paar Stunden, da wir die ſpäte Abendluft zur Rückkehr ſcheuten; denn Tags zuvor war ich durch einen ungewöhnlichen Schwindelanfall erſchreckt worden. Man kam im eitein Regen an und gieng deßhalb ſtracks auf die Neckarſtraße zu. Nach faſt zweiſtündigem Aufenthalt in dem Muſeum wurden noch einige nöthige Gänge in verſchiedene Läden gemacht; dazwiſchen genoß man noch flüchtig etwas zur Reſtauration und um 3 Uhr ²/₄ mit dem Schnellzug nach Haus.

Die Meluſina hat mich innerlichſt erquickt, erſchüttert und belebt! Daß ich aber nur wie ein Dieb mit dieſem Raub davon gehen mußte, ohne dich wenigſtens auf eine halbe Stunde zu ſehn, lich mir einen Stachel im Herzen zurück, welchen dein lieber Brief nur noch hat ſchärfen müſſen. Ich wollte auf dem Bahnhof zwei Zeilen an dich ſchreiben, allein auch dazu war es nicht mehr Zeit.

Nach alle dieſem, beſter Alter, iſt mir die nahe Ausſicht auf unſere Conferenz mit deinem Schwiegerſohn, u. Shakeſpeare in der Mitte, doppelt angenehm. Ich werde in der Zwiſchenzeit den Lear**) wieder aufmerkſam leſen, um auf die Abhandlung beſſer vorbereitet zu ſein. Darf ich indeſſen einen Vorſchlag machen? An Quaſimodogeniti iſt Fannys***) Confirmation. Da haben meine Leute noch allerlei zu rüſten, zu putzen u. ſ. w. und wäre keine rechte Ruh'. Wofern es alſo Euch in Eurer Rechnung mit der Zeit nicht viel verſchlüge, ſo wollten wir jeden beliebigen Tag in der Woche vom 25.—29. einſchließlich vorziehen. Du wärſt nur ſo gut, ein Wort vorher zu ſchreiben. Vergiß den Taubmann nicht. Zur Kurzweil hiermit auch von mir etwas. Ein Profeſſor oder Rektor Stadelmann in Memmingen, der früher ſchon aus meinen Sachen eins u. das Andere recht ſchön lateiniſch überſetzte, hat kürzlich ein paar Epigramme geſchickt, die du in meiner Sammlung findeſt.†)

Dein treuer

Mörike.

*) Das Datum von fremder Hand ſpäter hinzugefügt.

**) Vgl. Briefwechſel zwiſchen Schwind u. Mörike. S. 98.

*) Im „Maler Nolten".

**) Dr. C. Star (Mährlens Schwiegerſohn), König Lear. Eine phyſikaliſche Shakeſpeare-Studie 1871.

***) Mörikes älteſte Tochter.

†) Dieſelben folgen im Briefe. Wir geben ſie nicht wieder, da ſie kein genügendes Intereſſe bieten dürften.

Digitized by Google

Zu Theodor Körner's hundertstem Geburtstage.

Der 23. September 1891 wird gefeiert werden, soweit Deutsche wohnen, so hoffen, so wünschen wir — denn es ist gut, wenn zuweilen wieder kräftig daran erinnert wird, daß der Idealismus noch eine Macht ist unter den Menschen, und an wenig anderen Gestalten unserer Geschichte, geschweige denn unserer Dichtung, vermag sich die Liebe zu unserem Volk und Vaterland so rein und heiß zu entzünden, wie an der dieses Jünglings, dem nach glücklichem Leben der glücklichste Tod beschieden war. Allen voran mag die Jugend Theodor Körner preisen, nächst ihr der Turner, der Sänger, der Krieger — die breite Masse, welche zur Entflammung ihrer höheren Empfindungen einer lichtumflossenen, scharf und klar und glänzend aufragenden Gestalt bedarf. Und daß er dazu taugt, schon dies macht Körner unsterblich und beantwortet die Frage nach seiner bleibenden Wirkung: es ist ein stolzes Gefühl für jeden Deutschen, seiner gedenken zu dürfen, und wer achtzig Jahre nach seinem Tode noch so unvergessen ist, dessen wird immer gedacht werden.

Theodor Körner.

Aber wie weit ist dies der Ruhm des Menschen, des schönen, stürmischen, tapferen Jünglings, der für sein Vaterland gestorben ist, und wie weit der Ruhm des Dichters? Es scheint unmöglich, diese Frage nicht zu stellen, denn sie ist von all den Unzähligen, die über Körner geschrieben, vorgebracht worden; gewiß jedoch ist es unmöglich, sie ganz genau zu beantworten. Nur so viel läßt sich sagen: Er war als Dichter schon bekannt, als er starb, und darum wurde sein Tod mehr bemerkt und schmerzlicher beklagt, als der all der anderen Opfer des heiligsten Kriegs, den unser Volk gekämpft, aber ohne diesen Tod wäre der Dichter nicht zu gleich dauerndem Ruhme gelangt. Nicht im längsten, friedlichsten Leben, nicht bei gedeihlichster Entwicklung seiner Begabung hätten Körner die eigenen Schwingen so hoch getragen, als die Adlerflügel dieses jähen, herrlichen Sterbens für's Vaterland. Ist also Ruhm wirklich von der Erde Gütern allen das höchste, wie der deutsche Poet sagt, und hat der Grieche Recht, daß jung stirbt, wen die Götter lieben, dann ist Theodor Körner sicherlich als einer der glücklichsten Menschen und Dichter zu preisen, die je gelebt haben.

Die Jugend und die breiteren Schichten der Lesewelt haben den Dichter Körner stets ungemein hochgestellt, die Litteratur-Geschichte seit lange nicht mehr. Gegen all das, was an dieser Hochschätzung übertrieben sein mag, anzukämpfen und sie auf ein richtigeres Maß zurückzuführen, wäre für einen Jubiläums-Aufsatz kein ganz passender Inhalt und zudem in einer Zeitschrift, die nur dem gebildeten, nicht dem halbgebildeten Leser gewidmet ist, überflüssige Arbeit. Schicklicher und dem Ort angemessener mag es sein, zu betonen, was ihm selbst unbestochene Prüfung wird nachrühmen dürfen. Eine der hervorragendsten deutschen Zeitschriften hat jüngst geäußert, man könne gegen eine Körnerfeier aus nationalen Gründen nichts einwenden, obwohl ja heute feststehe, daß er „nur so eine Art Dichter, d. h. keiner gewesen." Mit Verlaub: das steht beileibe nicht fest, auch wenn man zugeben mag, daß selbst seinem Besten „etwas Improvisatorisches" anhaftet, wie ein bekanntes Urteil über Körner lautet. Aber auch solche „improvisatorischen" Talente können für die Zeitgenossen erfreulich sein und große Wirkungen üben, obgleich ihnen allerdings das Höchste zu leisten versagt ist.

Zu den Talenten dieser Art gehört Theodor Körner; daß er seine ursprüngliche Begabung ungehindert entwickeln

Digitized by Google

durite, gehört mit zu dem, um dessentwillen er glücklich zu preisen ist, denn Kampf, Not und äußerer Widerstand können den leichten Wein, der uns aus solchen Quellen zu kommen pflegt, vielleicht versiegen oder stocken machen, aber nimmermehr zu einem edleren, schwereren Getränk umgestalten. Vater und Mutter schöne Geister, die nicht bloß für Dichter schwärmten, sondern auch selbst bis zu gewissem Grade poetisch veranlagt waren — und als spiritus familiaris Friedrich Schiller! Aus Chr. G. Körners Briefwechsel mit dem großen Freunde wissen wir, wie sich Theodor entwickelte. Als Fünfjähriger ist er „ein munterer Junge, sehr leidenschaftlich, oft ungraziös, aber nicht bösartig; zum Lernen hat er keinen besonderen Trieb, doch rechnet er gern und faßt ziemlich schnell", der Siebenjährige erscheint dem Vater „nicht ohne Fähigkeiten, aber zu leichtsinnig unstät, um sie zu gebrauchen", der Dreizehnjährige „macht gute Fortschritte; zur Mathematik und zum Drechseln stellt er sich ziemlich geschickt an" . . . . „Ich möchte alle Arten Fähigkeiten in ihm ausbilden", fügt der Vater bei, und was er dazu thun kann, geschieht; das Haus, in dem Schiller, Goethe und Kleist ab und zu einkehren und in dem so ziemlich alle Künste getrieben oder doch verständnisvoll geschätzt werden, mutet wie ein richtiges Treibhaus für alle Keime der jungen Seele an. Der poetische Hang entwickelt sich da naturgemäß früh: „Sein Talent", berichtet der Vater, „zeigte sich zuerst in Produkten der scherzhaften Gattung, die durch äußere Anlässe entstanden. Es fehlte ihm nicht an Stoff, da das frische Leben und der Frohsinn der Jugend bei ihm durch keinen Zwang unterdrückt wurden, und die Reime strömten ihm zu". Als künftiger Beruf wird von Vater und Sohn gemeinsam, ohne schweren Kampf, der Bergbau erkoren; für den Jüngling hat er „viel Anziehendes durch die poetische Seite", der Vater aber meint: „bei dem überwiegenden Hange zu dem, was die Griechen Musik nannten, bedurfte er zum Gegengewicht einer geistigen Gymnastik" . . . „Bleibe immer dabei," heißt es denn auch in einem der ersten Briefe des Vaters an den Freiburger Bergschüler, „den Dienst der Musen mit deinem jetzigen Studium zu verbinden . . . Dich muß als Bergjünglein Keiner übertreffen; was du dabei außerdem treibst, geht Niemanden etwas an". Man pflegt derlei weise Mahnungen hinterdrein als thöricht zu belächeln; „poeta nascitur!" Aber die milden Mahnworte des klugen, feinen Christian Gottfried haben mehr Sinn als die meisten Polterreden besorgter Väter dichtender Söhne: dieser Jüngling, dessen „jugendlicher Übermut wenig auf ein fremdes Urteil achtete und sich gern an die schwierigsten Aufgaben wagte", der jederzeit aus dem Stegreif ein Lied dichten kann und mit gleich frohem Behagen neben Schiller auch jeden anderen Poeten nachahmt, der ihm in Wurf kommt, bedarf schon deshalb eines ernsthaften Berufsstudiums, um auch als Dichter ernsthafter zu werden, um auch in diesem scheinbar freien und mühelosen Schaffen hinter das Geheimnis zu kommen, daß nur Arbeit Kraft, Adel und inneres Wachstum giebt. Dies freilich lernt Theodor nur so weit begreifen, als es eben einer so flüssigen Natur möglich, aber die beiden Freiburger Jahre erscheinen doch wohl angewandt: er studiert seine trockenen Disziplinen mit Eifer, und die Verse werden besser; wo ein bestimmter Inhalt gegeben ist, wie in den „Bergmannsliedern", wird der junge Improvisator zum wirklichen Dichter; Anderem wieder ist so viel feuriges Gefühl eingehaucht, daß der Leser sich fortgerissen fühlt, ohne viel zu grübeln. Kein Zweifel, von diesen „Knospen", wie der Neunzehnjährige seine erste Gedichtsammlung benennt, hätte Vieles ungedruckt bleiben müssen, und daß der Vater nur behutsam einen Verleger vermittelt, damit der Sohn durch den Tadel der Kritik lerne, wie er angiebt, werden wir nicht recht glauben, wenn wir seine Briefe an Göschen lesen, aber immerhin bleibt der heimliche, freudige Stolz, den diese Briefe atmen, zum Teil auch ein berechtigter. Freilich, wie uns diese mehr pathetischen als schwungvollen, in der Form oft nachlässigen Gedichte heute anmuten, ist ein ander Ding — aber wie himmelweit sind wir seither überhaupt in der Lyrik über das rhetorische Pathos Schillers hinweg gekommen, geschweige denn das seines jugendlichen Nachahmers!

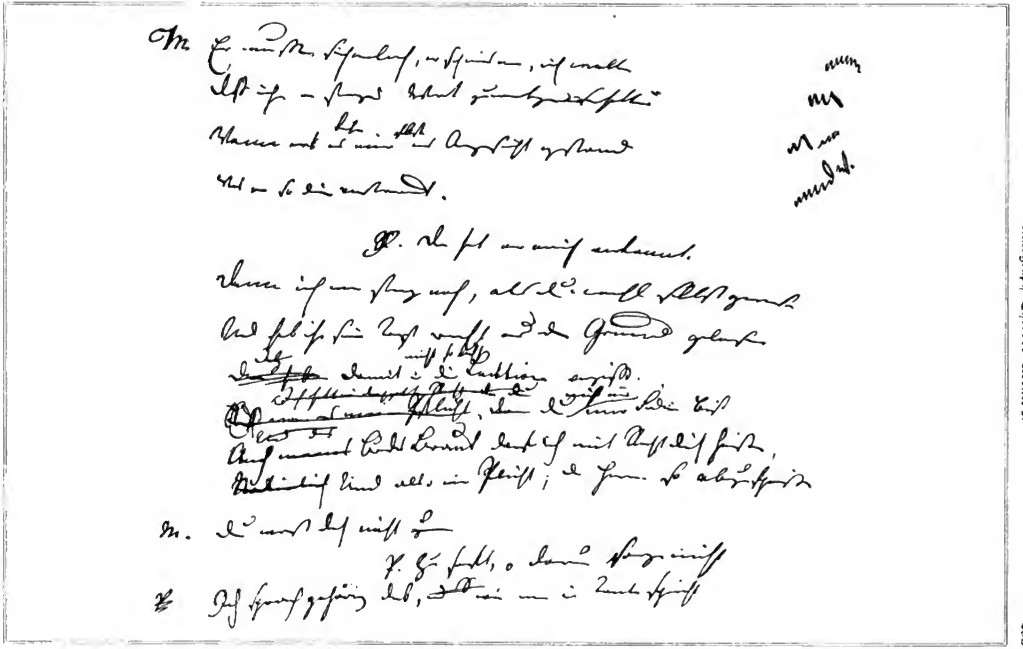
Die „Knospen" werden gelobt, jeder Tag bringt ein neues Gedicht, — und kein ernüchternder, geschweige denn verbitternder Hauch mischt sich in diesen Ruhmesrausch des jugendlichen Dichters; da er des Bergbaus müde ist, so darf er in Karlsbad lieben, in Leipzig jugendlich renommieren, —

„Er stürmt und jubelt in Lieb und Lust
Froh wie beim himmlischen Mahle,
Sein treues Liebchen an treuer Brust
Und blinkenden Wein im Pokale;
Denn blühende Lippen und Lieder und Wein
Die führen den Himmel in's Leben herein" —

einen Himmel, der von keinem verweigerten Wechsel, keinem allzuharten Strafwort des Vaters getrübt wird. Er mahnt nur zu erwägen, ob den Jüngling nicht statt des Bergbaus die Naturwissenschaften, dann, da es auch damit nicht vorwärts geht, die Geschichte interessieren könnte, aber was der Sohn erst im September 1811 von Wien aus auszusprechen den Mut hat: „Geradezu, ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß eigentlich Poesie das sei, wozu mich Gott in die Welt geworfen" — ist dem Vater offenbar schon viel früher aufgegangen; hier ist der Schlüssel zu seiner Duldsamkeit, wie zu dem Entschluß, den Zwanzigjährigen, der seine Studien noch nicht abgeschlossen, nach Wien zu schicken. „Ein hoffnungsvoller Jüngling sollte", sagt er hier selbst, „auf einen höheren Standpunkt gestellt, sein Gesichtskreis erweitert, und der Trieb zu neuen Fortschritten nach dem Ziele einer vollendeten Ausbildung in ihm belebt werden." Wir haben hier keine Biographie Theodor Körners zu schreiben, aber schon diese flüchtige Nachpunktierung seiner Lebenslinie erweist, wie glücklich er zu preisen ist. Wenige andere Dichter, und keiner unserer Litteratur, haben ihren Pfad gleich geebnet gefunden und keinem ist ein so gütiger, zugleich ehrgeiziger und verständnisvoller Vater beschieden gewesen.

Wer glücklich ist, dem schlägt Alles zum Guten aus: daß Theodor in Leipzig unglos Geld und Kraft verthan, bestimmt den Vater zunächst, ihn nach Wien zu schicken; daneben soll das Leben der Großstadt dem Poeten die rechte Anregung geben. Nirgendwo anders aber wäre der Dramatiker Theodor Körner, wie wir

Digitized by Google



Aus Theodor Körners Manuskript des „Grünen Domino".

Digitized by Google

ihn nun haben, möglich geworden, als in der ersten, ja einzigen deutschen Theaterstadt jener Zeit. Für die Bühne zu schreiben dachte er ja schon früher, gleich sehr aus innerem Drang, wie als Schüler Schillers; hier, wo von allen geistigen Dingen das Theater zumeist, ja ausschließlich interessierte, mußte er es sofort versuchen. Auch alles Andere lag hier für ihn so günstig, wie an keinem anderen Ort der Welt: sein warmblütiges, fröhliches, loderndes Temperament verstand sich auf das Beste mit dem Volkscharakter, — und was anderwärts ein Vorurteil begründet: ein Fremder zu sein, bedeutete in Wien jederzeit für einen Künstler eine Empfehlung an sich. Auch alle kleinen äußeren Vorbedingungen für Schaffen und Erfolg (wir verweisen auf den Aufsatz: „Toni Adamberger“ im laufenden Bande) waren gegeben — aber darf man darüber vergessen, daß auch das Talent gegeben war?! Man lese die beiden kleinen Erstlingsstücke: „Die Braut“ und „Der grüne Domino“ und dann den Brief vom Weihnachtsabend 1811 an die Eltern, worin er meldet, daß er die beiden Lustspiele in einigen Tagen und dazu „eine Oper, die sich gewaschen hat“, in sieben Stunden geschrieben, und wird einsehen: Solches kann in einer ihm neuen Kunstform nur Jemand improvisieren, der für diese Form sehr hoch veranlagt ist. „Du hast vielseitige Empfänglichkeit“, rühmt ihm der Vater auf Grund dieser beiden Stücke nach, „ein leichtes Blut, Witz, Fertigkeit im Versbau, Bekanntschaft mit dem Ton der feinen Welt und eine heitere Phantasie“; er vergißt zwei Eigenschaften Körners, die sich schon hier zeigen und seine Stärke als Dramatiker ausmachen: den Instinkt für die Bühnenwirkung und jenes schwer definierbare, kaum zu umschreibende Etwas, das wir das „Talent der Popularität“ nennen möchten: die Fähigkeit, dem Gemüts- und Unterhaltungsbedürfnis breiter Schichten zu genügen, ohne doch in's Platte zu verfallen. Wie viel aber diesem Jüngling von der gütigen Natur selbst zum Dramatiker gegeben war, erkennt erst recht, wer eines seiner Manuskripte vor sich hat. Im Flug ist der Plan fertig, im Flug der Stoff bühnengerecht gegliedert, im Flug die Exposition und einige Tage oder Wochen später das ganze Stück geschrieben. Nirgendwo ein Tasten und Mühen, ein Streichen, Feilen, Ändern. Darüber mag der folgende Aufsatz das Nähere sagen; hier aber muß allerdings auch darauf hingewiesen sein, daß solche Produktionsweise nicht bloß die Stärke, sondern vielleicht auch die Grenzen des Talents bedeutet: wer sich von Anbeginn so völlig mit dem begnügt, was ihm auf den ersten Anhieb glückt, ringt sich auch in der Folge schwer aus dieser Genügsamkeit empor. Aber freilich: „Reif sein ist Alles!“ — und Körner ist als Zweiundzwanzigjähriger gestorben! Mit voller Sicherheit, sagten wir schon, wird kein Verständiger die Frage, was er unserer Litteratur hätte werden können, beantworten wollen, und nur die Extreme sind abzulehnen. Daß „Körners gesunde Dichterkraft bei größerer Ausbildung gewiß Leistungen geschaffen hätte, die den Schiller'schen würdig anzureihen gewesen wären“, wird uns zu glauben eben so schwer, als daß er „niemals über das Geleistete hinaus, wohl aber, bei seiner ungeheuren Produktivität und dem Mangel an Selbstkritik voraussichtlich unter dieses Niveau gekommen wäre.“

Lassen wir ab, dies ergrübeln zu wollen, stellen wir fest, was wir von ihm haben. Er selbst mag im Zweifel darüber gewesen sein, ob er mehr für die Tragödie, als für das Lustspiel tauge; uns sind seine kleinen heiteren Stücke lieber, als die Trauerspiele. Hier quillt sein Bestes, die volkstümliche Kraft, die jugendliche Frische, fast ungestüm empor, hier will er nur, was er schon kann, hier steht er auf eigenen Füßen. Wir wollen den „Vetter aus Bremen,“ oder die „Gouvernante,“ geschweige denn gar den „Nachtwächter“ gewiß nicht als Muster- und Meisterstücke preisen, und wären auf den Eindruck, die sie heute von der Bühne herab auf uns üben würden, nicht begierig, aber wie viel prächtige Laune und echte Lustigkeit ist in ihnen, und wie viel Instinkt für die komische Wirkung! Das sind wirklich, wie Goethe meinte, „sehr gute und angenehme Sachen.“ Der Tragiker Körner aber ist wenig mehr, als ein sklavischer Nachahmer Schillers und Respekt flößt hier eigentlich nur die Bühnenwirksamkeit. das dramatische Geschick ein; die Erfindung ist immer gewaltsam, zuweilen roh und geschmacklos, der geistige Inhalt dürftig, die Charakteristik äußerlich; über ein gewisses renommierendes Heldentum kommt auch die edelste und wirksamste dieser Gestalten, der „Zrinn,“ nicht hinaus; die Sprache vollends ist durch Phrasenschwulst entstellt.

Von dieser Sprache bis zu der reinen, kraftvollen, volkstümlichen in den besten Liedern von „Leier und Schwert“ — welch' ein Riesenschritt! Was Körner bedurfte, um Bleibendes zu schaffen, gab ihm der heilige Krieg: einen großen begeisternden Inhalt für seine Lieder. Ergreifen uns diese Lieder wirklich nur deshalb, weil sie der Dichter mit dem Tod besiegelt?! Das „Gebet während der Schlacht,“ „Lützows wilde verwegene Jagd,“ das „Schwertlied“ hätten es verdient. den Dichter zu überleben, wenn er die Siebzig oder Achtzig erreicht hätte, denn sie gehören zu dem Schönsten und Ergreifendsten, was wir an Liedern aus jener Zeit unserer größten Not und Ehre besitzen. Aber sie rühmen, hieße Wasser in's Meer tragen. Wohl uns, daß wir sie, daß wir eine Gestalt wie Körner in unserer Dichtung haben.

Ein Manuskript Theodor Körner's.

Wie hat Körner gearbeitet? Der vorstehend abgedruckte Aufsatz versucht die Antwort auf diese Frage zu geben; der folgende Bericht über ein Manuskript Körner's den Beweis für dieselbe zu erbringen.

Vor uns liegt die Urschrift des „Grünen Domino“: dieselbe befindet sich derzeit in der Autographen-Sammlung des Herausgebers dieser Zeitschrift, der sie bei einer Handschriften-Versteigerung erwarb.

Digitized by Google

Es ist oben bereits erwähnt, daß die hübsche artige Kleinigkeit in fliegender Hast entstand; das Manuskript bestätigt, was wir aus des Dichters eigenem Munde wissen, gibt aber daneben Aufschlüsse über seine ganze Arbeitsweise, die vielleicht um so bezeichnender genannt werden dürfen, als auch die anderen Stücke Körners kaum in allzu verschiedener Weise entstanden sein dürften.

Das erste Blatt des Manuskripts (Groß-Folio, 23 beschriebene Seiten) trägt in deutlicher, ruhiger Schrift — sichtlich langsam und in wiederholtem Überlegen geschrieben — den ursprünglichen Titel, sowie das zuerst festgestellte Scenarium:

Die Nebenbuhlerin.

Ein Lustspiel in Alexandrinern und einem Aufzuge von
Theodor Körner.

Personen:

Marie. Pauline.

1ster Auftritt. Marie und Pauline.
2ter Auftritt. Pauline.
3ter Auftritt. Marie.
4ter Auftritt. Marie, Pauline.
5ter Auftritt. Pauline.
6ter Auftritt. Marie.
7ter Auftritt. Marie, Pauline.
8ter Auftritt. Marie.
9ter Auftritt. Pauline.
10ter Auftritt. Marie, Pauline.

Mit anderer Tinte und Schrift (derselben, in welcher die zweite Scene geschrieben ist), also mitten in der Arbeit, findet sich statt des ersten Titels der neue und bleibend gewählte: „Der grüne Domino". Wie dies als Verbesserung gelten muß (der ursprüngliche war allzu durchsichtig), so die nachträgliche Vereinfachung und Straffer-Ziehung der Kompositionsfäden. Aus den zehn Auftritten wurden nun im Laufe der Arbeit zunächst deren acht, so daß sich das Scenarium von Scene 3 ab wie folgt ändert: 3. Marie, Pauline, 4. Pauline, 5. Marie, 6. Marie, Pauline. 7. Marie. 8. Marie, Pauline. Auch diese Komposition vereinfacht sich noch, je weiter die Arbeit vorschreitet, die Scenen 5—8 werden in zwei zusammengezogen: 5. Marie, 6. Marie, Pauline. Offenbar war ursprünglich eine Wiederkehr derselben oder einer ähnlichen Situation beabsichtigt, vor deren Anwendung dann den jugendlichen Dichter sein gesunder Instinkt für die Bühnenwirkung bewahrte.

Eine letzte Eintragung ist einige Wochen später auf das erste Blatt gekommen; sie lautet:

Zum erstenmale aufgeführt
in Wien am Burgtheater am
17ten Jänner 1812.

Nun das Manuskript selbst. Die erste Hälfte der ersten Scene ist sichtlich an demselben Tage geschrieben, wie das Scenarium; die Feder, die Tinte sind die gleichen, ebenso der bedächtige, sich nur langsam beschleunigende Duktus der Schrift. Die Verse fließen glatt und rund; genügt dem Dichter eine Fassung nicht, so schreibt er flugs eine andere darunter; hinterdrein, in den nächsten Tagen wird nur wenig gefeilt — wie der Ausdruck sich im Augenblick des Schaffens geformt hat, so bleibt er — und zumeist hat sich die Form auf den ersten Anhieb herausgestaltet. Wie sorglos der Dichter darüber ist, daß ihm das Rechte schon glücken wird, beweist der Umstand, daß er oft genug den Alexandriner beginnt, ohne recht zu wissen, wie er ihn beenden wird. Zur Illustration sei die erste Seite mitgeteilt, das Durchstrichene setzen wir zwischen eckige Klammern ([ ]), das neu Eingefügte gesperrt:

Pauline.

1. Ey, läugn' es nur nicht mehr, warum willst du dich zieren?
2. [Die] grüne [Maske] schien dich [sehr] zu interessiren,
   Der Domino
3. Das hab' ich wohl gemerkt.

Marie.

Wenn ich dir sage, nein.

Pauline.

4. Ereifre dich nur nicht. [Warum] [Sollt' es] nicht mög-
   Kann das sich sein?
5. Die Maske war [recht hübsch] galaut, [sie] hing
   [blos] [nur] an deinen Blicken,
   fest
6. [Und jedes Wort von dir schien sie]
   Und sprachst du nur ein Wort, sie lauschte mit Entzücken.
7. Warum gesteht du nicht, daß das dir wohlgefiel?
8. Wir Mädchen treiben gern mit [Männerherzen] Spiel,
   Männern unser
9. Das bleibt nun ausgemacht. Die uns're Fesseln
   tragen,
10. Den muß man doch zum Dank ein freundlich Wörtchen sagen.
11. Und läuft ein armer Narr sich auf'retwegen lahm,
12. Nun wir verzeihen gern, [und] sind ihm [gar] nicht
    gewiß gram.

Marie.

13. Ich kann dasselbe dir mit Recht zurücke geben,
14. [Den] [grünen] Seladon [schien] [sah ich] [nur dich
    umschwebend]
    Der grüne schien nur für dich zu leben.
15. [Oh, ich hab das gemerkt!] [Oh, es entging mir
    nicht!]
    Ihr ward ja recht vertraut!

Pauline.

Die reine Eifersucht.

Marie.

16. Ich wüßte nicht, warum?

Pauline.

Mich hat er aufgesucht?

Marie.

17. Oh, es entging mir nicht!

Pauline.

Nun ja, er sprach mit mir!
18. Doch bin ich nicht d'rauf stolz. Er sprach —

Marie.

Von was?

Pauline.

Von dir.

Von diesen ersten 18 Alexandrinern sind also 13 dem Dichter glatt aus der Feder geflossen, (V. 1—3, 7—13, 16—18); kleine, sofort bewältigte Schwierigkeiten der Gestaltung, (wenn man dies so nennen will, denn die Notwendigkeit der Korrektur ergiebt sich nur daraus, daß der Dichter den Vers niederzuschreiben beginnt, ehe er ihn im Hirn vollendet hat), ergeben sich bei den Versen 4—6, 14 und 15, also bei 5 Versen. Von einer nachträglichen Änderung aber werden zunächst nur V. 2, 8 und 12 in Form von Wort-Varianten betroffen; vergleicht man endlich die Fassung unseres Manuskripts mit der im Druck vorliegenden, so ergeben sich gleichfalls keine irgend einschneidenden Korrekturen; dort lauten die Verse 9 und 10:

„Das bleibt gewiß und wenn sie uns're Fesseln tragen,
So muß man ihnen doch ein freundlich Wörtchen sagen!"

Ferner erscheint V. 12 in der ursprünglich hingeschriebenen Fassung hergestellt. Erwägt man nun, daß es sich um ein immerhin nicht leichtes Versmaß, um gereimte Zeilen und um Dialog handelt, so ist die Sicherheit und Leichtigkeit der Formgebung schon im Beginn der Arbeit gewiß charakteristisch und der Beachtung wert.

Digitized by Google

Naturgemäß steigert sich dieselbe im Laufe der Arbeit, zunächst schon in jener Versanzahl, welches auf demselben Sitz verfaßt ist, wie die ersten Zeilen. Denn in wie viel Tagen Körner das Stück geschrieben, verrät uns das Manuskript nicht, wohl aber zeigen Tinte und Federführung deutlich, wie oft er die Arbeit unterbrochen und wieder aufgenommen. Der erste Anlauf brachte außer den oben citierten 18 weitere 40 Alexandriner, zusammen also neben dem Scenarium 58 gereimte Langverse, gewiß eine respektable Leistung für einen Tag, selbst wenn die Arbeit nicht, wofür der Schriftkundige mehrere Anhaltspunkte finden wird, nach einer Unterbrechung von wenigen Stunden noch des Nachts darauf fortgesetzt wurde. Von diesen 40 Versen sind nur 10 leicht geändert, und zwar sofort, während des Schreibens; nachträglich gefeilt ist kein einziger mehr. Wie geringfügig aber diese Änderungen sind, mögen einige Proben erweisen.

Vers 21 und 22 lauteten ursprünglich:

„Ei ja, von Herzen gern, doch sind' ich's nicht galant,
Daß ihm kein andrer Stoff gleich zu Gebote stand,

was der Dichter sofort zu der Fassung:

„Für dich, daß sonst kein Stoff ihm zu Gebote stand"

glättete. V. 23 lautete ursprünglich:

„Das Thema machte dir natürlich Langeweile"

— und da sich darauf nicht sofort der Reim fand, so wurde statt „Langeweile" — „kein Vergnügen" gesetzt und darauf flott gereimt:

„Was du bescheiden bist! Ich müßte wirklich lügen" —

— eins der vielen Beispiele, daß der Dichter sich gar nicht die Zeit läßt nachzudenken, ob sich auf das Schlußwort der einen Zeile in der zweiten der Reim finden wird, sondern es flott hinschreibt und nun erst einen Augenblick darüber nachdenkt!

Mit V. 59 auf der unteren Hälfte der dritten Folioseite wird die unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen; wie bereits bemerkt, vermutlich in der folgenden Nacht, worauf die etwas ermüdete, darum minder leserliche Hand und die Flüchtigkeit der Schriftzüge hindeutet. Diese Halbseite, die Verse 53—64 umfassend, haben wir reproduzieren lassen (s. S. 293.) Wie man sieht, macht es dem Dichter zunächst einige Minuten lang Mühe, den Faden weiter zu spinnen; V. 59—61:

„Damit er nicht so leicht die Lektion vergißt.
Ich hatt' ein Recht, da du mir nicht nur Freundin bist,
Auch meines Bruders Braut darf ich mit Recht dich heißen."

sind jedesmal erst auf den zweiten Anlauf geglückt; der letztcitierte wurde dann noch auch in der Korrektur wie folgt verbessert:

„Als meines Bruders Braut darf ich dich Schwester heißen."

Von da ab jedoch fliegt die Feder wieder mit größter Hast über's Papier bis zum Schluß des 1. Auftritts (Schluß der 7. Folioseite des Manuskripts.) Auch hier erweist sich die Nachtstille als des Poeten Freund. Nicht weniger als 116 Alexandriner (also zufällig genau das doppelte von dem, was ihm der Tag gebracht) wirft da der jugendliche Poet hin, die Gedanken, die Worte, die Reime strömen ihm unaufhaltsam zu; geändert ist darunter sofort nicht ganz ein Viertel, mit den nachträglichen Änderungen zusammen ein Viertel; was aber uns und Jedem, der Manuskripte von Dramatikern kennt, am meisten daran verblüffen muß, ist, daß Körner nachträglich auch nicht eine einzige Zeile ganz gestrichen hat; genau so knapp, oder genau so breit, wie der erste Entwurf, ist auch diese Scene und wie wir später sehen werden, das ganze Stück geblieben. Und hierfür giebt es unseres Wissens in der Arbeitsweise der anderen deutschen Dramatiker, soweit sie bisher festgestellt ist, kein Analogon!

Haben der erste Tag und die darauf folgende Nacht die Exposition des Stückchens, die erste Scene in 174 Verszeilen gezeitigt, so kann uns das Arbeitsquantum des darauf folgenden Tags nicht mehr verblüffen, obwohl wir da weitere drei Scenen mit 136 Verszeilen entstehen sehen, darunter ein Sonett. Von irgend einer, selbst einer geringen Bemühung um die Form ist nun vollends nichts mehr zu entdecken; wo wir aber bei einer Vergleichung mit dem Abdruck einer nachträglich eingefügten Variante begegnen, da ist dieselbe selten eine Verbesserung, in der Regel irrelevant, zuweilen sogar eine Abschwächung. Wir geben zum Beweis einige Proben. Die Stelle des gedruckten Stücks:

„ . . . Ein Mädchenherz verhehlt
Nichts schlechter, als wenn sie sich ihren Freund gewählt"

lautete ursprünglich:

„Nichts schlechter, als wenn es sich seinen Freund gewählt";

statt: „Glückes Macht", hat das Manuskript: „Glückes Gunst" — die erste Änderung ist nicht glücklich, die zweite gleichgültig. Zu billigen ist nur, daß der Dichter in dem Vers:

„Doch bleibts nicht Konvention, es wird zur schönen Frucht"

das Fremdwort durch „leere Form" ersetzt hat. Noch unerheblicher sind die Änderungen in der dritten und vierten Scene; wo die Feder den raschen Lauf unterbrochen und bereits Hingeschriebenes wieder streichen muß, geschieht es fast immer aus einem und demselben, bereits oben erwähnten Grunde: Der Dichter hat eine Verszeile hingeschrieben; nun stellte sich der Reim nicht, wie er's gewohnt ist, im Augenblick ein und er muß das letzte Wort ändern. So schrieb Körner z. B.:

„Er ist ein Mensch von Geist, von Herz und von Gefühl",

worauf der Reim „fühl" nicht recht paßte, daher er statt dessen „Lebenskühl" setzt und nun flott weiter dichtet:

„Die Liebe fehlte nur in seiner treuen Brust".

Einen noch frappanteren Einblick in dies Schnellfeuer von Worten und Reimen gewährt uns die Niederschrift des Sonetts, welches in der dritten Scene enthalten ist. Wir lassen es hier folgen, wieder ist das Durchstrichene in eckigen Klammern, die Korrektur gesperrt gesetzt:

1. Ich freute mich am bunten Wirbeldrehen,
2. Ich freute mich [des Blühens] der Gestalten,
   am Blühen
3. Sah manche Reize freundlich sich entfalten.
4. Doch immer kalt mußt' ich vorübergehen.

5. Da blieb ich plötzlich angezaubert stehen,
6. Den festen Blick auf einen Punkt gehalten;
7. Es zog mich [mit], es war der Liebe Walten
   nach,
8. [Und ihre Töne]
   Ihr schönes Wort fühlt' ich im Herzen wehen.

9. Verzeih's der Liebe, stolze Amazone!
10. Spricht Sehnsucht dir im zu verwegenen Tone
11. [O läg' ich jetzo vor der Schönheit Throne]
    Ein mut'ger Sinn [reicht] greift nach der
    höchsten Krone.
12. Was hilft es dir, ein Herz nur zu besiegen?
13. Zu deinen Füßen laß mich einmal liegen,
14. Und alle Himmel will ich überfliegen.

Eines Kommentars bedarf dieser Abdruck nicht. Wer kennt ein ähnliches Manuskript eines Sonetts —

Digitized by Google

wohl gemerkt von einem Dichter, der die Form nicht zuerst im Hirn, sondern auf dem Papier findet?!

Der dritte Arbeitstag umfaßt nur den fünften Auftritt — „nur", denn es sind ja bloß 60 Alexandriner, ferner ein achtzeiliges Etkat. Von den Korrekturen ist dasselbe zu sagen, wie bei den vorhergehenden Scenen; auch hier ergiebt sich die Notwendigkeit zur Änderung fast nur aus dem vorschnellen Hinschreiben des Endworts, das dann des Reimes wegen durch ein anderes ersetzt werden muß. Das Gleiche gilt endlich auch von der sechsten, der Schluß-Scene, jedoch mit noch größerer Einschränkung, so daß in diesen 136 Alexandrinern, welche das Arbeitsquantum des vierten Tages bilden, fast gar keine Änderungen mehr vorkommen. Und die beiden letzten Seiten sind trotzdem in so fliegender Hast geschrieben, daß man die Schrift kaum zu enträtseln vermag!

Andere Dramen-Manuskripte Koerners haben wir leider nicht zur Vergleichung heranziehen können. Aber wir wagen die Vermutung auszusprechen, daß ihre Durchforschung kein wesentlich anderes Resultat ergeben wird, als das hier gewonnene. —

Heine's Nachlaß,

Nach ungedruckten Quellen.

Von **Karl Emil Franzos.**

VI.

Zwingende Gründe haben den Verfasser verhindert, die vorliegenden Aufsätze in so rascher Folge, als er beabsichtigt, erscheinen zu lassen und diese litterarische Untersuchung schon im laufenden Bande abzuschließen. Diese Gründe sind zum Glück erfreulicher, weil für die Sache nützlicher Art. Als der Verfasser mit der Veröffentlichung begann, geschah es in der Überzeugung, daß sich zu jenem Material, welches ihm bereits zur Verfügung stand, keine neue und wichtige Ergänzung mehr werde beibringen lassen. Diese Überzeugung war — und alle Freunde der Wahrheit werden sicherlich seine Freude darüber teilen — eine irrige; der Beginn der Publikation und die Aufmerksamkeit, welche sie um der darin vertretenen Sache willen auf sich lenkte, führten ihm in letzter Zeit neue Beweise für seine Auffassung zu. Sie bedingen keine wesentliche Änderung der vor ihrer Erlangung geschriebenen Aufsätze, aber eine sehr beträchtliche Erweiterung derselben. Sie mit diesen neuen Zuthaten noch dem laufenden Bande einzufügen, verhinderten Zeit und Raum. So bleibt dem Verfasser nur übrig, hiermit die zuletzt unterbrochene Prüfung jener Beweisstellen von Heines Hand, aus welchen von Anderen, namentlich von Eduard Engel, auf die Vernichtung des Memoiren-Manuskripts geschlossen wird, zu Ende zu führen und ihre Unstichhaltigkeit zu erweisen, im neuen Bande aber alle weiteren Untersuchungen und Materialien folgen zu lassen.

Wie es um die Beweiskraft jener Stelle, die Engel aus dem Testaments-Entwurf Heines vom Jahre 1854 für seine Hypothese anführt, steht, haben wir Seite 203 beleuchtet.

„Aber", meint er, „es kommen noch zwei wichtige Beweisgründe hinzu. Zunächst das Faktum, daß Heine in den letzten beiden Jahren seines Lebens (nicht früher!) sich an die Abfassung ganz neuer Denkwürdigkeiten machte, eben der Memoiren dieses Buches. Was konnte ihn bewegen, eine völlig neue Abfassung vorzunehmen und sie für die Veröffentlichung zu bestimmen, wenn er das alte Manuskript nicht zuvor vernichtet hatte? . . ."

Wir antworten: Das Verhandeln des Manuskripts konnte ihn gleichfalls dazu bewegen, der Fall war ganz derselbe, das Manuskript war nicht mehr in seiner Hand, war ganz fort, als ob es nie existiert hätte.

Bei dem zweiten „wichtigen Beweisgrund" müssen wir eingehender verweilen, obwohl er nicht triftiger ist.

Herr Henri Julia will aus Heinrich Heine's Munde folgende Äußerung gehört haben:

„Ich habe meine Memoiren geschrieben und wieder umgeschrieben. Alles ist verbrannt worden . . . dies hier (das Manuskript der zweiten Memoiren) ist ein letzter Versuch."

Engel fühlt selbst, daß jener Herr Julia, welcher, um das Manuskript besser verkaufen zu können, eine wahrhaft betäubende, von den unsinnigsten Lügen strotzende Reklame für dasselbe in Scene gesetzt, doch wohl kein unbedingt verläßlicher Zeuge sei, am allerwenigsten bezüglich eines Punktes, wo ihm sein Vorteil das Lügen nahe legte. Denn war das erste, umfangreiche Manuskript wirklich verbrannt, und damit jede Hoffnung auf seine Veröffentlichung ausgeschlossen, dann wog auch der Wert der in seinen Händen befindlichen Blätter um so schwerer. „Ich bemerke vorweg", sagt denn auch Engel etwas zaghaft, „daß Herrn Julias Glaubwürdigkeit in diesem Punkte zweifellos ist; er hat zudem sein Zeugnis abgelegt, lange nachdem das Manuskript ihm abgekauft worden". Endlich findet er die angeblich bei dieser Gelegenheit gefallenen Ausdrücke Heine's „so echt heine'sch", daß er an keine Erfindung glauben mag.

Dem gegenüber meinen wir, daß Jemand, dessen Glaubwürdigkeit in so vielen Punkten zweifelhaft ist, überhaupt nicht mehr als Gewährsmann angeführt werden darf, daß ferner Julia zwar seine Äußerungen wiederholte, nachdem der Kauf abgeschlossen war, sie aber bereits durch seinen Agenten Mohn-Abrest, sowie direkt unzählige Male in die Welt geschrieen hatte, ehe derselbe zu Stande gekommen; konnte er nun etwa hinterdrein erklären: „Ich habe gelogen!"?

Am wenigsten imponiert mir der Hinweis auf die echt Heine'schen Ausdrücke. Julia verkehrt ja wirklich mit dem Dichter. All' das, was er ihm bei dieser Ge-

Digitized by Google

legenheit sagen läßt, kann Heine thatsächlich gesagt haben, aber ist damit bewiesen, daß Heine gesagt hat: „Alles ist verbrannt worden" — ?! Robert Prölß, der über die Engel'sche Beweis-Phalanx keine andere Ansicht gewonnen, als ich, meint in seinem Buch „Heinrich Heine" (Stuttgart 1886), er könne aus dieser Aussage Julias, selbst wenn sie wahr wäre, was er energisch bezweifelt, nicht einmal das herauslesen, was Engel darin gefunden, daß Heine die Manuskripte selbst verbrannt. In der That drückt sich der französische Rechtsgelehrte und geriebene Geschäftsmann mit bedenklich stimmender Vorsicht nur dahin aus, Heine habe gesagt: „Alles ist verbrannt worden".

Aber wir gehen noch weiter. Nehmen wir an, der bedenkliche Mann habe diesmal die Wahrheit gesagt und verfüge über ein so ausgezeichnetes Gedächtnis, um thatsächlich 1884 eine 1854 oder 55 vernommene längere Äußerung Heinrich Heines mit buchstäblicher Treue wiedergeben zu können, nehmen wir ferner an, es wäre auch auf die Zweideutigkeit der Fassung jener entscheidenden Stelle, auf die Prölß aufmerksam macht, keinerlei Gewicht zu legen, was ist damit bewiesen? Nur so viel, daß Heine, als er Julia die Verwertung des Manuskripts im Interesse der Witwe dringend an's Herz legte, sich über das Schicksal der ersten Memoiren mündlich mit einer ähnlichen Wendung hinweghalf, wie er dies schriftlich gethan.

Schließlich sei noch zweier Citate Erwähnung gethan, auf welche sich Engel beruft.

In einem Briefe an Campe vom 7. März 1854 bezeichnet Heine seine „Geständnisse" als Vorläufer zu seinen Memoiren, „die freilich in einem populäreren und noch viel pittoreskeren Stil geschrieben waren."

Engel fügt bei:

„Zu beachten ist das „geschrieben waren," nicht „geschrieben sind": Heine hatte um dieselbe Zeit, wo dieser Brief abging, seine Memoiren letzter Hand in der Arbeit."

Gewiß ist dem so, aber es ist weder ein Beweis für noch gegen den Verkauf des Manuskripts.

Ein anderes Citat, welches Engel seiner Darstellung einfügt, ohne es allerdings ausdrücklich als Beweis für die Verbrennung zu bezeichnen, sind die beiden Strophen aus dem Gedicht-Cyklus „Zum Lazarus":

„Wenn ich sterbe, wird die Zunge
Ausgeschnitten meiner Leiche;
Denn sie fürchten, redend dann' ich
Wieder aus dem Schattenreiche.

Stumm verfaulen wird der Tote
In der Gruft, und nie verraten
Werd' ich die an mir verübten
Lächerlichen Frevelthaten."

Soviel ist gewiß: will man diese Verse überhaupt als Beweisstück verwenden, so sind sie ein solches gegen die Verbrennung und für den Handel. Denn der Sinn kann gar kein andrer sein als der: „meine Verwandten werden dafür sorgen, daß meine Memoiren nicht an's Tageslicht kommen werden." Im Munde des Dichters, der seine Aufzeichnungen selbst verbrannt, hätten sie glattweg keinen Sinn. Dies hat schon Meißner hervorgehoben und sogar gemeint, die Stelle allein würde genügen, zu beweisen, daß Heine Memoiren hinterlassen, deren Veröffentlichung er selbst nicht gehofft.

Das ist Alles, was Engel an direkten und indirekten Beweisen für die Verbrennung des ersten Manuskripts hat auffinden können. Wie wir diesen Beweis als nicht erbracht bezeichnen müssen, so werden uns auch jene Indicien, aus welchen Engel schließt, daß Gustav Heine nicht in den Besitz des Manuskripts gekommen sein kann, bei näherer Prüfung keineswegs als stichhaltig erscheinen können. Hiervon und von weitaus Wichtigerem im nächsten Bande.

Litterarische Notizen.

— Der Spott über die Anthologien, nach welchen der deutsche Backfisch greift, statt die Gedichtbände unserer Lyriker vollinhaltlich zu lesen, ist nachgerade so oft wiederholt worden, daß ihn Leute von Geschmack schon deshalb nicht noch einmal werden vorbringen wollen. Es liegt aber auch sonst in der Sache selbst kein Grund dazu vor; das Beste auszuwählen, was auf einem, bis ins Ungeheuerliche ausgedehnten Gebiet angebaut worden und emporgediehen, ist an sich eine nützliche, ja notwendige Leistung und es kommt dabei zudem Niemand zu kurz, weil dadurch gewiß die Zahl Jener, welche ab und zu auch den Gedichtband eines Poeten kaufen, nicht eingedämmt wird, wohl aber ist's ein Segen für die Kleineren, die so wenigstens für ihr Gutes und Bleibendes zu Lesern kommen, die ihnen sonst fehlen würden. Sehen wir heute jede neue Anthologie mißtrauisch an, so liegt dies einzig daran, weil es ihrer so viele schlechte giebt, armselige, durch den Kleister des Buchbinders, nicht durch einheitlichen Geschmack zusammengehaltene Buchhändler-Spekulationen. Das Traurigste daran ist aber, daß diese Spekulationen, sofern nur der Buchbinder es neben dem Kleister auch nicht an dem nötigen Rauschgold für den Deckel fehlen läßt, sich rentieren, während die wahrhaft guten Anthologien im Magazin des Verlegers verstauben — wie Viele z. B. kennen Theodor Storms herrliches „Hausbuch"?! Wäre die Auswahl derartiger Blütenlesen immer in berufene Hände gelegt, es stünde heute bei uns um den Geschmack in Lyricis besser; so aber werden Anthologien in der Regel nur von solchen Leuten angefertigt, die zu nichts Anderem gut sind, als aus zwanzig derartigen Büchern wahllos und hastig ein einundzwanzigstes zusammenzuschneiden. Dieser letztere Vorwurf wird der Anthologie „Deutsches Liebesleben in Lied und Spruch. Ein Buch für's deutsche Haus. Herausgegeben von K. Torenwell" (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer, o. J.) erspart bleiben müssen, denn es ist auch eine Menge Unbekanntes oder Verschollenes mitgeteilt, aber eine gute Anthologie ist's deshalb doch nicht. Daß man unter „Deutsches Liebes-Leben" andere Gedichte sucht, als solche patriotischen oder religiösen Inhalts, erwähnen wir nur nebenbei — der Notbehelf des Autors, diesen beiden stattlichen Abteilungen die Titel „Vaterlandsliebe" und „Gottes- und Jesusliebe" vorzusetzen, ist eben nur ein Notbehelf — wichtiger ist, daß die 5—600 Lieder des

Digitized by Google

enggedruckten Bandes nur eben durch die Masse imponierend wirken, nicht durch die Sorglichkeit der Auswahl. In dem, was Herr Dorenwell hier dem „eisernen Bestand“ jeder derartigen Anthologie, welcher seiner gleichfalls nicht fehlt, auch nicht fehlen durfte, von Neuem aus alten und modernen Dichtern beigefügt hat, erweist sich Fleiß, aber wahrlich kein treffsicheres Urteil. Besonders scharfen Tadel aber verdienen zwei Dinge. Erstlich existieren für Herrn Dorenwell nur wenige lebende Dichter und die müssen dann mindestens über die Fünfzig sein, um Gnade vor seinen Augen zu finden, zweitens fehlen nicht etwa bloß biographische und bibliographische Angaben, sondern es ist sogar ein Autoren-Register für überflüssig gehalten worden; noch mehr, das einzige Inhalts-Verzeichnis, welches beigegeben ist, enthält nur die Titel der Gedichte; die Namen der Verfasser sind nicht beigefügt. Weiter kann man die Impietät nicht mehr treiben! Im Texte sind diese Autornamen allerdings mit kleiner Schrift beigefügt, und so erfahren wir denn, daß „Deutscher Trost“ von „E. M. Arndt“ gedichtet ist, „Liebesfeuer“ von „M. Lenau“, welcher selbige „M. Lenau“ auch „Am Eichwald“ gedichtet, und was solcher Beweise mehr für die liebevolle Sorgfalt sind, mit der dieses „Buch für's deutsche Haus“ hergestellt wurde. K. B.

— *„Schillers Leben und Wirken.* In zwanglos gebundener Rede dargestellt von *Einem Ungenannten, aber doch Bekannten.*“ (Stuttgart. Verlag von Robert Lutz 1888.) So der Titel des Kuriosums, welches uns seit längerer Zeit vorliegt, im Vorwort aber heißt es: „Die nachfolgende Dichtung war ursprünglich zur 100jährigen Geburtsfeier Friedrich Schillers (1859) geschrieben, wurde jedoch damals und nachher von ihrem Verfasser der Veröffentlichung vorenthalten — aus Gründen, welche jetzt nach dem unlängst erfolgten Tode des schwäbischen „Ungenannten, aber doch Bekannten“ hinfällig geworden sind. Nur ein Mann von dem seinen Geist und edeln Gefühl des Verfassers durfte es wagen, unseren großen Klassiker in der Gestalt eines ernst komischen Heldengedichtes zu besingen. Nicht nur, daß er unsere Empfindung für das Geweihte und Hohe nicht im mindesten verletzt, gelang es ihm vielmehr, den didaktischen Inhalt derart hervortreten zu lassen, daß Verständnis und Liebe für Schiller nur gewinnen können.“ Wozu dieser Titel und dieses Vorwort bestimmt waren, dürfte für den harmlosesten und naivsten Leser klar sein: es sollte Neugierde bezüglich der Persönlichkeit des Autors erweckt und die Vermutung zugleich auf einen bestimmten, allerdings „bekannten“ Dichter gelenkt werden. Auf welchen, kann ebenjowenig zweifelhaft sein, wenn man erwägt, daß das Gedicht in der Formbehandlung an Kortüms „Jobsiade“, im Inhalt an die Lieder des biederen Schartenmayer anklingt und daß — Friedrich Theodor Vischer darunter „unlängst“ verstorben war. Aber so zweifellos der Wunsch des „Herausgebers“ war, die Kritik auf diese, dem Absatz des Buches nicht eben ungünstige Fährte zu lenken, so ist dies doch unseres Wissens nur in wenigen Fällen geglückt; uns genügte seinerzeit die Lektüre einer einzigen Stelle, um von dem Irrtum bewahrt zu bleiben. Wir schlugen nach, wie der Verfasser Schillers Tod besingt und lasen da:

Auf der Brust stellten sich jetzt ein Beklemmungen
Und im Pulsschlag ganz auffallende Hemmungen,
Er sah nach den Seinigen noch mit starrem Blick
Und Nachmittags drei Uhr blieb der Atem zurück.

Als er um vier Uhr das Schwinden seiner Kraft sah,
Da deutete er auf ein Kölbchen mit Naphta,
Brachte aber nur noch die Silbe „Naph“ heraus,
Statt der zweiten Silbe aber gab's eine Pans'.

Er versuchte jetzt auch noch einmal zu schreiben,
Ließ es aber schon nach drei Buchstaben bleiben.

Doch stellte sich's schon nach diesem Wenigen dar,
Daß es noch der Charakter seiner Handschrift war.
An seinem Bette sich aufgehalten hatten
Seine Schwägerin und Lotte, seine Gattin,
Letztere lag auf den Knien in stummer Harm,
Erstere aber machte ihm die Füße warm.

Während dieser vom Arzt gehot'nen Hantierung
Traf's ihn plötzlich, wie elektrische Berührung,
Seine Augen zuckten und sein Kopf sank zurück,
Kalt waren die Glieder und gebrochen der Blick.

Nunmehr hatte unser Schiller ausgetritten
Und es hatte ihn recht aus des Lebens Mitten
Weggenommen des Todes bekannte Gewalt —
Er war noch nicht ganz 46 Jahre alt.

Was hätte er doch mutmaßlich noch geschrieben,
Wenn ihm das Leben wär' länger geblieben,
Daß das nicht geschah, ist für viele eine Gunst,
Denn seine Werke wären jetzt viel teurer sunst.

Uns genügte die Lektüre dieser rüden Späße, welche nach saurem Bier und schlechtem Knaster riechen, um uns zu sagen: Nein, es kann Vischer den Tod Friedrich Schillers nicht besungen haben!“ In der That ging einige Zeit darauf die Notiz durch die Blätter, der Verfasser sei irgend ein, allerdings gleichfalls „unlängst“ verstorbener Pfarrer in Württemberg gewesen; der Name ist uns entfallen, „bekannt“ klang er just nicht ins Ohr. Er würde es auch durch dies Buch nicht geworden sein, wenn das Titelblatt minder geheimnisvoll thäte, als jetzt. Zum Kortüm oder Schartenmayer haben dem Verfasser allerdings nur drei Eigenschaften gefehlt: der Humor, die Beherrschung der Form, die nirgendwo nötiger ist, als in dem Aufbau solcher, anscheinend ungelenken Strophen, und der Geschmack, der zu unterscheiden weiß, was sich zu humoristischer Behandlung eignet und was nicht, also genau jene drei Eigenschaften, um derentwillen wir Kortüms „Jobsiade“ und Schartenmayers „deutschen Krieg“ hochstellen. Zum Beweis, daß wir mit diesem Urteil dem Buch wahrlich kein Unrecht thun, zitieren wir die folgende Stelle, in welcher die Vorlesung des „Fiesco“ durch Schiller besungen wird, also eine solche, bei welcher der Stoff die humoristische Beleuchtung wohl verträgt:

Dieses Stück hat Schiller zuerst vorgelesen,
Da mehrere Schauspieler bei ihm gewesen,
Namentlich die Herren Beck, Iffland und Beil;
Aber von diesen ward ihm kein Beifall zuteil.

Vielmehr ein stilles Lächeln es ihnen anspreßte;
Wie der Schwabe aussprach die Buchstaben „s i“,
Auch haben sie ihn nachher tüchtig geneckt
Mit seinem übrigen schwäbischen Dialekt.

Auch das that die Herren gewaltig inkommodieren,
Daß er meinte, er müsse alles deklamieren,
Selbst die Parenthese („die Masken kommen herein“)
Hörte man ihn mit ungeheurem Pathos schreien.

Drum hat das Ganze sie nicht befriedigt,
Den Schiller aber hat es tief gedemütigt,
Daß der „Fiesco“, den er doch klüglich erdacht,
So unerwartet Fiasko hat gemacht.

Erst als die Herren das Stück selber gelesen,
Merkten sie, daß sie im Irrtum gewesen,
Und erklärten es sogar für ein Meisterstück,
Das die „Räuber“ hinter sich lasse weit zurück.

Weiter kann die gott- und humorverlassene Trivialität wohl nicht mehr gehen!! O doch! Das ist noch eine der gelungeneren Stellen . . . K. B.

— *Blumen aus der Heimat.* Schweizer-deutsche Gedichte von J. C. Heer. Zürich, Albert Müllers Verlag. Was der hochdeutsche Titel nicht vermuten läßt: eine Sammlung von Dialekt-Gedichten in Schweizer Mundart. Jene monzessionen, die Hobell und Stieler im Gebrauch des bayrischen, Anzengruber in jenem des

Digitized by Google

österreichischen Dialekts gemacht, verschmäht der Verfasser; er giebt die heimische Sprechweise mit aller Treue wieder und daraus wollen wir ihm keinen Vorwurf machen, denn in dem Reiz, den der treuherzige Dialekt auf den Nichtschweizer übt, sowie in dem Bestreben des Lesers, der Schwierigkeiten, welche das eigentümliche Idiom dem Verständnis bietet, Herr zu werden, liegt das Interesse, welches das Buch Fernerstehenden einflößen kann; die Schweizer werden sich kaum so viel damit beschäftigen, denn Herr J. C. Heer ist just kein schlechter, aber auch kein guter, sondern ein mittelmäßiger Lyriker: hätte er seine Lieder hochdeutsch gesungen, so wäre dies sofort klar, so aber erfahren wir es erst nach einigem Bemühen. Von eigentümlicher Empfindung und Anschauung findet sich kaum eine Spur; die weichen Töne schlagen sehr oft in sentimentale um, die fröhlichen in den bekannten Holldrio-Ton des wenig begabten Dialekt-Poeten. Das folgende Gedicht ist vielleicht die Perle der Sammlung; man übersetze es sich in's Hochdeutsche und wird dann selbst zu beurteilen vermögen, ob wir dem Dichter Unrecht thun:

Es Briefli:
Es Briefli, lueg, es Briefli
Was bringt echt das mir Gnets,
Vom Schätzeli es Briefli,
Vom Schätzeli en Gruez.

Was staht echt i dem Schrybe,
Staht echt, i sell's la ga,
Es well's, es well's la blybe,
Es chönn en andre ha.

O nei, vo luter Treui
Staht scho im erste Satz,
Im zweite, wie sich's freui,
Wänn z' Abig chämm de Schatz.

Mys Chind, de schrybt so fründtli,
De schrybt so churz und gnet,
De fägilt 's wyter mündtli —
Du lieb's, du herzigs Bluet.

Wie viel machen zwölf solcher Gedichte? Wir meinen: ein Dutzend. r. g.

— Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern von Josef Joachim (Basel. Schwabes Verlagsbuchhandlung. 1891) „Schweizerische Dorfgeschichte" wäre der zutreffendere Titel gewesen. Das Buch ist zu zwei Dritteln eine feine und fleißige Arbeit. Das letzte Drittel, der zweite, dünnere Band, fällt merklich gegen das Vorhergehende ab. Der erste Teil mit dem engeren Titel: „Peter, der Lenewirt" enthält eine ganze Reihe feinsinniger Beobachtungen und hübsch ausgemalter Scenen. Die Charakteristik der Personen ist zum weitaus größten Teil gut gelungen. Eine feine Studie z. B. ist das alte Schulmeisterlein und eine Gestalt voll Kraft und Leben Peter Krüger, der Gemeindeammann und Lenewirt. Die Erzählung schildert mit intimer Kenntnis des bäuerlichen Kleinlebens den vergeblichen Kampf des intelligenten, aber weltunkundigen Bauern mit pfäffischer Schlauheit und Bosheit auf der einen und der Übervorteilung und Ausnutzung durch städtische Gauner auf der andren Seite. Starke Weitläufigkeiten sollen um der zierlichen und fleißigen Ausarbeitung dieser Mosaikbilder willen ungerügt bleiben. Der zweite Band jedoch — „Sylvan der Unchrist" betitelt — entbehrt der feinen und sorgfältigen Ausprägung der Formen, wird weichlicher in der Sprache und bringt sogar starke Inkonsequenzen in der Charakterzeichnung einzelner Personen. Die Hauptgestalt wird sogar gegen das Ende mit völlig unwahrscheinlicher Sentimentalität belastet und umzieht dergestalt den Schluß der Geschichte mit einem Dunstschleier von Rührseligkeit, der ganz entschieden nicht zu dem kräftigen und gesunden Anfang paßt. o. v.

— Verfestet. Eine Berliner Geschichte aus dem Jahre 1380 von Oskar Schwebel. (Minden in Westf. Bruns' Verlag. o. J.) „Im Jahre des Heils 1380 am Tage des heiligen Laurentius ist die Stadt Berlin durch Feuer zerstört worden." So meldet eine Inschrift in der Berliner Klosterkirche. — Mit Sorgfalt hat der Verfasser unter Zuhilfenahme schwacher historischer Quellen versucht, einen Zusammenhang zwischen dieser Katastrophe und den Schicksalen des „edlen freien Friesen" Koppen Richard darzuthun. Der unschuldig Verfestete, d. i. der Geächtete, für vogelfrei Erklärte — wird unter dem Druck des erlittenen Unrechts aus einem treuen und opferfreudigen Bürger der Stadt zum Wegelagerer und Raubritter, der mit dem Schwert in der Faust Rache nimmt für Hinterlist und Tücke. Der gräßliche Brand ist zwar weder, was die Anstiftung betrifft, noch thatsächlich sein Werk, gefällt aber seinem heißen Zorn und da man ihn, als den Anführer der Rotte, zur Rechenschaft zieht, beugt er in plötzlich erwachter Reue sein Haupt und erleidet für diese Gedankensünde den Tod durchs Schwert. Die Sprache in der Erzählung ist überladen, gequält und strebt dem Stil der geschilderten Zeit angstvoll und oft vergeblich nach. Aber der Verfasser ist an der Hand sorgsamer geschichtlicher Studien ernsthaft und meist mit Erfolg bemüht gewesen, jene längst vergangenen Tage Berlins ins Leben zurückzurufen und der moderne Leser sucht mit wenigerem Interesse die ihm bekannten Plätze in Gestalt und Beleuchtung damaliger Tage zu erblicken. Glücklicher, als in der weiblichen Charakteristik der Personen ist der Autor in der Darstellung des Thatsächlichen. Besonders gelungen ist ihm die Schilderung des letzten entscheidenden Raubzuges Koppen Richards und die des grausigen Brandes, dessen düstre Flammenschrift unlilgbar im Buch der Geschichte Berlins verzeichnet steht. o. v.

— Gertrud von Loden. Eine Erzählung aus der Schwedenzeit von C. Quandt. (Braunschweig. Goeritz 1891.) Die historische Grundlage zu dem gut geschriebenen Buch ist nicht von großem Belang. Es handelt sich im Wesentlichen nur um den Marsch des Schwedengenerals Baner durch Hinterpommern, insbesondere durch Neustettin und die Haltung der Herzogin Hedwig dieser Thatsache gegenüber. Geschickt sind die Begebnisse der Erzählung in Zusammenhang mit diesen Vorgängen gebracht. Gertrud von Loden, die, mit einer Ausnahme, mehr passive als aktive Heldin, wird von Ewald Hertzberg, ihrem Geliebten, aus den Händen des wilden Generalissimus gerettet. Ewald, der eigentliche Held, hat sich außerdem, nach Überwindung von mancherlei Fährlichkeiten, von dem falschen Verdachte des Mordes zu reinigen. Dies gelingt ihm auch mittelst der endlichen Beichte seines sterbenden Todfeindes, Georg von Loden. Die Ereignisse tragen, obwohl zuweilen etwas romanhaft aufgeputzt, im allgemeinen das Gepräge der Wirklichkeit. Es ist der Verfasserin gelungen, ein lebhaftes, klares Bild jener Zeit zu entwerfen. In der Schilderung des Thatsächlichen, die manche vortrefflich aufgebaute Scene entwickelt, ist die Autorin entschieden glücklicher, als in der Charakteristik der Personen. Die weiblichen zumal, mit Ausnahme der Herzogin, hätten feinerer Ausarbeitung bedurft. Das Auftragen von starken Farben allein, wie bei der rachsüchtigen Frau von Loden, thut's nicht, ebensowenig die allzu zärtliche Stimmung, weiß in schneeweiß, wie bei Gertrud. Hier fehlt die weise Verteilung von Licht und Schatten. Die männlichen Figuren sind sämtlich besser gezeichnet. Besonders gut gelingen der Verfasserin die kräftigen lernigen Gestalten. Der wüste schwedische General, der Schloßhauptmann Lonnitz, der alte Bonin und der kecke Page Hans sind Figuren voll Leben und Frische. Und diese Frische ist auch der bleibende Eindruck, den die Arbeit hinterläßt. o. v.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck, auch im Einzelnen, ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Druck und Verlag von A. Haack in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google